Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Aus der Büchersammlung
Dittmar

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

3748

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Bücherei
Dittmar

RKELEY
BRARY
VERSITY OF
ALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

BERKE
LIBRA
UNIVERS
CALIFO

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

44. Jahrgang 1929/1930

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Seite

Aram, Kurt: Hildegard von Bingen. Lebensbild einer deutschen Nonne. (Zur 750-Jahrfeier der Heiligen) 449
Beetz, Dr. Wilhelm: Die Türken vor Wien im Jahre 1529 225
Berber-Credner, Hans: Mann über Bord. Skizze vom Kap Horn. Mit neun Abbildungen 545
Bergell, Prof. Dr. Peter: Kochsalzentziehung und Kochsalzmißbrauch . . 305
Bovensiepen, Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. und phil. Rudolf: Das Verbrechen und seine Bekämpfung 655
Edschmid, Kasimir: Cocktails 94
Fechter, Paul: Brücken. Mit fünf Abbildungen 328
Heck, Prof. Dr. L.: Tiergesichter. Mit fünf Abbildungen 453
Heinroth, Dr. Oskar: Bunte Papageien. Mit elf farbigen Wiedergaben nach Gemälden von W. Schmidt-Hild . . . 665
Hochgreve, Wilhelm: Bergräubers Talfahrt 563
Jagow, Dr. Kurt: Die Jugendliebe des alten Kaisers. Unveröffentlichte Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I. über seine Beziehungen zu Elisa Radziwill. Mit einem Bildnis 73
Kaufmann, Dr. Fritz: Carl Benz . . 673
Kayßler, Friedrich: Schauspielernotizen 62
Klinckowstroem, Graf Carl von: Taschenspielkunst und Psychologie 541
Manz, Dr. Gustav: Wie lerne ich reden? Bilder aus der Tätigkeit eines Sprachlehrers 620
Mayer, Anton: Das Menu. Eine gastrosophische Plauderei 336
Meisterwerke der Lichtbildkunst: Vier schöne Frauen. Mit vier Abbildungen 685
Meyer, Alfred Richard: Das neue kulinarische Berlin. Mit zehn farbigen Wiedergaben von Ölstudien usw. . . 624
Much, Univ.-Prof. Dr. Hans: Homöopathie, ihre Erfolge, ihre Grenzen . 181
Patek, Claire: Faschings- und Gesellschaftskleider 1930. Mit fünf farbigen Abbildungen 565
Perkonig, Josef Friedrich: Sonne über Dalmatien. Mit neun farbigen Abbildungen 512
Raven, Prof. Werner: Die Autostraße. Mit einer Karte 213
Rheinbaben, Rochus Frhr. v.: Stresemann und Weimar 390
Rickmers, W. Rickmer: Die reisende Wissenschaft 292
Samoilovitch, Professor R.: Der Weg nach dem Pol. Mit einer Karte . . 409
Schätz, Jos. Jul.: Große Berge und ihre Bezwinger. Mit dreizehn Abbildungen 204
Singer, Leo: Der Reitmeister der Hölle. Mit zehn Zeichnungen von J. E. G. Prestel jun. 525
Stegemann, Dr. Herbert: Die russische Frau 221

Seite

Trinkler, Dr. E.: Im Herzen Asiens — Chinesisch-Turkistan. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen photographischen Aufnahmen von W. Boßhard . 97
Windisch, Hans: Die neue Photographie. Mit acht Abbildungen in Tiefdruck . 309
Zentzytzki, St. M.: Die Amerikaner beim Wintersport. Mit sieben Abbildungen 610
Zuchardt, Karl: Philipp der Zweite . 521

Preisausschreiben

Preisausschreiben, Das neue: Wer kennt unsere Künstler? 129, 279, 508
— für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit (Ergebnis) 89

Neues vom Büchertisch

Baschin, Prof. Otto: Afrika — Seefahrten 689
Dessoir, Univ.-Prof. Dr. Max: Neue Bücher zur Handschriftenkunde . . . 230
Johst, Hanns: Sechs Bücher und ein Glückwunsch 115
— Romane und Novellen 227, 342, 458, 693
Monographien, Neue, zur Erdkunde . 232
R., Dr. K.: Velhagen & Klasings Büchertisch 1930 463
Spranger, Univ.-Prof. Dr. Eduard: Velhagen & Klasings Pädagogisches Lexikon 120
Strecker, Karl: Neues vom Büchertisch . 571
W., P.: Besuch bei Gustav Frenssen . 118
Wolff, Prof. Dr. Max J.: Kriegsbücher des Auslands 461

—

Alverdes, Paul: Die Pfeiferstube . . 227
Barbusse, Henri: Das Feuer 462
Blunck, H. F.: Land der Vulkane . . 574
Brautlacht, Erich: Die Pöppelswycker 458
Döblin, Alfred: Berlin-Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf 572
Fabricius, Johann: Charlottens große Reise 342
Finckh, Ludwig: Urlaub von Gott . . 459
Fleißer, Marieluise: Ein Pfund Orangen und neun andere Geschichten . . . 229
Frank, Leonhard: Bruder und Schwester 571
Gluth, Oskar: Der verhexte Spitzweg . 343
Grimm, Hans: Das deutsche Südwesterbuch 343
Gruhl, Waldemar: Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens 690
Harich, Walther: Letzte Ferien . . . 344
Hausmann, Manfred: Salut gen Himmel 694
Hesse, Max René: Partenau 117
Hinzelmann, Hans H.: Achtung! Der Otto Puppe kommt! 115
Huch, Ricarda: Neue Städtebilder . . 345
Jaspert, Willem: Afrikanisches Abenteuer. Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe 690
Kronberg, Max: Jugend am Start . . 115
Kuhnert, Artur: Kriegsfront der Frauen 228
— Wilhelm: Im Lande meiner Modelle 689

Digitized by Google

Seite

Lavater-Sloman, Mary: Isabellas Weg 344
Michael, Wilhelm: Infanterist Perlhobstler 228
Mohr, Max: Die Heidin 695
Mottram, Ralph H.: Der spanische Pachthof 462
Natonek, Hans: Der Mann, der nie genug hat 116
Nexö, Martin Andersen: Im Gottesland 117
Ponten, Josef: Seine Hochzeitsreise . . 695
Reck-Malleczewen, Fritz: Jean Paul Marat 696
Rolland, Romain: Clerambault . . . 463
Rosenberger, Eugenie: Auf großer Fahrt 690
Rother, Paul: Afrika lernt 689
Saudek, Robert: Experimentelle Graphologie 231
Schaeffer, Albrecht: Kaiser Konstantin 574
Schaper, Edzard Hellmuth: Der letzte Gast 460
— — Die Bekenntnisse des Försters Patrik Doyle 460
Schätz, Josef Julius: Berge und Bergsteiger 232
Schermann, Rafael: Die Schrift lügt nicht 231
Schickele, René: Symphonie für Jazz 229
Scholz, Wilhelm von: Der Weg nach Ilok 573
Schwartz, Hermann: Pädagogisches Lexikon 120
Sochaczewer, Hans: Menschen nach dem Kriege 693
Speyer, Wilhelm: Sonderlinge . . . 117
Stehr, Hermann: Mythen und Mären 574
Strauß, Ludwig: Der Reiter 230
Sylvus, Nöck: Lehrbuch der wissenschaftlichen Graphologie 231
Toth, Karl: Wien und der Wienerwald 232
Wassermann, Jakob: Christoph Kolumbus, der Don Quichote des Ozeans . 460
Werfel, Franz: Barbara oder die Frömmigkeit 571
Wharton, James B.: U. S. A. an der Front 462

Komposition

Huppertz, Gottfried: Marias Wiegenlied. (Aus des Knaben Wunderhorn) . . 413

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Seite

Adler, Julius: Schneeschipper. Gemälde. Tiefdruck . . . . . zw. 656 u. 657
Behn, Prof. Fritz: Bogenschütze. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 384 u. 385
Bohrdt, Prof. Hans: Kap Horn-Region. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 552 u. 553
Bracht, Prof. Eugen: Schloß in Rapollo. Studie. Faksimiledruck . . zw. 680 u. 681
Broquet, Leon: Schiffszieher. Gemälde Tiefdruck . . . . . zw. 488 u. 489
Cachoud, J.: Mondschatten einer Sommernacht. Gemälde. Tondruck zw. 168 u. 169

Seite

Carte, Anto: Die Schützen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Champion, Theo: Auf der Terrasse. Gemälde. Faksimiledruck. Titelbild
Czerny, Siegfried. Mädchenbildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 608 u. 609
Dombrowski, Carl Ritter von: Brunfthirsch. Gemälde. Faksimiledruck zw. 272 u. 273
Ehmig, Georg: Weinlese. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 104 u. 105
Erler, Prof. Fritz: Varieté. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 256 u. 257
Finetti, Gino von: Sonja Henie, die Olympia-Weltmeisterin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 472 u. 473
Foreau, Claudius: Rast an der Quelle. Gemälde. Tondruck . . . zw. 220 u. 221
Giacometti, Augusto: Bar Olympia. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 376 u. 377
Gruson, Paul: Knieende. Marmorbildwerk. Tondruck . . . . zw. 144 u. 145
Gutjahr, H.: Verzauberte Straße (in der Ramsau bei Berchtesgaden). Aufnahme. Tondruck . . . . zw. 600 u. 601
Hänisch, Prof. Aloys: Weihnachtsbaum im Abendlicht. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 352 u. 353
Hehmke-Winterer: Rita, die Pudelschönheit. Aufnahme. Tondruck zw. 300 u 301
Hofer, Prof. Karl: Maskerade. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 584 u. 585
Kampf, Prof. Dr. Arthur: Wasserballspiel. Gemälde. Faksimiledruck zw. 128 u. 129
Klimsch, Prof. Fritz: Der Genius. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 264 u. 265
König, Leo Frhr. von: Das Karussell. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 8 u. 9
Langer, Prof. Richard: Träumende. Bildwerk. Tondruck . . . zw. 16 u. 17
Lenk, Franz: Berliner Häuser. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 640 u. 641
Manz, Emil: Kämpfende Wisente. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 648 u. 649
Maria Magdalena mit der Haube. Ausschnitt aus einem deutschen Bildwerk des 15. Jahrhunderts. Tondruck zw. 556 u. 557
Neumann, Max: Caffè espresso. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 342 u. 343
Partikel, Alfred: Kartoffelernte. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 152 u. 153
Poetzelberger, Oswald: Chrysanthemen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 280 u. 281
Radziwill, Franz: Wilhelmshaven. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 56 u. 57
— — Prinzessin Elisa. Selbstbildnis. Bleistiftzeichnung. Tondruck . zw. 72 u. 73
Renger-Patzsch: Winter. Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 360 u. 361
Riedel, Arthur: Der Seiltänzer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 228 u. 229
Rimboeck, Max: Knud Eckener. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 368 u. 369
Rößner, Prof. Georg Walter: Bildnis der Tänzerin Guta Kemény. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 160 u. 161

Digitized by Google

Seite

Schöpflin, Hans: Altweibermühle. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 248 u. 249
Schulz-Matan, W.: Karneval (Bildnis Soebodra). Gemälde. Faksimiledruck zw. 496 u. 497
— — Schulhof. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw 462 u. 463
Sorin, S.: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 240 u. 241
Stübner, Robert E.: Erinnerung an den Opernhausball. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 480 u. 481
Wardle, Arthur: Leoparden. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 576 u. 577
Wenk, Albert: Meereswalten. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 432 u. 433
Wildt, Adolf: Papst Pius XI. Marmorbildwerk. Tondruck . . . zw. 176 u. 177

Text-Bilder

Arnold, Christian: Schachspieler. Holzschnitt 467
Bastiné, Joh. Baptist Joseph: Bildnis des Herrn Franz Chenet. Gemälde. Faksimiledruck 396
Bato, Josef: Anrichte im „Atelier". Aquarell. Faksimiledruck 632
— — Im Edenpavillon. Aquarell. Faksimiledruck 628
— — In der Küche des „Atelier". Aquarell. Faksimiledruck 627
Becker, Ludwig Hugo: Frühstück im Freien. Gemälde. Faksimiledruck . . 404
Behn, Prof. Fritz: Stierbrunnen. Steinbildwerk 466
Beier, O. H.: Polyphem. Radierung . 123
Bendemann, Eduard: Die Gattin des Künstlers. Gemälde. Faksimiledruck 399
Birkle, Albert: Klettenfeve und Josevetter. Gemälde. Faksimiledruck . . 237
— — Oberschlesische Halden. Gemälde. Faksimiledruck 132
Bloßfeldt, Prof. Karl: Weber-Karde. Dipsacus fullonum. Aufnahme. Tiefdruck 315
Brendel, Ursula: Acht Aquarelle zum Aufsatz „Die Puppenwelt der Fürstin Augusta Dorothea". Faksimiledruck . 441
Burkart, Albert: Schichtwechsel. Radierung 704
Camphausen, Wilhelm: Der Dorfpastor. Gemälde. Faksimiledruck 408
Champion, Theo: Strandkörbe. Gemälde. Faksimiledruck 134
Coello, Alonso Sanchez: Prinzessin von Eboli. Gemälde 581
Delitz, Leo: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 66
Dörner, Erhard: Bretterstapel. Aufnahme. Tiefdruck 314
Engert, E. M.: Boxer — Fechter. Scherenschnitte 122
Finsler, Hans: Sandformen. Aufnahme. Tiefdruck 310
Füßer, Hans: Bernard Shaw. Karikatur 703
Gerstenbrand, Alfred: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 67
Geßner jun., Richard: Paris bei Nacht. Gemälde 128
Gogh, Vincent van: Vierzehn farbige Wiedergaben van Gemälden. Faksimiledruck 25
Groeber, Prof. Hermann: Verwaltungsorgane der Gemeinschaftsgruppe Deutscher Hypothekenbanken. Gemälde . . 469
Grunenberg, A.: Skizze 64
Guillaume, Albert: Kampf um die Garderobe. Gemälde 583
Gutschow, Dr. A.: Acker mit Egge im Reif. Aufnahme. Tiefdruck 309
Hampel, Sigmund W.: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 70
Hasenclever, Johann Peter: Jobs in der Schule. Gemälde. Faksimiledruck 402
Hinz, Marlice: Mode von 1859 und 1929. Zeichnungen 465
Hlawa, Stefan: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 66
Hofer, Karl: Sieben farbige Wiedergaben von Gemälden. Faksimiledruck 586
Hoppé, O.: Spreehafen im Berliner Industrieviertel. Aufnahme 127
Hübner, Karl: Die schlesischen Weber. Gemälde. Faksimiledruck 403
Hüggler, Arnold: Esel. Bildwerk . . 125
Ittenbach, Franz: Bildnis der Anna und Kunigunde Ittenbach. Gemälde. Faksimiledruck 400
Jaeckel, Prof. Willi: Wald. Gemälde. Faksimiledruck 135
Janesch, Albert: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 67
Jank, Prof. Angelo: Über den Graben. Gemälde. Faksimiledruck 131
Kampf, Prof. Arthur: Illustration für das Jugendbuch „Der Husar von Rheinsberg". Faksimiledruck . . . 349
Keppler, Rich.: Architekt Karl Keppler-Stuttgart. Zeichnung 126
Kienmayer, Prof. F.: Elf Zeichnungen zum Gedicht „Kairo" 691
Kitasawa: Europäische Touristen huldigen in einem Teehaus japanischen Sitten. Gemälde 346
Kitt, Ferdinand: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 71
Klauß, Ernst: Grit Haid. Pastell. Faksimiledruck 352
— — Im Delphipalast. Pastell. Faksimiledruck 629
— — Im Haus Gurmenia („Traube"). Pastell. Faksimiledruck 625
— — Im ungarischen Restaurant „Hungaria". Pastell. Faksimiledruck . . . 630
Kolbe, Heinrich Christoph: Die Gattin des Künstlers. Gemälde. Faksimiledruck 394
Marquardsen, Otto: Konzert. Gemälde 700
Massonet: Fröhliche Gesellschaft. Gemälde 697
Miehe, Walter: Beim Austernmeyer. Studie. Faksimiledruck 627

Digitized by Google

Seite

Miehe, Walter: Nachts im Künstlereck. Studie. Faksimiledruck 632
— — „Roberts", Restaurant mit Bar nach amerikanischer Art. Studien. Faksimiledruck 631
— — Tanzabend. Gemälde. Faksimiledruck 626
Morillot, Octave: Fünf farbige Wiedergaben nach Gemälden. Faksimiledruck 537
Nikodem, Artur: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 68
Nüßlein, Heinrich: Seelenglanz. Gemälde. Faksimiledruck 351
Passini, Ludwig: Erzherzogin Gisela im Wagen. Gemälde 235
Pauser, Sergius: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 69
Pinner, Erna: Hundestudien 234
Pippel, Otto: Blick vom Feldberg ins Wiesental. Gemälde. Faksimiledruck 133
Poebing-Mylot, Max: Hans Koerfer-Köln. Gemälde 704
Poetzelberger, Oswald: Zwölf farbige Wiedergaben von Gemälden . . . 281
Prestel, J. E. G. jun.: Zehn Zeichnungen zum Aufsatz „Der Reitmeister der Hölle" 525
Radler, Friedrich von: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 65
Ramboux, Johann Anton: Ruhe auf der Flucht. Gemälde. Faksimiledruck 401
Renger-Patzsch: Trauben im Zuber. Aufnahme. Tiefdruck 312
Rethel, Otto: Familienbildnis von 1870. Gemälde. Faksimiledruck 395
Richter, Johann Heinrich: Bildnis von Frl. Christine Dernen, später Frau Aldenhoven Gemälde. Faksimiledruck 396
Richter, R. M.: Bildnis. Zeichnung . 677
Rönsberg, Carlotta: Beine. Aufnahme. Tiefdruck 313
Sacerdoti-Thomin, Adelina: Paul Oskar Höcker 579
Schachinger, Hans: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 72
Schadow, Fr. Wilhelm von: Die Geschwister. Gemälde. Faksimiledruck 397
Scheuren, Caspar: Jülichsches Dorf. Gemälde. Faksimiledruck 406
Schmidt-Hild, W.: Elf farbige Wiedergaben von Gemälden zum Aufsatz „Bunte Papageien". Faksimiledruck . 665
Schrödter, Adolf: Die betrübten Lohgerber. Gemälde. Faksimiledruck . 405
Schultz, Harry: Weihnacht. Radierung 465
Schwingen, Peter: Martinsabend. Gemälde. Faksimiledruck 407
Sedlacek, Dr. Franz: Der Gärtner. Gemälde 472
Serger van Panhuijs, Maja: Trabendes Pferd. Bildwerk 470
Sohn, Carl Ferdinand: Bildnis der Frau Adolf Simons geb. Kyllmann. Gemälde. Faksimiledruck 398
Stenbock, Graf Nils: Psychoanalyse. Zeichnung 236

Seite

Trautschold, Wilhelm: Frau von Ammon, geb. Delius, mit ihren Kindern. Gemälde. Faksimiledruck 393
Umbehr, Otto: Spielhof. Eine Berliner Landschaft. Aufnahme. Tiefdruck . 316
Walther, Hedda: Tiergesichter. Aufnahmen 453
Wetzel-Schubert, Marei: Clown Grock. Skizzen 703
Weston, Edward: Der Scharfschütze. Aufnahme. Tiefdruck 311

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Abendkleid, Langes, schwarzes, mit großen Taffetrosetten 699
Beißwenger, Elsbeth: Handgewebter Wandteppich. Faksimiledruck . . . 240
Brautkleider 124
Breuhaus, Prof. F. A.: Toilettentisch . 471
Doelcker, Richard: Wandbehang für ein Kinderzimmer 702
Gies, Prof. Ludwig: Holzschalen für Nüsse. — Keramische Vasen 348
Hablik, W. A. und Liane Haarbrücker: „Das eilende Vöglein". Klempnerarbeit in Silber und Opal. — „Falke". Klempnerarbeit in Messing und Silber 580
Hochhaus vor 5000 Jahren 701
Höcker, Paul Oskar: Jubiläum . . . 579
Japanerinnen. Aufnahme 233
Körner, Prof Max: Wandbehang für ein Kinderzimmer mit Märchen- und Spielzeugmotiven. Faksimiledruck . 350
May, Anny: Karierter Leinenstoff . . 698
Monatsheft, Das neue, in Caracas . . 121
Mozart-Silhouetten 584
Nitschke, Walter: Gläser 126
Pezold, Elmir von: Tänzer. — Verliebter Tänzer. Bildwerkchen aus Krepp-Papier und Draht 471
Phantasiestrohhut, Aufgeschlagener, fürs Frühjahr 699
Plakate 468
Renaissanceraum aus dem Hause des Sammlers Eduard Simon, Berlin 582
Steinkohlenbergwerk, Das moderne . . 702
Wiener Strickkunst für den Wintersport. Aufnahme 347
Wiens Belagerung durch die Türken . 288
Winterkleid und Wintermantel. Aufnahmen. Faksimiledruck 239

Der Beobachter

Anekdoten . . . . . (Heft 1)
— — um Autogramme . . . . . (Heft 4)
Berliner Bühnen . . . . (Heft 1, 3, 5, 6)
Geschichten um Wilhelm Gumprecht (Heft 4)
Goldes, Das Ende des . . . . . (Heft 4)
Kleinigkeiten, Die, am Wege. (Winke für Liebhaberphotographen) . . . . (Heft 2)
Opernfestwoche in Duisburg . . . (Heft 1)
Rundfunk, Rund um den . . . (Heft 2, 6)
Schallplatten-Rundschau . (Heft 1, 3, 4, 5, 6)
Wahlaufruf, Ein merkwürdiger . . (Heft 4)
Weltgeschichte in Anekdoten . . . (Heft 2)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf der Terrasse. Gemälde von Theo Champion

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg./September 1929/1. Heft

Der dumme Hans

Roman von Gustav Frenssen

Die Krone

Es hat uns immer geschienen, als wenn die Märchen eines Volkes durchaus von einer oder zwei einstigen Wirklichkeiten hergenommen, und danach, durch Erzählen und Wiedererzählen, erst ins Phantastische, eben ins Märchen, abgeglitten seien. Da es uns so schien, kamen wir zuweilen auf den Gedanken, von irgendeinem unsrer Märchen ausgehend, in Leben und Welt überall zu sehn, ob uns etwa solch eine Begebenheit, die Geschehnisse eines Vormärchens, über den Weg gelaufen sei oder grade vorübergehe, während wir danach suchten. Und seht, das ist uns nun widerfahren. Und zwar handelt es sich in diesem Fall um eins der bekanntesten unsrer Märchen, das in mehr als einer Fassung über den ganzen Norden und Angelsachsen überliefert ist. Nicht, daß beide Erzählungen, jenes Märchen und diese Wirklichkeit unsrer Tage, in allen Stücken gleich seien; aber die Haltung ist in beiden dieselbe. Die wirkliche Geschichte trägt das Märchenwunder in sich. Welche Geschichten aber sollte man lieber niederschreiben und in Druck geben, in diesen Zeiten, da Unzählige glauben, daß es nichts in der Welt gibt als Geld und Schlechtigkeit, als Geschichten von dieser Art?

Ihr müßt wissen, es ist ein langer, schwerer Krieg gewesen, und nun müssen die Menschen dafür büßen. Die Erde ist schlecht gepflegt und ärmlich geworden; die Schränke und Scheuern sind leer. Handel und Wandel stockt; das Kaufen ist schwer geworden; das Verkaufen noch schwerer. Und so ist denn das sommerliche Kinderfest im Kirchspiel Poggsee in diesen Jahren sehr bescheiden. In den Zeiten vor dem Krieg, Leute, was war es für ein Glanz! Dieser Kinderzug, voran der Amtsdiener, alt, aber steil wie eine gerichtete Lanze, dann wenigstens zehn Musikanten, dann, von kleinen Knaben getragen, in einer großen Laubkrone schaukelnd, das glitzernde schwere Silber der Geschenke, dann auf edlem Pferd der König, meistens ein großer, schulentlassener Junge — denn sie durften noch ein Jahr lang nach der Schulzeit an dem Fest teilnehmen —, um die Stirn die Krone von lauter aufrechtstehenden, silbernen Eichenblättern, zwischen den Blättern die Eicheln von walnußgroßen Bernsteinstücken, am Strand von St. Peter gefunden. Hinter ihm, alle zu Pferde, seine Adjutanten und Reiter. Dann das bunte Pferdchen Minka mit dem niedrigen Wagen, darin die Königin mit ihren beiden Jungfern in seidenen Kleidchen, jawohl, in Seide, auch wenn sie Arbeiterkinder waren und noch vor einer Stunde unter einer Ziege gesessen, sie zu melken. Und dann all die Paare, Hand in Hand, in schönen Kleidern, Locken auf schmalen Schultern, Kränze, Schärpen, rauschende Fahnen. Und an den Seiten den ganzen Zug entlang und vor den Haustüren die Erwachsenen. Und Sonne von oben und Wind von der Seite. Ah!

Aber nun? Seht, gleich an der Spitze, der Amtsdiener . . . der fehlt. Das Kirchspiel hat ihn entlassen, um zu sparen. Die Musik ist nichts weiter als eine kleine Bande von Trommlern und Pfeifern, von den Kindern selbst gestellt. Die Geschenke? Ach, es wäre besser, wenn man nicht von ihnen redete. Nein, wie baumelten sie kläglich und glanz-

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

los in der großen Laubkrone! Und wie dürftig waren im Zug so manche Kleider, wie verlagert die Schärpen, verblichen die Fahnen! Aber das Schlimmste war, daß der, welcher den besten Schuß getan und darum König geworden, nicht der rechte Mann war. Nein, man konnte nicht sagen, daß er der rechte war, diese schöne Krone von Silber und Bernstein zu tragen und in solchem Staat vor dem ganzen Zug zu reiten. Seht, um von oben zu beginnen: der Junge war ja ein Bauernsohn und groß und grade gewachsen, ja, soweit war alles gut; aber er hatte ein langes, verschlafenes, sozusagen abwesendes Gesicht, mit großer Nase und noch größerem Mund, und das dunkelblonde Haar hing ihm, als wenn es einfältig wäre, bis auf den Rockkragen; und sein Anzug von grauer und rauher Wolle, auf dem Hof selbst gesponnen, war von seiner Mutter nicht sehr fein zugeschnitten. Aber das hätte noch alles so hingehen mögen, wenn er auf einem schönen Pferd gesessen hätte; aber nun saß er, auf einer alten grauen Decke, mit gebogenem mageren Rücken, auf einem Schimmel, ach, der so unedel, alt und arbeitsmüde war, daß er offenbar gar kein Gefühl dafür hatte, daß er hinter der Musik ging und einen König trug. Und so war denn auch nur eine Meinung, sowohl im Zug der Kinder selbst, wie bei den Erwachsenen, daß dieser Junge, dieser Bendix Groth, besser getan hätte, wenn er heute geblieben wäre, wohin er gehörte, auf seinem abgelegenen Hof am Moorweg. Ja, gehörte er überhaupt in dieses Fest? Manche wußten gar nicht und mußten sich erst besinnen, daß die drei einsamen Höfe im Moor zu diesem Fest gehörten, so selten sah man diese Leute im Kirchspiel. Wann sah man z. B. diese Groths? So alle vier Wochen einmal, am Sonntag. Ja, dann konnte man sie nach der Kirche gehn sehn, den großen, schweren Mann mit dem steifen, würdigen Gang, in ungeschickt geschnittenem dunkeln Jackettanzug und neben ihm die kleine, schmale Frau mit scheuen, raschen Augen, die aus tiefen Höhlen sahn, im dunklen Wollkleid, ein Tuch um den Kopf, die mageren, verarbeiteten Hände um das Gesangbuch und das Taschentuch gefaltet, und hinter ihnen her, nie neben ihnen, wunderlich genau in den Fußtapfen seines Vaters, dieser große, ungeschlachte Junge, mit langem, nach vorne fallendem Gang. Ach, hart arbeitende, arbeitsgeduckte, schwer verschuldete, allzu ernste, zu wortkarge und zu mühsame Menschen. Moor- und Erdmenschen.

Aber seht, merkwürdig, obgleich es so stand, mußten die Kinder im Zug und auch die Erwachsenen, die neben dem Zug hergingen oder vor den Haustüren standen, immer wieder nach ihm hinsehn, so daß man sagen konnte, daß in diesem Kirchspiel, solange das Fest gefeiert wurde — und das war viele, viele Jahre lang — noch niemals ein König von so vielen nachdenklichen Augen betrachtet worden war. Obgleich wohl alle ohne Ausnahme, jung und alt, Weib und Mann, sich an seiner Erscheinung ärgerten, war doch zugleich irgend etwas an ihm, was sie hinderte, ihm ins Gesicht zu lachen oder gar abfällige Worte zu sagen, ja, was sie zwang, die ganze Erscheinung still sinnend zu betrachten, von der Krone herab und dem langen Haar, bis zu den schweren Pferdehufen mit den großen Haarbüscheln, die von jedem schweren Schritt geschüttelt wurden, daß sie zitterten. Es war keinem von all den Menschen klar, was es war, und es wäre nicht einer imstande gewesen, auch nur einen Satz über die Empfindung zu sagen, die er hatte. Es war, so wie sie ihn da in Schritt reiten sahn, irgendwie ein Schein um ihn, ein wortloses Staunen, ein silbenloses Raunen von Sonn- und Nebeltagen, von hellen, kurzen Sommer- und langen, dunklen Winternächten, von kalten, verregneten und schlechten Ernten und von sonnigen und schönen, von ernstem Lächeln und schweren Sorgen, von Hochzeiten voll scheuer Fröhlichkeit und harten Todesnachrichten aus dem Felde, kurz, von allem, was die tausend Menschen, die ihn sahn, und alle ihre Vorfahren vor ihnen hinter sich in der Erinnerung, und alle ihre Kinder vor sich in der Erwartung hatten. Ja, das alles sahen sie in ihm, während er so dahinritt.

Nun erreichte die Spitze des Zuges den Kirchspielskrug. Die Musik ging durch die breitgeöffnete Tür in den Saal. Die Reiter stiegen ab, genau so langsam und würdig, wie sie die Erwachsenen haben tun sehn. Die Pferde werden ihnen abgenommen und sie gehn der Musik nach, deren Schall schon lärmend gegen die Saalwände schlägt; der ganze Zug fängt an zu folgen; die Menge der Erwachsenen umdrängt ihn. Aber nun, seht, was ist das? Da sitzt der König, die Krone um das lange Haar, noch immer auf seinem Schimmel und macht keine Anstalten abzusteigen. Er hockt da auf dem schweren Tier, das mit gesenktem Kopf steht und kuckt andauernd nach der Laubkrone, die an der Wand lehnt. Der Amtsvorsteher von Howe, ein schöngebauter, steiler Mann mit dichtem rotblonden Haar und Schnurrbart und kühnen Augen, als größter Bauer und Amtsvorsteher der Herr des Festes, fragt ihn, ob er nicht absteigen und tanzen will.

Digitized by Google

„Nein," sagt er langsam und bedächtig, er kann nicht länger bleiben; er muß nach Haus und melken. Mutter ist ein wenig krank. Er ist auch müde. Müde? Ja, er ist um drei aufgestanden. Es sind so früh Torfwagen aus der Marsch gekommen und er hat sie vollfüllen müssen. Und der Wein, den er beim Umzug durchs Dorf bekommen hat, hat ihn dusselig gemacht.

„Du hast wohl noch nie Wein getrunken?"

„Nein, noch nie."

„Ja," sagt der Vorsteher, „dann willst du jetzt nach Hause reiten. Dann mußt du die Krone hergeben."

„Die Krone?" sagte er verwundert, „die bleibt ein Jahr lang im Hause des Königs... das ist immer so gewesen. Wissen Sie das nicht?"

‚Nein,' denken die Leute, ‚daß er das dem reichen und klugen von Howe zu sagen wagt! Aber er ist eben ein Taps, wie allgemein bekannt ist.'

„Na," sagt von Howe lächelnd, „willst du sie denn unterwegs auf dem Kopf behalten?"

Seine tiefversteckten, stillen Augen werden ein wenig weiter und bekommen von einem Feuer, das inwendig aufglüht, einen schönen Schein. „Ja," sagt er mit langsamer Verwunderung, „warum nicht? Da gehört sie ja hin?!"

„Eine Mütze hast du wohl gar nicht mitgebracht?"

„Nein, weil ich keine habe. Weder Mütze noch Hut."

Nein, wie langsam und gleichmäßig der Junge spricht und wie dusselig er aussieht. Nein, nun sieht man deutlich, daß es richtig gewesen ist, daß er von der dritten Bank weg aus der Schule entlassen worden ist und auch im Konfirmandenunterricht nichts hat leisten können. Seht, der Herr von Howe, der Amtsvorsteher, der weltgewandte Mann, Besitzer des größten Bauernhofs, Vorsteher einer Bank, Unternehmer von sieben Geschäften und Vater von vielen klugen und schönen Kindern, ist von den Antworten dieses Idioten auf den Mund geschlagen. Aber nun hat er sein schönes, boshaftes Lächeln wieder: „Dann sag' uns in Gottes Namen, worauf du noch warteſt?"

„Auf meinen Gewinn," sagt er und kuckt wieder nach der Laubkrone und winkt ihr zu, als wenn sie gefälligst hochkommen und ihm den Gewinn reichen soll. O, er ist sehr langsam und sehr ordentlich und achtet auf das Seine. Ein Bauernjunge.

Der Vorsteher winkt dem Jungen, der neben der Laubkrone Wache steht. Der nestelt ein Paar neue Holzpantoffeln los und reicht sie ihm. Er nimmt sie und hängt sie sich über den Arm. „Das ist der Königsgewinn?" sagt er.

„Das ist es," sagt der Vorsteher.

Er hebt und betrachtet sie. „Na," sagt er tiefernst und bedächtig, „das ist nicht viel. Aber sie sind gut gearbeitet und sind doch wenigstens 1.50 Mk. wert." Dann nickt er dem Vorsteher zu und wendet den Schimmel und macht sich auf den Heimweg.

Als er aus dem Gedränge heraus war, merkte er, daß neben ihm auf dem Fußsteig, in derselben Richtung, zwei Gestalten gingen, und sah, ohne geradeswegs hinzusehn, daß es die beiden jüngsten Kinder des Amtsvorstehers waren. Der Vorsteher von Howe hatte viele Kinder, so acht oder neun — genau wußte er es nicht, — und alle waren tüchtig, gleich den beiden Eltern. Die ältesten waren Söhne und waren schon Männer. Die kannte er nicht; denn sie waren alle, der Reihe nach, schon in jungen Jahren nach Hamburg und von da in die weite Welt gegangen und kamen selten oder nie heim. Aber die letzten Kinder, eben diese beiden Mädchen, die da neben ihm gingen, kannte er ein wenig. Die Erwachsene, ein schlankes, stattliches Mädchen, Maleen mit Namen, Maleen von Howe, so Anfang der Zwanziger, war Lehrerin in Kiel; die kleine, dreizehnjährig, in langem, rotblondem, krausem Kinderhaar, an ihrem Arm neben ihr, der kleine Nachkömmling, Anke, fuhr in ihrem Ponywagen vom Hof der Eltern jeden Morgen in die Stadtschule nach Ballum. Soviel wußte er, mehr nicht. Denn er wohnte ja draußen im Moor und war nur zum Schulgang ins Kirchdorf gekommen und war das Kind eines Moorbauern; sie aber Kinder von Howes. Oder sagte das etwa wenig? Hatte dieser steile und schöne Herr von Howe mit dem rotblonden Schnurrbart, den er noch altmodisch trug, so dicht und lang die Natur ihn wachsen ließ, nicht den größten Hof im Kirchspiel, dazu noch einen Holzhof — von allem Holz, wie der Landmann es für Haus und Feld braucht —, und lieferte Buhnenholz für das Watt und übernahm Straßenbau, und leitete die Bauernbank, die er selbst gegründet hatte? Und war das alles? Hatte er nicht einen Bruder, der in Argentinien ein großer Mann war, und eine Schwester, die auf der dänischen Insel Seeland mit einem wirklichen lebendigen Baron verheiratet war, und endlich diese sechs oder sieben Söhne in fremden Völkern und Erdteilen, die alle kluge und gar tüchtige Weltleute waren? Nein, wie sollte er diese beiden Mädchen kennen und was gingen sie ihn an und er gar sie; es lag ja eine ganze Welt zwischen ihnen.

Digitized by Google

Es kam aber noch hinzu, daß er sie scheute. Denn seht, die Howekinder hatten in Lebenshaltung und Sprache alle miteinander so etwas Sicheres, Kluges und Boshaftes in Gedanken und Mundwerk, und hatten da auf dem breiten, etwas unordentlichen, menschenreichen Hof jeder seinen eigenen Sinn und Weg gehabt; und diese letzten, diese beiden Mädchen, waren sicher von derselben Sorte, das konnte man an ihren Gesichtern mit schönem klaren Schnitt und klugen, raschen Augen deutlich ablesen. Nein, er wollte sich hüten, hinzusehn. Hoffentlich kamen sie in ihrer Bosheit nicht auf den Gedanken, ihn anzureden. Am besten war, er setzte den Schimmel in Trab.

Aber das war nicht so leicht. Ja, es wollte überhaupt nicht gelingen. Er redete ihm sogar zu, nannte ihn bei Namen: „Los, Balder!“ sagte er, „los!“ Aber der Schimmel war zu müde. Es war entsetzlich peinlich. Und so blieb nichts andres übrig, als die beiden anzusehn und ein Wort zu sagen.

Nun waren ihm die Gestalten, wie gesagt, nicht ganz unbekannt. Und Maleen, die ältere, die ihm in ihrer festen, schlanken Fülle, in kurzem hellen Kleid, sehr schön erschien, wunderte ihn auch weiter nicht. Aber über die kleine Anke wunderte er sich über die Maßen. Sie war in dem letzten Jahr, da er sie selten oder nie gesehn hatte, lang und dünn geworden und war der Schwester im klaren Schnitt des Gesichts nun ähnlich, aber unter dem schön gewellten rotblonden Haar schauten Augen, die ihm das Schönste und zugleich das Wunderbarste auf der Welt schienen. Es waren aber nicht allein die Augen, sondern die ganze Haltung, und die Art, wie sie ihn anlächelte, die ihn selig verwirrte. Indem sie nämlich auf der andern Seite am Arm der Schwester ging, bog sie sich um deren volle, runde Brust und beobachtete ihn so, ähnlich wie ein Vogel aus dem Nest kuckt, mit großer Ruhe. Er sah auf diese Art zwar nie das ganze Gesicht, sondern zu einer Zeit bald nur Augen, bald nur den breiten, schönen Mund, bald nur das helle, lockige Haar; aber er war in seinem schweren und tiefen, unschuldigen Gemüt von dem Anblick so entzückt, daß er kaum an Atmen dachte. Das Schönste und Wunderbarste aber war, daß, während Maleen ihn allerdings in der bekannten neugierigen, klugspöttischen Weise der Howes ansah, die Kleine nichts als stummes, sinniges, gedankenverlornes Staunen und Verwundern war. Und mit einemmal wußte er, daß die beiden absichtlich neben ihm hergingen, und zwar die Größere aus boshafter Neugierde, die Kleine aus einer besonderen menschlichen, verwunderten Zuneigung.

Er riß die Augen weg und sah wieder steif gradeaus. Ach, daß er so ungeschickt war! Ach, ach, wenn die beiden doch von ihm lassen und abbiegen wollten, oder wenn sie ihn wenigstens anreden wollten! Aber nein. Ob sie ihn wohl noch immer ansahn? Ob sie ihn nicht endlich anredeten?

So waren sie bis zu den letzten Häusern gekommen und kamen nun auf den freien Weg, der sich durch Heidehügel gräbt, die als Wälle dicht an ihn herantreten. Eine kleine Weile hörte man nichts als das schwere Stapfen des Schimmels in dem weichen Sand und den hellen Klang, wenn der Eisenbeschlag der Pantoffel gegen die großen Hornknöpfe stieß, mit denen seine Mutter die Jacke versehen hatte. Aber nun, endlich, sagte die Ältere ein Wort.

„Du bist Bendix Groth?“

„Ja,“ sagte er bedächtig, „der bin ich. Das wißt ihr beide auch ganz genau.“

„Sei nicht gleich so giftig,“ sagte Maleen. „Sag' mir lieber, welchen Platz hattest du zuletzt in der Schule?“

„In der Schule? O, den zwölften, glaube ich.“

„Warum denn? Bist du denn dumm?“

„Dumm?“ sagte er verwundert und dachte schwer nach, „dumm? Das weiß ich nicht. Das glaube ich nicht. Ich war meistens in Gedanken und dusselte so vor mich hin. Ich mochte nicht, was wir da trieben . . . nein.“

„So, du mochtest es nicht!“

„Nein. Wenn ich mal zufällig etwas mochte, dann hatte ich auch wohl Gedanken drüber, sogar viele, bloß sie waren sehr oft verkehrt. Sie waren wirklich verkehrt und Lehrer Jakobsen lächelte und die Gören auch.“

Trafst du denn niemals das Richtige? Ein blindes Huhn, weißt du, findet doch auch mal 'n Korn.“

Er schüttelte den großen Kopf. „Es ist euch Howes ja wohl ganz und gar unmöglich, nicht zu spektakeln. Ob ich auch mal 'n Korn fand? Allerdings. Ich habe dreimal den besten Aufsatz geschrieben. Bei weitem den besten. Weil ich das Thema mochte, weißt du. Aber was meinst du, was Jakobsen denn nun in diesem Fall sagte? Nun, sagte er, das hast du aus irgendeinem Buch abgeschrieben, oder deine Mutter hat dir geholfen.“

„Aha! Na, das stimmt ja denn! Da haben wir's ja, Anke!“

„Was habt ihr? Was ihr wohl habt!“

„Ja, siehst du, wir gehn neben dir her und beluchen dich so recht gründlich und

Digitized by Google

machen uns unsere Gedanken. Wir haben nämlich viele Gedanken über dich und bekommen immer mehr."

Die kleine Anke, zwischen Kinn und Brust der Schwester durchblickend, stieß die Schwester heftig an, so daß sie unsicher ging, und sagte: „Du sollst ihn nicht ärgern."

„Na ja," sagte er, „das sieht euch ähnlich. Dafür seid ihr ja bekannt."

Sie zuckte die schönen Schultern: „Wenn wir nun so sind? Wenn wir nun mal so viel Teilnahme haben für andere Menschen?"

„Ach, ihr . . . Teilnahme! Aber meinetwegen! Wenn ich Balder nicht in Trab bringen kann, um von euch loszukommen . . . was für Gedanken macht ihr euch über mich?"

„Zuerst die Pantoffeln."

„Die? Na, ich denke, ich habe ein gutes Geschäft gemacht. Ich habe keinen Groschen ausgegeben und die Pantoffeln gewonnen und die passen mir."

„Ja, aber daß sie das Königsgeschenk sind. Ein König auf hölzernen Pantoffeln?"

„O," sagte er bedächtig, „warum nicht? Wenn sie einen Bauern zum König machen, so geht er wohl zeitlebens doch auf Holzpantoffeln. Das finde ich ganz in Ordnung."

„Gut . . . aber nun diese Krone, die du noch immer auf dem Kopf hast, obgleich das Fest nun doch für dich vorüber ist, da du nach Haus reitest. Wir beide machen uns die schwersten Gedanken, was dir wohl dabei durch den großen, langen und etwas langsamen Kopf geht. Du kannst nicht leugnen, daß dein Haar . . ."

Die kleine Anke, die immer gebeugt ging und aus ihrem Schutz heraus ihn mit verliebtem Staunen anfunkelte, riß sie wieder am Arm, daß sie schwankte, und sagte wieder: „Du sollst ihn nicht ärgern."

„Was ich mit der Krone mache?" sagte er langsam, „ja, die verwahrt Mutter in der Eichentruhe in der besten Stube, und Sonntags, da besehen wir sie."

„Ja," sagte sie, „wenn ihr aber nichts weiter damit macht, warum wurdest du denn rot, als ich dich eben fragte?"

„Weil ich an deinen Augen sah, daß du mich belauertest, darum. Es kann gerne sein . . . du magst recht haben, daß wir auch sonst noch etwas mit ihr machen. Aber das geht dich gar nichts an und ich behalte es für mich."

„Soll ich es dir sagen?" sagte sie und ihre schönen Augen funkelten von boshafter Freude, daß sie ihn beschlichen hatte.

„Laß es lieber," sagte er bedächtig; „ich könnte nämlich, wenn du es eben gesagt hast, dem Schimmel einen Ruck geben, daß er dich gegen den Wall quetscht."

„Nein doch! Nun führen wir eine freundliche Unterhaltung und einen kleinen geistigen Kampf mit dir und haben erwartet, daß du dich mit geistigen Waffen wehren würdest, und nun kommst du mit den schweren vier Füßen deines Trampeltiers! Wir dachten so hoch von dir . . . Sag' mal, kennst du die Geschichte vom dummen Hans?"

„Vom dummen Hans? Ja . . . ja . . . natürlich . . . Die kenne ich."

„Da war ein Bauer, der hatte drei Söhne, und der jüngste war dumm und sie nannten ihn Dummhans."

„Ja, ja, das ist der Anfang."

„Ja, und sieh, nachher zeigte es sich, daß der Vater und die beiden älteren Brüder und der Lehrer und alle andern sich geirrt hatten; nicht sie waren die Klugen und er der Dumme, sondern es war umgekehrt."

„Ganz richtig . . . und nun?"

„Ja, wir beiden armen, schwachen Weiber gehen hier recht eng zwischen dem Heidewall und dem Pferdebauch . . . wenn du wieder einen Anfall bekämst . . ."

„Rede nur ruhig los; ich schone dich wegen der kleinen Anke, die besser ist als du und dich jetzt zum drittenmal anstößt."

„Ja, siehst du, als du da so vorm Zug daherrittest, haben wir bemerkt, daß sich alle, das ganze Kirchspiel Poggsee, schwere Gedanken über dich machten. Sie verfielen alle in tiefes Sinnen, was sonst nicht grade ihre Weise ist. Sie dachten offenbar alle . . . dieser Bendix Groth auf seinem Schimmel und die Krone in seinem langen Haar . . . er sieht aus . . . wie . . . wie . . ."

„Wie Dummhans."

„Ja . . . wenn Ew. Majestät ein wenig weiter nach links reiten wollen . . . unsäglich altmodisch, ungeschickt, langsam, dusselig . . . und doch wieder auch .. so .. so .., als wenn da was an ihm wäre, etwas Wertvolles, was alle andern nicht haben . . . so wie wenn . . . etwa in einem Moor . . . ein schwerer, sehr schwarzer und sehr häßlicher Pott gefunden wird, aber er ist bis an den Rand voll von schönem blanken Gold."

Er hatte den Schimmel noch etwas näher an den Wall gelenkt, so daß sie ziemlich eng gingen. „Und jetzt geht der Pott entzwei," sagte er drohend und kam noch näher.

„Nein!" sagte Maleen, „nun sind wir eine Strecke Wegs mit dir gegangen, weil wir dich so sehenswert fanden, ja, weil wir gradezu in dich verliebt sind, und setzen dir auseinander, daß wir . . . wohl ganz allein und als die ersten . . . das Gold in dir durchscheinen sahn, und nun behandelst du uns so!"

„Ihr in mich verliebt?" sagte er, „ihr spektakelt über mich."

Digitized by Google

„Na ja," sagte sie. „Was mich angeht, so hast du, wie ich merke, Unfreundliches von mir gehört; und ich bin ja auch, wie mein Vater und alle meine Brüder, etwas gefährlich mit dem Mundwerk und auch sonst. Vielleicht kann ich gar überhaupt nicht mehr lieben, da ich schon soviel geliebt habe. Aber an Anke hast du wirklich und wahrhaftig eine Eroberung gemacht. Sie verlangte stürmisch, daß wir das Gewimmel, in dem ich so wohlig herumplätscherte, verließen, und neben dir hergingen, damit sie dich ordentlich besehn könnte, bevor du ihren Augen nach dem Moor entschwändest."

Er sah die Ältere an und sah das Gesicht in schönster Bosheit ordentlich schweflig leuchten. Aber dann sah er zwischen ihrer Brust und ihrer hübschen, hochmütigen Nase das Gesicht Ankes. Und das leuchtete von Abbitte, Bitte und Liebe und zog so an ihm, daß er vor seligem Schwindel fast vom Pferde sank. „Ich glaube wohl," sagte er im Traum, immer noch an ihren Augen hängend, „daß sie besser ist als du; aber redlich . . . ist sie doch wohl auch nicht. Ihr Howes könnt gar nicht redliche Leute sein."

Da löste sich die Kleine plötzlich vom Arm der Schwester, sprang den Wall hinauf, lief vorwärts und kniete da, und schlug, als er in gleicher Höhe dicht neben ihr war, in rührender Verwirrung und Not, in jähem leidenschaftlichen Ausbruch von Liebe, die sich als Zorn zeigte, mit den dünnen Kinderarmen nach ihm und schrie weinend: „Ich bin doch redlich. Ich bin doch redlich. Ich und meine Mutter sind redlich." Und indem sie zugleich versuchte, in wildem Zorn nach ihm zu spucken, brach aus ihren dunklen blaugrauen Augen die brennendste Liebe hervor, die sich, von Not und Mitleid und Wahrhaftigkeit getrieben, aus unschuldigem Herzen ohne Hemmungen anbot.

Er war so verwirrt, daß der Atem ihm stockte. Er starrte sie mit offenem Mund und großen, ängstlich fragenden Augen an, während ihre kleinen Hände wie Engelsflügel dicht vor seinem Gesicht wehten. So schienen sie ihm wenigstens, trotz ihres Zorns. Er konnte kein Wort sagen.

Nun sprang sie schon zurück und zur Schwester auf den Weg und riß sie herum. Und nun war nichts mehr als heißes Weinen und warme Trostworte der Älteren. Mein Gott, Anke . . . was ist mit dir! . . .

Die Heimkehr vom Fest

Als er nun allein weiter ritt — er war blaß geworden —, blieb er noch eine ganze Weile in so großer Erstaunnis und Verwirrung, daß er keinen Gedanken faßte oder gar einen Satz sagte; er stieß nur Silben oder kurze Worte aus, die für den Schimmel gemeint und bedeuten sollten: „Mein Gott, Balder! O, was hat Gott da geschaffen! O, Wunder aller Wunder, o, zum Lachen und Weinen sieben Tage und Nächte! Balder, hast du gesehn, wie sie mit den kleinen Armen nach mir schlug und mich anspuckte, der himmlische Satan, und ein Hagel von blauen Edelsteinen aus ihren Augen gegen mich anschlug? Du tust dir soviel zu gut, daß du vor sechzehn Jahren vorm Hochzeitswagen der Eltern auf den Hof gekommen bist und so ein Jahr länger meine Eltern und unsern Hof und das ganze Moor kennst . . . ich weiß auch ganz genau, mein Lieber, daß du denkst: ‚Was ist er mehr als ich? Solange wir beide denken können, arbeiten wir miteinander in Schiet und Dreck auf dem Moorhof, und dabei gehe ich meistens voran, er hinterher . . . was ist da für ein Unterschied zwischen uns?' Ja, ich weiß, mein Lieber, daß du dich oft genug über mich erhebst und dich für verständiger hältst, als ich bin. Schweig, kein Wort dagegen! Als wir im März am Harkenteich pflügten und ich sagte, daß ich zaubern könnte, glaubtest du es? Und als ich dann wirklich und wahrhaftig die Moorhexe aus dem Teich herausholte, daß sie da mit ihrem gottverlassenen Gesicht am Rand saß und über ihre kleinen braunen Brüste strich und nicht wußte, wie sie aus dem Wasser gekommen, und hin und her schwankte, sahst du überhaupt hin? Und als wir noch einmal herumpflügen wollten und in Streit kamen, ob wir es erreichten, ehe die Sonne neben dem Kirchturm ins Meer ging — du sagtest nein, ich ja — und ich die Sonne bat, und bat so stark, obgleich ich kein Wort sagte, mit meinem Willen . . . das tat ich . . . Sonne, stehe still, sagte ich . . . genug . . . Sahst du hin? Aber jetzt, denke ich, zweifelst du nicht mehr, daß ich mehr bin und kann als viele andere . . . als alle andern! Gesteh es! Tu den Mund auf! So . . . so . . . so tat sie mit ihren kleinen Händen, und war von Sinnen."

Der Schimmel stapfte durch den Sand; jeder Schritt gab einen stumpfen, mühsamen Ton. Der Ton weckte den Reiter. Die Augen, die aus der Tiefe glühten, bekamen plötzlich etwas Erschrockenes, und dann etwas verschlafen Lauerndes. Den großen Kopf zwischen den Schultern sah er sich forschend um und sagte leise mit ganz veränderter, mut-

Digitized by Google

loser Stimme: „Immer wieder sausen die goldenen Fische durch den Kopf.“ Und indem er sich wieder umsah — nun mit ganz kühlen, nüchternen Augen —, sagte er bedächtig: „Hier ist also der Harkenteich, ungefähr drei Hektar groß, an den Rändern einen, in der Mitte gegen drei Meter tief, mit moorigem Untergrund. Und da, an dem neuen Tor von Tannenstangen, ist unser erstes Feld, und da drüben kann ich schon unsere Torfberge zählen ... sechs ... sieben ... acht, der Teufel hat keinen davon geholt. Morgen früh kommen vier Wagen aus der Marsch, große, mächtige Wagen und holen Torf. Wenn Vater und ich dann nach Haus kommen, fragt meine kleine Mutter nicht: ‚Haben sie bezahlt oder nicht?‘ Aber sie sieht Vater so an, daß ich weiß, daß sie wegen der Bezahlung fragt. Denn wenn es allen Landleuten schlecht geht, so uns besonders, weil wir viele Schulden haben und unser Land nie dränieren ließen und wir nun schon zwei nasse Sommer gehabt haben. Aber“ — mit neuem, leisem Funkeln in den Augen — „hat es Not, Balder? Lassen wir beide den Kopf hängen? Hab' ich nicht immer gesagt, daß ein großes Glück käme? Wenn du meinst, die Krone, die ich auf dem Kopf habe, bedeutet nicht viel ... Bedeutet nicht viel? Wenn ich, grade ich, sie bekommen habe und mit ihr auf dem Kopf den Moorweg entlang reite zwischen unsern Feldern, und am selben Tag die Prinzessin, von der ich immer geredet, da plötzlich auf dem Wall kniet und mit ihrem schönen Gesicht und ihren kleinen Armen in mein Gesicht hineinhext, als wollte sie hineinfliegen, und war ganz aus ihrem Verstand gesprungen? ... Sag' ein Wort, zum Donnerwetter!“

Der Schimmel stapfte weiter und jeder Stapf gab einen dumpfen, mühsamen Ton, davon wurde der Reiter wach und fiel wieder vom Himmel. „Immer wieder die goldenen Fische,“ sagte er mit glanzloser, bedrückter Stimme und sah sich wieder spähend um. Dann blickte er grade vorwärts nach dem elterlichen Hof. „Das ist nun also unser Hof, liebe Leute. Nein, was für ein riesengroßes und ganz verfallenes Strohdach! Und die Heidesoden oben auf dem First entlang sind wahrhaftig so alt, daß langes Gras darauf gewachsen ist; und Büschel von Heide- und Marienblumen, und gar drei Eschenkörner haben sich da angesäet und Wurzel geschlagen, und die kleinen Eschenbäume wehen wahrhaft da oben im Wind. Und quer über den mächtigen, schrägen Seiten, die so groß sind, wie Feldstücke, haben wir lange Tannenstämme gelegt, weil das Stroh dünn wird und der Sturm es hochtreibt und es durchregnet. Nein, was für ein gewaltiges, schweres Dach! Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die müden, alten Mauern von der Last schief und krumm geworden sind. Wenn es noch lange so steht — ich will sagen, noch dreißig Jahre — dann sind die niedrigen Mauern wohl ganz zusammengesunken und es liegt da wie ein riesiger Heidehügel mitten im Moor, und niemand denkt, daß es noch hohl ist und voll von Menschen und Vieh. Wunderlich, daß es nicht schon lange abgebrannt ist! Die beiden Nachbarhäuser sind doch abgebrannt, als sie alt waren. Sie sagten beide, wir haben nun hundert Jahre lang redlich, Jahr für Jahr, unsern Beitrag an die Brandkasse gegeben, nun sind wir alt und wollen brennen. Das eine brannte vom Gewitter. Es sagte: ‚Blitz, komm,‘ und er kam. Im andern ... da fiel eine Stallaterne um ... die einen sagen, vom Stoß von einem Fohlenfuß ... andere sagen, von einem Menschenfuß ... genug, es sagte auch: ‚Ich bin alt, ich will nun brennen.‘ Da brannte es. Aber unser Haus brennt nicht. Und es wäre so gut! Es ist so unpraktisch für den jetzigen Betrieb und wir müssen Jahr für Jahr für teures Geld daran flicken, und müssen Jahr für Jahr dies entsetzlich hohe Versicherungsgeld bezahlen, und jedes Jahr kommt der Tag näher, an dem wir erkennen, daß alles Flicken nichts mehr hilft, daß wir es niederreißen und von eigenem Geld ein neues bauen müssen ... und wie sollen wir das, in dieser schlechten Zeit, und verschuldet, wie wir sind? Wenn es doch brennte! Wenn es doch brennte! Brennte! Brennte! Willst du nicht? Dann muß mein Vater der alten Stallaterne einen Fußtritt geben oder meine Mutter ein Zündhölzchen ins Heu werfen. Und wenn sie das nicht tun, mein Vater nicht, weil er ein großer, langsamer Elefant ist und auch viel zu gut ... er könnte nicht wieder schlafen, wenn auch nur ein Hühnerküken verbrennt ... und meine Mutter nicht, weil sie ein kleines schneeweißes Schaf ist und so fromm, daß sie nicht einmal um einen kleinen Blitzstrahl beten kann, dann muß ich es tun. Aber noch nicht! Nein, noch nicht! Denn wer weiß, Balder? ... Wer weiß? Vielleicht ist es nicht nötig! Vielleicht ... vielleicht kommt andere Hilfe! Ganz andere! Vielleicht bringe ich den ganzen Kram auf eine gewisse andere Art in Ordnung, das alte Haus, die Felder und die Schulden. Du bist ja nicht so gläubig wie ich; wir haben oft darum gestritten beim Pflügen und Eggen, oft so hart, daß es dicht dabei war, daß Schimmel und Pflug und Mann ins Moorloch rutschten. Aber nun? ... Meinst du, daß irgend

Digitized by Google

etwas auf der Welt ohne Bedeutung ist? Nichts, mein Lieber, nichts! Nicht der Flug eines Sperlings übers Dach und der Lauf einer Maus um einen Grasbult! Wer krachte dem Holzvogel heute den Schuß auf die Brust? Was habe ich auf dem Kopf ... in meinem langen Haar ... Und wer kniete da auf dem Wall und wollte in mich hineinspringen, wie ins Himmelreich ...? Wenn ich in mein Reich komme ..."

Er wollte die Hand heben, um dem Schimmel sein Reich zu zeigen — so weit er sehen konnte nämlich —, da erschreckte ihn das Wort, das er eben gesagt, weil es biblisch war, und er war plötzlich wieder unten und wurde blaß und sagte leise: „Die Fische ... es ist heute ganz schlimm mit ihnen, immer flitzen sie hin und her. Es ist des Teufels."

Aber er wurde nach seiner Natur rasch wieder munter, spähte, die große Nase voran, nach dem Hof hin und fing an, sich zu wünschen, in welcher Reihenfolge die Hausgenossen ihn sehen möchten. Es waren daheim fünf Menschen und jeder vom andern verschieden; und es war keine kleine Sache, sich die beste Reihenfolge auszudenken. Und er war noch dabei, die fünf wie ebensoviel Karten immer anders zu mischen, da erreichte er schon die Hofstätte.

Und seht, nun war es ihm nicht recht, daß die ältere von den beiden Schwestern, Therese, die hagere, vierzehnjährige mit dem strohgelben Haar und sommersprossigen Gesicht, die erste war, die herauskam. Nein, es war ihm durchaus nicht recht. Er war sehr ehrgeizig und wollte gern bewundert werden, daß er so geehrt und so herrlich geschmückt nach Hause kam, und wußte, daß diese Schwester sich nicht mit ihm freuen und ihn nicht bewundern würde. Und seht, so war es. Sie strich nach ihrer Gewohnheit über das strohgelbe Haar, ob es auch glatt und straff genug um den hageren Kopf lag, und sagte mit ihrer spröden, magern Stimme: „Hast du die Krone auf dem ganzen Weg auf dem Kopf gehabt? Das gehört sich nicht ... Wo hast du deinen Gewinn? Die Pantoffeln? Na, einerlei, es ist besser als nichts ... Schade, daß sie mir nicht passen; ich könnte sie wohl brauchen. Aber dir passen sie gut ... Komm nun nicht auf den Gedanken, daß du sie an Tobias verschenkst, den Taugenichts." Damit ging sie wieder an ihre Arbeit in die Küche.

Als die Schwester Therese nun gegangen war, war es ihm doch recht, daß sie die erste gewesen. So hatte er nun den Druck hinter sich, den er immer fühlte, wenn sie ihn mit ihren kühlen, prüfenden, grauen Augen ansah, oder wenn sie gar den schmalen Mund öffnete. ‚Gott sei Dank,' dachte er, ‚daß ich das hinter mir habe.'

Und nun kam der Vater. Der Vater ... der war freilich auch noch nicht der rechte, um ihn zu empfangen, wie er es sich wünschte. Aber er war doch nicht geradezu unfreundlich wie die ältere Schwester. Er kam groß und schwer, mit einer mächtigen Tracht von Schilf und Ret auf dem Kopf, vom Felde; er konnte vor den herabhängenden Halmen kaum seinen Weg sehn. Aber als er nun die Tracht etwas hob, so daß er die Augen freier bekam, lächelte er doch über das breite, gutmütige Gesicht. „Sieh," sagte er langsam und mit einer Art von einfältiger Würde, wie er immer redete, „ich bin in meiner Kindheit siebenmal zum Kinderfest gewesen; aber so weit habe ich es nicht gebracht. Ja, das ist die alte Krone! Und ein Paar Pantoffeln? Na, besser als nichts; die sind warm und trocken im nächsten Winter im Stall." Aber mit diesen bedächtigen, einfältigen Worten hatte er sich nun genug mit seinem Sohn beschäftigt; jetzt kam der Schimmel. Er ließ das Bündel vor Balder niederfallen und kraulte seinen Hals. „Alter Moorkerl," sagte er und klopfte ihn, „du hast viel mit uns erlebt; aber so Wunderliches noch nie." Und er fragte, was er zur Musik gesagt hätte, und lächelte hochmütig, als er hörte, daß er sich daraus nicht das geringste gemacht hätte. „Ja, ja," sagte er, „das ist ein Kerl, der alte Balder," und nahm den Rest des Bündels wieder auf und unter den Arm, faßte mit der Hand in die Trense und führte den Schimmel nach der Weide.

Nein, der Vater war auch noch nicht der richtige, ihn zu empfangen. Nein. Seine Gedanken flogen sicher nicht höher als das Dach seines Hauses. Hatte er nicht mehr Teilnahme am Pferd gezeigt als am Menschen? Die Krone noch immer im Haar, sah er sich um, ob nicht bessere Leute kämen. Und seht, da kam die kleinere von seinen beiden Schwestern, die kleine fünfjährige Lili, blondgelockt, zierlich und weich, das Gegenstück zu der gelben, nüchternen Schwester. Sie war ja auch noch nicht die rechte; aber doch besser als die beiden ersten. Sie kam aus dem Garten gelaufen, wo sie zu ihrer Überraschung unterm Beerenbusch ein Nest mit Hühnereiern gefunden, hatte sich den ganzen kleinen Arm damit bedeckt und brannte vor Begierde, es dem ersten, den sie traf, zu melden, hatte den Mund schon geöffnet, ‚Eier' zu rufen, da sah sie ihn. Nein, wie sie schrie, das kleine Ding. Sie kniete im Gehen und ließ die Eier vom Arm auf die Erde rollen, lief und streckte die Hände nach der Krone, und bekam sie, und wollte sie sich aufs Haar

Digitized by Google

Das Karussell. Gemälde von Leo Freiherrn von König

Digitized by Google

Digitized by Google

setzen, und wurde nicht weiter dadurch gestört, daß sie über den kleinen Kopf weg auf die schmale Schulter herabsank, und drehte sie nun und betastete sie mit den kleinen Händen und bog auf jede zierliche Art den schmalen Hals, und suchte sie zu sehn, und unterließ dabei nicht, nach ihrer Gewohnheit, sich die Locken aus den Augen zu streicheln.

O, ja, das war ja schon ganz hübsch. Aber die richtige Person für diesen Augenblick war auch diese noch nicht. Nein, es gab für diesen Augenblick und auf dieser Hofstelle noch bessere Leute. „Wo ist Tobias?" sagte er. Tobias war der Dienstjunge, der schon drei Jahre hier auf dem Hof war.

Und sieh, da kam er. Ein stämmiger, kleiner Kerl, nichts weiter an als Hemd und Hose. Er kam vom letzten Feld im Moor, wo er den ganzen Tag — er hatte als Mittagessen Brot und Buttermilch mitbekommen — Torfsoden aufgesetzt hatte, und war von oben bis unten mit Torfmull bedeckt. Ja, das war der richtige, und das war die rechte Art! So wird einer empfangen, der als einfacher Junge — und noch dazu von den meisten Leuten für dumm gehalten — von einem alten Moorhof aufbricht, in hausgesponnenem Anzug und ohne Mütze und auf einem alten Schimmel ausreitet, und am selben Abend schon als König wiederkommt! Seine kurze, stämmige Gestalt reckte sich ordentlich vor Staunen. Seine immer weit offenen, staunenden Augen standen wie Kugeln, und sein rotes Haar stand vor der untergehenden Sonne in hellen Flammen um sein rundes, sonnenrotes Gesicht. Er war so gelaufen, daß er nach Atem rang. „Ich sah dich schon, als du beim Harkenteich warst, und dachte: ‚Was hat er da auf dem Kopf? Hat Balder ein Eisen verloren, denke ich, und hat der verrückte Mensch sich das auf den Kopf gesetzt?' Aber da erkannte ich es plötzlich und machte, daß ich herkam. Nein! Pantoffeln? . . . Ach so . . . nun ja . . ." Nein, Gott weiß, die Pantoffeln hatten nicht seine Teilnahme. Was schierten ihn Pantoffeln, wenn da eine Krone war. „Laß mich auch mal anfassen, kleine Lili." Die Kleine, ihres Spiels müde, hob sie sich über den Kopf und sagte: „Setz' du sie mal auf!" . . . Was? Er sie aufsetzen? Er wich ordentlich zurück; solche Angst hatte er davor. „Ich . . . ich bin doch kein König?" Er nimmt sie mit spitzen Händen, die von Torfstaub dunkelbraun sind, und hat sie ungeschickt und staunend in den Händen und gibt sie an Bendix. „Setz' sie noch mal auf," und beugt sich zurück, und betrachtet Bendix und hat dabei ordentlich trunkene Augen. „Ich habe immer gedacht," sagte er begeistert, „daß es mal 'n wunderlichen Gang mit dir geht! Und nun, siehst du wohl, nun geht es los."

Na ja, seht ihr, da ist es. Endlich! Ja, dieser Tobias . . . der ist ein Mensch von Gaben. Er ist jederzeit bereit, ein Verdienst anzuerkennen, ja ist bereit, wo es auftritt, ein Wunder zu sehn und zu bestaunen. Ah, man fühlte sich wohl unter diesen Augen! Selbst ein König, der wahrhaftig viel vom Menschenauge verlangt, fühlt sich wohl unter diesen Augen! Aber der richtige . . . nein, der richtige ist er dennoch nicht. Nein. Seht, es fehlt irgend etwas, ein Gefühl für die ganze Größe und Tiefe dieses Wunders Dieser Tobias sieht den Schein um den Kopf und sieht wohl auch sonst allerlei mögliche äußerliche Wunder; aber das Innere, das aufgewühlte, stürmende, völlig verirrte Herz, die von unten stürmisch wogenden Hoffnungen, die gen Himmel spritzen, die sieht er nicht. Nein, der richtige ist auch er noch nicht.

Aber nun seht, da kommt die Mutter unter der Milchtracht von der Kuhweide. Von zierlicher, schmaler Gestalt und das Haar von frühem Leid um das schwere Sterben dreier kleiner Kinder früh eisengrau, blaß und etwas gebückt, geht sie langsam und vorsichtig, die Augen auf den Weg; denn die Eimer sind sehr voll und schwer. Aber nun schreien die Kleine und Tobias gleicherweise und sie sieht auf. Sie läßt sich ein wenig in die Knie sinken, daß die Eimer auf der Erde stehen, läßt die Kette fahren und sagt, indem sie den Sohn mit seinen eigenen, von Wundern vollen Augen ansieht, mit bebender Stimme: „Bendix!" Ja, hört diesen Ton! Mit diesem Ton steht er, Bendix Groth vom Moorhof, gewissermaßen . . . gewissermaßen? . . . als Einzelfigur in der Mitte des Weltalls, und alle Menschen, Geister, Heilige und ihre drei toten Kinder und Gott Vater selber sehn aus dem ganzen Weltenrund auf ihn nieder. Aber es ist nicht so, daß all diese Kräfte und Geister etwa mit freundlichen oder gar lachenden Augen auf ihren Sohn sehn, o nein, davon ist die kleine Mutter weit entfernt. Nein, in ihrer Freude ist viel Bangen und Sorge. Tobias hat die Eimer erfaßt und bringt sie nach der Küche; und die Kleine und das Kätzchen, beide begehrlich nach der kuhwarmen Milch, gehn mit. — „Was mag es bedeuten?" sagt die kleine Mutter leise, und streichelt die Pantoffeln. „Die Pantoffeln . . . ja, das ist gut, die bedeuten niederen Stand und Arbeit. Alles wie Gott will. Aber daß du König geworden bist! Gerade du! Wenn es einer von den großen Bauernjungen gewor-

Digitized by Google

den wäre, würde es wohl bedeuten, daß er die Nase noch höher tragen würde und dann in den Sand fällt. Aber was bedeutet es für dich? Du bist doch nicht hochmütig. Nein, worauf könntest du hochmütig sein. Unser Haus ist alt und verfallen, und unser Land ist moorig und wasserstarrig, und wir sind überschuldet; und der Lehrer hat immer von dir gesagt, daß du ein rechter dummer Hans bist; und bei der Kinderlehre im Kirchensteig hast du keine Antwort gewußt. Nein, weswegen solltest du hochmütig sein?" Sie sah ihm mit ihren tiefen, funkelnden Augen durch und durch. „Wenn man deine Augen sieht," sagte sie leise und sinnend, „und hört, was du zuweilen mit den Kindern redest, kann ich nicht glauben, daß du dumm bist. Oder bist du doch hochmütig? Treibst du wunderliche Gedanken und der Narr, der Tobias, hilft dir dabei? Ich bitte dich, bleib' demütig! Bleib' demütig! Was Gott dir auch beschert, es sei Geringes oder Großes!"

‚Ach,' denkt er, ‚die kleine fromme Mutter, ja, das sieht ihr ähnlich! Sie sieht ja wohl alles, Sterne und Erde, Land und Meer, Holzpantoffeln und Krone in anderm Licht als sonst die Menschen; sie sieht ja wohl alles, auch das Kleinste, auf den Grund des weiten Himmels gemalt.' Es wird ihm unheimlich unter den eigenen Wunderaugen, die ihn aus dem Gesicht der Mutter anglitzern; er wendet den Kopf und sieht steif zur Seite. Ach, auch die Mutter ist nicht die rechte. Keiner ist der rechte.

Er drückt sich in stummem Trotz die Krone ins lange Haar und geht mit seinem schweren, fallenden Knabengang, als wenn er in weicher Moorerde geht, nach dem Stall, um auch selbst nach Balder zu sehn.

Der Verlust der Krone

Am folgenden Vormittag, so um zehn Uhr, fing es an zu regnen, und von dieser Stunde an war es fast ohne Unterlaß acht Wochen lang regnerisches oder doch trübes Wetter und die Ernte zog sich unter schwerer Mühe lange hin. Auf den höheren Ländereien war es ja nicht so schlimm, aber im Moor schrecklich. Und so war keine Zeit, viel an die Krone in der Lade zu denken; es war nicht einmal Zeit, die Pantoffel zu tragen, sondern es hieß vom Morgen bis zur nassen Dämmerung in den hohen Stiefeln zu stehn und mit schwerem Schritt über aufgeweichtes Land zu gehn.

Aber doch stand es nicht so, daß die Krone ganz vergessen war. O, nein, es stand so, daß, wenn auch mit geschlossenen Lippen, viele Gedanken um sie kreisten. Das wurde recht deutlich an den Sonntagnachmittagen, wo das ganze Haus doch drei bis vier Stunden von jeder Arbeit ruhte. Dann kam die kleine Lili zu ihm und bat mit leiser Stimme, die so feierlich wie eine feine Glocke klang, . . . weil sie schon an die Krone dachte, die sie sehen würde —, daß er sie zeige. Dann ging er mit ihr in die Sonntagsstube; zog den Schlüssel mit den arbeitssteifen Händen aus der Tasche, schloß die Lade auf, öffnete die altmodische, mit bunten Vögeln bemalte runde Holzspanschachtel, schlug das grünseidene Halstuch der Mutter auseinander und nahm mit spitzen Fingern die Krone heraus. Und dann standen sie alle drei . . . Tobias war hinterhergekommen . . . und bestaunten das schöne, blanke Ding, das keinen Zweck und Nutzen hatte und selig und geheimnisvoll war in sich selbst, und Lili strich mit ihren kleinen Händen immer wieder darüber, bis sie damit aufhörte und nur still betrachtete wie die beiden andern.

Die Krone wurde wieder, während alle drei atemlos auf sie starrten, solange noch etwas von ihr zu sehen war, in das Seidentuch getan und in die Spanschachtel verschlossen . . . der Deckel der Lade senkte sich wieder, der große Schlüssel knackte in dem alten Schloß und alle verließen auf den Zehenspitzen die Stube; und atmeten erst wieder, wenn die Tür hinter ihnen zugemacht war und die trockne, gelbe Therese von ihrer Arbeit aufkuckte und mißbilligend ein spöttisches Wort sagte.

Aber noch klarer trat die sonst so heimliche Bedeutung der Krone hervor, als dreimal in diesem Sommer, und jedesmal um Mitternacht, mit der aufkommenden Flut schwere Gewitter übers Moor gingen. Es ist ja allgemein Brauch auf dem Lande, daß die ganze Familie sich dann bereithält. Im Moor waren die Gewitter noch dazu besonders gefürchtet; der Nachbarhof war vom Blitz entzündet und mehr als ein Stück Vieh auf dem Feld erschlagen. So erhoben sie sich denn, todmüde von schwerer Arbeit, aus ihren Betten und versammelten sich völlig angekleidet, gestiefelt und die Köpfe bedeckt, auf der großen Vordiele, wo zwischen den beiden alten, schweren Schränken Platz genug für sie alle war. Jeder hatte seinen Sonntagsanzug auf dem Arm und nebenbei noch irgendein besonderes Stück in den Händen. In der Mitte saß die Mutter und hatte, als ihr bestes Gut . . . besonders nach dem Tod

Digitized by Google

ihrer drei Kleinen . . . die kleine Lili auf dem Schoß, die halbverschlafen an ihrer Brust lag und sich keine Gedanken machte. Auf der einen Seite der Mutter stand der große Vater, der hatte in einem alten Briefumschlag die wichtigsten Papiere, vor allem den Abschlußschein und die letzte Quittung der Feuerversicherung, unterm Arm. Er trat dann und wann ans Fenster und versuchte beim Schein des Blitzes die Tiere zu erkennen und zu zählen, die nah und fern auf den Feldern gingen. Auf der andern Seite standen Tobias und Therese und hielten, indem Therese leise mit ihm zankte, Katze und Hund in den Armen. Bendix stand mit dem Beile an der geöffneten Stalltür, um ins Hinterhaus zu springen und die Tiere zu lösen, die im Sommer im Stall waren, daß sie sich retten konnten. So hatte jeder seinen Posten und war bereit, und hoffte und wartete mit Grausen. Denn sie hofften alle, auch Tobias, der ganz zu ihnen gehörte, daß der Blitz einschlüge und alles in Feuer setzte. Denn so vertraut und lieb ihnen die Räume und das ganze große, alte Haus war, so war es doch aus vielen Gründen sehr nötig, daß es jetzt endlich abbrennte. So saßen und standen sie und warteten. Der Vater, dann und wann vom Fenster zurückkommend, sagte wohl leise: „Ich konnte das Fohlen deutlich sehn. Merkwürdig, daß es nicht vor Angst rast; es steht neben der Mutter und ist verständiger als ein Menschenkind.“ Oder: „Sieh, da war Balder: er leuchtete ganz weiß in dem Schein. Er stand und fraß, der alte Kerl, so als wenn nichts los wäre.“ Tobias, in einem Arm seinen Anzug, im andern die Katze, sah mit seinen großen, immer verwunderten Augen zur Seite auf Therese und sagte leise: „Wie ist es möglich, daß dein gelbes Haar auch jetzt so glatt ist. Ist es denn niemals wirr, nicht bei Tag und nicht bei Nacht?“ Sie sah ihn nicht an, da sie ihn wegen seines verwunderten und wortreichen Wesens nicht schätzte; sie war auch ganz bei dieser Stunde, sah gradeaus nach dem Fenster und der Haustür, und verbot ihm mit unwilliger Bewegung den Mund. Die Mutter sagte mit leiser Stimme ein Kirchenlied, und wenn sie damit zu Ende war, wagte sie einen zaghaften, zitternden Seufzer, daß, „wenn unser Herrgott es wolle,“ der nächste Blitz einschlüge und sie von der Last des alten Hauses befreie . . . Aber nun die Krone! Wo ist die Krone? Die Krone? Nun, was würde auf jeden Fall als erstes hinausgebracht werden? Das Kind auf dem Schoß der Mutter. Also hatte die kleine Lili die blumenbemalte Spanschachtel auf dem Schoß. Und wenn ein besonders naher und starker Schlag niederging und dann der Donner sofort mit schrecklichem Krachen nachstieß, so daß der ganze Bau zitterte, riefen wenigstens zwei Stimmen: „Die Krone! Die Krone!“ Aber dann kam von Bendix, der durch die offne Tür ins schwarze Hinterhaus starrte, der enttäuschte Bescheid: es ist nichts. Dann beruhigten sie sich wieder und warteten auf den nächsten Schlag, und hofften und fürchteten sich.

O, sie dachten alle an die Krone. Besonders natürlich er, dem sie gehörte. O, es ist ja manche Arbeit, bei der alle Gedanken beim Werk sein müssen; aber manche ist auch so, daß sie wandern können, wie sie wollen. Und was haben sie dann für wunderbare Gelüste, denen man nicht widerstehen kann! Beim Pflügen z. B. Seht, geht man da nicht — Gott behüt' uns — mit der Krone auf dem Kopf in die Kirche?! In die Kirche! Alle wenden die Köpfe zu einem, während man den ganzen Steig entlang zu seinem Platz geht, bloß der alte Pastor Barfood wundert sich weiter nicht; er fährt in seiner gewohnten, kräftigen Predigt ruhig fort . . . Hü, Balder, noch nicht müde werden; noch viermal rum; dann ist es geschafft . . . Die kleine Mutter hatte gestern abend wieder wunderliche Leute in der Küche. Die Mutter ist ja keine Hiesige und keine Bauerntochter; sie stammt aus einem großen Wirtshaus in einer Stadt von Mittelholstein. In diesem Haus sind zwei breite Gaststuben für feine Leute gewesen; aber hinter der Küche ein niedriger Raum für allerlei Wandervolk. Und von dieser Jugendzeit hat die Mutter eine Neigung zu dieser Art von Leuten und zuweilen seltsamen Besuch in der Küche. Sie bekommen eine dünne Tasse Kaffee und ein großes Stück Schwarzbrot mit Schmalz oder Speck, und sitzen am Feuer und erzählen. Der eine ist fromm, der andre abergläubisch, der dritte furchtsam und fast einfältig, der vierte grausig . . . der siebente aber ist ein Wundermann. Was erzählt der mit den gelben Augen, der Wundermann, in diesem Augenblick, während er hier auf dem Feld hinter dem Pflug hergeht? Was erzählt er? Hör' genau zu! Was? Es ist ein Fürst gewesen, ein richtiger Fürst, ja, mit wirklicher Krone . . . der hat so vor fünfzehn, sechzehn Jahren seinen eben geborenen Sohn weggegeben . . . ja . . . es soll gewiß wahr sein. Aber kein Mensch weiß, warum und wohin . . . man munkelt so dies und das . . . nur soviel ist sicher, daß er auf einen einsamen Bauernhof in eine ganz verlassene Gegend gekommen ist. Wo mag das Kind jetzt sein? . . .

Digitized by Google

Ich glaube, Balder, wir müssen aufhalten: es ist hier zu naß. Ja, wir wollen doch lieber aufhalten und Vater fragen, ob wir morgen weiter pflügen sollen; es wird auch dämmerig. Steht; ich stränge Euch los. So, nun nach Hause. Es ist schwer zu gehn . . . mit nur zwei Füßen; ich will mich auf dich setzen, Balder, dann hab' ich vier . . . So . . . nun marsch nach Hause! Sieh, nun haben wir bald den Weg erreicht, dann geht es etwas leichter . . . Sieh . . . sieh . . . was kommt da von Rendsburg her für ein merkwürdiges Gespann den Weg entlang durch all den Regen und Dreck? Die Weiber und Kinder vom Nachbarhof kommen aus den Küchentüren und staunen. Eine große Kutsche, verschlossen, mit silbernen Beschlägen, mit vier mächtigen Pferden bespannt. Sieh . . . sieh . . . sollte es möglich sein . . . daß er vor unserm Hof hält . . . grade vor unserm Hof . . . vor unserm Hof . . . und ein alter vornehmer Mann steigt aus dem Wagen? Soll ich antraben und die Krone aus der Lade nehmen? Vorsichtig, alter Balder, die Dammstelle ist fast ganz unter Wasser. Wenn du einen Schritt zur Seite machst, rutschen wir alle drei in den Graben. Wir wollen noch in diesem Herbst zwei Fuder Heideplaggen holen und hineindämmen. So . . . so . . . nun sind wir auf dem Weg und der ist breit . . . dann sage ich zu ihm, daß da ein gewisses Mädchen ist, die ich verehre . . . ja. Ein Mädchen, sagt er? Ja, ein Mädchen, Anke von Howe mit Namen und 13 Jahr alt. Ihr Vater hat den größten Hof im ganzen Kirchspiel und ist Amtsvorsteher und es sind sehr vornehme Leute und sie ist soviel wie jede Prinzessin. Dann sagt er: Gut, steig' ein. Und dann fahren wir hin und fahren durch das große Hoftor auf den Hof und halten vor der Tür. Und dann kommt sie. Sie ist grade aus der Stadt gekommen, wo sie zur Schule geht, sie schlenkert ihre Bücher im Riemen und ist ganz schmal und lang und hat ganz dunkelgraue Augen und ist wunderschön. Und der Fürst sagt: ‚Das ist allerdings eine Prinzessin. Nein, das ist keine Frage' . . . Siehst du, alter Balder . . . so wird es gemacht. Und dann lass' ich das große, alte Strohdach hier am Moorweg niederreißen und lasse diesen Leuten hier ein neues Haus bauen und du bekommst das Gnadenbrot . . . So, da sind wir . . . Es ging nicht mit dem Pflügen, Vater, da am Ende des Stückes ist alles blank von Wasser und die Dammstelle ist kaum zu finden. Es ist ein schlechter Sommer. Ob dies nun schon der Herbstregen ist?

Nun kamen die dunkelgrauen Novemberstürme und dann kahler Frost und dann der Dezember mit Schnee, bald hart, bald naß. In all diesen Wochen kamen sie noch dann und wann von der Hofstelle. Einige Tage holten sie mit allen vier Pferden Sand von der Kuhle am Waldrand. Danach schlugen sie einige Tannen und Birken für Stackwerk und das Strohdach zu schützen, darin der Sturm neue, schadhafte Stellen gerissen hatte; und einige Male ritt er auf dem Schimmel ins Dorf zum Kirchspielschreiber oder zur Mühle oder zum Kaufmann. Und einmal kam er auf seinem Weg an Anke vorbei, die in ihrem kleinen Wagen, mit dem schlank laufenden Litauer im Geschirr, von der Schule kam, eine Freundin neben sich. Sie zuckte auf, wie sie ihn sah, riß ihr Pferd zurück und sah ihn mit ihren schönen, klaren Augen mit schwerem, seligem Fragen an, so, als: ‚Da ist wieder das Wunder . . .' und ließ ihn so langsam an sich vorüberreiten. Er zitterte am ganzen Körper und wurde seiner selbst erst wieder gewahr, als er einen unendlich langen und schweren Atemzug tat, weil ihm die Luft stehn geblieben war. „Die Prinzessin!" sagte er leise. „Vorüber." Danach droschen sie einige Wochen lang auf den drei Höfen, die am Moorweg liegen, mit der Maschine, die ihnen gemeinsam gehörte, indem sie alle einander mit ihrer ganzen Mannschaft halfen.

Aber danach geschah nichts mehr. Die Eltern gingen dann und wann zu einem der Nachbarhöfe, die den Besuch erwiderten. Am Herd in der Küche saß zuweilen ein wandernder Gast; aber der war in den Händen der kleinen Mutter, die ihr frommes Werk an ihm tat, in Erinnerung an ihre Kindheit, an die niedrige Hinterstube in der großen Wirtschaft, aus der sie stammte, und im frommen Gehorsam zum Wort des Heilands: ‚Herberget gern.' Der Vater ging hier und da in die Ställe der Nachbarhöfe. Die beiden Schwestern saßen zusammen; Therese lehrte die Kleine das Buchstabieren und das Stricken. So waren die beiden Jungen in den Ställen, da sie das Vieh pflegen, ganz unter sich. Wochen-, monatelang.

Und nun werden sie ein bißchen verrückt.

Ach, geschehn nicht in jedem Winter in hunderttausend niedrigen, halbdunklen Bauernställen in Niedersachsen seltsame und ungeheure Wunder? Wo noch dazu diese Krone von Silber und Bernstein . . . die einen wirr macht, der sie länger ansieht . . . in der Sonntagsstube in der Lade liegt, und wo der eine Wunder machen kann, wie er will, und der andere nichts lieber tut, als sie hört und glaubt?

Seht, da stehn die beiden in ihren Stallkitteln, englisch-ledernen Hosen und abge-

Digitized by Google

laufenen Holzpantoffeln in dem niedrigen, verfallenen Pferdestall hinter dem Schimmel in der Dämmerung. Bendix lehnt, die Krone im langen Winterhaar, am Pferd und sieht, die große Nase gesenkt, mit hochmütigen Augen und bitterm Mund, ein alter Mann, dem das Leben nicht geschmeckt hat, vor sich auf die höckrigen Rotsteine, und Tobias, das rote Haar brennend um den runden Kopf, sieht in gläubiger Verwunderung auf ihn, den Mund halb offen in Erwartung neuer und unerhörter Dinge.

Langeweile? Stumm und taub? In irgendeinem der hunderttausend niedrigen, halbdunklen Ställe vom Harz bis zum Nordkap? In diesem?

„Wir können hier ganz ruhig stehn," sagt Tobias; „wir können es deutlich hören, wenn die Tür nach dem Vorderhaus aufgeht. Ehe einer da oben um die Ecke kuckt, haben wir die Krone längst wieder in die Krippe gelegt."

Bendix sagt nichts. Er steht und wartet auf mehr. Es ist unglaublich wohlig, von einem angestaunt zu werden, der ganz Glaube ist.

„Wenn ich an deiner Stelle wäre, hätte ich sie den ganzen Tag auf . . . und nachts auch. Und wenn ich nachher im April am Harkenteich pflügte, würde ich sie auch da tragen, daß sie bis nach Poggsee hinüberfunkelt."

„Warum?" sagt Bendix und rekelt sich lässig am Pfosten und macht ein unsäglich hochmütiges Gesicht. „Es hat keine Eile. Es wird sich schon eines Tags begeben."

„Oho, keine Eile, sagst du? Wir haben jetzt drei nasse Sommer hinter uns. Und dazu kommt noch die ewige Flickerei an dem großen, alten Haus und die hohe Feuerversicherung. Ich will dir man sagen, ich hörte vorige Woche so zufällig im Laden des Kaufmanns, daß die und die in der schlimmsten Geldnot sitzen; es waren eine ganze Reihe; und dein Vater war auch dabei, ja er stand so ziemlich an der Spitze."

Bendix zuckt die mageren Schultern stärker, als sonst seine Art ist; er weiß, daß dann ein Funkeln aus der Krone geht. „Ich weiß nicht," sagt er lässig, „was es mich angeht. Jedenfalls brennt's mich nicht. Du vergißt immer wieder, daß die Leute hier nicht meine richtigen Eltern und Geschwister sind, sondern nur meine Pflegefamilie." Er rollt das R in ‚richtig' sehr kunstvoll und spricht wie auf Stelzen. Er ist halb verrückt vor Eitelkeit.

Tobias stiert mit großen, verzückten Augen in das Wunder. Der Atem stockt ihm eine Weile vor Wollust. Bendix wirft einen raschen, lauernden Blick auf ihn und stellt es fest. Ach, es ist herrlich, einen solchen Zuhörer und Gläubigen zu haben. Es lohnt sich, vor diesen Augen die Goldkammern zu öffnen, die man in der Brust hat.

„Hast du es denn schon lange gewußt?" sagt der Gläubige, „und weißt du es ganz gewiß?"

Bendix schweigt eine Weile. Das ist sehr richtig; man muß eine Weile schweigen. Der andre muß fühlen, daß man in goldenem Gerümpel und Überflüssen wühlt und aussucht. Dann hebt er unsäglich hochmütig und gelangweilt den blinkenden, langen Kopf und sagt gleichmütig: „Bedenkst du, daß meine Mutter aus einem großen Gasthof mitten im Land stammt, wo viele Fremde kommen, sowohl sehr reiche und vornehme, wie auch adlige, die ihre Geheimnisse haben, von denen einige Staatsgeheimnisse sind, wie auch anderseits sehr arme Herumtreiber, die, ohne das Geheimnis zu erfahren, sehr wohl einen Auftrag ausführen können? Ist es nicht begreiflich, daß meine Eltern — ich meine jetzt meine wirklichen —, die meine Mutter von daher kannten, sich erkundigten, wo sie geblieben, hörten, daß sie auf einem einsamen Moorhof hauste und mich hierher in diese Einsamkeit brachten? Und ist ihr Mann, dieser große, schwerfällige und stille Peter Groth, dieser freundliche, etwas dumme Elefant, nicht der rechte, um auch das größte Geheimnis zu bewahren? Und merkst du nicht, daß sie mich ganz anders behandeln als die andern Kinder hier im Haus, als auch dich, sind sie nicht sowohl fremd wie höflich freundlich, beides gleicherweise, gegen mich?"

Tobias atmet schon lange nicht mehr. Er ist nichts als Flamme, die von den Augen her übers ganze Gesicht zuckt; das Haar brennt davon. „Und warum . . . haben sie dich hierher gebracht?"

„Warum?" Wieder starkes Achselzucken; denn wenn man die Schultern wirft, geht ein Gleißen bis an den Kälberstand. „Das magst du dir auswählen, wie du willst. Vielleicht mußte ich versteckt werden; vielleicht sollte ich nur aus dem Trubel da im Schloß heraus. Ich ahne es wohl, aber spreche nicht gern davon. Oder meinst du, daß ich alles nur so zusammenphantasiere? Bin ich ein junger Hahn, der gedankenlos hochkräht?"

„Nein, nein!" sagt Tobias erschreckt und entschuldigend. ‚Um des Himmels willen,' denkt er in Angst. Die Goldkammern sollen doch nicht wieder zuschlagen.

„Mir wurde die Sache erst ganz klar, das will ich gestehn, als die Krone ins Haus kam. Oder meinst du, daß so etwas durch

Digitized by Google

Zufall geschieht? Ich tat beim Schießen ja gewiß mein Bestes . . . ja, das tu' ich immer, bei jeder Arbeit . . . das ist so meine Art. Aber unsre Armbrust war an dem Tage in schlechtem Stand; alles Zielen half wenig. Und doch traf ich. Warum nicht einer von den andern Jungs, die den ganzen Tag vorher an dem Bogen gebastelt und ihn zehnmal besser kannten als ich? Und wie kommt es, daß am selben Tag, als ich mit der Krone auf dem Kopf zurückreite, eine fremde, schöne Person neben mir auf dem Wall kniet und mich mit ihren Händen anhext . . . so? Kannte ich sie vorher? Liebte sie mich vorher? Keine Rede davon. Plötzlich war sie da und lag da in Flammen. Und als ich neulich zur Mühle ritt, erschien sie mir wieder, in einem goldenen Wagen, ihr Kammermädchen neben sich und verneigte sich . . . so . . . ach! . . . Woher kommt das alles und was hat es zu bedeuten?"

Tobias nickt. „Ja, ja," sagt er in seligem Sinnen. „Natürlich kommt er in einer mächtigen Kutsche . . . alle Beschläge von Gold." Er schweigt, ganz im Anblick der Beschläge versunken.

„Und dann werde ich schon sorgen," sagt Bendix, „daß es diesen Leuten hier so geht, wie sie es um mich verdienen. Brave Leute. Sie haben ihre Pflicht an mir getan."

Na ja . . . von Hochmut und Phantasien aus Rand und Band! Kein Mensch mehr, keine Form mehr; Nebel überm Moor . . .

Tobias wirft einen raschen, forschenden Blick auf seinen Stallgefährten; der letzte Satz klang ihm doch zu ungeheuerlich. Er gleitet aus dem gläubigen, bunten Spiel wieder in die Wirklichkeit. „Wir haben aber nun schon Februar," sagt er. „Im Juni mußt du die Krone abliefern. Im Juni wird sie immer wieder abgeführt."

Unsäglich hochmütig und lässig: „Wir können ja mal den Weg nach Rendsburg hinaussehn." Er löst träge erst die eine, dann die andere Schulter von dem Pfosten und geht in seinen großen Pantoffeln mit seinen langsamen Schritten nach der Stalltür. Da stehn sie und kucken den Weg entlang, der im trüben Abendlicht öde, naß und leer bis an den Horizont geht. Über der ganzen Landschaft lagern große, längliche Wolken, die am Horizont besonders dunkel und schwer sind. Sonne? Sonne hat es nie gegeben. Das ist wohl Sage früherer Jahrhunderte. Der Weg und der Himmel darüber und über der ganzen Landschaft ist so unsäglich tot und hoffnungslos, daß ein Menschengemüt allerdings dahin, wo das reine Nichts ist, etwas hinsehn und hinzaubern muß. Die Landschaft ruft, ja schreit nach irgendeiner Begebenheit, und zwar allerdings am dringendsten und deutlichsten der Weg. Denn wozu ist ein Weg sonst da? „Mir ist," sagt er lässig, „als wenn sich da ganz am Rand etwas bewegt und zuweilen aufblitzt . . . Jetzt . . . siehst du es? Es braucht ja kein Pferdegespann zu sein; kann ja auch ein Auto sein . . . Aber nun sieh erst mal nach der Rotbunten, ob sie noch ruhig ist."

Als Tobias weg ist, tritt er einen Schritt vor und starrt nach dem Horizont und sagt mit leiser, gepreßter Stimme: „Jetzt erscheine! . . . Erscheine! . . . Erscheine! . . . Jetzt! . . . Nichts," sagt er mit leisem, mutlosem Wundern.

Ach, es ist schlimm. Da steht er, die Adern an den Schläfen geschwollen wie bei einem Greis, die Hände geballt, und stöhnt.

*

Es wird März. Der Nebel wird lockerer, und eines Tags hebt sich der Dunst und wird silbern. Man kann auf ganz wunderliche Gedanken kommen, z. B. daß es so etwas wie eine Sonne geben könnte. Und seht, nun ist sie da. Der erste helle Tag.

Die beiden arbeiten acht Tage im Moor an einem Graben, wo das Ablaufwasser stockt, dann an der Friedigung der Weiden. Müde von der schweren, dumpfen, freien Luft gehn sie nach dem Abendbrot sogleich in ihre Kammer, und Tobias, im selben Bett neben ihm, schläft sofort ein. Er liegt noch wach, denkt an all seine lange, brennende Sehnsucht und Angst, Glauben und Nichtglauben, lautes Prahlen und stilles Verzweifeln, und es faßt ihn schwere, mutlose Trauer und Bitterkeit und er weint lautlos und unbeweglich.

Am andern Vormittag — es ist die ganzen acht Tage lang trocken geblieben — zieht er allein mit dem Pflug und den beiden stärksten Pferden — Balder, dem alten, als Sattelpferd; der andre ist dreijährig — nach dem fernsten Feld am Harkenteich, nach dem Dorf zu. Es ist nach der langen Winterruhe für alle drei ungewohnte, schwere Arbeit; selbst Balder macht einige Fehler und muß vermahnt werden. Dann aber geht es gut und sie ziehn einmütig auf und ab nach dem Waldrand zu hinauf, nach dem Dorf zu, das nicht fern in dem Sonnendunst liegt, hinab. Dann und wann greift er nach der Brust, wo die Jacke sich seltsam bauscht. Es wird Mittag und sie ruhn eine halbe Stunde am Waldrand, da, wo die Quelle heraustritt. Sie trinken alle drei aus dem schmalen Wasserlauf; dann verzehren sie ihr mitgebrachtes Mahl; er sitzt am Wall. Dann geht es wieder an die Arbeit. Der Tag wird

Digitized by Google

immer heller. Der Dunst verschwindet nicht völlig; aber er wird leichter, graufilberner Schleier. Die Füße gehn schwer; aber für die Seele ist alles leicht, schwebend, und wird von Stunde zu Stunde unwirklicher, eine einzige selige Erwartung unerhörter Wunder. Wenn er nach Westen zu pflügt, schweifen seine Augen über die ganze weite Landschaft, über das Kirchdorf zur Rechten, über viele einzelne Höfe in Bäumen, zum fernen Kirchturm, am Rand der Erde die endlosen, graden Linien der Seedeiche. Wenn er dem Wald zu pflügt und aufsieht, sieht er nach den jungen Birken, die sich anmutig im leichten Wind neigen, der vom Meer kommt. Nach jedem Streicheln neigen sie sich lächelnd. Aber dann gehn die Augen etwas rechts nach dem Moor zu und spähen den Weg hinauf, der nach Rendsburg führt, und während sie scharf spähen, spannen sich die blauen Adern an den mageren Schläfen und er atmet schwer und greift wieder an die Brust und schiebt die Jacke zurecht, die sich bauscht, und sagt mit klarer, trunkner Stimme: „Ich hatte gedacht, Balder, daß es heute käme ... was meinst du?" Dann besinnt er sich und achtet auf die Furche, daß sie gerade wird, und sein Gesicht, vom Ton der eigenen Stimme erschrocken, ist wieder still. Sie pflügen und pflügen und die Sonne macht sich auf den Abstieg und der Tag neigt sich. Die Dämmerung naht.

Er spannt aus und führt die Pferde noch einmal an den Wasserlauf und gibt ihnen den Rest vom Brot und steht neben ihnen. Und wie er noch einmal über die weite Landschaft sieht und merkt, daß dieser Tag vergeht, sind plötzlich wieder die heißen Augen da und die Adern an den Schläfen und er greift in die Jacke. Und nun, ach ... hat er die Krone in seinen langen Haaren und streckt den Arm aus und sagt mit der klaren, sichern Stimme, mit der Stimme, mit der Engel reden mögen: „Hier bin ich ... wann komme ich in mein Reich?" ... und horcht atemlos ...

Ach, Gott ...

Er hat seine Faxen eine Weile getrieben — nichts geschieht — da kommt von hinten, vom Wall herab eine klare, verwunderte Frauenstimme: „Was machst denn du?"

Indem er sich jäh umdreht und die Krone vom Kopf reißt und sie wieder an ihren Ort an der Brust verbirgt, starrt er entsetzt auf Maleen von Howe, die sich im hellen, kurzen Kleid geschmeidig durch eine Lücke des Walls biegt und herankommt.

„Nein," sagt sie in ehrlichem Wundern und zugleich boshaft, „was du uns doch für Mühe machst! Anke und ich sind immer tapfer für dich eingetreten, so oft am Familientisch oder sonstwo im Kirchspiel die Rede auf dich kam; so dürfen wir aber auch verlangen, daß du uns die Sache nicht erschwerst. Also zuerst muß ich dich bitten, daß du etwas geistvoller aussiehst als in diesem Augenblick, und dann mir erklärst, was dies bedeutet."

Er war blaß, biß die Lippen und sah sie immer noch entgeistert an. „Es kam mir so," sagte er.

Sie zuckte die beweglichen Schultern. „Warum soll es dir nicht kommen?" sagte sie, von Bosheit strahlend. „Es kann sein, daß du dich vor den drei Besenbindern, die eben vor mir durch den Wald gingen und mich auf deine Erscheinung aufmerksam machten, blamiert hast, vor mir nicht. Du hast fünf Monate im Schnee, Schiet und Nebel in eurem Urhaus im Moor gesessen. Nun kommst du zum erstenmal hinaus; die Sonne scheint, die Vögel singen, deine sechzehn Jahre brausen hoch und so nahmst du, als du fortgingst, die Krone unter die alte Lederjacke ... Das Weitere folgt dann von selbst. Das Königreich war plötzlich ganz nah. Am Ende ist es mit mir ja ganz dasselbe. Als ich mich vor einer Stunde auf den Weg machte, war ich zuerst ganz herunter. Ich dachte an all die Liebschaften und an die beiden heimlichen Verlobungen, die ich hinter mir habe ... entsetzliche Blamagen ... und daß die Aussichten für ein junges Weib zur Zeit sehr schlecht sind — die wertvollen Männer sind entweder verheiratet oder zu jung — da wurde ich sehr traurig. Aber dann, wie es mir immer geht in der Natur, wurde ich still, und danach gar ein wenig froh: Ich dachte, ich hätte doch manche schöne Liebesstunde gehabt — freilich immer so etwas wie ein Reh auf der Flucht — und daß ich für dieses Gebiet immer klüger würde — du ahnst nicht, welche Verschlagenheit dazu gehört, sich ledig durchzubeißen —, und daß ich noch jung wäre; ich bin einundzwanzig; und daß ich mir fest vornehmen wollte, mir gute Stunden zu verschaffen, wo ich nur könnte ... und am Ende hat es ja seine guten Seiten, ein freier Mensch zu sein ... sehr gute ... da wurde ich ganz froh. Und wenn ich das auf einen Haufen lege, was ich mir auf diesem Weg alles zurechtgedacht habe und es alles in Gebärden und Worten in die heute so gesegnete Landschaft rufen wollte, da käme wohl ebenso Wunderliches heraus, als was du hier eben triebst."

Er atmete erleichtert auf und sah sie dankbar an. „Du sagst es niemandem," sagte er, „besonders Anke nicht."

Digitized by Google

„Anke? O, wenn die es hört, sagt sie: ‚Siehst du?' Das soll heißen: ‚Habe ich nicht gesagt, daß er anders ist als alle?' Anke, die hat dich nun mal gern, so wie du bist. Sie sagte neulich: ‚Die Leute sagen, er ist dumm; er ist der klügste von allen!' Sie rechnet dir gemäß auch dies als Klugheit an, was ich nun gerade nicht mitmachen kann. Interessant bist du . . . so weit geh' ich mit ihr. Interessant für einen Menschen, der alles zwischen Himmel und Erde für Wunder hält und seinen Spaß daran hat. Aber die Besenbinder, mein Lieber, die weitergegangen sind, die werden dafür sorgen, daß du nun wieder für Jahre für den Dümmsten im Kirchspiel giltst."

Er sah sie mit großer Liebe und Verehrung an; dann blitzte es verschlagen in der Tiefe seiner Augen: „Wir sagen, wir hätten verabredet, daß ich dir die Krone hierherbringen sollte; ich muß sie ja doch bald bei euch abliefern. Und da hätte ich dich kommen sehn und hätte meinen Spaß mit dir gehabt — und Faxen gemacht."

„Sieh, sieh," sagte sie mit froher Anerkennung. „Sehr gut. Du bist allerdings klug. Gut, sehr gut."

Er zog die Krone aus der Jacke und reichte sie ihr über den Bach.

„Wird es dir schwer?" sagte sie lauernd.

Er sah sie mit großen, stillen Augen an und biß sich auf die Lippen. „Ich weiß nicht . . ."

„Du weißt es doch und ich weiß es auch; aber es ist wohl besser für dich. Es ist Kinderkram."

Er wurde flammend rot; er wollte ja kein Kind mehr sein . . . „Ja . . . ja."

„Es ist wirklich ein hübsches Ding. Sie sollte vor dem Krieg als ein seltsam schönes und besonderes Stück zur Werkbund-Ausstellung nach Köln. Soll ich sie nun aufsetzen? Sie steht mir sicher gut und es könnte mich reizen, daß deine hübschen Augen mich so sehn und deine weiche Stimme mir ein gutes Wort sagt. Ach, Junge, wenn in diesem Augenblick, wie vorhin bei dir, aus mir herausbräche, was in mir tobt; es wäre nicht viel anders als in dir. Ach! Ach! Aber es ist eine Kinderkrone. Genug. Ich bedanke mich für das hübsche Erlebnis und für deine Augen und Mund und alles." Und indem sie ihn wieder lauernd und zornig zugleich ansah, sagte sie: „Soll ich Anke grüßen?"

Weg war sie.

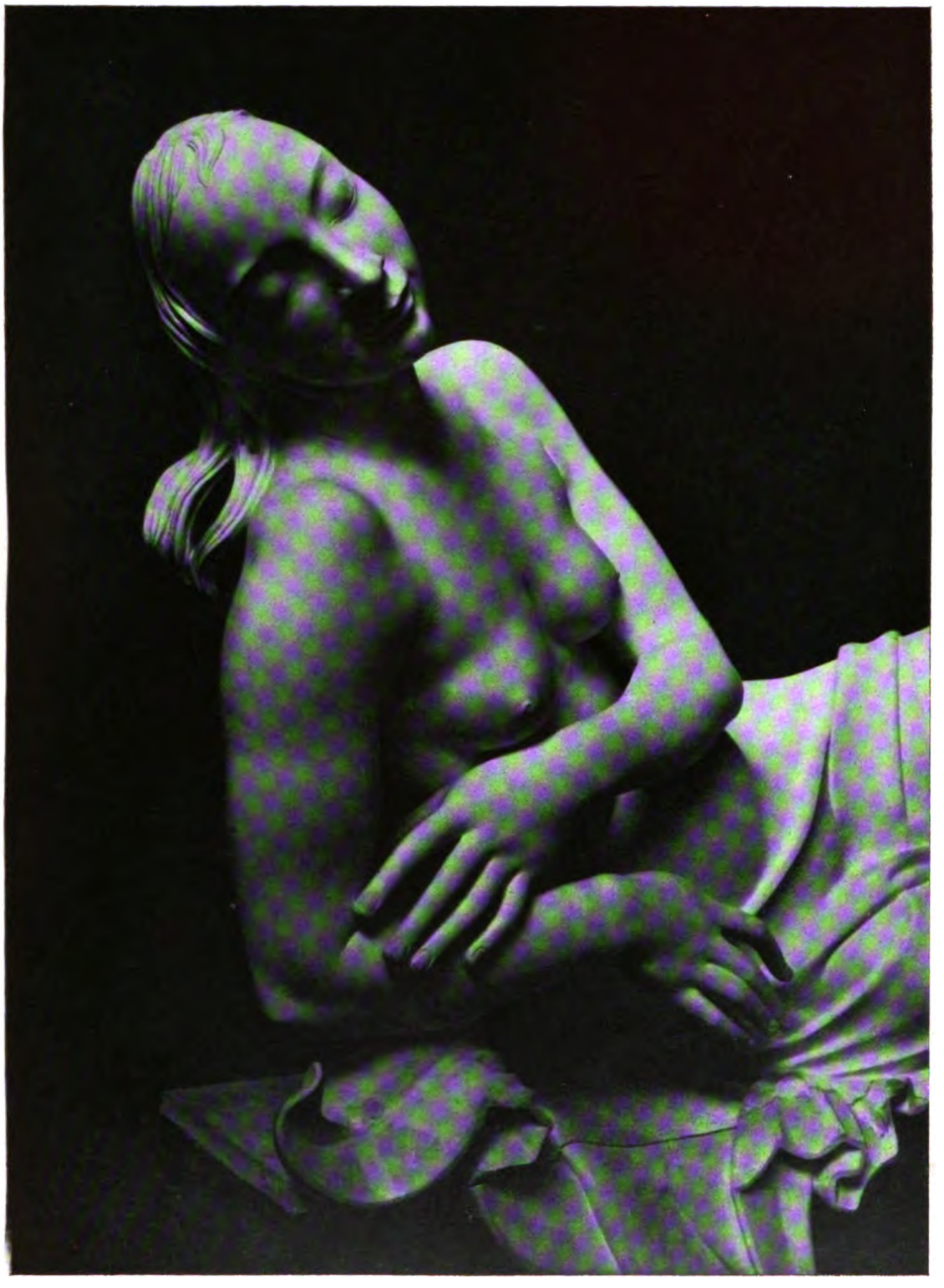
Auch er machte sich auf den Weg. Und erreichte den Hof und brachte die Pferde in den Stall und versorgte sie. Dann zog er vor seiner Kammer die langen Stiefel aus und ging auf Strümpfen nach vorn, da er seine Pantoffel nicht fand, und wollte sie aus der Küche holen, wo seine gute Mutter sie an den Herd zu stellen pflegte, damit sie recht trocken wären. Da hörte er von der Küche her fremde Stimmen und sah vorsichtig durchs Türfenster. Es saßen da ein Weib und zwei Männer, wandernde Besenbinder oder so etwas, wie die Mutter sie zuweilen bei sich hatte. Sie waren allein; die Mutter war noch nicht vom Melken zurück. Das Weib, offenbar die lebendigste und klügste von ihnen, hielt den beiden Männern, die wie Dummköpfe aussahen, eine ausführliche Scheltrede: „Ich habe wohl gemerkt, daß ihr mir nie geglaubt habt, wenn ich euch von vergrabenen Schätzen und Reitern mit viereckigen, glühenden Augen erzählt habe und von verwunschenen Prinzessinnen, die auf Gespannen fahren, vor denen Mäuse gespannt sind, obgleich ich solche Wesen oft genug mit diesen meinen Augen gesehn habe; denn ich bin ein Sonntagskind, wie ich euch oft erzählt habe, und habe außerdem noch, wie ihr beide wißt, ein Kreuz auf der Brust, das geheime Kräfte in sich hat. Und eben wegen dieser Kräfte, die ich besitze, habt ihr nun auch die Gnade erlebt, daß ihr jenen Knaben gesehen habt, der, wie er selber sagte und wie die Krone auch zeigt, ein Prinz war, und zwar ein verwunschener, wie seine Kleidung zeigte; denn er hatte eine ganz gewöhnliche alte Jacke von Leder an."

„Es kam mir so vor," sagte der eine der Männer, „als wenn es der Sohn von diesem Hof war . . ."

„Das kann wohl sein," sagte die Frau; „aber das ist ja einerlei und geht uns nichts an. Für uns ist die Hauptsache, daß wir ihn, wenn auch nur halbwegs, durch meine geheime Kraft in seiner wahren Gestalt, nämlich als Prinzen, gesehn haben. Ich hoffe, daß ihr mir nun noch gehorsamer sein werdet, als ihr bisher gewesen seid. Denn seht, wie schön ist es, daß wir dies erlebt haben. Wie werden wir davon erzählen können! Wieviel schöne Tassen Kaffee wird uns diese Geschichte einbringen! Wir haben alle deutlich die Krone gesehn und haben gehört, was er sagte: ‚Hier bin ich . . . und ich bin der hohe König von Andalusien!' Wie sagte er noch? ‚Hier bin ich!' Und dann wurden wir leider gestört und mußten weiter gehn, weil die Älteste vom Vorsteher kam."

Er öffnete die Tür und sagte mit bedächtiger, kühler Stimme: „Es ist alles Unsinn, was das Weib redet. Es war nur die Krone vom Kinderfest, die ich im Hause hatte und die ich an die Tochter des Vorstehers abliefern wollte. Da sah ich eure dummen Gesichter und machte meine Faxen. Wenn ihr euch

Digitized by Google



Träumende. Teil eines Bronzebildwerkes von Prof. Richard Langer

Digitized by Google

Digitized by Google

damit von Haus zu Haus blamieren wollt, so könnt ihr es tun. Aber hier auf diesem Hof haben wir dafür keine Zeit. Ihr könnt euch davonmachen."

Die drei standen bedächtig auf und machten sich davon. In der Tür drehte sich der dritte um, ein vierschrötiger Mann wie ein Stier; er war angetrunken und ging auf ihn los.

Als er sich in heller Wut, wie er war, nach einer Waffe umsah, sah er die Pantoffeln auf dem Herd stehn, ergriff einen davon und sprang gegen den Mann an und schlug ihn so rasch und hart, daß er entwich.

Als er wieder nach dem Stall ging, die Tiere weiter zu versorgen, kam Tobias den Gang entlang ihm entgegen. Er fühlte gleich nach der Jacke und sagte mit runden Augen: „Wo hast du die Krone?"

„Die habe ich abgeliefert," sagte er lässig. „Ich traf die Älteste vom Vorsteher; da hab' ich sie der gegeben."

„Weggegeben?" sagte er. Die runden Augen traten ihm aus dem Kopf.

„Ja," sagte er, und erzählte von seinen Faxen, und Maleen, und den Besenbindern. „Ich wollte das kleine blanke Ding doch lieber los sein." Er ging bis ans Ende des Stalls und stellte sich an den Pfosten der offenen Tür und sah übers Feld. Er hörte, wie Tobias hinter ihm herkam, und fühlte hinter sich, wie er vor Neugierde brannte. Er kehrte sich jäh um und sagte: „Schier dich!" und stieß ihn hart vor die Brust.

„Donnerwetter," sagte Tobias, „was du für harte Fäuste hast."

Indem kamen die beiden Eltern vom Felde, wo sie nach dem Stand der Wintersaat gesehn hatten. Obgleich es schon dämmerig war, sah man die Gestalten deutlich, ja, man sah sie um so deutlicher, da man Einzelheiten nicht mehr erkennen konnte.

„Kuck mal genau hin," sagte Tobias, mit stockender, trotziger Stimme, „von deinem Vater hast du den Gang . . . kannst das sehn? Er geht genau wie du. Und von deiner Mutter hast du die Art, wie sie die linke Hand bewegt, wenn sie spricht."

„Ja," sagt er. „Und wenn du alles, was wir so geschwatzt haben, für wahr gehalten hast, dann bist du ebenso dumm wie die Besenbinder, die mich da am Teich mit der Krone auf dem Kopf gesehn haben."

„So," sagte Tobias mit großen, runden Augen, „so ist das!?"

„Ja, so ist das," sagte er, und es stieg eine richtige Wut auf Tobias in ihm hoch. Er fühlte, daß der ihn mit seinen runden, neugierigen, gläubigen Augen immer weiter gelockt hatte. „Und wenn du jetzt nicht deinen Mund hältst, dann bekommst du ebenso was dran, wie die Besenbinder, die ich eben aus der Küche gejagt habe."

Nach dem Abendessen gingen sie bald ins Bett. Sein Bettgenosse schlief bald ein, müde von den schweren Frühlingstagen.

Nun hörte er noch eine Weile durch die dünne Holzwand das silberne Plaudern der Kücken. Dann gingen im Nebenraum die Eltern zur Ruhe, sprachen eine Weile von den nächsten dringenden Zahlungen und dem Zustand des Hauses, den nötigen Flickereien und was sie kosten würden und dergleichen; dann wurde es auch da still. Nun kam er an seine eignen Dinge. Ach, die Fische im Gehirn glitzerten noch; aber sie flitzten nicht mehr hin und her, standen still, glotzten mit offnem Mund und hatten trübe, tote Augen. ‚Ach, ach! ... Dies sind meine wirklichen Eltern, und ich bin der Sohn von diesem Moorhof. Vier Pferde, sechs Kühe, und das Haus verfallen, und die Schulden übergroß. Grau! Grau! Ja, schwarz, pechschwarz . . . Und nun noch dazu dieses dumme Stück, die Krone mit aufs Feld zu nehmen! Diese verdammten Besenbinder. Ach, ach! Verrückt!'

Als er aber so eine Weile, sozusagen unter den Trümmern seiner Luftschlösser, gelegen, fühlte er, daß Glieder und Geist wenigstens heil geblieben, und fing an, sich von dem Schreck zu erholen, und zu erwägen, was er denn noch für Hoffnungen hätte. ‚Maleen lügt mit mir, o ja, oder, wenn sie nicht das lügt, lügt sie was anderes, und nicht zu meinem Schaden. Und bei Anke, der sie es gewiß erzählt, verliere ich auch nicht. Die wundert sich nicht, daß es so über mich kommt; im Gegenteil, sie denkt: ‚Sieh, er ist anders als alle.' All die andern aber . . . ach, denen mache ich Theater vor, daß ihnen die Augen übergehn. Der Lehrer und andere sagen, ich wäre dumm? Das bin ich nicht. Maleen ist zehnmal klüger als alle andern und die ist nicht der Meinung. Und hätte Anke mich gern, wenn ich dumm wäre? Ich bin nur zu jung und verlauf' und verhau' mich noch; das ist es. Wenn ich erst älter bin . . . ach, wenn ich erst älter bin . . . dann will ich wohl klug sein, und will reich werden und ein neues Haus bauen. Und dann will ich sie fragen. Ich will . . . ich will . . . ich will . . .' Er knirschte mit den Zähnen und schlug die Hände vors Gesicht und flüsterte immer wieder ihren Namen. Und sah sich um und suchte irgendwo am Himmel oder auf der Erde nach einer Bestätigung seines Glaubens oder gar einer Gewißheit. Aber es war nichts in der Kammer als zwei alte Holzstühle und an der Wand ein schlechter, kleiner Spiegel. Und

Digitized by Google

dann noch vorm Bett die Pantoffel, die nun schon sehr abgetreten waren, die er mit seinem Königsschuß gewonnen hatte. Ach! Ach! Die beiden Pantoffel! Das war das einzige, das davon übrig geblieben! Und gegen das Fenster schlug der Frühjahrsregen.

Die nächtliche Unterredung

Am andern Morgen sagte er seiner Mutter, als er sie allein in der Küche fand, was er Tobias schon gesagt: daß er die Krone nun an Maleen abgeliefert, und vorher, da er die Besenbinder durch den Wald hätte gehn sehn, einige Faxen gemacht: „Du glaubst nicht, was für Gesichter sie machten! Sie meinten, sie sähen ein Wunder, die Narren. Nein, wie haben Maleen und ich gelacht! Maleen war mit mir im Bunde.

„Maleen und ich . . . Ich und Maleen."

„Das ist die Älteste vom Vorsteher?"

„Ja, die Lehrerin in Kiel ist."

Die kleine Mutter, die neben und mit der Frömmigkeit auch ein Stücklein Ehrgeiz pflegte, war von seiner Erzählung sehr erbaut.

„Nachher waren sie hier in der Küche," sagte er, „und erzählten sich schon die Wundergeschichte. Ich habe sie hinausgewiesen."

Sie wunderte sich über seinen sichern Ton, da er wie ein Mann sprach und doch noch ein Knabe war, und verstand ihn nicht. Sie sagte aber nichts und ließ ihn gehn.

Er ging in den Stall und tat mit Tobias die Morgenarbeit. Eine Weile konnte Tobias noch den Beleidigten spielen; aber dann konnte er, kurz und hitzig wie er war, es nicht mehr ertragen und sagte: „Ist denn nun alles Faxen gewesen, der ganze Kram, die Krone und die Kalesche und so weiter; und kommt da also, sozusagen, nichts aus dem Ei als Bendix Groth vom Moorweg?"

Er zog, wie gewohnt, die Brauen hoch und sagte in seiner alten, lässigen Weise: „Das will ich nicht sagen. Es ist doch zum Beispiel wahr und wirklich, daß mein Vater eine Schwester und auch einen Vetter in Amerika hat, die beide reich sind; und meine Mutter stammt, wie du weißt, aus einem guten, großen Gasthof in Holstein. Was kommen in solches Haus für Leute! Und es ist da auch wirklich mal etwas geschehn, etwas Besonderes. Ja. Aber ich werde von nun an nicht mehr davon reden, und wünsche, daß auch du davon schweigst." — Großartig!

Wenn er während der nächsten Wochen in der Nähe des Wegs auf dem Felde an der Arbeit war, sprach ihn wohl ein Feldnachbar, oder der Briefträger, oder der Landjäger Günther oder irgendein andrer seltener Wanderer an und sagte: „Na, König Bendix, wie ist es? Kommst du bald in dein Reich?"

Dann lachte er auf und rief mit frischer, schallender Stimme, mit einer Sicherheit, die auch wirklich in ihm war, und mit Augen, aus denen es jäh hervorbrach: „Hab' ich es so schön gemacht, daß sogar du an den König und sein Reich glaubst? Ich habe gar nicht gewußt, daß ich ein so guter Schauspieler wäre!"

Auch im Laden im Dorf, gegenüber der Kirche, wurde er geneckt. Der Lehrling, der mit dem Putzen seiner langen, hängenden Nase zuweilen etwas spät kam, wollte zum Helden an ihm werden. „Na," sagte er, „willst du dir nachher von Maleen deine Krone wieder holen und wieder König werden?" Der ganze Laden staunte über die Worte und lächelte. Aber er gab es ihm. Dumm? Schwerfällig? Wohl, er sah etwas danach aus, mit seinen versunkenen Traumaugen, die aus der Tiefe glitzerten, und den langen Haaren, einfältig über die Stirn gekämmt, und mit seinem schweren, magern Gang. Aber seht, inwendig konnte er blitzen. „Ja," sagte er und funkelte ihn an, „ich will die Krone wieder holen und dann wollen Maleen und ich uns drüben an die Kirchenwand setzen und wieder Faxen machen; denn du bist grade der rechte, der für dumme Besenbinder eintreten kann."

Erledigt. Alles staunte und war auf seiner Seite.

Unterwegs, als er nach Haus ritt, war er ordentlich stolz und fast übermütig. Ha! Was können die Menschen mir tun?! Was? Kann ich in der Luft hohe Schlösser bauen, so kann ich auch unter der Erde Maulwurfsgänge machen; und flitzen mir goldene Fische durchs Hirn, so quaken da auch Frösche. Und er machte ein spöttisches, kluges Gesicht und dachte: ‚Ihr könnt mir alle im Mondschein begegnen."

Tobias konnte all diese schönen Dinge wohl nicht vergessen, die in den Wintermonaten so herrlich geblüht hatten. „Es war doch hübsch in diesem Winter," sagte er und begehrte eine Fortsetzung. „Du sagst jetzt kein Wort von der Sorte, sondern redest über nichts als über Kühe und Gräben und Torfkuhlen und so was."

„Ja," sagte er bedächtig, „im Winter, da macht man so allerlei. Wenn man das nicht täte, wie soll man es denn in den Ställen aushalten, in denen kein andres Licht ist, als das aus den dummen Augen der Tiere

Digitized by Google

gluupt? Man wird ja rammdösig. Aber im Sommer hat man zu solchen Dingen keine Zeit."

„Ist es denn nun ganz und gar mit allem vorbei?"

„Vorbei?" sagte er, und tat, als wenn er Gold und Dreck der ganzen Welt zu vergeben hätte. „Die Krone war ebenso wirklich, wie der Spaten, den ich hier in der Hand habe. Das eine ist für den Winter; das andre für den Sommer. Wenn es wieder Winter wird, wer weiß, ob es nicht wieder losgeht, und wer weiß, ob nicht auch mal etwas Besonderes geschieht!"

Aber in Wahrheit wußte er nun, daß es alles Spielerei gewesen, und meinte, nun nüchtern und klug geworden zu sein und alle Lebensirrtümer und Gefährlichkeiten hinter sich zu haben, und war sehr stolz auf diese seine jetzigen spöttischen, nüchternen und altklugen Reden.

Er fragte nun jeden Abend viel nach dem ganzen Betrieb der Wirtschaft und wie man sie wohl mit den geringsten Kosten ändern oder bessern und wo man ohne Schaden dies und das sparen könnte. Er redete so altklug und überverständig, daß besonders seine Mutter, die ein tiefbewegtes Herz und eine Neigung zu Seelen hatte, sich baß wunderte. Vor allem aber spürte die Mutter aus seinem ganzen Benehmen gegen sie, daß seine Seele sich ihnen mit neuer Liebe zugeneigt hätte. Auch fing er an, nach einer Unterbrechung von anderthalb Jahren, in denen er kein Buch angefaßt hatte, landwirtschaftliche Lehrbücher zu lesen.

In der arbeitsarmen Zeit vor der Ernte beredete er den Vater, daß sie versuchten, die Westerseite des riesengroßen Daches, die besonders durch den Sturm vom Meer her beschädigt war, gründlich zu befestigen, indem sie über die aufgelockerten Stellen lange, dünne Tannenstämme festbanden. Er und der Vater saßen draußen und preßten das Reth fest und flickten es auch und legten und hielten die Stämme; drinnen hing Tobias auf einem angeseilten Brett zwischen Himmel und Erde und empfing die große Nadel, die sie durchs Dach steckten.

Als sie so arbeiteten, kam auf dem Rad der Landjäger Günther des Wegs; der war des Vaters Kriegskamerad gewesen. „Na," sagte er im Vorbeifahren, „sitzt du da auf deinem Dach? Weißt du, daß du ein alter Verbrecher bist und verdienst, daß du herunterfällst?"

Der Vater winkte mit der Nadel, die er in der Hand hielt, und lächelte und rief: „Ich weiß."

Der Landjäger fuhr weiter.

„Vater," sagte Bendix, „das hat er schon mal zu dir gesagt. Wie kann er das, und wie kannst du dir das gefallen lassen? Du freust dich sogar darüber."

„Ja," sagte der Vater in seiner etwas einfältigen, aber würdigen Art: „Als wir in Frankreich an der Front lagen, wurden wir eines Nachts in unsern Gräben überfallen und als wir uns wehrten, so gut wir konnten, kam unser Unteroffizier — das ist eben unser Landjäger —, der ein großer Wüterich war und ganz allein noch standhielt und nicht weichen wollte, mit dem Fuß zwischen zwei Bohlen, und kam zu Fall und wälzte sich da im Stacheldraht mit einem Neger und zerriß sich dabei das ganze Gesicht und konnte nichts mehr sehen und war am Ende. Und da war ich bei ihm und half ihm und machte uns Luft. Und nun ist er ja ein Schelm und macht immer Unsinn und sagt von sich selbst, daß er nichts taugt, und daß es ein Unrecht von mir gewesen, daß ich ihm beisprang. ‚Du hast mich gerettet,' sagt er, ‚und das ist ein großes Unrecht, ja eine Untat, und also bist du ein Verbrecher.'"

„Es kommt vielleicht davon, Vater," sagte Bendix, „daß er so ein Wüterich ist, wie du sagst, und nun mit dem ruhigen Leben nach dem Krieg nicht recht was anzufangen weiß. Da denkt und sagt er so tolles Zeug."

„Das kann wohl sein," sagte der Vater. „Jedesmal, wenn er mich sieht, sagt er: ‚Du Verbrecher!' Aber merkwürdig ist, daß ich jedesmal einen ganz kleinen Schreck bekomme, weil ich denke, ich hätte wirklich ein Verbrechen begangen oder könnte es begehen."

Bendix lachte und sagte: „Das ist ein komischer Gedanke, Vater!" und freute sich seines Vaters. „Weißt du was, Vater? Ich glaube, er ist vernarrt in dich, weil du ihm damals in der Not beigesprungen bist. Da er aber nicht sagen mag: ‚Ich liebe dich,' sagt er im Gegenteil: ‚Du bist ein Verbrecher.'"

Der Vater hatte den etwas schwierigen Gedankengang in seinem einfachen Geist nicht verstanden. Er schüttelte nur den großen Kopf und murmelte: „Er sagt immer: ‚Du Verbrecher,'" und stieg die Leiter hinab, um neues Reth hinaufzuholen; denn nun kamen sie an eine Stelle, wo der Sturm gradezu ein Loch gerissen hatte.

Als er weg war, steckte Tobias von drinnen seinen dicken Feuerkopf durch das Loch und sagte mit runden, neugierigen Augen: „Dein Vater ist also wirklich tapfer gewesen. Danach sieht er eigentlich nicht aus, wenn er so in seinen Stiefeln oder den großen Pantoffeln ums Haus poltert."

„Du kannst dem Landjäger glauben,"

Digitized by Google

sagte Bendix etwas scharf. „Wenn der es sagt, ist es wahr. Und ich kann auch nicht einsehn, warum mein Vater nicht tapfer gewesen sein soll."

„Was du empfindlich bist wegen deines Vaters," sagt Tobias. „Im Winter wolltest du nichts mit ihm zu tun haben und . . ."

„Ach, im Winter!" sagte er verächtlich.

„Na," sagte Tobias, „das ist wirklich ein starkes Stück! Es ist überhaupt zum Verwundern, wie anders du geworden bist . . .! Wenn die Nadel lang genug wäre, und ich gut treffen könnte, möchte ich sie dir gradewegs in den Leib rennen, um mal zu sehn, was eigentlich in dir ist. Im Winter! Ich will mich, wahrhaftigen Gotts, in diesem Winter vorsehn, daß ich dir nicht glaube, wenn du wieder deinen Spleen kriegst."

„Ja, ja," sagte er lächelnd. „Und nun verkriech dich, Vater kommt wieder. Und paß auf, daß du nicht von deinem Brett fällst." O, er hatte sich nach dem Zusammenbruch seiner Luftschlösser auf der ebenen Erde recht hübsch eingerichtet. Es war Frühsommer und ein frischer Wind wehte und die Sonne schien.

Als aber dann die Ernte beginnen sollte, begann es wieder zu regnen. Und nun blieb das Wetter von Woche zu Woche schlecht. Zuweilen war es nur trübe; aber oft, besonders in den Nächten, klatschte es von allen Stockwerken des Himmels sinnlos herunter.

Eines Nachts regnete es wieder so heftig und die Eltern konnten nicht schlafen und sprachen miteinander, und er hörte es. Er hatte seine Eltern schon oft abends sprechen gehört; er hatte aber bald keine Teilnahme mehr daran gehabt und war eingeschlafen. Aber nun war es in seiner Seele anders geworden. Es drängte ihn etwas, zuzuhören.

„Das ist nun der dritte Sommer," sagte der Vater, „daß es so schwer regnet und ist nun die dritte schlechte Ernte. Und die Preise sind niedrig und die Steuern hoch. Aber für uns ist es am allerschlimmsten; denn zwei Drittel unseres Feldes ist wässerstarrig, und dazu haben wir noch die besondere Last, daß unser Haus uns so große Summen für die Versicherung kostet und dabei immer baufälliger wird. Es ist eigentlich nur noch ein ungeheurer Trümmerberg."

Die Mutter sagte: „Ich bitte dich, sprich leiser, ich weiß nicht, ob Bendix schläft. Ich möchte nicht, daß er alle unsere Sorgen weiß."

„Hör'," sagte der Vater, „wie es klatscht und pulscht und wie es überall im Hause durchregnet. Es ist in Wirklichkeit unmöglich, daß ich es hören kann; aber es ist mir, als wenn ich hörte, wie es bei den Pferden und Kühen und auf der großen Diele, und oben aufs Heu, im Gang und den Kammern und überall durchregnet. Hör'! Dicht an unserm Bett und am Bett der Kinder fallen schwere Tropfen. Wir haben ja versucht, einige Stellen auszubessern; aber es hilft wenig. Das Dach ist überall vom Alter dünn und faul, und nicht allein das, sondern auch die Latten sind vermorscht und fangen an, einzuknicken. Wahrhaftig, es steht sehr schlimm. Woher soll ich das Geld nehmen, das ganze ungeheure Dach neu zu machen? Wenn ich so liege und höre es regnen, kommt es mir so groß vor, wie ein Dach des Himmels, das überall leckt und das ich dicht machen soll. Und dazu kommt noch alles andere, das drängt."

Die Mutter fragte, was zuerst bezahlt werden müßte.

„Ach," sagte der Vater, „zuerst? Alles muß sogleich und gleich dringend bezahlt werden: Steuern und Wechselzinsen und ich weiß nicht was. Wirklich, ich weiß nicht mehr ein und aus."

„Du hast wohl den Fehler gemacht," sagte die Frau, „daß du vor siebzehn Jahren, als wir anfingen zu wirtschaften, mit zu wenig Geld noch Land zugekauft hast, so haben wir zu viele Schulden bekommen. Dazu kommt noch, daß du wohl äußerlich ein großer, starker Mann bist und sehr fleißig, ja, vom Morgengrauen bis an den Abend arbeitest, aber inwendig nicht so stark bist und dir von Käufern und Verkäufern zuweilen einreden läßt, was nicht deine eigene Meinung ist."

„Ja," sagte der Vater und bekam sogleich in seiner Stimme etwas einfältig Würdiges. „Es ist aber auch wahr, daß du allzugern Händler und Bettler am Herd sitzen läßt und mit Kaffee und Brot bewirtest."

„Ja," sagte die Mutter, „das ist auch Wahrheit. Aber ich bin von meiner Jugend her an ein belebtes Haus gewohnt, und hier im Moor ist es so einsam. Und der Kaffee ist nur Roggenkaffee und noch dazu dünn und auf dem Brot nur eine dünne Schicht Schmalz. Und dann meine ich, daß ich den Auftrag von Gott habe, daß ich diesen armen Menschen ein freundliches Wort sage. Das habe ich schon als ganz junges Ding getan . . . Hu, wie es regnet! Und nun kommt auch noch Wind auf. Das ganze große, alte Haus könnte noch einstürzen!"

„Ja," sagte der Vater, „das könnte wohl geschehn und dann wären wir am Ende; denn gegen dieses Unglück haftet die Versicherung nicht; es sei denn, daß die Trümmer anfangen zu brennen. Dann müßte die

Digitized by Google

Brandkasse allerdings bezahlen. Ach, wie wollte ich, daß das Haus abbrennte! Besonders um euretwillen, damit wir wenigstens aus diesen Sorgen herauswären und ihr noch dazu ein neues, helles und schönes Haus bekämt!"

„Sei still," sagte die Mutter, „ich kann es nicht hören. Aber ich kann freilich auch nicht lassen, solches oder anderes Unglück möglich zu halten. Denn was haben wir schon alles erlebt! Erst kam jener Mord und Selbstmord im nächsten Dorf. Dann kam der Krieg. Dann floh der Kaiser. Dann kam die Revolution. Dann ging das Geld entzwei. Dann ging auf der ganzen Erde bald hier, bald da, die Natur aus Rand und Band. Warum sollte es nicht hier einmal losgehn? Du sagst, das Haus könnte im Sturm zusammensinken. Ach, das Haus? Hier, die ganze Küste könnte wieder überflutet werden, wie das oft geschehn ist! Ich möchte wohl wissen . . . ach, was gäbe ich darum, wenn ich es wüßte . . ., ob es so ist, daß unser Herrgott wohl anderswo lebt, für eine Zeitlang, ich will sagen, für zehn oder zwanzig Jahre und die Erde aus den Augen und aus dem Sinn verloren hat, so daß nun in seiner Abwesenheit alles aus Rand und Band geraten ist. Denn was man in der Schule lernt, daß er allgegenwärtig ist, das ist wohl nicht richtig. Wenn er die Erde gemacht hat, wird er nicht ganz unirdisch sein, denke ich. Hör', wie es gießt! Hör', wie das Dach fault und die Mauern schief sacken. O, ich habe wahrhaftig einen festen Glauben an Gottes Güte . . . inwendig, in mir . . . ja, den habe ich von meiner Kindheit an und behalte ihn auch, es komme, was da wolle. Aber bei diesem Regenwetter und Sturm wird mir doch angst und bange."

Der Bauer hatte es wohl nicht alles verstanden; aber doch so viel, daß er in seiner schlichten Weise sagte: „Ja, ja . . . es ist wohl so, daß Gott gut ist. Sicher ist er das. Aber wenn das Dach undicht ist und das ganze Haus alt und morsch und es so regnet und stürmt, ist es nicht leicht, ein Vaterunser zu beten."

„Ach," sagte die Mutter, „ich habe wohl Vertrauen; ich habe ja alles Vertrauen. Aber . . ." und nun fing sie an zu weinen.

„Was hast du?" sagte der Vater.

„Ach," sagte sie, „wir haben nun alles andere Schlimme und Schwere genannt; aber das Schlimmste und Schwerste nicht."

„Was ist denn das?" sagte der Mann.

„Ach," sagte sie, „sieh, heute nachmittag war doch die Hausiererin hier, die bucklige Liese. Die hat mir Nachricht von meiner Mutter gebracht. Meine Mutter läßt mir sagen, daß sie bei meinem Bruder in der Wirtschaft nicht mehr hausen kann. Sie kann sich weder mit dem Bruder noch mit dessen Frau vertragen. Ich fragte die alte Liese, ob sie einen Brief von meiner Mutter bei sich hätte; aber ich bedachte nicht, daß meine Mutter weder lesen noch schreiben kann; sie ist so arm großgeworden, daß sie nicht einmal die Schule besucht hat. Und so hatte sie nichts für mich als den Bescheid, daß sie sich mit ihren Leuten da nicht mehr vertragen könnte und auf der Straße oder im Armenhaus sterben müßte, wenn ich sie nicht aufnähme. Da sie nicht lesen kann, kann ich ihr einen Bescheid nicht mitgeben, und so müßte ich schon zu ihr reisen, um ihr zu sagen, daß sie bleibt, wo sie ist. Aber ich weiß schon, daß es nicht helfen wird. Ich kenne sie ja zu genau. Wenn sie mir sagen läßt, daß sie sich nicht vertragen kann, so weiß ich, daß es da hart hergeht, auf Hau und Stich; denn sicher wird es ihr sehr schwer, aus der belebten Stadt in unsere Einsamkeit zu gehn. Sie ist ein Mensch, der immer etwas unternehmen muß und Pläne schmieden." Und nun weinte sie heftiger. „O . . . o . . . ich habe unsern Herrgott wohl tausendmal gebeten, daß gerade dies nicht geschähe, daß meine Mutter in mein Haus käme; und nun soll es doch geschehn."

Dem Vater in seiner Gutmütigkeit tat die Mutter leid und er wäre schon lange gern zu Wort gekommen. „Nun . . . nun . . ." sagte er in seiner schwerfälligen, würdigen Weise, „ich finde es nicht so schlimm, daß die alte Frau zu uns kommt. Soviel ich von dir weiß — ich habe sie ja nur einmal gesehn — ist sie eine redliche Frau und, obgleich über siebzig, noch recht rüstig und kann dir noch manche Arbeit abnehmen."

Aber die Mutter weinte heftiger. „Ich muß dir bekennen," sagte sie, „daß ich dir über meine Mutter niemals reinen Wein eingeschenkt habe. Ich habe immer gesagt, daß ich eine ansehnliche Wirtstochter sei, und an dem einzigen Tag, da du uns besuchtest, hat meine Mutter es so angestellt, daß es in der Tat nach etwas Rechtem aussah. Sie hat das ganze Nachbarhaus, das zufällig leerstand, mit hinzugerechnet und ich habe es dulden müssen. In Wahrheit ist mein Elternhaus eine einfache schmale Kate und nur eine geringe Herberge. Es kommen da nur Hausierer und Bettler und sogenannte Monarchen, das sind Landarbeiter, die heimat- und ruhelos durch das Land ziehn."

„Nun," sagte der Vater in seiner langsamen Gutmütigkeit, „das ist ja nicht schlimm. Auch in solcher Herberge kann es ordentlich und redlich hergehn."

Digitized by Google

„Ja," sagte die Mutter; „es kann wohl ordentlich und redlich hergehn; aber bei uns war es leider nicht der Fall. Das Schlimmste habe ich dir noch nicht erzählt. ich habe dir noch nicht gesagt, daß meine Mutter kein guter Mensch ist."

„Ich dachte, daß sie gut wäre," sagte der Mann, „da du nur gut von ihr sprachst."

„Ja," sagte die Mutter, „das habe ich getan, weil sie meine Mutter ist und weil ich Ehre mit ihr einlegen wollte. Aber in Wahrheit steht es schlimm. Sieh, es kommen in solche Herberge zweierlei Art Menschen. Es kommen nachlässige und gutmütige; denen luchste sie das Geld ab, das sie durch Bettel oder Arbeit, oft auch durch eine leichtfertige Handlung oder wunderlichen Glücksfall in die Hände bekommen hatten. Und es kommen Schlechte und Scharfe; mit denen machte sie heimliche, nächtliche Pläne und half ihnen bei der Ausführung. Einige Male kam dies oder das, was in unsrer Herberge geschah, vor die Behörde, und die, welche sich vergangen hatten, kamen ins Loch. Aber meine Mutter, obgleich sie weder lesen noch schreiben konnte, kam immer heil davon."

Nun fragte der Vater nach dem, was ihm schon immer auf der Zunge lag: „Was sagte denn dein Vater zu dem allen?"

„O," sagte sie und weinte, „mein Vater war der beste Mann von der Welt. Ja, ich glaube, wenn es überhaupt einen Sündlosen gegeben hat, so war er einer. Er hatte kein Teil an dem Bösen, das geschah. Aber er war zu vornehm und zu gutmütig und schwieg; er schwieg auch aus Liebe zu seinen beiden Kindern, meinem Bruder und mir. Obgleich er schwach von Gesundheit war und fast immer kränkelte, tat er doch Tag für Tag die fleißigste und schwerste Arbeit, um von dem unredlichen Brot nichts zu essen, das die Mutter buk. Wie oft, erinnere ich mich, kam er schweißtriefend mit weher Brust und stöhnend vom Feld nach Haus!"

„Aber wie ist es möglich," sagte der Vater, „daß du in diesem Elternhaus ein so guter, frommer Mensch geworden bist? Nicht allein wir und die beiden Nachbarhöfe, sondern das ganze Kirchspiel weiß, daß du ein besonders frommer Mensch bist."

„Ja," sagte die Mutter, „das hat seinen Grund eben in diesem Elternhaus und seltsamerweise ebensosehr von Mutter wegen wie vom Vater. Sieh, wie ich so um vierzehn Jahr alt war und anfing, neugierig und mit anderen Ohren auf dies und das zu horchen, was die Gäste sagten, war da eines Tags ein besser gekleideter und beredter Mensch, der redete mit großer Sicherheit und gab Geld und Wein aus und verlangte zuletzt, daß ich bei ihm säße, und meine Mutter wollte es zugeben, um noch mehr Geld aus ihm herauszuholen, und gab mir schon einen Wink. Aber ich zögerte noch. Ich weiß aber nicht, ob mein Zögern lange gedauert und mich vor schlechtem Leben bewahrt hätte; aber da hörte ich aus der andern Stube den schweren Schritt meines Vaters, der eben von der Arbeit gekommen, und sein Husten. Da riß ich mich los und lief zu ihm. Da er an meinen unruhigen Augen sah, in welcher Gefahr ich war, öffnete er sein Herz und sprach zum erstenmal von seinem Leben. Er sagte, daß er alles, was er dächte und täte, vor den Augen Gottes betreibe, so daß sich sein ganzes Leben vor den Augen Gottes abspiele. Gott aber ist mir, sagte er, ob ich es nun will oder nicht und ob es nun wahr ist oder nicht, so wie das Beste in mir und noch darüber hinaus. Und so mußt auch du vor Gottes Gesicht stehn, immer vor seinem Gesicht, dem Gesicht, wie das Beste, das in dir ist. Jeder Mensch, sagte er, hat sein besonderes Bestes . . . Du auch. Das ist Gott in dir. Dem gehorche! Vor dem stehe! Damit ich diesen Gedanken immer gegenwärtig hätte, prägte er mir drei Sprüche ein, die er, wie er sagte, immer bedächte und die ihn immer vor Gott stellten. Der eine war: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und hüte dich, daß du in Sünde willigst. Wobei er sagte, daß ich, was Sünde sei, nicht von irgendwoher draußen, sondern aus mir selbst holen müsse. Der zweite Spruch: Gib mir, Gott, ein reines Herz und edle Gedanken. Als drittes empfahl er mir ein tägliches Vaterunser, das ich mit schlichter Andacht sagen solle.

„Mein Vater versuchte auch, meinen Bruder für seine Frömmigkeit zu gewinnen; aber der stieß ihn vor die Brust. Ich aber ging an jenem Abend zu ihm über. Und ich hielt nicht etwa lässig und gedankenlos zu ihm. Das hätte mir nicht geholfen. Dazu war das Leben in der Gaststube zu wild und die Versuchung zu stark; und ich war jung. Sondern ich hielt mit ganzem Herzen zu ihm. Ich konnte es aber trotz meiner Jugend, weil er mich Gott nicht lehrte als den Freund des Richtens, Strafens, Bereuens, Büßens, Leidens, Weinens, sondern mehr als den der schönen Ordnung, der maßvollen Weisheit, des frohen Lernens, des guten Lächelns, des Liebens, Mitleidens und des Schelmens.

„Als du mich in dies Haus holtest, hätte ich wohl auf den Gedanken kommen können, daß es nun nicht mehr nötig wäre, Gott vor Augen zu haben. Aber mein Vater hatte

Digitized by Google

auch daran gedacht. Auch wenn du einmal in ein reines Haus kommst, sagte er, fahre doch fort, Gottes Augen auf dich gerichtet zu sehn. Sie werden dich auch dort vor allem Bösen, als da ist: Trägheit, unordentliche Arbeit, Lügereien, endloses, leeres Geschwätz, unwahres oder eitles Getu, böse Laune oder Schwermut bewahren, dich aber keineswegs hindern, zu lieben, zu singen, zu lachen und ein wenig boshaft zu sein, ja sogar dann und wann einen kleinen Seitensprung zu machen."

Als die Frau dies alles gesagt hatte, atmete sie hoch auf; denn es war ihr nicht leicht geworden, es zu sagen und auch richtig darzustellen.

„Nun," sagte der Mann, „da du so fest in der Frömmigkeit stehst, kann es ja so schlimm nicht werden, wenn wir die Großmutter zu uns nehmen. Wer weiß, vielleicht gelingt es dir sogar, sie zu deinem Glauben zu bekehren."

Die Frau schüttelte traurig den Kopf: „Nein," sagte sie, „das gelingt nicht. Der eine kann glauben, der andre nicht. Er kann es nicht, auch wenn er will. Meine Mutter kann nicht; sie ist viel zu kalt dazu. Sie ist kalt wie Eis. Hu, ich sehe ihr Gesicht jetzt deutlich vor mir. Nein, meine Mutter ist durch und durch hart, und es gibt in der ganzen Schöpfung keinen Hammer, um die zu erweichen . . . Nein . . . ich habe im Gegenteil die große Sorge . . . und da liegt meine Not . . ., daß sie in meinem Hause siegen wird. Nicht über mich. Ich weiß Hilfe gegen alles Böse; ich mache die Augen zu, dann sehe ich Gottes heilige, ein wenig spöttische, schelmische Augen, so als wenn er sagt: Na, da bist du ja wieder . . . sofort weiß ich, was ich zu denken und zu tun habe. Aber ich fürchte für dich."

„Nun," sagte der Vater, ein wenig verletzt und mit sehr würdiger Stimme, die er immer hatte, wenn er seine Überlegenheit zeigen wollte, „in meinem Hause hat es immer geheißen: Manneshand oben. Ich denke, ich werde schon durchsetzen, daß sie singt, was ich vorpfeife."

„O," sagte die Frau, „so ist es nicht. In dem Punkt wird es keine Not haben. Es ist nicht ihre Weise, faul zu sein oder gegenan zu bellen. Sie ist immer fleißig und tüchtig und immer still, aber sie ist schlau und leise und wartet — und so überredet sie zu ihrem Willen. Und da habe ich deinetwegen große Sorge; denn so groß und stark du bist, mehr ein Elefant als ein Mensch, so ist doch dein Herz nicht stark."

„Ich denke," sagte der Vater, „daß ich mich immer als Mann erwiesen habe."

„Das hast du wohl getan," sagte die Frau und legte die kleine, abgearbeitete Hand auf seine große. „Wenn du nicht der richtige Mann wärst, könnte ich dich nicht lieb haben. Aber du bist im Grunde deines Herzens zu weich. Weißt du noch, wie du, als wir verlobt waren, deiner Schwester nachgabst? Ich war ihr als Schwägerin nicht recht, weil ich nicht Bauerntochter, sondern Wirtstochter war. Sie beredete dich so weit, daß du in Zweifel kamst, und ich weiß nicht, wie es abgelaufen wäre, wenn sie nicht um dieselbe Zeit mit ihrem Mann nach Amerika ausgewandert wäre. Und wie war es im vorigen Herbst mit dem Fohlen? Es war dein Wille, es noch nicht zu verkaufen, auch nicht so billig. Aber der Händler beschwatzte dich, so daß du genau das glaubtest, was er dir sagte. Erst nachher, als er mit dem Fohlen von der Hofstelle zog, bekamst du statt seines Willens deinen eignen wieder. Ja, so ist es. So groß und stark du bist, läßt du dich doch bereden. Und so fürchte ich, daß meine Mutter dich bereden kann."

„Ich kann mir nicht denken," sagte der Mann, „daß ihr das gelingen sollte. Ich bin doch in die Schule gegangen, auch konfirmiert worden; und ich habe dort ganz gut meinen Mann gestanden."

Sie wollte ihn nun nicht daran erinnern, daß er in der Schule, grade wie sein Sohn, es nur bis zur dritten Bank gebracht hatte und von dieser Bank aus konfirmiert worden war. Man hatte ihr erzählt, daß er immer ganz sicher und ruhig auf seinem Platz gesessen, so als wenn er dem Unterricht folgte und etwas wüßte, und daß er sonderbarerweise dasselbe Gesicht auch behalten hätte, wenn der Lehrer oder der Pastor ihn vergebens um eine Antwort gefragt. Sie mochte ihn auch nicht daran erinnern, daß er im ganzen Jahreslauf nicht einen einzigen Brief oder Rechnung schrieb, sondern alles Schreibwerk ihr zuschob, so daß sie überhaupt noch niemals ein Schriftstück von ihm gesehen hatte, und nicht sicher war, ob er außer seinem Namen überhaupt noch schreiben könnte. Nein, er war kein Held. Schon daß er, der so wenig geleistet hatte, noch wagte, von seinem Schulbesuch und seiner Konfirmation ein Wort zu sagen, war Beweis genug, daß es auf diesem Gebiet nicht gut mit ihm stand. Aber sie mochte ihm das alles nicht ausführen und so sagte sie nur: „Es kommt auf das Wissen nicht an; das ist das wenigste. Viel wichtiger als Wissen ist der Wille. Und da ist meine Sorge, daß du ein gutmütiger Mensch bist. Man kann nämlich durch Schwäche oder Kränklichkeit des Willens ebensoleicht auf Irrwege kommen,

Digitized by Google

wie durch übergroße Stärke. Und so fürchte ich, daß sie dich zum Bösen bereden wird. Ich fürchte es um so mehr, da wir in Not sind. Unsere Hauptnot ist das Haus. Und so fürchte ich, daß sie dich bereden wird, das Haus anzustecken."

Da lachte der Vater in seiner hübschen, leisen Weise und sagte: „Herr, des Himmels, das sollte ich tun? Und dann wohl gar überführt werden und ins Zuchthaus kommen . . . Kopf geschoren und eine kurze graue Jacke? Nun bist du unklug."

„Du magst über meine Sorge lachen und reden, soviel du willst," sagte die Mutter; „ich habe diese große Sorge. Und ich bitte dich um dies eine: laß sie nie erfahren, daß wir in Not sind; denn dann fängt sie an, Pläne zu machen, das mußt du mir versprechen."

Nun mochte der Mann aber nichts mehr von dieser Sache hören. Die Unterhaltung strengte seinen Geist zu sehr an. Er hielt es auch für richtig, der Unterhaltung von sich aus ein Ende zu machen. Also sagte er: „Das will ich dir gern versprechen. Und in allem übrigen denke ich, daß ich mit ihr fertig werde. Die Hauptsache, was mich bei der Sache angeht, ist, daß sie arbeitslustig und noch rüstig ist, wie du sagst, und uns eine Arbeitsfrau von der Tür hält."

Bendix in seiner Kammer horchte, nachdem es bei den Eltern still geworden, eine Weile auf den Sturm, der den Regen gegen das kleine Fenster schmiß. Seine Gedanken wendeten sich zu dem Dach, und er stellte sich vor, wie es, mitsamt seinen Balken und Sparren, auch in dieser Nacht mehr und mehr verfaulte und überall Wasser durchließe, in die Ställe, auf den Kornboden, aufs Heu, in Küche und Keller, und wie der nächste Sturmstoß gegen die ungeheure Schrägung das Dach vielleicht eindrückte und dann auch die Gegenseite zusammenbräche. Er hörte seine eigene Stimme, wie er Balder, der sich über diesen kläglichen Zustand beschwerte, auseinandersetzte, wie sie keinen Weg wüßten, es zu ändern. „In jeder Sturmnacht," sagte Balder mit seiner langsamen, dröhnenden Stimme, „sind wir in Gefahr, daß wir unter dem großen Dach befallen." Was sollte er antworten? Er konnte nur mit den Schultern zucken.

Nun kamen seine Gedanken zum Großvater und zu seinem Wesen. Er war ein Frommer gewesen, hatte die Mutter gesagt. Ja, das hatte sie ihm auch früher schon erzählt. Und als Folge seiner Frömmigkeit hatte er drei Eigenschaften gehabt: er hatte aufs fleißigste gearbeitet; er war in Worten und Werken redlich gewesen und war drittens immer freundlich und zuweilen ein Schelm gewesen. Jawohl, das war so in Ordnung. Das war eine richtige und gute Sache. Und so war die Mutter auch. Ja, ja. Alles in Ordnung. Und auf welchem Boden wuchs noch dies dreiblättrige goldne Kraut? Da, wo Gottes Augen die Erde beglänzten. Und wie hießen noch die Worte, die Gottes Augenlicht herbeizauberten? Und er suchte sich der Sprüche der Mutter zu erinnern.

Aber nun ließ die Teilnahme hierfür nach. Ja, er ließ es fallen, hierüber nachzudenken, so als wenn es zu fern für ihn wäre, zu geistig, und seine Gedanken kamen zur Großmutter. Und diese Gedanken drängten sich nun ungestüm vor. Es beschäftigte seine Seele in seltsam andrängender Weise: daß sie kommen wolle . . . wie sie wohl aussähe . . . und daß sie böse wäre. Besonders dies letzte. Er hatte den vergangenen Winter lang in hohen, luftigen Gedanken gelebt, in hellen, funkelnden Schlössern. Die waren zusammengestürzt und er hatte sich auf seinem Hintern auf der blanken Erde gefunden. Er hatte nicht alles verstehn können, was die Mutter über die Großmutter gesagt; aber er fühlte, daß sie nicht ein Zugvogel wäre, über den Dingen in der Luft, sondern ein Fuchs oder eine Maus in Gras und Kraut, und daß sie dort ein Meister wäre; und es reizte ihn, diese ihm neue Welt näher zu besehn. So lag er und grübelte heftig.

Als er am andern Morgen erwachte und diese selben Gedanken wieder über ihn kommen wollten, fühlte er sie als eine bedenkliche Versuchung und wehrte sich ihrer. Er höhnte über sich selbst, stieß seinen Mitschläfer an und sagte: „Du, nächstens kommt meine Großmutter zu uns ins Haus."

Tobias wurde sogleich hell wach, da es eine Neuigkeit und Wunder war. Er setzte sich aufrecht, und indem er sich die Augen rieb und sie dann auf seinen Freund und Herrn warf, sagte er: „Kommt sie in der Kalesche?"

Es zuckte ihm durch den Kopf, zu sagen: ‚Durchaus nicht. Vielmehr auf einem Besenstiel.'

Aber da erschrak er und sagte in der bedächtigen, großväterlichen Weise, die er seiner Schwester und Tobias gegenüber hatte: „Nein . . . nein . . . das nicht . . . Aber sie ist eine sehr kluge Frau, und man weiß nicht, was möglich ist."

(Fortsetzung des Romans folgt)

Digitized by Google

Vincent van Gogh

Der Weg zu seiner Kunst

Von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Knapp

Es gibt ausgeglichene, glückliche Naturen, in denen Wille und Kraft, Physis und Psyche, Begehren und Können in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen, die dazu in eine ihrem Wesen entsprechende Zeit hineingeboren, vollkommene Betätigung ihrer Kraft finden. Daneben jedoch stehen unruhevolle Geister, denen dieses Gleichmaß nicht innewohnt, in denen aber eine treibende Unruhe ist, stürmisch er-

Selbstbildnis des Künstlers vom Jahre 1888. Amsterdam, Reichsmuseum

Digitized by Google

regte, von irgendeinem Dämon gefolterte Naturen. Soll man diese oder soll man jene die künstlerischen nennen, sind diese oder jene die schöpferischen Geister, hat man die einen als die normalen, die andern als die pathologischen zu bezeichnen? Das letztere geschah im besonderen bei einem Künstler, der heute dank gewissen Ereignissen wieder in das Sehfeld des Interesses gerückt ist, bei Vincent van Gogh. Zu den aufsehenerregenden Fälschungen (32 Stück im Kunsthandel) kam die Wander-Ausstellung der großen Sammlung Kroeller-Müller im Haag (in Karlsruhe, Berlin u. a.). Gewisse Kreise, vor allem die Anhänger der neuen Sachlichkeit, hatten geglaubt, daß mit der Erledigung des Expressionismus, als dessen Hauptführer van Gogh gilt, auch er in der Versenkung verschwinden würde. Aber wir haben es im Verlauf der letzten Jahrzehnte oft genug erfahren, daß Richtungen, Schlagworte, Programme sich zwar schnell erledigen, daß aber daneben etwas Feststehendes bleibt: die Macht der Persönlichkeit. Besser gesagt: das einzig Wertvolle, Ewigbleibende in dem Treiben der Zeit ist das Persönliche.

Solche Persönlichkeit nun ist Vincent van Gogh. Was sie emporhebt über das Niveau der Zeit und sie Anteil nehmen läßt an der Ewigkeit, ist das nicht durch Mode, Schlagwort oder ein von anderer Seite erfundenes Programm Bedingte, sondern die innere Zwangsnotwendigkeit, mit der sie aus sich heraus eigne Kunst schafft, kurz, die große innere Einheit seines Wesens und seines Schaffens, die das Zeitprogramm, das diesmal französischer Impressionismus heißt, vollkommen umprägt und ihr neue, nie geahnte Werte verleiht. Es kann nicht der Zweck dieser kurzen Betrachtung sein, die Entwicklung des Meisters und die vielfältigen Wirrsale, die eben sein Wesen und sein Wirken werden ließen, hier vorzuführen. Das gehört in eine größere monographische Abhandlung. Da wird dann auch erkenntlich, wie — ganz entsprechend der Sonderheit derartig erregbarer Naturen — Vincent nicht nur in der Bildersprache der Kunst, in Farbe und Pinselstrich seine individuelle Aussprache fand, sondern auch seine Briefe an seinen Bruder Theo sind einzigartige Tagebuchblätter eines Künstlerlebens voller Kämpfe und Zweifel.

Man fühlt sich an keinen anderen denn an Anselm Feuerbach erinnert, an sein Vermächtnis, an die Briefe an seine Mutter. Nicht nur, daß der Künstler sein Herz ausschüttet, die Bedrängnisse seiner Seele schildert, die Not eines unendlich mühseligen Daseins vorführt, sondern diese Briefe sind auch erfüllt von herrlichsten Naturschilderungen, von poetisch-romantischer Wiedergabe zartester Eindrücke, die seine äußerst empfindsamen Sehnerven zum Reflektieren reizten. Man hat hier beinahe noch mehr als bei seinen Bildern den Eindruck, daß seine offen daliegenden Nervenenden von dem leisesten Windhauch duftigster Lichtatmosphäre aufgeregt und in zarteste Zuckungen versetzt werden. Die Bilder, die vor unserem inneren Auge auftauchen, sind von ähnlicher Lebendigkeit und von unendlichem Reiz, wie seine Gemälde, die oft die Ausführung dessen sind, was er innerlich geschaut hat. Hier möchte ich den berühmten Brief vorführen, in dem er sein Schlafzimmer in Arles schildert und dem er eine Zeichnung beifügt:

„Mein lieber Theo. Ich schicke Dir hier eine kleine Zeichnung, um Dir wenigstens einen Begriff von meiner Arbeit zu geben. Heute habe ich wieder damit begonnen. Meine Augen sind ermattet, aber enfin ich hatte eine ganz neue Idee im Kopf und hier schicke ich Dir eine Zeichnung davon. Immer eine Leinwand zu 30. Dieses Mal ist es ganz einfach mein Schlafzimmer. Nur die Farbe muß hier die Sache machen und durch ihre Vereinfachung der Dinge einen größeren Stil und die allgemeine Suggestion der Ruhe und des Schlafes geben. Der Einfluß des Bildes muß den Kopf oder vielmehr die Phantasie beruhigen. — Die Wände sind von einem hellen Violett, der Boden hat rote Fliesen. Das Holzbett ist gelb wie frische Butter, der Vorhang, die Decke und die Kopfkissen sind zitronengelb und grün und ganz hell, die Bettüberzüge scharlachrot, die Fenster grün. Der Waschtisch ist orangefarben, die Waschkanne blau; die Türen lila, und das ist alles und sonst nichts im Zimmer. — Die viereckigen Möbel müssen eine unerschütterliche Ruhe ausdrücken. Porträts, ein Spiegel, ein Handtuchhalter und einige Kleider hängen an der Wand. Der Rahmen soll weiß sein, weil es sonst nichts Weißes im Bild gibt. Das gleicht die erzwungene Ruhe, die ich ausdrücken mußte, aus. — Ich werde morgen den ganzen Tag daran arbeiten, aber Du siehst, wie einfach die Komposition ist. Schatten oder gedämpftes Licht sind unterdrückt, so daß es mit vollen und freien Tönen wie bei einem Farbenholzschnitt koloriert ist."

Die dem Brief beigegebene Zeichnung stimmt mit dem ausgeführten Bild, das sich in Weimar befindet, überein. Die Wirkung des Bildes hat in dem zarten Duft der Farben, dem beruhigt Klaren der einfachen Linien und der schönen Ausgeglichenheit, mit der

Digitized by Google

hier die Komplementärfarben Rot und Grün, Gelb und Blau, dazu ein feines Violett zusammengebracht sind, unbedingt etwas Heiter-Ruhevolles von einer musikalisch klingenden Lichtseligkeit. Kein Schwarz, kein schwerer, erdenhafter Ton, kein grelles Weiß stört die Harmonie. Wir spüren so etwas von der heiteren Schönheit dieser Seele, die leider allzu eng in einen gebrechlichen Leib eingebunden war. Wie konnte es auch anders sein bei einer von Liebe, Hingabe an das Leid anderer und Opfersinn erfüllten Samariternatur, als welche sich dieser Künstler auch im Leben betätigt hat! Ich betone das, weil man bei van Gogh in gleicher Weise wie bei Mathias Grünewald das Ekstatisch-Religiöse, die machtvolle

Schlafzimmer des Künstlers in Arles. Gemälde. 1888. Amsterdam, Reichsmuseum

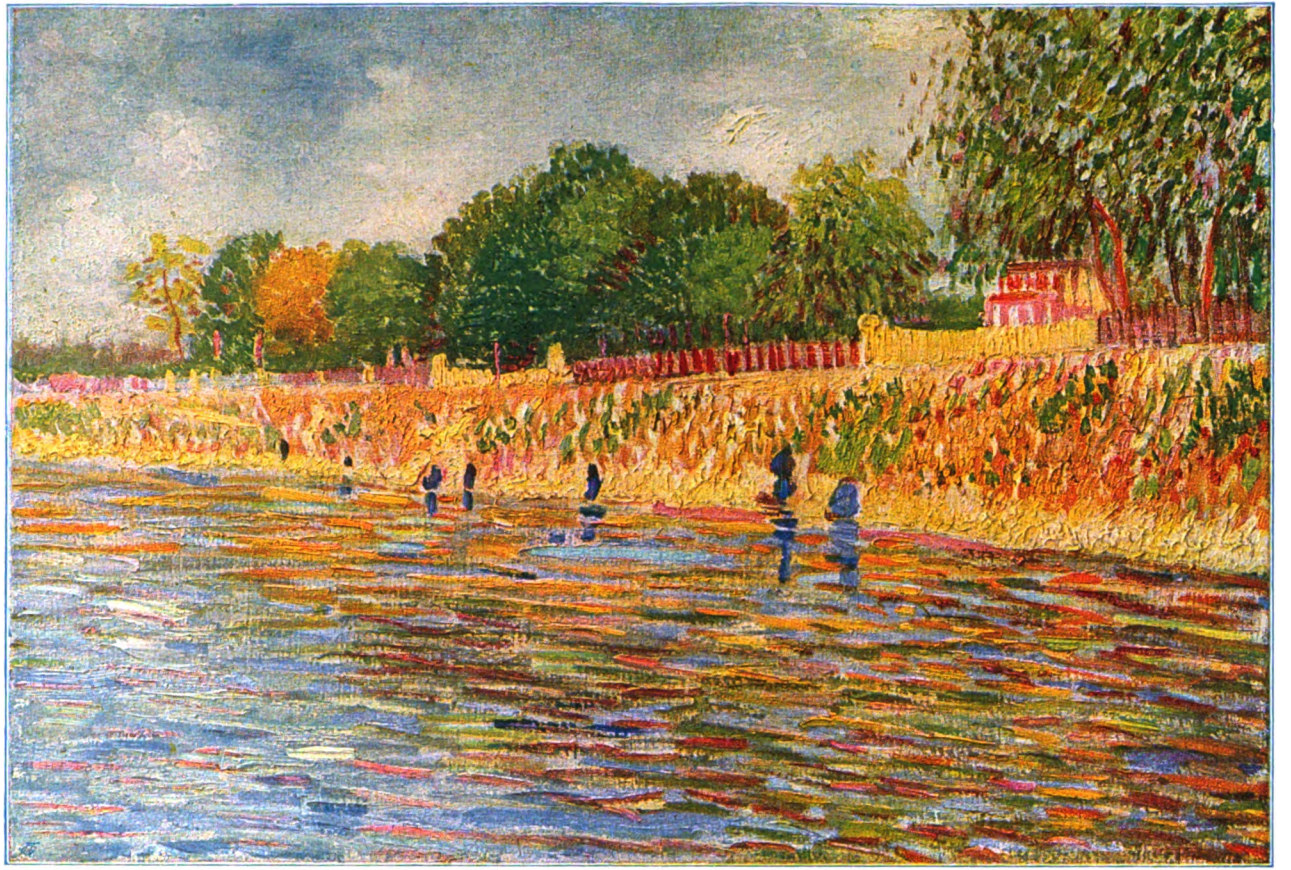
Emphase, in ein Zerrbild des Expressionismus hineingebracht hat.

Man möge sich also von dieser Verzerrung fernhalten und an das Werk des Meisters mit frohem Mut, nicht mit düsteren Nachtgedanken herantreten, immer wieder erstaunend und bewundernd, wie dieser von allen

Digitized by Google

Allee bei Nuenen. Gemälde von 1884. Rotterdam, Boymans-Museum

Digitized by Google



Seineufer. Gemälde aus der Pariſer Zeit. 1886—1888
Amſterdam, Sammlung V. W. van Gogh

Digitized by Google

Arleſierin. Gemälde nach einer Zeichnung von Paul Gauguin. Gegen Ende 1888
Amſterdam, Reichsmuſeum

bitterſten Nöten des Lebens hart wie kein zweiter verfolgte Menſch in der Kunſt ein wunderſam ſeliges Verklärtſein offenbart. Es wird bizarr klingen, aber es hat einen Schein von Wahrheit, wenn ich ſage, daß ich manchmal bei ihm an Watteau gedacht habe, von dem wir auch wiſſen, daß ſein kurzes irdiſches Daſein voller Krankheit und Leid war, daß aber keiner gleich heiteren Frohmut zu bannen vermöchte wie er. So kommen wir auf das anfangs Geſagte in dem Sinne zurück, daß wir das Innerlich-Zerriſſenſein gerade bei dieſem Künſtler ausſchalten, ſo endloſes Gerede auch davon gemacht iſt. Wir erkennen, daß ſich eine Lichtſeele ihre Sprache ſucht und auf den zarten Harfenſaiten ſeines künſtleriſchen Inſtrumentes uns die entzückendſten Geſänge vorklingen läßt.

Man hat gerne von dem Widerſpruch zum Impreſſionismus geſprochen und dem Gegenſatz des Germaniſchen in ihm zum Roma-

Digitized by Google

Barken am Strande von Saintes Maries. Ausschnitt aus einem Gemälde vom Juni 1888 Pariser Privatbesitz

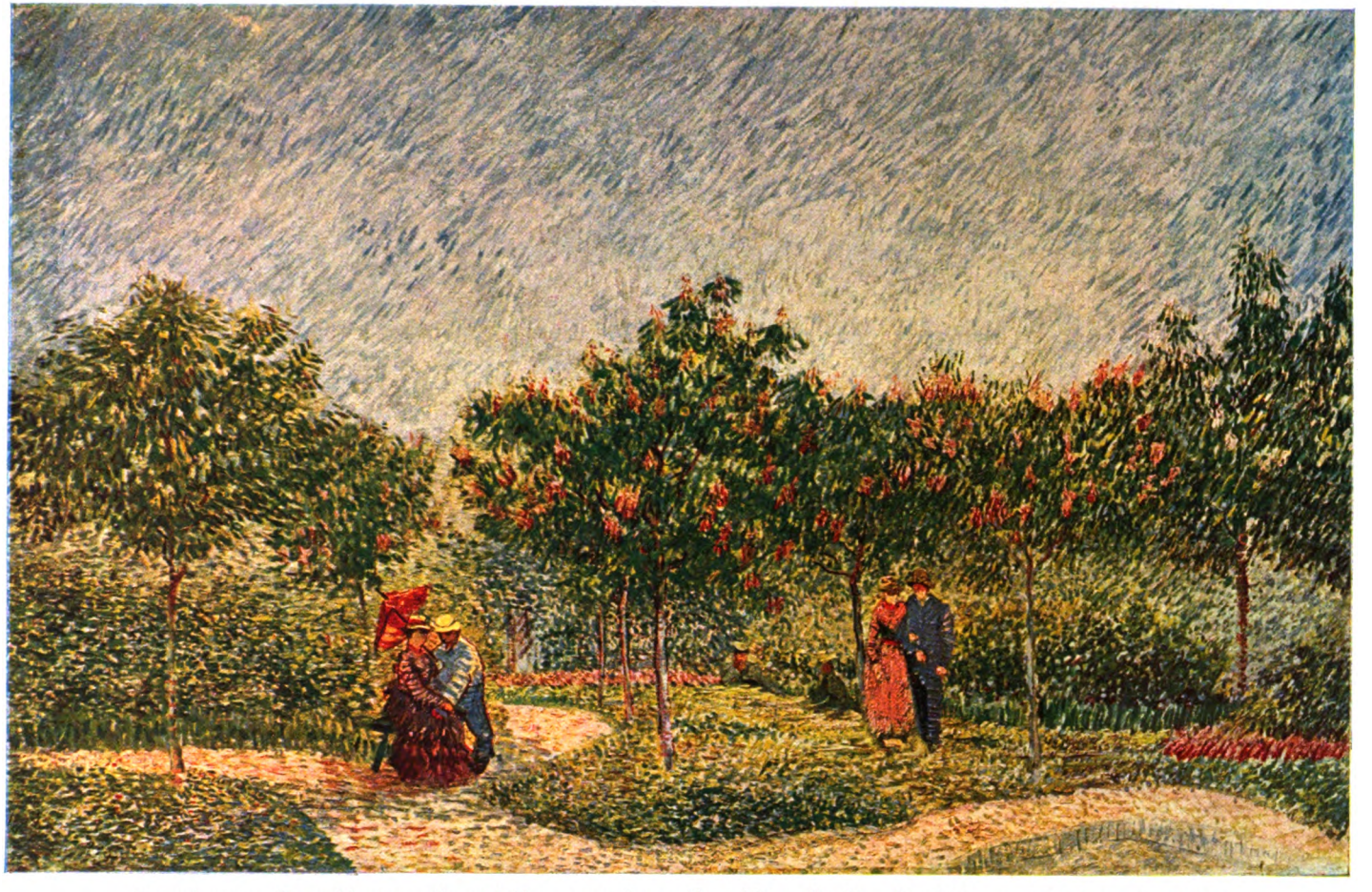
nischen im französischen Impressionismus, in den er während seiner letzten Jahre in Paris-Arles untertauchte, vielleicht allzusehr Gewicht gegeben. In dieser platten Formel stimmt das nun doch nicht. Den berauschenden Nektar dieser schönheitlich-ästhetischen Lichtmalerei hat er voll und ganz und mit Wollust ausgekostet. Er bleibt in seiner Kunstsprache ein moderner Meister, nicht etwa einer, der mit eigenwilliger Gewaltsamkeit sich neuen Formeln zuwendet. Aber er biegt doch ganz bestimmt diese Richtung um und bringt einen anderen, tieferen Seelengehalt in diese Sprache lichtgelöster Farben hinein, was wir vielleicht als das germanische Grundelement seines Wesens bezeichnen können. Was bei den Franzosen in rein ästhetischem Schönheitsrausch und mit ruhevoller Bewußtheit der künstlerischen Mittel geformt ward, das beseelt er mit einem inneren Beglücktsein an den Schönheiten der lichtstrahlenden Natur. So läßt er seine Harmoniegesänge zartester Farbenakkorde, die ganz gewiß nichts Weltabgewandtes haben und denen jede Düsterkeit, ja jeder Hauch von Schatten fehlt, erklingen.

Damit ist jedoch nicht alles gesagt: Wichtig ist zu betonen, wie heißglühend die Flamme der Begeisterung aus ihm herausbricht, wie fern von jedem gleichgültig-klugen Abwägen und Berechnen, also jedem romanischen Rationalismus abgewendet der Druck und der Strich seines Pinsels, die Führung seiner Hand ist. Damit sind wir bei dem Kapitel der Beseelung des Handwerkes angelangt. Wir spüren in dem Harmoniezusammenklang, von dem wir sprachen, in der Art des Farbenauftrages und der Pinselführung die Rhythmik seiner Seele. Auch da haben wir ein ganz anderes, neues Gebaren festzustellen. Wir erkennen hier eher die Hemmnisse, die ihm entgegenstehen, wenn seine innerlich so heitere und milde, menschenfreundliche, jeder

Digitized by Google

Montmartre. Gemälde aus der Pariſer Zeit. Zwiſchen 1886 und 1888
Amſterdam, Städtiſches Muſeum

Digitized by Google



Park von Asnières. Gemälde aus der Pariser Zeit. Zwischen 1886 und 1888

Digitized by Google

Der Säer. (Nach Millet.) Gemälde aus St. Rémy. Um 1889

materiellen Neigung ferne Seele Ausdruck fordert. Da ist so etwas wie Dissonanz, wenn wir sehen, wie ein in Licht und Komplementärfarbenakkord ausgeglichenes Farbenspiel mit einer gewissen nervösen Unruhe aufgesetzt ist und wenn zu dem Verträumtsein in solch schönheitlichen Akkorden so etwas wie das Sehnsuchtsverlangen in unendliche Weiten kommt. Das zeigt sich besonders an seinen Landschaften, wo er dem Drang in die Tiefen, in die Raumferne durch sprunghaftes Absetzen des Striches zum Ausdruck bringt.

Damit ist das gewichtigste Moment in van Goghs Kunst herausgehoben:

Die Abwendung vom reinen Naturalismus, von dem inneren Unbeteiligtsein bei der Wiedergabe einer Naturimpression im Bild. An deren Stelle tritt das Hineintragen persönlicher Empfindung in das Bild.

Digitized by Google

Brücke von Arles. Gemälde aus Arles. Um 1888. Köln, Wallraf-Richartz-Museum

Man hat dies zu anderen Zeiten Manierismus genannt. Mit ihr setzte die Abwendung von der Renaissance und ihrer Naturwahrhaftigkeit ein; Michelangelo war es, der damit die Vorbereitung zum Barockstil brachte. Daß bei van Gogh das große malerische Ziel der Zeit, die Freilichtnatur und ihre lichtdurchtränkte Atmosphäre bestehen blieb und keinesfalls etwa ein erzwungener Formalismus oder eine Helldunkelmalerei einsetzte, habe ich schon herausgehoben. Man soll an die Werke dieses Meisters mit dem impressionistisch geschulten Auge des modernen Menschen, der ja auch in der Nacht kaum noch die Dunkelheit kennt, herantreten. Dann aber möge man den Gefühlen des Künstlers zu folgen versuchen und im Motiv, ferner in der Verarbeitung des Themas die ganz persönliche Note herauszulesen streben. Ich sage ausdrücklich herauslesen; denn man muß dem Druck seiner Hand, der Führung seines Pinsels wie dem graphologisch aufschlußreichen Zug einer Handschrift folgen. Mit dem Erfassen dieser seiner Handschrift erschaut man die Regungen und Stimmungen, die Zuckungen dieser hochempfindsamen Künstlerseele, die nicht leer Schönheitliches bringt, sondern uns erlebtes Erschauen der Natur und ihrer Lichtschönheiten vorführt. Insofern ist seine Kunst tatsächlich zum Expressionismus umgebogener Impressionismus.

All dieses ist gesagt, daß jeder, der an Werke dieses Meisters tritt, einigermaßen vorbereitet sei auf das, was uns das Wesentliche erscheint. Keinesfalls darf man mit düsteren Nachtgedanken oder damit kommen, daß wir hier eine pathologische Kunst vor uns hätten. Gewiß wohnte diese empfindsame Seele in einem kranken, durchaus gebrechlichen Körper. Aber wir gewinnen den Eindruck, als ob die Seele doch nur mehr zufällig an den Körper gefesselt sei, und daß ein kranker Körper, und mag er auch noch so sehr krank sein an nervenzerrüttendem Leid, noch keine kranke oder dunkle Seele bergen muß. Grade der lichte, alles verklärende Glanz seiner Seele ist es, dem wir uns ergeben sollten, wenn auch bei solcher geistigen Verfassung leicht eine nervös wirkende Empfindsamkeit bemerkbar wird. Wir fragen uns dabei ernstlich, ob die Widerstände, die ihm das materielle Dasein in beinahe erdrückendem Maße bot, Hemmnisse oder Ansporne zu seinem leidenschaftlich übertreibenden Kräftespiel wurden,

Digitized by Google

d. h. ob sie zu seinem inneren Ich gehörten oder ob sie nur äußerlich mit ihm verbunden waren. Auch jedem, der das schicksalsreiche Leben kennt, erscheinen dann mehr noch als dem Unwissenden die Energie und die Willensbewußtheit seiner Kunst um so gewaltiger. Dabei muß betont werden, daß er durchaus Künstler bleibt und daß die Formsprache seiner Kunst, Farbenkomposition, Lichtphänomen, Pinselführung sprechendes Ausdrucksmittel seiner seelischen Erlebnisse sind, ja noch mehr, man darf nicht in dem Sinne von seelischen Erlebnissen sprechen, daß es religiöse oder soziale Ereignisse sind, die ihn erregen und wofür die Farbe und das Bild nur Symbol sein sollen, sondern alles ist aus einem künstlerischen Erleben von der farbigen Natur geworden, in der er den Herzschlag des Lebens, das Klopfen der Zeit verspürte.

So müssen wir uns vor jedem Bild fragen: was hat ihn besonders dabei gereizt? Gehen wir von den einfachsten Motiven aus: malt er ein Stilleben, etwa Sonnenblumen, so wird daraus eine hinreißende Symphonie in Gelb. Vor lichtgelbem Grund stehen in einem gelben Topf auf braunem Tisch die gelben Blumen, denen er ein andermal einen lichtblauen Grund gibt. Zartes Grün in dünnen Blättern klingt fein dazu. Nicht das Gegenständliche, sondern das Tonale der Farben, die Farbenmusik, ist es, die ihn reizt, besser gesagt, die er an einem ganz simplen Naturmotiv erklingen läßt. Wir fragen uns ernstlich, warum es hier in der Malerei nicht ähnlich sein soll wie in der Musik, wo der Künstler dem einfachsten Instrument aus Holz und vier gespannten Saiten die Schönheiten der Töne entlockt. Solch ein Instrument ist die Palette des Meisters und der Pinsel, mit dem er die Farbe auf die Leinwand aufträgt, gibt den Strich, den Anschlag, der die Farbtöne weich und hart, sanft oder leidenschaftlich, seiner jeweiligen Stimmung entsprechend, zusammenklingen läßt.

Wie er dazu kam und was er mit seinem Linienzug auszudrücken strebt, dafür seien ein paar Landschaften angeführt. Das älteste Stück stammt aus der Zeit, nachdem er im Haag bei dem Holländer Anton Mauve in der Lehre war. Es ist eine Brabanter Landschaft von einem noch etwas schweren Grundton, was nicht grade als besonders modern bezeichnet werden kann. Im Stimmungscharakter der Landschaft vermag die lichte Durchsichtigkeit noch nicht die Oberhand zu gewinnen. Graue Schatten mischen sich zu den gelblichen Tönen des Blattwerkes und eine graue Wolke verhüllt ein wenig den in der Ferne blauaufleuchtenden Himmel. Es ist die Malweise der Holländer um 1880, der Israels u. a. Die nächste Landschaft führt uns nach Paris und an das Ufer der Seine. Das ist ausgesprochener Pariser Impressionismus der Monet-Pissaro-Sisley-Gruppe. Alles ist lichtgelöst in dem zarten Duft der zart zitternden Atmosphäre. Vollkommenes Vergehen aller materiellen Realität der Dinge, nur ein ästhetisch feines Schillern in lichtesten Farben. Der Farbauftrag macht nicht den Anspruch, besondere Willensakzente wiederzugeben, er bringt jedoch der Naturerscheinung entsprechend die zartesten Strichunterschiede: nur darum verstreicht er die Farben im Wasser weich, tupfelt das Ufer mit Flecken, trägt die dichten Baumkronen breiter hin und legt die Wolken hinten ganz dünn auf den blauen Himmel auf. All das charakterisiert das Bild als ein Werk des Pariser Aufenthaltes. Dann sei noch eine Landschaft der letzten Zeit angeführt, die Ebene von Anvers darstellend vor 1890. Dort ist es nicht mehr die innerlich gleichgültige Reflexion eines Natureindruckes, sondern das starke Beteiligtsein des Künstlers an dem Naturerlebnis, d. h. der Impressionismus biegt um zum Expressionismus. Das Erlebnis ist das der unendlichen Weite, nirgends ein Halt, nirgends ein Ziel, hemmungslos geht es in die Tiefen, in die Unendlichkeiten, dem sein irdisches Sehnen in echt germanischer Weise zugewandt ist.

Diesem ideellen Drange, nicht der materiellen Realität Ausdruck zu geben, folgt der Künstler. Wir spüren den Marschschritt, besser gesagt: den rasenden Flug in die Tiefen. Vorn noch eine breite Schicht mit breiten, fast horizontalen Strichen als eine Sphäre naher Ruhe charakterisiert; dann geht es in leise parallel gelegtem, vertikalem Linienzug absatzweise in die Tiefen. Hie und da deutet ein horizontaler Streif ganz zart die Distanzen an, die, in der Tiefenrichtung gesehen, natürlich immer kürzer werden. So wird der Pinselstrich in seinem lebendigen Bewegungsdrang zum sprechenden Organ sehnsuchtsvollen Weltallgefühles, das in gleicher Weise in der lichten Sonnigkeit und zarten Durchsichtigkeit der atmosphärisch gestimmten Farben den gleichen Grundton anschlägt. Das ist lichte, freudige, in Seelenschönheit und Lichtharmonie verklärte, innerlichst erlebte Natur.

Dazwischen stehen Werke, die auf eine weitere Quelle des Künstlertums van Ghogs weisen, auf Millet und seinen sentimentalen Realismus der Barbizonschule.

Der Säer geht im Motiv auf ihn zurück.

Digitized by Google

Stilleben mit Handschuhen. Gemälde aus Arles. 1889
Amsterdam, Sammlung van Blaaderen

Digitized by Google

Sonnenblumen. Gemälde aus Arles. 1888. London, Nationalgalerie

denke an Raffael, Tizian und Mozart. Sie pflegen die großen Vollender im Sturme aufstrebender Entwicklung zu sein. Daneben aber stehen die anderen, die die großen Bahnbrecher, ja die eigentlichen Beginner sind, die ewigen Ringer, die, alle Widerstände in sich und außer sich niederkämpfend, Entdecker in den Gefilden der Kunst und Eroberer werden. Ich nenne Leonardo, Michelangelo und Beethoven. Im Unbefriedigtsein mit der Welt und behaftet mit einem schwachen Körper flüchtet Vincent van Gogh in seine idealen Reiche, da aufzubauen. Innerlich beglückt, andere zu beglücken, schreibt er einmal: „Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle, seitdem ich das Zeichnen wieder aufgenommen habe. Ich habe nun meine geistige Ruhe gefunden."

Digitized by Google

Meine Zeitgenossen aus dem 18. Jahrhundert

Von Adolf von Harnack

Ich bitte meine verehrten Leser und Leserinnen, diese Überschrift nicht für seltsam oder gar für anspruchsvoll zu halten — ich will einfach von Männern und auch von einer Frau erzählen, die noch im 18. Jahrhundert geboren sind und für mein Leben bedeutungsvoll waren; dafür weiß ich keine bessere Überschrift. Im Alter löst man sich leise von der Gegenwart; statt dessen werden die Erinnerungen an die Vergangenheit lebhafter und schließen sich mit dem Ausblick auf die Generation der Enkel eigentümlich zusammen. Mir wenigstens geht es so, daß mich die Enkel zu jener Zeit zurückrufen, „da ich noch selbst im Werden war", aus der „die lieben Schatten" auftauchen, die einst mit lebendiger Kraft mein Leben mitbestimmt haben.

★

Geboren bin ich 1851 zu Dorpat, wo mein Vater Professor der Theologie war; aber schon im Jahre 1853 siedelte er in derselben Eigenschaft nach Erlangen über, um dann im Jahre 1866 in seine alte Stellung nach Dorpat zurückzukehren und dauernd dort zu bleiben. Ich habe also meine Kindheits- und Knabenzeit in Süddeutschland, die letzten Gymnasialjahre aber und meine ganze Studentenzeit im nordischen deutschen Kolonialland, in den baltischen Provinzen, verlebt.

Von meinen Großeltern habe ich nur meine Großmutter mütterlicherseits gekannt; die anderen waren lange vor meiner Geburt gestorben; aber außer meiner Großmutter väterlicherseits, die schon als junge Frau dahingegangen ist, haben jene andere Großmutter und die beiden Großväter den Geist meines väterlichen Hauses fortwirkend aufs tiefste bestimmt. Mein Großvater Harnack, als Geselle aus Ostpreußen nach Petersburg ausgewandert, war dort als angesehener Schneidermeister tätig; entscheidend aber für sein inneres Leben wurde es, daß er sich in Petersburg Johannes E. Goßner anschloß, der 1820 bis 1824 dort gewirkt hat. Goßner, damals noch katholischer Geistlicher, aber aus jenem frommen Sailerschen Kreise in Bayern stammend, der auch die evangelische Frömmigkeit befruchtet hat, war von Freunden Alexanders I. nach Petersburg für eine überkonfessionelle Evangelisation berufen worden. Der gottinnige, schlichte Mann, der später bekanntlich zum Protestantismus übergetreten ist und in Berlin bedeutende Werke der Inneren und Äußeren Mission begründet hat, entfaltete in den wenigen Jahren seiner Petersburger Zeit eine große Wirksamkeit und zog auch meinen Großvater und seine Familie in seinen Kreis. Mein Vater ist später strenger Lutheraner geworden, aber nicht nur hat er bis zuletzt in Verehrung Goßner Dank gewußt, sondern auch sein inneres Leben und seine Kirchlichkeit blieben durch die lebendige Frömmigkeit dieses Mannes bestimmt. Mit ihm hat er von einer Vermengung der Religion mit Machtpolitik nie etwas wissen wollen. Dieses Erbe rein und in Ehren zu halten und über die konfessionellen Zäune hinwegzuschauen, war mir stets ein tiefes Anliegen.

Mein Großvater mütterlicherseits, Gustav Ewers, ist als Bauernjunge in Amelunxen bei Corvey in Westfalen aufgewachsen, setzte es durch ungewöhnliche Anlagen und eisernen Fleiß durch, in Göttingen zu studieren, ging als Hauslehrer nach Livland, warf sich mit aller Kraft auf das damals kaum noch berührte Studium der russischen Geschichte, begründete die Russische Rechtsgeschichte, wurde Professor an der neuen deutschen Universität Dorpat und brachte sie, Jahr um Jahr zum Rektor gewählt, erst zu wirklicher Aktivität und Blüte. An seinem frühen Grabe (1830) bezeugte die Universität: „Die Werke seines Geistes muß der Tod stehen lassen; sie lassen sich nicht einsargen, sondern bleiben unter uns und zeugen überall von des Verewigten Gegenwart. Es müßte die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte; denn es ist nichts an ihr, was nicht während seines zwölfjährigen Rektorats seine wohltätige Wirksamkeit erfahren hätte und dadurch zu höherer Vollkommenheit gehoben worden wäre." Seine Freunde stritten sich darum, ob er bedeutender als Gelehrter oder als Organisator gewesen ist; aber darin waren sie alle einig, und so ist es mir überliefert, daß er mit zielstrebiger, unbeugsamer Kraft in Wort und Tat eine bestrickende Liebenswürdigkeit verbunden hat und auch den echten niederdeutschen Humor und Witz. Den eigentümlichen genius loci almae matris Dorpatensis, der ihr bis zu ihrer Erdrosselung geblieben ist, hat er ins Leben gerufen.

Ewers heiratete die Tochter der Familie, in die er als Hauslehrer gekommen war, ein Fräulein von Maydell. Durch diese Heirat rückte er ein in die baltische, deutsche Oberschicht mit ihrem eigentümlichen herrschaftlichen Lebensstil. Da die Tochter den Lebensstil in ihrem Hause fortsetzt, den sie bei der Mutter gelernt hat, wurde er in mein väterliches Haus übertragen, und wir Kinder sind nach ihm erzogen worden. Dieser Stil ist unabhängig von günstigen ökonomischen Bedingungen und Reichtum. Schon meine Großmutter Ewers war mit einer beträchtlichen Kinderzahl in sehr knappen Verhältnissen zurückgeblieben, und im Hause meiner Eltern mußte alles auf Sparsamkeit gestellt werden; aber dennoch behauptete sich dieser

Digitized by Google

Stil mit seinen hohen Vorzügen und schweren Schatten. Meine Großmutter beherrschte ihn wie eine angeborene Eigenschaft; ihn zu charakterisieren ist hier nicht der Ort; aber er gehört zu dem „Paß", den die Geburt mir, dem ostpreußischen Bürgersohn, dem westfälischen Bauernjungen und dem livländischen Herrensohn ausgestellt hat, und er blieb bestehen, als mein Vater nach Erlangen übersiedelte, in die kleine, hochangesehene, fränkische Universitätsstadt.

*

Dorpat — Erlangen: soziologisch kann man sich kaum größere Gegensätze vorstellen; zwar unbefangen bin ich in Erlangen zum Leben und Denken erwacht, aber nachträglich und allmählich habe ich eingesehen, daß mein Vater und wir Kinder dort doch nur als halbe Fremde gelebt haben. Die Art unseres Hauses war zu verschieden; aber wie mir im ganzen der Erinnerung das Wohltuende und Freudige stärker entgegentritt als das Befremdliche, habe ich dort auch die ersten großen Eindrücke von Personen erlebt, zu denen ich mit Ehrerbietung und Ehrfurcht aufschaute. Da war der alte Professor Köppen; er ging noch in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, war in den siebziger Jahren geboren, und wenn mein Vater erzählte, der alte Herr habe noch Friedrich den Großen erlebt, so war er uns so alt wie Methusalem. Auf Spaziergängen im Schloßgarten suchten wir ihm immer wieder zu begegnen, um ihn aufs neue grüßen zu dürfen; mit ihm zu sprechen, wagten wir nicht. Aber das brauchten wir für unsere Wißbegierde auch nicht; denn neben ihm, und nicht viel jünger, stand in Erlangen ein Mann, den nicht nur wir Kinder, sondern alle Professorenkinder Erlangens nie anders nannten als „Papa Raumer", den wir fragen durften, soviel wir wollten, und der nicht nur ein Studentenvater gewesen ist, sondern auch mit Liebe und Güte alle Kinder umfaßte.

Karl von Raumer, in den Freiheitskriegen Adjutant Gneisenaus, Professor der Mineralogie, Verfasser der „Geschichte der Pädagogik", eines Werkes, welches zur deutschen Nationalliteratur gehört, Verfasser einer „Geographie von Palästina", Herausgeber und kongenialer Ausleger der „Konfessionen Augustins", Mittelpunkt des neuerwachten religiösen und nationalen Lebens der Universitätsstadt, Freund der Enterbten und Armen, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts „der" Erlanger Professor. Wenn der kleine Mann, stets im langen, bis zu den Knöcheln reichenden Überzieher und mit dem wuchtigen Knotenstock, durch die Straßen ging, hörte nicht nur das Grüßen nicht auf, sondern bald begleiteten ihn eine kleine Schar von Buben, bald ein paar Kollegen und Bürger, und unermüdlich war er im Erzählen von Gneisenau und Blücher, von dem Kapellmeister Reichardt, seinem Schwiegervater, dem Freunde Goethes und dem Komponisten vielgesungener Volkslieder, von Goethe selbst, von Schlesien, Frankreich und Palästina. Was er aber auch erzählte — immer verstand er es zu entflammen, zu begeistern und zu erheben. Am liebsten aber verweilte er bei Gneisenau und Goethe, und schon der Knabe merkte es, daß er sich mit ganzer Seele gegen diejenigen wandte, die in Goethe das „Weltkind" und „den großen Heiden" sehen wollten; für ihn stand Goethe in der Epoche seiner Vollendung dem Christentum ganz nahe, und so sollten ihn alle Deutschen verstehen und verehren.

Nahe bei Raumer steht in meiner Erlanger Erinnerung der Rektor des Gymnasiums und Professor der alten Philologie Ludwig Döderlein — nahe, aber doch getrennt; denn hier ließ die Würde und Höhe keine Vertraulichkeit aufkommen. Ich habe niemals in meinem Leben wieder solchen Respekt vor einem Manne empfunden als ihm gegenüber, und unwillkürlich, wenn sich meine Phantasie die großen Gesetzgeber in der Geschichte vorstellt, sehen sie alle Döderlein ähnlich. Meine Leser werden nun verstehen, welchen Eindruck folgendes Erlebnis mit diesem ausgezeichneten Pädagogen auf mich machen mußte: Es war, glaube ich, im Jahre 1862, an Schillers Geburtstage, als der Rektor plötzlich in unsere Klasse trat — es geschah das ganz selten — und die Klasse fragte, ob einer den „Taucher" aufsagen könne. Ich erhob den Finger, wurde aufs Katheder beordert und deklamierte; er selbst hatte unten auf einem Stuhl Platz genommen. Als ich fertig war, sagte er: „Komm' herunter, setz' dich hier auf meine Knie;" ich tat es. „Siehst du," fuhr er fort, „als ich so alt war wie du, habe ich so auf Schillers Knie in Jena gesessen, und er hat mir selbst den ‚Taucher' deklamiert; nun kannst du dich wieder auf deinen Platz setzen." Mir war's im Moment so, als hätte ich Schiller leibhaftig gespürt!

Von meinen Erlanger Eindrücken aus der Generation der Großväter kann ich aber nicht scheiden, ohne zweier Männer zu gedenken, die ich zwar persönlich nicht gesehen habe, die aber nicht nur blitzartig wie Schiller mir persönlich nahe kamen, sondern die wie bewunderte Hausgenossen in unserem Leben standen, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert. Jenen hatte mein Vater als Kandidat in Bonn kennen und verehren gelernt und übertrug diese Verehrung auf uns Kinder. Ein großes Bild von ihm hing in unseres Vaters Stube, und durch seine Erzählungen und die patriotischen Lieder Arndts, die wir auswendig lernten, wurde uns das Bild so vertraut, als lebte es. Wir empfanden es daher als einen persönlichen Verlust, als uns unser Vater eines Tages zusammenrief und sagte: „Kinder, ein schweres Leid: Ernst Moritz Arndt ist gestorben." Nach unserer Vorstellung konnte der Mann, den uns unser Vater in ewiger Jugend vor-

Digitized by Google

gestellt hatte, überhaupt nicht sterben; die Trauerbotschaft schien uns daher zuerst unfaßlich. Mit Rückert aber verband uns von frühester Jugend die Freude an seinen Gedichten, die uns mein Vater stufenweise vorlas von den einfachsten bis zu den „Makamen", „Nal und Damajanti" und ungezählten anderen. Mir waren die trockenen Gedichte fast ebenso lieb wie die schwungvollen, und ich empfand schon frühe die Richtigkeit des Wortes auf Rückert: „Pflanze eine dürre Regel in Rückerts Garten, und sie wird grünen und blühen." Unser heißes Sehnen ging darauf, den verehrten Dichter persönlich kennenzulernen, der nicht sehr weit von Erlangen im Dörfchen Neusees bei Koburg wohnte. Da hieß es eines Tages: „Kinder, zu Pfingsten gehen wir nach Koburg und marschieren in der Gegend dort!" — „Werden wir Rückert sehen?" — „Schwerlich, wir haben kein Recht, den alten Mann durch einen Besuch zu stören." Wir kamen nach Koburg, und wir erlangten es auch bei unserem Vater, daß wir an einem Vormittag in Neusees auf der Lauer liegen durften, jedoch vergebens — Rückert verließ sein Haus nicht, und der Besuch blieb uns verboten. So habe ich ihn nicht leibhaftig gesehen; aber sein Bild schwebt mir so deutlich vor, als hätte ich ihn oftmals gesprochen.

*

Wir kehrten im Jahre 1866 in die alte Heimat, Dorpat, zurück, deren Stempel uns bereits aufgeprägt war und in der ich die entscheidenden Lebensjahre durchleben sollte. An Männern und Frauen ältester Generation war sie nicht reich; aber der originellste Mann der alten Zeit, der mir begegnet ist, und der bedeutendste Naturforscher, den ich kennenzulernen das Glück gehabt habe, waren Balten. Jener war der allen Kunstkennern wohlbekannte livländische Baron Karl von Liphart, dieser der Estländer Karl Ernst von Baer. Liphart, der bald in Dorpat, bald in Florenz lebte, das zuletzt sein ständiger Wohnsitz war, hatte uns in Erlangen als nächster Freund meines Vaters und Patenonkel öfters besucht. Ob er noch im 18. Jahrhundert geboren ist oder etwas später, weiß ich nicht; doch er war der ausgeprägteste Grandseigneur der vorrevolutionären Zeit, darin aber Original, daß er die alten weltmännischen Formen mit schonungsloser Kritik und souveräner Grobheit verband und niemand es ihm übel nahm. Sein unermeßliches Gebiet war die Hochrenaissance, die er als Entdecker und Interpret beherrschte, als deren Apostel er sich empfand und um deren Verständnis er sich die größten Verdienste erworben hat. An ihrer Herrlichkeit wollte er jedermann teilnehmen lassen, behandelte aber dabei die Unwissenheit der Menschen als selbstverschuldete Dummheit, einerlei, ob er eine Großfürstin oder seinen Diener Carlo vor sich hatte. Seinen Lehrtrieb dehnte er auch auf andere Gebiete aus, und da er den herrschenden Schulunterricht als Erziehung zum Stumpfsinn beurteilte, griff der alte Herr bei Besuchen durch Examinieren bald im Latein, bald in der Geographie oder in anderen Fächern ein, und nach meiner Erinnerung immer mit Erfolg. Noch steht mir eine Karte von Spanien vor Augen, die er mit wenigen Strichen vor uns entwarf, nachdem er uns „dumme Esel" genannt hatte, weil wir zwar aus der politischen Geographie Spaniens allerlei wußten, aber von der Bodengestaltung und dem Zusammenhang von ihr und der Besiedelung keine Ahnung hatten. Seinen Kopf hat Lenbach wohl ein dutzendmal gemalt; denn er war der sprechendste Ausdruck der Eigenart des seltenen Mannes, der hinter der stacheligen Außenseite das zarteste Herz und ein tiefes Gemüt verbarg. Auf einem Abendspaziergang mit mir auf der Höhe um Florenz im Jahre 1874 repetierte der Greis laut Stellen aus dem Faust und brach bei dem Monologe von dem eingeborenen Triebe nach der Höhe und der Heimat in Tränen aus.

Karl Ernst von Baer, der große Biologe, der Begründer der Entwicklungslehre, hatte sich für seinen Lebensabend aus Petersburg nach Dorpat zurückgezogen und pflegte auch noch im höchsten Alter einen gehaltvollen geselligen Verkehr. In dieser Zeit — ich war damals Student — bewegte der Darwinismus die Köpfe und Gemüter aufs tiefste, und natürlich wollte jedermann wissen, wie Baer über die einschneidenden Fragen urteilte. Er hatte lange vor Darwin zu den schwebenden Problemen Stellung genommen; siehe seine gesammelten „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts" (Petersburg, 1864), die noch heute keineswegs veraltet sind, die nicht veralten können und die ich hiermit meinen Lesern aufs beste empfehle. In diesen Kundgebungen hat er die Deszendenztheorie zum Ausdruck gebracht, zugleich aber den Begriff der „Zielstrebigkeit" der Zelle eingeführt, kraft welcher die aufsteigende Entwicklung in ihr angelegt ist. Man mußte deshalb erwarten, daß er die Darwinsche Erklärung der fortschreitenden Entwicklung der Organismen (durch die Zuchtwahl) ablehnen oder für ungenügend halten würde. Und so geschah es auch, aber es geschah mit der größten Zurückhaltung. Der tiefe Forscher hielt mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge, aber zog keine Schlußstriche und Bilanzen, sondern begnügte sich damit, die „Beweise" Darwins in bezug auf die Zuchtwahl im einzelnen zu kritisieren und das Unzureichende einer bloß mechanischen Betrachtung nachzuweisen, ohne eine vitalistische „Theorie" aufzustellen. Vor allem aber war er darauf bedacht, die Meinungen der jungen Dorpater Naturforscher und Philosophen zu hören, die sich um ihn versammelten und seine Gedanken mit ihnen auszutauschen. Ein paarmal

Digitized by Google

Stil mit seinen hohen Vorzügen und schweren Schatten. Meine Großmutter beherrschte ihn wie eine angeborene Eigenschaft; ihn zu charakterisieren ist hier nicht der Ort; aber er gehört zu dem „Paß", den die Geburt mir, dem ostpreußischen Bürgersohn, dem westfälischen Bauernjungen und dem livländischen Herrensohn ausgestellt hat, und er blieb bestehen, als mein Vater nach Erlangen übersiedelte, in die kleine, hochangesehene, fränkische Universitätsstadt.

*

Dorpat — Erlangen: soziologisch kann man sich kaum größere Gegensätze vorstellen; zwar unbefangen bin ich in Erlangen zum Leben und Denken erwacht, aber nachträglich und allmählich habe ich eingesehen, daß mein Vater und wir Kinder dort doch nur als halbe Fremde gelebt haben. Die Art unseres Hauses war zu verschieden; aber wie mir im ganzen der Erinnerung das Wohltuende und Freudige stärker entgegentritt als das Befremdliche, habe ich dort auch die ersten großen Eindrücke von Personen erlebt, zu denen ich mit Ehrerbietung und Ehrfurcht aufschaute. Da war der alte Professor Köppen; er ging noch in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, war in den siebziger Jahren geboren, und wenn mein Vater erzählte, der alte Herr habe noch Friedrich den Großen erlebt, so war er uns so alt wie Methusalem. Auf Spaziergängen im Schloßgarten suchten wir ihm immer wieder zu begegnen, um ihn aufs neue grüßen zu dürfen; mit ihm zu sprechen, wagten wir nicht. Aber das brauchten wir für unsere Wißbegierde auch nicht; denn neben ihm, und nicht viel jünger, stand in Erlangen ein Mann, den nicht nur wir Kinder, sondern alle Professorenkinder Erlangens nie anders nannten als „Papa Raumer", den wir fragen durften, soviel wir wollten, und der nicht nur ein Studentenvater gewesen ist, sondern auch mit Liebe und Güte alle Kinder umfaßte.

Karl von Raumer, in den Freiheitskriegen Adjutant Gneisenaus, Professor der Mineralogie, Verfasser der „Geschichte der Pädagogik", eines Werkes, welches zur deutschen Nationalliteratur gehört, Verfasser einer „Geographie von Palästina", Herausgeber und kongenialer Ausleger der „Konfessionen Augustins", Mittelpunkt des neuerwachten religiösen und nationalen Lebens der Universitätsstadt, Freund der Enterbten und Armen, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts „der" Erlanger Professor. Wenn der kleine Mann, stets im langen, bis zu den Knöcheln reichenden Überzieher und mit dem wuchtigen Knotenstock, durch die Straßen ging, hörte nicht nur das Grüßen nicht auf, sondern bald begleiteten ihn eine kleine Schar von Buben, bald ein paar Kollegen und Bürger, und unermüdlich war er im Erzählen von Gneisenau und Blücher, von dem Kapellmeister Reichardt, seinem Schwiegervater, dem Freunde Goethes und dem Komponisten vielgesungener Volkslieder, von Goethe selbst, von Schlesien, Frankreich und Palästina. Was er aber auch erzählte — immer verstand er es zu entflammen, zu begeistern und zu erheben. Am liebsten aber verweilte er bei Gneisenau und Goethe, und schon der Knabe merkte es, daß er sich mit ganzer Seele gegen diejenigen wandte, die in Goethe das „Weltkind" und „den großen Heiden" sehen wollten; für ihn stand Goethe in der Epoche seiner Vollendung dem Christentum ganz nahe, und so sollten ihn alle Deutschen verstehen und verehren.

Nahe bei Raumer steht in meiner Erlanger Erinnerung der Rektor des Gymnasiums und Professor der alten Philologie Ludwig Döderlein — nahe, aber doch getrennt; denn hier ließ die Würde und Höhe keine Vertraulichkeit aufkommen. Ich habe niemals in meinem Leben wieder solchen Respekt vor einem Manne empfunden als ihm gegenüber, und unwillkürlich, wenn sich meine Phantasie die großen Gesetzgeber in der Geschichte vorstellt, sehen sie alle Döderlein ähnlich. Meine Leser werden nun verstehen, welchen Eindruck folgendes Erlebnis mit diesem ausgezeichneten Pädagogen auf mich machen mußte: Es war, glaube ich, im Jahre 1862, an Schillers Geburtstage, als der Rektor plötzlich in unsere Klasse trat — es geschah das ganz selten — und die Klasse fragte, ob einer den „Taucher" aufsagen könne. Ich erhob den Finger, wurde aufs Katheder beordert und deklamierte; er selbst hatte unten auf einem Stuhl Platz genommen. Als ich fertig war, sagte er: „Komm' herunter, setz' dich hier auf meine Knie;" ich tat es. „Siehst du," fuhr er fort, „als ich so alt war wie du, habe ich so auf Schillers Knie in Jena gesessen, und er hat mir selbst den ‚Taucher' deklamiert; nun kannst du dich wieder auf deinen Platz setzen." Mir war's im Moment so, als hätte ich Schiller leibhaftig gespürt!

Von meinen Erlanger Eindrücken aus der Generation der Großväter kann ich aber nicht scheiden, ohne zweier Männer zu gedenken, die ich zwar persönlich nicht gesehen habe, die aber nicht nur blitzartig wie Schiller mir persönlich nahe kamen, sondern die wie bewunderte Hausgenossen in unserem Leben standen, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert. Jenen hatte mein Vater als Kandidat in Bonn kennen und verehren gelernt und übertrug diese Verehrung auf uns Kinder. Ein großes Bild von ihm hing in unseres Vaters Stube, und durch seine Erzählungen und die patriotischen Lieder Arndts, die wir auswendig lernten, wurde uns das Bild so vertraut, als lebte es. Wir empfanden es daher als einen persönlichen Verlust, als uns unser Vater eines Tages zusammenrief und sagte: „Kinder, ein schweres Leid: Ernst Moritz Arndt ist gestorben." Nach unserer Vorstellung konnte der Mann, den uns unser Vater in ewiger Jugend vor-

Digitized by Google

gestellt hatte, überhaupt nicht sterben; die Trauerbotschaft schien uns daher zuerst unfaßlich. Mit Rückert aber verband uns von frühester Jugend die Freude an seinen Gedichten, die uns mein Vater stufenweise vorlas von den einfachsten bis zu den „Makamen", „Nal und Damajanti" und ungezählten anderen. Mir waren die trockenen Gedichte fast ebenso lieb wie die schwungvollen, und ich empfand schon frühe die Richtigkeit des Wortes auf Rückert: „Pflanze eine dürre Regel in Rückerts Garten, und sie wird grünen und blühen." Unser heißes Sehnen ging darauf, den verehrten Dichter persönlich kennenzulernen, der nicht sehr weit von Erlangen im Dörfchen Neusees bei Koburg wohnte. Da hieß es eines Tages: „Kinder, zu Pfingsten gehen wir nach Koburg und marschieren in der Gegend dort!" — „Werden wir Rückert sehen?" — „Schwerlich, wir haben kein Recht, den alten Mann durch einen Besuch zu stören." Wir kamen nach Koburg, und wir erlangten es auch bei unserem Vater, daß wir an einem Vormittag in Neusees auf der Lauer liegen durften, jedoch vergebens — Rückert verließ sein Haus nicht, und der Besuch blieb uns verboten. So habe ich ihn nicht leibhaftig gesehen; aber sein Bild schwebt mir so deutlich vor, als hätte ich ihn oftmals gesprochen.

*

Wir kehrten im Jahre 1866 in die alte Heimat, Dorpat, zurück, deren Stempel uns bereits aufgeprägt war und in der ich die entscheidenden Lebensjahre durchleben sollte. An Männern und Frauen ältester Generation war sie nicht reich; aber der originellste Mann der alten Zeit, der mir begegnet ist, und der bedeutendste Naturforscher, den ich kennenzulernen das Glück gehabt habe, waren Balten. Jener war der allen Kunstkennern wohlbekannte livländische Baron Karl von Liphart, dieser der Estländer Karl Ernst von Baer. Liphart, der bald in Dorpat, bald in Florenz lebte, das zuletzt sein ständiger Wohnsitz war, hatte uns in Erlangen als nächster Freund meines Vaters und Patenonkel öfters besucht. Ob er noch im 18. Jahrhundert geboren ist oder etwas später, weiß ich nicht; doch er war der ausgeprägteste Grandseigneur der vorrevolutionären Zeit, darin aber Original, daß er die alten weltmännischen Formen mit schonungsloser Kritik und souveräner Grobheit verband und niemand es ihm übel nahm. Sein unermeßliches Gebiet war die Hochrenaissance, die er als Entdecker und Interpret beherrschte, als deren Apostel er sich empfand und um deren Verständnis er sich die größten Verdienste erworben hat. An ihrer Herrlichkeit wollte er jedermann teilnehmen lassen, behandelte aber dabei die Unwissenheit der Menschen als selbstverschuldete Dummheit, einerlei, ob er eine Großfürstin oder seinen Diener Carlo vor sich hatte. Seinen Lehrtrieb dehnte er auch auf andere Gebiete aus, und da er den herrschenden Schulunterricht als Erziehung zum Stumpfsinn beurteilte, griff der alte Herr bei Besuchen durch Examinieren bald im Latein, bald in der Geographie oder in anderen Fächern ein, und nach meiner Erinnerung immer mit Erfolg. Noch steht mir eine Karte von Spanien vor Augen, die er mit wenigen Strichen vor uns entwarf, nachdem er uns „dumme Esel" genannt hatte, weil wir zwar aus der politischen Geographie Spaniens allerlei wußten, aber von der Bodengestaltung und dem Zusammenhang von ihr und der Besiedelung keine Ahnung hatten. Seinen Kopf hat Lenbach wohl ein dutzendmal gemalt; denn er war der sprechendste Ausdruck der Eigenart des seltenen Mannes, der hinter der stacheligen Außenseite das zarteste Herz und ein tiefes Gemüt verbarg. Auf einem Abendspaziergang mit mir auf der Höhe um Florenz im Jahre 1874 repetierte der Greis laut Stellen aus dem Faust und brach bei dem Monologe von dem eingeborenen Triebe nach der Höhe und der Heimat in Tränen aus.

Karl Ernst von Baer, der große Biologe, der Begründer der Entwicklungslehre, hatte sich für seinen Lebensabend aus Petersburg nach Dorpat zurückgezogen und pflegte auch noch im höchsten Alter einen gehaltvollen geselligen Verkehr. In dieser Zeit — ich war damals Student — bewegte der Darwinismus die Köpfe und Gemüter aufs tiefste, und natürlich wollte jedermann wissen, wie Baer über die einschneidenden Fragen urteilte. Er hatte lange vor Darwin zu den schwebenden Problemen Stellung genommen; siehe seine gesammelten „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts" (Petersburg, 1864), die noch heute keineswegs veraltet sind, die nicht veralten können und die ich hiermit meinen Lesern aufs beste empfehle. In diesen Kundgebungen hat er die Deszendenztheorie zum Ausdruck gebracht, zugleich aber den Begriff der „Zielstrebigkeit" der Zelle eingeführt, kraft welcher die aufsteigende Entwicklung in ihr angelegt ist. Man mußte deshalb erwarten, daß er die Darwinsche Erklärung der fortschreitenden Entwicklung der Organismen (durch die Zuchtwahl) ablehnen oder für ungenügend halten würde. Und so geschah es auch, aber es geschah mit der größten Zurückhaltung. Der tiefe Forscher hielt mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge, aber zog keine Schlußstriche und Bilanzen, sondern begnügte sich damit, die „Beweise" Darwins in bezug auf die Zuchtwahl im einzelnen zu kritisieren und das Unzureichende einer bloß mechanischen Betrachtung nachzuweisen, ohne eine vitalistische „Theorie" aufzustellen. Vor allem aber war er darauf bedacht, die Meinungen der jungen Dorpater Naturforscher und Philosophen zu hören, die sich um ihn versammelten und seine Gedanken mit ihnen auszutauschen. Ein paarmal

Digitized by Google

ist es mir, dem Studenten, vergönnt gewesen, solchem Austausch beizuwohnen und einen unvergeßlichen Eindruck davon zu erhalten, wie ein echter Naturforscher seine Probleme anpackt und mit welcher Umsicht er sie behandelt. Aus diesen Baer-Abenden drangen Vorkommnisse und Episoden an die Öffentlichkeit und wurden überall in baltischen Landen aufs eifrigste besprochen. Nur zwei will ich erwähnen; sie zeigen zugleich, welch treffsichere Kürze dem großen Forscher zu Gebote stand. An einem Abend wurde über die Entwicklung des Kehlkopfs gesprochen und dabei unter anderem die Frage behandelt, warum die Affen nicht sprechen. Es erhob sich darüber eine kurze Debatte, an der sich Baer nicht beteiligte, sie dann aber, als man seine Meinung hören wollte, mit den Worten schloß: „Warum die Affen nicht sprechen? Sie haben sich nichts zu sagen." Ein anderes Mal ödete ein anwesender Philosoph die Versammlung dadurch, daß er, wie schon früher öfters, bei jedem Problem bemerkte: „Aristoteles hat schon gesagt," „Demokrit hat schon gesagt" usw. Das wurde dem alten Herrn lästig, und er bemerkte: „Herr Kollege, Sie haben uns nun schon so oft gesagt, was die alten Griechen gemeint haben, wollen Sie uns nicht endlich auch Ihre Meinung sagen?" — „Gern," erwiderte der Angeredete, „der Darwinismus braucht für seine Konstruktionen die Zeit, und die Zeit existiert nicht." Darauf Baer: „Herr Kollege, mit solchen Dummheiten lassen wir uns nicht abspeisen." Grobheit lag ihm sonst ferne; um so erfrischender wirkte sie diesmal. Heute leben nur noch ganz wenige, die mit diesen Überlieferungen die persönliche Erinnerung an den berühmten Landsmann verbinden; aber auf dem Domberge in Dorpat steht in Erz gegossen sein Denkmal; hoffentlich wird es die Estnische Republik in Ehren halten, und hoffentlich wird die biologische Wissenschaft allüberall neben Darwin des Balten Baer gedenken.

Wenn ich aber der Greise im Norden gedenke, die auf mich eingewirkt haben, so gesellt sich stets wie eine Erscheinung aus dem Grabe ein Mann neben sie, dessen Name ich längst vergessen und von dem ich überhaupt nur ein Wort gehört habe, das mich aber aufs tiefste erfaßte. Als ich zwölf Jahre alt war, machte mein Vater mit uns von Erlangen aus eine Besuchsreise in die alte Heimat. Dort hörte er, daß in Peterhof noch ein alter Gymnasiallehrer lebe, den er besonders verehrt hatte. Er beschloß ihn mit uns aufzusuchen. Wir traten in ein kleines, halbdunkles Zimmer, und dort lag auf dem Bett ein Greis mit langen, weißen Haaren, fast blind und schwer krank. Es dauerte ziemlich lange, bis er erfaßte, daß es mein Vater, sein alter Schüler, war, der mit seinen drei Söhnen vor ihm stand; dann aber richtete er sich auf, umarmte ihn schweigend und fiel in die Kissen zurück. Noch einmal richtete er sich auf, wandte sich gegen uns und rief uns mit fester Stimme zu: „Meine lieben Söhne merkt euch: Der Weltkreis ist voll Geist des Herrn, und der die Rede kennet, ist allenthalben." Dann sagte er nichts mehr. Mir aber drang dies Wort — es stammt aus der wenig gelesenen „Weisheit Salomonis" — wie ein starker Lichtstrahl in die Seele, und allen Anläufen des Weltüberdrusses gegenüber hat es sich behauptet. So kann die Erfahrung einer Minute Lebenskräfte schaffen! — —

*

Von Dorpat siedelte ich als Kandidat im Jahre 1872 nach Leipzig über; die Generation der Großväter, die mir etwas bedeutete, wurde immer spärlicher; aber doch habe ich noch das Glück gehabt, drei Personen kennen zu lernen, die sich den verehrten Alten zugesellten, und unter ihnen eine Frau, die mir eine großmütterliche Freundin wurde. Frau Platzmann-Preußer, die Witwe eines begüterten Kaufmanns und das Haupt einer verzweigten Familie, in der sie schon Urenkel begrüßte, lebte für sich in behaglicher Wohnung oder auf Reisen. Wie ich sie kennengelernt habe, weiß ich nicht mehr; aber vom ersten Tage an bildete sich durch ihre Güte ein Band zwischen uns, das immer fester wurde. In der alten Dame loderte ein Feuer, das der Schnee des Alters nicht zu löschen vermochte, und waltete ein edler Lebenshunger, der unstillbar war. Und was hatte sie alles erlebt! Aus dem Fenster des elterlichen Hauses in Leipzig hatte sie mit angesehen, wie Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig sich von seinen Generalen verabschiedete; als junge Frau hat sie mit ihrem Manne Griechenland bereist zu einer Zeit, in der das noch ein Wagnis war, und die Antike war ihr in aller Herrlichkeit aufgegangen; mit Goethe war sie in Marienbad und hatte die Episode mit Ulrike v. Levetzow und die Spaziergänge auf der Promenade miterlebt — „wir alle merkten etwas, aber Ulrike merkte gar nichts", berichtete sie. Goethe fand Gefallen auch an der beweglichen Leipzigerin und schrieb ihr die Worte ins Stammbuch:

> Löblich ist ein tolles Streben,
> Wenn es kurz ist und mit Sinn;
> Heiterkeit zum Erdeleben
> Sei des flücht'gen Rauschs Gewinn —

Ich kann bezeugen, wie treffend diese schalkhafte Mahnung gewesen ist, aber auch daß ihr der beste Erfolg nicht gefehlt hat. Diese nun hochbetagte Dame — sie war keine „Bettina", noch weniger aber ein Blaustrumpf — wurde in Leipzig meine großmütterlich sorgende Freundin, bei der ich nicht selten speiste und die sich bald auch um die häuslichen Dinge des Junggesellen kümmerte. Den Hauptgegenstand unserer Gespräche bildete Goethe. Bei der höchsten Ver-

Digitized by Google

ehrung stand sie ihm mit nüchternem Realismus gegenüber — daher sind mir ihre Eindrücke so wertvoll geworden —; aber neben Goethe war sie es selbst in ihrer Frische, Originalität und Güte, die mich fesselte; in ihr empfand ich den Ausklang der Kultur des 18. Jahrhunderts in einer Frau. Die Frauen der nächstfolgenden Generation hatten es nicht leicht, mit diesen Eindrücken zu rivalisieren!

Die beiden Männer des 18. Jahrhunderts, die ich noch kennengelernt habe, waren zwei berühmte Theologen, deren Kollege ich sogar noch als junger Ordinarius geworden bin, Karl Hase in Jena und Döllinger in Leipzig; mit jenem bin ich mehrere Male in Rom und Jena zusammengetroffen; dieser hatte die Güte mich einmal nach Tegernsee, wo er in den Ferien weilte, einzuladen.

Auch auf Karl Hase lag ein Strahl Goethescher Überlieferung; noch bei dessen Lebzeiten war er nach Jena berufen und ist von ihm empfangen worden. Unter den Theologen nahm er eine einzigartige Stellung ein. Er hat das Verdienst, dem seichten Rationalismus ein Ende gemacht zu haben, ohne den reaktionären Strömungen zu verfallen oder sich der Hegelschen Philosophie anzuschließen. Er ist der Verfasser der einzigen protestantischen Kirchengeschichte, die auch der Laie mit Genuß und Gewinn lesen kann. Der Leser wird sich freilich die letzten Entscheidungen von anderswoher holen müssen, aber mit dankbarer Bewunderung erkennen, mit welchem Feinsinn und mit welcher Liebe dieser Kirchenhistoriker die einzelnen Erscheinungen der Geschichte dargestellt und gewürdigt hat. Besonders ist auch die katholische Kirche verständnisvoll von ihm durchleuchtet worden, und sein Werk „Protestantische Polemik" verdient es, noch heute gelesen zu werden. Er war in der Stadt Rom heimisch wie kein zweiter evangelischer Theologe und hat mir scherzend einmal gesagt: „Ich kenne nur zwei Städte in der Welt, Rom und Jena;" denn einen feinen Scherz hatte er stets auf den Lippen. Das erfuhr ich gleich bei der ersten Bekanntschaft: Es war in Rom im Jahre 1874, wo ich ihn traf. Wir waren vier neugebackene Leipziger Privatdozenten, und er lud uns sofort zu einer Tagesfahrt im offenen Wagen nach Tivoli ein. Als Jüngster saß ich auf dem Bock und nach livländischer Gewohnheit nahm ich dem Kutscher die Zügel ab und kutschierte. In der Campagna begegnete uns eine große Herde Ochsen, die uns den Weg streitig machte. Das langsame Fahren dauerte mir zu lange, und ich riskierte einen Durchbruch. Da fühlte ich auf meiner Schulter eine Hand; es war der alte Hase, der sich besorgt erhoben hatte: „Fahren Sie langsam, Herr Kollege; es werden sich Ihnen in Ihrem Leben noch manche Ochsen in den Weg stellen." Noch im höchsten Alter, wie die Vorrede zur letzten Ausgabe der Kirchengeschichte des fast Neunzigjährigen beweist, verließ ihn die Fähigkeit nicht, mit wenigen Worten viel und Treffendes zu sagen.

Einen größeren Gegensatz unter gleichalten Fachgenossen als den zwischen Hase und Döllinger kann man sich kaum denken. Döllinger war die personifizierte Gelehrsamkeit und der personifizierte Verstand, aber — wie man trocken und glänzend zugleich schreiben kann, kann man von ihm lernen. Gelehrsamkeit und Verstand, ferner der große Respekt vor den geschichtlichen Tatsachen und vor der Überlieferung, dazu sein Deutschtum, haben Döllinger zuletzt von seiner Kirche getrennt; aber bei dem unvergeßlichen einzigen Zusammensein mit ihm habe ich erkannt, daß der Bruch nicht bis auf den Grund ging. „Hätte mich der Erzbischof Scherr nicht ausdrücklich gefragt, ob ich fortan die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes vertreten werde, so wäre ich noch heute in der Kirche." So sprach er zu mir. Sein dreibändiges Werk über die Lutherische Reformation, die bedeutendste katholische Streitschrift, die jemals gegen die Reformation erschienen ist, würde er im Dogmatischen auch später noch wissenschaftlich so geschrieben haben; aber an zwei Hauptpunkten hat Döllinger nach 1870 seine früheren Urteile geändert: Jetzt schaute er aus nach einer Wiedervereinigung aller christlichen Konfessionen, die ihm nicht einfach eine Rückkehr aller nach Rom bedeutete, und jetzt hatte er ein neues Urteil über Luther als Persönlichkeit gewonnen: „Es hat," schreibt Döllinger, „nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, von ihr so aufgesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand wie die Leier in der Hand eines Künstlers. Was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus unter seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er redete; nur er war es, der, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geist das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken."

Mit diesem erhebenden Zeugnis Döllingers will ich diese Aufzeichnungen schließen. In unserem Zeitalter der „Sachlichkeit" steht die „Geschichte" nicht hoch im Kurs; aber der Sinn für das Biographische und das Verlangen nach ihm hat nicht abgenommen, sondern hat sich verstärkt. Hier zeigt sich eine Brücke, die zurück zur Geschichte führt, ohne deren Kenntnis es keine Bildung gibt, und im Vertrauen auf diese Entwicklung habe ich diese Erinnerungen geschrieben.

Digitized by Google

Die Insel der Kirke

Novelle von Robert Neumann

(Schluß)

Mondblank — sagte ich mondblank? Die Fackeln waren nicht mehr zu sehen. Die Ruinenstätte drüben lag schwarz. Dahinter in der Mulde lastete der Ginster wie gegossenes Blei, und aufgehellt gegen den Mondhimmel stand nur der Berg, der Kegelberg, der Vulkan, der erloschene — Sauerstoff! Wie war das? Aus seinen Klüften strich Sauerstoff über die lichtgeschwätzigen Wellen der Bucht zu uns her! Ich legte den linken Arm um Candidas Nacken und bog ihr langsam den Kopf zurück. In Venedig oder in Miamia oder übrigens auch in den Bouches du Loup (neu, bei Antibes, empfehlenswert: Hotel de la Plage) hätte man jetzt von einer Gondel auf dem Wasser die Barcarole gehört. Ich mußte mich mit dem Mondschein behelfen. „Candida," sagte ich mit vibrierender Stimme — es war schon viel, daß sie sich den Kopf hatte biegen lassen. Sie zitterte. „Candida," flüsterte ich und riskierte es, nah ihrem rechten Ohr — mit Lavendel wusch sie sich die Haare — nah ihrem rechten Ohr heiß und abgerissen zu atmen. ‚Jetzt wird sie noch drei bis dreieinhalb Sekunden so in meinem Arm liegen bleiben,' sagte ich mir, ‚dann wird sie mir die gespreizten Finger gegen die Brust stemmen, wird sich aufrichten, „Nein, Lord," sagen (eigentlich hätte ich ihr das Kollier nehmen können), „nein, Lord," sagen und mit zu kurzen Schritten zu den andern hineingehen.' „Candida," flüsterte ich heiß. Übrigens hätten die andern es bemerkt — das mit dem Kollier.

Um es kurz zu machen: nichts dergleichen geschah. Mehr noch: sie war es, die als erste mich küßte, und zwar fünfmal mit vergleichsweise kurzen Zwischenräumen, davon einmal mindestens zwanzig bis fünfundzwanzig Sekunden lang. Ich war so verblüfft, daß ich fast vergessen hätte, nun auch meinen andern Arm — und zwar etwas tiefer, oberhalb der Taille — um sie zu schlingen, mit ersterbender Stimme zum viertenmal „Candida" zu hauchen, sie stürmisch an mich zu reißen und wenigstens ein Dutzend keuchend kurzer, aber verwegener Küsse auf ihren Oberarm, die Gegend ihres Schlüsselbeins und den Haaransatz ihres Nackens zu pressen. „Candida," flüsterte ich zum fünftenmal. Sie lehnte an mir wie eine geklappte Fliege.

Aber nein. Das ist ja nicht wahr. Das ist ja alles geflunkert. Zu der Zeit, in der Nacht, zu der Stunde ging es mir nicht um das Kollier. Mir ging's um die Frau. Nicht weil die andern es gemerkt hätten — sie hätten es bestimmt gemerkt —, sondern weil ich in jenem Augenblick für kein Schmuckstück der Welt auch nur einen Gedanken freihatte, ließ ich Candida ihr Kollier. Nein, nein, das war anders. Man glaube mir, daß das anders war als irgendein Abenteuer irgendeines von uns. Ich liebte Candida. Nein, man lache nicht. Ich spreche es noch einmal aus: ich liebte Candida. Habe ich gesagt, daß ich sie Candida nannte? Und jetzt lache man, wenn man nicht umhin kann.

Gelacht? Mir war es ernst, Messieurs — Mesdames. Mir war es bitter ernst, und in den zehn oder fünfzehn Minuten, die die Frau dort draußen auf der mondblanken Terrasse in meinem Arm lag, ging mehr an befremdlichen und eines Mannes meiner Lebensstufe unwerten Gedanken durch meinen Kopf als in zwei Jahrzehnten vorher. Ja, ich muß diesen peinlich langen Zeitraum zur Vergleichung heranziehen, denn wohl nicht kürzer ist es her, daß ich vorher zum letztenmal Erwägungen pflag wie Flucht, Entführung, trautes Heim, kleines Häuschen irgendwo an der Küste, Garten, Geflügelzucht — genug! Nein, man lache nicht. Zum zweitenmal nach jenem Halbtraum im Schiff überkam mich damals für Augenblicke gesichthaft klar und erschreckend die Erinnerung an einen kleinen, sehr weitab von Paris gelegenen Ort, dessen krumme Gassen vor einer fast schon wieder lächerlich großen Anzahl von Jahren einen jungen Mann gesehen haben — einen jungen Mann, der dann in die Welt ging und seine Karriere machte.

Das hier nur, um zu beleuchten, wie sehr ich damals meiner Contenance verlustig gegangen war. Man lache nicht! Sauerstoff? Ich weiß nicht, ob es Sauerstoff war oder Wein oder Wirklichkeit. Wirklichkeit war es bestimmt. Und ich mochte Candidas Namen befremdlich viele Male und ohne zu zählen an ihrem Ohre geflüstert haben, ehe sie sich von mir löste.

„Laß, lassen Sie," sagte sie. Ich hielt sie. Sie sagte: „Man wird uns suchen. Wir müssen hinein." Ich hielt sie. Sie wandte

Digitized by Google

mir mit einemmal ein anderes, ein zwiespältig blasses Gesicht zu und sagte: „Lassen Sie mich. Sie müssen mich lassen. Sie wissen nicht, was Sie tun.“ Sie sagte: „Ja, ich bin Ihnen gut. Weil ich Ihnen gut bin — lassen Sie mich. Warum fragen Sie? Sie sollen mich lassen, ja, von mir lassen, ja, ganz. Nein nein nein, zu Ihnen nicht, zu Ihnen komme ich nicht. Sie wollen nicht hören. Mein Gott. O mein Gott.“

Ich aber flüsterte nur: „Morgen nacht, morgen nacht! Morgen nacht in meinem Zimmer, Candida, Candida!“ Den Zwiespalt küßte ich von ihrem Gesicht.

Mit einemmal war sie ganz sanft. Sie löste sich von mir. „Ich gehe jetzt hinein, Lieber,“ sagte sie still und traurig. Sie schritt mit schwer gelenkten Schritten an mir vorüber, ich sah, wie sie in das dunkle Zimmer trat. Eine Türe ging, eine zweite, durch die für Augenblicke Kerzenschein und das Reden und Gelächter der Spieler fiel — ich war allein. Da stand ich, ich, ich, auf der mondblanken Terrasse eines verfallenen Bauwerkes ohne elektrisches Licht und W. C., da stand ich, schaute auf das flirrende Meer hinaus und sagte vernehmlich, obgleich keinerlei Gesprächspartner anwesend war, das Wort „Candida“ in die Stille. Berauscht? Vielleicht war ich berauscht. Ich dehnte mich, ich sog töricht tief die Seeluft in meine Lungen und so, leichtfüßig und geschwellt im Tänzerschritt, ging ich ins Zimmer zu den Spielern zurück.

O ja — berauscht. Geschwellt, ja. Ich ging, eine Tür stieß ich auf, daß drüben auf dem Tisch der Wind in die Kerzen fuhr. Ich lehnte mich an den Türstock, leicht vorgebückt, leicht angespannt wie zum Sprung und schaute nach den Spielern hinüber. Berauscht? Vielleicht war ich berauscht. Jetzt die Hand schließen, sagte etwas in mir, jetzt in das dürre Blätterwerk fassen, in diesen Haufen zusammengewehten Schicksals fassen und ihn zerreiben zu Staub. Jetzt wach sein! Jetzt die Schnüre all der Marionetten straffgezogen und en avant!

*

Eben in dem Augenblick war es — aber da muß ich zuerst noch sagen: Während ich mit der Fürstin draußen auf der Terrasse war, hatte der Balkan das Spiel gewechselt. Man spielte Gubla — der Name wird hier unbekannt sein. Ich hatte das Spiel in Lissabon im Casino de Queiroz gesehen, dort spielen es die Kakaobohnenimporteure, nur heißt es dort Marques Escobal — warum weiß ich nicht. Es ist eine Art unterschnittenes Baccarat. Man teilt wie bei Madelon et les vaches, nur abandonniert man jede fünfte Karte an einen Talon, der gedeckt bleibt. Nun spielt man in Parteien, genau wie beim argentinischen Poker, aber es wird von unten gezählt und links abgehoben, so daß der Bankier in der Hinterhand bleibt und erst kaufen muß, wenn jeder sein Blatt hat. Mache ich mich verständlich? Eine schräg doublierte Carvache, wenn der etwas kühne Vergleich mir erlaubt ist. Und bei gezinktem Spiel selbstverständlich eine sichere Sache, ein Schlachtfest, ein Kaninchenschlachtfest und in Ansehung von Zeit, Ort und Stimmung gar nicht übel gewählt. Eben in dem Augenblick also war es, daß Marcelli über die Hand ging. Aber es war nicht der Mühe wert. Es lagen zwölf Points von acht Spielern, es rollte kein Geld, die Leute waren ausgepreßt wie Zitronen. Nur vor dem Balkan, in Häufchen geordnet, lagen kleine Noten und Silber. Er hatte seinen Spazierstock, sein Rohrstöckchen neben sich liegen und strich wie ein Croupier mit der Krücke — voilà — die armselige Lage ein. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Mylord? Wieder im Spiel? Eine Karte?“ Ich stand hinter dem Popen, leicht und wachsam lässig an den Sessel gelehnt, und sagte: „Danke. Ich gehe hier mit.“ Marcelli, am anderen Ende des Tisches, zuckte leicht geärgert die Achseln und teilte.

Weiter war das dann so: Der Pope spielte nicht übel, war nächst Marcelli zweifellos der stärkste Mann in der Partie, energisch, geizig, zäh und verwegen — man bedauert, soviel Begabung auf verfehltem Posten zu sehen. Hätte er etwas von den Zinken gewußt — er wäre dem Balkan mindestens gewachsen gewesen. So schäumte er über das unwahrscheinliche Spielglück des andern, schaute ihm scharf — nur zu wenig scharf, zu wenig geschult — auf die Finger und pointierte verbissen. Einen Augenblick überlegte ich. Ihm einen Fingerzeig geben? Eclat? Nein, ich liebe Eclats nicht. Nicht zum Schaden eines — immerhin: eines Kollegen. Nicht, wenn dadurch jede Möglichkeit, in dem Kreise jemals Glück im Kartenspiele zu haben, ein für allemal zerschnitten gewesen wäre. Nein, ich kompromittiere keinen Kollegen. Ich nahm hinter dem Popen die Quart auf, eine sichere Quart — ich verlor. Ich nahm hinter dem Popen noch einmal die Quart auf, lehnte mich ein wenig zur Seite und schloß die Augen fast ganz. Ich hatte — will sagen: der Pope hatte siebenundvierzig, der Balkan im noch gedeckten Blatt neununddreißig. Die anderen lagen nicht mehr im Spiel. Marcelli schaute quer

Digitized by Google

über den Tisch zu Speranza und machte für den Bruchteil einer Sekunde das linke Aug klein. „Huh," sagte sie sofort und wies über die Köpfe weg mit weiter Bewegung nach dem vom Luftzug geblähten Tapetenbild. „Jetzt sind sie wieder geritten," sagte sie erklärend, befriedigt und leicht gelangweilt, als der Blick der Runde schon wieder auf der Platte des Tisches sich sammelte. Ein Aß war inzwischen aus Marcellis Ärmel unter seine dritte Karte geraten: nun hatte er fünfzig. „Siebenundvierzig," sagte der Pope und knallte seine flache Hand auf den Tisch. Marcelli deckte seinen Talon auf, zählte langsam und sagte: „Fünfzig. Gewonnen. Knapp. Ich habe viel Glück heute." Das war frech. „Also Unglück in der Liebe," lächelte er mit einem Streifblick an der Fürstin vorüber. Diese Unverschämtheit nicht züchtigen? Der Pope wollte schon geärgert die Karten in der Mitte des Tisches mit denen des Balkans zusammenwerfen, da beugte ich mich über den Tisch, nahm Marcellis Karten und sagte: „Sie verzeihen?" Ich zählte langsam. Ich zählte noch einmal sehr langsam und ungelenk und fühlte den wütenden Blick des Balkans auf meinen Fingern. Ich sagte: „Diesmal werden Sie leider bezahlen müssen, Herr von Marcelli. Sie haben sich leider verteilt. Sie haben leider eine Karte zuviel." Der Balkan wahrte kaum die Form, zählte kaum seinen Satz nach. Dann schmiß er wortlos mit wutweißen Lippen dem Popen seinen vierfachen Einsatz hin. Der breitete seine Fledermausflügel, der lachte dröhnend, der hob sein Glas ins Licht und orgelte: „Lilalilaah!" Marcelli warf die Karten zusammen und erklärte: „Ich teile." Ich beugte mich über den Tisch und sagte sanft: „Herr von Marcelli. Ich habe hinter dem geistlichen Herrn die Quart gehalten. Sie haben es übersehen, das zu bezahlen. Schade. Der sechzehnfache Einsatz, sehr schade." Marcelli schwieg und biß sich die Lippen wund. Geld klirrte. Vor mir auf dem Sessel sitzend dröhnte der Pope sein Gelächter. Da es abbrach, war es völlig lautlos im Raum.

Nein, das machte mir keinen Spaß. Das genügte mir nicht. Das genügte nicht — damals und dort. Berauscht? Vielleicht war ich berauscht. Verrückt? Ja, ja, ja — wir waren verrückt! ‚Das genügt nicht,' dachte ich. ‚Das ist kein Einsatz, Herr von Marcelli,' dachte ich. ‚Genug gespielt mit den papierenen Karten,' dachte ich. ‚Hoho,' dachte ich, ‚Balkan, anderen Einsatz, Herr, wenn Sie die Partie mit mir zu Ende zu spielen gedenken! Jetzt überlaß es gütigst mir, Herr Provinz, die Höhe der Points zu bestimmen! Merk's, Gespensterschloß, merk's, Marionettengesindel, merkt's, Nacht, Mond, Meer: ich spiele aus!'

„Herr von Rakic," sagte ich, „Herr von Rakic! Welcher Einfall, die Familiengruft auf dieser Insel anlegen zu lassen!" — „Warum?" fragte Rakic. — „Doch ganz gleichgültig," brummte Marcelli und fächerte die Karten über den Tisch. — „Warum?" wiederholte ich, indes alle ihre Blätter zurechtsteckten. „Warum? Weil auf dieser Insel jede Leiche sofort verfaulen muß! Die Erde ist naß!" — „Doch ganz gleichgültig, wenn man einmal tot ist," brummte Marcelli ungeduldig, denn Rakic hatte jetzt die Vorhand, und er hatte ihm drei Damen in die Karten geschoben, um ihn zu höherem Einsatz zu animieren, damit Professor Wendelin mitginge. Wendelin, der zu sehr in die Betrachtung von Speranzas nackten Armen versunken war. „Doch ganz gleichgültig," sagte er noch einmal. — „Gleichgültig, hahaha," lachte Rakic weißzähnig und starrte auf seine Karten. — „Nicht ganz," sagte ich, „nicht ganz! Ein Herr — nun ja: ein Herr Ihres Alters sollte das doch bedenken. Verfault, ja." — „Hahaha," sagte Rakic und war mit einemmal sehr lebendig. „Was meines Alters, was Alter! Jeder so jung, wie er sich fühlt. Mylord! Kavaliere unter uns — wir verstehen einander. Beweise — man hat Beweise! Ah, diese Luft" — und er warf die Hand hoch — „ah Ceratosa, ah Sauerstoff!" — „Sauerstoff," sagte Marcelli knapp, „und jetzt spielen Sie, jetzt erklären Sie sich gefälligst." In Rakics Fingern schwankten die Karten. „Sofort," sagte er. — „Ja, sofort," sagte ich, „ja, Sauerstoff Und man bedenkt nicht, daß der nicht nur belebt, sondern auch verbrennt!" — „Verbrennt?" fragte Rakic. Marcelli beugte sich zu ihm hin und warf die Hand auf den Tisch und sagte scharf: „Also spielen Sie oder spielen Sie nicht?" Rakic hörte ihn nicht. Er fragte: „Verbrennt?" — „Ja," sagte ich, „das ist ja bekannt: man verbrennt schneller, man ist schneller ausgebrannt. Ein Tag für fünf, ein Jahr für fünf Jahre — aber was macht das? Ein Jahr wirklich gelebt, wenn man dann auch ein wenig früher in die Familiengruft fährt. Was macht das?" — „Was macht das?" echote Rakic und lächelte verglasten Gesichts. „Was macht das?" Er wollte den Damen winken, aber die schon halb erhobene Hand, als hätte sie unterwegs der Absicht vergessen, fiel kraftlos zurück auf den Tisch. „Sie spielen!" schrie Marcelli. Von Rakic schwankte ein wenig auf seinem Sessel. „Genug gespielt," sagte er leise. Und noch leiser: „Genug, ja." Und

Digitized by Google

Die Schützen. Gemälde von Anto Carte

Digitized by Google

Digitized by Google

kaum mehr vernehmlich: „Haha. Ja. Was macht das?“

Das war um Petrons willen. Denn den brauchte ich in der Hand, für später, als Trumpf. „Ja,“ sagte Petron, „was macht das? Wir hier auf den Inseln — was macht das? Zwischen Leben und Tod ist hier die Scheide so scharf nicht gezogen. Man verfault — man verbrennt. Was macht das?“ Er legte die Karten aus der Hand, er hob sein Glas im Gruß nach Herrn von Rakic hinüber, er hatte traurige Augen, er sank in sich und verlosch. Habe ich gesagt, daß ich ihn für später in die Hinterhand legte? Im Augenblick ging es mir um den Popen, denn Wendelin hatte dreimal in ganz kurzen Schlägen mit getrabtem Einsatz gegen Marcelli gehalten, ihm schaute mit Signal und Zwinkerblick Speranza über die Schulter, so daß es wieder einmal für den Balkan eine sichere Sache war. „Sechsundvierzig,“ sagte er und holte mit der Krücke seines Stöckchens das Geld. Nein. Wendelin verlor mir zu viel — ich brauchte ihn für später noch als Pointeur in der Hand. So mußte ich Speranza hinter ihm abziehen. Ich sagte also: „Familiengruft! Muß auch sein! Etwas für unsern Popen!“ Der wachte auf, der dehnte die Flügel, der dröhnte: „Muß auch sein! Der eine, meine Damen und Herren, der eine stirbt — und der andere lebt!“ Er doublierte, zog ab und hatte das Aß. Ich beugte mich leicht an sein Ohr und sagte leise: „Ja, lebt! Und lebt gut! Die Kleine da, diese Speranza, greift immer wieder nach meinem Knie und meint Sie!“ — „Mich?“ sagte er. Ich sagte: „Sie Glückspilz!“ Da langte er unter der Platte des Tisches nach der Frau, und ob sie auch erschrocken fast aufschrie — er zog sie an der Schulter zu sich, daß sie halb an ihm lehnte. Er ließ sie nicht, und sie gab sich gurrend und verschlafen darein. So war Wendelin freigespielt und legte mißmutig die Karten quer. „Hoho,“ sagte Marcelli, „das ist kein Leben, das ist kein Spiel, meine Herren, das ist nichts.“ Um mir Petron aus der Hinterhand zu ziehen, sagte er: „Herr Statthaltereirat! Sie sind ein Spielgenie. Sie wissen, was Sie wollen, Sie wissen, warum Sie spielen — ich sage es, wie es ist. Hab' ich recht? Haha, ich bin ein einfacher Mensch. Eine Karte? Man setzt Quart va banque, man riskiert hundert Franken — man gewinnt seine Zukunft!“

Petron sagte nichts. Petron war blaß. Petron schloß die traurigen Augen und zitterte, da Marcelli ihm das Blatt in die Finger schob. „Hundert Franken!“ sagte Marcelli. Petron, zuckenden Mundes und mit geschlossenen Augen noch immer, nickte langsam Bejahung. Nein, so glitt er mir aus der Hand. Ich hatte aus den abgeworfenen Karten einen kleinen Satz zusammengestellt, König — Aß — König — Aß, eine Taille, vier Karten im ganzen, die nahm ich unter die Finger, beugte mich über des Popen Schulter und klopfte auf das Spiel, das zum Kaufen bereit lag. „Angenommen,“ sagte ich, „ich gehe mit.“ Marcelli hatte obenauf eine sechshändige Taille Königin — König — Königin — König — Königin — König gelegt, um den Partner so durch den Kauf dieser Königinnen zur Verdoppelung des Spieles aus voller Hand zu verleiten, indes er selbst mit drei gekauften Königen noch gewinnen mußte — eine Taille, wie gesagt. Darüber saß nun mein Übersatz. „Angenommen,“ sagte ich und klopfte ihm unter den Fingern vor auf das Spiel. Nun kaufte Marcelli wohl König und glaubte, alles gehe nach Wunsch, aber Petron kaufte statt der ihm zugedachten Königin nun das Aß. „Doubliert,“ sagte ich hinter ihm. Petron zitterte. Marcelli kaufte König, Petron kaufte Aß. „Was ist höchster Einsatz?“ fragte ich. — „Zwanzigmal,“ sagte Marcelli. — „Also zwanzigmal,“ sagte ich. Petron machte eine kleine, flehende Bewegung; dann lehnte er sich wie ausgelöscht an die Kante des Tisches. „Gehalten,“ sagte Marcelli und legte — voilà — seine Karten auf. „Die Könige,“ sagte er und warf seine Hand vor. „Die Asse,“ sagte ich, „die Asse. Herr Petron ist ein Glückspilz.“ Marcelli starrte ihm weißlippig und mit geweitetem Blick ins Gesicht. Ich sah, wie er dachte. Einen Augenblick lang war das gefährlich. Dann aber fegte er mit einem wütenden Stoß des Ellenbogens sein Weinglas vom Tisch. Das hieß: ‚Ich habe mich verrechnet, ich habe den Kopf nicht mehr klar, Bogami, ich habe zu viel getrunken, ich Schweinehund.‘ Ich sagte: „Herr Petron ist ein Glückspilz! Zwanzig Einsätze er — zwanzig ich! Das macht für jeden zweitausend Franken!“ Oh, der Balkan biß sich die Lippen wund. Geld rollte — Lilalilaah! Petron hatte noch immer die Augen geschlossen. Auf dem gewonnenen Haufen Geldes lag seine Hand. Sein Gesicht war so entspannt wie das eines Toten. Nur seine Mundwinkel zuckten, als kämpfte er gegen Tränen. Einen Augenblick lang war es wieder ganz still. Nur die Reiter ritten, da ein Zugwind über den Tisch und die flatternden Kerzen fuhr. Einen Augenblick war es still. Dann wachte die Fürstin auf und beugte sich zu Petron und sagte leise: „Ich gratuliere, Herr Statthaltereirat.“ Der Mann nickte Dank und lächelte in die Leere.

Digitized by Google

„Ich gratuliere," sagte die Fürstin. Marcelli und ich — da konnten wir wohl beide ein wenig geärgert sein.

Marcelli und ich — wir waren da wohl beide geärgert. „Haha, wir sind im Zuge, das Geld rollt," sagte der Balkan, „das Geld rollt," sagte er, „wir spielen weiter!" Er hatte eine neue Taille zusammengestellt, unterm Tisch zweimal kontrolliert und endlich auf die Karten gesetzt — nicht ohne Schwierigkeit, denn Speranza, die er wieder mit eingekniffenem Lidrand zu Hilfe rief, mußte sich gegen die Hand des Popen verteidigen und nahm das Zeichen nicht wahr. „Das Geld rollt," sagte ich, „wir spielen weiter!"

*

Weiter war das dann so: es war wenig Münze im Spiel — der Fürst, der einzige, der noch pointiert hatte, war zu der Wandbank gegangen und saß dort schwanken Kopfes und schlief. „Bedauerlich," sagte Rakic, „aber das Schiff, meine Damen, holt uns erst mit dem Morgengrau." Es war kein Geld im Spiel. Petron, mit einemmal ganz zitternde Wachsamkeit, hatte seinen Gewinn zu Münzregimentern und Papierscheinstaffeln geordnet und setzte klein-klein und geizig, als klebte an jedem runden Nickel sein Schicksal. So war das nicht zu machen. Marcelli wollte ja nicht mehr, als seine viertausend Franken zurück. Bei Petrons Einsätzen hätte er dazu zwei Wochen gebraucht — es lohnte kaum der Volte beim Mischen. So spielte der Balkan selbst mit kleinem Silber auf Verlust und sagte: „Famos! Sie gewinnen, Herr Statthaltereirat! Sie haben Schwein — ich sage es, wie mir der Schnabel gewachsen ist!"

Petron setzte, Petron gewann, Petron strich mit zitternden Fingern die billigen Münzen ein. ‚Jeder Schritt ein kleiner Schritt weiter,' sagten diese zitternden Finger. ‚Jede Münze ein scheues Glück, behutsam angetastet und zu den andern gelegt.' Nein, so ging das nicht weiter. „Sie gewinnen!" sagte Marcelli. Ich beugte mich zu Petron und sagte leise: „Jetzt fünffach!" Er zuckte auf, er besann sich, er wiegte, gelockt und doch verneinend, den Kopf und schob eine kleine Münze vor sich. Ich beugte mich zu ihm und sagte: „Sie gewinnen! Jetzt fünffach! Schiffsschraube mit Sonnenantrieb! Eine Patentanmeldung mehr!" Seine Finger zitterten. Er schloß die Augen und schob seine Münzen vor. Er gewann. „Gratuliere," sagte Marcelli und fächerte die Karten über den Tisch. „Jetzt wieder zwanzigfach!" sagte ich zu Petron. Er wandte sich, er hob sein Gesicht zu mir und sagte mit einem zerrissenen Lächeln: „Jetzt nicht mehr. Bitte. Jetzt ist es genug. Die Patente — ja, es ist wahr, ich hatte nicht das Geld für die Anmeldung der Patente. Jetzt ist es genug, jetzt genügt es." Er lächelte zerrissen. Drüben warf Marcelli, argwöhnisch geworden durch unser leises Gespräch, die Hand auf den Tisch und rief: „Weiter, Bogami, weiter!" Ich brauchte Petron in der Hand, denn changierte ich später nur sein Geld an den Popen oder den Deutschen, so war er Trumpf, und Speranza, die ich brauchte, war freigespielt. So beugte ich mich zu ihm und flüsterte: „Genug? Was genug? Wenn Sie die Seilbahn bauen wollen — Sie haben die Pläne! Warum nicht auch die Seilbahn? Wenn Sie sie bauen wollen, könnte man sich dafür interessieren. Ich will Kapital anlegen, Herr Statthaltereirat! Nein, keinen Dank, wir sprechen morgen darüber. Wie? Ja, gewiß, die Pläne werde ich durchsehen, versteht sich. Vertrag? Gut, wir machen einen Vertrag. Also zwanzigfach!" Die zitternden Finger schoben die Münzen vor. Ich sah, wie Marcelli zögerte, ob er nun schon die Taille aufsetzen oder ob er noch einmal verlieren und dann mit einem Coup alles gewinnen sollte. Einen Augenblick lang — er entschloß sich, er lächelte, er verlor. „Verloren!" sagte er. „Sie haben Schwein!" Geld klirrte über den Tisch zu den zitternden Fingern her, die kaum mehr greifen konnten, kaum mehr tasten, kaum mehr die Münzen zu einem wirren Haufen streifen mit einer kraftlos wischenden Hand. „Gewonnen —" flüsterte Petron. Mir war, als müßte ich seinen Herzschlag hören können, so wurde er vom Stoß des Blutes geworfen. Kein Zweifel — er hatte zuviel. Er war als einziger nur mehr im Spiel.

Der Blick der Fürstin hing geweitet an seinem Gesicht. Die Fürstin! Candida! Ich hätte hingehen wollen, ihr den Arm um den Nacken legen und sagen: ‚Da bin ich, Madame, was ich gütigst nicht zu übersehen bitte: Sie sind mein Eigentum!' Das ging nicht. So mußte ich also Speranza freispielen, die zwischen dem Popen und Wendelin saß. Lilalilaah! Ich beugte mich zu Petron und sagte: ‚Glückspilz! Jetzt alles! Alles setzen — Sie sind ein gemachter Mann!" Oh, wie schwankten die Finger! Es dauerte drei Minuten, eh' ich ihn überredet hatte. Da einen Augenblick Stille war, konnte man hören, daß ihm die Kiefer schlugen. Marcelli erhob sich lächelnd, Marcelli zog ab — nun hatte er die Taille auf das Paket praktiziert — Marcelli schwenkte den Körper — voilà — und fragte: „Gesetzt?" Und, da Petron

Digitized by Google

nickte, mit einem Blick in der Runde: „Geht niemand mit?“

Jetzt war es Zeit. Wie die Karten lagen, hatte der Balkan das Geld Petrons so gut wie schon in der Hand. Ich hob die Stimme und sagte: „Interessant, Messieurs, Mesdames, interessant! Man staune! Sie sind ein Gentleman, Herr Petron: Sie setzen, wie man in London oder Paris setzt! Nichts oder alles! Da ist es ein Gebot des Respekts, nicht hintenzustehen. Wir alle, Messieurs, Mesdames, gehen mit!“ Die um den Tisch schauten auf, die um den Tisch — nur Petron schwieg weißen Gesichts — die um den Tisch plapperten ein paar Worte, Speranza verständigte sich mit Marcelli und setzte zwei Franken; mißmutig setzte der Deutsche: zehn Franken, gutgelaunt, schmiß der Pope, die Hand für einen Augenblick von Speranzas Schulter lösend, vor sich auf den Tisch. „Sie?“ fragte ich zu Rakic hinüber. „Haha,“ sagte der auffahrend aus einem gläsernen Traum und schwenkte die matte Hand hoch und legte fünfzig Franken vor sich — will sagen: Jetons, denn es liefen nebeneinander Münzen, Papier und derbe Einsatzmarken aus Zinkblech. „Gesetzt?“ fragte Marcelli und zeigte die Zähne. Die Fürstin spielte nicht — der Fürst schlief. „Gesetzt?“ fragte Marcelli, lächelte, mischte, zog ab und voltigierte die Taille wieder nach oben. „Noch nicht ganz,“ sagte ich. „Wenn Sie erlauben — ich setz' noch ein wenig hinter den andern.“ Marcelli lächelte ein „Mit Vergnügen!“ Seine Taille lag obenauf! Nun war es ja sehr einfach, wie man verstehen wird. Petrons Geld war verloren — dagegen hatte ich nichts. Sollte es nicht in die Tasche des Balkans fließen, sondern an Wendelin und den Popen (an Wendelin: denn ich brauchte ihn als geldstarken Pointeur, wenn ich Marcelli auch weiter mit ihm das Maul stopfen wollte; und an den Popen: denn in seiner Zähheit ließ er den Happen Speranza, den ich ihm hingehalten hatte, nicht wieder fahren, und Speranza brauchte ich freigespielt, brauchte sie für alle und gegen alle!) — sollte also Petrons Geld an Wendelin fließen und an den Popen, so hatte ich zunächst nur Wendelin hinter der Bank auf Petron zu setzen, mit vierfachem Einsatz (man spielte von unten!), und dagegen den Popen achtfach hinter Petron gegen Wendelin und die Bank (Rakic ließ ich verfallen, der interessierte mich nicht). Legte ich nun noch den Nutzen der Bank lahm, indem ich sechsfach die volle Quart aus der Hand gab und die übrigen sechs einfach wettete — ganz gewöhnlich, gegen die Runde außer Petron, zwei zu eins auf Verlust seines Satzes —, so fiel, wie man sich an den Fingern abzählen kann, der halbe Einsatz Petrons an den Popen, der halbe Einsatz an Wendelin, und an den Balkan nach Verrechnung der Gegenpoints kein kupferner Knopf. „All right,“ sagte ich, der Balkan zog ab und präsentierte — Petron hatte verloren. Einen Augenblick lang war es ganz still. Ich sagte: „Aus.“ Petron erhob sich ganz langsam, stand taumelnd, indes die raffende Krücke von Marcellis Spazierstock in den Berg Geldes vor seinen Sitz fuhr — stand also taumelnd einen Atemzug lang und trat dann mühsam aufrecht und wie betrunken zurück an die Wand, in den Winkel, ins Lichtlose, tiefer, tief, bis er verlosch. Dann erst brach unter den Spielern das Reden los. Dann erst begriffen Wendelin und der Pope, daß sie etwas gewonnen hatten. Dann erst rechneten sie, schoben Geld hin und wider. Da ein paar Münzen zu Boden rollten, warf Speranza, plötzlich entfacht, in kindlich kreischender Heiterkeit sich darüber. Und dann erst, nach Minuten erst, hatte Marcelli die Gegenpoints verrechnet und schmiß die Hand auf den Tisch. „Tod und Teufel,“ fluchte er, „verdammtes Gespensterhaus,“ fluchte er, „nicht ein Dinar bleibt mir in der Hand! Alles du! Alles Sie!“ Geschrei war, Geschrei, der Totenvogel breitete seine Schattenflügel und dröhnte: „Lilalilaah!“ Eine Tür irgendwo im Haus ward vom Wind mit einem einsam klappernden Laut an die Wand, an die Wand, an die Wand geschwenkt. Lilalilaah! Da raschelte mir das Laub zusammengewehten Schicksals zwischen den Fingern.

*

Das verlief dann nicht mehr bei voller Nüchternheit des Gehirns. Ich nahm Speranza auf und spielte sie allen sichtbar in die Mitte des Tisches. ‚Mein Fräulein,‘ sagte ich, ‚mein Fräulein! In meinem Koffer habe ich einen Diamantring, der zu Ihren Augen paßt. Ah, das ziert sich! Aber ich spiele Dame und wieder Dame und die Sequenz — ich ziehe ab und ich habe gewonnen! Ein Zufall, Ladies und Gentlemen. Kavaliere unter uns, Herr von Rakic! Ja, werfen Sie die Finger hoch, ja, applaudieren Sie. Klatschen Sie mit Ihren Knochenfingern den Takt zu der Melodie, die der geistliche Herr da aus dem Fagott seiner vollen Backen in die angstflatternden Kerzen pfeift. Ja Applaus, ja Musik, ja Gelächter! Denn Sie befinden sich da insgesamt, Ladies und Gentlemen, auf einem Gespensterfest. Gespenster wir alle! Wer nicht? Sie? Oder Sie? Oder Sie? Man

Digitized by Google

gestatte mir, daß ich lache, haha, bis die Reiter droben auf der Tapisserie zu reiten beginnen! Sie spielen Quart auf Speranza? Ich doubliere und setze den Wanst des Popen gegen Ihre gelenkigen Finger, mein Herr Provinz! Wer zieht ab? Ihre Durchlaucht! Aber obenauf habe ich, man verstehe, unter den Fingern vor eine Taille Rakic — Bube — Wendelin — Aß praktiziert, so erschrecke man nicht, Frau Fürstin, daß nun wieder die Offizierslemure in pergamentenem Lachen die falsch ebenmäßigen Zähne bleckt! Man erschrecke nicht, Dascha! Man verschließe nicht in zartem Schmerz über meine Beschwingtheit sein blasses, süßes Gesicht, du meine Candida, Candida: denn dir, dir, dir zum Schauspiel, dir zum Triumph habe ich diesen Geistertanz da entfacht! Lilalilaah! Da dehnt man sich und da fühlt man noch den Saft im Blut und die Kraft in den Muskeln. Lilalilaah!'

Aber nein. Man glaube nicht, daß das so ablief. Nur — ich bin tatsächlich trotz gutem Willen nicht imstande, die Vorgänge jener halben Stunde oder Stunde im einzelnen mir zu vergegenwärtigen. Tatsächlich — was mich da durch dreißig oder sechzig Minuten besessen hielt — war so abseitig meiner sonstigen Lebensart, so abseitig aller planvollen Wägung und kühlen Bewußtheit, so rauschhaft, so sehr ein Blutrausch, daß ich, gleich jenen Untätern, die mit derlei sich zu entschuldigen pflegen und denen man ihre Verantwortung nicht glaubt, daß ich erst erwachte und wach war, als schon dieses Blutrausches Opfer, dieses Gedankenmordes Gefällte um mich waren wie atmende Leichen.

Da ich also wieder bewußt um mich schaute, fiel mir auf, daß die Gesichter der Menschen im Raum sich verändert hatten. Zwieschein irrlichterte über ihnen, ein tatsächlicher Zwieschein: außer den überwachten Flammen der fast schon niedergebrannten Kerzen stand nun auch schon in den Fenstern die grau frierende Helle der Stunde vor Sonnenaufgang. Es war ein Schweigen, als hätte eben noch einer gesprochen — Dschungeltiere schweigen so nach dem Tigerruf. Rakic, Herr von Rakic, Major — der Mann beugte sich vor, hob einen matten Arm nach den Kerzen hin und erdrückte das Glimmen verzischender Dochte zwischen seinen weinbefeuchteten Fingern. „Morgengrau," sagte er leise, und: „Aus." Er erhob sich, er trat mit Puppenschritten ans Fenster und starrte nach dem Friedhofsfelsen hinüber, der sich fröstelnd aus der erblaßten Finsternis hob. Seine Finger schwenkte er hoch wie im Hohn und flüsterte noch einmal: „Aus." Auf dem Kanapee an der Wand schlief sitzend der Fürst — ihm nickte der Kopf wie jenen Spielfiguren aus Ton: jajaja — neinneinnein. Der Pope saß, ernüchterter Totenvogel, in einer Ecke, spuckte sich auf die Finger und zählte Geld, Geld. Alles Geld war bei ihm. Alles Geld hatte ich ihm in die Taschen geschanzt und mich selber vergessen. Was tat das? Was war mir Geld, dort und damals? Die Flügel breitete ich wie ein Vogel und drehte mich langsam im Kreis. Alle sah ich sie. Nur Speranza war nicht im Raum. Sie mochte damals schon hinuntergegangen sein. Am weinfleckigen Tisch, vor gestürzten, zerschmissenen oder halbleer trauernden Gläsern saß nur Marcelli. Er war still und tief in Gedanken. Er hatte die Hand vor sich hingelegt und trommelte mit seinen schön polierten Nägeln einen militärischen Marsch auf der Platte — es klang so trocken und dumpf, als hätte einer seine Trommel mit schwarzem Tuch überspannt, zum Marsch in einem Kondukt. An die Wand gelehnt, unter den reitenden Reitern, die sich nun nicht mehr regten, stand der Professor. So steht einer, der trunken ist und dennoch seine Trunkenheit sieht, — in einem zarten Schrecken über sich selbst. Nicht weit von ihm, nach der Türe schon, lehnte die Fürstin. Da ich quer durch den Raum zu ihr gehen wollte, stieß von hinten her eins mit dem Finger gegen meinen Arm und flüsterte trocken: „Sie! — Sie!" Ich wandte mich. Das war Petron — nein, das war nicht Petron. Das war ein Gerippe mit Kleidern, eine Vogelscheuche mit einem Gespensterkopf. Nur Augen saßen darin und waren lebendig. Nur ein Mund klaffte auf und flüsterte trocken: „Mylord! Sie! Mylord! Und die Seilbahn?" Ich wußte von keiner Seilbahn, ich wollte zu der Fürstin hinüber, ich zuckte die Achseln. Gespensterfinger zerrten kraftlos an meinem Ärmel, ein Mund klaffte auf und flüsterte trocken: „Die Pläne, Mylord! Ich garantiere Ihnen jede Verzinsung!" Ich riß meinen Arm aus seiner Hand und ging hinüber zu Candida.

Denn mir war all das nicht wirklich. Denn ich sah das nicht. Denn ich sah nicht mehr, als daß ich sie alle endlich zertreten hatte, zerrieben hatte, dürres Blattwerk zwischen den Fingern. Zu Candida ging ich hinüber, der Geliebten reichte ich den Arm und hatte kaum einen Blick für den erfrorenen Zwiespalt in ihrem süßen Totengesicht. An die Schulter griff ich dem Fürsten, weckte ihn und sagte: „Durchlaucht! Der Morgen! Ich denke, wir machen zu dritt die kleine Promenade bis zur Mole des Dampfboots!" Und ohne Blick nach rechts oder links, gra-

Digitized by Google

den Weges und sieghaft durch die morgengrauen Gespenster verließ ich mit Fürst Balearu aus Bukarest und seiner Gattin den Raum.

*

Allerdings — einen kleinen Aufenthalt gab es noch: Als wir schon aus dem Hause treten wollten — Fürst, Fürstin und ich verweilten uns einen Augenblick noch im Flur, die andern hinter uns am Fuße der Treppe, da zeigte sich eben auf dieser Treppe, jedoch ganz droben, so daß im Flackerlicht einer Kerze nicht mehr zu sehen war als ihr Kopf — da zeigte sich droben schon im Bezirk des Dachgeschosses Speranza und winkte. Lichtüberflattert, belustigten und schelmisch aufgeschlossenen Gesichtes schwenkte sie ihre Arme, Schweigen heischend und ladend zu behutsamem Höherklimmen über Stufengeknarr. Sie rief stumm. Sie deutete dort droben seitwärts ins Dunkel nach etwas, das man von unserem Standort nicht sah. Wir verstummten. In die jähe Stille fiel von dorther ein trocken abgelöster und vereinsamter Laut, wie wenn eins mit dem Fingernagel an Holz scharrt. Und gleichzeitig beugte sich Speranza droben über das Stiegengeländer, hob die Hand an den Mund und rief leise: „Er stirbt." Der Pope warf sich zwei Finger an die Stirn und sagte: „Didó!" Sehr seltsamer und sinnloser Weise gingen wir alle hinauf.

Nein, ich gedenke den Vorfall nicht zu beschreiben. Empfinde ich übermäßig lärmende oder sonst maßlose Vorfälle an sich schon als peinlich — Ereignisse von so ungeschminkter Nacktheit und eindeutiger Unwiderruflichkeit wie Geburten, Gerichtsverhandlungen oder Todesfälle sind mir schlechtweg verhaßt. Man vergegenwärtige sich die Situation! Eine Dachkammer, erfüllt von einem säuerlichen, höchst üblen Geruch, wie er für Sterbezimmer kleiner Leute geradezu durch ein ungeschriebenes Gesetz gefordert zu sein scheint. Hätte aber all das, wie begreiflich, uns zu sofortiger Umkehr an der Schwelle vermocht — auch solche Retirade war uns peinlichst verlegt! Denn der fast schon Jenseitige auf dem Strohlager im Winkel, der Gezeichnete, der Kandidat, Haut und Knochen, Knochenhand gekrallt an den Mauerkalk — der Kandidat hatte durchaus würdeloserweise sich darauf verlegt, unserem Rückzug — wozu auch waren wir erst hinaufgestiegen — mit all der Eindringlichkeit beschwörender Redensarten, wie sie Menschen in so vorgeschobener Lebenslage nun einmal zu eignen scheinen, mit aller Eindringlichkeit, sage ich, entgegenzutreten. Kein Zweifel, der alte Mann, der also Didó hieß, dieser kümmerliche, abgerackerte Mann aus den Niederungen, dieser Jenseitskandidat, dieser eben noch atmende Würmerfraß — nein, kein Zweifel: der Mann fürchtete sich vor dem Tode. Ja, er ging so weit, die Segnung des Popen, der an seine Seite getreten war — nun ja, es muß zugegeben werden, daß er dabei sich nicht völlig in der Gewalt hatte, so daß seine Amtshandlung durch Äußerungen einer schwankenden und rülpsenden Angeregtheit wiederholt Unterbrechung fand; aber immerhin, man bedenke, daß der Kandidat ein schlicht gläubiger und zu kritischer Einstellung zweifellos nicht befugter Mann aus dem einfachen Volke war! — er ging dennoch so weit, sage ich, an dem schwanken Popen vorüber nach uns, nach uns allen, die wir da noch des Festes voll und zufällig hergeweht an seiner Schwelle uns drängten, seine angstbrechenden Blicke zu richten und gleichzeitig in dem höchst ungepflegten Idiom dortiger Küstenbewohnerschaft kraftlos keuchenden Tonfalls zu sagen: „Nicht! Nicht weg! Nicht mich allein!" Und in unsre Stille, kaum vernehmlich: „Angst, du. Angst, Natja, Angst, Mutter. Angst!" Ich möchte sagen: unserem Rückzug legte er solche Redensarten in die Quere wie sperrende Balken.

Aber nein, ich gedenke den Vorfall nicht zu beschreiben. Wäre die Situation trotz solchem Mangel an Contenance noch zu halten gewesen — einige unseres Zuschauerkreises waren es schließlich, die, figürlich gesprochen, dem Fasse den Boden ausschlugen. Dem Kandidaten ins Gesicht, aufgerissenen und zerstörten Blicks ins Gesicht starrte allen voran Herr von Rakic. Doch wäre das bei dem und meinetwegen auch bei Herrn Petron aus naheliegenden Erwägungen einer gewissen unterirdischen Schicksalsverwandtschaft noch zu begreifen gewesen. Völlig unbegreiflich war das Verhalten der Fürstin. Schreck — bon. Eine leichte Décontenance, eine Irritation — man könnte verstehen. Aber kann man verstehen, daß sie plötzlich — nein, nicht lächelte, nicht lachte, nein: daß sie gefaßt, geworfen, gesprengt ward von einem so furchtbaren Lachen, einem Lach-Weinen, einem schreienden, einem herzzerreißenden Krampf, der dem Fürsten und mir eben noch gestattete, die plötzlich Taumelnde aufzufangen und aus dem Raume zu schaffen? Noch auf der Treppe — ich sage: im widerhallenden Treppenhaus, so daß der erschreckte Laut von den Wänden stürzte, rief, schrie Candida in ihrem Krampf und Gelächter. Wie wir da im Treppenhaus standen, Marcelli, der Pope, Wendelin, Spe-

Digitized by Google

ranza, Petron, Herr von Rakic, ja der Fürst und ich selbst (indes von droben her schon wieder das Scharren des Kandidaten am Mauerkalk sich vernehmen ließ) oh, alle waren wir ein wenig bestürzt.

*

Aber nicht lange, versteht sich. Dann war wieder die Luft um uns, dann atmete jedes wieder die Luft! Man lehre mich, zwiespältigen Situationen gerecht zu werden! „Fürstin —" sagte ich. Da war sie schon verstummt. Da verbeugte ich mich schon schwankend und ritterlich tief und hatte ihren Arm unter meinen gezogen. „Die Luft!" sagte ich. Da geleitete ich sie schon — voilà — die Treppe hinab und durch den Flur aus dem Schloß. Wir zu dritt, indes die andern in gebührlicher Respektdistanz folgten. Zu dritt, Fürst, Fürstin und ich, so schwebten wir den Strand entlang nach der Anlegestelle des Dampferchens, das eben qualmend und morgenvergoldet um die Landzunge her in die Bucht bog. Zu Schiffe! Ein Blasser war da mit einem Schauspielergesicht. Da ich Candida über einen schmalen Spalt Wassers an Bord hob, merkte ich erst, daß er neben mir stand und redete. Er redete lächerlicherweise von einer Seilbahn! Was wollte er? Ich kratzte leicht mit dem Nagel am Tuch seines schwarzen Rockes und lachte. „So," lachte ich, „so hat er an der Mauer gekratzt!" Oh, wir waren alle beschwingt und ein wenig verrückt. Der mit dem blassen Schauspielergesicht ward noch blasser und zog sich bestürzt, beschämt, fast flüchtend zurück. Man lehre mich, zwiespältigen Situationen gerecht zu werden! Zu Schiffe! Einem Fürsten legte man die Hand auf die Schulter. Einer Fürstin schob man das Kissen auf dem Liegesessel zurecht. Zigarette? Mit einem Deutschen, einem Professor, parlierte man über die englische Adelsverfassung.

Und sah, da schon morgenvergoldet das Schiff aus der Bucht sich in See schwang, sah, da schon mit der Brise über die blau geschäftigen Wanderwellen der Schlaf kam, sah ganz dort hinten einen Mann, der auf einen Felsen kletterte und winkte zum Abschied. Die Flügelarme hob er wie ein Fabeltier, wie der einsame Ginstervogel, wie der Riesenvogel der gespensterträchtigen Finsternis und orgelte machtvoll, daß der Ton verwehend schon über die Wasser wehte: „Lilalilaah!"

*

Da ich erwachte — eben, eben noch war es gewesen, da hatte einer mich am Arme gerüttelt und einer hatte gelacht und einer hatte gesagt: „Wie ein Sack! Laßt ihn schlafen!" — da ich endgültig erwachte auf der rotsamtenen Polsterbank, da ich aus dem brüchigen Spiegelprunk des Kajütchens die Leitertreppe hoch klomm an Deck, gewahrte ich erst, daß ich auf dem kleinen Fahrzeug allein war, der letzte, als einziger noch nicht an Land gegangen. Der Dampfer scheuerte gelöschten Kesselfeuers sein getünchtes Alter im Takte der Hafenwellen an den Quadern der Mole von Ceratosa. Draußen auf dem westlichen Meer verspann sich schon die niedere Sonne kugelgroß und blutig dem Abenddunst. Licht war nur der Kai, weiß die Steine der Hafenhäuser, unwirklich schimmernd die Gesichter spärlicher, unwirklich schreitender Menschen, und da ich nun schwerelos mich ans Ufer schwang und eine der Trossen zwischen Schiff und Haltepflöcken berührte, ward das Drahtseil in der Hand mir zu Gold. „Candida, o Candida," sagte ich laut in die leere Luft, die mir um die Stirne strich, so sehr glückhaft und beklemmend fiel mit einemmal in mich die Erinnerung. Aus dem Gedanken der verwichenen Nacht war die Trunkenheit und der Totentanz der Verzerrung wie ausgelöscht. Was blieb, war nur ein Zartes und Zärtliches. „Candida, o Candida, in fünf Stunden wirst du bei mir sein," lächelte ich mit Flüstern in den Silberwind, in den Wanderwind, in den Wind der Verliebten, der mir um die Stirne strich. Das war nicht mehr ich, das war nicht mehr die Landschaft, die ich ein paar Sonnenuntergänge zuvor als Gejagter und Jäger zu kurzer und zufälliger Wegraft betreten hatte. Dabei war all das satt einer lauen Feuchtigkeit, die beklemmend und schmeichlerisch in der Luft hing. Dabei war all das so süß wie bedrohlich, und war hundert Schritte weit mein Fuß noch beschwingt — hundert Schritte weiter war das kein Schreiten mehr, war das schon ein Getragenwerden von einer Überwelle, einer Übergewalt. Drüben, wo Bäume standen, begann es im metallen glänzenden Laubwerk zu rascheln. Eine Frau mit schweren Lidern schloß die Laden eines Hauses, an dem ich vorüberkam, und sagte leise und tiefstimmig: „Schirokko." — „Der Wind?" fragte etwas aus dem Schatten des Zimmers, „kommt schon der Wind?" — „Nein, noch nicht, nicht vor heute nacht," sagte die mit dem Schlafblick und zog das letzte der Fenster zu.

Im Hotel war kein Mensch — die mochten alle schlafen. Nur der Portier saß übergroß und goldbetreßt und ohne Regung wie ein Götzenbild in der ausgestorbenen Halle. Ich ging in den Garten, aber auch unter

Digitized by Google

den Palmen war keine Atemluft. Über den Wipfeln schaute gespenstisch nah die Kuppe eines Berges herein. Da kniete ein Mann im Gras und brach Blumen. „Hallo," sagte ich und schwang die Hand hoch. Die war so schwer, daß irgendwo in mir etwas zusammenschrak. Der Deutsche erhob sich und wischte sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirn. „Für Speranza," sagte er und versuchte zu lächeln. Seine Augen waren gerötet und sein Körper so schlaff, daß er kaum zu der Bank fand. „Für Speranza," sagte er, und: „Wir leben! O, er hatte plötzlich Herrn von Rakics überhitztes Leichengesicht. „Wir leben," sagte er und versuchte seinen Arm in den meinen zu schieben. Ich wollte vielerlei ihm erwidern, aber dann war mir die Luft zu schwer, und so hob ich nur die bleiern schwanke Hand nach dem Festungsberg, der so nah war, daß etwas lockte, in das Eukalyptusgebüsch auf der Kuppe hinüberzugreifen. „Verzaubert!" sagte ich. „Ja," sagte Wendelin und warf seine Finger hoch. „Ja, die Insel der Kirke!" lachte ich, „verzaubert in Schweine?" Aber da erhob sich der Deutsche, und da eben drüben ein Frauenkleid um eine Ecke wehte, raffte er seine Blumen auf und sagte: „Verzaubert in Götter!" Er hüpfte weißgestaltig und grundlos turnerhaft über den Kiesweg, unter den Rhododendren wandte er sich noch einmal und kehrte mir das unbewachte Gesicht eines Schläfers zu und sagte: „Herr von Rakic liegt droben. Ein Schlagfluß hat ihn gestreift." Er winkte mir mit den Fingern, und mit einemmal kam es über uns, daß wir kicherten. Wir kicherten lange. „Die Luft, der Sauerstoff," sagte ich stimmschwach, und: „Wenn Wind käme! Regen!" Da war der Deutsche eilig schreitend schon hinter die Rhododendren getaucht.

*

Es dämmerte jäh, es wurde jäh dunkel. Kam auch keine Kühle, so lebte man doch und bewegte sich. Man aß auch zu Abend. Kaum die Hälfte der Tische war besetzt, die Essenden schwiegen, nur Teller klapperten matt, und die Kellner krochen saalauf und saalab und wischten sich mit dem Ärmel die Stirn. Candida, der Fürst, Marcelli — mit der Fürstin tauschte ich einen Blick und ging nicht hinüber. ‚In drei Stunden!' sagten unsere Augen. Neben der Türe saß ein Neuangekommener, ein sehr dicker Mann mit Ringen an allen Fingern. Er saß da allein und schickte unternehmungslustige und bekanntschaftshungrige Blicke nach allen Seiten. ‚Hoh, Jagdwild!' dachte ich matt. ‚Den solltest du dir kaufen, Lord Chesterton,' dachte ich matt und stand doch nicht auf und rührte doch dazu keine Hand. An der offenen Gartentür ging der Deutsche mit dem Dirnchen vorüber. Marcelli trat an meinen Tisch und sagte übernächtig: „Einen kleinen Tisch Baccarat?" Ich winkte matt ab. Nein, mir war es nicht um Geld zu tun.

Das war um acht. Um elf hätte Candida kommen sollen. Beim Aufstehen, noch im Saal, war ich an ihr vorübergestreift und hatte noch einmal ihr in die Augen geschaut. Ihr Blick war ohne Fröhlichkeit, war traurig, ernst und müde, da sie ganz leise nickte. Aber es bimmelte von dem Campanile halb zwölf und zwölf — Candida kam nicht. Ich stand in meinem vorderen Zimmer, am breit offenen Fenster gegen Garten und Meer, ich hatte das Licht gelöscht und schaute in den groß-roten Mond, der mit dunstig kranken Wanderwolken sich balgte. Ich höre gut. Ein paar Minuten nach Mitternacht hörte ich den scheuen Schritt auf dem Korridor. Ich öffnete behutsam die Tür. — Da verglitt's erschreckt dort hinten um eine Ecke. „Candida!" rief ich mit Flüstern. Nichts regte sich. Ich ging ganz leise hinüber. Dort stand sie, in den Winkel gepreßt, den Kopf hintüber an die Mauer gelehnt und so blaß, daß diese Blässe durch das Dunkel zu ahnen war. Ich ergriff ihre dünne, kalte Hand und zog sie ins Zimmer. Sie zitterte. „Kein Licht," sagte sie, trat ans Fenster und lauschte in den Garten hinab. „Unruhig —?" fragte ich und trat hinter sie und küßte sie ganz leicht auf den erschauernden Nacken — sie trug ein halsfreies Sportkleid, ein Leinenkleid, das ich kannte, und darüber einen offenbar hastig errafften Abendmantel von schwarzer Seide, den sie nicht ablegen wollte. Da ich sie behutsam umfing, entzog sie sich mir und sagte: „Nein. Nicht. Nicht so. Lassen Sie. Ich bin nur gekommen — ich weiß, man sagt das so: aber ich bin wirklich nur gekommen, um Ihnen etwas zu sagen. Hören Sie mir jetzt einmal ganz ruhig zu, Lord Chesterton. — Sie sollen jetzt sofort abreisen. Jetzt augenblicklich. Nein, lachen Sie nicht, nein, nicht in zwei Stunden — jetzt, jetzt. Jetzt packen Sie Ihre Koffer. Verbringen Sie die Nacht in der Hall. Oder gehen Sie hinüber ins kleine Hotel. Oh, Sie lachen. Ja, Ahnungen, ich habe Ahnungen. Ja, Hellseherei. Oh, Sie lachen. Sie lachen. Sie werden es nicht tun. Ich sollte sprechen — ich bin müde. Es wäre besser, wenn Sie mich sprechen ließen. — Später? Gut, später — nein, nicht gut. Später werde ich nicht mehr sprechen. Also noch eine Viertelstunde — bei Ihnen. Jetzt setzen wir uns da in diese beiden Sessel, einander gegenüber. Ich weiß so

Digitized by Google

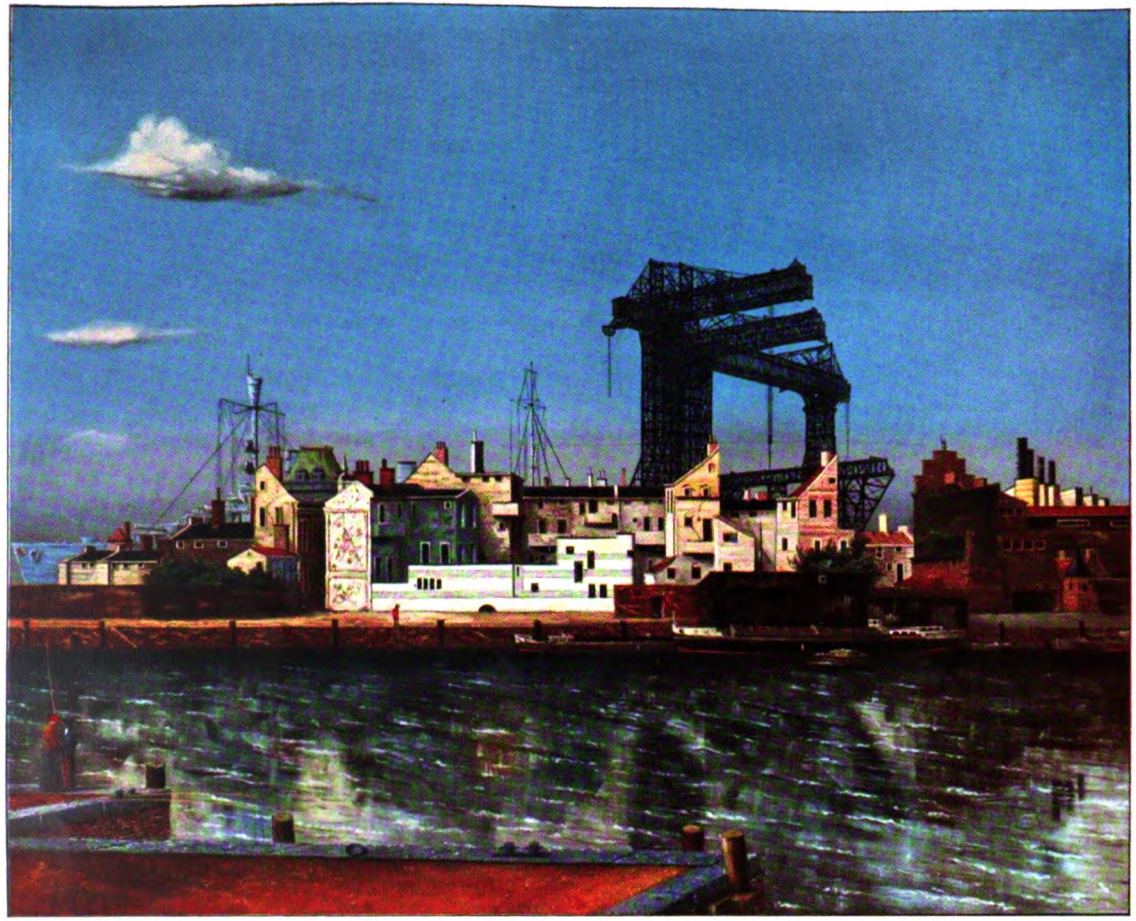
wenig von Ihnen — und Sie wissen nichts von mir." Später sagte sie: „Nein, nicht so. Wir wollen sprechen. Gib mir jetzt deine Hände, so, laß mich deine Hände festhalten und sprechen wir, Lieber. Sprich du. Fünf Minuten noch. Sprich mir von dir. Hast du eine Schwester? Die ist in England verheiratet, ja? Hat sie Kinder? Vielleicht werde ich auch einmal ein Kind haben —" Sie zuckte auf und horchte. „Schritte" — flüsterte sie stimmlos. Nun hörte auch ich ein Schleichen draußen im Gartenkies. Behutsam blickten wir durch das Fenster hinaus. Das war der Deutsche, das war Wendelin, der auf den Zehenspitzen drunten über den Weg ging. Beinern lag auf seinen Zügen das Mondlicht, beinern verglast war der Blumenstrauß, den er in seinen Händen hielt. So schlich er eckig gegen den Seitentrakt. Ein Steinchen tickte dort an ein Fenster. „Speranza wohnt dort," sagte ich. Candida schwieg. Sie lehnte an mir, und ich fühlte, wie das Erschrecken ihr noch im wilderen Takte der Adern rann. „Nur der Deutsche, Candida, Candida," flüsterte ich, und in die Stille ihres Lauschens: „Hast du dich leicht losmachen können? Hast Angst gehabt? Bist keinem begegnet?" Und in ihre Stille: „Er — kommt nie nachts in dein Zimmer? Warum erschrickst du?" Sie sagte, sagte: „Nichts. Es ist nichts. Komm, Lieber, es ist nichts. Nein, Lieber, ich habe jetzt keine Angst. Komm. Jetzt will ich dich küssen, du. Willst du nicht mehr da auf den Sesseln sitzen? Nicht tragen. Du trägst mich! Dort — was ist dort drinnen? Ein zweites Zimmer?" — „Ein zweites Zimmer, Candida, Candida," flüsterte ich und trat durch die Tür in den Schlafraum und legte meine leichte Last behutsam wie ein schlummerndes Kind auf das Bett. Daschas Gesicht war von Tränen naß. „Warum weinst du?" fragte ich leise, und küßte ihre Augen. Aber sie antwortete nicht, sie wandte sich seitwärts, sie umfing ein großes Polster nach Kinderart und preßte ihr Gesicht darein und ward geworfen von einem lautlosen Schluchzen. „Candida!" sage ich. Dann lächelte ich in die Dunkelheit und beugte mich tief zu ihr nieder.

Dies geschah: Ich höre gut. Ich hörte den Tritt schon am Anfang des Korridors. Fünf Sekunden später klopfte es draußen, am Eingang des ersten Zimmers. Candida zuckt auf, ohne Laut, liegt dann still. „Einer hat draußen geklopft," sage ich. Sie liegt still. Ich sage: „Vielleicht einer, der sich in der Zimmertüre geirrt hat." Sie sagt tonlos: „Das ist er." „Vielleicht einer, der sich geirrt hat. Horch nur — es rührt sich nichts mehr." Sie setzt sich hoch und streicht sich mit einer nüchternen Bewegung das Haar aus der Stirn und sagt leise und trocken: „Nein nein nein, das ist er." Da klopft es auch wieder draußen, noch nicht ganz laut, aber härter, entschiedener. Und da ich noch horche und zögere, sagt Candida stimmlos: „Also los, los. Jetzt nimm deine Kleider, jetzt geh hinaus, mach' ihm auf, es hilft ja doch nichts. Nur rasch. Kurz. Zu Ende." Das Haar streift sie mit einer flatternden Hand aus der Stirn und steht aufrecht. Ich sage: „Hab' keine Angst, du. Ich werde ihn hereinlassen — wenn er es wirklich ist. Ich werde ihn abspeisen, mit ein paar Worten, nach Hause schicken. Du bleibst da. Im Schlafzimmer. Sperr' dich ein. Ich gehe jetzt hinaus. Du, hab' keine Angst, du." Sie steht da, wie eine Puppe, sagt tonlos: „Ich habe keine Angst. Jetzt geh, geh." Draußen klopft es. Ich ziehe mir den Pyjama zurecht, ich will durch die Türe ins vordere Zimmer treten — da löst sich plötzlich Candidas Starrheit, da schlingt sie mir Arm und Arm um den Hals und küßt mich, so tödlich wild, so aufgerissen in einer zügellos brünstigen Scham und Verzweiflung, daß mir glückhaft und erschreckt das Blut ins Gehirn sprang. Von ihren Tränen war mit einemmal das Gesicht mir naß. „Leb' wohl," flüsterte sie nah meinem Ohr, „leb' wohl, du, leb' wohl!" Ehe ich mich hätte fassen können, hatte sie mich über die Schwelle in das vordere Zimmer geschoben und die Schlafzimmertür von innen versperrt.

Ich durchquerte also diesen vorderen Raum, nah vorüber an dem offenen Fenster — draußen, drüben tauchte ein hastiger Nebelmond aus dem Wolkenstrom wie der Kopf eines Schwimmers, eines Ertrinkenden, der jetzt und jetzt noch für Augenblicke sich aus der Flut hebt. Hoch droben, unhörbar ferne, wühlte schon ein Sturm in der Schattenjagd, aber auf Garten, Meer und Zimmer lastete noch beklemmend still und wie klebrig die Wasserluft. ‚Jetzt wach sein!' sagte ich mir, ‚jetzt angespannt alle Sprunggelenke und en avant!' Da dröhnte eine Faust dort draußen zum drittenmal an das Türholz. Ich drehte das Licht an, der elektrische Luster flammt. Mit den Händen streiche ich mir übers Gesicht und straffe mich. Me voilà, hier Lord Chesterton, oder auch Herr Labaud, Prinz von Croy, Master Dee aus Chicago und Marquese Eca de Gonzalez aus Madrid! Wer wünscht mich zu sprechen? Federnden Schrittes trat ich an die Türe und schrie: „Wer poltert da, damned! Ich schlafe!"

Draußen sagt eine knappe Stimme und hebt sich nicht einmal: „Aufmachen." Ich schreie: „Unerhört! Nachtruhe! Werde mich

Digitized by Google



Wilhelmshaven. Gemälde von Franz Radziwill

(Berlin, Kunstausstellung Neumann-Nierendorf)

Digitized by Google

Digitized by Google

beklagen!" Der draußen brüllt — brüllt, daß die Wände zittern — das eine Wort: „Aufmachen!" — Der Fürst, jawohl. Es war der Fürst.

Ich stecke um und sage: „Ah, mon prince, Sie sind das! Ist etwas geschehen? Ich bin in Negligee, sonst wäre es mir ein Vergnügen —"

Er unterbricht mich, sagt ganz knapp und fast leise: „Sie werden die Türe öffnen, Mylord." Da war nichts zu machen. Ich hasse das. Ich öffne also die Tür, er tritt ein, völlig angekleidet, in Reitdreß, mit klirrenden Sporen, er läßt einen flatternden, einen suchenden Jagdblick im Kreise gehen und heftet ihn dann voll auf mein Gesicht. Er sagte nichts, er schaute mir nur mit diesem unbeirrbaren und gewalttätigen Blick in die Augen. Ich verbeugte mich leicht, ich lächelte, und indes ich Platz anbietend nach einem Fauteuil wies und mich selbst setzte, sagte ich: „Es ist doch nicht etwa der Fürstin etwas zugestoßen?" Das sagte ich leichthin, leicht belustigten, leicht befremdeten Tonfalls. Dann verstummte ich, den Mann in Reitdreß fixierend, und wartete. In den zehn, fünfzehn Sekunden dieses Schweigens stieg meine Sicherheit ganz außerordentlich und übrigens in dem Maße, in dem mein Gegenüber kleiner ward und verblaßte. Ich hatte den Vorfall in den Bezirk des Gesellschaftlichen hinüber gerettet — und in dem Bezirke hatte der Eindringling unrecht. Kein Zweifel, ich hatte Oberwasser, mochte geschehen sein, was da wollte. Ich saß, ich schlug die Beine übereinander, ich wies noch einmal nach dem Fauteuil mir gegenüber und sagte kalt freundlich: „— vielleicht einen Augenblick Platz nehmen, mon prince?" Dann gähnte ich leicht und beschaute mir meine Nägel. Mochte der Mann denken und argwöhnen nach Herzenslust — beweisen konnte er nichts. Ich blieb stumm. Zog er sich jetzt nicht mit Entschuldigungen zurück, so war er unmöglich.

Er tat etwas anderes. ‚Diese alten Aristokraten,' dachte ich nicht ohne Respekt, ‚sind doch nie ganz auszulernen.' Statt sich zurückzuziehn, setzt sich der Mann in den Fauteuil mir gegenüber und sagt: „Einen Augenblick, danke. Sie wundern sich. Sie werden lachen. Ich bin gekommen, weil ich überzeugt war, die Fürstin in Ihrem Zimmer zu treffen!" Das sagte er und brach in ein dröhnendes Lachen aus. Das war verwegen, das hieß einmal den Stier bei den Hörnern gepackt. Mir blieb nichts übrig, als in sein Gelächter einzustimmen — durch den Lidspalt beobachtete ich, wie seine wachen Augen im Kreise gingen. Aber sei es, daß er wirklich nichts Verdächtiges bemerkte und seiner Sache nicht sicher war, sei es auch, daß er mich und Candida in eine Falle zu locken die Absicht hatte — seine Wachsamkeit ebbte ab. Lässiger lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sagte: „Ja, so ist das. Wenn einer alt wird. Sie haben gut lachen, mon ami. Aber heiß ist es hier, heiß! Der Portier versichert, daß wir ein Gewitter bekommen. Was sagte ich? Ich werde jetzt gehen." Er erhob sich, er nahm die Klinke der Ausgangstür und sagte leichthin, doch sehr vernehmlich: „So wird man alt. Halluzinationen. Man bildet sich weiß Gott was ein." Er öffnete die Tür, er stand halb schon auf dem Korridor, er stand zwischen Tür und Angel, und indes mein Gesicht schon zur Verbindlichkeit des Abschiedes sich verzerrte, sagte er leichthin: „Alt. Man hält es nachts in seinem Zimmer nicht aus. Man kann nicht schlafen — die Luft, diese Luft! Man geht hinunter, da einem schon vor Jammer und Einsamkeit das Fleisch von den Knochen fällt — geht hinunter, sucht seine Frau — geht hinunter, in das Gesicht schauen, das man als einziges liebt — geht hinunter, tritt in das Zimmer der Frau — leer. Bett leer. Alles leer. Nun, macht nichts. Sie wird wohl nur ein bißchen an den Strand gegangen sein." Er steht zwischen Tür und Angel, seufzt tief, hebt mit einem matten Winken die Hand und sagt: „Gute Nacht!"

In dem Augenblick, drinnen, im Schlafzimmer, hinter der versperrten Schlafzimmertür — ein Laut. Ein leichtes Stöhnen, — nicht mehr. Wie wenn eins sich in ein Unentrinnbares schickt. Ein ganz leichter Laut — aber nicht nur ich habe ihn gehört. Der Fürst zuckt auf wie ein Panther, ich fasse mich (er hat sie gefangen, sage ich mir in Wut, gefangen hat er sie mit seinen Rührseligkeiten), ich will den Mann vollends auf den Korridor hinausschieben, ich drücke die Tür zu, er klemmt den Schuh in den Spalt. „Hinaus!" sage ich mit Keuchen, „hinaus, das ist mein Zimmer, Sie haben da nichts zu suchen, hinaus, Sie leiden an Sinnestäuschungen, Sie sind betrunken, hinaus, Herr" — da ist die Komödie auch schon zu Ende. Da halten die Nerven der Frau dort drinnen das Spiel nicht mehr aus. Da dreht sich dort hinten in der Schlafzimmertüre der Schlüssel, die Tür geht auf und herein wankt Candida. In dem Augenblick mochte meine Tatkraft an der Türe erlahmt sein — mit einer sehr kraftvollen Bewegung schob der Fürst mich zur Seite und stand nun wieder im Raum.

Candida schwankt kleinschrittig vor bis in die Mitte des Zimmers. In der Mitte des Zimmers, unter dem grellen Glasprunk des elektrischen Lusters, macht sie halt und hebt ein von hundert Ängsten, Scham und Zwie-

Digitized by Google

spalt aufgerissenes Gesicht zu uns her und hebt einen kraftlosen Arm nach dem reglos neben der Türe stehenden Mann und sagt tonlos beschwörend: „Josef — Josef." Der Fürst tritt wortlos zur Seite, klinkt die Korridortür auf und beugt knapp, ganz kalt höfliche Drohung und gebieterischer Abschied, den Kopf. Kleinschrittig, wankend, schwankend, nach einem letzten, groß rund traurigen Schamblick und Abschiedsblick in mein Gesicht, geht die Fürstin an ihm vorbei aus dem Raum.

*

Da die Tür hinter ihr sich geschlossen hat — aber wozu erzähle ich das im einzelnen? Mit drei Worten: Der Fürst forderte mich zum Duell. „Sie werden die Güte haben, meine Mandaten noch heute nacht zu empfangen," sagte er, verbeugte sich knapp und ging. Ging in dem Augenblick, ließ in dem Augenblick mich allein, da draußen über Meer und Garten das Unwetter losbrach. Die Hölle brach los. Breite Regenfahnen klatschte der jäh entstandene Sturm durch das offene Fenster ins Zimmer und mir ins Gesicht. Da ich mit Mühe die Laden schloß, brach eine Scheibe, Glas splitterte und durch die zackige Bresche pfiff die Luft und fegte ein Wassersturz. Der Mond war hinter rasend vorgezogenen Schleiertüchern verlöscht. Aber Blitze klirrten, und in das Rascheln des Mauerkalks und das Ächzen und Knarren des Baumwerks im Garten knallte schon hell, hart und nah das erste Donnergeschütz. Batterie — zehn Batterien schossen zwischen Bergwand und Bergwand. Und darein, mitten noch in dieses Höllenkonzert ward an die Türe geklopft und eintrat — aber wozu erzähle ich das im einzelnen? Eine Viertelstunde später war zwischen Marcelli und einem anderen Herrn, den persönlich zu kennen ich gar nicht den Vorzug hatte, war zwischen dem aus den noch erhellten Spielzimmern zusammengelesenen Pack als Sekundanten vereinbart worden, daß ich morgens, gleich morgens um sechs Uhr mit dem Fürsten in der Ölbaumpflanzung hinter dem Friedhofsfels mich zu treffen hatte. Jawohl. Auf Pistolen. Ein Pistolenduell. „Viermaliger Kugelwechsel?" fragte der unerwünschte Beistand. — „Sechsmaliger Kugelwechsel!" sagte Marcelli. „Mylord —" sagte der, und Marcelli sagte: „Zehn Minuten vor sechs Uhr holen wir Sie hier ab." Kratzfuß, Kratzfuß und Händedruck. Dann schnappte endlich hinter ihnen die Tür ins Schloß, und ich war allein.

Ich, jawohl, ich. Da stand ich, da saß ich in einem Hotel ohne englische Klosetts und Warmwasserleitung, saß unter kleinen Leuten, mit Balkanmenschen machte ich mich gemein, saß also in einem Zimmer, dessen Tapeten schon ein wenig schäbig waren — jetzt sah ich das erst, jetzt im Morgengrau! — und wartete darauf, von zweien dieser Gewalttäter, die mit Pistolen umzugehn wußten, in zwei Stunden abgeholt zu werden — wozu? Zu einem Duell! Man hebt töricht wichtigtuerischer, widersinnigerweise eine Mordwaffe und knallt. Knallt womöglich einem andern ein Loch in den Leib. Bekommt womöglich und Gott behüte von einem andern ein Loch in den Leib geknallt. Wozu? Ich hasse Lärm. Held? Nein, ein Held bin ich nicht. Ich hasse Helden. Helden sind lächerlich. Ein Pistolenduell? Wegen einer Frau? ‚Mensch, du, wie nun einmal dein wahrer Name in zeugenlos vertraulichem Selbstgespräch lauten mag — Mensch, Emil — ja, denn so heißt du, mach' es dir nur bewußt, sprich ihn dir nur einmal vor, Lord Chesterton, sprich ihn laut und ohne Scham, vor dich hin, deinen wirklichen Namen — Emil, worein bist du geraten!'

Ich tat dies: Ich setzte mich an den jämmerlich wackligen Schreibtisch zwischen den Fenstern. Die Tinte war eingetrocknet bis auf einen schmutzigen Brei. Federhalter? In der kreischenden und windschiefen Lade kollerte einer leer klappernd zwischen einer vom früheren Bewohner des Raumes zurückgelassenen Zahnbürste und einer halb entleerten Tube mit ranzig riechender Haarpomade. Diesen Federhalter nahm ich und wischte ihn am speckigen Fenstervorhang von der Pomade rein. Und mit einer Feder, die bei jedem Aufstrich kreischend sich spreizte, schrieb ich auf ein Blatt Papier, das ich in der Tasche trug, diesen Brief:

„Eure Durchlaucht, mein Fürst — ein bescheidenes Mißverständnis ist aufzuklären. Sie wollen sich mit Lord Chesterton duellieren. Sie werden sich nicht mit mir duellieren: ich bin nicht Lord Chesterton.

Wer ich bin? Nun, Namen tun nichts zur Sache. Nur soviel, daß man in den Kreisen, denen ich entstamme, Meinungsverschiedenheiten in betreff einer Frau nicht mit der Pistole auszutragen pflegt — und wenn schon mit der Pistole, so nicht nach einem feststehenden Reglement. Mit einem Wort — nun ja denn: ich bin ein Abenteurer, ein Hochstapler, wenn Sie mir diesen ungeschminkten Ausdruck gestatten wollen.

Die Fürstin? Ich lege Ihnen nahe, vernünftig zu sein und ihr den Vorfall nicht nachzutragen: es war ein Lord Chesterton, dem sie ihre Neigung lieh. Darum: seien Sie nicht eifersüchtig gegen die Luft. Mich liebt die Dame nicht. Und übrigens — mir war

Digitized by Google

es um ihren Schmuck zu tun. Im Vertrauen: ich bedaure, mich seiner schließlich nicht bemächtigt zu haben.

Nun ist die Sache ja also erledigt. Nur: Sie haben soviel Lärm geschlagen, daß nun glücklich ganz Ceratosa um die Affäre weiß. Sie sind samt Ihrer werten Gattin in einer schiefen Situation. Mehr noch: erfährt man, wer ich bin, so sind Sie unmöglich.

Aber haben Sie sich auch höchst laut und gewalttätig mir gegenüber betragen — ich bin nicht rachsüchtig. Ich bin bereit, die Situation Eurer Durchlaucht samt Gemahlin mit einem Schlage zu retten. In vier Stunden, um acht Uhr morgens, geht das Schiff nach Triest. Ich werde nichts dagegen haben, einen Platz zu belegen. Nur — ich bin leider in einiger Geldverlegenheit. Kurz und gut: Zahlen Sie dreißigtausend Franken, und ich verschwinde. Der Ihre.

Nachschrift: Darf ich Sie bitten, Ihrer verehrten Gattin meinen verbindlichsten Gruß zu bestellen?"

Diesen Brief überlas ich, schob ihn in einen Umschlag, schrieb darauf: „Seiner Durchlaucht Herrn Fürsten Balearu aus Bukarest, derzeit Ceratosa, im Hause" und legte ihn auf den Schreibtisch, zu warten, bis der Lohndiener um meine Schuhe käme; der war mir der rechte Mann, eine Botschaft der Art zu bestellen. Ich legte also den Brief auf den Schreibtisch und begann meinen Koffer zu packen.

*

Zu Ende? Nein, Messieurs, Mesdames, die Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende. Ich packe meinen Koffer, ich pfeife „Madelon, Madelon", ich überlege mir die Wege von Triest nach Paris — es klopft. Ich denke: es sei der Lohndiener, und rufe gut gelaunt: „Herein, Mann, herein!" Die Tür wird geöffnet — der Fürst. Jawohl: der Fürst. Fürst Balearu aus Bukarest.

Er tat ein paar langsam leichte Schritte vor in den Raum, er winkte mir lässig überlegen mit der Hand einen Gruß zu — aber wozu erzähle ich das alles im einzelnen? Das Gespräch zwischen uns lief so ab:

Er sagte: „Guten Abend — oder guten Morgen, kann man wohl sagen. Wundern sich, junger Mann, mich hier zu sehen. Besuch beim Gegner, wie? Nicht nach dem Kodex, wie? Junger Mann — ich kann mir das leisten. Also hören Sie — Kavalier zu Kavalier, Mann zu Mann: In zwei Stunden ist unser Duell. In diesem Duell habe ich den ersten Schuß. In diesem Duell wird kein zweiter Schuß fallen, mein junger Lord Chesterton. Das bin ich Ihnen sagen gekommen. Warum? Vielleicht, weil ich Ihren Onkel gekannt habe. Wird also kein zweiter Schuß fallen. Ich bin der beste Schütze Rumäniens — der acht- oder neuntbeste Europas. Darum: bestellen Sie Ihr Haus, Lord. Das glaubte ich Ihnen sagen zu sollen. Und wenn ich Ihnen noch irgendwie behilflich sein kann — vielleicht ein letzter Gruß, eine letzte Verfügung —"

Einen Augenblick lang erwog ich, ihm nun ohne weiteres Wort den Brief in die Hand zu geben. Aber ich hasse Auseinandersetzungen. Und für den Brief war schließlich später auch noch Zeit. Daß der Brief nun einmal geschrieben war und griffnah dort auf dem Tische lag, gab mir wieder einige Sicherheit. Ich holte Atem und sagte behutsam: „Mein Fürst — es ist da ein ganz wesentliches Mißverständnis aufzuklären." Er winkte leicht ob und sagte: „Verstehe! Verstehe ohne viel Worte. Rausch des Augenblicks, wie? Man sieht einander nicht mehr, wie?" Ich schloß einen Atemzug lang die Augen. Ganz offenbar — das war Hohn. Kein Dummkopf, der Mann. Er machte es mir nicht eben leicht. Aber immerhin — nach Duell sah das nicht mehr aus. Ich warf einen kurzen Blick nach dem Brief auf dem Schreibtisch. Vielleicht ging es auch ohne ihn. „Ja," sagte ich fest und fast verletzend, „Rausch des Augenblicks. Und man sieht einander nicht mehr." Nun wartete ich. Hatte ich Glück, so nahm er mein Verhalten als Provokation und verging sich an mir tätlich. Dann hatte ich Oberwasser, dann konnte ich um Hilfe rufen, dann war das, wenn ich wollte, ein Mordversuch, Seine Durchlaucht saß in der Klemme und der Skandal war so groß, daß — Ich überlegte: waren dreißigtausend nicht etwas wenig? „Ja," wiederholte ich langsam, „ja, Rausch des Augenblicks." Ich legte behutsam die Hand auf die Tischklingel und wartete auf seinen Ausbruch. Sogar mit den Beinen wippte ich, ihn zu reizen. Es war eine heikle Angelegenheit.

Aber es kam ganz anders. „Verstehe," sagte der Fürst und lächelte fein. Ja er wurde mit einem Male sehr mild, fast väterlich mild. „Ich bin kein Menschenfresser, ich bin nicht blutdürstig, Lord. Nur: Für Sie und uns ist in Ceratosa kein Platz." Ich erschrak beinahe. ‚Holla,' sagte ich mir, ‚stop,' sagte ich, ‚das geht mir zu glatt, da stimmt etwas nicht. Hat er mich durchschaut, hält er mich zum besten? Zwanzigtausend sind schließlich auch genug,' überlegte ich. Ich wartete noch einen Augenblick. Er schwieg. Gesagt mußte etwas werden. So sagte ich leichthin: „In Ceratosa kein Platz? Gut — ich reise." Nun durfte ich mich füglich in Schwei-

Digitized by Google

gen hüllen. Fuhr er weiter in meinem Geleise, so hatte er — ja, das war es! Das mit seinem Meisterschützentum war einfach Geflunker, und er hatte nackte Angst vor dem Duell! Ich beglückwünschte mich, den Brief noch nicht aus der Hand gegeben zu haben. Ich wollte mich verbessern: ich reise — aber nach dem Duell. Schließlich waren vierzigtausend ganz angemessen.

Aber ehe ich etwas sagen konnte, hatte der Fürst schon zu sprechen begonnen. Er sagte: „Nein, mon ami. Mit Ihrer Abreise ist nichts getan. Die Sache ist publik. Fürstin und ich können hier nicht mehr bleiben. Wir sind es also, die reisen. Sie müssen Ihren Aufenthalt nicht abbrechen. Um acht Uhr geht unser Schiff nach Triest." Er lächelte leichthin: „Sie sehen, man hat sogar Verständnis für Ihre weiteren Erholungsbedürfnisse in Ceratosa." Nun verstummte er, und nun, Messieurs, Mesdames, war ich mit meinem Latein zu Ende. Um ein paar Atemzüge Zeit zu gewinnen, zündete ich mir eine Zigarette an. Ganz offensichtlich — der Mann nahm mir jedes Wort aus dem Mund. Da saß er mir gegenüber, wippte ein wenig mit dem Bein und hielt mich in seinem prüfenden Blick.

Plötzlich sagt er: „A propos — Ceratosa. Ich habe meine Apanage hierher anweisen lassen. Diese Post! Das Geld muß morgen oder übermorgen kommen. Ich gebe Ihnen Vollmacht — Sie können es dann beheben. Aber ich brauche es schon heute. Sie werden die Freundlichkeit haben. Eine Kleinigkeit — fünfundvierzigtausend Franken. Die geben Sie mir jetzt. Und morgen oder übermorgen, wie gesagt —"

Ja, Messieurs, Mesdames, da stürzte mancherlei auf mich ein. Ich gestehe es — ich machte keine gute Figur, wie ich da in dem Sessel saß. Es war so still im Zimmer, daß man jeden Atemzug hörte. Wir blickten einander in die Augen. Es dauerte wohl eine halbe Minute, bis die seinen unsicher wurden. — Dann raffte er sich noch einmal auf. Mit schwankender Stimme sagte er: „Wenn Sie mir vielleicht vorläufig zwanzigtausend, oder sagen wir: fünfzehntausend —"

Da stand ich langsam auf, trat stumm an den Schreibtisch und überreichte stumm dem Fürsten Balcaru aus Bukarest meinen Brief.

Er las, er sprang hoch, er wurde grün im Gesicht und schrie volkstümlich auseinandergezerrten Mundes — aber wozu erzähle ich das alles im einzelnen? Es war ein unerquickliches und aller Zurückhaltung bares Dreiminutengespräch. Er hieß Lebowitsch. Aus Lemberg.

*

Seltsam — nach dieser Aussprache legte ich mich auf mein Bett und schlief drei Stunden lang tief und traumlos. Nicht sofort, allerdings. Da ich mich auf das Bett schmiß, kam mir ein kleiner Kamm in die Finger, ein Steckkamm, ein Frauenkamm. Candida, haha, Candida! Ich zerbrach das zarte Gemächte, ich zerrieb es zwischen den Fingern und streute, breit auf dem Rücken liegend, die Stücke vom Bord des Bettes hinaus in die Zimmernacht. ‚Fort, erledigt! Wieder einmal von einem Weib zum besten gehalten. Oh, Candida, Keusche, Lockvogel eines Herrn Leibowitsch! O Komödiantin. Respekt! Meine Reverenz!'

Ich drehte mich auf die Seite und schlief sofort ein.

Als ich erwachte, war es halb acht. Frühstückszeit! Ich war hungrig. Ich kleidete mich sorgfältig an und ging hinunter. Da ich die Halle durchquerte — drüben an der Mole rief die Glocke des Triester Dampfers die noch säumigen Passagiere an Bord — da ich die Halle durchquerte, schleppte der Deutsche, der Professor, hastig aufgerafftes Kofferwerk hinaus nach dem Schiff. „Hallo!" rief ich. Er blieb stehen, er stellte das Gepäck neben sich, er wandte sich nach mir um. Glanzlos geweitete, wie zu einem tiefen Schrecken über sich selber aufgewachte Augen standen in seinem übernächtig schlaffen Gesicht. „Hallo," sagte ich und winkte ihm mit den Fingern, „man bricht den Séjour ab? Und man fährt mit dem Schiff nach Triest, man fährt nordwärts? Nicht nach dem Süden? Und die Insel der Kirke, mein Herr? Und das Land der Griechen?" Ich lachte. Er schaute mir in die Augen, er tat langsam den Mund auf, und als spräche da einer, der seit langen Jahren geschwiegen hat, so flüsterte er: „Nein. Nichts mehr. Nach Hause. Man kann auch — in Deutschland — Und ich habe auch — jetzt kein Geld." Er schwieg, er sagte leise: „Da habe ich mich also — besonnen." Ich lachte. „Flucht?" lachte ich. Da nickte er viele Male und flüsterte: „Ja. Flucht." Mit dem Ärmel wischte er sich über die Stirn und sagte elend mit einem langsamen Lächeln: „Der unsterbliche Mythos. Kirke. Auch Odysseus ist ihr entflohen." Er trat nahe an mich heran und sagte mit Flüstern: „Eine Erkenntnis habe ich gewonnen, eine furchtbare und berauschend geheime Erkenntnis —" Aber da bimmelte zum letztenmal die Glocke vom Schiffsdeck. Der Mann raffte die Koffer auf, der Mann wandte sich, der Mann rannte. Noch einmal sah ich seine eckig lächerliche Gestalt auf dem Bordsteg. Dann wurden dort drüben die Trossen losgeworfen, und das Schiff begann sich aus

Digitized by Google

dem Hafen zu drehn. Gute Fahrt! Mein Gott — ein Deutscher.

„Die zweite Abreise heute," sagte vertraulich und devot der Portier. „Vor zwei Stunden eine Depesche für Herrn von Marcelli. Vor einer Stunde, ganz plötzlich, ist er abgereist, mit dem kleinen Küstenboot nach Athen." Er bückte sich, er hob ein zusammengeknülltes Papier auf und strich es glatt. „Da," sagte er, „er hat das Telegramm weggeworfen!" Da standen nur ein paar Worte. „Vierzehn Ballen Blondseide warten Athen Begleitung Übersee" — das war alles. Aber wen ging das an, daß das Menschengestrüpp ringsum wieder einmal in neue Schicksale fiel? Nach der Gartentüre wandte sich der Portier und schob dort draußen einen Rollwagen aus dem Sonnenwinkel hinter den wandernden Schattenstrich. Auf dem Wagen lag ein Paket, in eine Decke gehüllt. Das Paket hatte einen Kopf. Herr von Rakic! Seine Augen waren auf mich geheftet. Er wollte die Lippen bewegen, aber sie zitterten nur ganz leicht. Nein, nichts regte sich an dem Paket. Nur seine Augen waren furchtbar unbeirrt und schimmernd auf mich geheftet — ein Abgrund des Lebens. Lilalilaah! Wen ging das an, daß das Menschengestrüpp ringsum wieder einmal in neue Schicksale fiel? Man wandte sich, man pfiff „Madelon, Madelon," man stand vor dem Spiegel. Da saß man also wieder einmal auf dem Trockenen. Aber gut angezogen war man immerhin. Und die Luft, immerhin, war gewitterkühl wie das Herz. Und das Hirn klar. So pfiff man „Madelon, Madelon," und ging ins Frühstückszimmer hinüber.

Es saßen nicht viele Leute dort. Kleinwild — wenn der Ausdruck gestattet ist. Der zweite Sekundant — dem hatte Herr Leibowitsch offenbar schon gesagt, das Ganze sei ein Mißverständnis gewesen. Ritterliche Versöhnung! Mochte er sich darauf einen Reim machen. Mit Frau Gundulic besprach man für elf Uhr eine Fahrt im Motorboot — ihr Mann züchtet Schweine, was kein übler Beruf ist, und ihre Diamantenbrosche war echt. Die konnte man gegebenenfalls dem Herrn mit der Kurvenkette verkaufen, als Familienerbstück. Setzte man dann noch die kleine Blonde, nach der man nur die Hand ausstrecken mußte, gegen die beiden Herren aus Budapest, so sprang Geld — da gab es keinerlei Zweifel. Das konnte nicht zwei Tage dauern. Bis dahin borgte wohl der Portier gegen einen Scheck auf die Guaranty-Trust — ich liebe es, einige Blankette in der Tasche zu tragen. Ah, man bewegte sich, man atmete wieder. Man hatte geschlafen. Réveil! Aber das war im Augenblick noch Zukunftsmusik. Im Augenblick saßen nicht viele Leute im Frühstückszimmer. Nur der Neuankömmling von gestern, der Dicke, der Unternehmungslustige mit den Ringen an allen Fingern. Und an einem anderen Tisch Fürst Balearu samt Gattin. Ja, samt Gattin, ja, neben Candida. Sie hatte ihr Kollier um den Hals. Im Schlenderschritt strich ich an ihnen vorüber. Das Herz gewitterkühl wie draußen die Morgenluft — so schaute ich der Frau ins Gesicht. Das war zart blaß. Die Spur vieler Tränen lag unter hastigem Puder. Candida hatte geweint! Um wen? Zwei schmale, hellrote Striemen wurden sichtbar auf ihrer Haut, da ihr einen Augenblick lang der Ärmel zurückfiel. ‚Gezüchtigt,' dachte ich, ‚gezwungen? Respekt! Herr Leibowitsch verstand es, eine Frau seinen Plänen gefügig zu machen. Demnach wäre Candida gar nicht —' Aber wer hat Zeit und Lust, derlei nachzuhängen? Ich hatte genug. Schließlich war ich ja nicht zu meinem Vergnügen in Ceratosa. Ich hatte dazu zu sehn, daß ich weiter kam.

Weiter? Der dicke Mann mit den Ringen, der Neuankömmling, warf unternehmungslustig bewundernde Blicke nach der Fürstin hinüber. Mit dem Kellner flüsterte er. Er zögerte, einen Augenblick lang schien es, als wollte er hinübergehn und sich präsentieren — nein, er wagte es nicht. Da schaute mit einemmal Herr Fürst Balearu zu mir herüber. Ich blickte ihm in die Augen und ich verstand. Was will man — Geschäft ist Geschäft. Ich erhob mich, leicht schlendernden Schrittes, die Hüften drehend, wie Herr Marcelli am Tag meiner Ankunft ging ich hinüber, grüßte vertraulich und setzte mich neben Candida. Da ich wie zu einem zarten Flüstergespräch an ihr Ohr mich neigte — aber wozu erzähle ich das im einzelnen? Der dicke Mann mit den Ringen ging auf den Leim. Ein Viertelstündchen — da trat ich an seinen Tisch. Ein Viertelstündchen — da hatte ich ihn mit Fürst und Fürstin bekannt gemacht. Ein Viertelstündchen — da saßen wir drunten im Spielsalon und ich fächerte die Karten über den Tisch. Daß ich so vertraut an das Ohr der Fürstin mich neigte, ging dem dicken Mann auf die Nerven. Er hatte der Karten nicht sonderlich acht. Candida! Ihr Gesicht war versteint. Aber da Herr Balearu ihr stark in die Augen schaute, hatte sie sogar ein mühsames Lächeln für unseren Gast. O, er hatte der Karten nicht sonderlich acht. Aß und Sieben hatte ich in der Manschette. Und Coeur-Dame in der Fuge unter dem Tisch.

Digitized by Google

Schauspielernotizen. Von Friedrich Kayßler

Theater und Staat

Solange der Staat nicht erkennt, daß das Theater eine der vornehmsten und zugleich unmittelbarsten Ausdrucksformen für das Gefühlsniveau unseres Volkes sein kann und damit eine der mächtigsten Waffen gegen die innersten Feinde, den materialistischen Geist und den Parteienhaß, solange glaube ich nicht an die Möglichkeit einer wahrhaft tiefen und grundlegenden Gesundung des deutschen Theaterlebens.

Bis dahin wird es unvermeidlich bleiben, daß der durch Zeitnöte fieberhaft gesteigerte Konkurrenzkampf die Armee der Theater, die eine geschlossen in die Zukunft vorrückende Front von einander ergänzenden vielfarbigen Individualitäten sein sollte, zu mehr oder weniger feindlichen Machtgruppen vertrustet, die sich in unfruchtbarem Wettkampf verzehren. Die positive, an sich fruchtbare Leistung des einzelnen Theaters kann so zwar im Augenblick wirken, aber es wird unter diesen Zeitumständen fast unmöglich sein, daß sie dauernd fortwirkende Wellen erzeugt.

Aber es wird ein Tag kommen, wo der Staat erkennt, daß er helfen *muß*, nicht wie ein in Geberlaune spendender Mäzen, sondern wie ein Persönlichkeit gewordener Volkswille, der mit aller Kraft das Gute gegen das Niedere zu verteidigen entschlossen ist.

Die geistigen Machtmöglichkeiten des Theaters werden heute noch immer weit unterschätzt. Das Vorurteil vom Theater als einer Luxus- und Unterhaltungssache wurzelt noch immer viel stärker, als wir alle glauben. Es muß vor allem erkannt werden, wie tief im allgemeinen der sogenannte breite Publikumsgeschmack unterschätzt wird zugunsten fragwürdiger Geschmackselemente, die keineswegs maßgebend oder in der Überzahl sind. Die künstlerische Empfänglichkeit in der Masse ist in unendlich stärkerem Grade vorhanden, als man vermutet. Nur die Absicht der Belehrung muß weise vermieden bleiben.

Noch eine Gefahr gibt es für das heutige Theater: daß es für längere Zeit in einer gewissen Aktualität oder gar in politischen Unterströmungen versandet, anstatt die Tiefen aufzusuchen, wo das Quellwasser die Erinnerung an die Höhenluft der Berge in der Strömung noch frisch erhält. Verflachung des Geschmacks ist oft nur eine Frage der Zeit und kann mit einem Schlage vorüber sein; Versandung durch Aktualisierung ist ein langwierigerer Prozeß, weil die Täuschung erzeugt wird, als werde die Zeit im dunklen Spiegel eines sehr tiefen Wassers seltsam gezeigt; aber das seltsame Dunkle des Spiegels rührt nicht von der Tiefe des Wassers her, sondern von dem dichten Gestrüpp des Unkrauts, das unter der Oberfläche im Schlamm wuchert.

Das Maß

Die planvolle Harmonie oder auch Disharmonie im Verhältnis der Maße eines Raumes sind die Grundbedingungen für die richtige Wirkung eines Bühnenbildes. Alles andere, Form, Farbe und Linienführung, ist sekundär. Die Maße eines Bühnenraums sind ebenso wichtig, wie die eines Menschengesichts. Ein Birnenschädel kann keinen Cäsar spielen. Dieses Grundgesetz der Bühne wird erstaunlich selten beachtet. In den meisten Fällen werden die Maße eines Bildes durch das äußerlich Praktische entschieden, nicht von innen her. So wird oft Disharmonie zur Tagesordnung, anstatt reizvolle Seltenheit zu bleiben. Muß zum Beispiel die Drehbühne herhalten, dann verschieben sich die Maße eben dementsprechend, je nachdem, wieviel Bilder die Scheibe auf einmal hergeben muß. — Das „Praktische" spielt leider überhaupt eine erschreckend beherrschende Rolle im gesamten Leben der Bühne, im Inneren und Äußeren. Man sollte endlich einmal aufwachen und sich darüber klar werden, welche sinnlose, kunstfeindliche Tyrannei es im Grunde über alles ausübt, in Tagesfragen und großen Fragen. Man sollte diesen Tyrannen endlich unter feierliche Anklage stellen, man sollte ihn stürzen. Auf den Thron über alles Reich der Kunst gehört allein das künstlerische Maß, und die Harmonien sind seine Minister. Auch der Disharmonie gebührt ihr nicht unwichtiges Amt: das des Narren, der hin und wieder seine Salzkörner streut.

Dilettanten und Berufsdilettanten

Für Menschen jeder Kunst und jedes Berufes sind zwei Pflichten von Wichtigkeit: erstens die, mit Entschiedenheit allen Dilettantismus abzuwehren, der von Personen ausgeht, die zwar den Namen des Berufs tragen, vielleicht sogar mit Geltung vor der

Digitized by Google

Welt, ihm aber innerlich nicht verwachsen sind; zweitens aber die, empfänglich und aufgeschlossen zu bleiben gegenüber allem, was zwar ohne den Stempel des Berufes von Menschen außerhalb kommt, aber von solchen, die von Natur wahre Beziehungen zur Sache haben. Diese sogenannten Dilettanten haben den großen Vorzug, unbelastet von Berufstraditionen denken zu können: darum soll man ihnen nicht den Rücken zuwenden, sondern Auge und Ohr, wenn sie wirklich etwas zu sagen haben. Ein technisch unbeholfenes, aber verständnisvolles Wort eines wahren Dilettanten ist allemal mehr wert als die technisch tadellosen, aber innerlich kühlen Weisheiten der Berufsdilettanten.

Dekorative Rückständigkeit

Für den Beobachter der letzten dreißig Bühnenjahre ist es deprimierend festzustellen, daß sich die dekorative Seite des Theaters während dieser langen Zeit im Grunde so gut wie gar nicht entwickelt hat, trotz unzähliger einander widersprechender Experimente; immer wieder versuchte man zu vereinfachen, zu entstofflichen, ja beinahe zu vergeistigen — und hat immer wieder brav neu kompliziert, vergröbert, belastet und materialisiert.

Wo ist letzten Endes die Hand, der Geist der bildenden Künstler, die mit soviel Begeisterung und echtem Können und gegen soviel Widerspruch einst die große Invasion in die Bühnenkunst durchgeführt haben? In den Entwürfen und Bühnenskizzen stecken sie; das Bühnenbild selbst verrät nur in günstigsten Fällen etwas davon, aber immer erst trotz allem Wust von Handwerk, trotz Leinewand, Kleister und Sperrholz.

Schwer beweglich, schwer wandelbar, ungehorsam dem Geiste ist alles geblieben wie am ersten Tag, das müssen wir, wenn wir ehrlich sind, im Grunde zugeben.

Wozu die großen Worte vom Zeitalter der Technik, wenn auf diesem einzig gearteten Gebiete, wo die bildende Kunst selbst Gesetze schaffen und die Technik ihr treu und erfinderisch als Pionier zur Seite gehen konnte, im Grunde kein einziges wirklich erlösendes Prinzip geboren wurde!

Sind Farbe und Licht nicht die geschaffenen Beherrscher der ruhenden Hintergründe für Wort und Bewegung? Warum haben diese beiden Eltern zusammen kein Prinzip gezeugt, das uns von unnötigem plastischem Ballast, von der geisttötenden Materie erlöste, die zu ihrer Fortbewegung einer Kompagnie von schwitzenden Transportarbeitern bedarf, damit ein Dichter zu Worte kommen kann? Warum müssen wir den unverkürzten Jammer und Umsturz eines von Schweiß und Staub klebenden, leibhaftigen Wohnungsumzugs jeden Abend jedesmal neu durchleben, wenn ein neuer Akt an die Reihe kommt?

Wir haben Drehbühnen, wir haben versenkbare Bühnen, wir haben Schiebebühnen, wir haben Kuppelhorizonte, und wenn wir einmal recht leicht und beweglich sein wollten, hängten wir die Bühne voll des unvermeidlichen „Rupfen", meist grau in grau, und ersäuften den letzten Schimmer von belebendem Licht in seiner Trostlosigkeit.

Von den schiefen Fenstern und der grundsätzlichen Türenlosigkeit des Expressionismus will ich nicht reden, das war eine offene Kriegserklärung an den Menschen; es gab eben Krieg und dann wieder friedlichere Zeiten. Wirklich gewonnen haben wir mit alledem nichts.

Ein richtiger Anlauf zu müheloseren Methoden und schon erstaunlichen Lichtwirkungen schienen mir die spielend beweglichen und diffus wirkenden, reich nüancierten Scheinwerfer der sogenannten Kreislerbühne. Sie waren wirklich der Anfang einer Beleuchtungskultur höherer Art. Der Ausdruck Scheinwerfer ist eigentlich viel zu grob für sie, denn sie schossen das Licht nicht mit rohen Knalleffekten wie die gewöhnlichen Scheinwerfer, sie streuten und säten das Licht wie eine Saat, die wuchs und Früchte trug; sie waren eine lebendig gewordene, ins fein Nüancierbare gesteigerte und beliebig teilbare Rampe. Sie waren so klug und fein, die niemals ganz entbehrliche Form der Rampe nicht töten zu wollen, sondern sie glücklich zu vervollkommnen; sie waren kleine, intime, in Kugelgelenken allseitig drehbare Leuchtinstrumente, auf denen der Beleuchter in wahrhaft künstlerischer Art mit seinen Farben spielen konnte. Er war imstande, zwei dicht nebeneinander stehende Menschen auf der Bühne so grundverschieden zu beleuchten, daß der eine als leibhaftiger Mensch, der andere als Phantom, Gedanke oder sonstwie geistiges Gebilde wirkte.

Das war mein stärkster Eindruck auf dem Gebiete des Bühnenbildes; aber wo ist er geblieben? Verflüchtigt — ich glaube, verkauft nach Amerika.

Statt dessen sind wir von neuem auf unseren mörderischen Scheinwerfern sitzen geblieben, die uns Schauspielern mit ihren Strahlenmörsern das Augenlicht kaputt schießen und jede tiefere Konzentration des Geistes im Spiel erdrosseln.

Es ist traurig bestellt; denn es bedeutet

Digitized by Google

heute immer noch ein Kunststück, wenn „Verwandlungen klappen".

Hätten wir das nicht wirklich bewältigen sollen in den drei Jahrzehnten seit der heilsamen Schule des Naturalismus?

Wenn Strindberg, der sich selbst Naturalist nannte, den Naturalismus zur Geistigkeit erlöste, warum konnte es das Bühnenbild nicht auch tun? Die Kräfte und Möglichkeiten waren vorhanden.

Verschwiegenheiten

Ein Drama muß mit Zwischenräumen geschrieben sein.

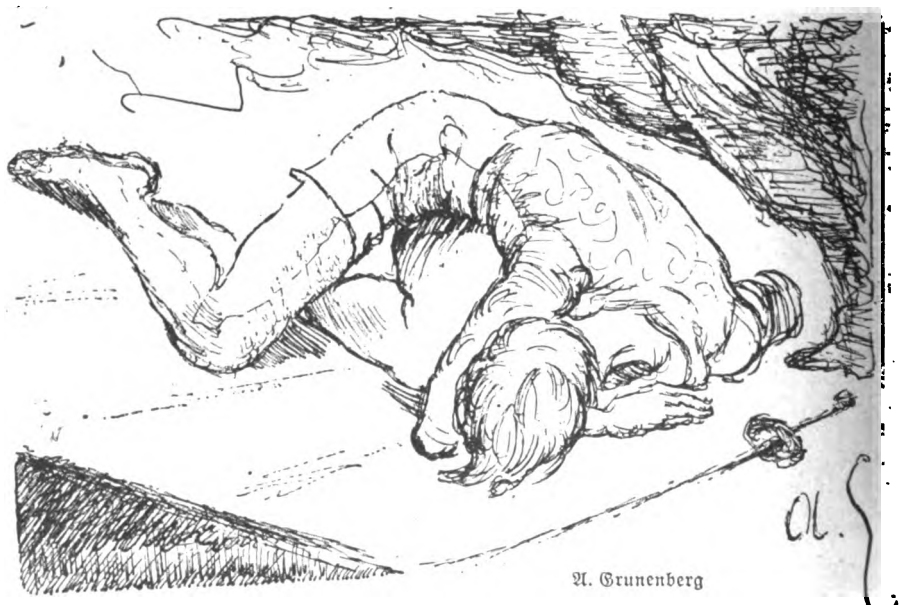
Der Dichter muß alle Stellen offen, d. h. von Worten frei lassen, die der Schauspieler sich erspielen oder das Publikum sich erfühlen soll. Ein rechter Dramatiker versteht es auch, Dinge unsichtbar zu lassen, die kein Regisseur und kein Maler ans Rampenlicht ziehen darf. Manche Wichtigmacher setzen nun gerade ihre Ehre darein, diese Geheimnisse zu verraten; als ob es dann noch Geheimnisse wären.

Streit der Stilarten

Welches ist der rechte Stil? Dieser Streit ist so unendlich müßig und gleichgültig. Wenn es einmal der rechte Stil war, empfinden wir es mit absoluter Gewißheit, wie wenn wir wissen, daß die Sonne schien. Wie dieses „Rechte" jedes von diesen tausenden Malen beschaffen ist, läßt sich mit Worten nicht sagen. Eines nur, das glaube ich zu wissen, durfte, wenn das „Rechte" kam, nicht da sein: harte Umrisse. — Lionardo sagt: „Hüte dich vor allem vor groben, scharfen Umrissen. Denke daran, daß zwischen Licht und Schatten ein gewisses Zwischending ist, etwas Doppeltes, beiden Eigentümliches, wie heller Schatten oder dunkles Licht. Suche es, Künstler, — in ihm liegt das Geheimnis der fesselnden Schönheit!"

Tonfall

Jeder gesprochene Satz hat sein Schwarzes, in das der Ton treffen muß, wenn der Satz zu seinem Sinn kommen soll. Dieses jedesmal in ein anderes Schwarze Treffen ergibt als Summe den Tonfall einer Sprache. Das Gesetz, nach dem der Ton fällt, ist eine Art von Schweregesetz, wobei der geistige Wesenspunkt, der Sinn des Satzes, die Anziehungskraft ausübt. — Mit dem sogenannten logischen Denken hat dieses Gesetz nichts zu schaffen. Alle Sprachen haben nur einen Sinn, aber jede hat ihren eigenen Tonfall; denn jede Sprache versucht auf einem anderen Wege zu dem Ursinn zurückzugelangen, der aller Sprache Quelle war und ist.



A. Grunenberg

Digitized by Google

Österreichische Künstler malen 1928 das schönste Frauenbildnis

Von Josef Soyka

Kein Zweig der Kunst ist von der Verarmung unseres Volkes so betroffen worden wie die bildende. Da muß es dankbar anerkannt werden, wenn aus der Welt der großen Werte, aus der Werkstatt des Volkswohlstandes und der Arbeit, aus der Industrie förderliche Anregungen gegeben werden. Setzt sich aber eine solche Anregung auch in eine blanke, frische Tat um, wie sie das Preisausschreiben des Präsidenten Georg Schicht der Wiener Parfümeriegesellschaft Elida für das schönste österreichische Frauenporträt des Jahres 1928 darstellt, dann verdient eine solche Kunstförderung nicht nur den Dank der Künstler, sondern aller, welchen die bildende Kunst am Herzen liegt. Vielleicht wird es Sitte, daß die Industrien die Förderung der bildenden Kunst an Stelle der Herrscher und Mäzene von einst übernehmen.

Wie dankbar wird von den Künstlern eine solche Anregung aufgenommen, welch freudigen Widerhall findet eine so fruchtbringende Idee bei ihnen! Noch dazu in Österreich. „Preisausschreiben“ . . . „das schönste Frauenporträt“ . . . man muß es miterlebt

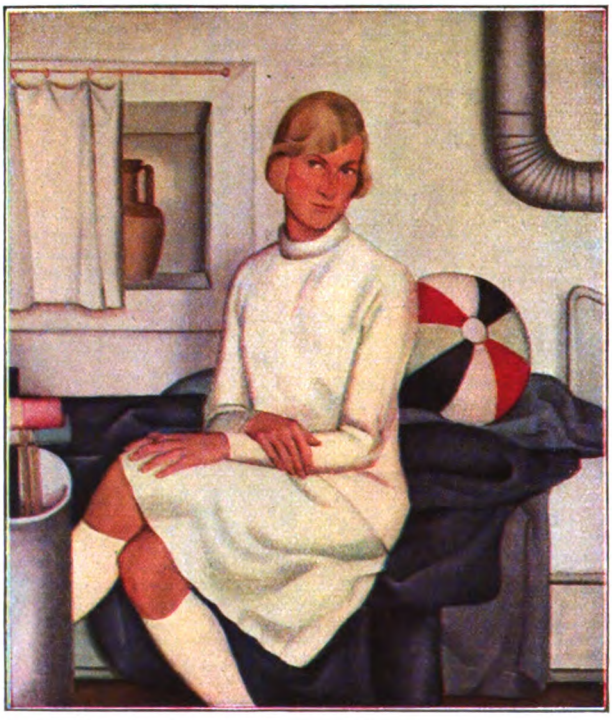
Bildnis. Gemälde von Friedrich von Radler, Wien

Digitized by Google

haben, welche zündende Wirkung das auf die Künstler Österreichs übte! Da gab es zu finden und zu sichten, Neues zu schaffen. Das köstliche, wunderwirkende Wort Arbeit, es gewann für den Künstler erhöhte Bedeutung. Da gab es ein hoffnungsreiches Raunen und ein schaffensfrohes Regen. Da mußte ein passendes Modell gefunden werden — rasch, nur rasch, denn die Arbeit drängte, und es winkt ein Preis! Und da gab es schließlich noch eins, das gerade Österreichern am Herzen lag: ein künstlerisches Erbe würdig zu vertreten, das die Besten der österreichischen Bildniskunst ihren Nachkommen hinterlassen haben.

Österreichs Porträtkunst stand von je auf hoher Stufe; vielleicht liegt der Grund darin, daß die Künstler dieses Landes ihrer schönen Natur stets besonders nahestanden und von ihr nicht abirrten. W. Waetzoldt meint in seiner ausgezeichneten „Kunst des Porträts", daß dieses ein untrüglicher Gradmesser für die Naturnähe eines Künstlers oder einer Künstlergeneration sei und die Entwicklung der Bildnismalerei gewissermaßen die Geschichte des künstlerischen Wirklichkeitssinnes widerspiegle. Und tatsächlich, einer der

Bildnis. Gemälde von Leo Delitz-Wien



Bildnis. Gemälde von Stefan Hlawa-Wien

größten Bildnismaler Österreichs, F. G. Waldmüller, kann als Beweis dafür gelten: von seinem Auftraggeber genötigt, bei einem Frauenporträt die Natur mit der größten Treue wiederzugeben, was ihm auch gelang, machte er die Entdeckung, die er in die Worte kleidete: „Jetzt war auch mit einem Male die Binde von meinen Augen gefallen, der einzig rechte Weg, der ewige, unerschöpfliche Born aller Kunst, Anschauung, Auffassung und Verständnis der Natur, hatte sich vor mir aufgetan."

Der dem Österreicher eignende frisch-fröhliche Subjektivismus, oft für ihn zu Schaden und berechtigtem Vorwurf verbunden mit einer verströmenden Hingabe an die Natur, die sich nicht selten in mangelnder Sachlichkeit äußert, haben die Bildniskunst bis heute in Österreich blühen lassen. — Wenn das Wort von Ingres: „Das

Digitized by Google

Porträt ist der Prüfstein des Malers" — W. Trübner hat es als den „Parademarsch des Malers" bezeichnet — zu Recht besteht, dann hat Österreich diese Prüfung wahrlich gut bestanden. Es können hier nur in bunter Reihe Namen wie Amerling und Daffinger, Canon und die beiden Ender, Füger und Klimt, Kriehuber, Ranftl, Saar, Lieder und Schrotzberg, Stauffer, Georg Mayer und der letzte große Fürst im Reich der österreichischen Porträtkunst, Heinrich Angeli, genannt werden, um darzutun, daß das Donau-Alpenland stets reich an solchen großen Begabungen war; es ist eine stolze Ahnengalerie, deren Namen weit über Österreich hinaus Geltung besitzen. Auch das Heute, die wundenblutige Gegenwart, hat im kleinen Österreich für Nachfolge gesorgt: es seien nur W. V. Krauß, Hans Schachinger, Sergius Pauser, Faistauer, Ferraris, Rauchinger genannt.

Nicht weniger als 124 Maler stiegen in die Arena, und das Preisgericht hatte es schwer, den Würdigsten zu finden; das Urteil, das den als einzigen zu vergebenden Preis Sergius Pauser zuerkannte, mag umstritten sein und war es auch, womit gegen die bedeutende künstlerische Qualität des Werkes nichts gesagt werden wollte. „Das schönste

Bildnis. Gemälde von Alfred Gerstenbrand-Wien

Bildnis. Gemälde von Albert Janesch

Frauenporträt", das hatten sich die Künstler und das kunstsinnige Publikum, das ja in Wien an solchen persönlich durchwirkten Fragen gerne eifrigen Anteil nimmt, wohl anders vorgestellt. „Edle Sachlichkeit, Verzicht auf konventionelle Pose, die Frau von heute, die geistig und seelisch am Wesen und Werden unserer Zeit tief interessiert ist," so lautete die Begründung der Richter. Raumstellung und fast geklügelte Einfachheit in der Form und Farbe, das in seinem Ausdruck suggestiv wirkende Auge haben ein hochstehendes Porträt werden lassen. Das Wesen der Österreicherin von heute ist damit wohl nicht getroffen und die Vorstellung von der Frauenschönheit Österreichs damit nicht erschöpft. Es ist eine starke, sympathische Persönlichkeit, dieser erst 33jährige Wiener Sergius Pauser, Mitglied der Sezession, der erst Architekturstudent war und in München bei Becker-Gundahl und Herterich, dann bei Karl Caspar studierte, dem er besonders viel zu verdanken glaubt. „Mein Ziel in

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Artur Nikodem-Innsbruck

der Malerei," sagt der Künstler, „war immer die bildmäßig wirkende Harmonisierung der wahrnehmbaren Form und der Farbe in einer Ausdrucksart, die mir schön und beziehungsreich erscheint. Gegenwärtig bin ich bemüht, die Farbe im Bild aufzulockern, um sie nicht spröde und trocken wirken zu lassen. Dadurch sind alte Schönheiten für mich verloren gegangen, aber auch neue mir offenbar geworden; sie beide zu einen, ist meine Hoffnung für die Zukunft."

Der Präsident der Wiener Sezession, Prof. Ferdinand Kitt, der bekannte Monumentalmaler, hat auch im Porträt seine künstlerische Sendung nicht verleugnen können; er ist der geborene Beherrscher der großen Fläche, des Fresko, sein bedeutendes malerisches Können zielt auf die Kontrastwirkung ab (man beachte das lohende Rot zum Grün und dazu die Wirkung des schwarzen Haares); es ist zu bedauern, daß gerade in Österreich für solche Künstler das Betätigungsfeld gering ist. Dem Problem des „schönsten Frauenporträts" wollte Kitt vielleicht gar nicht so sehr näher treten; es zeigt auch eine künstlerische Verwandtschaft mit Pauser — das Ergebnis ist aber sicherlich eine packende Arbeit, die als Fresko von starker Wirkung wäre.

Zwei Künstler vertreten als Preisbewerber Tirol. Sie haben es heute nicht leicht, die Tiroler Maler; von der Defreggerei hat sie ein Gigant befreit, Egger-Lienz. Er wirkte in Tirol wie ein Berg oder ein Granattrichter; entweder müssen sie zu ihm hinauf oder, wenn sie suchend nach malerischen Werten das Gelände abgehen, so plumpsen sie in diesen Trichter hinein, sind dann eben Eggerisch geworden. Im Bildnis, das Egger kaum seiner Höhe gemäß vertrat, vermögen sie darum leichter ihren Mann zu stellen. Johannes Hepperger ist solch ein verzweifelt mit Egger ringender; sein Damenbildnis, das im Antlitz, vielleicht nur dem Kenner des Bergvolkes wahrnehmbar, Spuren trägt, die auf eine wohl städtisch verfeinerte, veredelte Menschenblüte vom Berghang weisen, ist ganz vorzügliche Malerei, so wie das Porträt des zweiten Tirolers Artur Nikodem; dieser ist vielleicht der beste von den heutigen Tirolern, ungemein ernst in seiner Kunst, von einer rücksichtslosen Strenge gegen sich selbst, ein Sucher, der nie zu suchen aufhört. Möglich, daß beiden kein Tiroler Modell zum Vorwurf diente; aber das ist ja das Wesentliche, das dem Künstlerischen im Ergebnis dieses Preisausschreibens den Stempel aufdrückte: es war kein Porträtauftrag, bei dem sich bekanntermaßen der auf größtmögliche Ähnlichkeit dringende Auftraggeber, oft nicht zugunsten des künstlerischen Wertes einmengt; aber auch der Künstler selbst war störender Verpflichtungen enthoben, schuf frei von Hemmungen jeder Art, konnte schalten und walten nach freiem Ermessen, seine

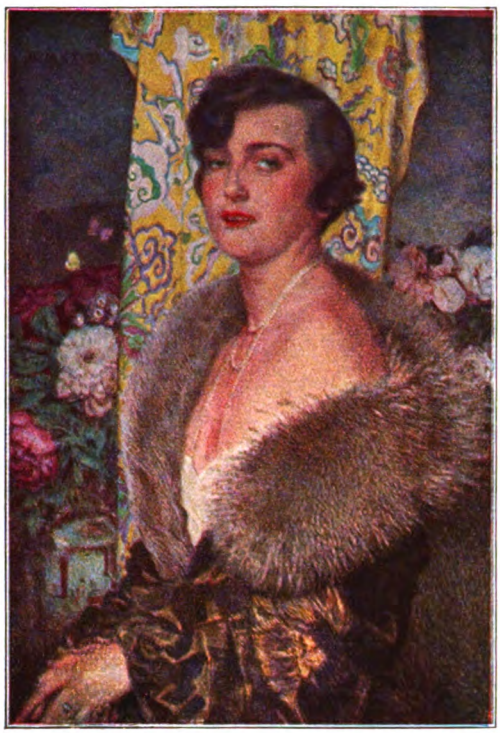
Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Sergius Pauser-Wien

Eigenart in der Darstellung des Menschen voll auswirken lassen. So ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Künstler die in ihm selbst schlummernde Vorstellung der schönsten Frau mitbildete, sich in das Gesehene seine Vorstellungen von österreichischer Frauenschönheit drängten. Unbewußt mag sich das vollzogen haben: Bei den Tirolern ist es sinnfällig; die Augen dieser Frau, und mag auch beim Porträt deren Wirkung noch so sehr von den Gesichtspartien bedingt sein, sind von charakteristischer Blickwirkung. Da mochte sich Tannengrün und Firnenweiß darin spiegeln und ein wenig von dem, das wir Sehnsucht nach den Höhen nennen . . .

Alfred Gerstenbrand — wer erinnert sich nicht seiner humorvollen, kecken Zeichnungen und Karikaturen? Echt wienerisch ist das Antlitz, das er bildete; dieses „G'sichtl", diese kußlichen Lippen, diese, wie der Wiener sagt, „schlamperten" Augen, sie spiegeln das Wesen der vielgeläsierten und doch so vielgeliebten und gerühmten Phäakenstadt; wir meinen, diesem Geschöpfe schon einmal bei Schnitzler, Bahr oder Salten begegnet zu sein; müßte sie nicht geradezu „Mizzi"

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde von Sigmund W. Hampel

heißen — mit zwingender Gewalt so heißen? Und ist um sie nicht das Fluidum der Stadt, etwas von „Musik bei jungem Wein, da im Prater die Bäume blühen?“ Ganz verschieden in der Auffassung ist Albert Janesch, der im Porträt das Abbild seiner Frau gegeben hat; er gehört zu den vielseitigsten Künstlern der österreichischen Gegenwart; an der Wiener Akademie Schüler von L'Allemand und Altmeister Rumpler, hat er eine beachtenswerte Stufe in der Bildnismalerei erreicht und arbeitet unentwegt und zähe an der künstlerischen Durchdringung und Erfassung des Menschen. Seine Bildnisse glühen von eigenem, starkem Leben, er nähert sich bisweilen der Kunst alter Meister. Vollkommen modern, das Wesen der Frau von heute ganz ausgezeichnet spiegelnd, ist das Werk von Friedrich von Radler; die porträtmäßige Handschrift dieses Künstlers, die einen Zug ins Dekorative besitzt, der vielleicht an Klimt geschult sein mag, weist auf eine vollendete Beherrschung des Handwerklichen in der Kunst; und Radler mißt auch, nach seinen eigenen Worten, dem Handwerk als unerläßliche Grundlage die größte Bedeutung zu.

Die Nachfolge in der großen Porträttradition Österreichs, weit weniger auf lärmenden Beifall der Gesellschaft und wechselnden Tagesruhm gestellt, als vielmehr auf reife, allgemein gültige Künstlerschaft gegründet, verkörpert heute unumstritten Hans Schachinger. Oft hat die Kritik ihn mit keinem Geringeren als mit Leibl verglichen, und es war weder Zufall, noch Politik, daß ihm trotz seiner Jugend (er ist 1888 in Wien geboren) offizielle Porträtaufgaben, wie die Bildnisse des Bundespräsidenten Michael Hainisch, des Botanikers Molisch, des Nationalbankpräsidenten Reisch, des Unterrichtsministers Schmitz u. a. überantwortet wurden. Schachinger hat im vorliegenden Bildnis die junge Schauspielerin des Wiener Burgtheaters, Elisabeth Kallina, dargestellt, die vor zwei Jahren mit einem Sprung als „Junger Aar“ sich die Bühne eroberte; das klassische Maß dieser wohl blühjungen, aber älter scheinenden und weit über ihre Jahre sich gebenden Frau hat der Künstler in ein Werk von besonderer Anmut gegossen; es ist wie ein edles Pathos, das dies Bild atmet, der melancholische Zauber einer vielleicht zu ernsten, von schwerer Arbeit fast belasteten Jugend liegt darüber, und eine feierliche Ruhe in Form, Farbe und Raum prägt das Werk zu einem echten Schachinger. Und er ist selbst ein echter und ganzer, weil fanatisch wahrhafter Künstler, dieser Schachinger. „Neuerungssucht und Sensationsgier leiten das Interesse des Publikums von heute. Klingen und Singen geht unter im Schreien und Spektakeln . . . Jeder Künstler ist Forscher, dient somit der Entwicklung der Menschheit und ist daher fortschrittlich. Besonders der Porträtmaler muß vor allem Forscher sein; er muß den Zusammenhang und das Ineinandergreifen der Einzelformen auf ihre wesentliche und wesenhafte Bedeutung hin erforschen. Wer träge abschreibt oder maskenhafte Übertreibung pflegt, dient nicht der Wahrheit.“ So spricht Schachinger.

Die Arbeit von Sigmund Walter Hampel können wir heute vielleicht nicht mehr so verstehen, wie wir es gerne möchten; da ist Schule, Arbeit, Fleiß, auch Können; kein Geringerer als Makart beschirmte Hampel, und Angeli nahm ihn auf eine Empfehlung Canons in sein Atelier auf — trotz allem: eine erlesene Malkultur von bestechendem Reiz, aber etwas Fremdes, ein Vorhang ist da, der sich zwischen uns und das Kunstwerk schiebt; man bekommt ein wenig Kaulbach und Piloty auf die Zunge, ein wenig Stuck mag sich darein mengen.

Der noch junge Stefan Hlawa ist sicherlich ein bemerkenswertes Talent des jungen Österreichs; ein moderner Rhythmus schwingt in seinem Bild; diese junge, recht selbstsicher dasitzende Dame scheint doch nur zu warten, um mit dem Schritt der Zeit, graziös sich biegend, in die tanzende Gegenwart zu treten; das ist eine sachliche Lösung, ohne

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Ferdinand Kitt

sentimentales Schielen auf Bilder verklungener Zeit, mit tüchtigem, festem Zugriff erfaßt. Hlawa hat sich schon als Graphiker einen guten Namen gemacht. Mit einem seiner duftigen, zarten, pastellartigen Bildnisse beteiligte sich Leo Delitz an der Preisbewerbung. Die rasche Auffassung und verblüffende Sicherheit, mit der der Künstler

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Hans Schachinger

schon in den ersten Momenten die künstlerische Wesenheit seines Modells erfaßt — und das ist die Hauptstärke von Delitz — kommt in diesem freundlich hellen Werk so recht zur Geltung. — Auch A. Faistauer hat sich an dem Preisausschreiben mit einer Arbeit beteiligt; dem strebenden Künstler, der vornehmlich durch seine Fresken im Salzburger Festspielhaus bekannt wurde, wird demnächst eine eigene Studie in diesen Blättern gerecht werden.

Hoch und reich stehen die bildnerischen Talente in „Alpenösterreich" wie die Berge ... Die vorliegenden Zeilen sind nur eine ganz kleine, bescheidene Gipfelschau, zu der das schönste Frauenbildnis Anlaß bot. Mit den Künstlern ist es wie mit den Bergen ... oft bieten die kleinen, unbekannten und ungenannten eine Sicht, welche der der großen vorzuziehen ist. Und schließlich — deutscher Leser, vergiß nicht — ein Nebelmeer vermag die schönste Schau zu trüben — und über Österreich, das Bruderland des Deutschen Reichs, ziehen Wolken — Wolken der Sorge ...

Digitized by Google

Prinzessin Elisa Radziwill. Selbstbildnis. Bleistiftzeichnung

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Jugendliebe des alten Kaisers

Unveröffentlichte Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I. über seine Beziehungen zu Elisa Radziwill. Mitgeteilt von Dr. Kurt Jagow

Seit Heinrich v. Treitschke zuerst in seiner „Deutschen Geschichte" des großen Jugenderlebens Kaiser Wilhelms I. Erwähnung tat, hat diese Geschichte zweier Königskinder, die zusammen nicht kommen konnten, immer von neuem die Herzen gerührt. Sind doch alle Forderungen, die an eine romantische Liebesgeschichte gestellt werden können, hier in reichem Maße erfüllt: ein junger Prinz des königlichen Hauses, der nachmals als eine unvergängliche Gestalt in die Geschichte eingeht — eine liebreizende Prinzessin, Gespielin des Prinzen von Jugend auf — ihre Mutter in den harten Jahren der Verbannung die nächste Vertraute seiner eigenen, der nie vergessenen Königin Luise — jahrelange treue Liebe, Hindernisse, die die kalte Staatsräson der Erfüllung in den Weg legt, zäher Kampf, langes Dulden und schließlich: schmerzvolles Entsagen; Sieg der Staatsräson über das Verlangen zweier Herzen. Mehr noch: Sieg des Prinzen über sich selbst, williger Gehorsam gegen den königlichen Vater, gläubige Fügung in die Schickungen der Allmacht und damit: Stählung seines Charakters in einem Feuer, aus dem er zu jener Persönlichkeit geläutert hervorgeht, die ihn seine geschichtliche Sendung erfüllen läßt.

Aber so reich auch seit Treitschke die Quellen geflossen sind, die Stoff zu der Entwicklung der Herzensgeschichte Prinz Wilhelms von Preußen und der Prinzessin Elisa Radziwill beitragen, so weit sind wir heute noch davon entfernt, ihren äußern Verlauf lückenlos zu kennen, die Gewichte im Spiel auf Spieler und Gegenspieler einwandfrei verteilen oder gar die einzelnen Persönlichkeiten und die geschichtlichen Geschehnisse psychologisch erfassen zu können. Zu diesen letzten Erkenntnissen fehlt uns heute nicht weniger als alles: das Material, das nicht an der Peripherie (welches wir in gewissem Umfange kennen), sondern das im Zentrum des Geschehens erwachsen ist.

Material dieser Art, das nicht leicht zu überschätzen ist, soll nun in den folgenden Blättern erschlossen werden. Es sind zwölf Aufzeichnungen des Prinzen, die die Entwicklung seiner Herzensangelegenheit begleiten, niedergeschrieben an bedeutsamen Lebenseinschnitten, meist am Vorabend seines Geburtstages, am Jahresende oder vor dem Geburtstage der Geliebten. Sie reichen vom Februar 1821, als Prinz Wilhelm zur ersten Entsagung genötigt wurde, berichten von den Anfängen seiner Neigung im Jahre 1817, begleiten die Wandlungen in den Aussichten der Angelegenheit bis zur Katastrophe des Jahres 1826 und schließen 1834 ab, einige Wochen nach dem frühen Tode Elisas. Es sind Aufzeichnungen, die der Prinz nur für sich selbst gemacht hatte, sie waren nicht für fremde Augen bestimmt. Ungehemmt von Rücksichten jeder Art konnte in ihnen sein innerstes Denken und Fühlen Ausdruck gewinnen. Das Glück der ersten jungen Liebe, eine unendliche Reinheit des Herzens, jubelndes Hoffen, leises Verzagen, abgrundtiefe Verzweiflung, unabläßiges Kämpfen mit den Mächten, die schließlich den Sieg behalten sollten, und mit dem eigenen Ich, dessen er Herr werden sollte, alle Bitterkeit erzwungenen Verzichts auf höchstes Glück, aber auch Einordnung in die Erfordernisse einer höheren Macht und gläubige, zur Tat bereite Religiosität: das alles ersteht aus diesen Blättern, die jetzt — nach hundert Jahren — dem deutschen Volke vorgelegt werden.

Keiner, der ihren Inhalt auf sich wirken läßt, wird sie ohne Erschütterung aus der Hand legen können.

*

Prinzessin Luise von Preußen war eine Tochter des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, des Prinzen Ferdinand, war eine Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Sie hatte sich 1796 mit dem Prinzen (seit 1813 Fürsten) Anton Radziwill in einer Neigungsehe verbunden, der acht Kinder entsprossen. In Memel und Königsberg gehörte Prinzessin Luise mit der Prinzessin Marianne, der Gemahlin des Prinzen Wilhelm d. Ä., zum vertrauten Kreise der Königin Luise. Nach dem Tode der Königin fanden die verwaisten Prinzen, vor allem der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm, in Prinzessin Luise eine zweite Mutter, im harmonischen Familienkreise der Radziwills eine zweite Heimat; mit den Kindern, zu denen auch die im Radziwillschen Hause erzogenen Kinder des Prinzen Louis Ferdinand, Blanche und Louis von Wildenbruch, rechneten, verband sie geschwisterliche Freundschaft. Seitdem der Fürst 1815 Statthalter des Großherzogtums Posen geworden war, verbrachte die Familie nur noch die Wintermonate in Berlin, wo sie das ehemals Schulenburgsche Palais, das jetzige Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, bewohnte. Hier im gastlichen „Hotel de Radziwill" herrschten Frohsinn, Heiterkeit und feine Geselligkeit, gingen die ersten Geister Berlins aus und ein, fanden Musik und Literatur eine liebevolle Pflege. Fürst Anton war selbst musikalisch reich begabt und ein Komponist von hohen Graden; seine Komposition zu Goethes „Faust" hat ihn bis heute überdauert.

Digitized by Google

Prinzessin Elisa war als fünftes Kind am 28. Oktober 1803 geboren. Sie stand im 14. Lebensjahre, als in der ersten Hälfte des Januars 1817 Prinz Wilhelm sich seiner Neigung bewußt wurde; das häufige Beisammensein in den nächsten Monaten konnte dieses Gefühl nur verstärken, so daß es nicht verborgen blieb. Diese Entwicklung ging bis zum August 1820, als der König eingriff und dem Prinzen durch den Freiherrn von Schilden, den ehemaligen Oberhofmeister der Königin Luise, Vorstellungen machen ließ, da einer Verbindung unüberwindliche Hindernisse im Wege ständen. Prinz Wilhelm sagte zu, verzichten zu wollen, auch in seinem Verhalten gegenüber Elisa vorsichtiger zu werden. Dieses Vorhaben gelang ihm jedoch nur kurze Zeit durchzuführen, und nun wurde es auch offenbar, daß Elisa seine Neigung erwiderte. Es folgte ein Winter voll rauschender Feste in Berlin, deren Höhepunkt eine Theatervorstellung im Schlosse war, bei der Wilhelm und die zu voller Schönheit erblühte Elisa mitspielten.

In dieser Zeit ließ der Minister des königlichen Hauses, Fürst Wittgenstein, sich ein Gutachten über die Frage erstatten, ob die Familie Radziwill ebenbürtig und somit eine Ehe Wilhelms mit Elisa zulässig sei. Dieses Gutachten fiel mit aller Bestimmtheit verneinend aus; die Würde der deutschen altfürstlichen, kurfürstlichen und königlichen Häuser, namentlich des königlich preußischen Hauses sei höher als das Haus Radziwill; sie sei so hoch, daß eine Ehe der gedachten Art eine Mißheirat sei. Dieses Votum schien für den Prinzen das Ende seiner Hoffnungen zu bedeuten. In tiefster Verzweiflung machte er seine erste Aufzeichnung, der er fünf Jahre später eine Nachschrift anfügte.

I

Berlin, den 12. Februar 1821.

Hingerissen von Gefühlen, die keiner Beschreibung fähig sind, setze ich diese Zeilen auf, zu meiner eigenen Betrachtung in späteren und ruhigeren Jahren. Im Begriff, Berlin zu verlassen (Laibach), um mich der Nähe eines Gegenstandes zu entziehen, der einst, wie ich es nun wohl einsehe, meine ganze Glückseligkeit ausmachte, und dem ich bis diesen Augenblick, und in diesem vielleicht mehr wie je, mit voller Liebe und Neigung zugetan bin, — fühle ich erst, in welche Lage ich versetzt worden bin! Diese Gefühle im Herzen tragend, muß ich diesem Gegenstande entsagen und den Wunsch bekämpfen, ihn *mein* nennen zu können. Dazu die bestimmte Überzeugung erlangt zu haben, daß auch ich *jener* teuer und wert bin, was mir sogar versichert worden ist, und was ich mir früher nur nicht gestehen wollte, vermehrt das Trübe in meinem Inneren in einem solchen Grade, daß ich mich oft nicht zu fassen weiß, wenn ich von dem Qualvollen meines Zustandes überwältigt werde! Die Verhältnisse gebieten über mich, — ich soll und muß entsagen — aber ich muß fort, fort von hier, um mich des Anblicks zu entziehen, der nur die alten Gefühle wieder reger und reger macht, und mich übermannt! Noch kämpfe ich mutig gegen an, aber auch stündlich fühle ich, daß ich schwächer im Kampfe werde, je öfter ich sie sehe; also nur in der Entfernung ist Rettung! — Die Rückerinnerung an die Zeit, in welcher zuerst Gefühle in mir erwachten, die mir bis dahin fremd gewesen waren, gehöret zu den schönsten, die ich mir bewußt bin. Es war im Jahr 1817, im Winter, wo ich durch das zarte Aufblühen Elisas zuerst gefesselt wurde; ihr frommes, sanftes, einfaches Äußeres im eben erst zurückgelegten 13. Jahr konnte freilich nur bei mir die Keime zur nachherigen Neigung legen, aber trotz dieser großen Jugend waren diese Gefühle doch schon stärker, als ich es selbst glaubte, und bildeten sich im Laufe von sechs Monaten schon sehr aus; die reinste Neigung zu ihrem lieblichen Wesen durchdrang mich bald so, daß es den übrigen bemerkbar ward.

[Nachschrift:]

Petersburg, 21. März 1826.

(Unterbrochen und abgebrochen.)

Die Reise nach Laibach unterblieb, meine Gefühle wuchsen mit jedem Tage, statt sich zu mindern, und die Katastrophe des Jahres 1822 war die Folge davon, die die folgenden Blätter enthalten. —

*

Die Entscheidung vom Februar 1821 sollte, entgegen allen Erwartungen, keineswegs eine endgültige sein. König Friedrich Wilhelm III. ließ, gerührt von dem leidvollen Zustand seines Sohnes, weitere Nachforschungen wegen der Ebenbürtigkeitsfrage anstellen, um festzustellen, ob die Heirat nicht doch möglich sei. Da Wilhelm der Einsetzung eines Komitees, dem der König die Entscheidung übertragen wollte, mit aller Bestimmtheit widersprach, so wurden wiederum Gutachten erstattet — wiederum mit ungünstigem Erfolg. Am 19. Januar und am 8. Februar 1822 überbrachte Schilden dem Prinzen diese Gutachten, die von dem Wirklichen Geheimen Legationsrate von Raumer, Direktor im Hausministerium, verfaßt waren. Nach deren Durchsicht konnten der dem Prinzen nahestehende General Brause so wenig wie sein Oheim Großherzog Georg von Meckle-

Digitized by Google

burg-Strelitz oder Prinzessin Marianne, genannt „Tante Minnetrost", ihm noch Hoffnung machen. Eine Unterredung mit dem Vater am 16. Februar auf der Pfaueninsel schien wieder einmal den endgültigen Abschluß zu bedeuten: Wilhelm entsagte und begab sich vom 12. März bis zum 12. Juni auf Reisen an den Rhein, nach Holland und Belgien; er kam selbst zur Hochzeit seiner Schwester Alexandrine nicht nach Berlin zurück und zog sich damit den Unwillen des Königs zu. Vor Antritt seiner Reise war es am 9. und am 11. März (zum erstenmal) zu gründlichen Aussprachen mit der Geliebten im Radziwillschen Palais gekommen. Er war dann zunächst zu seinem Vetter Prinz Friedrich nach Düsseldorf gegangen, wo er den Vorabend seines Geburtstages in verzweifelter Stimmung verlebt hatte.

II

Düsseldorf, den 21. März 1822.

Mit dem heutigen Tage beschließe ich das 25. Jahr; — und zwar hier in einer selbst gewählten Verbannung, getrennt von den geliebtesten und teuersten Gegenständen, welche mir der Himmel durch die Bande der Natur und der Freundschaft zugeführt hat, — und losgerissen von dem Herzen, welches seit Jahren meine ganze Liebe in ihren schönsten und gewiß reinsten und lautersten Gefühlen besaß! Dieser Neigung in dem nun anzutretenden Jahre die Folge zu geben, welche ich als rechtlicher Mensch beabsichtigte, war mein fester Entschluß geworden; trotz einiger Schwierigkeiten, welche ich wohl ahndete, wollte ich den Schritt wagen, von dem ich mein häusliches Glück hienieden erwartete! und dem Vater meine Absichten vortragen. — Aber noch ehe ich dazu kam, ward von seiner Seite schon das Opfer von mir gefordert, welches ich aus kindlichem Gehorsam gebracht habe; — aber was es mir gekostet hat, wie es mein Herz zerrissen hat, wie es zeitlebens auf meine Gemütsstimmung wirken wird, wie es mich geistig und körperlich übermannte, — vermögen keine Worte zu schildern, und das traurige Gepräge, welches mein Gesicht davon zeigt, ist nur ein schwacher Widerschein dessen, was Herz und Seele bis in die verborgensten Falten ergriffen hat! — Denn wer den teuren, für mich nun verlorenen Gegenstand kennt, dem ich meine ganze Neigung geschenkt hatte, der weiß auch zu schätzen und zu urteilen, was ich verloren habe! Nur eine Stimme ist ja über dieses sanfte, liebe, tugendhafte und fromme Wesen; alle Herzen sind ihm zugetan; — und ich, dem s i e ihr Herz geschenkt hatte — muß ihr aus kalten Konvenienzrücksichten entsagen! Wie gerecht ist da nicht der Schmerz und der tiefe Gram, der mich erfüllt; — das schönste Gefühl auf Erden, das der ersten jungen Liebe, durch schüchterne Gegenliebe erwidert, habe ich in seiner ganzen Macht empfunden, — aber nur darum, um den ganzen Kummer über den — Verlust — des heiß geliebten Herzens bald darauf zu fühlen! Ach! es ist viel mehr als ein Verlust, — es ist ein Opfer, das ich gebracht habe, dem König und dem Vaterlande; es ist viel, viel härter zu entsagen, aufzuopfern, als zu verlieren! — Zu einer Entsagung, wie die ist, zu welcher ich genötigt worden bin, gehört ein Entschluß, — zu dem nur Kraft und Stärke von Gott! kommen können! Zu ihm ist daher auch in dieser kummervollen Zeit mein ganzes Herz gewandt, zu ihm flehe ich früh und spät, mir die Gewalt fortwährend zu verleihen, nicht dem Schmerze, der mich zerreißt, zu unterliegen! Nur in dem Hinblick zum Schöpfer fühl' ich Trost und Beruhigung; denn mein Glaube stehet fest begründet, — keine Schickung trifft uns, die nicht von ihm über uns verhängt wird! Wir müssen sie daher ohne Murren und Verzagen über uns kommen lassen und tragen, — aber unerforschlich bleibt uns oft der Wille des Herrn und unbegreiflich seine Wege, — aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege! — Was der Herr tut, das ist wohlgetan! —

Mit diesen Gesinnungen sehe ich das herbste Schicksal an, was einen auf Erden wohl treffen kann! Aber um wieviel schwerer wird es noch dadurch zu tragen, daß das Herz, dem ich nur Freude und Glück zu bereiten suchte und hoffte, nun durch mich auch schmerzhaft bewegt ist! Ach! dieser Gedanke ist entsetzlich! Ein Wesen, welches man so geliebt hat, jetzt so bekümmert zu wissen, ist in diesem Augenblick für mich das bitterste; wie gern wollte ich allen Kummer noch zu meinem nehmen, um i h r alle trübe Stunden zu ersparen, die ich ihr — und doch unverschuldet — verursache. Ja ich darf sagen: unverschuldet; denn ich habe mir in meinem Benehmen nichts gegen dies Herz zu schulden kommen lassen, was ich nicht verantworten könnte; denn wer jahrelang so gefühlt hat und sich dennoch immer zurückzuhalten wußte, dessen Gewissen ist rein; — daß ich liebte, konnte freilich kein Geheimnis bleiben, und daß dies sich in meinem auch noch so zurückhaltenden Benehmen aussprach, ist nur zu natürlich; — und so haben wir uns freilich verstanden, ohne zu sprechen! — Der Himmel aber hatte mich ausersehen, um über diese engelsreine Seele ein so schweres Geschick zu verhängen; ihr kindlich frommes Herz wird den Weg des Trostes gefunden

Digitized by Google

haben und sich ihrem Schöpfer unterwerfen! ihn flehe ich früh und spät an, ihr Kraft und Stärke zu verleihen, und daß er sie segne und behüte um — einst ihr ein Glück zu gewähren, das ich nicht berufen sein sollte, ihr zu schaffen! — Und der Herr wird mich erhören! —

*

Es folge hier nun die Erzählung des geschichtlichen Herganges meiner Herzensangelegenheit. —

Eher noch Prinzeß Luise im Winter 1816 zu 1817 aus Posen zurückkehrte, langte Wilhelm Radziwill schon an; er kam zu mir, und ich fragte nach seinen Eltern und Geschwistern, wobei er von Elisa sagte, sie wäre recht hübsch geworden, worauf ich ihm noch erwiderte: er sei ja ein sehr galanter Bruder. Als er fortging und sagte, daß die Seinigen in wenigen Tagen ankämen, durchdrang mich zum erstenmal die Idee, daß ich mich sonderbar darauf freute, Elisa zu sehen. Der Kalender ward nachgeschlagen, der Geburtstag bemerkt und — der Abstand der Jahre sehr passend befunden. Kurzum, ich hatte mich mit dieser Idee beschäftigt, als sie anlangte. Das erste Wiedersehen fand statt. Am 19. Januar im Luisschen Palais, als sie die Treppe von Alexandrine herunterkamen, der erste Anblick gleich rechtfertigte Wilhelms Aussage, und ich umarmte Elisa mit einem eigenen Gefühl. Sie war eben ins 14. Jahr getreten, also gerade im Aufblühen; ihr liebliches Äußeres und ihr sanftes, einfaches Wesen zogen mich unendlich an; ich fühlte, daß sie mir nicht gleichgültig war und daß ich ihr vor allen gern den Vorzug einräumte. Im Laufe des Winters sahen wir uns oft, teils auf Bällen, teils bei der Prinzeß im Hause. Da ich mich ihr gern näherte und dies mehr als die andern tat, so schien sie mir auch besonders gut zu sein; doch kann ich mich darin auch wohl damals getäuscht haben, da ich natürlich meinerseits sie ganz anders beobachtete als sie mich, und ich gern in jeder kleinen Gunst, die mir von ihr zuteil wurde, einen Vorzug vor anderen zu sehen glaubte. — Da ich indessen sehr im Geist mit ihr beschäftigt war, so kam es, daß, als an dem so traurigen 10. März! Fritz, Charlotte, Friederike und ich bei jener allein dinierten und die Rede auf Elisa kam, mich eine gewaltige Röte unwillkürlich überflog; — daß dies sogleich von den Anwesenden bemerkt wurde, läßt sich denken, und von diesem Tage fingen die kleinen Quälereien an, die gewöhnlich die Folge einer solchen Entdeckung sind. Alles Entschuldigen- und Ausredenwollen half nichts, weil ich mich auch wohl ziemlich ungeschickt dabei benehmen mochte, da ich innerlich ganz anders dachte, als ich äußerlich scheinen wollte. Wo ich mit Elisa nur zusammenkam, wurde verdächtig gehustet und geflüstert, im damals beliebten Kotillon-Tanz wurde ich alle Augenblicke mit ihr zusammengeführt und ich dann am andern Tage sehr aufgezogen, wenn ich bei Nennung des Namens errötete und meine Neigung leugnen wollte.

*

Als Prinz Wilhelm von seiner Reise zurückkehrte, hatte er weder vergessen, noch die Ruhe seines Herzens gefunden. Seine Verzweiflung kannte keine Grenzen. Da richtete ein Brief des Fürsten Anton Stolberg-Wernigerode, der inzwischen „Gelegenheit gehabt, in dieser schmerzvoll bewegten Zeit in das Engelherz zu blicken, was Ihnen gehört", den Prinzen neu auf, gab ihm neue Hoffnung und beschwingte ihn zu neuen Versuchen, sein Schicksal zu wenden. In einer zweiten Unterredung mit dem königlichen Vater auf der Pfaueninsel erbat und erhielt er die Erlaubnis, seinerseits ein Gutachten zur Ebenbürtigkeitsfrage ausarbeiten lassen zu dürfen. Er betraute damit den berühmten Rechtslehrer Savigny und den Rechtshistoriker Lancizolle, die sich in ihrem Memoire vom 26. Juli dahin aussprachen, „daß der Ehe eines königlichen Prinzen von Preußen mit einer Prinzessin aus dem Hause Radziwill kein Rechtsgrund entgegenstehe, diese Ehe vielmehr für völlig standesmäßig zu halten sei und auch der künftigen Deszendenz aus derselben die Successionsfähigkeit nicht bezweifelt werden könne". Am 5. August übergab Prinz Wilhelm das Gutachten dem König und erbat noch einmal dessen persönliche Entscheidung. Mit neuen Hoffnungen begab er sich Mitte September auf eine mehrmonatige Reise, die ihn mit dem Könige nach Italien führte. Auf dem Kongreß von Verona sprach Kaiser Alexander I. mit ihm voller Liebe und Teilnahme von seiner Angelegenheit, der König hatte (angeblich) von „neuen Aussichten" zum Zaren gesprochen, und Wilhelm war infolgedessen „selig und doch noch ängstlich". Am 28. Juni hatte er von Elisa Abschied genommen — es sollte auf Jahre sein; am 30. Juli hatten die Radziwills Berlin verlassen — erst acht Jahre später sollten sie unter sehr veränderten Umständen zurückkehren! In Italien jedoch schien die Zukunft noch voller Rosen zu sein, als Prinz Wilhelm die folgenden Zeilen niederschrieb.

III

Venedig, den 27. Oktober 1822.

Am Abende vor meinem Geburtstage in diesem Jahre, welches das verhängnisvollste meines Lebens bisher war, setzte ich in der

Digitized by Google

schmerzlichsten Stimmung die Gefühle nieder, welche mich damals fast übermannten, denn kaum 14 Tage waren erst vergangen, daß ich mich von dem heiß und zärtlichst geliebten Gegenstande losgerissen hatte, — welches mir der Himmel zugeführt zu haben schien! — Heute ist der Vorabend nun des Geburtstages meiner teuren Elisa! und mächtig fühle ich mich zum Niederschreiben dieser Zeilen angeregt, — denn wie anders hat sich alles wieder seit dem 22. März wiedergestaltet!?! — Das teure, geliebte Wesen, welchem ich hatte entsagen müssen, — ein Schritt, zu dem mich nur der Wille meines Vaters hatte führen können, der mich aber durch einen Dritten dazu hatte bewegen lassen — dieses teure Wesen scheint mir der allbarmherzige Gott aufs neue zuführen zu wollen, denn neue Hoffnungen vergönnt er mir zu schöpfen. Seit Monaten schon fühle ich mich daher um vieles glücklicher wieder, und innige und heiße Dankgebete sende ich dem HErrn, der mir diesen Lichtpunkt in der finstern Schickung zeigt, in welche ich gekommen war!! — Die inbrünstigsten Gebete stärkten und kräftigten mich in jener verhängnisvollen Zeit allein; ganz lernte ich damals erst kennen, welch eine Macht das Gebet über uns hat; und wie einem die Wahrheiten und Tröstungen, welche allein die Religion uns gewährt, in den Tagen des Unglücks klar werden! Ja, Gott gewährte mir die Kraft und die Stärke, um die ich ihn so oft anflehete; durch seine Allbarmherzigkeit unterlag ich nicht dem Geschick, welches Er über mich verhängte. — Als eine Prüfungszeit, als eine schwere Prüfungszeit! sehe ich jetzt das trübe Verhängnis an, welches über mich kam — und da ich durch Gottes Gnade und Beistand nicht unterlag, sondern bestand in der Prüfung — so zeigt Er mir auch jetzt wiederum den Hoffnungsstrahl, der meine Zukunft freundlich erhellt!!! Wunderbar und unerforschlich sind uns die Wege, welche Gott uns führt! Wie bin ich dies jetzt in meinem eigenen, noch so kurzen Leben gewahr geworden! Wie schwach ist der Mensch, und wie unrichtig beurteilt er oft Gottes Führungen; — also auch ich mag irren, wenn ich die süßen Aussichten, welche Er mir jetzt gewährt, als einen Lohn für bestandene Prüfungen ansehe; — aber wenn ich nach Gottes Willen handelte, so war dies ja nur durch seine Gnade wiederum möglich, da Er mir die Segnungen seiner Religion mächtig zuteil werden ließ, indem Er mein Herz für die Wahrheiten derselben empfänglich machte; — mein Urteil mag richtig oder falsch also sein, — eine Überhebung über Gottes Weisheit sollte es wahrhaftig nicht sein, — denn der HErr ist höher denn alles! — Mit Bangigkeit sehe ich den nächsten Monaten entgegen, da in dieser Frist sich mein Schicksal und das der Inniggeliebten entscheiden soll! Ungewiß noch ist es, wie die Entscheidung ausfallen wird, — aber ich vertraue auf Gottes Allbarmherzigkeit und Gnade! Er hat prüfen wollen, aber nicht unglücklich machen. Die Seelen und Herzen, welche Er im geistigen Bande der Liebe so innig vereint hat, kann er nicht voneinander reißen wollen. Ach! nie, niemals kann ich es dem HErrn genug danken, daß er mich einem Herzen so nahe stellte, das so vollkommen ist und so engelsrein, als das der teuren Elisa! Nur zu meiner eigenen Besserung und zur Aneiferung zur Tugend konnte das Zusammensein mit ihr mich leiten, — aber wenn ich auch unabläßig bemühet bin, in allem Guten und Tugendhaften fortzuschreiten, und dann nur einen Blick auf die hohe, milde, sanftmütige Seele des geliebten Wesens werfe, — so fühle ich mich ihrer so unwert, daß ich oft das Glück nicht zu fassen weiß, mich von ihr geliebt zu wissen! Es ist ja das Höchste auf Erden eine reine, innige Liebe zu einem tugendhaften Wesen — ach! und welch ein Bewußtsein ist das: geliebt zu werden! von einem solchen Gegenstande!!! Und wie gelangte ich in der letztern Zeit immer mehr zu dieser Überzeugung! Was anfangs schüchterne Blicke zu verstehen gaben, dann Mitteilungen anderer mir bestätigten, bekräftigte mir endlich die geliebte Elisa selbst! Aber durch welche Stürme gingen wir, ehe es soweit kam!! — Ich hatte meinerseits entsagen müssen, riß mich los von dem angebeteten Wesen, wo der Abschied das Geständnis mit enthielt und ging fort, alle Hoffnungen aufgebend! Öde und freudenlos war mir die Welt und Zukunft geworden. Drei Monate irrte ich umher, bis mich eigene Veranlassungen der Vaterstadt wieder zuführten; — was ich in jenen drei Monaten gelitten habe, ist keiner Beschreibung fähig, denn außer dem gebrachten Opfer stand ich noch im Begriff, die Ungnade des Vaters auf mich zu ziehen — und so mache man sich einen Begriff von meinen Gefühlen! — Ich kehre zurück — und finde das teure Herz zwar tief erschüttert, aber mit einer Zuversicht auf eine noch glückliche Wendung unseres Geschicks, die ich gänzlich verloren hatte! Aber da fand ich den Freund, den herrlichen, biedern Anton Stolberg-Wernigerode, — der mir die Augen öffnete und zeigte, wie man mit mir umgegangen war, um mich zu dem Schritt der Entsagung zu bringen, — ja, wie man den Vater hintergangen hatte, wurde

Digitized by Google

mir auch durch andere gezeigt. Was mein junges, unerfahrenes Herz dabei empfand, ist unbeschreiblich! Wovon meine Seele nicht geahndet hatte, mußte ich nun erkennen als wahr. — Den Vater sprach ich nun an, zeigte ihm manches von der wahren Seite, und so ward mir durch ihn selbst die neue Hoffnung eröffnet, die jetzt mein Herz mit freudigen Aussichten für die Zukunft erfüllt! Der HErr wird so Vieler innige und inbrünstige Gebete erhören und die Seelen hienieden einen, die er sich hat finden, lieben und schätzen lernen! HErr, Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! —

*

In gleicher Hoffnungsfreudigkeit beschloß Prinz Wilhelm dieses für ihn so bedeutungsvolle Jahr in Italien, indessen in Berlin Gutachten über Gutachten entstanden, die das ihm günstige vom 26. Juli widerlegen sollten. Von seinem Rechte, sowohl dem ewigen seines Herzens, wie dem juristischen bezüglich der Ebenbürtigkeitsfrage, im tiefsten überzeugt, konnte er nicht anders, als den sachlichen Gegnern seines Heiratsplanes persönliche Motive unterstellen. Es sind in erster Linie seine Oheime, Großherzog Georg und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, sowie der Freiherr von Schilden, Fürst Wittgenstein und der Geheime Rat von Raumer, die er in den folgenden Zeilen unter seinen Widersachern versteht. Als einer seiner treuesten und tätigsten Parteigänger erwies sich auf der andern Seite neben Anton Stolberg sein ältester Bruder, der in seiner eigenen Herzenssache durch eine nicht weniger schwere Prüfungszeit gehen mußte.

IV

Pisa, den 31. Dezember 1822.

Mit dem heutigen Tage gehet das Jahr zu Ende, welches das kummervollste und erfahrungsreichste meines bisherigen Lebens war. Mit welchen Erinnerungen werde ich ewig auf dasselbe zurückblicken! — Gott hatte mir in Gnaden das höchste Glück gewährt, was wir auf Erden erfahren können; — denn Er hatte die mächtigsten und innigsten Gefühle der Liebe, in ihren reinsten und lautersten Trieben, in meinem Herzen erweckt, zu einem Wesen, welchem Er den höchsten Reiz verliehen hatte: — ein über alles frommes, tugendhaftes Herz. Und diese engelsreine Seele erwiderte meine Gefühle mit Gegenliebe, — ein Glück, das ich nicht zu fassen wagte! — Aber es schien, daß ich dieses Glück nur genießen sollte, um den Verlust desselben in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Das Härteste ward von mir verlangt: Ich mußte dieser Liebe entsagen! Was das sagen will, vermögen nur diejenigen zu beurteilen, die sich in ähnlichen unglücklichen Verhältnissen befunden haben. Möge doch einem Jeden dann von Gott der Beistand zur Standhaftigkeit und Kraft verliehen werden, solchen Schickungen zu widerstehen, wie dies mein Herz erfahren hat. Durch die inbrünstigsten und heißesten Gebete stärkte ich mich täglich, und täglich wurden mir neue Wahrheiten deutlicher und bedeutungsvoller, deren mächtige Wirkungen ich bis dahin nicht erkannt hatte. — Nach schwerer Prüfungszeit erhellte sich mir die Zukunft wieder, indem neue Aussichten zur Erreichung meiner heißesten Wünsche sich zeigten. Und so scheint ein lang entbehrtes Glück sich in meinem Innern wieder einfinden zu wollen, — wenngleich ich — Gott sei gedankt — das Glück eines reinen Gewissens in dieser ganzen Angelegenheit stets bewahrt habe. — Aber auf der anderen Seite war mit der Erlangung zu diesen frohen Aussichten eine andere bittere Erfahrung verknüpft, nämlich ein tiefer Blick in das menschliche Herz und deren Ränke, von denen ich nichts geahndet hatte. Es möge noch ein Schleier über diese Angelegenheit gebreitet bleiben, weil ich nicht zu rasch den Stab über einen Menschen auch nur brechen möchte. Mein Herz hat denen vergeben, die wohl nicht rechtlich, aus falscher oder guter Absicht, an mir handelten. Nachrichten dieserhalb, in den letzten Tagen noch erhalten, können keine Änderung in meiner Sinnesart erzeugen, und nur Schmerz und Mitleiden kann ich für Menschen haben, die Gottes Wort nicht in seinem ganzen Umfange erkennen wollen; des HErrn Allgnade vermag ich sie nur zu empfehlen, auf daß er nicht mit ihnen ins Gericht gehe, — sondern ihnen die Nächstenliebe ins Herz präge.

So ist also der Rückblick auf das entschwindende Jahr in so vielen Beziehungen mir unendlich reichhaltig. Schmerz und Freude haben mein Herz gewaltig ergriffen, aber eine unauslöschliche Wehmut bleibt meinem Inneren doch immer noch eigen, da die Zukunft noch so ungewiß ist. Menschenkenntnis gehört zu unserer eigenen Veredlung; — und da auch die trüben Schickungen hauptsächlich geeignet sind, uns ganz zum Höchsten zu wenden und uns ausschließlich mit Ihm zu beschäftigen, so wirkten demnach alle Erfahrungen des sinkenden Jahres zu meiner Besserung; somit war es also wahrlich kein verlorener Zeitabschnitt, wenngleich noch viel, sehr viel zu tun übrig bleibt, und ich daher nur zu Gott flehen kann: Du siehest mein eifrigstes Bestreben, Dir wohlgefällig

Digitized by Google

zu leben, — aber gehe nicht mit mir ins Gericht! —

So gehe ich nun getrost dem neuen Jahre entgegen; der HErr wird uns senden und gewähren, was uns nach seiner Liebe zukommen soll! Ach! Möge Er mir und der teuren Elisa das Ziel unserer heißen Wünsche erreichen lassen! — HErr, Dein Wille geschehe. Beschütze, behüte und segne sie! —

*

Drei weitere Monate sollten vergehen, ohne daß die Angelegenheit vorwärts gediehen wäre. Auch der 10. März, der Geburtstag der Königin Luise, bot dem Prinzen nicht, wie er beabsichtigt hatte, Gelegenheit zu einer Aussprache mit dem Vater. So war zwar nichts Günstiges geschehen, aber die Hoffnungen waren auch noch nicht vernichtet, als Prinz Wilhelm im Jahre 1823 seinen Geburtstag beging.

V

Berlin, den 21. März 1823.

Heute vor einem Jahre wurde ich durch das abgelaufene Lebensjahr, welches in seinen letzten Monaten so verhängnisvoll für mich geworden war! zum Aufsetzen meiner damals mein Inneres bestürmenden Gefühle angetrieben. Allein stand ich da in selbst gewählter Verbannung, wenngleich von teilnehmenden Herzen umgeben; doch öde und freudenleer war mir die Welt geworden, und alle Teilnahme konnte mir wohl wohltuend sein, aber unter den damaligen Verhältnissen keinen Trost gewähren. Dieser ist unter solchen Anlässen nur dort Oben zu finden; dahin war meine ganze Seele gewandt, — und Trost, Kraft und Stärke ward mir von Gott! Ja! noch mehr ward mir von seiner Allbarmherzigkeit zuteil; Er klärte die finsteren Verhältnisse, die Er über mich und die teure, innig Geliebte und Auserwählte, durch das Voneinander-Reißen unserer, verhängt hatte, gnädig wieder auf; — denn Er zündete den Hoffnungsstrahl in unserer Brust wieder an! Wer hat nicht empfunden, was die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft sagen will; aber wie wird dies süße Gefühl gesteigert, wenn es uns unerwartet aufgehet, nachdem es eine Zeitlang unser Inneres, durch die härtesten Schläge und Erfahrungen, als Entsagung der ersten Liebe, hatte verlassen müssen! — Mit wie verschiedenen Gefühlen stehe ich also heute am Scheidepunkt dieses Lebensjahres, als heute vor einem Jahre! Freilich ist meine Zukunft noch nicht entschieden; und leider! muß ich ihr noch mit Bangen entgegensehen, denn Verhältnisse ganz eigener Art, — die so kalt gegen alles Gefühl anlaufen, da sie menschliche Konvenienzeinrichtungen sind, — machen mir die Zukunft noch ungewiß, — aber die Hoffnung ist da! und mit ihr das Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der die reinsten, lautersten und edelsten Gefühle in unseren Herzen erweckt hat, — uns zum Aufgeben unserer heißesten Wünsche hienieden schon einmal anhielt, — uns dadurch aufs schwerste prüfte, — uns aber, wenngleich mit zerrissenen Herzen, in frommer Demut unter seinen unerforschlichen Willen uns ohne Murren fügen sah; — der aber nun auch wiederum einen Hoffnungsstrahl uns anzündete; — und sollte es in Seinem Willen liegen, uns nun nochmals so glücklich täuschen zu wollen, um wiederum den tiefsten Gram, Kummer und Schmerz über uns auszugießen?? Nein, so Schweres kann Gott nicht über unsere Herzen verhängen wollen! Er prüfte einmal so schwer, Er wird nun nicht zum zweitenmal Unglückliche machen wollen! Doch Gottes Wille wird geschehen! Mit bangen Erwartungen betrete ich das neue Lebensjahr, denn es muß das entscheidendste meines Lebens werden! Der HErr wird mir seinen Beistand unter jedem Verhältnis nicht versagen, denn mein Herz liebt Ihn und vertraut seiner Vaterhand, die Alles, Alles zu unserem Besten lenkt — Leid und Freude! Ach, aber sie, die teure Auserwählte! ihr seltener kindlich frommer Sinn, ihre engelreine Seele unterwirft sich dem Willen ihres Schöpfers mit gleicher Ergebung! — doch was muß ich fühlen, wenn ich an neue Leiden, den früheren ähnlich, denken muß! Welch eine Zukunft ist ihr dann bereitet! Muß ich sie nicht einem Opfer gleich achten, das ich opfere? Oh! Gedanke voll Schmerz, der mein Herz mehr als Alles ergreift! — Aber ich vertraue auf Gott! Er schenkt uns das Glück, um das wir Ihn so herzinnig anflehen, — oder Er muß es uns verweigern, — ach! so wird Er eine solche Seele, ein solches Herz nicht ohne Ersatz lassen! Ihr Glück zu befördern, will ich doppeltes Weh über mich nehmen! O! Gott erhöre mein Gebet für sie! segne sie! Amen.

*

Das Jahr 1823/24 stand wie das vorige völlig im Zeichen des Kampfes um die Ebenbürtigkeitsfrage. Fürst Wittgenstein ließ durch den Hallenschen Professor Schmelzer ein neues Gutachten ausarbeiten, das gleich denen des Hausministeriums ungünstig ausfiel. Bereits im Juni gaben Wittgenstein

Digitized by Google

sowie die Minister Graf Lottum und Graf Bernstorff, ungeachtet eines zweiten Gutachtens Savignys und Lancizolles, das das Ergebnis ihres ersten bestätigte, dem Prinzen den Rat, die aussichtslose Ebenbürtigkeitsfrage fallen zu lassen und lediglich den König um Anordnungen zu bitten, die jede unangenehme Folge der Heirat verhinderten. Erst Ende September verstand Wilhelm sich zu der Bitte an den König: er möge seine Einwilligung zur Heirat erteilen, dann die Zustimmung der Agnaten einholen und Stipulationen für die Zukunft treffen lassen. Der König aber gewann, ganz entgegen den Absichten des Prinzen, aus dieser Unterredung den bestimmten Eindruck, daß nichts übrig bliebe als die von ihm bereits früher geplante Kommission einzuberufen. Eine Unterredung am 25. Dezember, in der der König sehr heftig wurde, zeigte dem Prinzen, daß nichts imstande sei, den Vater von diesem Gedanken abzubringen. Die Stimmung des Königs, die seine innerlich ablehnende Haltung deutlich zum Ausdruck brachte, nahm dem Prinzen jede Hoffnung. Auf Betreiben des Kronprinzen schrieben daher sowohl er wie Elisas Mutter am 4. und 5. Februar 1824 Briefe an den König, die diesen veranlassen sollten, eine endgültige Entscheidung zu treffen, und zwar persönlich, ohne die Kommission einzuberufen. Der König beantwortete jedoch vorerst diese Briefe nicht; seine Genehmigung, äußerte er gegen Prinz Friedrich der Niederlande, könne er nicht erteilen, und da man gegen die Einsetzung einer Kommission sei, so wolle er verschiedene Personen einzeln befragen. Diese gewisse Besserung seiner Aussichten, wenigstens im Verhältnis zu dem verzweifeltne Stande von Anfang des Jahres, wirkte entsprechend auf den Gemütszustand Prinz Wilhelms ein, als er wiederum seinen Geburtstag beging.

VI

Berlin, den 21. März 1824.

Auch dies Jahr ist wieder dahingegangen unter den bangsten Ahndungen, Erwartungen und Spannungen, — und *nichts* ist entschieden! Es scheint die Allmacht unsere Geduld und Ergebung bis auf den letzten Tropfen erproben zu wollen, — aber sie findet uns stets geduldig, demütig und unterworfen dem herben Schicksal, das sie über uns verhängt. Aber es gehen die Freuden der Jugend ohne Reiz an mir vorüber, ein Jahr schwindet nach dem andern in der Sehnsucht nach dem Ziel, das immer wieder entrückt wird, — und so gehet die schönste Zeit des Lebens dahin, die sonst der Freude geweihet ist, in trüben Erwartungen und trüber Stimmung! Was erhält allein den Geist aufrecht in solcher Stimmung? Es ist die Unterwerfung unter Gottes Willen, der stets und immer zu unserem Besten alles lenken wird, dem wir uns also ganz vertrauen und das preisen müssen, was Er in seiner Allwissenheit über uns verhängt! Diese Überzeugung der Liebe Gottes also sei und bleibe in meinem Innern; dann mag über mich ergehen, was da will, ich werde Ihn anbetend preisen und Ihm danken, daß Er es auch war, der uns die Offenbarungen sandte, um in solchen Augenblicken nicht zu erliegen; — aber zerrissen ist dennoch das Herz, wenn es auch Gottes Wege und schwere Verhängnisse preiset! —

Ich bin im Laufe des weichenden Lebensjahres das wahre Spielwerk derer gewesen, die eine Entscheidung über mich herbeiführen konnten. Man hält es fast für unmöglich, daß man jemand von Monat zu Monat vertröstet, daß im nächsten eine Bestimmung erfolgen würde, und doch immer geschiehet es wiederum nicht! Und dies ist mein Fall gewesen! Ich möchte es unverzeihlich nennen, wenn ich nicht auch hierin wieder Gottes Finger erblicken müßte, der da zeigt, es sei noch nicht Zeit, daß Ruhe irgendeiner Art für mein Herz eintrete! — Doch entschloß ich mich, des Vaters und meinem eigenen Wunsch gemäß, zu ihm selbst öfter zu reden; — aber auch dies hatte nur traurige Folgen! Seine Heftigkeit zerschmetterte mich das letzte Mal so, daß ich mich selbst nicht mehr kannte ;— ich empfand Bitterkeit im Herzen, eine Schuld, die mir fremd bisher gewesen war; — unzufrieden mit mir selbst deshalb, aufgefordert von den treusten Freunden, einen entscheidenden Schritt zu tun, um Gewißheit über meine Lage zu erhalten, ob ich noch hoffen könne oder nicht, — dies alles tobte so gewaltig in mir, daß ich in einen Zustand geriet, den ich schrecklicher empfand, als den tiefsten Schmerz! Aber Gott verließ mich nicht, und ich hielt an Ihm! — Ich konnte endlich wieder kindlich beten, ich fand meine Stellung als Sohn wieder, und schrieb dem Vater. — Ich blieb zwar bis heute ohne Antwort (fast 2 Monat) und nur durch Freundes Mitteilungen erfuhr ich, daß noch *Hoffnung* für mich sei! Aber sie ist schwach, unsicher und unbestimmt sind meine Aussichten! Aber es ist ein Strahl, der dennoch die trüben Falten des Innersten erwärmt und erhellt und so tröstlicher als vor einigen Wochen mich in das zu betretende Lebensjahr blicken läßt! — Was es bringen wird, stehet bei Gott! Er wird gnädig und allbarmherzig sein! O! Herr segne *sie*, sei mit *ihr* und stärke *sie*, die teure geliebte Seele! Und wenn Du noch keine Entscheidung über uns verfügst, oh! so gestatte ein Wiedersehen, wonach mir so bange

Digitized by Google

ist! Ach! könnte doch das Wiedersehen jedes erwartete Glück einschließen! HErr, erhöre mich! —

*

Als Prinz Wilhelm seinen nächsten Geburtstag beging, da hatte ihn von neuem zweimal herbste Enttäuschung getroffen, war nur einer seiner Wünsche in Erfüllung gegangen. Am 23. Juni 1824 hatte der König die sechs Staatsminister sowie General Graf Gneisenau beauftragt, ein gemeinsames Gutachten über die Ebenbürtigkeitsfrage zu erstatten. Dieses war am 1. Juli ergangen und, wie kaum anders zu erwarten, negativ ausgefallen; Gneisenau allein hatte sich für die Ebenbürtigkeit ausgesprochen. Wieder einmal mußte Prinz Wilhelm seine Hoffnungen begraben, als er am 15. August den Ausfall der Prüfung erfuhr, und es blieb ihm nichts übrig, als die Angelegenheit nunmehr für endgültig erledigt zu betrachten. Er erwartete nur noch, wie er am 6. September an Wittgenstein schrieb, daß der König selbst ihm seine Willenserklärung zu erkennen geben würde.

Das aber geschah nicht. Vielmehr wurde jetzt, nachdem die Frage der Ebenbürtigkeit abschließend zu ungunsten der Familie Radziwill und damit des Heiratsprojekts ausgegangen war, ein Weg beschritten, um der Prinzessin die mangelnde Ebenbürtigkeit zu geben: der der Adoption Elisas durch eine Persönlichkeit, deren Ebenbürtigkeit über allem Zweifel stand. Zuerst wandte der König sich mit einem solchen Antrag im Oktober an den russischen Kaiser, der immer große Teilnahme für Wilhelms Angelegenheit bezeugt hatte. Als dieser im Dezember aus Gründen ablehnte, die in seinen eigenen Familienverhältnissen zu suchen sind, wurde sofort die Adoption durch Prinz August, den Bruder der Prinzessin Luise, in die Wege geleitet, so sehr sachliche und persönliche Gründe gegen diese Wahl sprechen mußten. Nicht ohne Bedenken erfuhr daher Prinz Wilhelm am 6. Januar 1825 von dem Versuch, wenn dieser auch eine sichere Lösung zu verheißen schien und die Hoffnungslosigkeit bannte, in die ihn die durch General v. Witzleben erfahrene russische Ablehnung versetzt hatte. Um jedoch keine neuen Enttäuschungen zu erleben, erbat er sich von Wittgenstein genaue Aufklärung über die Wirkungen der Adoption und die Bedingungen, unter denen sie zu erfolgen hatte. Der Hausminister betraute daraufhin den Hallenschen Professor Schmelzer, der schon in der Ebenbürtigkeitsfrage mitgewirkt hatte, mit der Erstattung eines Gutachtens. Alsbald aber tauchten neue Schwierigkeiten auf; Prinz Friedrich von Preußen („Fritz Louis") wollte wohl für seine Person den von allen Agnaten erforderlichen Verzicht auf Thronansprüche leisten, nicht aber für seinen Sohn, und der Kronprinz wandte sich in der leidenschaftlichsten Weise mit grundsätzlichen Bedenken gegen die Adoption durch Prinz August. Wittgenstein zog sich infolgedessen verärgert von der persönlichen Leitung der Angelegenheit zurück und ließ sie an General v. Müffling übertragen.

Inzwischen aber erlebte Prinz Wilhelm das, was er so heiß ersehnt hatte: nach dreijähriger Trennung ein Wiedersehen mit der Geliebten. Die ihm aufgetragene Begleitung des Großfürsten Nikolaus und seiner Schwester Charlotte von Berlin an die russische Grenze gab ihm erwünschte Gelegenheit zu einem Aufenthalt in Posen. Die Tage vom 7. bis zum 13. Februar 1825 waren die glücklichsten seines Lebens, Wilhelm und Elisa betrachteten sich nicht anders als ein Brautpaar, und ihre Hoffnungen waren stärker denn je: wenn vielleicht auch noch nicht Wilhelms Geburtstag sie vereint finden würde, wie sie gleichwohl im stillen hofften, so rechneten sie doch mit Sicherheit darauf, daß sie Elisas Geburtstag nicht mehr getrennt begehen würden.

In dieser Stimmung entstand die Aufzeichnung des nächsten Monats.

VII

Berlin, den 21. März 1825.

Der Herr hat mich erhört! Der letzte Wunsch, der heute vor einem Jahre betend niedergeschrieben ward und der das vorige Blatt schließt, er ist in Erfüllung gegangen! Wir haben uns wiedergesehen, und das im Bewußtsein des sicheren Besitzes! Wer jemals Tränen der Freude und des Dankes gegen Gott vergossen hat, der kennt ihren unnennbaren Wert, er kennt das Entzücken solches Augenblicks und hat die Gefühle empfunden, die keine Worte wiedergeben! Wie erhöhet und gesteigert müssen solche Augenblicke aber erst empfunden werden, wenn sie auf jahrelangen Kummer und Schmerz folgen, der sich endlich aufheiterte, und zu dem Besitz führt, dessen Entfernthalten und Versagen den langen Schmerz herbeigeführt hatte! Ja, Gott der Allbarmherzige, Er, der Gott der Liebe, Er hat uns nach langer Prüfung an das Ziel geführt, was sehnlichst und flehentlichst, aber demutsvoll und mit Unterwerfung unter seinen unerforschlichen Ratschluß, von Ihm erbeten war; ja, Er führte uns an dies Ziel, in einem Augenblick, wo eher der letzte und härteste Schlag in der ganzen bisherigen Schickung erwartet wurde, und das Versagen eines langersehnten Glücks dem schweren Verhängnis das Ende setzen zu wollen schien. Aber je unerwarteter nun das Glück kam, um so überschwenglich hoch ist auch das Dankgefühl gegen den Regierer unserer Schicksale gesteigert. Wir haben ver-

Digitized by Google

eint empfunden, und vereint danken können! Das will alles sagen, was gleichgestimmte, sich so innig liebende Herzen bedurften, die durch einerlei schmerzliche Prüfung zum Glück reiften und gelangten! Dies merkwürdige Jahr, welches ich heute beschließe, war in seiner größeren Hälfte dem vergangenen nicht nur gleich durch bange Ungewißheit über die Entscheidung des neu eingetretenen Glücks, sondern es übertraf die vergangenen noch an Schmerz darin, daß es mich zweimal und vornehmlich das zweite Mal fast ohne Hoffnung zur Aufklärung der schmerzlichsten Zukunft nahe gebracht hat. Des Vaters lang genährter Plan, von sich durch einen kommissarischen Ausspruch das betrübende Nein abzuwälzen, einen Plan, gegen den ich und viele drei Jahre lang vergeblich anfochten—: Er kam zur Ausführung, und das Nein erfolgte, jedoch in einer so auf Schrauben gestellten Art, daß ich mich zwar, wenn der Vater dies Nein nun zur Ausführung bringen wollte, demselben willig unterwerfen mußte, was aber meine Ansicht über die Art der Prozedur nicht verhindern konnte auszusprechen. — Aber es kam zu keiner Ausführung des kommissarischen Ausspruchs, sondern im Gegenteil, nachdem der Vater diesen seinen Plan ausgeführt sah, und ihn nichts an der Ausführung hinderte, — da tat er zum erstenmal in dem dreijährigen Zeitraum seinerseits einen Schritt, der mir bewies, daß sein Vaterherz für mich und uns sprach, und nur höhere Rücksichten ihm seine Verweigerung bisher auferlegten. Aber dieser Schritt schlug fehl! ich hatte zu fest auf ihn gebaut! ja! bei der einmal gezeigten Neigung des Vaters, für uns alles tun zu wollen, hoffte ich, er würde es bei dem ersten Versuch nicht bewenden lassen; — aber da bekam ich durch General Witzleben eine Sendung von ihm, die mir sagen sollte, daß, da der Schritt mißlungen sei, nichts mehr zu machen sei! — Darauf war ich nicht vorbereitet; zu fest hatte ich auf Gottes Beistand gerechnet, — nun schien mir alles vorbei; ich sah keinen Ausweg; — mein Zustand war fürchterlich! selbst die herzlichste Teilnahme vermochte mich nicht aufzurichten; — endlich betete ich, — und ich ward ruhig! — Da kam mir dann auch wie vom Himmel noch ein Ausweg gesandt. — Ich beschloß, dem Vater zu schreiben; der teure Fritz unterstützte mich in meinem Vorhaben; ich schrieb, unterwarf mich allem, kindlich dankend für das Unerwartete, was für uns geschehen war, und nur den Ausgang bedauernd; aber ich bat um Berücksichtigung meiner im Juni 23 ausgesprochenen Wünsche. —

14 Tage blieb ich ohne alle Benachrichtigung und Antwort, als mit einemmal mir Fürst Wittgenstein am 6. Januar im Namen des Vaters anzeigte, daß Prinzessin Luise gewilligt habe, daß der Prinz August die Adoption Elisas übernehme, wodurch alle Schwierigkeiten beseitigt wären. — Mein Zustand bei diesem gänzlich unerwarteten Ausgang der Sache, die weder meine Wünsche noch Vorschläge bezweckt hat, — war unbeschreiblich! Eines Teils sah ich mich am lang ersehnten Ziel, aber andererseits, — welch ein Opfer, durch welches wir zu demselben gelangten! Danach war ich wie umgewandelt in meinem Innern! Ich mußte ja annehmen, was mir von den Eltern der geliebten, ewig teuren Elisa angeboten ward, — ja, was in Gottes Führungen beschlossen gewesen sein muß! — So waren wir also am Ziel, doch noch ist es nicht bis zur Entscheidung. Aber dennoch, wenn wir nach dieser Aufklärung unseres Geschicks, vereint! vereint durch Gottes Fügungen, der uns würdig gefunden, nach bestandener Prüfung, einander zu gehören! — Welch ein Wiedersehen unter solchen Umständen, nach solchen bangen Jahren der Trennung und des Kummers! — Gott, ich preise deine Allmacht im Glück wie im Unglück! Allerbarmer, sieh gnädig auf mich herab, der solches Glück, wie du ihm beschiedest, nicht verdient! Ein Herz hast du mir zugewandt, wie du wenige ausgerichtet, ach! daß ich es verdiene, daß ich es glücklich mache, dazu hilf mir durch deine Gnade und Liebe! Auf dich bauend trete ich getrost in das neue Lebensjahr, was so entscheidend sein wird. HErr, segne uns und sei uns gnädig! Dank ließest du in dem Herzen, den doch keine Worte aussprechen können! HErr, schütze und leite mich auf der Bahn, die du uns durch deinen Sohn vorzeichnen ließest. Amen!

*

Die Aufzeichnung vom folgenden Monat stellt sachlich die geschichtliche Entwicklung bis zu dem gegenwärtigen Augenblick dar. Sie ist mehr feststellender Natur, meidet alle Gefühlsäußerungen und scheint für bestimmte praktische Zwecke festgehalten zu sein.

VIII

Berlin, Mitte April 1825.

Im Februar 1822 wurden mir durch Herrn v. Schilden zwei Memoires übergeben. Ihr Inhalt sollte die Unebenbürtigkeit des Radziwillschen Hauses dartun. Unbekannt mit dergleichen Verhältnissen damals, sah ich

Digitized by Google

in jenen Papieren den klaren Beweis dessen, was sie dartun sollten; dazu kam, daß Herr v. Schilden mir eröffnete, diese Memoires enthielten des Königs Ansichten, weshalb er sie mir übergeben ließe. Der Großherzog von Strelitz hielt mir ähnliche Vorträge und suchte mich zu überreden, meinen Absichten auf Prinzeß Elisa zu entsagen. Eher ich mich jedoch dazu entschloß, wünschte ich den König selbst zu sprechen, dies als meine letzte Hoffnung ansehend. Der König ließ mich kommen (16. Februar); aber anstatt, daß ich geglaubt hatte, über die ganze Angelegenheit noch erst sprechen zu können, sprach der König nur im Sinne, als habe ich bereits entsagt, und entließ mich, die Sache als nunmehr beendigt ansehend. — Im März ging ich auf drei Monate nach Holland. — Als ich im Juni zurückkehrte, hatte der König aus meinen Briefen gesehen, daß ich von dem unglücklichen Ausgang der Angelegenheit viel erschütterter war, als er glaubte. Als er mich zuerst wieder hierüber befragte, sagte er mir zweimal: Wenn Du Dich so unglücklich fühltest, so hättest Du von Deiner Entsagung sprechen sollen, und überhaupt stand es bei Dir, Einwendungen zu machen; da Du aber keine machtest und gleich entsagtest, so schien es, als koste es Dir nicht so viel. — Daß ich entsagt hätte, erfuhr ich nun zum ersten Male, und erfuhr aus dieser Unterredung erst, daß der Großherzog von Strelitz dem König meine Entsagung überbracht habe, die ich gar nicht gegeben hatte, und die ich am wenigsten einem Dritten geben konnte. — Diese Aufklärung der Angelegenheit und manche andere durch General Natzmer und Witzleben vermochten mich, jetzt von des Königs Aufforderung Gebrauch zu machen und eine Protestation gegen die mir übergebenen Papiere einzulegen, weil ich mittlerweile Kenntnisse in geschichtlicher Beziehung über die Ebenbürtigkeitsrechte erlangt hatte. Der König willigte in diese Protestation, und bei Überbringung dieser Einwilligung sprach ich zum ersten Male mit Fürst Wittgenstein über die ganze Sache. Dieser sprach mir damals von keiner anderen Möglichkeit zur Realisierung meiner Wünsche; ich hatte nun Papiere in Händen, welche die Ebenbürtigkeit des Radziwillschen Hauses anfochten, als den Punkt, der meine Ehe mit einer Prinzeß aus diesem Hause unmöglich mache; ich konnte also auch nichts anderes tun als, um zu meinem Zweck zu gelangen, dieses Hindernis anzugreifen und durch Darstellung der wahren Verhältnisse jenes Hauses Aufklärung zu verschaffen. So entstand ein von Herrn Savigny und von Lancizolle verfaßtes Memoire als Widerlegung der in meinen Händen sich befindenden. — Am 5. August 22 übergab ich es dem König. — Im Oktober übergab mir Fürst Wittgenstein in Verona eine vorläufige Widerlegung dieses Memoires durch p. Raumer, der im Frühjahr 23 eine weitläufigere folgte. Ich ließ diese Widerlegungen durch die Herren von Savigny und Lancizolle abermals begutachten und bestreiten. — Mittlerweile hatte mir Fürst Wittgenstein gesagt, ich hätte besser getan, die Ebenbürtigkeitsfrage unerörtert zu lassen, und auf anderem Wege meinen Zweck zu erreichen suchen sollen. Er schlug mir vor, dieserhalb mit den Ministern Graf Lottum und Graf Bernstorff zu sprechen. Ich tat es; alle drei Personen erklärten mir, daß mit der Ebenbürtigkeitsanerkennung schwer durchzukommen sei, daß es aber Familienarrangements gebe, als Aufnahme der Prinzeß in die unsrige durch Einwilligung der Agnaten, welche bereits in vielen fürstlichen Häusern vorgekommen sei, und daß durch einen solchen Akt jeder Zweifel und jedes Hindernis gehoben sein würde. Dem Rat dieser ersten Staatsmänner folgend schrieb ich in ihrem Sinne an den König und bat ihn, die Vorschläge der Minister zu prüfen und zu gewähren, wenn sie seinen Beifall hätten; doch legte ich das zweite Memoire der Herren Lancizolle und Savigny auch bei, weil ich mich meinerseits von der Unebenbürtigkeit der Familie Radziwill nicht überzeugen könnte, mich jedoch des Königs Willen hinsichtlich der Vorschläge der Minister sehr gern und willig unterwerfend, da sie vielleicht rascher und auch ohne Opposition der ersten Staatsbeamten, da sie selbst die Vorschlagenden waren, zum Ziele führten.

Ich blieb bis zum Herbst ohne Benachrichtigung über die Folgen meines Briefes. Dann erst erfuhr ich, daß der König eine schon immer gehabte Idee, die Ebenbürtigkeitsfrage durch einen Ministerconseil erörtern zu lassen, wiederum habe in Ausführung bringen wollen, daß aber Fürst Wittgenstein sich bestimmt dagegen erklärt hatte. Schon im Januar 1822 war mir das Anerbieten vom König durch Herrn von Schilden gemacht, ein dergleichen Komitee über die Angelegenheit entscheiden zu lassen. Aber schon damals hatte ich mich aufs Allerbestimmteste gegen diese Maßregel erklärt, als zu kränkend für die Radziwillsche Familie und vor allem für Prinzeß Luise, wenn die Beratung negativ ausfiel. — So blieb alles ohne die geringste Entscheidung bis zu Ende des Jahres 1823. In den letzten Tagen desselben hatte ich eine Unterredung mit

Digitized by Google

dem König über die ganze Sache, die nichts weniger als günstig für dieselbe war; — kurzum, die ganze Unterredung zeigte mir, daß ich nichts mehr zu hoffen hätte und daß es meine Pflicht sei, dem König diese meine gewonnene Überzeugung auszusprechen und daher um seine letzte und bestimmte Erklärung zu bitten, der ich mich willig unterwerfen wollte. Nochmals bat ich, keinem Komitee diese Erklärung zu überlassen, sondern sie selbst zu geben. — Ganz gleichen Inhalts schrieb in derselben Zeit Prinzeß Luise dem König. — Beide Briefe sind ohne Antwort geblieben; sie waren im Februar 1824 übersandt worden. Nur durch den Prinzen Friedrich der Niederlande und General Witzleben erfuhr ich, daß der König mit den Briefen zufrieden sei und daß ich dies der Prinzeß mitteilen könnte. So sah ich jeden Augenblick einer Entscheidung entgegen, als im Juni ich ganz unerwartet durch den General Witzleben benachrichtigt ward, daß der König den Zusammentritt einer Kommission befohlen habe, die eine Entscheidung geben sollte über die Ebenbürtigkeitsrechte der Radziwillschen Familie mit Berücksichtigung der bei der Vermählung der Prinzeß Luise ausgesprochenen Ansichten. — Gegen diese Kommission nochmals zu protestieren, wäre unnütz gewesen, da alle früheren Bitten dieserhalb unbeachtet geblieben waren, ich übrigens auch erst benachrichtigt wurde, als der Befehl schon erteilt war. Im August wurde mir das Resultat des Kommissionsbeschlusses mitgeteilt, welches, wenngleich man nichts hatte auffinden können in den Akten, was die Ebenbürtigkeit bestritt, sondern Äußerungen dieser Art privatim, also nicht offiziell, nur in Briefen ausgesprochen gefunden, — dennoch verneinend ausgefallen war. — Ein so auf Schrauben gestelltes Gutachten konnte mir meine Überzeugung von der Ebenbürtigkeit des Radziwillschen Hauses weniger noch als alle früheren Memoires benehmen. Demungeachtet schrieb ich an Fürst Wittgenstein, ihm anzeigend, daß, wenn ich zwar die Ansichten der Kommission nicht teilen könne, sondern mich vielmehr mit dem Separatvotum des Grafen Gneisenau einverstanden erklären müsse, — ich dennoch mich nunmehr der zufolge dieses Beschlusses zu erwartenden Endentscheidung des Königs willig und gehorsam unterwerfen würde (6. September 24). — Im Oktober erhielt ich indirekt und später im Dezember offiziell die Benachrichtigung, daß der König seine Endentscheidung, die ich von Tag zu Tag erwarten mußte, nicht gegeben hatte (erwarten mußte ich sie wohl, da der König nicht nur seinen Wunsch durchgeführt und die Kommission berufen hatte, sondern er auch mich gefaßt sah) — sondern daß er einen Antrag dem Kaiser von Rußland gemacht habe, die Prinzeß Elisa als Prinzessin von Holstein zu adoptieren. Die Antwort aber fiel negativ aus, da der Kaiser sich aller Rechte auf Holstein begeben hatte. Als mir durch den General Witzleben diese mißglückte Négoziation im Namen des Königs mitgeteilt ward, äußerte er dabei, daß nunmehr wohl alle Hoffnung verschwunden sei! — Ich vermochte im ersten Augenblick auch keine zu fassen! — Doch nach und nach stellte sich mir dar, daß durch den Adoptionsvorschlag nach Rußland der König den ersten Beweis in den drei Jahren seinerseits gegeben hatte, daß er die Angelegenheit zu arrangieren wünsche, daß er also auch gewiß noch einen Schritt tun würde für mich nach diesem Beweis seiner Liebe, den er in einem Augenblick getan hatte, wo nichts mehr ihn hinderte, Nein zu sagen, als sein Herz — und so schrieb ich ihm also, mich in allem unterwerfend, aber nun noch einmal auf die bisher unberücksichtigt gebliebene Bitte, die Vorschläge des Fürsten Wittgenstein und der Grafen Lottum und Bernstorff betreffend, zurückkommen zu wollen. — Das mir Unerwartetste erfolgte: die Adoptionsproposition an den Prinzen August, die mir erst mitgeteilt wurde, als bereits die Radziwillsche Familie eingewilligt hatte, und wenn ich auch nachher noch Opposition dagegen zeigte, so geschah dieses mehr, um meine Überzeugung auszusprechen, als daß ich eine Änderung zu erzeugen erwarten konnte, was auch Radziwillscherseits nicht gewünscht wird.

*

Seinen nächsten Geburtstag verbrachte Prinz Wilhelm in der traurigsten Stimmung in Petersburg, wohin er zur Beisetzung des am 1. Dezember 1825 verstorbenen Kaisers Alexanders I. entsandt worden war. In seiner eigenen Angelegenheit hatte sich noch immer nichts entschieden. Er hatte sich daher entschlossen, am 12. Februar 1826 die Bitte an den König zu richten, seine Sache wieder aufzunehmen und die Adoption zu befehlen, die Zustimmungserklärungen jedoch nur von den majorennen Agnaten einzufordern. Die durch das jahrelange Harren erfolgte Zermürbung hatte in ihm eine Stimmung erzeugt, die durch den Tod des innig verehrten Zaren nur verstärkt werden konnte. An dieser Stimmung konnte auch die Erinnerung daran, daß ihm auf der Reise nach Petersburg am 8. Februar in Posen eine neue Begegnung mit Elisa vergönnt worden war, nichts ändern. Es sollte die letzte sein, die dem Brautpaar bestimmt

Digitized by Google

war; beim nächsten Zusammensein war Prinz Wilhelm der Verlobte der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar.

IX

St. Petersburg, den 21. März 1826.

Das heut ablaufende Jahr, welches ich heute vor einem Jahre als das entscheidendste in meinem Leben betrachten mußte, nach allem, was sich zugetragen hatte, — ist wiederum wie die drei früheren, — ohne Entscheidung geblieben! Wie wohltätig handelt Gott gegen uns, daß er uns unsere Schicksale nicht vorher sehen läßt! Nicht einen frohen, glücklichen Augenblick würden wir genießen, immer schon wissend, was uns bald störend aufschrecken wird! — Die Gnade Gottes aber, die unsere Zukunft in Nebel hüllt, gewährt, daß wir das Glück des Augenblicks genießen! So geschah mir, als ich heute vor einem Jahre umstehende Zeilen niederschrieb! Mit wie dankbarer Rührung gedachte ich des eben genossenen Glückes, das uns der Allmächtige so unerwartet beschied! — Aber wiederum ist die Zeit noch nicht gekommen, die Gott bestimmt, um uns ganz und vollkommen glücklich zu machen!

Seinen uns unerforschlichen Ratschlüssen habe ich mich stets unterworfen, seitdem ich durch Schmerz und Gram zur Erkenntnis so vieles Guten kam, denn die Leidenszeit rechne ich zu meiner wahren Besserungszeit! Also auch geduldig, fromm ergeben und ohne Murren trage ich, was der Allmächtige von neuem so unerwartet schmerzlich über uns beschloß! Nicht leugnen kann ich es, daß die Art, wie der neue Schmerz, der durch immer neue Verzögerung des lang ersehnten Ziels, dem wir uns so nahe glauben mußten, über uns erging, mich gegen die Menschen aigrierte; doch bald kam ich auf den rechten Pfad zurück; ich ergab mich in Demut, da ich nur zu bald erkannte, daß hier nicht eine zufällige menschliche Verzögerung im Spiel sei, sondern daß Gottes Vorsehung auch jetzt wieder uns leitete und von neuem prüfte! Nach Seinem allmächtigen Ratschluß, der von Ewigkeit her besteht, ist die Zeit noch nicht da, wo wir uns des lang ersehnten Ziels erfreuen sollen! Ausharren und ausdauern sollen wir, wie der Wanderer, der sich am Ziele seiner Wallfahrt wähnt, und nachdem er sich enttäuscht hat, mit erneuten Kräften weiterschreitet. Diese Kräfte, diese Ausdauer, die wir bei allen Widerwärtigkeiten auf der Lebensbahn von Nöten haben, kommen nur von Gott dem Allbarmherzigen; wem Er die Tröstungen und Stärkungen seiner Religion zuteil werden ließ, der besitzt auch die Quellen, aus denen jene Kräfte, jene Ausdauer geschöpft werden. — Was dies neue Jahr mir bringen wird, wer vermag das zu bestimmen! Es schließt dies alte keineswegs unter heiteren Aussichten für meine Zukunft! — ein Brief des teuren Vaters zeigte mir, daß ich mich täuschte, wenn ich glaubte, alles, was er zur Erreichung meines Glückes tat, habe seiner Überzeugung nach mit Recht geschehen können. Wie konnte ich auch anders denken nach allem, was geschehen war? Ein ganzes Jahr mußte verfließen, ehe ich dies entdeckte. Seinem ferneren Ausspruch in unserer Angelegenheit habe ich mich dennoch von neuem unterworfen. — Ich gestehe es, daß ich scheue, in die Zukunft zu blicken. Unmöglich scheint es mir, daß Gott es beschlossen haben kann, daß ich die teure Elisa nicht besitzen soll! Zu merkwürdig waren diese Lebensverhältnisse von Ihm geführt, um nicht anzunehmen, daß Er uns zum Glücke führen wolle; — und doch von der anderen Seite erscheinen gerade jetzt die Verhältnisse sich so verworren zu haben, daß ich keinen Ausweg zu sehen imstande bin! Wie immer bleibt da also nur der Blick nach Oben übrig! Ja! dem Allerbarmer, dem Allgütigen übergebe ich mich, übergebe ich mein Glück, das nur in dem der geliebten Elisa bestehet! Er wird uns hinaus ans Ziel führen, wenn alles um uns dunkel und verworren erscheint und wir keinen Ausweg mehr wissen. Mit diesen Gefühlen, mit der frommsten Ergebung in Gottes Willen, beschließe ich dies Jahr und sehe ich dem neuen entgegen. Sind Prüfungen neuer Art mir vorbehalten, so wird Gott und der Beistand der Religion, den ich diesen Tagen sichtbarlich mir erflehen werde am Tische des HErrn, mich halten, leiten und ans Ziel führen, das Er mir gesteckt hat. Ach! Er verläßt die nicht, die auf ihn bauen und an ihn halten. Was zu unserem Besten uns frommt, begreifen wir freilich oft hienieden nicht; einst erst sollen wir es erfahren und daher alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit dem Gefühl betrachten: daß sie Gott ja sendet, der Alles, Alles zu unserem Besten leitet! Ja HErr, dies erkenne ich im Innersten des Herzens! Dir unterwerfe ich mich! Dein Wille wird geschehen!! —

In einem überaus merkwürdigen äußeren Verhältnis stehe ich am Schluß dieses Jahres. Gott rief den verehrten Monarchen zu sich, der nach Prüfung und Reue uns als Muster christlicher Tugend und menschlicher Größe vorleuchtete! — An seinem Grabe seit mehreren Tagen betend, um ihn in einigen Tagen auf immer verschwinden zu sehen, er-

Digitized by Google

höhet die Wehmut um seinen Verlust ungemein, obgleich wir annehmen dürfen, daß ihm die Krone des ewigen Lebens zuteil ward! Wehmutsvoll also unter allen Beziehungen, trete ich in das neue unbekannte Jahr, und doch ist die Wehmut um den Verklärten mir eine so tröstliche, selbst am morgenden Tage! Denn ihm verdanke ich soviel! — Eng verbunden mit der Trauer um den teuren Kaiser und neu erwacht ist die um die unvergeßliche Mutter, deren Andenken ich heute so viele noch sah! Unerforschlich und unbegreiflich sind diese beiden harten Schläge der Vorsehung! Doch was sie tut, ist wohlgetan! Amen!! — —

*

Drei Monate nach der Aufzeichnung dieser trüben Eindrücke schloß, nun endgültig und unwiderruflich, der letzte Akt das Liebesdrama. Wilhelms jüngerer Bruder Karl warb um die weimarische Prinzessin Marie; deren Mutter Maria Paulowna machte, wobei sie an der mächtigen Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna festen Rückhalt fand, Schwierigkeiten im Hinblick auf die Möglichkeit, daß Wilhelm die Prinzessin aus dem unebenbürtigen Hause heiraten würde. Vor die Wahl gestellt, opferte der König Wilhelms zweifelhafte Aussichten — denn am 3. Mai war ein ablehnendes Gutachten der sechs Staatsminister in der Adoptionsfrage erstattet worden — dem Glück des jüngeren Bruders. Mit Schreiben vom 22. Juni 1826 teilte er seine endgültige Ablehnung seinem Sohn und der Mutter Elisas mit. Völlig unvorbereitet empfing Wilhelm am 23. Juni den schweren Schlag, der ihn aufs äußerste niederschmetterte.

Das war das Ende jahrelang genährter Hoffnungen. Wie Prinz Wilhelm den Schlag aufnahm und — überwand, zeigt die folgende Aufzeichnung vom Silvesterabend des schweren Jahres 1826. Die dann folgende Aufzeichnung Nr. XI vom 27. April 1827 arbeitet gleich der in Nr. VIII mehr den tatsächlichen äußern Hergang heraus; sie erschließt wie jene die psychologischen Verknüpfungen nur zwischen den Zeilen.

X

Berlin, den 31. Dezember 1826.

Das verhängnisvolle Jahr — es ist zu Ende! Gott, was habe ich im Laufe desselben erleben müssen! Die Entscheidung meines Schicksals, welches die vorhergehenden Blätter seit 4 Jahren andeuten, — erfolgte, — aber wie! Von der Allbarmherzigkeit und Liebe des HErrn glaubten wir nur ein glückliches Resultat nach so vielen Prüfungen und so vieler Ausdauer zu erleben. Und dennoch geschah das Gegenteil! Wie ein Blitz aus heiteren Höhen fuhr diese Entscheidung auf uns hernieder. Ich glaubte mich vernichtet; — da erschien meinem Herzen der einzige Trost! — Ich betete! Gott erhörte mich! Nachdem der Kampf, der entsetzliche Kampf einmal gekämpft war, trat die Ruhe und Tröstung ein, die nur von Gott kommen. Der Glaube stand stets unerschütterlich fest in mir: Alle unsere Schicksale treffen uns durch Gott; sein Wille wird erfüllt und wenn es auch noch so lange hingehalten ist. Glaubte ich früher, daß seine Allbarmherzigkeit und seine Liebe sich nur in der Gewährung meiner heißesten Wünsche zeigen würde, so sehe ich nun ein, daß sie sich in der Versagung derselben offenbarten! Vom Anbeginn sind unsere Schicksale von Ihm geordnet; unsere Gebete ändern darin nichts; sie können nur in uns den Sinn ändern und gestalten, mit dem wir seine Schickungen tragen und erkennen. Haben wir die Erkenntnis und den Glauben, daß nichts uns hienieden begegnen kann ohne Ihn, daß alles, was uns begegnet, uns durch Seine Liebe kommt in Freud und Leid, daß alles zu unserem wahren Heil und Segen uns gereichen soll, dann ist uns geholfen, dann kann kein Geschick stärker als wir sein, denn wir wissen, daß der, der da sendet Trübsal und Ungemach, auch Seinen Beistand zur Tragung derselben sendet! Es gibt kein Unglück auf Erden, als das, wenn wir uns von Dem lossagen, Der uns schuf! — Wohl will das arme Herz brechen unter den harten Schlägen, die Gott uns sendet, — ach! und so wollte das meine brechen, als es losgerissen ward von dem Herzen, das Gott mir zugeführt hatte, und Der es ausgestattet hat, — wie keins hienieden! — aber es ermannte sich, es blickte empor zu Gott und fand Trost und Stärkung. — Aber ganz erst ward es erquickt, als es sah, wie das andere gebrochene Herz nach schwerem Kampf, — herrlich empor sich geschwungen hatte, — und den Frieden des HErrn empfand. Ja, sie, die heiß geliebte Elisa, sie selbst wirkte auf den Frieden meiner Seele während der ganzen Zeit, daß Gottes Gnade mich ihr nahegestellt hatte, — sie gab mir durch ihr Beispiel nun auch erst die ganze Fassung wieder, durch ihren hohen Aufschwung!

So wird also das schwerste Geschick hienieden für mich der Quell neuer Stärkung, Erhebung, neuen Friedens. O! HErr, laß mich ewig so das Verhängnis betrachten, das du in deiner unerforschlichen Weisheit über mich, über uns, hereinführtest. Erhalte mich auf dem Pfad der Tugend und des Rechts, und habe ewig Dank für die kurze Frist, während welcher du mich dem Wesen

Digitized by Google

so nahe stelltest, das du wie Keins ausgeschmückt hast! HErr, sei mit mir und mit ihrer Zukunft, — und mit den Ihrigen! — Gott, verlasse mich nicht! Ich halte dich! Amen! —

XI

Berlin, 27. April 1827.

Der König erlaubte mir, nach Posen zu gehen, um Prinzeß Elisa erst wiederzusehen, ehe die definitiven Bestimmungen genommen würden, damit ich mich nach dem Wiedersehen nach drei Jahren ausspräche, ob ich bei meinen Gesinnungen verharrte oder ob ich die Prinzeß vielleicht verändert fände und andern Sinns werde, wo dann auf eine geschickte Art rompiert werden könnte (dies die eigenen Worte des Königs, 5. Februar 25 früh). Am 7. Februar sah ich sie wieder! — Und am 8. schrieb ich dem König den entscheidenden Brief, im Gefühl des höchsten Glücks!! — Noch vor der Reise hatte ich den Fürsten Wittnenstein gebeten, mir einige Mitteilungen zu machen, worin eine Adoption bestände und deren Wirkungen usw., weil das Landrecht nicht für fürstliche Fälle paßte. Statt der Antwort eröffnete mir der Fürst, er werde durch einen unparteiischen Gelehrten mir darüber ein Memoire schreiben lassen. Dieser unparteiische Mann war der Professor Schmelzer, der schon einmal in der Sache gegen mich geschrieben hatte; er war gewählt, weil man den Geheimen Rat Raumer als sehr parteiischen Widersacher kannte, was ich wußte, und man mich unterrichtet über Herrn Schmelzer glaubte. Dieser Herr Schmelzer tat nun in seinem Memoire, trotz allen ihm so ungünstig als möglich gegebenen Promissen, dennoch die volle Rechtsgültigkeit der Adoption durch Konsens aller Agnaten dar. Das hatte man wohl nicht erwartet, und nun wurde dennoch der parteiische Raumer hingesetzt, um das Schmelzersche Memoire wieder umzuwerfen. Da dies nicht evident gelang, so zog Fürst Wittgenstein sich ganz aus dem Geschäft (scheinbar) zurück und ließ es auf Befehl des Königs dem General Müffling übertragen (März 25). Das ganze Jahr 1825 ging hin ohne ernsten Schritt, aber es traten Opponenten in der Familie selbst auf. Prinz Friedrich und Wilhelm wollten wohl für sich, aber nicht für ihre minorennen Söhne konsentieren in die Adoption. Da sie dies nur privatim äußerten, da noch keine offizielle Darlegung und Antragung geschehen war, so drang [ich] hierauf, um die Prinzen von allem klar zu überzeugen, aber vergeblich. — Ich mußte anfangs 1826 nach Petersburg und sah Prinzeß Elisa — zum letzten Male — wieder! Meine Gefühle waren und blieben dieselben! — Daher schrieb ich (Februar 26) dem König aus Petersburg, endlich vorzuschreiten mit der Angelegenheit und den Konsens der majorennen Agnaten allein zu fordern. Diesen Antrag übergab der König den Ministern Graf Bernstorff, Graf Lottum, Graf Danckelmann, v. Schuckmann, v. Altenstein. Sie verwarfen ihn, aber stimmten alle für Adoption mit Konsens aller Agnaten. — Jedoch dieser Vorschlag wurde gar nicht mehr vom König aufgenommen, sondern unter dem 22. Juni 26 schrieb er mir einen herzlichen, tiefbewegten Brief, — mit der Endentscheidung — daß er die ganze Angelegenheit nunmehr als erschöpft — und als gänzlich und definitiv aufgelöst betrachtet wissen wollte! — Zerschmettert — gehorchte ich! —

*

Die nun folgende letzte Aufzeichnung schrieb Prinz Wilhelm in dem Jahre nieder, als seine Verlobung mit Prinzessin Augusta erfolgt war. Es sollte ein Brief an die noch immer Geliebte werden, ein Brief der Rechtfertigung wegen der Verbindung, die er einzugehen im Begriff stand, wie auch wegen des Verhältnisses, in dem er eine Zeitlang zu der schönen Emilie v. Brockhausen, der Tochter des Staatsministers, gestanden hatte. Aber er vollendete den Brief nicht, der Elisa nach seinem Tode übergeben werden sollte. Als Elisa lange vor ihm, bereits am 27. September 1834, verschied, nahm Prinz Wilhelm, aufs tiefste erschüttert, mit einem Nachtrag zu dieser Aufzeichnung Abschied von seiner Jugendliebe.

XII

Potsdam, den 21. Dezember 1828

An Elisa!

Unser Leben, unsere Schicksale stehen in Gottes Hand!

Nichts, nichts trifft uns hienieden ohne seinen Willen!

Wie es kam, so war es sein Wille von Anbeginn! —

Wir nähern uns dem Ende eines Jahres, welches mein Schicksal entschied. Diese Entscheidung, wähnten wir einst, würde uns beide vereinigen. Gottes Wille war es nicht. Er ließ uns jahrelang glücklich einander gegenüberstehen, nur um uns zu trennen; um durch namenlosen Schmerz uns reifen zu lassen! Wir erkannten Seinen Willen! Er gab uns darum auch Kraft und Stärkung zu tragen, was Er sandte! — und wir blieben geschieden. — Der hohe Sinn für Religion, den ich [an] Ihnen liebte, der in mir schlummerte und der durch Sie geweckt ward, war

Digitized by Google

es, der in jener langen Ungewißheit uns erhielt, indem er sich immer mehr und mehr ausbildete, je mehr wir durch das eigene Schicksal auf die ewigen Wahrheiten als den einzigen Trost hingewiesen wurden. Nie stand ich dem wahren Wege, der zum Heil führt, so nahe als damals, und jetzt wiederum, — und namentlich, wenn ich diese Zeilen werde beendigt haben. — Aber dazwischen liegt ein Jahr, wo es nicht so gut um mich stand. Wo ich nicht wahr gegen mich, gegen andere, sondern nur wahr gegen Gott war! — Wie hat es mich schon lange getrieben, gegen irgend jemand hier auf Erden mich auszusprechen, um die Last von meinem Gewissen zu haben, gegen jedermann, ja gegen alle die selbst, die durch die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft mir nahestehen, — unwahr sein zu müssen. Aber ich muß diese Maske forttragen, weil auf die Verschwiegenheit der Menschen, selbst der edelsten, nicht zu rechnen, wenigstens nicht in dem Maße, wie es im vorliegenden Fall sein muß, weil es den Ruf und damit das Schicksal eines anderen Wesens gilt! Gern wollt ich mich der Welt geben, wie ich bin, ohne Maske, wenn ich nur mich dadurch bloßstellte. Aber da ich vor der Welt scheinen muß, was ich freilich selbst nicht [? unleserlich], so muß ich schweigen wie das Grab. Doch dem Drang meines Gewissens folge ich, indem ich diese Zeilen niederschreibe, um wahr gegen Sie zu sein, die mir die Wahrheit erkennen lehrte; der ich ja ganz gehörte! Freilich werden Sie erst in Besitz dieser Schrift kommen, wenn ich nicht mehr bin! — Oder, sollte der Wille des HErrn Sie früher als mich von hier abrufen, so denke ich mir, werden Sie von dort Oben schauen, was ich jetzt tue. — Und darin liegt die Beruhigung für mein Gewissen, daß ich gegen eine Seele hienieden wenigstens wahr sein will, und hiermit bin! — Das Gelübde der tiefen Reue, der emsigen, fortgesetzten Besserung, hörte und hörte der HErr! Er stehe mir in Gnaden bei, jetzt und immerdar. Amen! —

[Nachschrift:] Berlin, 9. 11. 1834.

Es sollte das Geständnis folgen, daß ich Emilie Brockhausen liebte und sie mich, aber erst nach 1826, welches Jahr uns trennte. Dies ist die volle Wahrheit! —

★

Das nun Folgende ist seit dem 27. September 1834! überflüssig geworden, auch war es schon seit dem August 1833 erledigt. Denn beide, die, die es betraf, und Elisa, die es hier in Wahrheit erfahren sollte, hat der HErr früher als mich abberufen! Dort Oben werden sie die Wahrheit sehen, erfahren! Dem Drang meines Herzens, meines Gewissens war Genüge geschehen durch den Beschluß, gegen Elisa wahr mich auszusprechen, wenn sie es auch hienieden nicht mehr vernehmen sollte!

Dort sehen wir uns wieder! Möchte mein Gewissen mir dann nicht noch Schwereres aufgebürdet haben, — das ist mein Gebet früh und spät, wenngleich ich meine Schwäche, meine ganze Schwäche fühle!

★

Glück und Leid seiner Jugendliebe hat der erste deutsche Kaiser in den vorstehenden Blättern sich von der Seele geschrieben. Aber die geschichtliche Bedeutung dieses Erlebens für die Entwicklung seines Charakters ist mit dem Ende des Dramas nicht abgeschlossen. Ihre fortwirkende Kraft ist in den Aufzeichnungen bereits mit Deutlichkeit zu erkennen. Ihre Auswirkung kann jedoch nicht besser gekennzeichnet werden als mit den eigenen Worten des Prinzen, die er drei Jahrzehnte später diesem Erleben widmete. Durch besondere Umstände veranlaßt, schrieb er im Jahre 1854 an seine Schwester Charlotte, die russische Kaiserin:

„Eine der guten Folgen der schweren und schmerzlichen Erfahrung meiner Jugendliebe ist die gewesen, daß sie mich gegen Erbitterung in allen meinen Lebensbeziehungen geschützt hat! Nachdem der schwere, schwere Kampf 1826 gekämpft war, stand bei mir endlich die Überzeugung fest, daß es ein höherer Wille sei, der sich in diesem Verhängnis kund gebe, und daß die Menschen hienieden nur die ausersehenen Werkzeuge dieses Willens seien. Und da nun Papa dieses Werkzeug war und sein mußte, wie konnte da wohl Bitterkeit in meinem Herzen aufsteigen? Und so ging dies Ergebungsgefühl auch auf die Werkzeuge über, die Papa sich zu seinen Ratgebern ausersehen hatte.

Dies ist die Geschichte meiner Lebensanschauung geworden, die mir die Richtung gegeben hat, bei dem größten Schmerz, bei der größten Aufregung sich immer klar zu machen, ob nicht ein höherer Wille sich in den Dingen kundgibt, die solche Erregung von Schmerz und Aufregung erzeugen? Ist dieser Glaube erst gewonnen — der freilich nicht immer in den ersten Stunden, Tagen, ja Wochen und Monaten sich Bahn bricht — dann ist auch von Bitterkeit nicht die Rede! Dieses Gefühl der gläubigen und demütigen Ergebungen in den höheren Willen ist sehr bestimmt zu unterscheiden vom Fatalismus; dieser ist eine blinde, gedankenlose Ergebung, aber keine durch Nachdenken und Glauben erzeugte."

Digitized by Google

Unser Preisausschreiben

für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

Ein Jahr lang hat unser Preisausschreiben weite Kreise bewegt. Nicht nur die Architekten, die sich mit eigenen Arbeiten daran beteiligt haben, nicht nur unsere Leser, die als Preisrichter ihres verantwortlichen Amtes walten sollten, sondern auch unzählige Draußenstehende haben in Tausenden von Anfragen und Zuschriften ihr lebendiges Interesse an der von uns gestellten Aufgabe kundgegeben, und in der ganzen deutschen Tages- und Fachpresse fand sie ein vielstimmiges Echo. Natürlich waren auch allerlei Mißverständnisse zu beseitigen, Ängstlichkeiten zu beschwichtigen. Ein paar „Kritiken", die der ersichtlichen Freude am Mißverstehn ihre Entstehung verdankten, hörte sich die Schriftleitung unter höflichem Lächeln schweigend an, weil ihr ja der Versuch, ein eingewurzeltes Philisterium belehren zu wollen, hoffnungslos erscheinen mußte. Der Grundton aller Äußerungen sonst war aber auf helle Bejahung unseres ehrlichen Versuchs gestimmt.

Auch in Familien, die noch nicht in der Lage sind, die Kosten für den Bau eines Eigenheims aufzubringen, ist in all diesen Monaten der Baugedanke lebhaft erörtert worden. Viele Tausende unserer Leser lockten die Hefte, im Geist durch die Häuser, durch die Räume zu wandern, die ihnen im Februar, März, April, Mai und Juni gezeigt wurden. 22 Pläne — von 1183 eingelaufenen Arbeiten — waren zur Preiskrönung übriggeblieben. Dieser Entwurf fand sofortigen Beifall, jener wurde verworfen, zwischen Jungen und Alten entwickelten sich baukünstlerische Debatten, die Einblick gaben in noch Tieferes und Wichtigeres: in weltanschauliche Überzeugung, in soziale Einstellung, in kulturelle Erziehung, in hygienische Gewöhnung und bürgerliche Zeiterfassung. Die Schriftleitung geriet selbst in immer stärkere Spannung: welchem Entwurf schließlich die meisten Stimmen zufallen würden. In ihrem näheren Umkreis wurde darauf gewettet, daß gewiß nur ein Hausplan, der ein schräges Dach aufweise, Aussicht auf den Preis habe, weil sich mit dem flachen Dach doch nur die neuerungsbedürftige Jugend abfinden könne, die in unserer Leserschaft kein volles Übergewicht besitze. In vielen, vielen Tausenden brachte die Post schon am dritten Tag nach der Ausgabe des Juniheftes (die diesmal zeitiger als sonst im Mai stattfand) die Stimmzettel unserer Leser; von Tag zu Tag mehrten und vergrößerten sich die Stapel; die Poststempel bildeten einen kleinen Auszug aus dem Namensregister des „Andree". Gegen Ende Juni liefen auch schon die Urteile der entfernten Auslandsleser ein: aus Buenos Aires, aus Rio, aus Mittelamerika, aus Ostasien.

Und nun war der Tag der Entscheidung da. Der Notar wurde geholt, der Prüfungsausschuß wurde zur Sitzung einberufen, die Vertretung der „Deutschland" wurde zur Teilnahme daran eingeladen. Es ergab sich:

Von sämtlichen abgegebenen Stimmzetteln hat eine überwältigende Mehrheit (beinahe ein Drittel) den Zehntausend Mark-Preis dem im Maiheft veröffentlichten Entwurf zuerkannt:

„Der Sonne zu".

Der Notar überprüfte die ordnungsgemäße Einreichung der Stimmzettel und die zahlenmäßige Feststellung der Ergebnisse für einen jeden der zum Wettbewerb zugelassenen 22 Entwürfe.

Darauf öffnete er den mit der Nummer des Einlaufs 733 versehenen, bisher verschlossen gehaltenen Briefumschlag, der der Bewerbungsarbeit mit dem Kennwort „Der Sonne zu" beigegeben war, und verlas den Namen des Architekten, dem mithin von den Lesern von Velhagen & Klasings Monatsheften der Zehntausend-Mark-Preis zuerkannt worden ist:

Architekt Karl Keppler in Stuttgart.

In der Reihenfolge der auf sie entfallenen Stimmenzahl schließen sich an den preisgekrönten Entwurf die 21 Arbeiten an, deren Namen sich aus den nun ebenfalls geöffneten Briefumschlägen ergaben:

„Daseinsfreude" — Architekt Wentzler, Dortmund
„1 = ∞" — Architekt Schlüter, Essen
„Grundriß" — Architekt Schröder, Stettin
„Eigener Herd" — Architekt Buff, Düsseldorf
„Sempervirens" — Architekt Bauschinger, München
„Mehr Luft" — Prof. Schneck, Stuttgart
„Essen wir im Grünen" — Architekt Pfuhl, Darmstadt

Digitized by Google

„Das neue Heim" — Architekt Throll, Frankfurt a. M.
„Antityp" — Architekt Kreytenberg, Düsseldorf
„Nov. 28" — Architekt Haus, Bielefeld
„Ein Wohnraum" — Architekten F. und W. Hoffmann, Duisburg
„Quadrat" — Architekt Blaich, Velbert, Rhld.
„Am Südhang" — Architekt Klose, Offenbach a. M.
„Berta" — Architekt Strohmayr, Frankfurt a. M.
„Norm" — Architekt Weber, Berlin-Steglitz
„R. 114" — Architekt Berger, Berlin-Charlottenburg
„Wohnung" — Architekt Rossius, Berlin-Zehlendorf
„Was ihr wollt" — Architekt Dr. Schwaderer, Stuttgart
„Terrasse" — Architekt Wurster, Stuttgart
„Oreana" — Architekt Rauls, Köln
„Weite" — Prof. Scharoun, Berlin

Der Prüfungsausschuß entschloß sich, den ihm vom Verlag Velhagen & Klasing übergebenen, nach künstlerischen Gesichtspunkten zu verwendenden

5000-Mark-Preis

gleichmäßig auf die zur Wiedergabe in den Heften gelangten Arbeiten zu verteilen, da sie, ohne Rücksicht auf die Zahl der Laienstimmen, als gleichartig wertvoll und anregend im Sinne des Fachmanns bezeichnet werden müssen. Um diesen Ehrenpreis in runden Summen auszahlen zu können, hat der Verlag den Gesamtpreis noch erhöht, und es ist jedem der obengenannten Bewerber ein Ehrensold von 250 RM. übermittelt worden, wozu noch das Reproduktionshonorar trat.

Weitere Arbeiten von künstlerischem Wert, die in die engere Wahl gelangt waren, weil sie ein hohes Maß von Verständnis für neue Bauaufgaben bekunden, auch im einzelnen sehr schöne Ideen zur Geltung bringen, aber letzten Endes doch nicht in die zahlenmäßig beschränkte Gruppe gelangen konnten, stammen von zum Teil sehr bekannten und hochgeschätzten Architekten. Wir geben hier die Liste in der Reihenfolge der beim Einlauf erteilten Ordnungszahl wieder.

„Jung-Volk" — Willi Bihlmaier-Köln
„Kroppe Marie" — Ludwig Albert, Köln-Dellbrück
„Einspänner" — Gerhard Krause, Bad Salzbrunn
„Diogenes 11128" — Leonhardt Korff, Laage
„Lasset die Sonne herein" — Heinz Mehlin, Stuttgart
„Heimliches Glück" — Heinrich Fürst, München
„Nachsommer" — Dipl.-Ing. D. Boniver, Stuttgart
„Heimburg" — Walter Neidel, Chemnitz
„Mein Haus" — Dr.-Ing. Alfred Schmidt, Stuttgart
„Sky" — E. Dreyer, Berlin
„1928" — Dr.-Ing. Paul Schnoor, Berlin-Charlottenburg
„Licht" — Dipl.-Ing. Erich Werner, Hamburg
„Hakenkreuz mit Kreis" — Heinrich Sielken, Bremen
„Haus und Garten" — Heinrich Schmitt, Schwetzingen
„Zwei Kinder" — Reg.-Baumeister Bruno Biehler, München
„Dornrose" — Frau Tilla Mayer-Strathmann, Stuttgart-Kaltental
„Thymian" — Fritz Kremer, Dinslaken
„Kopflicht" — Prof. Richard Wörnle, Bielefeld
„Föhr" — Prof. Richard Wörnle, Bielefeld
„Alfin 29" — Dr. Fritz Ehlotzky, Stuttgart
„Juma 29" — Dr. Fritz Ehlotzky, Stuttgart
„Alpha" — Karl Falge, Bremen
„Es liegt in der Luft" — Joh. Schmidt, Frankfurt a. M.-Nied.
„Zellkern" — Prof. Wilh. Büning, Berlin-Charlottenburg
„1928" — Otto Eichert, Ludwigsburg
„Orplid" — Phil. Stang, Düsseldorf
„Eigenheim" — Reinhard Claassen, Coburg
„Gewohnheit" — Valentin v. Berg, Berlin-Charlottenburg
„25 000" — Alwin Haus, Bielefeld
„Wer recht in Freude wohnen will" — Arthur Struck, Hamburg
„Für Euch" — Walter Lakomy, Obernigk-Breslau
„X Y Z" — Frau Ursula Weiß, Berlin-Zehlendorf
„Licht, Luft, Sonne" — Bernhard Zeppenfeld, Duisburg
„Bungalow" — Anton Benner und Eugen Blank, Frankfurt a. M.
„Für 30 000 Mark" — Kurt Schütz, Magdeburg
„Schneewittchen" — Bökels und Biskaborn, Düsseldorf
„Viel Sonne" — F. und C. Vogt, Berlin W.
„M 3" — Brunhilde Dreher, Konstanz
„Den Frauen" — Johann Stegmann, Berlin

*

Der zweite Teil der Verhandlung galt der Auslosung desjenigen baulustigen Lesers, der sich mit Hilfe der Spende der „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land (Berlin W. 8, Leipziger Platz 3) das preisgekrönte Haus errichten soll.

Digitized by Google

25000 Mark Baugeld

waren einem der Bezieher unserer Monatshefte zugedacht, die sich die Mühe genommen hatten, die von uns veröffentlichten Entwürfe zu prüfen, den ihnen am meisten zusagenden auszuwählen und auf dem mit dem Juniheft zur Ausgabe gelangten Stimmzettel zu bezeichnen. Von diesen freiwilligen Preisrichtern sollten an der Auslosung des 25 000-Mark-Preises der „Deutschland" diejenigen beteiligt sein, deren Stimmen durch ihr Übergewicht einen der 22 Entwürfe mit dem Zehntausend-Mark-Ehrensold des Verlags preisgekrönt hatten.

Also wanderten alle Stimmzettel für den Entwurf „Der Sonne zu" in eine eigens hergestellte Riesenurne, die tüchtig geschüttelt wurde. Durch eine handgroße Öffnung der Urne wurde eine der Karten aus dem Dunkel ans Licht gezogen. Sie wies als Bauherrn des neuen Monatsheft-Hauses Namen und Adresse auf von

Dr. med. Chr. Rath in Niemburg b. Halle.

Die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften und die Direktion der „Deutschland" entsandten umgehend einen Vertrauensmann zu dem vom Glück Auserwählten, um ihm Nachricht vom Ergebnis der Auslosung und die herzlichsten Wünsche zu überbringen.

Der junge Arzt, der seit wenigen Jahren verheiratet und junger Vater ist, besitzt noch kein eigenes Heim. Er hat nach Kriegsschluß in Südrußland noch schwere Erlebnisse durchmachen müssen, hat dann auch noch in der deutschen Heimat alle wirtschaftlichen Nöte des Studenten der Nachkriegszeit und der Inflationsjahre kennengelernt, bis es ihm gelang, sein Leben zu meistern. Auch bei noch kärglichen Einkünften ist er unsern Monatsheften schon seit Jahren ein treuer Freund. Nun wird ihm in seiner jungen Praxis, seiner jungen Ehe, seiner jungen Familie das von ihm selbst mit preisgekrönte Haus „Der Sonne zu" hoffentlich Glück und Segen bringen. Der Architekt Karl Keppler ist von uns gebeten worden, den Hausentwurf auch in allen Kleinigkeiten noch den Einzelwünschen des jungen Bauherrn anzupassen, und die „Deutschland" wird den Besitzer aufs beste betreuen, ihm mit Rat beistehen, ihm auch Mittel und Wege weisen, damit er ohne störende Belastung eine etwaige Überschreitung der vom Architekten auf 30 000 Mark bezifferten Gesamtbausumme zu tragen vermag.

Uns wird es eine besondere Genugtuung sein, unseren Lesern vielleicht schon übers Jahr im Bilde einen Einblick in das dann fertig dastehende und von hoffentlich recht glücklichen Menschenkindern bewohnte preisgekrönte Monatsheft-Haus „Der Sonne zu" zu geben.

Diejenigen unserer Leser, die ebenfalls dem Kepplerschen Entwurf den Preis zuerkannt und mithin die Anwartschaft auf das Baugeld gehabt haben, mögen sich damit trösten, daß der blinde Zufall hier wirklich eine Wahl getroffen hat, wie sie verständiger und gerechter kaum ein Gremium welt- und lebenserfahrener Menschenfreunde hätte ausüben können, und wir bitten sie: ihre Glückwünsche für das junge Heim und deren Bewohner mit den unseren zu vereinen.

*

Sofort nach der Entscheidung über die 10 000- und 5000-Mark-Preise des Verlags und den 25 000-Mark-Preis der „Deutschland" fand die Öffnung der noch übrigen 1121 Begleitbriefe statt, um an die darin genannten Namen und Adressen das gesamte Material an Entwürfen, Skizzen, Plänen und Textbeilagen wieder zurückgelangen zu lassen.

Noch einmal ward uns dabei klar, wieviel Fleiß und Können, Intelligenz und Geschmack in all den Arbeiten aufgestapelt lag. Jedem Bewerber sei heute noch einmal einzeln gedankt für die Mühe, der er sich durch die Beteiligung unterzogen, für die Geduld des Wartens auf die Entscheidung.

Sollte nicht jeder davon überzeugt sein, daß das Urteil des Prüfungsausschusses und der Spruch der Leserschaft die in Wahrheit Würdigsten herausgesucht habe, so mögen sie wenigstens den ehrlichen Willen aller zur Gerechtigkeit voraussetzen. Und immerhin bleibt ihnen der Trost: daß kein menschliches Unternehmen, so sorgfältig es erwogen, so fleißig und getreu es durchgeführt sein mag, vor Gott und der Welt vollkommen ist.

So hoffen wir also, daß auch bei denjenigen Preisbewerbern, denen das Glück diesmal nicht hold war, keinerlei Verstimmung zurückbleiben möge.

Vielleicht bietet in Jahr und Tag einmal auch ihnen ein neuer Wettbewerb eine lockende Aufgabe, eine neue Chance — und einen vollen Erfolg!

*

Die 22 Entwürfe, die unsern Lesern vorgelegen haben, bieten eine Art Übersicht über die ganze Entwicklung des Einfamilienhauses in den letzten zehn Jahren: beginnend mit Bauformen, die noch stark die alten Gesetze der Vorkriegszeit betonen, endigend mit Arbeiten, die sich den Forderungen der allerneuesten Richtung anpassen. Es fehlt kaum ein Glied in dieser großen Kette, die sich in ständiger Bewegung befindet.

Der Laie ist oft der Ansicht, daß Häuser mit schrägem Dach altmodisch, Häuser mit flachem Dach modern seien. Darin liegt ein Irrtum. Denn es gibt neuzeitlich gerichtete Architekten, die aus inneren oder äußeren

Digitized by Google

Gründen noch immer das schräge Dach bevorzugen. Und für andere wieder ist das ausgebaute oder auch nur aufgesetzte Dach lediglich eine Angelegenheit des Geldbeutels. Von großem Interesse ist es wohl nicht nur für unsere Freunde, sondern auch für alle Fachleute im Hochbauwesen, daß die unberechenbare Gunst einer deutschen Leserschaft, die in die Hunderttausende geht, einem Entwurf mit flachem Dach den Preis zuerkannt hat. Hinzuzufügen ist freilich, daß unter den Arbeiten, die — in weiterem Abstand — sich des Beifalls der freiwilligen Preisrichter am meisten rühmen durften, zwei Entwürfe mit dem alten, schrägen Dach zu bemerken sind: „1 = ∞" sowie „Grundriß".

Einzelne Bedenken wurden laut: in diesem vom Prüfungsausschuß vorgeführten Entwurf habe eine Hausangestelltenkammer gefehlt, in jenem der Platz für das Kleinauto, dort wieder der Wirtschaftsraum. Da sei darauf hingewiesen, daß manche Pläne wegen ihres unglücklichen Formats durch die gebotene Verkleinerung an Deutlichkeit besonders in der Beschriftung Einbuße erleiden mußten; auch konnten ja nicht sämtliche Pläne des betr. Einsenders gezeigt werden, die dem Prüfungsausschuß diesen oder jenen Punkt noch deutlicher entwickelt hatten.

Es wäre der Schriftleitung eine Genugtuung gewesen, die Arbeiten der engeren und engsten Wahl in einem Buch zu vereinigen. Der Verlag mußte von dem Plane aber leider Abstand nehmen, da schon zu viele der Beteiligten über ihre Arbeit anderweit verfügt haben.

Ein paar kleinere Ausstellungen an der von uns gestellten Aufgabe verdienen noch kurzes Verweilen. Eine Hausfrau vermißt z. B. den Trockenboden — übersieht aber, daß ein Trockenraum im Keller vorgesehen ist. Ein Baumeister liefert den wundervoll durchgeführten Plan für eine Gruppe von Siedlungshäusern und versteht den Verzicht auf deren Vorführung nicht, da ein Siedlungshaus sich doch viel billiger herstellen lasse als ein isoliert stehendes Einfamilienhaus. Gewiß, das ist zu bedenken — aber nicht für diesen Wettbewerb, sondern für einen späteren. Zahlreiche Zuschriften aus unserer Leserschaft dringen in uns: wir sollten uns auch einmal der Mietwohnung annehmen! Die Gemüter haben sich erhitzt, das ist wahr. Immerhin: das Interesse ist geweckt. Jeder Monatsheftleser, der die 22 Entwürfe aufmerksam durchgesehen hat, wird künftighin jedes ihm neue Einfamilienhaus mit kritisch geschultem Blick betreten, — und es wird unmöglich sein, daß je ein Bau seine Zustimmung findet, der nicht all die Eigenschaften aufweist, die ihm als fordernswert bei unseren einzelnen Entwürfen aufgefallen sind.

Der gemeinsame große Wohnraum wird sich wohl immer mehr durchsetzen. Ganz vereinzelt nur ließ sich in den Zuschriften, die die Schriftleitung erhielt, noch die Stimme vernehmen: Wo soll ich meinen Besuch empfangen? Daraus klang noch immer der Respekt vor der „kalten Pracht" unserer Großmütter, dem „heiligen Grab", wie der ungeheizte Empfangssalon genannt wurde, als man sich noch feierlich um den albumbeschwerten Tisch herumsetzte und einen steifen Besuch abfertigte. (Man gedenkt dabei der unglücklichen Kinder, die draußen schnell zurechtgezupft und gebürstet wurden, um dem Besuch ihren Knicks zu machen und von diesem nach der Schulklasse, dem letzten Zeugnis und anderen unangenehmen Dingen gefragt zu werden.) Der große Wohnraum dient heute allen Hausinsassen gemeinsam: Eltern und Kindern. Für Lektüre, Studium, Schularbeit, Spiel mit Baukasten und anderem geräuschvollem Werkzeug dient jedem Hausgenossen sein Einzelraum im Obergeschoß. Auch viele Ehepaare ziehen es vor, Wand an Wand statt Bett an Bett zu schlafen: ein Teil will im Bett noch lesen, oder Schnupfen und anderes Unwohlsein läßt die Isolierung wünschen, oder der Mann hat noch am Schreibtisch zu tun, während die Frau schon im Bett liegt, oder der Mann schläft schon fest, während die Frau noch dringende Handarbeit in ihrem Schlafzimmer erledigen muß. Die ältere Generation wird auch weiterhin das Doppelschlafzimmer vorziehen — die Jugend aber stimmte der Forderung, die unser Programm vorsah, in all ihren Zuschriften an uns zu.

★

Karl Keppler, der von sich sagen darf: Eines Morgens wachte ich auf und war berühmt! — ist unserer Einladung gefolgt und hat uns über seine Persönlichkeit ein paar kurze Aufzeichnungen geschickt, die wir hier zum Abdruck bringen. Er gab seiner herzlichen Freude über die große Stimmenmehrheit, die seinem Entwurf zuteil wurde, Ausdruck und bat die Schriftleitung: seinen Dank all unseren Lesern zu übermitteln, die ihm und seiner Arbeit den Preis zuerkannt haben.

„Ich bin am 25. Mai 1888 als zweiter Sohn des heute noch sehr rüstigen, zweiundachtzigjährigen jetzigen Privatmannes Georg Keppler in Stuttgart geboren. Nach Beendigung der achtjährigen Schulzeit in der Stuttgarter Bürgerschule stand ich, vierzehnjährig, in der Lehre als Steinhauer (nach den damaligen Vorschriften die Vorbereitung zum Bauhandwerk). Dann folgten sechs Semester an der Baugewerkschule (jetzt Höheren Bauschule). Dazwischen praktische Tätigkeit als Bautechniker und Bauführer in verschiedenen größeren Stuttgarter und auswärtigen Architektenfirmen und die zweijährige Militärzeit in Straßburg. Im Februar 1914 bestand ich die Baumeisterprüfung mit der Note IIa.

Seit März 1914 bin ich, durch den Krieg unterbrochen, in einer bekannten Architektenfirma Stuttgarts tätig. Den Krieg selbst

Digitized by Google

habe ich vom 2. August 1914 im Westen und im Osten bis zum Kriegsende mitgemacht und kam am 23. Dezember 1918 als Offizier-Stellvertreter mit dem E. K. I zurück.

Im Jahre 1917 verheiratete ich mich und bin Vater eines elfjährigen Jungen, der zur Zeit die erste Klasse der Realschule besucht.

Mein kleines, selbstgebautes Eigenheim, das ich im Jahre 1922 beziehen konnte, liegt inmitten von Baumgärten, unmittelbar am Wald und Südhang des Hasenbergs. Es bietet von seinen Terrassen einen herrlichen Blick auf Stuttgart und seine Höhen und seine Wälder. Außen ein einfaches Giebelhaus, ist es innen sehr zweckmäßig ausgestattet (Warmwasserheizung, elektrische Übergangsheizung, elektrischer Warmwasserspeier, eingebaute Schränke usw.).

Bemerken möchte ich noch, daß ich seit elf Jahren ununterbrochen Abonnent Ihrer — meiner Frau und mir sehr lieb gewordenen — Monatshefte bin. Auch möchte ich nicht verfehlen, Ihnen meinen ganz besonderen Dank für die im besten Sinne kulturfördernde Tat Ihres Preisausschreibens zu sagen."

★

Wir bringen hier aus dem seiner Zeit verkürzt wiedergegebenen Begleittext zu dem preisgekrönten Entwurf Karl Kepplers „Der Sonne zu" noch einige Zeilen, die die Fensterpartie des Wohnzimmers betreffen. Es heißt da:

„Unsere Fenster haben eine niedere Brüstung, die sowohl innen wie außen vorspringt und zum Aufstellen von Blumen, Kakteen usw. dient. Da unter der inneren Brüstung die Heizschlangen eingebaut sind, so haben wir außen den Sommer-, innen den Wintergarten. Die Fenster sind versenkbar, so daß wir an warmen Tagen Wohnzimmer, Terrasse und Garten vereinigen können. Wenn Sie nun noch hier in der einspringenden Ecke unseren Eßplatz sehen, so sind Wohn-, Musik- und Eßzimmer, Terrasse und Garten in glücklichster Weise vereinigt."

Auch schon vor der Preiszuerkennung haben sich aus dem Leserkreise zahlreiche freiwillige Kritiker eingehend und zustimmend über den Entwurf „Der Sonne zu" geäußert.

Der leitende Arzt eines Krankenhauses schrieb: „„Der Sonne zu' ist der in der Anlage einfachste und schnittigste Entwurf. Die Maße lassen sich nach Breite, Tiefe und Höhe in gleicher Weise vergrößern. Die hohen Fenster, versenkbar, im Wohnraum sind vom hygienischen Standpunkt aus ganz besonders empfehlenswert."

Ein Apotheker aus Göttingen, der in geistvoller Weise alle Entwürfe einzeln kritisierte, äußerte sich: „„Der Sonne zu' ist der einfachste und beste Entwurf. Klare Aufteilung der Räume, die alle — Ausnahme Schrankzimmer — Sonne haben. Ich gebe dem Entwurf den Preis."

Und als liebenswürdiger Abschluß sei hier noch der Brief eines jungen Ehemanns wiedergegeben: „Liebe Schriftleitung! — Seit einem Jahrzehnt arbeiten Sie an meinem Werden und Wachsen dadurch mit, daß ich Ihre Monatshefte beziehe. Ihr Preisausschreiben für ein Eigenhaus fand bei meiner Frau und mir größtes Interesse und machte uns Genuß und Freude. Vom Keller bis zum Obergeschoß kletterten wir in allen Plänen herum, verwarfen, billigten, begossen Blumen, nahmen Sonnenbäder, um nach manch eifrigen Debatten voll Gemeinsamkeit und Zerwürfnis uns auf das Ideal zu einigen. Und nun soll es an die Absendung des Stimmzettels gehen; ich blättere Ihr Juniheft vor und zurück, finde allerlei Beilagen, aber keinen Stimmzettel. Meine Frau hat auch keinen Erfolg, und die Enttäuschung ist groß. Der Ausweg ist bald gefunden: ich fahre zur Stadt, um ein weiteres Juniheft zu kaufen. Aber Schicksalstücke läßt mich nirgends mehr ein Heft finden. Mißmutig trat ich den Heimweg an. Bald fließen Tränen, denn meine Frau weiß bestimmt, daß unser Ideal die meisten Stimmen bekommt und daß das Los dann auf uns fällt; sie hat's schon geträumt! — Ich sah meine Frau zum erstenmal weinen! Von den Tränen bis zum Ausspruch, daß i ch daran schuld bin, daß wir nun ohne Eigenheim weiter leben müssen und nun nie — nie — mehr! — — Ach, es ist zu gräßlich! Haben Sie, bitte, Mitgefühl und Verständnis! Ich gebe Ihnen Vollmacht, in meinem Namen einen Stimmzettel auszufüllen mit dem Kennwort:

‚Der Sonne zu!'

Wenn ich Ihnen zurufe: ‚Denken Sie an die Tränen meiner Frau!' — so weiß ich, daß Sie meine Bitte erfüllen. Voll Dank und Glück allzeit Ihr ergebener R. G."

★

Noch einmal Dank allen, die uns ihre Arbeit und ihr Vertrauen schenkten. Dank allen Lesern für ihre sichtbarliche Anteilnahme.

Die Früchte der aufgebotenen Mühe, der aufgebrachten Opfer werden nicht wir allein ernten: im ganzen Gewerbe des Einfamilien-Hausbaus dürfte es sich bemerkbar machen, daß Hunderttausende der gebildetsten Kreise Deutschlands sich viele Monate hindurch ernsthaft mit diesen Angelegenheiten beschäftigt haben. Sie haben dabei gelernt — und die Männer vom Fach haben Fühlung bekommen mit den Wünschen großer Gruppen unseres Volkes. Mag in Einzelheiten auch mancher Widerspruch hängen geblieben sein, der unlösbar ist wie jeder Gegensatz in Geschmacksdingen, — die ganze Bewegung dürfte von Segen sein!

Die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Digitized by Google

Cocktails

Von Kasimir Edschmid

Gott weiß, woher diese merkwürdigen Getränke ihren Namen haben, denn mit Hahnenschwänzen haben sie wenig zu tun. Washington Irving erwähnt sie schon vor hundert Jahren unter diesem Stichwort. Es gibt auch eine Anzahl rührseliger Geschichten über den Ursprung des Wortes. Wahrscheinlich haben Spanier oder Portugiesen in Amerika nach ihren Hahnenkämpfen ihre scharfen Weine gemischt und den Sieger gefeiert — und so ist der Name geblieben. Das ist schon lange her, und wer die höllische Passion kennt, mit der die südlichen Nationen diese Vogelduelle durcherleben, weiß wohl, daß von dieser Leidenschaft schließlich alles abgeleitet werden kann, ganz sicher der Name eines Getränks. Und schließlich, so interessant diese Frage ist, so gleichgültig ist sie endlich. Von hundert Leuten, die das Wort Cocktail aussprechen, denken neunundneunzig nicht mehr an den ursprünglichen Sinn des Wortes, denn das Wort ist bereits eine festumrissene Vorstellung geworden. Von was? Nun, im Grunde wohl von einer recht snobistischen Sitte.

Hand aufs Herz, von tausend Cocktail-Trinkern in Deutschland schmeckt nur hundert ein Cocktail wirklich, genau so, wie den meisten Whisky-Trinkern der Whisky gar nicht schmeckt. Aber der Cocktail ist ein artiges Symbol neuer Lebenseinstellung und neuer Lebenseinteilung geworden und hat damit eine Macht bekommen, die über die Geschmacksnerven und ihre Wünsche weit hinausgeht. Es gab früher Zeiten, wo man sich, mittags, zu Met-Bier zusammensetzte, andere Zeiten wieder, wo man Wein trank, andere, wo man sich zu Kaffee und Tee einlud — — — und alle diese Getränke bezeichneten gleichzeitig den Grad der Geselligkeit, den Rang der kulturellen Interessen und schließlich auch das Tempo, in dem man zu existieren gewohnt war. Nun arrangieren die Leute ihre „Cocktail-Parties", mischen in silbernen Bechern scharfe und süße Weine und Liköre, stehen herum und fahren wieder fort. Was ist der Unterschied gegen früher? · Alles ist rascher, intensiver und blitzender geworden. Besser? Kaum. Schlechter? Das weiß man nicht. Aber immerhin ist alles im Grund durch seine Kürze, seine Exaktheit und seine Ungezwungenheit wahrscheinlich etwas weniger langweilig als früher.

Was ist nun das Geheimnis der Cocktails? Ich entsinne mich des englischen Entenjägers Smith, der während der nervenaufpeitschenden Langeweile seines stundenlangen Auf-der-Lauerliegens an nichts als an neue Misch-Möglichkeiten dachte. Er ist, glaube ich, der Erfinder des Cocktail mit Zusatz von Worchestersauce. Auch erfand er sich eine eigene Philosophie von Cocktailmischungen. Für trübe Tage hatte er besonders niedrig und „sec" gestimmte Zusammensetzungen. An Tagen mit Sonne und guter Beute hatte er feurige Cocktails. Wenn man sein rotes Irengesicht ansah, konnte man daran glauben, daß die Cocktails die Erfindung von Liebhabern des Hahnenduells seien, von Leuten solch südlicher Einbildungskraft, daß sie ihren Triumph auch auf die schärfste Weise in ihren Getränken ausgedrückt sehen wollten. Was übrigens die viele Zeit betrifft, so kamen mir im Sudan öfters junge englische Offiziere mit der Neuigkeit entgegen, daß sie einen neuen Cocktail entdeckt hätten. Diese jungen Leute lagen tagelang von Bahn und Schiff entfernt mit einem Eingeborenenhaufen irgendwo und hatten den ganzen Tag nichts zu tun, als zu schlafen. In den kühleren Morgen- und Abendstunden exerzierten sie ihre Leute. Abends zogen sie ihren Smoking an und setzten sich vor ihre Baracke und aßen ihre anständigen Konserven und mischten sich ihren Cocktail und blätterten in ihren Magazins. Sie gehörten zu den wenigen Menschen, die heute noch Zeit haben, sie hatten eben notgedrungen Zeit und gehörten also zu den zwangsläufigen Erfindern. Sie erfanden neue Cocktails für die Leute, die gar keine Zeit haben und daher rascher und lieber einen Cocktail trinken als einen umständlich zubereiteten Tee, bei dem sie sich noch unterhalten müssen.

In Venedig erlebte ich während einer Cocktail-Party bei Tolentino im „Sous le Toit" seines Palazzo sogar, daß man Cocktails mit hygienischer Nutzanwendung herstellen kann. Damals waren gerade die Side-Car-Cocktails aufgekommen. Sie sind deshalb merkwürdig, weil sie keinen Gin enthalten, aber viel Zitronensaft, gemischt mit Cointreau. Es war eine sehr gemixte Gesellschaft da, was die Nationalitäten betrifft. Tolentino hat wohl die erlesensten alten Möbel, die ein venezianisches Privathaus besitzt. Es wurde getanzt und ein lebender Film aufgeführt. Und am Schluß teilte

Digitized by Google

gnora Cavalieri die von ihr erfundenen ...pirin-Cocktails aus. Sie schmeckten nicht ... und sollten vor den Schädigungen der vorher genommenen Side-Cars bewahren. Ein Teil der „Party" fuhr um sechs Uhr mit dem Frühzug nach Triest, um für alle Fälle noch ein Dampfbad zu nehmen, was es in Venedig nicht gibt: Sechs Stunden Schiff oder vier Eisenbahn! Venedig ist ein entzückender Ort für Menschen, die viel Zeit besitzen und Phantasie genug haben, unter Umständen Erfinder zu werden.

Der bekannteste Cocktail ist der „Martini". Er wird gemischt aus halb Gin und halb französischem Wermut. Vielleicht ein wenig Zitrone dazu, aber nur eine Idee. Der französische Wermut ist ein herbes, feuriges Getränk, während der italienische viel süßer und öliger ist. Dieser Cocktail ist recht „sec". Ein anderes Martini-Rezept mischt ihn aus halb Gin, aus einem Viertel französischem und einem Viertel italienischem Wermut. Sofort dringt der eigentümliche Geschmack des italienischen Getränks durch und dominiert. Es gibt Leute, die den einen Cocktail ausgezeichnet und den anderen abscheulich finden. Man kann die beiden Cocktails noch einmal dadurch nüancieren, indem man ihnen noch zwei Tropfen Angostura-Bitter hinzufügt. Sofort sind sie wieder andere Getränke, allerdings im Rahmen jenes Geschmacksradius, der für zusammengesetzte Getränke [illegible] Martini umschlossen wird.

[illegible] bekannt ist auch der Mahattan-Cocktail, der nimmt dazu statt Gin einfach [illegible] und zwar mehr Whisky als italienischen Wermut und fügt noch etwas Angostura hinzu. Wenn man statt Wermut einen Löffel Sirup nimmt und etwas mehr Angostura, so ist es ein Whisky-Cocktail.

Wer Einbildungskraft hat, sieht schon von selbst, welches Feld der Möglichkeiten offen steht. Je nachdem man Maraschino oder Absinth, Kognak oder Ginger Ale, Kirschwasser oder Sekt, Aprikosen-Brandy oder Sherry, Bier, Zitronensaft, Eier, Whisky, Curaçao, Gin, Benediktine, Soda, Grenadine, Rum, Kandiszucker, Derbysauce, Austern, Pfeffer, Allasch, Milch, Bordeauxwein, Pfefferminz, Anis, Portwein, Kakao mischt und eine Kirsche, eine Olive oder ein Stück Ananas hineintut . . . je nachdem man diese Batterie von Flüssigkeiten teilt, zusammensetzt, aufeinander abstimmt, um so größer werden die Unterschiede, um so enormer die Effekte. Ein glänzendes Gesellschaftsspiel mit Alkohol. Ein Erfindertraum, an dem selbst die Frauen teilnehmen. Und schließlich der Ausdruck einer Zeit, die keine langen Gelage mehr liebt, keine großen Mengen von Getränken, sondern kleine, heftige und scharfe Portionen, konzentrierte Sachen, die man nach Laune, Gelegenheit und Stimmung unzählig variieren kann. So blödsinnig der Snobismus ist, mittags um fünf sich hinzusetzen und scharf gemixte Alkoholika zu trinken, weil die Mode für „Cocktail-Parties" ist, so angenehm ist gelegentlich aber auch ein Cocktail, der belebend in den Körper fährt. Für manche Gelegenheiten haben die Cocktails sogar recht viel Sinn.

Bei großen Dinners, wo die Leute lange herumstehen, ehe zu Tisch gegangen wird, und wo die Leute sich oft wenig kennen, bringen herumgereichte Cocktails nicht nur Bewegung, sondern auch Belebung. Die Amerikaner, welche die Cocktails, Cobblers, Flips usw. ja erfunden haben, handelten psychologisch ganz richtig, wenn sie Cocktails vor Tisch servieren ließen. Die Gäste wurden animiert und saßen nicht das halbe Dinner todlangweilig nebeneinander, bis die Weine wirkten. Man kann beim besten Willen nicht verlangen, daß Leute, die eben erst aus ihrer intensiven Arbeit in ihren Frack gesprungen waren, zehn Minuten später liebenswürdige Unterhalter und Bonvivants sind, die allen ihren Kram vergessen haben. Hierfür ist ein Cocktail ausgezeichnet, er gibt einen Stoß. Er wirkt gesellschaftsbildend — und belebend. Aus reinen Sachen gemischt ist er auch gesund, genau wie Whisky gesund ist, der desinfiziert und selbst in den Tropen ein Freund der Menschen ist.

Eigentlich kann man von Cocktails nicht reden, ohne von der Bar zu sprechen, jener amerikanischen Einrichtung, die sich Europa in dem Augenblick erobert hat, wo die Amerikaner ihr Land trocken setzten. Die Welle des Barbetriebs ist jetzt wieder etwas zurückgegangen. Aber es gab eine Zeit, wo sogar die Franzosen der Suggestion dieses Namens erlagen, und sogar die Riviera vollständig amerikanisiert war und jedes Loch seinen poetischen Namen in „Bar américain" abgewandelt hatte. In Paris erstanden damals überall die „Grillrooms". Sie sind fast alle jetzt in einer so tüchtigen Reaktion, wie sie nur die Franzosen fertig bekommen, in Restaurants umgewandelt worden, welche die regionale Provinzküche pflegen. Für die Fremden heißt das bekannteste Lokal davon „Rotisserie de la reine Pedauc". Das beste und unbekannteste an der Gare Montparnasse heißt „Trianon". Es gibt aber auch eine gute „Rotisserie St. Michel".

Kurzum: die Bar ist ein Bestandteil des augenblicklichen Lebens geworden, sie fehlt in keinem Hotel, ist eine Barriere, woher

Digitized by Google

der Name wohl kommt, eine Barriere gegen den Raum, und bringt einen neuen Stil der Gemütlichkeit. Man steht, man sitzt auf einem dandyhaft hohen Stuhl, plaudert, trinkt und geht. Man sieht: jedes Arrangement, das Bestellen, Gebrachtbekommen, das Platznehmen, kurz alle Umständlichkeit fehlt. Ein paar Stühle, ein paar kleine Tische, einige Klubsessel — man hat seine Ruhe. Auf dem Bartisch stehen die netten Sachen, die zu den Cocktails gehören: gesalzene Mandeln, Chips, geröstete Kaffeebohnen, etwas Zimt. Ein paar Toasts mit Gänseleber und Tomate darüber oder warme Biskuits mit Käse und rotem Pfeffer. Zwanglos alles und männlich. Eine Art in die Öffentlichkeit getragener Klubs. Der Hausmeister der Bar ist der Mixer. Er hat immer neue Rezepte und hantiert mit seinem Apparat auf eine eben so fixe wie bewundernswerte Weise.

In seiner Präzision sieht der Ort, wo die Cocktails hergestellt werden, wie ein Waffenlager aus. Alles ist hell und blitzt. Dauernd dreht der Mann, der dies alles beherrscht, Hähne auf, läßt Dampf entweichen, Wasser sprühen, schabt Eis von einem Block, schüttet Ingredienzien in einen Becher und macht dann jene unbeschreibliche Athletenbewegung, die nur der kennt, der sie probiert hat und nachher tagelang seine Schultern spürt: er ergreift den Shaker und schüttelt das Zeug durcheinander. Es sieht aus, als sei ein Wahnsinniger gefesselt worden und suche mit hochrotem Kopf sich zu befreien. Er schüttelt die um blitzendes Metall geschlagenen Hände nach oben, seitlich, nach unten und scheint sie schließlich beschwörend über das Haupt erheben zu wollen. Da bricht die Prodezur ab. Mit einem Lächeln gießt er das Getränk in das Glas, während er den Deckel des Shakers abhebt und das kleingeschlagene Eis herausklopft. Die Shakers übrigens waren auch einmal eine Sekte, die sich Ende des 18. Jahrhunderts von den Quäkern trennte, unter Anna Lee nach Amerika auswanderte und Eheloſigkeit und Gütergemeinschaft forderte. Ich bin nicht dahinter gekommen, ob ihr Programm in demselben mythologischen Verhältnis steht zu dem Mixbecher, wie die Cocktails zu den Hahnenschwänzen.

Wenn der Cocktail besonders raffiniert wirken soll, verwandelt sich das Glas, in dem er sich befindet, in eine Art Krustentier. Der Rand des Glases wird mit Zitronensaft bespritzt und dann in Zucker getaucht, und man trinkt mit Hilfe einer eingelegten Zitronenscheibe den Cocktail zweimal verschärft. Flips, die mit Eiern im Shaker zurechtgeschüttelt werden, sind Cocktails für Damen. Cobblers werden besonders im Sommer getrunken, es sind mit vielen Früchten zusammengestellte Cocktails. Das geht so weiter bis über die Sours, bei denen immer Zitrone hineingemischt ist, über die Toddies und Slings, die Punsche und Grogs bis zu den Getränken, wo die Liköre beileibe nicht gemischt werden dürfen, sondern übereinander in ihren Farben irisierend ein leicht irrsinniges Bild snobistischer Narrheit darstellen. Der ganze Cocktail-Wahnsinn ist teils eine amüsante Spielerei, teils eine Mode, teils aber wirklich nicht übel. Aber ein reiner, guter Whisky ist immer ein netteres und anständigeres Männergetränk als alle Mischungen der Welt.

Wie sehr die Sitte des Mischens aber schon in die Gesellschaft übergegangen ist, erlebt man jeden Tag. Früher gab es Zeiten, wo die Dame des Hauses einen Gast mit Blumen, mit Brot und Salz, mit einem Bad oder mit einem Glas Wasser empfing. Heute sieht man, in einem neuen Mythos, die Dame des Hauses vor dem Dinner, mit dem Shaker in den Händen, mitten unter den Gästen stehen, und, schüttelnd, wie von einem Charleston der Arme ergriffen, einen Cocktail bereiten. Sicher haben sich die Damen der Antike weniger angestrengt.

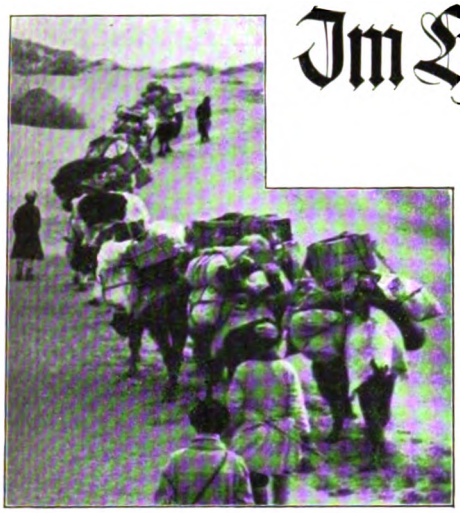
Ein Nichts aus Nichts

Von Börries, Frhr. von Münchhausen

Du holder Wiesenhang,
Darauf ich hingebogen
Der Glockenblumen Klang
In mich gesogen,

Aus seidnem Flockengras
Das Traumgespinst begonnen,
Daraus – ich weiß nicht was –
Wohl dieses Lied gesponnen...

Digitized by Google



Im Herzen Asiens — Chinesisch-Turkistan

Von Dr. E. Trinkler

Leiter der Deutschen Zentralasien-Expedition 1927—1928

Photographische Aufnahmen von W. Boßhard

Es gibt im Herzen Asiens zwei Länder, die als Turkistan, d. h. als „Land der Türken" bezeichnet werden. Ist dem Namen Turkistan keine nähere Erklärung beigefügt, so darf man wohl ohne weiteres annehmen, daß es sich um das ehemalige „Russisch-Turkistan" handelt, dessen größter Teil heute zur autonomen Sowjet-Republik „Usbekistan" geworden ist. Die Prachtbauten in den alten Städten von Samarkand und Buchara, den alten Hochburgen des Islams, erzählen uns von der hochentwickelten islamischen Kultur, die einst dort geherrscht hat.

„Ost- oder Chinesisch-Turkistan" heißt aber das Land, das von Usbekistan durch das „Dach der Welt", durch den Gebirgsknoten des „Pamir" getrennt ist. Die Chinesen bezeichnen diese am weitesten westlich gelegene Provinz ihres großen Reiches als „Hsin-Kiang". Der Reisende, der zum ersten Male Ost-Turkistan betritt, wird erstaunt sein, wenn er erfährt, daß nicht nur für das Land ein chinesischer Name im Gebrauch ist, sondern ebenso auch für die großen Städte. Man hört nicht nur die auf unseren Atlanten eingetragenen türkischen Ortsnamen,

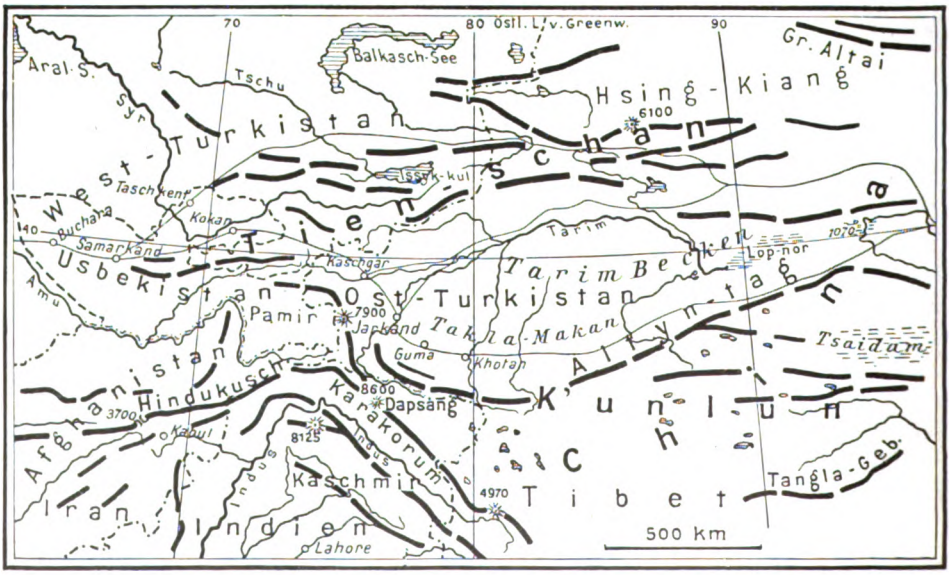
Jarkendi-Frauen in alten, gestickten Seidengewändern

Digitized by Google

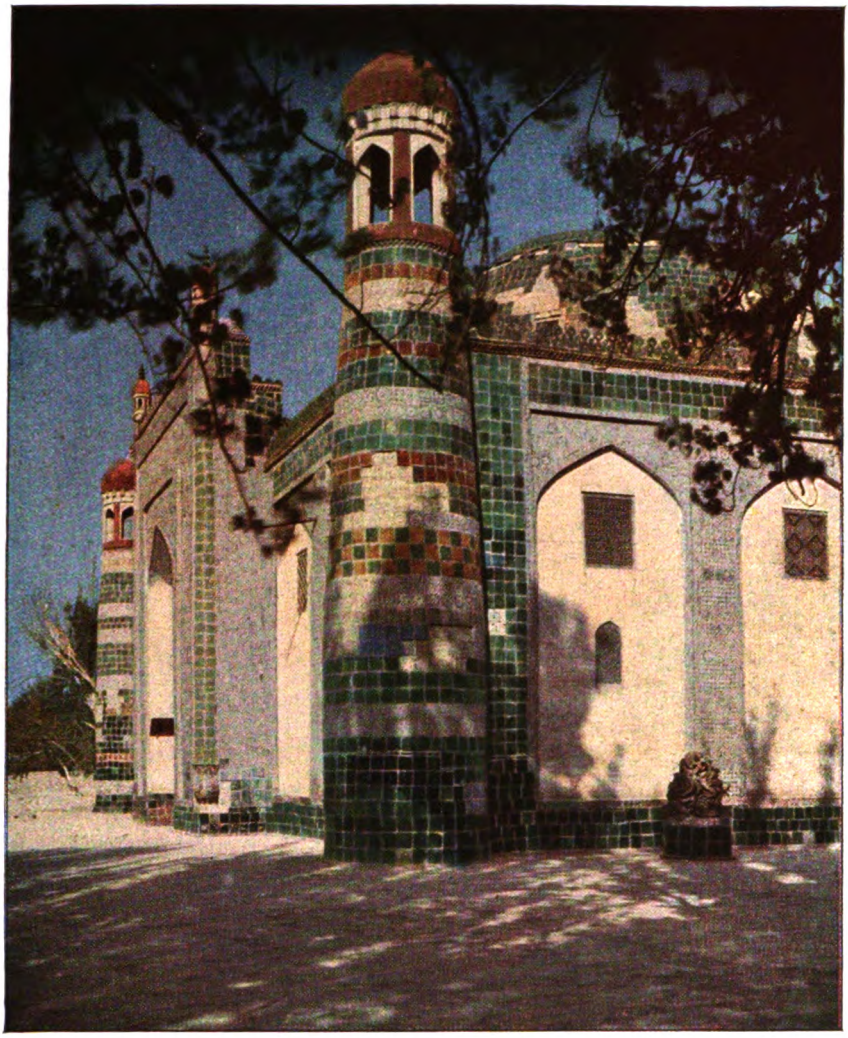
Khotan-Teppich

wie Kaschgar, Jarkend, Khotan und Guma, sondern auch die alten, chinesischen Namen, die uns schon durch die chinesischen Annalen und durch die Reisebeschreibung des chinesisch-buddhistischen Pilgers Hsüang-tsang überliefert sind. So heißen heute offiziell noch Kaschgar = Su-Le, Khotan = Yü-t'ien, Jarkend = So-tsche und Guma = Pisa. Diese Namen gelten auch für den Postverkehr, und so finden wir sie noch heute auf den Poststempeln wieder.

Bei Durchsicht der älteren Reisewerke über dieses Land wird sich der Leser eigentlich gar nicht so recht bewußt, daß Ost-Turkistan eine Provinz Chinas, ja, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, eine Kolonie Chinas ist. Das „Reich der Mitte" hat seine Stellung in Hsin-Kiang grade im Laufe des letzten Jahr-



Digitized by Google



Die Hasret Apak-Moschee in Kaschgar

zehntes sehr gefestigt und seine Verwaltung ausgebaut, und es ist vielleicht diesem Umstand zuzuschreiben, daß das chinesische Element in den älteren Reisewerken nicht so stark betont wurde.

Heute hat fast jede Stadt einen „Amban" oder chinesischen Distrikts-Gouverneur, während vor 20 bis 30 Jahren nur in den allergrößten Städten Vertreter der Regierung saßen. Die Chinesen haben also in diesem Lande die Zügel fester in die Hand genommen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nun jede Partei, die gerade im Mutterlande die Herrschaft in Händen hält, auch fest auf die Unterstützung Hsin-Kiangs rechnen kann. Bisher hat der Gouverneur dieser Provinz sich zwar in wichtigen Fragen, besonders was die der Außenpolitik anbelangt, der gerade in China am Ruder befindlichen Partei untergeordnet. Ob dieses aber immer der Fall sein wird, ist eine andere Frage.

Von den europäischen Mächten sind handelspolitisch vorerst nur England und Rußland interessiert. Beide Länder unterhalten in Kaschgar ein Generalkonsulat.

Außer der Überwachung der wirtschaftlichen Interessen müssen diese Konsulate aber auch als wichtige politische Außenposten der beiden großen europäischen Mächte in Asien angesehen werden.

Digitized by Google

Halbblutmädchen
(Vater Chinese, Mutter Türkin)

Wie überall in Asien, so stoßen auch hier die Gegensätze dieser beiden Reiche aufeinander. Das Fiasko, das die Bolschewisten in China erlitten haben, hat sich auch in Turkistan ausgewirkt: Die Stellung und das Ansehen der Sowjet-Republik sind hier untergraben, das Wort „Bolschi" ist bei der türkischen Bevölkerung zu einem sehr beliebten Schimpfwort geworden!

Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns, daß Ost-Turkistan fast ganz von der Außenwelt abgeschlossen ist, denn die großen Gebirgsrücken des K'unlun und Tien-schan, wie auch der Pamir umklammern gleichsam das Tarim-Becken im Norden, Westen und Süden. Nur im Osten ist das Land geöffnet, aber Wüsten, kahle Felsberge und Salzsümpfe erschweren dort den Verkehr mit den östlicher gelegenen Gebieten. Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß Zweidrittel des Landes Wüste ist, und zwar Sand-, Kies- und Tonwüste. Wer glaubt, in den randlichen Hochgebirgen, deren Gipfel bis 7000 Meter aufragen, überall Alpenszenerien zu finden, wird enttäuscht sein, denn auch das Gebirge ist meistenteils nichts als öde, kahle Felswüste. Der Mangel an Niederschlägen, das dürre Klima lassen es hier nicht zur Entstehung von Wäldern und Baumwuchs kommen, in schmalem Bande umsäumt die Vegetation die Flüsse.

Nur wo das Gebirge bis zu Höhen von 5000 Meter und mehr anschwillt, nähert sich das Bild unseren Alpenszenerien. Aber wir vermissen auch hier die großen, weißen Gletscherzungen, denn es kommt nur zur Ausbildung von Hängergletschern. Hier in den Hochtälern des K'unlun hausen die Kirgisen. Mit ihren runden Filzzelten oder „Jurten" ziehen sie von Lagerplatz zu Lagerplatz und kennen sich selbst in den entlegensten und versteckteſten Seitentälern gut aus. Diese K'unlun-Kirgisen sind, wie ihre Stammesgenossen im Pamir und Tien-schan, äußerst gastfreundlich. Nie werde ich den Empfang vergessen, den sie meiner Expedition bereiteten, als wir im Oktober 1927 nach einer schwierigen Durchquerung des unbewohnten nordwest-tibetischen Hochlandes in einer ihrer kleinen Siedlungen landeten.

Malerische Schluchttäler durchschneiden die Berge. Senkrecht fallen die Felswände oft zum schäumenden Gebirgsbache ab. Manche Flüsse haben sich in derartig engen Schluchten durch die Bergketten gesägt, daß ein Begehen dieser Täler nur im Winter möglich ist. Auch im Herbst hat man die Flüsse oft an einem Tage mehr als zwanzigmal zu durchreiten. Steinschlag, Bergrutsche, plötzlich einsetzendes Hochwasser bilden eine stete Gefahr für den Reisenden.

Die große Wüste Chinesisch-Turkistans, die „Takla-Makan", bietet wohl ebensoviel reizvolle Bilder wie das Gebirgsland. Dem Leser mag dies zunächst etwas unglaubhaft klingen, aber das Bild der Wüste ist durchaus nicht so eintönig, wie man es allgemein annimmt. Der Reiz, den auf mich die großen Wüstenreisen immer ausübten, lag nicht nur in dem Gefühl der Verantwortung, die man mit der Führung der Karawane in dem schwierigen Gelände übernommen hatte, sondern auch in den wirklich schönen und faszinierenden Bildern, die uns die große Wüste zeigt. Die Beleuchtungseffekte sind äußerst malerisch und geben zu den verschiedensten Stimmungen Anlaß. Am stärksten aber wirkt meines Erachtens die Wüste durch die tiefe Grabesstille, durch das große Schweigen, das über ihr liegt. Ich bin oft stundenlang ganz allein durch das Sandmeer gewandert, wenn ich der Karawane weit vorauseilte, und ich habe diese tiefe Ruhe unendlich wohltuend empfunden. Hier wurde man durch nichts, aber auch durch gar nichts mehr abgelenkt

Digitized by Google

Ambandiener

und hier lernte man sich selbst erst richtig kennen, hatte man doch Zeit und Ruhe genug, über sein ganzes Leben nachzudenken.

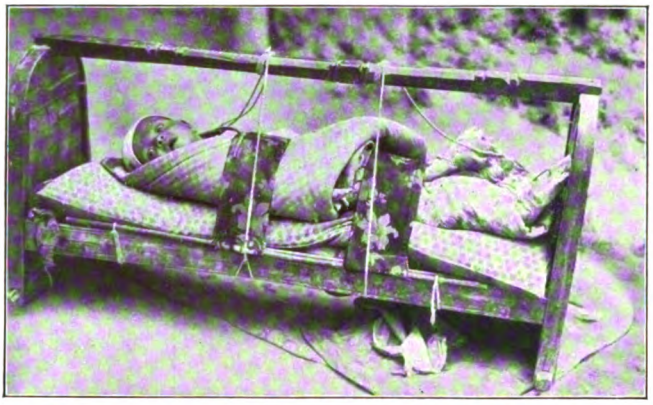
Interessante Bilder treten dem Reisenden am Wüstenrande entgegen, wo sich der Kampf zwischen dem vordringenden Sande und der Vegetation abspielt. Da hier im Tarim-Becken infolge einer langsam vor sich gehenden Austrocknung im Laufe der geschichtlichen Zeit die Wassermenge der Flüsse beträchtlich zurückgegangen ist, so dehnen sich am Wüstenrande große, abgestorbene Pappelwälder aus, die zu den phantastischsten Bildern Anlaß geben.

Am Südrande der Takla-Makan findet der Wanderer an manchen Stellen Heiligengräber oder „Masare", die mit Stangen und Wimpeln geschmückt sind. Oft sind diese Gräber an den Stellen angelegt, wo ehemals vor dem Eindringen des Islams buddhistische Heiligtümer bestanden. Dieses trifft z. B. auch für den Schrein von Kum-Rabat-Padschah zu, der Tausende von heiligen Tauben beherbergt. Diese Tiere sollen die Nachkommen eines Taubenpaares sein, das auf wunderbare Weise aus dem Herzen des heiligen Imam Schakir Padschah erschien, der in der Schlacht mit den ungläubigen Buddhisten von Khotan den Tod fand.

Wenn dieses Land gegen den Westen auch durch die hohen Gebirge abgeschlossen ist, so war es trotzdem in alten Zeiten ein wichtiges Durchzugsland. Ehe der Seeweg nach Ost-Asien bekannt war, vollzog sich der Handel zwischen China und dem Westen auf dem Wege durch Turkistan, und er folgte den großen, alten Seidenstraßen.

Um das heutige Bild des Landes verstehen zu können, müssen wir zunächst einen Rückblick auf seine Entwicklung werfen. Chinesisch-Turkistan hat eine recht wechselvolle Geschichte hinter sich, und diese spiegelt sich in den alten Kunstwerken und in der Zusammensetzung der Bevölkerung des Landes wider. In den ältesten Zeiten, mit dem Beginn der geschichtlichen Überlieferung bis zum 8.—9. Jahrhundert n. Chr., war dieses Land noch kein „Turkistan", denn zu jener Zeit saßen ganz andere Rassen und Völkerstämme im Tarim-Becken. Durch die großen archäologischen Expeditionen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte

Digitized by Google



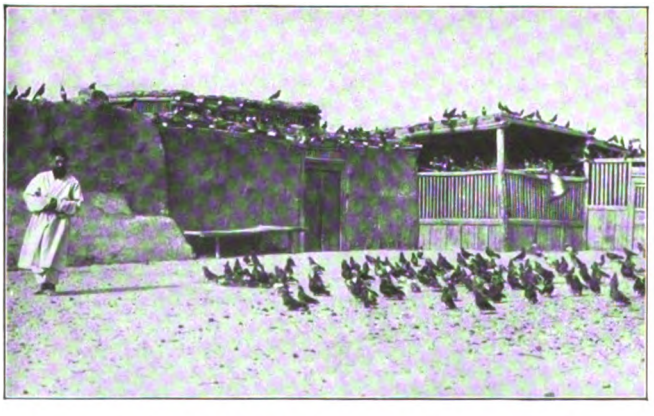
Wiege mit Kind

von deutscher, englischer und französischer Seite unternommen wurden, haben wir eine umfassende Kenntnis von den Kulturen und Kulturströmungen erhalten, die sich in diesem Lande ausgewirkt und vermischt haben. Aus den Manuskriptfunden haben wir erfahren, daß im ersten nachchristlichen Jahrtausend in Ost-Turkistan eine indogermanische Bevölkerung saß, und daß der Buddhismus in hoher Blüte stand. Das letztere bezeugen uns nicht nur die alten buddhistischen Texte und die Berichte der chinesischen Pilger (Fa-hien 399—400, Sung-Yün um 510, und vor allem Hsüan-tsang 629—645 n. Chr.), sondern auch die vielen buddhistischen Ruinen, die, heute zum Teil verfallen und unter Sand begraben, uns ein Bild von der hochstehenden buddhistischen Kultur übermittelt haben. Diese buddhistischen Kunstwerke, so besonders die Plastiken, sind im Gandhara-Stil gehalten, d. h. sie zeigen deutlich die für die alten Plastiken Nordwest-Indiens so charakteristische, hellenistische Beeinflussung. Diese Kunst ist sehr wahrscheinlich in erster Linie auf dem Wege durch Afghanistan ins Tarim-Becken gekommen, finden wir doch auch in Afghanistan überall buddhistische Kunstwerke im hellenisierenden Gandhara-Stil. —

Die großen Stupas, die noch an einigen Stellen in Turkistan erhalten sind,

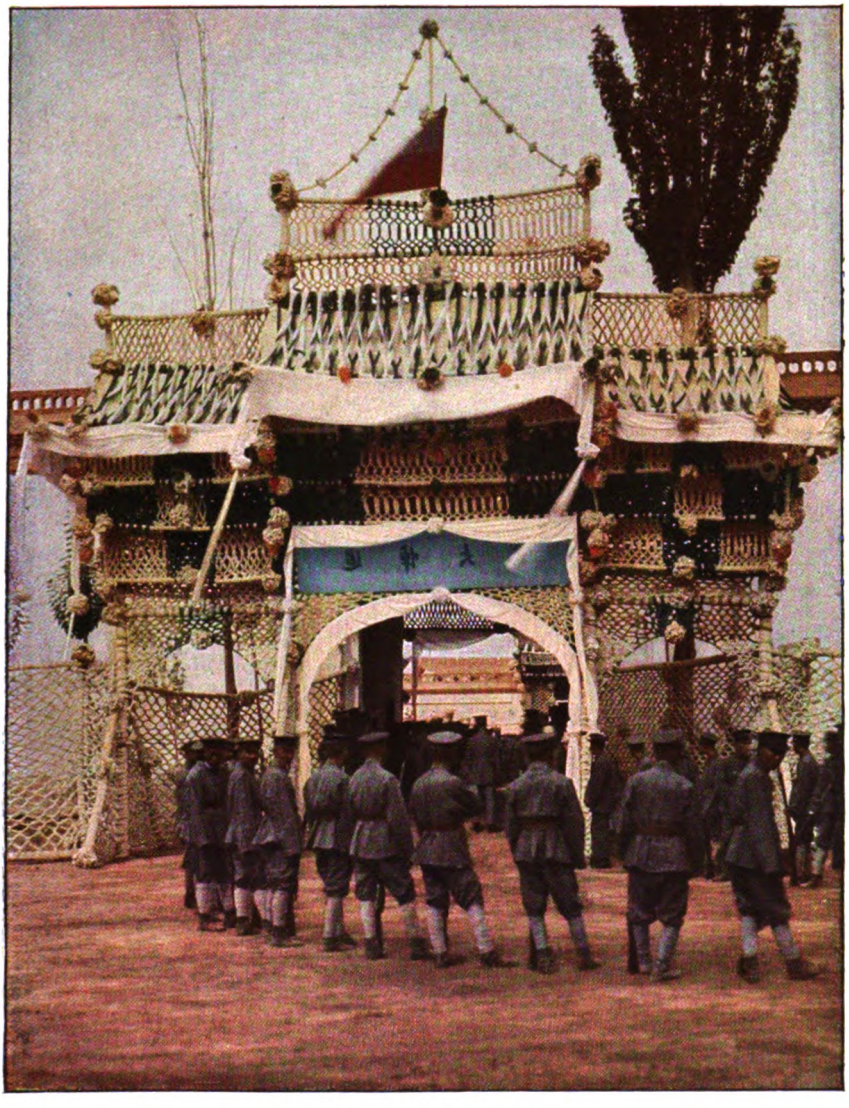
Jadeschleifer in Khotan

müssen einst wahre Prachtbauten gewesen sein, wie der große Stupa von Rawak, nördlich von Khotan, der heute zum größten Teile unter den Sandwehen begraben ist. Mir gelang es, an dieser alten Turmruine im Laufe einiger Grabungsarbeiten eine ganze Anzahl lebensgroßer, buddhistischer Statuen freizulegen, deren in schönem Faltenwurf fallende Gewänder eine tiefrote Bemalung zeigten und deren Köpfe einst ver-



Ein Taubenheiligtum in der Takla-Makan-Wüste

Digitized by Google



Toreingang im Yamen von Kaschgar. Anläßlich der Ermordung des Generalgouverneurs Yang-Tsen-Hsin (7. Juli 1928) in den weißen Trauerfarben geschmückt

goldet gewesen sein müssen. Auch der englische Archäologe, Sir Aurel Stein, hatte einst an dieser Ruine gegraben und an einer anderen Front der den Stupa umgebenden Galerie große Statuen gefunden.

Als im 10. Jahrhundert n. Chr. der Islam seinen Einzug in dieses Land hielt und den von den indo-germanischen Völkern, den Yüetschi oder den „Indoskythen", den iranischen Saken, den Tocharern, und den inzwischen eingewanderten Türken gestützten Buddhismus mit Feuer und Schwert ausrottete, war der hochentwickelten Kultur des Landes der Todesstoß versetzt. Was sich an islamischen Bauten heute noch im Lande erhalten hat, hält einem Vergleich mit den Prachtdenkmälern islamischer Baukunst in Samarkand, Buchara oder Iran nicht stand. Ein schwacher Anklang ist die Hasret-Apak-Moschee in Kaschgar, deren blaugrüner Kachelschmuck an die Bauten des Registan in Samarkand sowie an Timurs Grabmal erinnert.

Khotan war, was den Süden des Landes anbetrifft, in der buddhistischen Zeit die blü-

Digitized by Google

Jarkendi-Mädchen in bunten gestickten Kleidern

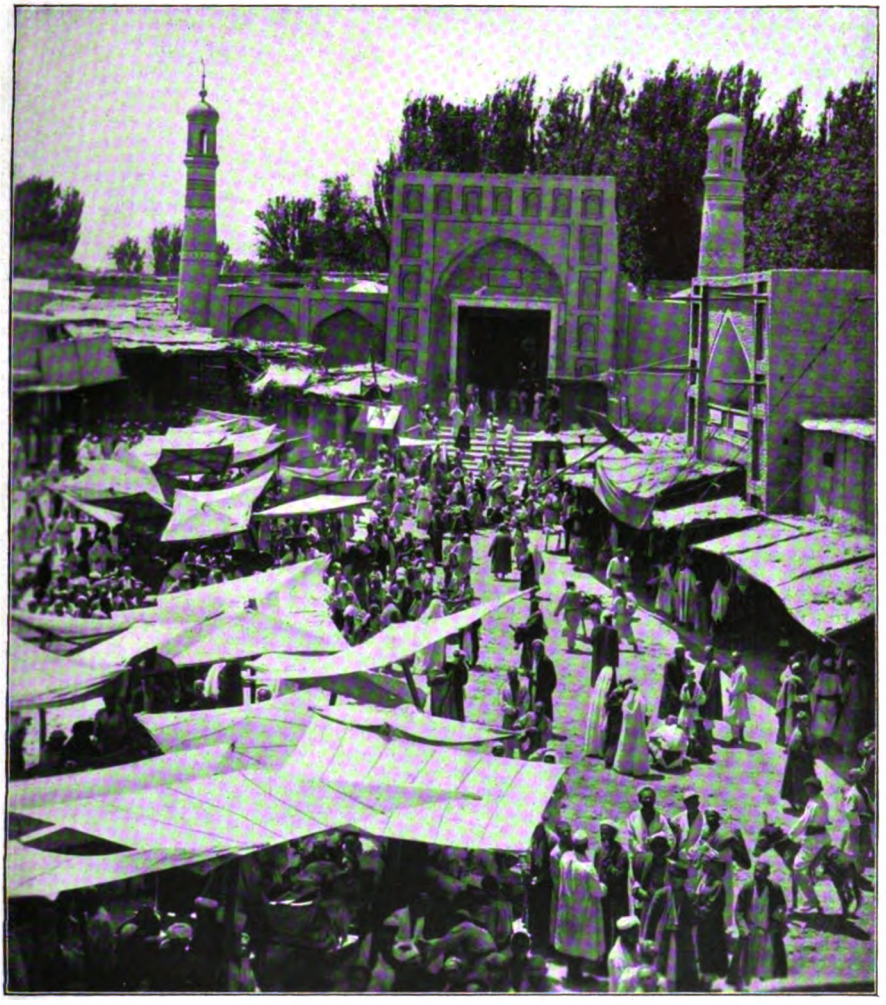
hendste Siedlung, und auch heute ist im Westen und Süden Hsin-Kiangs Khotan unzweifelhaft die Stadt, in der noch das Kunstgewerbe in hoher Blüte steht. Als ich in den Februartagen vergangenen Jahres durch die breite Basarstraße des alten Yü-t'ien ritt, fielen mir sofort die schön geschnitzten Holzpfeiler und Querbalken, sowie die fein netzartig durchbrochenen Holzfenster auf. Man merkte hier in Khotan auf Schritt und Tritt die Liebe zur Kunst, die Freude an Seidenstickereien und Schnitzereien, an guten Teppichen und schönen Gartenanlagen. Man glaubte, die feine, uralte Liebe zur Kunst zu spüren, die bei den Urvätern der heutigen Bevölkerung die buddhistische Kultur schuf, deren Zentrum hier am Südrande des Tarim-Beckens, eben im Khotan-Distrikt lag. Leider werden die alten, seidengestickten Prachtgewänder nur noch ganz selten getragen. Nach dem Sturz der Mandschu ist auch die alte, prächtige, chinesische Amtstracht verschwunden; aber wahre Prunkstücke von Gewändern werden dem Reisenden noch hie und da zum Kauf angeboten, und schwer fällt es ihm, die Händler zurückzuweisen.

Digitized by Google

Weinlese. Gemälde von Georg Ehmig
(Berlin, Akademie-Ausstellung 1922)

Digitized by Google

Digitized by Google



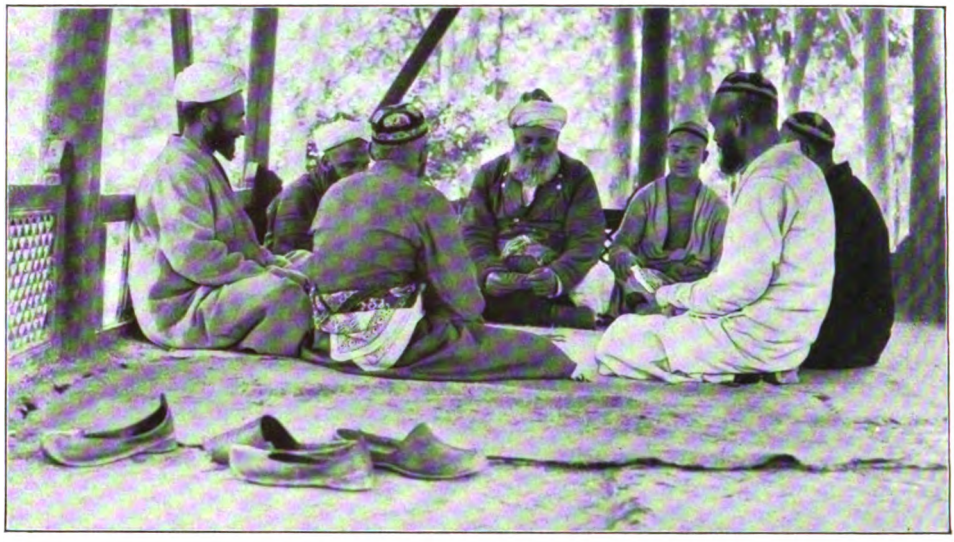
Marktplatz in Kaschgar mit der Moschee

Wenn auch Ost-Turkistan ein Spielball in den Händen der verschiedensten Völkerrassen gewesen ist, wenn hier auch vielerlei Religionen nebeneinander bestanden (Buddhismus, Manichäismus und nestorianisches Christentum), oder sich bitter bekämpft (Islam und Buddhismus) und die verschiedensten Kulturströmungen sich vermischt haben, so hat China doch fast immer seine Vormachtstellung in diesem Lande behaupten können, wenn ihm auch manchmal die Herrschaft aus den Händen glitt. Der letzte schwere Aufstand gegen die chinesische Herrschaft fand 1864 statt, als der Chodscha Jakub Beg sich auf kurze Zeit zum König von Turkistan ausrufen ließ.

Daß man in Ost-Turkistan in einem Lande weilt, das China unterstellt ist, zeigt sich besonders im Stadtbilde. Beim Betreten einer größeren Oase merkt der Reisende recht bald, daß hier eine ostasiatische Großmacht Herr und Gebieter ist. Schon das große, rote, in chinesischem Stil gehaltene Stadttor, in dessen oberem Querbalken in großen chinesischen Lettern der Name der betreffenden Stadt geschrieben ist, schon die in die Augen fallenden chinesischen Aufschriften in den Basarständen und die zahlreichen chinesischen Bekanntmachungen verkünden das Vorhandensein chinesischen Einflusses. Weniger bemerkenswert tritt dieser chinesische Einschlag in den kleineren Oasen und Dörfern zutage, ja, hier fehlt er manchmal ganz.

Chinesisch-Turkistan ist ein Land, in dem

Digitized by Google

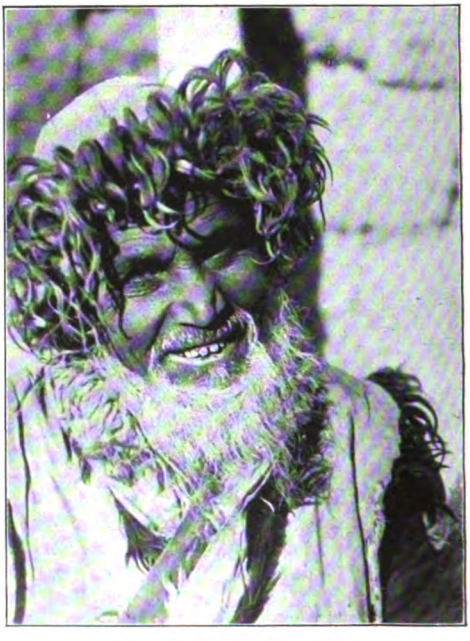


Eingeborene beim Kartenspielen

es sich leicht leben läßt. Grund und Boden ist bei guter Bewässerung äußerst fruchtbar und wirft reiche Ernten ab. Lebensmittel sind unglaublich billig; so kosten zum Beispiel: 1 Huhn 50 Pfennige, 1 Ei 2—3 Pfennige, 1 Hammel 5—6 Mark. Ebenso sind Früchte, besonders Aprikosen und Melonen, an denen das Land überreich ist, sehr gut und preiswert.

Bei der Feldbestellung müssen die Frauen eifrig mithelfen, ja, ich glaube, daß ihnen die meiste Arbeit obliegt. Die Männer führen immer ein recht beschauliches Dasein. Beten, Essen und nochmals Essen und wie-

Chinesische Frisur



Schafhirt aus Turkistan

Digitized by Google

der Beten, Tee trinken, Karten spielen, stundenlang beim Kreisen der Wasserpfeife plaudern und dabei allerhand Geschichten erzählen, mit Freunden auf die Jagd gehen, das ist wohl so die Hauptbeschäftigung der Männer der mittleren und besseren Stände. In diesem Lande überarbeitet sich der Mensch nicht; das Leben wird leicht genommen, Sitten und Moral sind sehr gelockert, besonders im Khotan, wo die Eltern ihre Töchter immer wieder und wieder verschachern. Unser alter armenischer Freund in jener Stadt sagte uns

einmal: „Toute la ville de Khotan c'est une bordelle“ und unsere indischen Diener, die strenge Moslems waren, entsetzten sich über die dort herrschenden Zustände so, daß unser Koch einmal meinte: „yih tek Mohamedan bilkull nähin hain — das sind ja überhaupt gar keine richtigen Mohammedaner!“

In der Bevölkerung tritt das chinesische Element sehr zurück; der hübsche Menschenschlag der Osttürken überwiegt bei weitem. Oft begegnet man auch den Nachkommen der alten indogermanischen Bevölkerung,

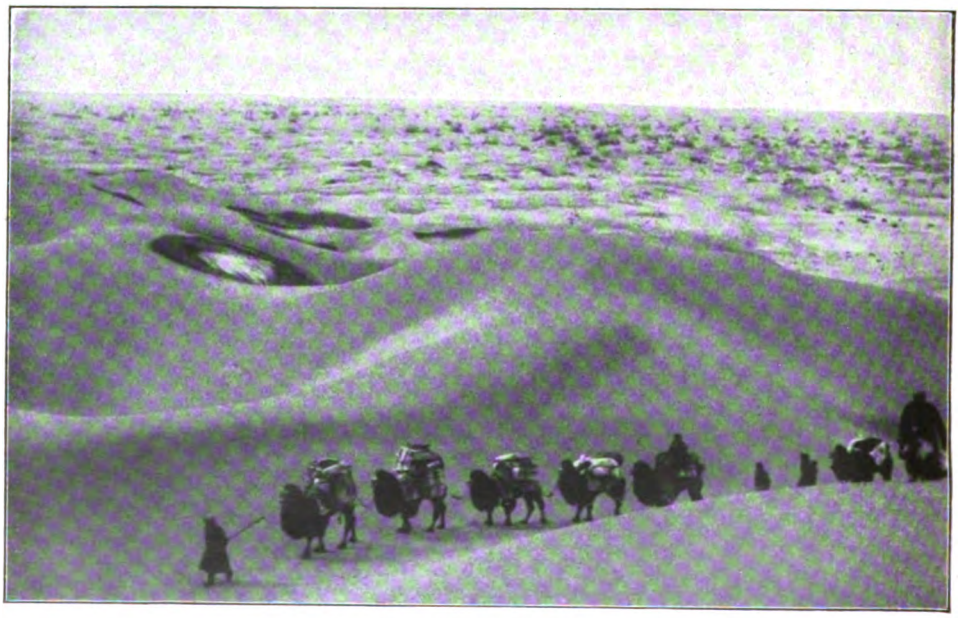
Eingeborene verfolgen den Photographen **Oben: Chinesisches Kind**

Digitized by Google

Chinesisches Fort; davor mohammedanisches Heiligengrab

prächtigen, arischen Typen mit blondem Haar und blaugrauen Augen. Das leichte Leben, das das Land allen gewährt, spiegelt sich auch im Wesen der Bevölkerung wider. Die Menschen sind immer fröhlich und lustig, und stets ertönen Musik und Gesang.

Keine Eisenbahnen sind bisher in Hsin-Kiang gebaut worden. Keine Autos und Motorräder stören die Ruhe der großen Oasen, nicht einmal ein Fahrrad ist zu erblicken. Wie vor 1000 Jahren ziehen heute noch die großen Kamelkarawanen auf den uralten Landstraßen einher, und die Bevölkerung lebt glücklich und zufrieden wie die Ahnen in den einfachen Lehmhäusern oder in ihren Schilfhütten.



Die Karawane im endlosen Sandmeer

Digitized by Google

Sara die Magd

Novelle von Helene Böhlau

Bei Kirstens in der Wünschengasse diente eine Magd zur Zeit, als die Ratsmädel so ganz im kindlichen Überschwang der köstlichen Jahre standen.

Diese Magd Sara mochte von einem guten Geist ins Haus geführt worden sein. Im Verein mit der zarten Weisheit der schönen, lieblichen Frau Rat, die wohl alles Gute und Reine in ihren Kindern erwecken konnte, gehörte hin und wieder ein Sturmwind her, der sie gewaltig anblies, daß ihnen Hören und Sehen verging, der über sie hinraste, wenn sie etwas ausgefressen hatten. Die Magd Sara aber diente der schönen und zarten Frau in Demut und Hingebung, ja sie schenkte der zarten Mutter der wilden Kinder wohl noch etliche Jahre des Lebens durch ihre starke, freundliche Hilfe im Hause.

Aber es kam eine Zeit, in der Sara nicht hinter jedem Stäubchen her war, eine Zeit, in der man sie im Waschhaus wehmütige Lieder singen hörte und sie mit dem schweren Tragkorb nasser Wäsche im milden Schritt hinaus zur Bleiche und zum Wäschetrockenplatz mit Röse und Marie, die die Waschleine trugen, zog. Beiden Mädchen fiel es auf, daß Sara nicht so mächtig mit ihrer Wäsche dahinschritt. Sie suchte sonst eine Ehre darin, daß niemand ihr ansah, wie schwer sie trug. Und wenn die Wäsche auf den Leinen hing und der Wind mit den Hemden, den Unterhosen des Herrn Rat, den großen Bettlaken, den Sommerkleidern sein Wesen trieb, in sie hineinfuhr und die Hosen, Hemden und Kleider Kapriolen machen ließ, da konnte die Magd sonst lachen und jauchzen mit den wilden Mädels zusammen, tanzte dann wie so ein vom Wind besessenes Hemd oder gar wie eine außer sich geratene Hose, und die Sommerkleider in ihrer tollen Fliegerei wußte sie köstlich darzustellen. — — Aber jetzt?

Röse und Marie besahen sie ganz betreten. Der denkbar herrlichste Wind wirtschaftete in den Wäschestücken, die Hosen tobten, die Hemden blies er auf, und die Sommerkleider neigten sich zueinander und flatterten auf, als wollten sie wie Engel gen Himmel fliegen. Sara blickte gleichgültig, als ginge sie die ganze, große Herrlichkeit nichts an. Ihre dunklen, lockigen Stirnhaare flogen, aber sonst rührte sich kein Glied an ihr.

„Na," sagte Röse, „bist du denn ganz?"

Und Marie hing sich an sie und fragte: „Bist wohl krank, Sara?" Da bekam sie aber einen tüchtigen, unwilligen Puff.

„Herr Gott noch einmal, das geht euch gar nischt an. — Wascht ihr mal von früh zwei drei Tag lang, ob ihr dann noch Knochen im Leibe habt?"

Es war nicht nur, daß Sara schimpfte — Tränen hatte sie auch noch dazu in den Augen. Vor Tränen aber hatten Röse und Marie eine heilige Scheu. Was mußte der mächtigen, starken Sara geschehen sein?

Als am Abend die Mutter, wie sie es immer zu tun pflegte, ihnen noch einmal Gute Nacht sagte — sie wußte, daß die Kinder vor dem Einschlafen in ihren Betten ihr weiches Viertelstündchen hatten, der Weg zu den übermütigen, blühenden Herzen frei war —, da schienen sie ganz besonders zärtlich, krochen alle beide in ein Bett, hängten sich an der Mutter fest wie liebevolle, junge Tiere. Feuchte Lippen suchten und fanden, und die liebliche Frau kam in einen rosigen, blonden, warmen Frühlingssturm kosender Liebe. Wie das schön war, nach des Tages Mühen unterzutauchen in diese zappelnde, warme, glücklich-wohlige Nestwonne.

„Du," sagte Röse, „die Sara hat geweint, sag' ich dir, und wie ein Bock stand sie da."

„Klatsche!"

„Was — Klatsche — als ob die Mutter das nicht wissen müßte, wenn die sich hinstellt und heult vor aller Augen."

„Ja, Kinder," sagte die Mutter sanft, „die Sara wird von uns gehen und heiraten."

Röse: „Herr Gott noch einmal, weshalb denn?"

„Weil sie auch einen Mann haben will und Kinder, weil das einmal nicht anders ist."

Marie: „Das ist unrecht von ihr, dich zu verlassen."

„Es wird ihr schwer genug."

Röse: „Da kannst du aber dich heilig darauf verlassen — wir nicht — wir nicht wegen einem fremden Mann und fremden Kindern."

Ein Andrängen und Kosen.

„Ja, und wer ist dann der Mann und wer sind dann die Kinder?"

„Vor der Hand der Mann," lächelte die Mutter.

„Ach so — vielleicht ist's gar der lange Kerl, der Engelbert, der jetzt Sonntags manchmal in der Küche sitzt?"

Digitized by Google

„Der," sagte Frau Rat, „der ist's."

Beide Mädchen lachten.

„Pui, pui! Wegen dem weint sie und steht wie ein Bock, als könnte sie nicht dreie zählen. Dumm von ihr. Und wir glaubten," fuhr Röse fort, „sie wäre so eine Art König Salomo; auch Ernst Schiller hat die höchste Achtung vor ihr. Gestern noch sagte er: ‚Eure Sara is ein Mordskerl, Hut ab.' Der wird jetzt anders reden. Ich hör' ihn schon."

★

Es hatte aber alles seine Richtigkeit. Sara „ging" mit Engelbert Stiefel, wie sie in Weimar sagen und sonstwo auch, dem wohlbestallten Kutscher Seiner königlichen Hoheit Kutscher also im höchsten Sinn.

All diese herrschaftlichen Kutscher und Lakaien hatten es so an sich, daß sie sich ein Air geben konnten, wenn sie auf dem Bock saßen, die Lakaien noch mehr als die Kutscher. Sie personifizierten gewissermaßen die Hoheit der Insassen in der Kutsche. Engelbert Stiefel sah in seinem Pelz einem ägyptischen König gleich, und das war gut, denn sein Großherzog saß wie ein dicker, kurzer Sterblicher in der Jagdkutsche und ebenso in der Prachtkarosse.

So mochte es auch gekommen sein, daß die Magd sich in die hochherrschaftliche Geste ihres Stiefels verliebt hatte. Aber eine Enttäuschung blieb hier nicht aus: kam Engelbert Stiefel aus seiner Livree ohne hohen Pelzkragen und Dreispitz, mußte eins alle Kräfte zusammennehmen, um ihn wieder zu erkennen. Es gibt umfangreiche Apfelsinen, die, wenn man sie aus ihrem orangenen dicken Rock heraustut, ganz kümmerliche Früchtchen sind. So war's mit Engelbert, spießermäßig kam er aus seiner Pracht heraus, hatte einen Schusterkopf auf und gar keine Haltung. Man hätte ihn umwerfen können, und Sara die Magd wäre in Lumpen gegen ihn gehalten ein stolzes Weib gewesen. Um seine dürre Spießigkeit hatte ihre Phantasie aber eine Geisterlivree gewoben, die sie immer sah, und das war gut.

Aber zur Trauung mußte er in Pelz und Dreispitz kommen, das tat die Magd nicht anders. Es wurde zu diesem Zweck eine Bittschrift ans Hofamt verfaßt — und es gelang.

★

Frau Rat, Röse und Marie sahen die stolze Magd mit ihrem ägyptischen König in Ehringsdorf, wo er gebürtig war, in der kleinen Kirche vor dem Altar stehen.

Es wurde außerordentlich feierlich, und Saras Stiefel machte eine großartige Figur. Der Herr Hilfsgeistliche, der sie traute, war überhaupt nicht zu sehen vor Pelz und Braut, so mächtig ragten sie vor ihm auf. Man hörte nur seine Stimme. Erst als das Paar kniete, sah man ihn, ein spärliches Männlein, das ihnen sagte: „Mehret euch!" und ihnen zu einem gottgefälligen Leben zuredete. Er brachte alle Anwesenden im Kirchlein zu Tränen.

„Das hab' ich mir nun nicht so betrübt vorgestellt," sagte Röse zur Mutter. „Weshalb haben wir ihnen denn ihre Tür so hübsch bekränzt — und weshalb sollen sie sich eigentlich mehren? Heißt das, sie sollen Kinder kriegen? Oder was? Müssen sie das oder wollen sie das? Ich dachte — —"

„Pst," sagte Frau Rat. „Red' nicht bei der Predigt."

★

Sara und ihr Mann blieben im Hause in der Wünschengasse. Sara hatte von den Beutlersleuten im oberen Stock zwei Stuben abgemietet. Sie hätte sich nicht trennen können. So konnte sie doch alles im Auge behalten, beispringen, wenn man sie brauchte. Ein fester, treuer Mensch war gut nahe zu haben, und Frau Rat dankte es ihr. Sie kannte ihre Magd.

So ging Sara nach wie vor in der Wünschengasse ein und aus. Röse und Marie aber schien es, als wäre sie doch nicht mehr da.

Früher hatte die Magd ein ganzes Haus und viel Personen unter ihrer Obhut, jetzt nur ein einziges Spießerlein, das so dahinlebte.

Selten sah sie ihn einmal vorüberfahren in seiner großherzoglichen Kutscherlivree als ägyptischen König, dem eigentlich ihre Hingebung galt. Der herrliche Pelz und der Dreispitz blieben im Marstall zurück und wurden dort ihrem Wert und ihrer Würde nach gepflegt und behandelt. Wie würde sie dieses Ornat irdischer Größe geliebkost, gebürstet und geklopft haben! Der ganze Mann gab nicht so aus.

Er gab überhaupt nicht sehr aus, so wohlversorgt die hübsche Ehe war. Auch die Vermehrung, die der junge Hilfsgeistliche gewünscht hatte, ließ etwas auf sich warten, was Saras Temperament nicht recht war. Sie wollte des Weibes Schicksal sofort in vollem Maße haben, leiden, wickeln, säugen, Kindswäsch. Wär' noch besser! Herr Gott noch einmal! So hatte sie ihre Sorgen.

Oft war ihr Stiefel auch mit Kutsche, Pferden und Herzog unterwegs, ja sehr oft, alle naselang. Allerhand Sorgen, allerhand sonderbare Dinge lernte sie kennen, die arme Haut.

Digitized by Google

Was machte er nur so zum Beispiel abends und wenn der Großherzog nicht ausfuhr? Und Sonntags? Und während seiner Freistunden? Soviel sie wußte, guckte er nie in ein Buch — hatte an nichts besondere Freude, tat seine Pflicht — die aber kann man nicht immer tun. Mit der Dienerschaft auf den verschiedenen Schlössern war er doch auch nicht gleich auf Du und Du. Ihr Stiefel war nicht mitteilsam, kurzum, es gab da allerhand.

*

An einem wunderschönen Sommerabend kam er endlich einmal wieder nach einer längeren Abwesenheit von Jena und Dornburg zurück.

Sara saß still im aufgeräumten Stübchen am offenen Fenster, hatte nichts zu tun, wollte eben hinuntergehen, ob sich da nicht etwas für sie zu schaffen fände. Da tat sich die Türe auf, und ihr Eheliebster kam unerwartet herein, lebhaft eilte er auf sie zu, nicht gemäßigt, wie es sonst seine Art war. Er schloß sie fast feurig in seine Arme und küßte sie noch feuriger, ganz des Kuckucks.

Sie aber fuhr auf wie ein Panther und schrie: „Sind das eheliche Küsse! Sind das etwa eheliche Küsse? Bleib' mir vom Leibe — du! Du hast e Mensch!" Damit war sie zur Tür hinaus, die Speichertreppe hinauf. Eine Bodenkammertüre wurde zugeworfen und sie war drin in der Kammer — und blieb drin und hatte sich eingeriegelt.

„Na," dachte oder sagte er, und das war für eine Weile das einzige, was er dachte oder sagte.

Nachdem eine schickliche Zeit, wie er sie sich und seiner Kutscherwürde schuldig sein mochte, verstrichen war, und er auf demselben Stuhl gewartet hatte, von dem sein Eheweib empört aufgesprungen war, machte er sich langsam auf, um der Frau nachzugehen. Zuvor aber brannte er sich ausführlich am kleinen Herd, in dem noch etwas Glut war, seine Pfeife an, etwa im Gefühl, daß er mit der zwischen den Zähnen nicht so ganz allein wäre.

Und nun stand er vor der Kammertüre. Zuerst klopfte er, weil ihm die rechten Worte fehlten — dann hörte er mit Klopfen auf und stand nachdenklich da. ‚Was so'n Frauenzimmer is — ei — ei — ei — ei.' Er kratzte sich den Kopf. „Sara, sei doch verständig."

Das klang sonderbar spießig und mißfiel der Frau hinter der Tür.

‚Verständig,' dachte sie, ‚das sagt eins zum andern, wenn's im Unrecht ist. Weshalb denn sonst gerade verständig? Ganz überflüssig, wenn alles in Ordnung ist!' Sie rührte sich nicht.

„Scheener Willkomm — sehr scheene!" ‚Dummehrig' klang das, kritisierte sie scharf in ihrem gekränkten Herzen. ‚Wirst schon e Mensch ham, sonst tätste nich so lawrig daher gähre. So'n Mann is durchsichtig wie 'ne Fensterscheibe.'

Er war merkwürdig still, es schien ihm gar nichts einzufallen. Es dunkelte — er ging aber nicht. Jetzt klopfte er wieder.

‚Sauber, wenn er wäre, träte er jetzt gegen die Tür wie der Teifel und donnerte dergegen!' Ihr Herz schrie nach diesem Lärm und Getöse, aber bei ihm blieb es bei gesitteten Äußerungen. Schlimmer hätte er sich gar nicht aufführen können.

‚Lump!' schimpfte sie stumm, tief innerlich. ‚Du ganz verloddertes Mannsbild du! Schwerenöter schlappiger, du falscher Christ! Wart', dir komm' ich; Wischlumpen du, Fetzen!' Dabei vergoß sie heiße Tränen, war ganz geschlagen vor Liebe, Zorn und Wut.

Ihm war Angst vor dem stummen, wilden Tier in der Kammer. ‚Hervorbrechen wenn die tät': Teifel! — Teifel!'

So schlich er hungrig und müde in das gemeinsame Schlafzimmer und legte sich zu Bett. ‚Jesses,' dachte er, ‚die dut als wißte se! Der muß doch eens was gesteckt hamm?' Er konnte aber nicht schlafen, denn sie kam und kam nicht. Er fühlte so etwas wie ein böses Gewissen, und trotzdem war's nicht der Rede wert. ‚Sie sollte mal sitzen un auf den Großherzog warten — du meine Giete — mit der ihrer Hitzen! Verheirat sein is scheen — aber — aber — aber' — Stille war um ihn, wie in einem Grab. Unbehaglich — ja schauderhaft.

Am Morgen, ehe er fort in den Marstall mußte, kochte er einen Kaffee und tat so viele Bohnen hinein, daß es durchs ganze Haus duftete bis hinauf in den Speicher.

Ob das nicht zog? Aber es zog nicht.

Er ging unverrichteter Sache an seine Arbeit, ganz desperat. ‚Wär's nur endlich losgebrochen! Wenn ich den erwisch' — der mir das — Gott Gnade dem Luder!'

Als die Frau den Mann die Treppe hinabstolpern gehört hatte, trank sie ihren Kaffee. Die schlechte Nacht in der Rumpelkammer hatte sie ganz mürbe gemacht. Sie sann, wie da am besten Ordnung zu schaffen sei — und Ordnung muß sein in der Ehe. Herr Gott Sakerment noch einmal! Da muß Wahrheit her! Sie wusch sich, zog sich sauber an und ging zur Frau eines Lakaien, der ihrem Stiefel neidisch war aus allerlei Gründen. Dort brauchte sie nicht lange zu fackeln, den hätte sie nämlich auch haben können.

Digitized by Google

Aber was war der gegen Stiefel! Die Frau des Lakaien kühlte deswegen gern ihr Mütchen an ihr, und sie bekam, ohne daß sie fragen mußte, warum sie kam, zu hören, was ihr wehe tun sollte, was ihr jetzt aber diente.

Kellnerin also in Jene in der alten Ölmühle!

Also.

Heut war Markt, da konnte sie mit den Botenweibern nach Jena gehen. Vorerst aber kochte sie für ihren Stiefel mit aller Sorgfalt — denn war er ein Eheverwüster, warum sollte sie einer sein — und was sich an guter Speise gehört, daran durfte es ihm nicht fehlen. Dafür war sie die Frau.

Punkt zehn Uhr schon machte sie sich mit den Botenweibern auf den Weg, denn die Jenschen waren bald fertig mit ihrer Ware. Jena ist milder als Weimar und alles früher reif, was da wächst, und reichlicher.

Die Botenweiber gingen im Halbschlaf und strickend nach Jena mit ihren leeren Körben zurück. Der Weg lag ihnen von den Urgroßmüttern schon in den Beinen, er war mit ihnen geboren.

Am Wegrain flocht sie die dicken Zöpfe, legte sie fein säuberlich um den gerechten, festen Kopf, wusch Gesicht und Hände an einem kleinen Wasserlauf, band sich eine hellblauseidene, breite Schürze vor, die Brautschürze, die sie in der Handtasche mitgenommen hatte, war nun schön und stolz beieinander, bereit, es mit jeder Gegnerin aufzunehmen.

So betrat sie die Ölmühle.

In der alten Wirtsstube war niemand außer einer jungen Person, die Zinnkrüge wusch. Die trocknete sich die Hände und fragte nach den Wünschen der Frau. Die bestellte sich einen Kaffee, Brot und Butter und setzte sich, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Die junge Person brachte, was verlangt war. Drei Stunden Wegs machen hungrig. Sara griff ruhig und tapfer zu. Ihre starken Augen ruhten auf der Kellnerin, die weiter spülte. Ja, das konnte sein Gusto sein — hellblond, zierlich, so'n Püppchen, gerade das Gegenteil von ihr selbst. Abwechslung vergnügt.

„Kellnerin," sagte die Frau, und die kleine Person schaute auf. „Ich bin die Frau von Engelbert Stiefel, das hat Sie wohl gar nicht gewußt, daß Sie es mit einem Verheirateten zu tun hätte?"

„Iche? Nee!"

„So — so — das gibt's gar nich, wo der Lakai auch hier verkehrt, das Gährluder."

„Iche? Nee! — so wahr ich leb'."

„Is mir wurscht," sagte Sara kurz. „Komm Sie her. Ich freß' Sie nich."

„Hat die Frau auch nich die Bohne Ursach."

„So, meinste? Jetzt tritt her un antwort' mir."

„Was is das für e Ton, den verbitt' ich mir!" Die Kleine stand kampfbereit wie ein Hähnchen.

„Nur ruhig! Du gehst mir ganz un gar nischt an, was du gemacht hast, is deine Sach', du Windige du! Ich aber will wissen, wohin er dich ausgeführt hat?"

„Das geht dich gar nischt an."

„So — So? Wart ihr in Löbde etwan?"

„Da is nischt passiert, gar nischt."

„Passiert auch noch, — wär' nich übel! Ich will wissen, was er dir in Löbde vorgesetzt hat?"

„Heiliger Strohsack! Bist du e geizges Luder!"

„Geizg oder nich — ich will wissen, was du gefressen hast?"

„Nee, solche Ausdrücke verbitt' ich mir!"

„Geh her!" Sara griff nach der Hand der Blonden und preßte sie in der ihren. „Merkste was? Wenn du mir nich sagst, was ich wissen will, lur' ich dir auf un dresch' dich!"

„Na also, Schweinernes, meinetwegen."

„Un getrunken?"

„Jenenser nadierlich."

„Un weiter?"

„Was geht denn dich das an?"

„Weiter!"

„Kaffee un Kuchen."

„Un was noch?"

„Rostbratwürschte."

„Sapperment!"

„Getanzt auch?"

„Jawohl — aber passiert is nischt — nie — nischt."

„Is deine Sach'. — Und auf'n Fuchsturm?"

„Pfannekuchen."

„Geh, gib deinen Bleistift her hinterm Ohr. Soviel hast e gefressen, daß s' eins nich merken kann."

„Du machst wohl e Kochbuch? Du?"

„Iber alles, was du gefressen hast."

„Bei dir is 's wohl im Oberstübchen nich ganz?"

„Kann dir egal sein." Sara hatte in ihrer Tasche ein Fetzchen Papier gefunden und schrieb nun mit dem Bleistift der Kellnerin. Im Bären hatten sie feinen Wein getrunken und Koteletten gegessen mit Salat. Auf dem Forst wieder Rostbratwürste, Eierkuchen und Musik (das ist süßes Bier mit geriebenem Brot und Weinbeeren) und hatten wieder getanzt.

„Aber gewiß und sicher, passiert is nischt."

Die kleine Person war verängstigt, denn

Digitized by Google

vor ihr saß Frau Großherzogliche Kutscherin Stiefel in Wahrheit, wie König Salomo in seiner Herrlichkeit. Ihre hellblauseidene Schürze floß blendend an ihr nieder und ihre starken Augen hielten das Weibsbildchen wie zwei Fäuste fest.

*

Während die Frau sich auf das kräftigste bemühte, ihre Ehe in Ordnung zu bringen, und die kleine Kellnerin in Angst und Schrecken versetzte, bis sie jeden Bissen wußte, den die beiden miteinander verzehrt hatten, und jeden Schluck auch und sich wieder auf den Weg gemacht hatte, um vor Dunkelwerden daheim zu sein, und ihrer Widersacherin noch zum Abschied gesagt hatte, daß sie wohl bemerkt habe, daß der Kellnerinnenbusen wattiert sei, was man drei Meilen weit sehe, wußte der ärmste Mann nicht wo ein und aus.

Er war ein Bild zum Erbarmen. Zehnmal lief er auf den Speicher, um die Frau immer von neuem zu suchen, kehrte die wunderlichsten Gegenstände um und um, als hoffte er, sie vielleicht doch darunter zu finden. Aber weg war sie. Er lief zum jungen Hilfsgeistlichen in seiner Not, denn er fürchtete, sie habe sich ein Leids angetan, beichtete alles.

„Der Tausend," sagte der junge Mann. „Als Sie so stattlich beide vor mir standen, wer hätte das gedacht! Ich werde zu Ihnen kommen — und sollte das Entsetzliche sich bewahrheiten, nehmen Sie es ergeben auf. Ich werde also kommen und Sie zu trösten versuchen, wenn es sein müßte."

Wenig getröstet ging Engelbert heim, im Gegenteil, was er nur als äußerste Möglichkeit geahnt hatte, nahm der Mann Gottes als ganz natürlich an. Strafe und Prüfung. Auch bei Frau Rat sprach Engelbert vor.

„Nein, Herr Stiefel," sagte sie. „Sie wird kommen, das gibt es nicht, daß seine Frau sich ein Leid antut, die kenne ich wie mich selbst. Haben Sie nur Geduld. Was Sie mir da erzählt haben, ist gewiß nicht leicht für eine Frau. Aber Sie haben eine köstliche Frau, die tut so etwas nicht."

Röse und Marie aber waren ganz anderer Meinung. Daß Sara etwas Außerordentliches getan hatte, stand ihnen fest. Sie kannten sie. Wie oft war sie in ihrer Gerechtigkeit und Tugendhaftigkeit über sie hergefallen in ihrem Zorn, davon wußte die Mutter nicht viel. Recht hatte sie immer gehabt, denn klug war sie, und gucken tat sie einem durch und durch. Lügerei war bei ihr unmöglich. Auf die kleinste Lüge hatte sie sich gestürzt wie ein Adler auf einen Sperling und hatte sie zerfleischt.

Wenn der Engelbert was Schlimmes angestellt hatte — Gott Gnade ihm; aber sie wußten nicht, was er gemacht hatte. Sie beschlossen hinaufzugehen, weil er sie erbarmte — und das taten sie, fanden ihn ganz zusammengebrochen am geschlossenen Fenster sitzen.

„Wie 'ne gewelkte Zwetsche, der wär' im Pelz gar nimmer zu sehn," meinte Marie. Sie hatten großes Mitleid mit ihm.

„Der," sagte Röse, „hat schon was Ordentliches angestellt."

Sie kamen überein, Feuer zu machen und Wasser aufzustellen. Es war zwar Sommer, aber es fiel ihnen nichts anderes ein, und mochte auch ganz gut sein.

„Ihr macht ja Feuer!"

„Wir meinen, es friert Sie."

„Da könnt ihr schon recht ham, wenn der Mensch nich mehr ein un aus weiß, friert'n."

„Sagen Sie uns doch, was Sie gemacht ham, lieber Herr Engelbert?"

„Das kam mer nich. Hat die Frau sich hingemacht, bleibt mer auch nischt anders ibrig — un die scheene Stellung."

Es klopfte. Alle drei fuhren zusammen — und wer trat herein? — der Herr Hilfsgeistliche machte seinen Seelenbesuch.

Röse und Marie erschraken bis ins Innerste. Sie faßten sich beide an den Händen, als wären der Tod, das Gericht und womöglich der Scharfrichter zugleich ins Zimmer gekommen.

„Nun ist alles aus," sagte Röse leise, aber fest.

Der Hilfsgeistliche begann zu reden und zog die tristesten Register seiner Brust, daß es Röse und Marie nur so überlief.

„Er will wahrscheinlich trösten, denn er klopft ihm auf die Schulter," meinte Marie leise.

„Er versteht's nur nich," flüsterte Röse, „wenn er sagen tät: Mein lieber Engelbert, Kopf oben! Herr Gott Sakerment noch einmal!"

„Das darf er nich," flüsterte Marie ihr wieder zu — „denk doch, ein Pfarrer! — Das dürfen ja selbst wir nich — das weißt du doch — so fluchen."

Es war aber beruhigend, daß der Hilfsgeistliche so traurig und gedämpft dahinredete. Es klang wie ein nächtlicher Tauwind, der durch die Gasse fährt und die Leute einschläfert.

Als Röse und Marie aber nach der offenen Tür blickten, stand Sara mit ihrer hellblauseidenen Schürze im Türrahmen, als wäre sie dahin gezaubert worden.

Digitized by Google

Die beiden Mädchen jubelten auf, der Hilfsgeistliche blickte verdutzt, denn er schwamm mit allen Kräften im Elend der Welt und wollte, daß der ängstliche Engelbert mit ihm schwimmen sollte, dann wäre alles in Ordnung gewesen und man hätte sich verständigen können.

So kam nun dieser Zwischenfall und die Exposition seiner Trostrede wurde gestört. Bei dem dritten Teil war er bald angelangt.

Sara blickte sehr ernst auf die sonderbare Gruppe, die sich um Engelbert gebildet hatte, und blickte stumm, denn ganz klar war auch ihr der Zusammenhang der Dinge nicht.

„Madame Stiefel," unterbrach der Hilfsgeistliche die Stille würdig, „wir waren besorgt um Sie — und nicht ganz grundlos. Wenn eine brave Ehefrau sich allzulang von der Wohnung des Ehegatten entfernt hält, gibt sie zu allerhand Befürchtungen Anlaß."

„Sind Sie verheiratet, Herr Hilfsprediger?"

„Verheiratet? — Nein."

„Und wenn Sie's wären, Herr Hilfsprediger, wären Sie doch die Ehefrau nich."

„Nein," sagte der Hilfsprediger, — „das nicht."

„Also."

„Mag er Ihnen gesagt haben, was er will. Sie alle beide können nich darüber urteilen, wie in solchem Fall der Ehefrau zumut is."

„Das nicht — aber in der Schrift heißt es: Er soll dein Herr sein."

„Wenn's recht und ordentlich zugeht, weshalb nich? Wenn aber er's Karnickel is? Da muß sie den Besen in die Hand nehmen un Ordnung schaffen — so wird's bei uns wohl gehalten werden, denk' ich, wie bei Leuten, wo's Oberstübchen sauber is — also."

Sie trat auf die beiden Mannsbilder zu, nahm ihren Zettel aus der Tasche und las: „Hast du in Löbde sie mit Schweinsknöchel traktiert? He?"

Er konnte nicht anders als „Ja" sagen und stand vor ihr schwächlich in den Knien vor Überraschung, es erschien ihm, als wäre sein Weib ein allwissender Geist.

„Und auf dem Forschte gar mit Pfannkuchen und Rostbratwürschten und Musik — auch getanzt is worden."

„Passiert aber is bei Gott nischt."

„Red' auch daher wie die Gans! — Passiert? — wäre noch besser. Sakerment noch einmal -- da ständ' ich nich hier, daß 's ds' weißt!"

„Un im Bären: Koteletten un Salat und feinen Wein. — Du gibst's nobel! Un" — hier hielt sie den Zettel hoch — „da steht alles, was du sie hast fressen lassen, Wort für Wort und Gericht für Gericht — du Liederjahn!"

„Aber, Frau Stiefel!" sagte der Hilfsprediger ganz betroffen und vorwurfsvoll, denn er sah wohl zum erstenmal im Leben eine so wort- und handfeste Ehefrau, und ihm ward angst, daß die Ehe gerad für ihn etwas Unvermeidliches sein dürfte, gerade im Gegensatz zu den katholischen Amtsbrüdern.

„Herr Hilfsprediger, was der einen recht war, is der anderen billig. Wenn der Herzog wieder nach Jene macht — dann krieg' ich auf 'n Forschte Pfannkuchen, Rostbratwürschte un Musik — wenn ein Bröckel abfallen sollte, aus reinster Gnad' und Fröhlichkeit mag's sein, daß er's kriegt — aber sonsten bei Leiwe nix. — Un im Bären da läuft mir schon's Pfützchen im Munde zusammen — un er hat's Nachsehn; wer nachsichtig is, hat balde 's Nachsehen, un das will ich einmal von mir nich behaupten! Herr Gott noch einmal, Gerechtigkeit muß sein!"

Nach diesem mächtigen Ausbruch weiblicher Kraft machte der Hilfsprediger sich davon und dachte beim Treppenabsteigen: Ob unser so hochzuverehrender Luther ganz das Rechte tat, die protestantische große Anzahl der Amtsbrüder, die er hätte retten können, im Gegensatz zu den augenscheinlich bevorzugten katholischen Amtsbrüdern, so schwer zu belasten?

Aber es geschah alles im Sinne der mächtigen Sara.

Sie trank und aß zu seiner Zeit in gewaltiger Fröhlichkeit, was ihr vorgesetzt wurde; auf dem Forste Kaffee und Eierspeise, Rostbratwürste und Musik — und er saß geduldig dabei.

Ganz liebreizend reichte sie ihm hin und wieder ein Bröckchen und hatte eine herrliche Laune und trug die himmelblauseidene Schürze.

Er mochte wollen oder nicht, er mußte mitfeiern, sah, was er für ein strahlend Weib hatte, und machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Un ich fress' für zwei!" jubelte sie, denn inzwischen war ihr offenbar geworden, daß sie wirklich für zwei aß und trank, und dessen war sie froh, denn sie wollte nach Weibesart Schmerzen leiden, säugen, wickeln, taufen und Kindswäsch waschen.

Und ihren Mann hatte sie nun gewissermaßen zusammengelegt wie ein Taschentuch und fein säuberlich in das Kommodenfach getan — und das war gut und sie war froh.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Sechs Bücher und ein Glückwunsch. Von Hanns Johst

Max Kronberg: Jugend am Start (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) — Hans H. Hinzelmann: Achtung! Der Otto Puppe kommt! (Leipzig, E. P. Tal & Co.) — Hans Natonek: Der Mann, der nie genug hat (Berlin, Paul Zsolnay) — Max René Hesse: Partenau (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — Wilhelm Speyer: Sonderlinge (Berlin, Ernst Rowohlt) — Martin Andersen Nexö: Im Gottesland (München, A. Langen)

Drei Bücher fordern unsere grundsätzliche Einstellung heraus, weil sie alle drei als echte Vertreter einer Romanproduktion gelten dürfen, die sich mit dem unsere Zeit bezeichnenden Thema abgibt, dem Thema: Wie werde ich oder (verschämter) wie wird man rasch und ohne Mühe reich?

Das eine Buch trägt über einem neckischen, süßlichen Titelbild (zwei Figuren in Badetrikots, Aug' in Auge) die grelle Bauchbinde: „Leben! Liebe! Lachen!"

Wenn diese profane Dreieinigkeit nicht Käufer an sich reißt, nicht wahr, was zieht dann noch?

Wir wollen ja alle, wenn wir in eine Lektüre einsteigen, nicht viel mehr, als phantastisch leben, lieben und wirklich lachen. Das Buch, das dieses alles also großmäulig verspricht, heißt: Jugend am Start und stammt von Max Kronberg.

Jugend am Start?

O nein! „Kitsch am Ziel" wäre richtiger!

Dieses Buch markiert Heiterkeit, das schwierigste Element im schriftstellerischen Gewerbe, und versagt restlos.

Zwei Deutsche und ein englischer Vetter (man gibt sich selbst auf diesem Niveau ohne Niveau noch europäisch) fahren, juchheirasa, nach Amerika und heiraten millionenschwer!

Das Rezept für jedermann liegt auf der Hand: spiele Tennis, schwimme usw. . . . habe einen reichen Onkel und suche die Frau mit . . . zig Millionen.

So etwas nennt sich gelegentlich auch Reiselektüre. Es gibt in der Tat Menschen, die sich das Abenteuer einer eigenen Reise, die tausend und eine Möglichkeit einer freien Zeit mit dergleichen Humbug verstellen. Soviel konventionelle Phantasielosigkeit, wie dieser Verfasser aufbringt, besitzt aber jedes Dienstmädchen selbst, soviel Buntdruck-Vorstellungen von Glück und Segen bringt jede törichte Jungfrau noch selbst auf; deswegen braucht sie wirklich nicht den Blick auf irgendeine Landschaft auch nur auf einen Augenblick zu versäumen.

*

Das Gegenstück zu diesem saloppen Machwerk ist ein Roman, der die Achtung, die er in seinem Titel mit Ausrufezeichen versieht und fordert, auch verdient, weil er die Welt und Weltanschauung, die er beschwört, mit einer Energie und Zähigkeit vertritt, die Aufsehen erregen sollte. Das Buch heißt: Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Dieses Buch sollte viel gelesen werden, obgleich es giftig und gefährlich ist. Wir wissen, daß alle Heilmittel und Hilfsmittel der Medizin giftig und gefährlich sind.

Die Dosierung ist das Entscheidende!

Dieser Otto Puppe legt sich beklemmend auf die Nerven, er ist ein Quantum Gift, das stagniertes Blut zum Fiebern bringt, und dieses Fieber, meine ich, kann uns allen nichts schaden, denn es scheidet Krankheitskeime über Krankheitskeime aus.

Die Sprache dieses Buches ist nüchtern, liest sich wie die Sprache eines Juristen, der einem hohen Gerichtshof Material vorlegt. Das Material ist das Wesentliche, der Stil nur Mittel zum Zweck.

Otto Puppe ist ein Ehrenmann, ohne Ehre und Männlichkeit.

In Hamburg drängelt sich vom Bauchladen her (der Bauchladen ist die Kiste, die sich der über Land streunende Hausierer vor den Leib bindet und in der er Schnürsenkel und Strümpfe, Kattun und Kämme feilbietet), von der niedrigsten Art des Handels also her drängelt Otto Puppe zum Generaldirektor des größten Warenhaustrusts, den die Welt je sah.

Dieser Weg führt über Leichen, das heißt: Otto Puppe ist kein Mörder, seine Opfer springen immer selbst in das Wasser . . . Otto Puppe bekommt von ihrem Fall keinen Spritzer auf seine saubere Weste.

Otto Puppe, der sieghafte Zeitgeist, der sich immer durchsetzt, weil er immer im Recht bleibt, versteht andere ins Unrecht zu setzen. Er lebt vom Recht, dieser teuflische Bazillus, und er läßt die Gerechtigkeit verhungern. Grauenhaft, wie sich die eigene Frau mit diesem Typ auseinandersetzen muß, wie sie Vater und Mutter verliert, weil dieser glück-

Digitized by Google

liche Sterbliche das Unglück ihrer Familie in Form von Wechseln und dergleichen moralischen Fangeisen in der Hand hält, wie ihre innere Welt wehrloser und hilfloser wird und schließlich willenlos und machtlos ist gegenüber der wirtschaftlichen Unwiderstehlichkeit dieses Mannes. Otto Puppe wird immer reicher, er macht Geschäfte . . . Ist er verantwortlich dafür, daß an den Geschäften Ehebrüche kleben und Hochstapeleien, Lügen und Schmutz? Er hat die Geschäfte nicht in die Welt gebracht, er hat sie nicht erfunden, sie sind nicht das Produkt seiner Phantasie, sondern die Folgen der Produktion. Sie müssen und wollen gemacht sein. Gut oder schlecht, er macht sie, er macht sie mit hundertprozentigem Gewinn. Der Gewinn vergoldet, glorifiziert seine Erscheinung.

Ihr soliden Firmen der alten Epoche, ihr namenlosen Käufer, Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Er ist mitten unter euch!

Ihr schlaft!

Er tritt aus dem Polizeirevier, auf dem er in einer Wasserleiche seine Frau erkennt: eine Unglückliche, eine leider geistig nicht Normale, eine, die mit altfränkischer Moral sich gegen Trieb und Betrieb stemmte, eine, die dabei ins Wasser gefallen ist, während er immer auf dem Trockenen bleibt, festen Grund und Boden unter den Füßen behält, Recht behält . . .

Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Er schreitet durch die Straße, schwingt seinen Spazierstock mit goldenem Knauf, ein moderner Hermes mit dem Flügelstabe.

Achtung! Er kommt und, auf Garantie, er ist euch über!

Dieses Buch ist in seiner Atmosphäre gespenstig, obgleich es nur das Mittel der Wirklichkeit zu kennen vorgibt.

Dieses Buch ist gemein und gibt sich allgemein, dieses Buch ist von einem Haß diktiert, der schöpferisch wird, weil er vor seinen Zynismus den grellen Appell seines Alarms: Achtung! setzt.

Wer dieses Buch liest, kann etwas erleben.

Hans H. Hinzelmann heißt sein Verfasser. Er fürchtet keine Kolportage, er fürchtet Tod und und Teufel nicht. Er packt das Grauenhafte unserer Wirtschaftskrise und in ihr uns, ob wir nun Kaufleute sind oder Käufer.

Wie man reich wird?

Du oder ich?

Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Er ist immer noch geldgieriger als du oder ich, immer noch unheimlicher, vernichtender, mörderischer . . .

Dieses Buch ist eine Apokalypse der dunklen Mächte, die sich entfesseln, wenn der Mensch nur handelt, wenn der Handel die Fühlung mit der Liebe verliert und den unwägbaren Werten der Sittlichkeit.

*

Der Verfall der Währung brachte mit sich einen unglaublichen Verfall der Gesinnung. Das Wort von der Gleichheit unter Brüdern, das Wort: Mark ist gleich Mark rief Diskussionen wach über die Fiktion: Geld, Kapital, Recht, Macht und über die Fiktion: Mensch, Gesellschaft, Freiheit . . .

Hierher gehört auch ein Buch wie das folgende: Der Mann, der nie genug hat, das Hans Natonek schrieb.

Er kürzt den Weg zum Reichtum durch den ebenso bekannten wie immer noch verbotenen Griff in die Kasse.

Bankbeamte sind seit Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternachts" nur noch als Defraudanten literaturfähig.

Nun, Natonek gibt seinem Roman einen Titel mit auf den Weg, dessen Ironie die ganze Begebenheit aus dem bloßen Vorgang löst und ihn sanft im Duft einer filmischen Illusion verschweben läßt.

Er kurbelt sich auf eine originelle Art an. Sein Held, in der Furcht vor dem langweiligen Alltag, fällt auf einen mondänen Friseursalon herein. Er will sich für fünfundzwanzig Pfennige rasieren lassen und wird für ebensoviel Mark zum Kavalier gebürstet, gestriegelt, pomadisiert und manikürt. Der so Verzauberte hört außerdem das Saxophon der Tanzdiele und fühlt die pikanten Reize einer diskreten Massage. Dann ist er glücklich so weit, klaut eine Handvoll Tausendmarkscheine und braust nach Paris.

Das Sympathische und der Herzschlag des Buches: er reißt seine Frau mit in den Strudel und phantasiert ihr Börsengewinne vor.

Natonek versteht es meisterhaft, das farbige Karussell Paris in Dreh zu setzen. Die Bewegungen werden immer bunter, die Handlung immer turbulenter . . . Schließlich fliegt der radikale Bankbeamte, von Beate, seiner Frau, als Dieb und Lügner erkannt, mit einem gestohlenen Flugzeug nach Amerika, wird ein paar Meilen vor Long Island aufgefischt, wird berühmt, wird reich . . . und hat endlich genug, als er schließlich nichts anderes im Arm hat als wieder seine kleine Beate und in ihr die Gewißheit, daß alles Erlebenwollen nur Angst vor dem Nichts-Erleben gewesen. Das Buch ist in einer bemerkenswert lebendigen und gepflegten Sprache geschrieben. Das geradezu technische Tempo seiner tollen Handlung

Digitized by Google

ist durch psychologische Beobachtungen verfeinert, und das Rapide bleibt nobel. Alles aber, das Motorische wie das Seelische, ist durchaus gekonnt, und ich liebe es sehr, feststellen zu müssen, daß einer das, was er sich vornahm, wirklich vermochte . . .

*

Aus der Vormacht des Geldes tief hinein in die Ohnmacht seelischen Lebens führt der Roman Partenau von Max René Hesse.

Ein Offizier, den sein männliches Handwerk derartig vermännlicht, daß sein Geschlecht ganz auf sich selbst gestellt sein will. Er arbeitet in den Plänen alter und neuer Feldzüge, er denkt Schlachten zu Ende und gewinnt dabei den Kameraden lieb, der an seinem Feuer seine eigene, junge Gesinnung entzündet.

Antik das Gericht, das der Held an sich übt, wie er sich allein sieht, als er erlebt, wie der Freund nicht bis zum letzten mitgehen kann. So geht er allein zum letzten.

Liebe ist stets Verzicht auf Einsamkeit, ist Glaube an Gemeinschaft und Liebe, die sich irrt, erkennt, wenn sie auf logischer Erkenntnis beharrt, daß Einsamkeit Leblosigkeit, Unfruchtbarkeit, Tod bedeutet. Wie dieser kriegserprobte Offizier hier kleistisch klar sein Ende auf sich nimmt, ist gestaltet.

Die Sprache ist oft arm, und die Führung des Ganzen entbehrt dichterischer Phantastik, aber diese Einwendungen sind geringer als die Anteilnahme, die sich dieses Werk mit reinen Mitteln beteiligter Leidenschaft erarbeitet.

*

Sucht dieser Roman seine Wirkung in der Geschlossenheit, der zellenhaften Einmaligkeit seiner Führung, so zersplittert Wilhelm Speyer den Vorwurf seiner Erzählungen zu lauter Sonderlingen. Lauter Zeichnungen, Aquarelle. Nichts ist ausgeführt (von Anfang her), zu Ende gestaltet. Alles bleibt in der Studie stehen, im Zwielicht mannigfaltiger Deutung. Der Erlebniswert des Buches ist gering. Seine Bedeutung liegt im kunstgewerblichen Charakter einer außerordentlich gewählten und durchaus zärtlich bedachten Sprache. Jeder Satz ist richtig und schön, aber man erlebt schließlich fast mißvergnügt: richtig und schön sind gefährliche, rein ästhetische Normen, wenn sie nicht vom Blut her genügend gesäftet sind. Die russische Literatur kennt viele Silhouetten von Sonderlingen, aber sie vermag im Scherenschnitt noch das Atmen und den Herzschlag hörbar zu machen. Bei Speyer ist alles wie in einem Herbarium gebucht. Ganz vergeblich müht er sich etwa um die Zeichnung eines Knechtes.

Gut sind zwei Geschichten: „Schlaf gut“ und „Das Autogramm“.

Das Autogramm ist amüsant geplaudert. Ein braver Mann mit Weib und Mutter speist in einem biederen Lokal zur Nacht. An ihn pirscht sich ein Autogrammjäger, der in ihm Strindberg sieht. Der Brave, aus Furcht vor dem Auffallen, zeichnet schließlich den Namen August Strindberg (Strindberg, ach, der Name ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln . . .), ja, er dichtet in seiner Angst vor seinem gut bürgerlichen Renommée ein paar Zeilen, nur um diese fatale Situation los zu sein . . .

Wie hier Hochstapelei und Tiefstapelei gegeneinander ausgespielt werden, wie sich Herr Krüger etwas vergibt, weil er „Strindberg“ unterschreibt, das ist im besten Sinne Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.

*

Schließlich darf ich heute Martin Andersen Nexö zum 60. Geburtstag gratulieren. Und das Schönste ist, daß dieser Meister auf die edelste Weise eine konventionelle Beglückwünschung verhindert.

Er läßt an diesem Tag einfach einen Roman von sich erscheinen und erwirkt dadurch, daß wir uns, wir Lesenden, gratulieren können zu diesem Geschenk.

Als ich Sie persönlich kennenlernen durfte, Martin Andersen Nexö, standen Sie im Arbeitsraum meines lieben Korfiz Holm. Sie standen auf runden Beinen mit kurzem, wuchtigem Leib, überdacht von breiten und scharfkantigen Schultern und überragt von einem roten und derbtigen Gesicht, in dem fröhliche Kontemplation und kämpferische Rechtlichkeit gleichermaßen zu Gast waren.

Sie gaben mir die Hand, und ich wußte: dieser Mann schreibt mit ihr die Bücher solid und handwerksgemäß. Diese Handschrift kargt mit dem Wort, weil sie Verantwortungsgefühl gegenüber ihrem magischen Material hat.

Sie hielten einen dicken Stock in der Linken mit einem festen Knauf. Er gefiel mir, und Sie nannten ihn ein Geschenk von Björnson. Und Sie hatten in Rom einem Wegelagerer damit den Schädel eingeschlagen.

So sehe ich Sie nun gern: in der Nachfolge und Freundschaft mit Björnson und des Nachts schauend und träumend in Rom. Aber nicht verloren an sentimentale Schau und vage Träume, sondern in Bereitschaft

Digitized by Google

gegen Gesindel. Schau und Traum organisch zu dem wirklichen Leben, das da Hand und Fuß hat.

Ihr neuer Roman heißt: Im Gottesland und ist — ich schreibe das Wort gewissenhaft — eines jener seltenen Bücher, von denen man weiß, daß sie längeren Odem in sich haben, als unsere kurzatmigen Tage.

Die Schicksale dieses Buches werden in Dänemark, Ihrer Heimat, erlebt. Es ist schwer und wohl ein unmögliches Unterfangen, ein Werk, zu dem Sie 375 Seiten brauchen, in ein paar Zeilen inhaltlich anzudeuten, nur einige Züge seien erwähnt.

Da ist etwa der Pastor Braa. Ein fetter Mann, ein gewichtiger Diener am Wort. Wie dieser kleine Luther ohne Unterlaß ringt, wie er zuerst Gott als Materialisten begrüßt, weil er ja sonst nicht die Welt aus dem Nichts geschaffen hätte, und wie er aus diesem Gefühl heraus, in einer reinen Kindschaft Gottes ißt und trinkt, bis die Speise ihn überlaufen macht zu einem Lobspruch auf den Geber solcher Genüsse, den Herren Gott. Und wie derselbe fröhliche Esser und Trinker Einsicht um Einsicht gewinnt und wie er dann zu einem Opfer sich bereit findet, das er selbst als sinnlos erkennt. Aber er hat gleichzeitig die große Weisheit und so erkennt er in seiner Seele, daß jedes Opfer seines Namens erst wert wird, wenn es namenlos und sinnlos ist. Er ißt und trinkt nicht mehr, bis er stirbt, um sich dem Leid zu verbrüdern.

Und als ihm der alte Freund Ebbe den letzten Trunk, den frommen Schluck des heiligen Abendmahls, reicht und dessen Hand zittert und er ein wenig vom Wein verschüttet und deswegen bangt, da sagt der Leise-Gewordene begütigend sein letztes Wort. Und es ist groß und wuchtig, wie sein unsterbliches Herz: „Es ist Jesu Blut, und damit dürfen wir Menschen verschwenden!"

Sie schildern auch, wie Ihre Bauern das Seßhafte verlieren und handelstüchtig werden, und Sie schildern Schule und Gesinnung Ihrer engen Heimat. Aber immer bleibt Ihre Heimat der Spiegel vom Gesicht der ganzen Welt. Die Züge, die wir erkennen müssen, bleiben immer allgemein menschlich: Geldgier und Gottessehnsucht, Schlechtigkeit und Güte, es ist das alltägliche Würfelspiel unserer Leidenschaften.

Die Geschichte des Veteranen will ich noch andeuten, weil sie besonders herübergreift aus dem Dänischen in das Deutsche.

Da ist der alte Sören Jepsen, und er will also nach Kopenhagen, weil man da den Jahrestag von Düppel begeht. Und der Alte wird von den geputzten Titeln und Geschaftelhubern und Vereinsorganisatoren eigentlich nur herumgehetzt als notwendiges Requisit.

Als er nach Hause fährt, der gute Alte, übermüdet und zerquält, schläft er ein und träumt wie ein Kind, daß ihn der König empfing und die Generale ihn wichtig nahmen und alles Volk ihn ehrte . . .

Da beißt ihn eine Wanze, er wird wach und weiß wieder Bescheid.

Als er aber zu Hause ankommt und die entlegene Heimat ihn fragt, wie es war, da überlegt er in seinem guten Herzen: es war eigentlich beides wie ein Traum . . . Die Wirklichkeit war fremd wie Traum . . . und der Traum war wirklich und schön. ‚Ach,' sagt er da zu seiner Seele, ‚erzähle das Schöne.' Und der Gute bramarbasiert von der Güte seines Königs, seiner Generale und seines dankbaren Volkes . . .

Lieber Martin Andersen Nexö, Sie sind ein Veteran, wie es jeder Sohn seines Volkes wird. Wer für sein Volk schaut und schafft, der steht oft im Leid der Frage, ob dieses Volk nicht zu wenig dankbar ist. Ihr Veteran erzählt den guten und schönen Traum — Sie erzählen auch guten und schönen Traum.

Sie wissen wirklich Bescheid, strenger und gewissenhafter Mann, der Sie sind, aber Sie sind zu uns gütig. Sie sagen sich, es ist genug, daß einer leidet.

Die Gratulation meines Deutschlands an Sie, Martin Andersen Nexö, müßte darin bestehen, daß jedermann diesen großen, gewichtigen Roman liest. Daß dann mehr Getreue später einmal um Ihr Zimmer drängen, als beim Pfarrer Braa, das ist mein persönlicher Glückwunsch und mein Glaube!

Besuch bei Gustav Frenssen

Es war ein bitterkalter Frühlingstag, und die „Schauer körnigen Eises", die der fliehende Winter über die spät und spärlich grünende Flur sandte, waren durchaus nicht ohnmächtig. In der Gegend von Itzehoe erregten sich die Gemüter über den gerade beendeten Bauernprozeß. Man begreift im Holsteinischen die Preußen noch immer nicht ganz, und wenn Fontane Kolin und Kunersdorf gegen die Balladenherrlichkeit der Schlacht von Hemmingstedt aufmarschieren läßt: auf diesem Boden ist Hemmingstedt Erlebnis; bei Fehrbellin, Leuthen und Leipzig waren die Holsteiner nicht dabei. Von

Digitized by Google

Itzehoe geht es weiter nach Norden, bis St. Michaelisdonn, von wo eine stille und nüchterne Landstraße nach Barlt führt. Hier wohnt Gustav Frenssen. Hier ist er geboren.

Er erzählt mit einer gewissen Genugtuung, daß er weiter in der Welt herumgekommen ist als die meisten seiner Landsleute, und er meint nicht seine Studentenzeit, wo er in Tübingen geträumt und an Berlin gelitten hat, sondern denkt an große Reisen, die ihn nach Italien und durch ganz Amerika geführt haben. Er ist kein Feind der großen Stadt, sondern hat sich lange in Blankenese, d. h. in Hamburg, wohlgefühlt. Aber nun hat er doch wahr gemacht, was er vorzeiten einmal in sein Tagebuch schrieb: „Wenn ich ältere Jahre erreiche, will ich wieder in Dithmarschen wohnen, unter den Bauern, dem Stand, der sozial nötig und wertvoll, und dem einzigen, der noch in schöner, menschlicher Freiheit lebt ... Und wenn man stirbt, müssen die Nachbarn nach alter Sitte folgen, von der Kirche bis zu Behrens' Hof." Er braucht, auch menschlich, diese ernste Landschaft, breite Wiesen, große Ackerfelder, hier und da im baumlosen Feld ein einziger alter Hof, im Osten die dunkelbraunen Höhen der Geest, im Westen der lange, gerade Zug des Deichs und dahinter das Meer. Er liebt sein Heimatdorf Barlt, dem er im vorigen Jahr die Chronik geschrieben hat (G. Grote, Berlin), und mit Stolz bekennt er seine Abkunft aus einem alten Dithmarscher Geschlecht. Zwar das Haus seines Vaters, in dem er wohnt, ist nur ein einfaches Haus. 1851 hat es der junge Tischler- und Zimmermannsmeister erbaut, als er aus dem Dänischen Kriege zurückkam und sich mit Amalie Hansen verlobte. Dicht neben Pastorat und Kirche steht es, und Frenssen meint, es möchte sich wie aus der Wahl der Braut so aus der des Bauplatzes im Vater unbewußte Sehnsucht nach höherer Bildung verraten haben.

Von dem, was man gemeinhin Bildung nennt, hält Frenssen nicht viel. Er empfindet es als ein Glück, daß ihm das Gymnasium in Meldorf seine „ländliche, bunte, herrliche Jugend" nicht verderben konnte, und schätzt, was er auf der Lateinschule und auf der Universität gelernt hat, fast völlig wertlos. Seine Bildung steht auf heimatlicher, niedersächsischer, vorväterlicher, dörflicher Kultur, die ihm freilich so vornehm, so erlesen erscheint wie irgendeine andere. Er hat sie ausgebaut durch Studien nach eigener Wahl und meint: „Es muß sich aus einer niedersächsischen Kate am Ende ebenso gut ein breiter und schöner Wohnsitz machen lassen wie aus einer griechischen oder römischen Schilfhütte." Er fragt: was hatte Rembrandt für eine Herkunft und Bildung? Das Erbe seines Vaters, eines niederländischen Müllerknechts.

Wer in Frenssens Heimat kommt, merkt bald: seine Landsleute sind sehr stolz auf ihn. Gewiß hat für viele der Beruf des Dichters etwas Rätselhaftes. Aber die Menschen in weitem Umkreis von Barlt fühlen: Dieser weltberühmte Mann, dessen Bücher mit unsern Schicksalen in allen Häusern liegen, ist der unsere geblieben. Er wohnt in seines Vaters Haus. Wohl gibt es darin allerlei zu sehen, was man beim Bauern nicht in gleichem Maße findet: Bilder und Bücher. Aber als wenn er selber das Land bestellte, ist er durch nächste Verwandtschaft mit Grund und Boden verhaftet. Ihm ist die Ernte so wichtig wie sein Buch. Er wünscht und will kein glänzendes, sorgloses Leben. Er sieht seine Dichtung als eine Gabe, ein Geschenk der göttlichen Natur, die in Vorfahren und sonderbaren Eltern dunkel wirkte, was nun an Tag gekommen ist, und fühlt sich in so stolzer und demütiger Dankbarkeit gegen Heimat und Geschlecht gefeit gegen die Lockungen der großen Welt. Er hat große Welt genug in sich selbst.

Frenssen ist ein niederdeutscher Dichter. Er hat das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache gelernt, und als er jung war, lebten noch ältere Leute, denen mit der uralten Sprache die altsächsische, schlichte, steifgeformte Art der Lebensführung selbstverständlich war. Frenssen fühlt und schreibt niederdeutsch, wie er selbst ein echter Dithmarscher ist: in seiner Treue und Zartheit, seiner Frömmigkeit und seinem Weltsinn, in seiner Sinnlichkeit und in seiner Metaphysik. Das bescheidene Haus seiner Jugend ist das Herrenhaus von Ort und Landschaft geworden. Er schreibt seine niedersächsischen Bücher, aber es sind Bücher für ganz Deutschland und weit darüber hinaus für die gesamte germanische Welt. Er sieht in seiner engen und kleinen Heimat die Geschichte unseres großen Volkes wie in einem klaren Spiegel, und er ruft uns zu an jenem Heiligen Abend, wo er über Land fuhr und in keinem Hause Licht brannte, denn niemand hatte in den Tagen unsrer schwersten Not Geld dafür übrig: „Auch das deutsche Volk wird wieder in Ehren stehen und Feste feiern und fröhlich sein. Wenn du, Großvater, auch nur die Hoffnung auf solch schöne, lichte Zeit mit ins Grab nimmst, ihr, Vater und Mutter, werdet sie noch mit irdischen Augen sehen, und eure Kinder werden sich satt davon trinken." P. W.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Pädagogisches Lexikon *)

Von Univ.-Prof. Dr. Eduard Spranger

Es ist unzweifelhaft ein Wagnis, mitten in der geistigen Gärung der Gegenwart ein Lexikon zu schaffen, das die schwankende pädagogische Begriffswelt nach alphabetisch geordneten Stichworten behandelt. Im allgemeinen gelingt dies nur, wenn eine herrschende „Schule" den letzten Ausbau an ihren Grundanschauungen vollzieht. Eine solche starke, gemeinsame Hauptrichtung haben wir heut noch nicht, obwohl allmählich die Hauptlinien einer neuen Einstellung schärfer werden. Unter diesen Umständen könnte die Vermutung naheliegen, es sei hier unter dem führenden Gesichtspunkt „Evangelisch" nur die Sammlung des alten festen Besitzes erfolgt, gleichsam als Rüstung gegen die Zeit.

In Wahrheit ist eine sehr viel schöpferischere Leistung gelungen. Der Herausgeber, Hermann Schwartz, der viele Jahre als Referent für das Lehrerseminarwesen dem preußischen Kultusministerium angehört hat, betont in der Einleitung mit Recht, daß ein weltanschaulicher Hintergrund nun einmal zur Erziehung gehöre; dieser aber dürfe nicht der Verengung, sondern nur der Festigung dienen. Das Evangelisch-Christliche liegt in der Gesinnung, und alle echte Erziehung kommt aus Gesinnung und wirkt auf Gesinnung. In diesem Rahmen aber spielt eine Fülle rein sachlicher Aufgaben und Methoden, gibt es überkonfessionelle Bezüge zum Ganzen der Kultur und entsteht die Pflicht, von anderen weltanschaulichen Standpunkten Kenntnis, wie zu ihnen Stellung zu nehmen. Was bisher von dem Werk vollendet ist, atmet in der Tat diesen zugleich festen und freien Geist. Sein Wert erstreckt sich daher weit über den Kreis von Benutzern hinaus, die durch eine Gesinnungsgemeinschaft verbunden sind.

Von der Aufgabe, jeweils die richtige Prägung der Artikelüberschriften zu finden und doch ihre Zahl maßvoll zu begrenzen, soll hier nicht die Rede sein. Sie ist in der Pädagogik ganz besonders schwer zu lösen, weil sich eine gemeinsame, anerkannte Begriffssprache eben erst herauszuarbeiten beginnt. Man kann die Akzente recht verschieden setzen. Die großen Hauptgruppen, die zu berücksichtigen waren und Berücksichtigung gefunden haben, sind: Philosophie mit ihren für die Pädagogik wichtigen Verzweigungen, unter denen die allgemeine Psychologie und die Entwicklungspsychologie an der Spitze stehen; Geschichte des Schulwesens und der pädagogischen Theorien; Schulpolitik und Schulorganisation; allgemeine und spezielle Didaktik; allgemeine Erziehungslehre. Außerdem tritt die Heilpädagogik stark hervor, die mit mehreren meisterhaften Abschnitten aus der Feder Prof. v. Dürings bedacht ist (z. B. Dementia praecox, Hysterie). Etwas größeren Raum hätten vielleicht die Gegenstände verdient, die mit dem sozialen Problem und der soziologischen Struktur der Gegenwart zusammenhängen. Schon die Darstellung der Jugendbewegung, aber auch die der Jugendwohlfahrt, ist allzu kurz ausgefallen, während die Jugendkunde hervorragend charakterisiert ist.

Zu den besonderen Vorzügen des Lexikons gehören die Artikel über das Schulwesen der Einzelländer, vor allem des Auslandes, von denen bis jetzt erschienen sind: Frankreich (von Völcker), Finnland, Holland, Italien, Japan und sogar der Islam. — Über den Wert und die wissenschaftliche Zeitgemäßheit der einzelnen Beiträge wird man natürlich verschieden denken. Mir will scheinen, als ob die Abschnitte „Humanistische Bildung" und „Humanität" nicht völlig mit dem Stand der gegenwärtigen Auffassung und Forschung in Einklang wären. (Man kann z. B. an den neuen Forschungen von Burdach nicht einfach vorübergehen.) Ganz ausgezeichnet ist hingegen, was der Herausgeber selbst unter der Sammelgruppe „Bildung" über Bildsamkeit, Bildungsgüter und Bildungsideale geschrieben hat. Ist es erlaubt, einen ganz allgemeinen Wunsch zu äußern, so müßte den Literaturangaben mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Bei manchen Artikeln fehlen sie ganz; in anderen werden nicht die neuesten Auflagen, bisweilen auch nicht die entscheidenden Titel selbst genannt. Dem Leser wäre gelegentlich auch ein charakterisierendes Wort willkommen. —

Der Wert eines solchen Werkes enthüllt sich jedoch nicht beim Blättern, sondern beim Gebrauch. Ich selbst habe seit einiger Zeit begonnen, das Lexikon bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten zu Rate zu ziehen, und es hat mir im einzelnen schon manchen sehr wertvollen Dienst geleistet. Daß der Herausgeber das Ganze in so erstaunlich kurzer Zeit zu organisieren vermochte, bestärkt den Eindruck, daß hier große Sachkennerschaft mit fester Hand ans Werk gegangen ist und etwas von bleibendem Werte hingestellt hat. Der Dank der pädagogischen Welt ist dem Herausgeber wie seinen Mitarbeitern dafür gewiß. Wenn dieser Dank sich dahin auswirkte, daß bald eine zweite Auflage nötig und möglich wird, so würde auch dies dem Unternehmen sehr zugute kommen. Denn die richtige Ausbalancierung des Einzelnen und die vollständige Abrundung des Ganzen kann erst stattfinden, wenn die Umrisse einmal im ersten Wurf festgelegt waren. Schon die heut erkennbaren Umrisse rechtfertigen jedoch die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen.

*) Pädagogisches Lexikon. In Verbindung mit der Gesellschaft für evangelische Pädagogik und unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgegeben von Hermann Schwartz; bisher 2 Bände: Abhärtung — Exzentrisch; Fächer — Kirchliche Erziehung.

Digitized by Google

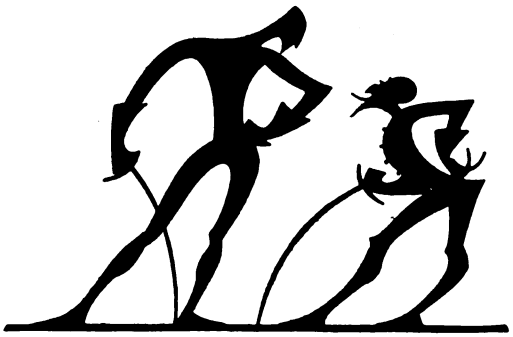
Illustrierte Rundschau

Unsere Zeitschrift im Ausland — E. M. Engerts Scherenschnitte und O. H. Beiers Graphik — Das moderne Brautkleid — Der Bildhauer Arnold Hüggler — Gläser von Walter Nitschke — Das unbekannte Berlin — Zu unsern Bildern — Preisausschreiben

Einen bedeutenden Teil der täglich einlaufenden Post machen Briefe von Lesern aus. In jedem Heft befindet sich wenigstens eine Novelle, ein Aufsatz, ein Bild, an die sich Fragen oder kritische Äußerungen knüpfen. Die Schriftleitung freut sich über jeden Brief und jede Karte aus dem Kreise der Leser, denn sie fühlt sich durch solche Meinungsäußerungen mit den Beziehern der Hefte verbunden. Wer sich für „Velhagen & Klasings Monatshefte" entschieden hat, begibt sich nicht in die Gefolgschaft einer künstlerischen oder literarischen Sippe, sondern nimmt als ein Mensch mit

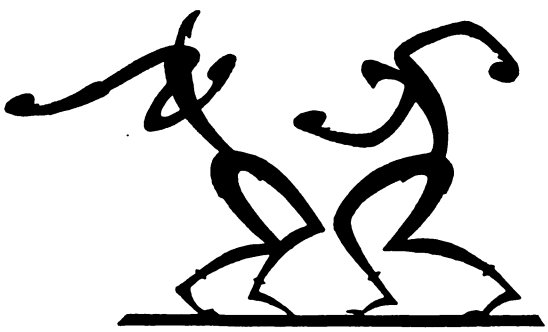
Das neue Monatsheft in Caracas

Digitized by Google



Fechter. Scherenschnitt von E. M. Engert

selbständigem Geschmack und Urteil an dem Reichtum teil, den diese Zeitschrift Monat für Monat in sorgsamer Auswahl und Anordnung ausbreitet. Die Wirkung der Hefte ist um so tiefer, je eifriger die Leser selbst, sei es zustimmend, sei es absprechend, an ihnen mitarbeiten, und herzlich heißen wir jedes offene Wort willkommen (— mit Ausnahme von anonymen Karten, auf denen sich der Haß des Alters gegen die Jugend gelegentlich grob und polternd austobt). Mit ganz besonderer Freude erfüllen uns aber immer Stimmen von Übersee. Wir wissen, wir sind in der ganzen Welt verbreitet, und gerade weil wir unpolitisch sind, gelten wir bei den Auslandsdeutschen als die große illustrierte Zeitschrift, die ihnen das Beste aus der Heimat vermittelt, nämlich alles das, was abseits vom Hader der Parteien und Konfessionen, der gesellschaftlichen und beruflichen Verbände im Leben, in Kunst und Wissenschaft das Eigentliche bedeutet, was für unsere Gegenwart und Zukunft wichtiger und zugleich erfreulicher ist als das meiste, was sich im Vordergrund des Geschehens abspielt. Einen kleinen Beweis bietet uns ein Brief aus Caracas in Venezuela, der uns mitsamt dem hier wiedergegebenen Bilde zugegangen ist. Da heißt es, daß es jedesmal einen Kampf gibt, wenn das neue Heft in der Pension eintrifft, und gewöhnlich muß das Los über den Glücklichen entscheiden, der es als erster lesen darf. Der Reichtum, die Vielseitigkeit des in den Heften Gebotenen wird in der Fremde besonders dankbar empfunden. Aus Hamburg, aus Neuruppin, aus Breslau stammen die Deutschen, die sich hier in der Pension zu Caracas um unser Monatsheft versammelt haben. Aber auch ein Herr aus Venezuela betrachtet die Zeitschrift, die ihm das Wesen seiner deutschen Freunde und ihrer Heimat widerspiegelt.



Boxer. Scherenschnitt von E. M. Engert

★

E. M. Engert, von dem wir ein paar lustige und lebendige Scherenschnitte zeigen, wohnt in München, aber er ist 1892 in Yokohama geboren, und es will uns scheinen, als ob in diesen reizenden kleinen Kunstwerken etwas von seiner Herkunft nachklingt. Engert weiß zu vereinfachen, was in der Kunst der Silhouette noch wichtiger als in jeder andern ist. Er hat Sinn für das Spielerische und Zierliche, und er hat vor allen Dingen Humor. Diese Gabe ist auch O. H. Beier zuteil geworden, dem wir die Radierung „Polyphem“ (S. 123) verdanken, ein Blatt voll grausigen Humors. Wie ein Brueghelscher Höllenschlund öffnet sich das spitzgezahnte Maul des Unholds. Zwergengleich winden sich die Opfer auf seiner Faust, von Entsetzen gepackt. Merkwürdig sitzt das Auge Polyphems. Wir stellen es uns gewöhnlich in der Stirnmitte vor. Beier setzt es in die Nase, wo es furchtbarer droht und organischer erscheint.

★

Unsre Wiener Mitarbeiterin Claire Patek-Hohenadl schreibt uns für unsre Leserinnen: Man heiratet wieder im Brautkleid! Ist das nur eine Äußerlichkeit, eine modische Laune? Wir glauben, es steckt noch etwas anderes dahinter. Wie alle staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen ist auch die Ehe fragwürdig geworden. Man möchte in ihrem Schluß nicht mehr eine Entscheidung fürs Leben erblicken und ihre Trennung erleichtern. Man hält ihre glückliche Führung für eine erlernbare Kunst, denn es kommt nach der Meinung eines vielberufenen und heute schon wieder belächelten Arztes vor allem auf Erkenntnis und Kenntnis erotischer Kniffe an, um eine „vollkommene Ehe“ zu erzielen. In Amerika, wo alle Dinge höchst einfach werden, ist der Gedanke der Kameradschaftsehe aufgetaucht, ja man geht noch weiter und erklärt die Ehe, sei es auf Zeit, sei es auf Dauer, für eine völlig veraltete Sache. Das haben Stürmer und Dränger schon früher getan. Das Bezeichnende für heute ist, daß man über alle diese Fragen so leidenschaftslos verhandelt, fast so

Digitized by Google

Polyphem. Radierung von O. H. Beier

sachlich wie über Zölle oder Baumwollpreise. Die klugen Rechner vergessen nur immer das eine: Ehe heißt nicht bloß Ordnung, sondern, wenigstens in vielen Fällen, auch Liebe und Leidenschaft. Zerbricht sie, tut es weher, als wenn sich ein Handelsgeschäft zerschlägt, und wer sie eingeht, braucht sich nicht unmodern zu schelten, wenn er sich zu seinem freudigen und feierlichen Gefühl auch äußerlich bekennt. Wäre die Ehe eine sterbende Einrichtung, würden die jungen Bräute an so schönen, so romantischen Kleidern mit Nonnenhäubchen oder Madonnenschleier keine Freude haben.

★

Die Plastik zieht von der neuerwachten Tierliebe der Menschen Vorteil. Gewiß ist viel Getue und Modefexerei dabei, aber im allgemeinen muß man sich doch darüber freuen, daß Unzählige in ein innerliches Verhältnis zur Kreatur gekommen sind. Es lohnt sich, Tiere zu malen und zu bilden Und nicht bloß aus geschäftlichen Gründen. Der Künstler darf auf Kenner rechnen und ist deshalb nicht mehr wie früher oft der Versuchung ausgesetzt, seine Modelle zu versüßlichen, zu vermenschlichen. So wie sie Gott geschaffen hat, sind sie gerade gut, und am drolligsten und hübschesten wie auch wir: in der Kindheit, wo selbst der Esel noch nichts von der Plage ahnt, die ihn wie jedes Geschöpf erwartet. Der schweizerische Bildhauer Arnold Hüggler hat mit seinem prachtvoll täppischen und gutmütigen „Esel" ein reizendes Werk von überwältigender Heiterkeit geschaffen. Wer dieses Langohr sieht, begreift Sancho Pansas zärtliche Liebe zu seinem Grauen, den man niemals ohne seinen Herrn erblickte.

★

Der Dresdner Walter Nitschke, einer unsrer besten Glaskünstler, hat uns einige neue Arbeiten zur Wiedergabe überlassen. Sie atmen, obwohl sie der Technik nach auf dem Boden alter Überlieferung stehen, den Geist unserer Zeit. In seinen diamantgerissenen oder gravierten Gläsern spielen Tiere und Menschen, wie sie der Künstler von heute sieht: nicht naturalistisch, sondern stilisiert bis zum Schematischen vereinfacht, aber von fröhlicher Wirkung. Nitschkes Gläser und Schalen erfreuen sich der zunehmenden Gunst der Sammler. Mit Recht. Denn sie sind nach Erfindung und Durchführung ihrer edelsten Ahnen aus alter Zeit würdig, und es zeugt für das selbständige Urteil des Kunstfreundes, wenn er nicht ein Museum von heute, sondern ein Museum der Zukunft zusammenzubringen trachtet.

★

Berlin sind nicht die Linden und nicht der Kurfürstendamm, auch nicht Wannsee und Potsdam. Das weiß mittlerweile jeder Reisende, aber zum Schaden der Stadt nehmen sich nur wenige die Zeit, auch dem Berlin der Arbeit nachzugehen, wie es sich draußen und in fast allen Himmelsrichtungen mächtig aufbaut,

Digitized by Google

erschütternd abspielt. Auch dieses Berlin hat seine Schönheit, oft düster, immer ernst, und es hat seine Majestät oder sagen wir schlichter: seine Würde, und wer es einmal gesehen und erlebt, der nimmt mehr von Berlin mit als von den gewöhnlichen Vergnügungs- und Ladenstraßen, die sich in allen Städten ähneln. Ein Wegweiser zu diesen Schönheiten der Weltstadt ist E. O. Hoppé geworden, der allen Lesern bekannte Lichtbildkünstler, ein Mann, der den Rhythmus der Zeit im Blut hat und der kein andres Pathos inniger erlebt als das der Arbeit.

Modernes Brautkleid mit Stickereien
Photographie E. Patek-Hoffmann

Brautkleid in Seide nach russischer Art
Photographie E. Patek-Hoffmann

Ein Gegenstück zu dieser Berliner Photographie ist das Gemälde „Paris bei Nacht“ von Richard Geßner. Dort nüchterner Ernst, stählerne Spannung, hier der Wille und Wunsch zum Leichtsinn, zur Selbstvergessenheit. Und doch: es liegt auch über diesem Bilde ein Unbehagen, das wir vor zwanzig Jahren noch nicht kannten. Die grellen Lampen und Lichtreklamen beleuchten Menschen, welche ihres Daseins nicht mehr selbstverständlich froh sind und welche mitten im „Betrieb“ die Frage nach Sinn und Unsinn überfällt. Soviel erzählt dies Bild. Gewiß sieht man ihm an, wohin die

Digitized by Google

malerische Neigung Geßners weist. Er liebt feine Tonwerte, seltene Lokalfarben, ungewöhnliche atmosphärische Zustände, Rauch, Sonnendunst, Nebel, den Übergang der Dämmerung zum künstlichen Licht. Aber das Spiel der Bogenlampen ist aufgeregt und teilt sich den Menschen mit, die nur äußerlich eine auf amerikanisch frisierte Ruhe bewahren. Geßner stammt aus Augsburg, wo er 1894 geboren wurde, doch hat er seine Kinderjahre in Köln verlebt und in Düsseldorf die Akademie besucht. Seine Studien unterbrach der Krieg, der ihn als Maler auf den Balkan führte. 1919 ging er erneut zu Prof. Clarenbach in Düsseldorf, dem schlichten und bedeutenden Landschafter, in die Schule. Dann machte er anregende Reisen nach Italien und Tripolis, Schweden, Norwegen und vor allem Finnland. Mit besondrer Liebe hat er Motive aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet gemalt.

Ein Düsseldorfer Maler, der unsern Lesern immer vor andern gefällt, weil er die moderne Kunst auf die liebenswürdigste Weise vertritt, eröffnet das Heft: Theo Champion mit dem Gemälde „Auf der Terrasse". Auch dieses Bild ist höchst einfach gemalt, beinah trocken; dabei sehr geschickt aufgebaut: der dunkle, runde Bau gegen den von Blumen und Fahnen durchjubelten blauen Himmel gestellt. Die Frau, die, mit dem Rücken zu uns, auf der Terrasse sitzt, hat nichts Sentimentales. Und dennoch: es

Esel. Bildwerk von Arnold Hüggler

Digitized by Google

steckt ein Schuß Spitzweg in diesem Werk, d. h.: deutsches Gemüt. Ein bißchen wild sieht auf den ersten Blick „Das Karussel" von Leo Frh. v. König aus (zw. S. 8/9). Aber wie schnell ordnen sich die rhythmisch verteilten Farbflecken zu Gestalten und diese zu einem Zug von mächtigem Schwung und herzhafter Fröhlichkeit. — Vertritt König eine Richtung in der Malerei, die als Mode zwar vorüber ist, aber in ihren besten Leistungen

Gläser mit Gravierungen von Walter Nitschke-Dresden-A.

Architekt Karl Keppler-Stuttgart, der Sieger in unserem Preisausschreiben für ein Eigenhaus der jungen Welt Zeichnung von Rich. Keppler

bleiben wird wie jede andere innerlich wertvolle, so steht Franz Radziwill im Gegensatz zu Im- wie Expressionismus und versucht, die Welt als technisches Wunder anzusehen und nachzubilden. Seine Ansicht von „Wilhelmshaven" (zw. S. 56/57) hat für den, der die Witterung für diese neue Kunst nicht hat, etwas fast ansichtskartenhaft Geleckes. Dieser Eindruck schwindet, sobald man sich den sichern Sinn für Form und Farbe vergegenwärtigt, der dieses Bild harmonisch beherrscht. — Ein junger flämischer Maler ist Anton Carte, dessen „Schützen" (zw. S. 48 u. 49) die erdgebundene Derbheit und das stolze Selbstbewußtsein seines Volks und seiner Kunst atmen. Die Kunst der großen Linie und der dekorativen Fläche, wie sie Hodler zu allgemeiner Anerkennung geführt hat, ist auch Carte eigen. Aber er ist volkstümlicher als Hodler, schlichter, natürlicher, auch wärmer. — Ehmigs heitere, farben- und gestaltenfrohe Kunst ist in den Heften bereits mehrfach vertreten gewesen. Man sieht seine Bilder immer wieder gern. Sie heben sich in den Ausstellungen von dem vielen Trüben und Gequälten, das sie ebenso wie das Landläufige und Überflüssige umgibt, immer höchst erfreulich ab. Werke eines Mannes, der in der Kunst wieder einmal die große Freudenspenderin erblickt. Auch seine „Weinlese" (zw. S. 104/105) ist ungemein wohl überlegt komponiert; ein alter Akademiker könnte es nicht klüger machen. Aber sie ist von handfestem Frohsinn wie von ungebrochenen Farben durchleuchtet und macht sich jedermann durch die Sprache von Herz zu Herz verständlich. So ein heiteres Erntebild paßt gut in dieses Heft, das auch textlich so viel Neues und Schönes aus den Schätzen unsers Schrifttums gesammelt hat. — Noch ein Wort über des Düsseldorfers Richard Langer „Träumende" (zw. S. 16/17). Dieses Bildwerk ist von idealer

Digitized by Google

Spreehafen im Berliner Industrieviertel. Aufnahme O. Hoppé

Digitized by Google

Paris bei Nacht. Gemälde von Richard Geßner jun., Düsseldorf

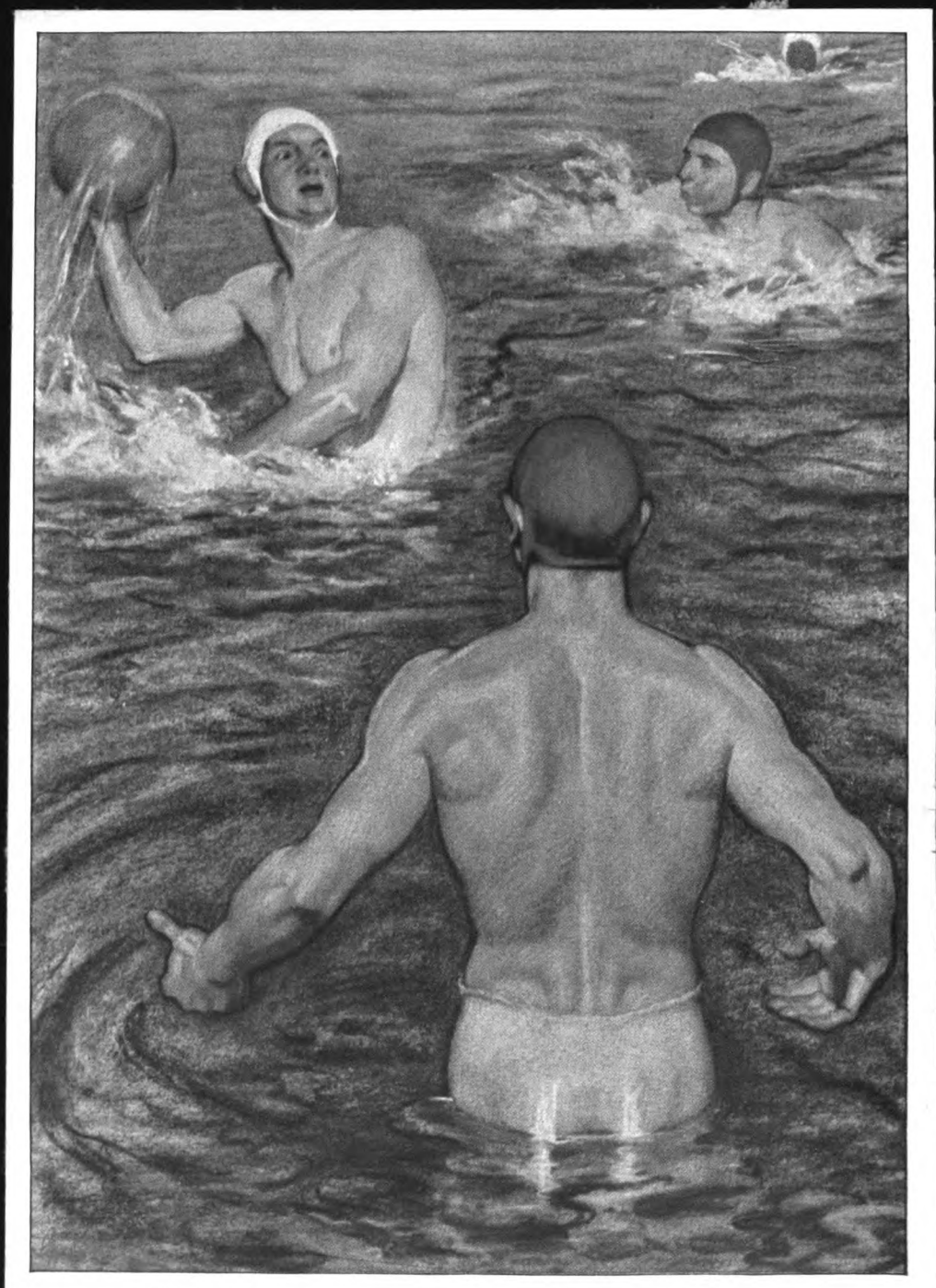
Schönheit der Form und hat dennoch kraft innerer Beseelung den Bann gebrochen, der so vielen Werken unsrer Plastik verderblich geworden ist: das klassische Vorbild. Diese „Träumende" lebt wach und träumend in derselben Welt wie wir, und es ergreift uns, daß es über und jenseits von unserm grauen und lauten Alltag noch eine stille, heitre Welt des Schönen gibt, zu der wir lächelnd und oft unbewußt den Eingang finden. Die Schönheit stirbt nicht, und sie in immer neuen Wandlungen zu zeigen, ist die Aufgabe der Kunst und dieser „Monatshefte".

★

Über das Ergebnis unsres Preisausschreibens für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit berichtet ein eigner Aufsatz dieses Heftes (S. 89 ff.). Auch über den Preisträger, den Architekten Karl Keppler in Stuttgart, finden die Leser dort nähere Angaben. In der „Illustrierten Rundschau" bringen wir sein Bild nach einer Zeichnung seines Bruders Richard. Es ist bedeutungsvoll, daß grade ein Stuttgarter Architekt der Sieger geworden ist. Herrscht doch in der schwäbischen Hauptstadt eine sehr rege und ganz modern eingestellte Bautätigkeit, über die auch weithin wirkende Ausstellungen Rechenschaft gegeben haben. Im nächsten Heft erlassen Verlag und Schriftleitung der „Monatshefte" ein neues Preisausschreiben, das bereits zu Weihnachten entschieden sein und den Preisträgern eine außerordentliche Festfreude nach eignem Wunsch bereiten soll.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google



Wasserballspiel. Gemälde von ?

Bildgröße 73×53 cm

Zu unserem Preisausschreiben

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Oktober 1929 / 2. Heft

Das neue Preisausschreiben: Wer kennt unsre Künstler?

Velhagen & Klasings Monatshefte haben im Laufe der Jahrzehnte viele Tausende von herrlichen Werken aus neuer und alter Zeit in vollendeter Wiedergabe veröffentlicht und so den Kreis ihrer Wirkung vergrößert. Sie sind aus den Museen und Sammlungen, Ausstellungen und Werkstätten in die Häuser von vielen Millionen gekommen und haben in den Herzen und Sinnen Unzähliger ihre künstlerische Sendung antreten dürfen.

Immer haben es Velhagen & Klasings Monatshefte als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen, das Verständnis für gute Kunst zu vertiefen und namentlich die Werke junger Meister auch durch das Wort zu stützen und zu fördern, und zwar mit Genauigkeit und Sachlichkeit. Wir haben in Aufsätzen wie in der Illustrierten Rundschau das Verstiegene, aber auch das Schulmeisterliche gemieden und glauben, grade so manchen zu einem tieferen, auf Kenntnis gegründeten Genuß von Kunstwerken geführt zu haben. Vielfältige Zuschriften aus der Gemeinschaft unsrer Leser haben uns bewiesen:

wer Velhagen & Klasings Monatshefte liest, ist Kenner!

Diese Überzeugung hat den Verlag und die Schriftleitung ermutigt, diese Kennerschaft der Monatsheftfreunde durch ein Preisausschreiben auf die Probe zu stellen. Das Titelbild dieses Heftes trägt zwar eine Unterschrift, verschweigt jedoch seinen Maler, und ebenso steht es mit den im Rahmen dieses Aufsatzes originaltreu wiedergegebenen fünf Gemälden.

Unsre Leser sollen die Frage beantworten:

wie heißen die Künstler, die diese sechs Gemälde geschaffen haben?

Dem nächsten Heft (November) wird eine Karte beiliegen, auf die die Antworten auf die sechs Fragen zu schreiben sind. Wer alle sechs Künstler richtig nennt, hat Aussicht auf eins der sechs Bilder nach eigener Wahl. Unter den, wie wir annehmen dürfen, zahlreichen richtigen Antworten, entscheidet das Los. Sechs unsrer Leser werden also in den Besitz eines hervorragenden zeitgenössischen Originalgemäldes nach ihrem Wunsche kommen. Wir verschicken die gerahmten Bilder so rechtzeitig, daß sie als

ein unvergleichlich schönes und kostbares Weihnachtsgeschenk

in die Hände der durch ihre Kennerschaft und durch Glück begünstigten Leser gelangen.

Wir bitten unsre Freunde nicht, sich an einem kindlichen Rätselraten zu beteiligen. Wir denken zu hoch von ihnen, um sie dazu aufzufordern, und sechs deutsche Meister von Ruf würden sich nicht für eine Spielerei mit ihrem Besten, ihrer Kunst hergegeben haben. Es ist eine Aufgabe, die Kopf und Herz hier lösen sollen, eine Aufgabe, die vielleicht manchem auf den ersten Blick recht schwierig erscheint.

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Um die Antwort zu erleichtern

bemerken wir, daß jedes der Bilder für seinen Maler bezeichnend ist. Jedes einzelne Gemälde gehört nach Vorwurf und Durchführung genau in das allgemein bekannte Schaffen seines Schöpfers hinein und gibt in dieser Hinsicht zu keinem Zweifel Anlaß. Wir sind auch überzeugt, daß jeder unsrer Leser den Maler von mehr als einem Bild sofort benennen kann. Vor andern wird er zweifelnd, vor einem vielleicht verzweifelnd stehen. Zu beidem ist kein Anlaß. Man muß nur in den letzten Heften und Jahrgängen mit offenen Augen blättern und wird verwandte Bilder derselben Künstler finden. Es wird auch nützlich sein, hier und da in den Texten der Künstleraufsätze, in den Charakteristiken der Illustrierten Rundschau zu lesen und sich erneut auf die wesentlichen Züge einzelner Meister hinweisen zu lassen. Einige Fingerzeige werden auch die folgenden Begleitworte zu den einzelnen Bildern geben.

Zunächst jedoch sei, um Mißverständnisse vorzubeugen, zusammenfassend bemerkt:

1. Wer die Maler aller sechs Bilder richtig nennt, hat Aussicht, eins davon nach eigener Wahl gerahmt als Weihnachtsgabe kostenlos zu erhalten.
2. Es handelt sich um bisher unveröffentlichte Originalgemälde deutscher Künstler, von denen die Monatshefte während der letzten zehn Jahre wiederholt Proben, sei es in Aufsätzen, sei es als Kunstbeilagen, gezeigt haben.
3. Es sind ausgeführte, ausstellungsreife Bilder, nicht etwa Studienblätter.
4. Die Antworten dürfen nur auf der vorgedruckten Karte erfolgen, welche dem nächsten Heft beiliegen wird.

Und nun:

Zu unsern Bildern

Titelbild: Wasserballspiel

Man sieht sofort: der Maler dieses Bildes ist ein hervorragender Könner. Er beherrscht den menschlichen Körper bis ins letzte. Ein Figurenmaler von heute selten gewordener Sicherheit. Und wie weise sind die Gestalten im Raum und miteinander komponiert. Darf man den Künstler einen Akademiker nennen? Gewiß, wenn man das Wort ohne den ihm anhaftenden tadelnden Nebensinn gebraucht. Denn dieser Meister ist nicht trocken. Er ist elegant in der Linie, pikant in der Farbe und gern wählt er einen Vorwurf wie diesen, der mit dem Leben von heut zusammenhängt. Er liebt den Sport, schon aus beruflichen Gründen. Denn im Sport gedeihen gutgebaute, schöne Menschen, eine Freude für den Künstler, dem der Mensch die höchste Aufgabe der Malerei bedeutet. Das Bild ist frisch. Ungebrochen ist das Vergnügen an Buntheit, Bewegung, Wasser, Luft und vor allem an den prächtigen, kräftigen Spielern. Aber ein überlegener Künstlerverstand ist Herrscher geblieben. Wir haben häufig Bilder von dem Maler gezeigt, und in unsern Künstler-Monographien ist ein ihm gewidmeter Band erschienen. Er wirkt in Berlin an hervorragender, auch amtlicher Stelle.

Bild S. 131: Über den Graben

Vielleicht wird der Schöpfer dieses Bildes am leichtesten festgestellt. Der es schuf, stand lange als einer der ersten in einer süddeutschen und höchst lebendig wirkenden Künstlergruppe. Die Monatshefte haben viele Bilder von ihm und von seinen Kollegen gebracht, und er gilt auch heute noch als ein Meister der Reiter- und Pferdedarstellung von höchstem Rang. Er hat sich — auch dieses Bild bezeugt es — in seiner Farbe dem gewandelten Geschmack der Zeit angepaßt. Er malt toniger als in seiner Jugend. Das heiße Blut seines Temperaments hat sich nicht abgekühlt. Ein wundervoller Schwung beseelt seine Malerei, die in der Geschlossenheit und Einfachheit der Komposition zu plakatmäßiger Wirkung neigt. Der Künstler gilt als einer der klassischen Vertreter neuerer Münchner Kunst.

Bild S. 132: Oberschlesische Landschaft

Das Bildnis, aber auch die Landschaft beherrscht dieser Maler. Offenbar ist er jünger als seine beiden Vorgänger. Man sieht es diesem Gemälde an: ihm ist die Vision manchmal wichtiger als die Wirklichkeit. So sind auch diese für Oberschlesien so bezeichnenden Halden eigentlich eine strenge Dichtung und nicht bloß ein treue Schilderung. Der Maler ist kein Naturalist. Aber eng ist er der Natur verbunden. Man kann sich schlecht vorstellen, daß das Wesentliche der oberschlesischen Landschaft eindringlicher als hier dargestellt werden könnte. Auch gehört das Werk in den engsten Bezirk von des Malers Schaffen. Man achte, um ihn festzustellen, u. a. auf eine Kleinigkeit: das Grüngelb auf dem Wagen. Wir haben bisher nicht viel Landschaften von diesem Maler gebracht, einmal eine berühmte Bischofsstadt an der Nibelungenstraße, sonst Männerbildnisse, die

Digitized by Google

sich natürlich in der Art der Darstellung mit der Landschaftsschilderung eng berühren. Einen Wink, um auf den rechten Künstler zu kommen, gibt übrigens dieses vorliegende Heft noch an andrer Stelle.

Zu unserem Preisausschreiben: Über den Graben. Gemälde von ? Bildgröße 70×90 cm

Bild S. 133. Landschaft aus dem Schwarzwald

Dieses große Bild ist bester Impressionismus, denn es steckt die Seele des Malers wie der Landschaft darin. Der Künstler liebt die Wunder des Lichtes, der bunten Gotteswelt, und er versteht es, ein Stück Natur in ihrem schönsten Augenblick zu erhaschen und darzustellen. Man sieht, so ein Bild ist sehr rasch, im Sturm des Erschauens und des Erlebens hingeworfen. Aber es ist dennoch keine Skizze geblieben. Der Künstler schildert erschöpfend, denn er ist mit ganzem Her-

Digitized by Google

Zu unserem Preisausschreiben: Oberschlesische Halden
Gemälde von ? Bildgröße 73×76 cm

zen dabei. Heiter ist dieser Blick aus dem Schwarzwald und dennoch: ein leiser Zug der Wehmut ist nicht zu verkennen, jener Wehmut, die die scheidende Jugend in die Worte von der Sonne kleidet, welche so schön scheint und doch einmal untergehen muß. Der Maler hat nicht immer so reine und große Landschaften wie diese gemalt. Er ist Münchner, und so liebt er selbstverständlich den Hofgarten mit seinen fröhlichen oder beschaulichen Spaziergängern und Kaffeegästen; so ein Bild haben die Hefte vor einiger Zeit veröffentlicht, doch haben sie den Künstler auch in einem ausführlichen Aufsatz geschildert.

Bild S. 134. Strandkörbe

Neben der guten und warmen Malerei des Schwarzwaldbildes wirken die „Strandkörbe" zunächst etwas kühl. Der Künstler sieht und sucht die Natur nicht mehr in ihrer Unberührtheit, die es ja auch in Wahrheit nur noch selten und entlegen gibt. Ihn reizt sie im Widerstreit und endlich in der Versöhnung mit dem modernen Leben, mag es auch in weitem Umfange durch Technik bestimmt sein. So haben seine Bilder leicht etwas Strenges und Gerades. Aber wir haben doch mehr als einmal festgestellt, daß auch diesem sachlichen Maler ein heimlicher Romantiker im Herzen sitzt, und diese Romantik fehlt unserm Bilde nicht. Sie weht in dem blauen Gewandzipfel und in dem bunten Wimpel. Doch verraten wir nicht schon zuviel, wenn wir auf die kecken Farbtupfen hinweisen, die die Bilder dieses Males so überraschend frisch und lustig beleben? Seine Heimat ist Düsseldorf. Vor

Digitized by Google

Wald
Gemälde von ? Bildgröße 130×99 cm

Zu unserem Preisausschreiben:

Wir glauben uns nicht zu täuschen: gleich unserm vorigen Preisausschreiben für ein Eigenheim wird sich dieses größter Teilnahme zu erfreuen haben. Es wendet sich an jeden unsrer Leser. Jeder kann seinen Scharfsinn und seine Findigkeit, seine Kunstkennerschaft und vor allem: seine Kunstliebe erproben und bewähren.

Und wenn sich der Sicherheit des Urteils das Glück gesellt, winkt als Lohn

ein Originalgemälde eines ersten deutschen Malers.

Digitized by Google

Der dumme Hans

Roman von Gustav Frenssen

(Fortsetzung)

Die Großmutter

Nun seht, was soll denn das für eine Gefahr sein, von dieser alten, hagern, krummen Großmutter, mit den kleinen Händen und Füßen, und dem flachen, schwarzen Strohhut, der weder um den Kopf sitzt, noch darauf, sondern nach einer längstvergangenen Mode auf eine rätselhafte Weise darüber schwebt? Ach, keine Rede von irgendeiner Gefahr! Viel eher eine große Hilfe und Segen.

Seht, was ist sie für eine Arbeiterin, trotz ihrer hohen Jahre! Wo immer sie zu schwerer Arbeit auf den mühsamen Moorhof hingestellt wird, unter die Kühe, an den Aufwasch, vor die ungebundenen Garben, auf den Erntewagen oder Getreidestapel, sie schafft wie ein Tagelöhner. Aber ist es das allein? War es nicht gradezu ein Vargewinn, daß sie da war, als der Händler dem Bauern die beiden Kälber schon fast abgeschwatzt hatte — sie hatten schon beide die Hände erhoben und wollten einschlagen —, da kam sie vom Nachbarn, wo sie sich nach den Preisen erkundigt hatte, und verhinderte mit ihrer scharfen, dürren Stimme den Handel, und am andern Tag gab es zwanzig Mark mehr? Und als die kleine Lili an Lungenentzündung erkrankte, vom Schulweg gegen den schweren Ostwind an, saß sie da nicht abwechselnd mit der Mutter am Bett und hielt die Nachtwache, und sparte mit Rat und Tat den teuren Arzt?

Gefährlich? Seht, geht sie nicht alle vier Wochen, ganz nach der Gewohnheit des Kirchspiels — wenn die Reihe an ihr ist — in die Kirche, so weit und so schlecht der Weg auch ist, und sitzt da, in sich gebückt, in ihrem weiten, vor Steifheit etwas abstehenden Sonntagskleid, das dunkle seidene Tuch mit eingewebten blauen Blumen um den Kopf, den alten Hut hoch darüber? Sie singt nicht mit; und der alte Pastor Barfood hat das Gefühl, daß sie auch nicht hinhört; aber sie sitzt doch da, Gott und den Tempel zu ehren.

Das ist wahr, es weht ein recht scharfer und kalter Wind von ihr aus. Sie ist etwas zu kurz angebunden, ja, und schlägt leicht aus. Aber seht, von der Sorte gibt es im mühsamen Volk viele. Die Erfahrungen, unter denen tausend bittre sind, haben so einer Frau das Herz fest und rauh und das Wort kurz und herb gemacht. Ja, in jungen Jahren, da mag sie gefährlich gewesen sein. Aber nun? Keine Rede davon.

Es ist selbstverständlich, daß nicht alles stimmt. Nein, das ist wahr . . . die Großmutter hat ein kaltes Herz und scharfe Zunge.

Nein, es stimmte nicht alles. Sie war irgendwie inwendig erfroren und diese Kälte ging immer von ihr aus. Da war z. B. dies ewige Reden über das alte Haus. Ach, Gott und die Hauseltern und auch Bendix wußten, daß die alte Herberge, in der die Mutter ihre Jugend verbracht, ein niedriges, altes Strohdach gewesen. Das war dann eines Nachts in Feuer aufgegangen und der Neubau hatte freilich höhere und hellere Räume gehabt; aber zum Prahlen war es wirklich nicht gewesen. Und so war es ein Unrecht, daß sie sich beklagte, daß sie in ihren alten Tagen in diesen niedrigen Stuben mit den kleinen Fenstern hausen müßte. Wenn die Kinder dabei waren, klagte sie nur im allgemeinen; aber wenn sie mit ihrer Tochter und dem Bauer unter sechs Augen saß, konnte sie deutlicher werden. Deutlicher? Sie konnte so reden, daß ihrer Tochter der Angstschweiß auf die Stirn trat.

„Man stößt überall gegen die Decke," konnte sie sagen, „mit den Augen schon gleich, aber auch mit dem Kopf; und die Fenster sind so niedrig und klein, daß sie für Kinder gemacht scheinen, aber nicht für Erwachsene . . . Was für Ansehn schafft euch solches Haus," konnte sie sagen; „es ist so breit, plump und niedrig wie eine ungeheure liegende alte Kuh, die nicht mehr aufstehn kann. Man könnte wahrhaftig denken, daß es Noahs Kasten wäre, der hier im Moor steckengeblieben und der nun hier verspakt und verschimmelt . . . Und wie gefährlich ist es," konnte sie sagen, „in solch alter Kate zu hausen! Fürchtet man nicht bei jedem Weststurm, daß sie zusammenbricht? Aber vor allem, fürchtet man nicht bei jeder Feuerstelle, es sei Herd oder Licht, Ofen oder Gewitter, daß man bei lebendigem Leibe darin verbrennen kann? Ich weiß wirklich nicht, wie ihr des Nachts schlafen könnt, wenn ihr an eure Kinder denkt . . . Und wie teuer wird euch das alte Gerümpel," konnte sie sagen, „was gebt ihr für die Versicherung? . . . Soviel! Nein, soviel! Ich erinnere mich zufällig des Beitrags, den unser Nachbar bezahlte, der ein großes, neues Hofgebäude hatte; es war nicht ein Drittel von eurer Summe."

„Ja," sagte der Bauer, „du kannst mir

Digitized by Google

glauben, daß ich das alte Haus gern los wäre, besonders auch wegen der lieben Narren im Hause, die sich höhere Fenster und höhere Gardinen wünschen. Aber wir können es nun einmal nicht ändern."

„Nein," sagte sie, „das könnt ihr wohl nicht. An Niederreißen und Neubau ist in dieser bedrückten Zeit nicht zu denken, und daß ihr das Glück habt, daß die alte Kate am hellen Tag und so ohne Gefahr für euch durch Gewitter oder Schornsteinschaden abbrennt, daran ist ja auch nicht zu denken Wie hoch ist übrigens die Summe der Versicherung? Sechzehntausend? So ... so ... dafür könnt ihr ein neues, gutes Haus bekommen ... ja ... wenn an allen Ecken und Enden gespart wird. So ... so! ... Soviel! Ja, und wenn ihr dann die übrige Habe gut versichert habt, könntet ihr gar einige Schulden abstoßen ..."

Der Frau wurde himmelangst; sie warf immer wieder scheue Blicke auf ihren Mann. „Rede nicht von solchen Dingen," sagte sie. „Es kommt mir wohl zuweilen der Gedanke, daß es gut für uns wäre, ja, daß wir eine große Sorge los wären ... allein schon diese Sturmnächte, wenn es in den Sparren kracht, und ich fürchte, es bricht zusammen und erschlägt uns alle! ... aber wenn ich es dann im Geist in Feuer stehn seh', packt mich Grausen, nicht allein wegen der Kinder und nicht allein wegen des Viehs, sondern auch wegen des alten Hauses selbst. Denn du magst es glauben oder nicht, ein altes Haus hat seine Seele."

„Ja," sagte die alte Mutter höhnisch, „du hast zuviel von deinem Vater, der war mit seinem Tagelohn zufrieden und spazierte im übrigen im Himmelsblau. Ja, wenn es nur die Sorge wäre und die großen Unkosten, die euch das alte Haus bringt. Aber ich habe es schon mehrfach gesagt: Ihr habt eben wegen des Hauses kein Ansehn unter den Leuten! Die andern beiden Höfe am Moorweg sind neu, hell und hoch; aber was sehen sie hier? Niedrige Löcher, die ihr Stuben nennt, mit Kinderfenstern und Kindergardinen, und jedermann, der vorübergeht, sagt sich, daß ihr mitsamt eurem alten Haus bis über die Knie in der Erde sitzt. So ist es."

„Ja," sagte der Mann etwas bedrückt, „was sollen wir tun? Anstecken können wir das alte Haus doch nicht."

„Nein, das könnt ihr nicht, obgleich mehr als einer, auch sicher mehr als einer eurer Nachbarn es so gemacht hat."

„Das sag' nicht so laut," sagte der Bauer.

„Nein," sagte die alte Mutter, „ich sage es nicht laut, ich werde mich hüten; aber ich sage es leise und sehr deutlich. Der eine und dieser und jener andre mag das Glück gehabt haben, daß ein Blitz einschlug, oder daß zwei oder drei Steine aus dem Schornstein gefallen waren, oder daß eine Stallaterne umfiel, obgleich ich für meine Person annehme, daß der Blitz ein Zündholz war, und die Steine aus dem Schornstein herausgebrochen worden sind, und die Laterne einen Stoß mit dem Fuß bekommen."

„Ja," sagte der Mann und tat etwas würdig, um sich den Frauen gegenüber den Anstrich eines erfahrenen und wohlüberlegenden Mannes zu geben, der über allgemeine Dinge urteilen kann: „Früher mag solches Anstecken oft geschehn sein. Sicher. Aber in den letzten zehn Jahren ist es weniger geworden. Warum? Weil es verdammt gefährlich geworden ist."

„Gefährlich?" sagte die Alte höhnisch. „Ja, wenn einer dumm ist! Wenn einer ebenso dumm ist wie diese Landjäger, Amtsvorsteher, Amtsrichter und wie sie alle heißen. Aber so muß man eben nicht sein."

„Ja, ja," sagte der Bauer, ruhig und würdig, „Gott weiß, wie gerne ich wollte, daß wir ein neues Haus hätten." Seht, dem Bauern ist der Kopf wohl heiß geworden über ihrer Rede; er fährt sich mit dem großen, roten Taschentuch über Stirn und Schläfen. Aber Gefahr? Ach nein. Seht, wie groß und schwer er nun aufsteht und wieder an seine Arbeit geht. Ach nein ... den stößt eine alte Frau nicht um, und wenn sie hundert Jahre an ihm rüttelt.

Und so ist denn die Mutter guten Muts. Denn wer ihr sonst noch Sorge machen könnte, ihr Bendix ... o ... mit dem hat es keine Gefahr, o nein. Der hat tagtäglich seine schwere Arbeit und sieht die Großmutter mit fremden Augen an, und redet nicht mehr mit ihr, als die Arbeit mit sich bringt. Er hat jetzt auch andre Gedanken. Er sagt am Sonntagnachmittag zu Tobias: „Ich will ein wenig allein umherstreifen." Und dann streift er umher. Seht, er hat nun zwei Jahr lang den Anzug getragen, den er zur Konfirmation bekommen hatte, und war so aus ihm herausgewachsen, daß er nun wenigstens ein Jahr lang schon ohne Sonntagsanzug gewesen war und nicht hatte ausgehn können. Da er die Schwierigkeiten der Eltern kannte, hatte er kein Wort darüber gesagt. Aber nun hatten sie es selbst erkannt und ihm trotz der Geldnot einen guten, dunkelgrauen Anzug und auch ein Paar gute, hohe Stiefel gekauft. Und so geht er nun nachdenklich nach Osten zu über die Felder und begutachtet, die große Nase voran, die Sommersaat. Mit andern Augen, verträumten, spielenden, geht er dann über die

Digitized by Google

Heide, spricht ein paar herablassende Worte mit der alten Frau, die in der einsamen, verfallenen Heidekate wohnt, die dem Kirchspiel gehört, und geht dann durch den Wald, steht einen Augenblick an dem Wasserlauf, wo er vor einem Jahr die Krone trug, und stellt fest, daß sein Hafer gut steht, und geht dann steil und steif, nichts als große Nase, guter Anzug und hohe Stiefel, in die Dorfstraße hinein —, während er inwendig ganz unsicher ist und seinen Mut unerträglich verwegen findet —, teilt einen Nickgruß mit den Leuten an den Haustüren und wechselt auch einen kurzen Gruß mit den Mädchen, die Arm in Arm auf und ab gehn. An einer Stelle steht ein Haufe Halbwüchsiger von seinen Jahren, Schulkameraden. Der eine fragt spöttisch, ob er zu hochmütig wäre, eine Weile bei ihnen zu stehn. Sie kennen ihn alle als scheu und wunderlich und wissen, daß er für ihre Unterhaltung keine Teilnahme hat. Sie halten ihn also für dumm. Er ist noch dümmer als sein Vater, sagen sie. Er lächelt und geht weiter.

Da ist der Howesche Hof, unter schönen Linden. Breites Haus, rote Backsteinmauern und große holländische Pfannen, lange, blanke Fensterreihen. Etwas zurück die beiden gewaltigen Scheunen, dahinter der große Holzhof mit allem, was der Landmann für Stall und Feld braucht. Das Ganze wohl etwas unordentlich, fast verfallen, ‚eine große Rummelei', sagen die Leute, aber für den Jungen aus dem Moore überwältigend. Ein Königshof! Und wenn er nun erst an die Bewohner denkt! Diesen großen, steilen Mann — steil? Seht, er geht gradezu hintenüber, und sein hellblonder, dichter Schnurrbart und seine Augen lächeln, so sicher ist er. Und diese große, rotblonde Frau, die an Festtagen mit so klaren, ruhigen Augen über das Gewimmel der Kirchgänger sieht. Und diese sechs Söhne, die Gott weiß in welchen Geschäften in den fernsten und fremdesten Ländern sind. Einer in China — ich bitte euch. Und dann diese beiden Mädchen . . . Diese Maleen . . .

Da kommt Maleen aus der Haustür und will in den Garten, sieht ihn und nickt und kommt an die Pforte.

Sofort wieder die alte. Er sieht es schon am Gesicht.

„Sieh," sagt sie, „das bist du," und überfliegt ihn mit den schönen Falkenaugen. „Du hast dich tüchtig gereckt. Du bist ja schon fast ein Mensch. Und was für einen hübschen Anzug du hast und hohe Stiefel!"

Gut . . . Die Hälfte Spektakel und Spott, vielleicht etwas mehr. Aber das übrige redliches Wohlwollen.

„Bist du von Kiel herübergekommen? Wie geht es dir?"

„Ach, . . ." mit dem alten, drolligen Vertrauen . . . „ich habe dir ja schon einmal geklagt: Die mir passen, sind im Krieg gefallen oder verheiratet. Das Neue ist, daß meine Brüder jetzt anfangen für mich zu sorgen und mir dann und wann einen vom Ausland schicken. Aber es ist nie der Richtige. Sie sind wohl meistens reich oder doch wohlhabend; aber sie haben den ersten Schlaganfall schon hinter sich." Alles mit einer hübschen, ein wenig herben Stimme und mit einem kleinen Lächeln von Selbstspott.

Was soll er dazu sagen? Es ist ihm eine fremde Welt. Er fühlt, daß sie das Bedürfnis hat, sich auszusprechen, vielleicht eben, weil sie weiß, daß er sie nicht versteht, daß er aber doch auf ihr Vertrauen stolz sein darf . . .

„Was treibst du denn nun den Tag über?" sagt er.

„O, vormittags sitze ich bei meiner Mutter herum, oder stehe in der Küche und in den Ställen im Wege; mit meinem Vetter, der bei uns den Verwalter spielt, habe ich mich leider verkracht, schon seit langem. Nachmittags fahre ich dann und wann mit einem, der ein gutes Auto hat, über Land, mit einem von der Sorte, die mir gefällt. Solche Fahrt muß ich dann freilich redlich bezahlen."

„Du mußt bezahlen?"

„Ja, man muß alles in der Welt bezahlen. Das ist so, mein Lieber."

„So . . . nein . . . das verstehe ich nicht . . . es sind doch deine Freunde."

„Ja . . . nein, das verstehst du nicht . . . Aber nun hast du noch gar nicht nach Anke gefragt. Die fährt nächstens zu unserer Tante auf Seeland, weißt du, der dänischen Insel. Die Tante hat da einen schönen Hof und ist Witwe, und Vater hofft, daß sie Anke zur alleinigen Erbin macht. Unser Vater macht immer Geschäfte. Er treibt in Geschäften, schwimmt in Geschäften, reist in Geschäften, plaudert in Geschäften, kurz, wo er geht und steht, reist oder schläft, ist ein Geschäft im Gang. Und so muß er denn auch mit seinen Töchtern Geschäfte machen. Aber er hat irgendwie keinen sichern Blick. Manche Geschäfte . . . vielleicht die Hälfte . . . gelingen; die andern schlagen fehl. Vielleicht ist es so, daß diejenigen fehlschlagen, bei denen es darauf ankommt, nicht Sachen, sondern Menschen zu beurteilen. Genug, die Unternehmung mit der Tante und Anke wird fehlschlagen, weil es sich da um Menschen handelt. Und nun muß ich zur Königin. Wir nennen

Digitized by Google

unsere Eltern König und Königin . . . auch die Jungs tun es in ihren Briefen . . ., weil sie Menschen und Tiere, auch ihre Kinder so großartig regieren . . . so in Bausch und Bogen, weißt du . . . so als wenn wir eine Masse wären . . .“ Sie nickt ihm zu, sieht noch einmal über seine ganze Gestalt und geht.

Am andern Sonntag . . . es ist ein schöner Vorsommertag . . . ist er schon am Vormittag in der Dorfstraße.

Und schon sieht er die Frau von Howe, Anke neben sich, ihm entgegenkommen. Er hat richtig gedacht: sie halten vor ihrer Abreise ihren Kirchgang. Anke trägt die Schülermütze, kirschrot, schief auf dem einen Ohr; an der Seite der Mütze blinkt ein kleiner silberner Stern. Er sieht schon von weitem, daß sie unsäglich schön ist und ihm den Geist verrückt.

Nein, er ist der Begegnung nicht gewachsen . . . hier und so nicht . . .

Aber er muß ihr doch ein Zeichen geben. Er muß sie ja sprechen. Was? Sie soll ihm doch nicht verloren gehn? O nein. Also macht er eine ungeschickte, einladende Bewegung mit dem Arm und biegt in den Feldweg ein und geht darauf weiter nach dem Wald zu. In seinen Gedanken bei ihr. Er hört ihre Stimme. Wunderlich offen, wie sie da zu Hause sind, hört er sie sagen: „Hast du gesehn, Mutter? Hast du gesehn? Ich soll hinter ihm herkommen! Hast du gesehn, wie großartig er winkte? Er zweifelt gar nicht, daß ich komme. Nein doch! Er hat ja wohl wieder die Krone auf dem Kopf, wie damals . . . der unkluge Mensch! Aber ich glaube, ich muß wirklich hinterhergehn.“ Die Mutter sagt mit langsamem, gemütlichem Spott: „Ja, meine Anke, wenn du es meinst . . .“ — „Spott' du man ruhig los, Mutter! Und ihr könnt auch gern heute mittag bei Tisch darüber spektakeln; und du kannst es auch gern in deinem nächsten Rundbrief an die sechs Jungs schreiben . . . und es auch gern noch ausschmücken, und die Jungs können dir dann auch gern darauf antworten, und noch wieder dicker auftragen . . . einerlei . . . ich geh' doch. — Ich weiß nicht . . . ich mag ihn nun mal gern . . .“ — „Ja, meine Anke . . . was der Mensch muß, das tut er. Dann geh' man hinter ihm her.“ — „Na ja, dann gehst du allein in die Kirche und betest für mich mit . . .“

‚Ich will mich nicht umsehn,‘ denkt er . . . ‚ob sie kommt oder nicht . . . Aber ich glaube, sie kommt.‘

Er hat im Gehn von einer Weide einen verspäteten jungen Zweig abgebogen, hat sein Messer gezogen und schneidet, ganz in seinen Gedanken, ein fingerlanges Stück ab, zu einer Flöte, und kommt so an den Waldrand und an den Wasserlauf, und kniet hin und erweicht das Stück und klopft mit dem Messerstiel darauf, die Rinde zu lösen. Und im Augenblick vergißt er alles und ist ein Knabe bei seinem Kinderspiel.

Da . . . leichte Schritte . . . Da steht sie! Im hellen, kurzen Kleidchen, die kirschrote Mütze unsäglich hübsch und frech auf dem Ohr. Der Silberknopf überm Ohr blitzt. Die Augen noch mehr. Die Augen! Die schmalen Schultern! Mein Gott, wie schön und fremd! Das goldene Wunder!

Sie ist wohl auch ein wenig verwirrt. Aber sie weiß sich zu helfen. O! Sie hockt neben ihm. „Ist die Borke schon los? Laß mich sehn.“

Sie nimmt die Flöte und bewegt sie in der Hand hin und her. Als wenn sie das kleine Ding streichelt. Ihre Schultern gehn auf und ab.

Sie gibt sie ihm wieder.

Er nimmt sie, dreht sie in der Hand und klopft sie wieder.

Noch einmal wandert das kleine Ding wieder in ihre Hand. Aber nun ist die Borke gelöst, und er kann sie herausziehen und das kleine Kunstwerk fertigmachen.

„Erst du,“ sagt sie. Er sieht sie verlegen an. Wie wunderlieb die Augen. Unerträglich. Er sieht weg und setzt die Flöte an; es gibt einen hellen Ton.

„Nun gib her.“ Und nun pfeift sie. Sie legt die Finger beider Hände um das kleine Ding und pfeift, und ihre schmalen Schultern gehn auf und ab, ein wenig stoßweise. „Nun du wieder.“

So geht das Spiel eine gute Weile hin und her.

Aber nun kommt etwas Neues. Als er ihr die Flöte wiedergibt, biegt sie seine Hand auseinander und legt ihre darauf, schiebt sie hin und her und fragt, ob er viel arbeiten muß, und wundert sich, daß seine Hand nicht größer ist; und streichelt sie hin und her und atmet hoch und tief.

Er fühlt, daß ihr dies Tun so gefällt, daß sie ihn gern hat, und atmet kaum, so verwirrt und selig ist er.

Nun erzählt sie mit lässiger Stimme, ganz wie ein frecher Junge, von der Tante, der Baronin, dem Hof auf Seeland, daß er kein Schloß ist, sondern nur ein Bauernhof, aber ein großer, und daß sie da tüchtig mit anfassen soll.

„Mein Vater und meine Tante haben zusammen ausgeheckt, daß ich ganz ihr Kind werde und sie beerben soll. Aber Mutter sagt auch, daß es Unsinn ist, weil wir beide,

Digitized by Google

die Tante und ich, gleiche Dickköpfe sind und uns eines Tags erzürnen werden. Ich bin wie meine Mutter. Ich bin ganz meine Mutter."

„Deine Mutter ist groß und wunderschön."

„Ja, das ist sie. Aber so werde ich auch. Meinst du nicht?"

Da er fühlt, daß sie fordert, daß er sie ansieht, tut er es.

„Du sollst an den Wall denken . . . als wir uns zum erstenmal sahn, als ich auf Balder saß. Nicht vergessen!"

Ihre Augen hängen gebannt in den seinen; ihre Wangen brennen. „Ich kann dich gar nicht vergessen," sagt sie leise; „ich höre immer deine Stimme und sehe deine Augen. Ich will auch gar nicht. Warum meinst du?"

„Weil wir Groths ganz kleine Leute sind, mit euch verglichen, weil ich fast ein Betteljung bin und du eine Prinzessin. Aber du sollst wissen, daß wir doch aus altem Bauerngeschlecht sind."

„Ach, das kümmert uns Howes nicht. Mein dritter Bruder, der in Buenos Aires wohnt, hat ein Berliner Tippfräulein geheiratet; aber sie ist schön und klug und hilft ihm bei der Arbeit."

„Und dann sagen sie . . . daß ich dumm sei . . . Aber das ist nicht wahr. Ich bin nicht dumm; ich bin nur noch zu jung und treffe noch nicht das Richtige. Ich habe doch manchmal sehr kluge Gedanken, klüger als meine Mutter und als unsre Nachbarn, die Stührks, und das sind doch alte Leute. Mein Urgroßvater war wegen seiner Klugheit in der ganzen Landschaft bekannt; ich halte für möglich, daß der in mir wieder durchschlägt. Ich sage das niemandem in der Welt, bloß dir."

„Siehst du?" sagte sie mit sprühenden Augen; „das sage ich auch! Sie sind freilich alle gegen mich, wenn ich es bei Tisch sage; das ist immer so bei uns; jeder krakeelt gegen den andern und lacht. ‚Dein Bendix Groth,' sagen sie: ‚Dummhans!' Weiter nichts. Dummhans. Das ganze Kirchspiel sagt es. Aber ich . . . und auch Maleen . . lassen uns nicht davon abbringen, daß du klug bist."

„Ja . . . Nun also . . . das habe ich so von dir gedacht. Dann vergiß mich also nicht . . . da auf der dänischen Insel!"

Sie gibt ihm die Flöte und sieht auf seinen Mund und wartet, dann auf seine Hand, und ist blaß und rot. Nun sagt sie leise, daß sie die Flöte haben möchte. Sie umfaßt sie mit ihrer ganzen Hand. Nun noch ein jäher, langer Blitz von vielen Edelsteinen, die irgendwo in einem tiefen Grunde auf dunkelblauem Stahl liegen. Dann reißt sie sich weg und läuft davon.

Er kommt mit verschlossenem, hochmütigem Gesicht nach Haus, zieht die Stalljacke an und geht mit der Großmutter auf die Weide. Sie fragt ihn irgend etwas; aber es dauert lange, bis er ihre Stimme hört.

Nein, mit ihrem Bendix hat es keine Not. Da kann die Mutter ruhig sein. Er ist nichts als Arbeit und Träumerei. Dem wird die Großmutter nichts anhaben.

Und eines Abends, als sie sich hingelegt haben, sagt sie zu ihrem Mann: „Es geht ja recht gut mit der Mutter."

„Ja," sagt der Bauer, „es geht recht gut." Und um zu verstehen zu geben, daß er eine eigne Meinung darüber hat, fügt er hinzu: „Ich wenigstens kann nicht klagen. Ich kann jede Sache ordentlich mit ihr bereden. Nein, mit Mutter, das hat nichts zu sagen. Aber . . ."

„Sind wir wieder in Not?" sagte die Frau.

„Und ob wir in Not sind," sagte der Mann, „wir sind dicht am Ende!"

„Ach Gott," sagte die Frau, „sprich doch leise, ich weiß nicht, ob Bendix schläft oder nicht. Aber nun sprich weiter." Es stand so, daß die Frau alles, was nun kommen mußte, besser wußte als der Mann; denn sie war klüger und führte auch die Bücher. Aber sie wollte ihrem Mann die Ehre lassen.

„Es ist sicher," sagte der Bauer. „daß sehr viele Landleute nicht ein noch aus wissen; es regnet bei allen immerfort Rechnungen über Zinsen, Steuern, Versicherungen, Wechsel. Die meisten quälen sich noch von Monat zu Monat weiter; ich habe das ja auch bis jetzt noch gekonnt. Aber nun bin ich am Ende. Drei nasse Sommer und unser wasserstarriges Land haben mich erledigt." Und erzählte der Reihe nach die Zahlungen auf, die sie in den nächsten drei Monaten zu leisten hätten, und stellte die Einnahmen dagegen, die er im günstigsten Fall haben konnte.

„Was wird dann geschehn?" sagte die Frau.

„Was geschehn wird? Ja, wenn es in drei Monaten nicht anders wird und die Bank unsern Hof anfaßt und mich zum Verkauf treibt, dann, fürchte ich, wird nichts übrig bleiben, nicht ein roter Pfennig. Denn was wird unser Hof kosten? Mit diesen wasserstarrigen Feldern und diesen letzten schlechten Ernten und diesem uralten Haus?"

„Und was dann?" sagt die Frau.

„Was dann? Ja, was fragst du danach? Dann müssen wir uns irgendeine kleine Wohnung mieten und dann bin ich Tagelöhner."

Digitized by Google

Da fing die Frau an zu weinen. „Du bist vier Jahre lang für das Land im schrecklichen Krieg gewesen," sagt sie, „und ich habe die vier Jahre mit meiner Hände Arbeit den Hof aufrechtgehalten und wir sind so fleißig gewesen und haben so gespart. Und ich habe fleißig gebetet! Und nun dies!"

„Ja," sagte der Mann, „es ist schwer."

Und nun waren sie am Ende alles Redens und grübelten und grübelten und lagen schweigend, bis die schwere Arbeit des Tags ihnen den Schlaf brachte.

Der Junge aber, der alles gehört hatte, wachte noch lange. Er hätte nun wohl zuerst an jene Zeit denken können, da die Krone im Hause war, und an all das Goldgespinst, das sich um sie gerankt hatte und hätte sich über die Maßen wundern können, wie fern und fremd ihm das geworden. Aber solche Gedanken kamen ihm gar nicht. Jene Zeit und ihre Gedanken waren dahin, verschwunden, in die Ewigkeit versunken. O, wie eng war er jetzt mit den Eltern verbunden, ja mit ihnen eins! Wie liebte er sie! Wie litt er mit ihnen in ihren Sorgen! Wie bangte er um sie! O, diese Qual! Er mit den lieben Eltern und Geschwistern im harten und üblen Gerede aller Leute? Gerichtsvollzieher? Versteigerung? Abzug vom großen, großen Hof, mit all den weiten Feldern, auf denen so viel mühsame Schritte lagen? Weg von Balder und den jungen Fohlen? Ohne Haus und ohne Land? In eine Mietsstube? Und Anke? Anke? Er warf sich im Bett hin und her und stöhnte leise und erlitt in seiner schwerfälligen, feurigen Natur jedes und alles, was drohte und verloren ging, und quälte sich, daß sich sein Gesicht verzerrte. Aber gleich, während er noch so litt, wehrte sich sein kräftiger Geist, den er aus gutem, starkem Blut von den Vorfahren her hatte, auch von Großvater und Großmutter mütterlicherseits, und er grübelte, was wohl getan werden könnte, dem Elend zu entgehn.

Am andern Vormittag stand er mit Tobias im Schutz des Torfstalls beim Holzhacken, jeder an seinem Haublock. Der erste nasse Schnee trieb mit kaltem Wind über die Hofstelle. Sie redeten dann und wann langsame Sätze über lauter Alltägliches, vom Stall, von den Nachbarn, vom Wetter, Kirchgang und Weihnachten. Als sie stundenlang so gearbeitet, legte Bendix das Beil auf den Block und ging um die Ecke und blieb da einige Zeit.

Tobias, neugierig, legte auch sein Beil hin und ging sachte hinter ihm her und kuckte zwischen den Reethbündeln, die da standen, um die Ecke. Da stand der Freund im Schneetreiben und starrte mit geweiteten und vorschießenden Augen und winkte dabei mit einem Finger, als wenn er jemand, der da im Nebel auf dem Felde stand, heranlockte.

Tobias trat eilig an seinen Block zurück. Bendix kam zurück, und sie arbeiteten wieder eine Stunde. Dann sagte Bendix mit einem wilden Aufstöhnen: „Es steht ganz schlecht mit dem Hof . . . wenn wir nicht irgendwoher Geld bekommen, geht der Hof verloren, und wir sitzen in einer Arbeiterkate. Es muß aber ein tüchtiges Stück Geld sein. Einerlei woher . . . Weißt du einen Rat?"

Tobias war von dem Anblick, den er vorhin gehabt hatte, noch ganz verstört, das Haar stand ihm noch zu Berge. „Nein," sagte er mit enger Kehle. „Nachdem das mit der Kalesche mißlungen ist, weiß ich nichts mehr. Wenigstens, was mich angeht. Ein andrer . . . mag ja noch einen andern Weg suchen."

„Du meinst mit dem Teufel."

„Kurz gesagt, das ist es. Sie sagen freilich, daß er die Seele dafür nimmt. Sie sagen, das ist bei ihm so gang und gäbe. Aber ich habe auch wieder gehört, daß er ziemlich taprig ist und daß man ihn belauern und beschummeln kann. Aber wenn ich denke, daß es in meiner Nähe jemand gäbe, der sich unter die Hauswand stellt und macht so Zeichen, daß ich denken muß, er winkt dem Teufel, dann habe ich Lust, solches Haus zu verlassen."

„Ich will dir sagen," sagt der Hausohn mit verstörten Augen, „mir ist, als wenn ich seit dem vorigen Winter ein ganz andrer Mensch geworden bin. Ein ganz andrer. Damals hörte ich Lerchen singen; jetzt höre ich hungrige Hunde bellen . . . Sag' mal, wer ist in unserm Haus der Klügste?"

„Der Klügste . . . Ja, wenn ich darüber nachdenke . . . Als ich zuerst hierher kam, war ich ja der Meinung, daß du dumm wärst . . . sie sagten es alle; aber davon bin ich abgekommen. Aber der Klügste bist du auch nicht. Jedenfalls noch nicht . . . Du bist noch ein Fohlen und unverständig."

„Ich meine von den drei Erwachsenen?"

„Ja, wenn ich dich nicht beleidige, so glaube ich, daß Großmutter bei weitem die Klügste ist. Und ich will dir sagen, warum. Weil alle ihre Geschichten so ganz weit ab von der Kalesche sind. Keine Spur von der Kalesche . . . keine Spur. Ihre Geschichten sind sozusagen bis über die Knöchel im Dreck und stimmen alle nicht. Und kuck, das ist, glaube ich, das Richtige."

„Ja," sagte Bendix mit verstörtem Gesicht, „das glaub' ich auch. Ich glaube, sie ist die einzige Person auf dem Hof, die bis drei

Digitized by Google

zählen kann. Beim Satan, das glaube ich. Aber mit Pfeifen und Winken ist es sicher nicht getan."

„Nein, nein," sagte Tobias. „Das schlägt nicht an." Seine Augen standen kugelrund unter seinem gesträubten Haar, und er sah mit brennender Neugier auf den Freund.

Tobias' Gesicht lockte. O, solche gläubigen, fast anbetenden Augen, die locken. „Ja," sagte er mit der Würde, die er vom Vater geerbt oder angenommen hatte, „unternehmen muß ich was. Wenn bis zum Frühjahr keine Hilfe kommt, feiern meine Eltern und wir alle das Osterfest in der windschiefen Heidekate da drüben." Und er deutete auf das elende, verfallene Gewese, das in der Ferne auf der Heide vor dem Waldrand stand.

„Die wird wahrscheinlich freiwerden," sagte Tobias; „die alte Heet Tondern, die da wohnt, ist krank und kommt nicht wieder hoch."

Versuche mit dem Satan

Am andern Morgen, als er beim trüben Licht der Laterne mit der Großmutter im Stall war — sie saß unter den Kühen —, blieb er mit der Schaufel in der Hand an der Wand stehn und sagte: „Du . . . Großmutter . . . da kamen wohl oft genug tolle Leute zu dir in die Herberge . . . was? Ich meine . . . so Leute, die nicht bange waren, wenn sie ein Stück Geld gewinnen wollten?"

Die alte Frau zuckte zusammen, da er sonst nur das Nötige und das noch ziemlich unfreundlich zu ihr sagte. Aber dann fühlte sie gleich, daß er etwas Besonderes wollte. „Ja . . . ja, wohl . . . wohl, die kamen."

„Du, Großmutter . . . wie machten sie es denn, wenn sie Geld erobern wollten?"

„O, so oder so . . . Ich hatte sechs Strohsäcke und dann noch für die, die es bezahlen konnten, zwei reinliche Betten. Ich hielt immer auf Reinlichkeit. Und von denen, die ein Bett bezahlen konnten, ja, da hat mancher was zu erzählen gehabt. O . . o!. . ."

„Erzähl' mal, Großmutter, wie hatten sie es gemacht, an Geld 'ranzukommen?"

Großmutter beugte sich auf ihrem Melkbock zur Seite und spähte in sein Gesicht. „An Geld 'ran . . . O . . . Für einen Bauern ist wohl das einfachste, daß er seinen Hof ansteckt. Ja. Wenn einer alte Gebäude hat und ist noch dazu verschuldet, so kann er nichts Besseres tun als das. Es muß aber so um diese Zeit sein, wo das ganze Haus bis ans Dach voll ist. Es muß alles mit brennen, auch das ganze Vieh, daß es eine tüchtige Versicherungssumme gibt. O, o . . . das haben viele getan, sage ich dir . . . Tausende. Aber es gehört freilich Mut dazu und ein kluger Kopf." Sie beugte sich wieder zur Seite und spähte durchs Halbdunkel in sein Gesicht. Und nun flackerten ihre alten Augen voll heimlicher Lust. „Stell' dir vor . . . dies alte, elende Gerümpel von einem Haus . . . diese niedrigen Stuben mit den lächerlichen kleinen Gardinen . . . diese schiefgesackten dunklen Ställe wären plötzlich verwandelt . . . es wär' alles hoch und hell!"

Er rekelt sich an der Wand. „Von uns kann in diesem Fall nicht die Rede sein," sagte er lässig und hochmütig. „Wenn die Kälber verbrennen müßten und gar der alte Balder, dann könnte Vater sein Lebenlang nicht wieder schlafen . . . Ich denke überhaupt nicht an uns, wenn ich so was frage . . . das ist es . . . Erzähl' . . ."

Am dritten Abend danach, als es dunkel geworden war und sie zu Abend gegessen, sagte er, daß er und Tobias noch einige Stunden zu dem Jungen von Nachbar Stührk gingen; sie wollten dann durch die Stalltür wieder ins Haus kommen.

Als sie draußen waren — es war nun ein wenig Frostwetter — und die Hände in den Hosentaschen, in ihren dicken Winterjacken, Wolltuch um den Hals, in ihren schweren Stiefeln vorwärts stolperten, sagte er: „Was meinst du, sollen wir ein kleines Ding machen?"

Tobias schoß hoch: „Los!" sagte er. „Los!" sagte er noch mal. Er brannte vor Bewunderung, Angst und Neugierde.

Ach, wie solche Augen wohltun. Gläubige, ja anbetende Augen! Wie man unter solchen Augen wächst! Um eines Hauptes Länge! „Man kann ja wohl sagen," sagte er hochmütig, „daß die Natur und auch die Weltgeschichte seit mehr als zehn Jahren aus Rand und Band ist und daß der Teufel regiert. Warum soll man also nicht ein Stück mit ihm gehn? Ich werde schon wissen, wie ich wieder loskomme."

„Wie hast du dich verschrieben?" Seine Augen waren kugelrund und blinkten in dem Nachtgrau.

„Wie? . . . O, ich habe ihn nicht gesehn; aber ich sagte: ich will nun mal ein Stück mit dir pflügen. Damit war es abgemacht."

„O," sagte Tobias und holte hoch Luft.

„Die Sache ist nämlich die: es steht so schlecht mit meinen Eltern, daß sie vom Hof müssen, und das ist eine Schande, die ich nicht dulden will; ich will auch meine Prinzessin nicht verlieren. Und so muß ich singen

Digitized by Google

oder springen. Wir wollen nach dem Dorf gehn, ob wir nicht irgendwo einbrechen können." Er zeigte das kleine Beil, das er unter der Jacke hatte, und gab Tobias einen Meißel.

Sie entschlossen sich zuerst, in die Schreibstube des Kaufmanns einzudringen; er kannte die Lage der Stube. Als er aber ans Fenster trat . . . Tobias mit seinem Meißel war hinten an der Straße im Schatten der Bäume stehn geblieben . . ., schlug der Hund an und sie zogen ab.

„Es ist meine Meinung," sagte Tobias . . . der sofort wieder Mut und Sprache zurückgewonnen hatte, „daß er" — er meinte den Teufel — „wenn du wirklich einen Vertrag mit ihm hast, uns kräftig beistehn wird, wenn wir der Kirche zu Leib gehn. Im Klingebeutel werden wenigstens hundert Mark sein; denn es geht gegen Neujahr." Bendix wußte, daß hundert Mark das Höchste war, das zu erbeuten wäre, und daß diese Summe, gegenüber dem, was nötig war, lächerlich gering war. Aber die hungrigen jungen Vögel im Gehirn wollten ihren Flug und ihr Fressen; die unbegriffenen Ängste wollten ihren gellenden Schrei. „Machen wir," sagte er.

Als sie aber vor dem Gebäude ankamen und zu den hohen Fenstern hinaufsahen, riet Tobias ab: „Ich weiß nicht," sagte er, indem er sich vor Angst krümmte, „ob es richtig ist, daß du da hineinsteigst. Erstmal ist da kein Mensch im ganzen Haus. Wenn da etwas passiert . . . ich will sagen, daß die Geister dich angreifen . . . dann hilft dir all dein Schrein und Trampeln nichts. Und dann glaube ich doch auch nicht, daß da recht was im Kasten ist. Mancher tut nur so, als wenn er Geld hineinwirft, es ist aber 'n Hosenknopf, und die andern geben bloß Pfennige, und ich habe gehört, daß sogar Vorsteher von Howe nicht mehr als einen Groschen hineintut. Pastor Barfood hat ihnen schon oftmals gesagt, sie sollen doch wenigstens so viel hineintun, als ein Glas Grog kostet. Aber sie tun und tun es nicht."

Da gingen sie nach dem Pastorat, in dem der Pastor und seine Frau ganz einsam lebten. Das Haus war früher voll von Kindern gewesen, aber die waren nun nicht mehr da. Die beiden Söhne waren im Krieg gefallen, und zur selben Zeit war auch eine Tochter gestorben. Und ihr letztes Kind, ihre Tochter Abel, lebte mit ihren beiden Kindern auf einem Hof im Moor. Es war den Brüdern bekannt, daß Pastor Barfood an Lungenentzündung erkrankt war und noch daniederlag. So dachten sie, daß er sie nicht stören würde.

Tobias versagte wieder. Er blieb unter einem großen Baum stehn, indem er sich krümmte und behauptete, daß er plötzlich Leibschmerzen hätte. Er stand aber so, daß er alles deutlich sehn konnte.

„Dann muß ich allein gehn," sagte Bendix hochmütig und schlich wie ein altgewohnter Einbrecher im Schatten des Stalls ans Haus heran und kam ans Dielenfenster neben der Kammer, die früher Knechtskammer gewesen. Da das Haus alt war . . . es ist ein ganz altes Bauernhaus . . . gelang es ihm, das Fenster zu öffnen, und er stieg lautlos hinein und horchte. Als er sich an das Dunkel gewöhnt hatte, sah er die schwere Masse eines großen Schrankes und dann, daß er offenstand. Er sagte sich, daß auf den offnen Borten vielleicht Geld oder das Kirchensilber wäre. Aus der Stubentür, die weit offen stand, hörte er ruhiges Atmen eines Schlafenden.

Er stand noch so, ganz untätig, in der irrsinnigen Wollust des gefährlichen Ortes und Aufenthalts, da kamen vorsichtige, zögernde Schritte vom andern Ende des Hauses den Gang entlang; es erschien eine weiße Gestalt und trat in die offne Stubentür und sagte leise: „Fru Paster?"

Die Schlafende erwachte, rührte sich und sagte leise und ruhig: „Ach, du bist es, Line."

„Ja," sagte das Mädchen leise, „ich wull fragen, wie dat geiht . . . ob ick watt hölpen kann."

„Nein, Kind," sagte die Frau Pastor, „ich brauche keine Hilfe. Geh nur wieder hin und schlaf', du wirst morgen einen sehr hilden Tag haben."

„Morgen? Morgen is nichts Besunderes, Fru Paster."

„Doch, Kind . . . doch . . . es gibt morgen viel Arbeit . . . Leg' dich nur wieder hin, daß du noch einen ordentlichen Schlaf tust. Ich denke ja auch, daß Abel noch kommen wird. Die kann mir helfen, wenn noch was zu helfen ist. Hast du den Schlüssel zur Küchentür unter den Stein gelegt, daß sie hereinkommen kann?"

„Ja, dat heff ick, Fru Paster."

„Ja, Kind, denn geh man."

„Ick hör' Herrn Paster gar nich atmen. Slöpt he so fest?"

„Ja, er schläft so fest."

„Denn slöpt he sich wull weller gesund?"

„Ja, das denke ich . . . denn geh nur, daß du dich nicht erkältest."

Das Mädchen ging, und die Frau Pastor schlief alsbald wieder ein. Er hörte ihr ruhiges, langsames Atmen.

Er wollte gerade noch etwas weiter ins Haus dringen, um diese irrsinnige Wollust

Digitized by Google

des Abenteurers, die in ihm wogte, daß er fast körperlich schwankte, noch heftiger zu genießen, da klinkte die Küchentür leise, und die Tochter des Pastors, Abel, kam leise den Gang entlang. Er erkannte sie an ihrem ungleichen Schritt; sie hinkte ein wenig, nicht viel.

„Gude?" sagte sie leise.

Die Schlafende erwachte wieder und sagte: „O, du bist es, Kind! . . . Ich bin von der Arbeit und dem Wachen der letzten Wochen sehr müde, da bin ich fest eingeschlafen. Bist du mit dem Wagen da? Hast du das Pferd gut festgebunden. Du weißt, es ist etwas unruhig."

„Ja, ich hab' es gut angebunden . . . Wie geht es dir, Mutter? Und wie geht es Vater? Ich höre ihn gar nicht atmen. Schläft er so fest?" Die Tochter horchte . . . „Wie merkwürdig, ich höre Vater nicht atmen."

„Ja, Kind, er schläft so fest; er ist auch müde wie ich. Wir sind ja alte Leute, Kind, das mußt du bedenken. Dein Vater wird im nächsten Jahr siebenundsechzig. Und was haben wir alles erlebt!"

„Mutter," sagte die Tochter und weinte . . . „du willst es mir nicht sagen . . . Vater ist tot."

„Ach ja, Kind . . . er ist tot. Ja, er ist um neun herum eingeschlafen. Ich lag noch wach, und er schlief. Da hörte ich, daß sein Atmen leiser und leiser wurde und dann zuweilen aussetzte, und wie er starb . . . ja . . . Ich hab' es Line nicht gesagt, als sie hier war; sie ist noch so jung und ist ängstlich und allein mit mir in dem großen, alten Haus, und sie wird ja auch morgen einen hilden Tag haben. Und nun hatte ich gehofft, daß ich auch dich loswürde."

„Ja, Mutter," sagte die Tochter weinend, „soll ich dich denn wirklich allein lassen . . . mit dem toten Vater?"

„Ja, Kind, laß mich nur ganz allein. Was denkst du? Seit meine drei großen Kinder tot sind, ist keine Stunde, daß ich nicht mit Toten zusammen gewesen bin. Dein Vater stört mich nicht. Ach, ich werde sehr gut schlafen, da ich nun weiß, daß er das Leben überstanden hat. Und er hat es aufs beste überstanden, das wissen nicht allein ich und du, sondern das ganze Kirchspiel. Wovor sollte ich mich fürchten? Ja, wenn er ein Böser gewesen wäre, dann würde ich mich vielleicht fürchten. Aber er hat immer das Gute gewollt, wenn er auch zuweilen vorbeischlug. Ja, das tat er; aber jetzt geh und schlaf' noch ein wenig."

„Ja, denn gute Nacht . . . denn schlaf' gut."

Die Tochter ging; die Klinke der Küchentür schlug nieder.

Bendix hockte noch eine Weile in der Ecke und horchte, bis er die ruhigen Atemzüge der Schlafenden hörte, dann richtete er sich aus der Hocke auf, ging auf den Zehenspitzen nach dem Schrank und machte die Tür vorsichtig zu. Er wollte sie auch abschließen Da der Schlüssel aber einen kleinen Laut machte, ließ er es, schlich wieder zum Fenster und stieg hinaus und kam zu seinem Freund.

Tobias richtete sich aus seiner gekrümmten Stellung auf. „Hast du was?"

„Ach nein," sagte er lässig, „der Schrank war offen, und es lagen da ganze Haufen . . . es blitzte ordentlich . . . ja . . . das hatte der Teufel gut gemacht. Aber da kam Abel, und ich hörte, daß der Pastor tot ist; und da ging ich natürlich. Sie haben ja nun Ausgaben genug und müssen das ganze Quartalsgeld brauchen."

„Der Deuker!" sagte Tobias, der wieder Mut gewonnen hatte und wieder grade gehn konnte. „Daß wir doch gradewegs in Pech greifen!" —

Eine Woche später sagte er zu Tobias: „Hör', ich habe heute nachmittag gesehn, daß der alte Thorstraaten ostwärts gegangen ist. Er will wohl Kälber kaufen. Ich habe darauf geachtet und weiß, daß er noch nicht zurück ist. Wir wollen ihm auf der Heide am Querweg aufpassen und ihm sein Geld abfordern und wenn er nicht will, schlagen wir ihn nieder. Ich habe den Sensenhammer in der Tasche."

„Gut," sagte Tobias und fuhr sich über das brandrote Haar, weil er fühlte, daß es sich sträubte. „Das heißt . . . gut soll ich wohl eigentlich nicht sagen; aber einerlei, ob gut oder böse, ich gehe mit. Ich habe auf dem Hof von Buhmanns, wo ich vor meiner Konfirmation zwei Jahre gedient habe, in der Knechtskammer so viele Geschichten von Gespenstern und Raub und Totschlag gehört, daß es eine Kleinigkeit für mich ist. Was meinst du, soll ich das kleine Beil mitnehmen, oder soll ich so mitlaufen?"

„Du sollst so mitlaufen," sagte er lässig.

Sie stolperten los, nach der Heide zu, und erreichten die Harkenhöhe und stellten sich am Querweg in den pechschwarzen Schatten einer großen Tanne und warteten. Nach einer Stunde kam der kleine, dürre, ältliche Mann richtig des Wegs, bei jedem Schritt altmodisch den Kälberstock vor sich auf die Erde stoßend. Sie taten, als kämen sie aus dem Querweg. „Sieh . . . sieh," sagte er freundlich, „der Sohn von Peter Groth . . . Ihr wollt wohl nach Hause? So . . . so . . ."

Digitized by Google

Knieende. Marmorbildwerk von Paul Gruſon

Digitized by Google

Digitized by Google

Er log irgend etwas, was sie da auf der Heide getan hätten. Er sagte es mit höflichem, ehrerbietigem Ton, wie er aus dem Herzen kam und wie er immer mit Älteren redete. Er sah sich nach Tobias um. Der folgte in weiter Entfernung und sehr gebückt; er hatte wieder Leibweh. Weit und breit war kein Mensch zu sehn; es war die beste Gelegenheit zuzuschlagen. Aber seht, er hatte einen großen Drang, vorher noch einiges mit dem Alten zu reden. Ja. Es war eine unbezwingbare Neugierde. Er fragte, wie es Thorstraatens Söhnen ginge. Die hatten in Ballum ein Mühlenwerk angefangen: Lieferung von allerlei Kraftfutter für die Viehställe.

Der Alte schüttelte den greisen Kopf: „Tüchtige junge Leute," sagte er mit seiner zierlichen, freundlichen Stimme, „aber waghalsig . . . waghalsig! Fast lauter fremdes Geld . . . ich verstehe nicht, wie sie nachts schlafen können."

Näher an die Sache heran! Er fragte, ob Thorst raaten bange wäre, so oft und allein in der Nacht so weite, einsame Wege zu gehn.

„Nein, mein Lieber, nein . . . wie sollte ich bange sein? Erstens wissen heutzutage alle, daß man kein Bargeld mehr in den Taschen hat, ja, nicht einmal zu Hause, sondern daß es alles in Überweisungen durch die Post oder die Bank geht. Also warum mich anfallen? Um mir meine zwei oder drei Mark und meine alte silberne Uhr zu rauben und mir den alten Rock auszuziehn, der allen andern zu klein ist? Freilich heute abend habe ich zufällig eine größere Summe bei mir . . . Ja . . . ich hab' dreitausend Mark bei mir, mein Lieber . . . ich lüge nicht. Das ist heutzutage viel Geld und wäre für manchen gute Beute . . . Ja . . . ja."

Dreitausend Mark! Er wußte soviel, daß es in dieser bedrückten Zeit und für seine Eltern ein tüchtiges Stück Geld war. Ein Schlag mit dem Hammer . . . wirklich . . . seine Eltern wären gerettet. Er sah den Alten da auf dem Weg liegen; das Blut rann ihm vom Kopf. Erledigt. Aber der Hammer blieb in der Brusttasche; ja, die Hand griff nicht einmal danach, ihn zu umspannen.

„Es wäre aber doch möglich. Es könnte doch mal einer auf den Gedanken kommen."

„Ja . . . ja . . . Doch! Wohl, mein Lieber! O ja. Es könnte wohl einer kommen und mich niederschlagen. Jawohl . . . Aber denk' mal an . . . meinst du, daß der Gedanke mir schrecklich ist? Ich wünschte zuweilen, und es ist mir, als ahnte ich es dicht hinter mir, und dann falte ich im Gehn die Hände — ich bin ja nur ein kleiner, magrer Mensch, ich kann ganz gut so gehn — und höre den leisen Schritt hinter mir und denke: ‚Nun schlägt er zu und hoffentlich tüchtig;' und es ist mir recht. Aber sieh . . . dann, wenn ich eine Weile so mit gefalteten Händen gegangen bin und es gedacht habe, dann erschrecke ich und möchte es doch wieder nicht. Nein . . . nein, es darf doch nicht geschehn. Weißt du, wegen des andern. Siehst du, ich denke mir immer, wenn er mich dann getötet hat und ist dann mit seinem Raub in der Tasche über die Heide gegangen und kommt dann zu seinen Leuten und geht schlafen und kann nicht schlafen, weil er mich da immer liegen sieht, und hat nie wieder eine leichte Stunde, in seinem ganzen Leben nicht wieder, kann nie wieder so ein bißchen froh vor sich hinsummen oder sich über seine Kinder freuen oder über die Abendsonne oder eine Vogelstimme . . . weil er immer denkt: ‚Du hast einen Menschen erschlagen und ihm das alles genommen.' Nein, dann will ich doch lieber auch die letzte Krankheit durchhalten . . . Aber sieh . . . da sind wir schon bei eurem Haus. Ja, hier wohnt ihr."

„Ja," sagte Bendix, „hier gehören wir hin. Aber ich will Sie noch bis über den Harkenteich bringen, weil Sie heute abend soviel Geld bei sich haben. Es ist wieder viel Wasser im Moor und oben am Gehölz ist es ganz einsam."

„Recht. Du hast junge Beine, bring' mich bis an die Quelle . . . Wer geht immer fünfzig Schritt hinter uns? Ich höre seine schweren Stiefel."

„Das ist Tobias, unser Jungknecht, der kuckt im Gehn nach den Sternen und stolpert."

Lügen? Ach, einfach! . . . Lügen bereit soviel wie Sterne am Himmel.

„So . . . so . . ."

Er brachte ihn bis über die Höhe, empfing den Dank des Alten, kehrte um und stieß auf Tobias, der mit gekrümmtem Leib da am Weg stand, die Mütze in der Hand und die Haare aufrecht. „Nun habe ich siebenunddreißig Stunden jeden Augenblick darauf gewartet, daß du zuschlugst," sagte er. „Die Funken stoben mir so aus den Augen. War es wieder nichts?"

„Was meinst du?" sagte er lässig. „Ach so, das! . . . Nein . . . er hatte wohl Geld bei sich . . . aber wenn es jetzt statt in seiner in meiner Tasche stäke . . . nein . . . es wäre mir doch so schwer gewesen, daß ich ganz schief nach der einen Seite gehangen hätte . . . Kurz gesagt . . . der alte Mann war mir nicht der rechte dazu. Es findet sich wohl was andres . . . Du bist ja wieder recht weit zurückgeblieben, du Bangbüx."

Digitized by Google

„Ja," sagte Tobias, „es ist merkwürdig: ich bin zugleich toll darauf und bang davor . . . Aber was fangen wir nun an? . . . Nun geht der Hof flöten." —

Nach den Festen, die sehr still und bedrückt verlaufen waren, hörte er eines Abends wieder eine Unterhaltung der Eltern, daß Bank und Finanzamt in gleicher Weise drängten. Am andern Morgen rekelte er sich wieder an der Stallwand und fragte nach diesem und jenem, die Alte antwortete und lauerte.

Zuletzt tat er wieder mit bummeliger und hochmütiger Stimme seine Frage, daß es ein Rätsel wäre, wie es so vielen Menschen in Geldsachen gut ginge.

Die Alte bog sich wieder zur Seite und warf einen raschen Blick in sein Gesicht. Ach, seht, es ist so langweilig auf dem Moorhof, das ganze Jahr nichts als Tagwerk an Tagwerk. Keine Arme in Lumpen über den Herbergstisch gebreitet, kein Gesicht, das von Leidenschaften zerrissen oder von Abenteuern verbrannt ist. Sie weiß nichts von der großen Not des Hauses, nichts von der Angst um die Eltern und die goldene Hoffnung, die den Enkel jagt und quält. „Zu Geld gekommen? O, einige so, andere so."

„Wie denn zum Beispiel?"

„Nun, ich habe dir schon gesagt, die meisten sind so wieder gesund geworden, daß sie ihre Häuser angesteckt haben. O ja . . . So um diese Zeit . . . wenn das Haus noch voll ist, machen sie so'n lüttes Feuer und bekommen ja dann nicht allein für das Haus, sondern auch für alles andere von der Brandkasse bezahlt, und können ihre Schuld abstoßen und werden wieder muntere Leute. O, so haben es Tausende gemacht und machen es noch." Ihre Augen funkelten. Die alte Herbergsmutter! Von der Luft der Herberge lüstern.

Am andern Tag kamen in einem Auto, das über und über mit Moorerde bespritzt war, zwei feine Leute und besahen das ganze Haus und schüttelten den Kopf, gingen über einige Felder und fuhren wieder ab. Er wagte die Eltern nicht zu fragen, nahm aber an, daß es Bankleute waren, die wegen Verkaufs des Hofs Haus und Land besehn hatten.

Am Abend sagte er mit würdiger Stimme zu seinem Schlafgesellen: „Es steht jetzt so, daß etwas geschehn muß, sonst stürzen meine Eltern in Armut und müssen als Lumpensammler und Besenbinder von Haus zu Haus gehn. Ich muß und muß nun das letzte tun, um uns herauszureißen, und zwar bin ich auf den Gedanken gekommen, das Haus anzustecken. Es ist dabei aber viel zu bedenken, zum Beispiel die Windrichtung und -stärke und die Stunde in der Nacht und noch viel mehr."

„Ich hatte immer gemeint," sagte Tobias, „daß es eine Kleinigkeit wäre, ein tüchtiger Verbrecher zu werden; aber nun weiß ich schon lange, daß es sehr schwer ist und daß es wirklich seine Wissenschaft hat."

„Die hat es allerdings," sagte er.

Am fünften oder sechsten Abend, als die Eltern mit der Großmutter zu einem kleinen Kartenspiel zu Nachbar Stührk gegangen waren und die Mädchen schon schliefen, legten sie die große Diele entlang, von der Tür bis zum Vierkant, eine schmale Lage Stroh und zündeten es an. Als er aber sah, daß es rasch und sprungweise lief, löschte er es aus und machte die Lampe dünner.

„Ich weiß nicht," sagte Tobias, „mir wird es im Leib so weh; ich muß mal nach dem Stall gehn."

„Du bist ein Feigling."

„Ja . . . ja . . . das bin ich wohl; ich hatte es mir nicht so schrecklich gedacht, als es ist."

„Ist es schrecklich? Ich kann es nicht finden. Es ist das gewöhnlichste von der Welt. Wenigstens hunderttausend Menschen und noch mehr haben es schon getan, davon wenigstens tausend in Holstein." Er hob und schob seltsam mit den Schultern, bald mit der einen, bald mit der andern und rückte an seinem Hemdkragen, und der Schweiß lief ihm über die Stirn und die Nase herab.

„Mir scheint," sagte Tobias von der Stalltür her, „daß du auch kein Held bist."

„Es ist wunderlich," sagte er, „daß es hier nun alles verbrennen soll und alles dagegen ist. Die großen Ständer sagen: ‚Nun sollen wir brennen?' Und die Häckselladе sagt: ‚Nun soll ich brennen?' Und die Kälber glupen durch die Ritzen . . . siehst du sie? Und Balder redet auch dagegen. Ich glaube, er sagt, daß er noch sieben Jahr mit uns pflügen will. Und die Kälber, die noch in den Kühen schlafen . . . Herrgott!" schrie er plötzlich, „das ist schrecklich!" und schlug mit beiden Händen in die Flamme und tötete sie.

Tobias kam von der Stalltür wieder heran; er war plötzlich ohne Schmerzen. „Na ja . . ." sagte er, „ich hatte es mir gedacht, daß ich selbst dazu nicht zu brauchen wäre; aber von dir hatte ich doch mehr erwartet, weil du nun einmal Bauernsohn bist und dazu noch am Harkenteich so große Worte gepriestert hast. Aber nun seh' ich, daß du es ebensowenig kannst wie ich, und ebenso wie ich und alle andern den Ochsenweg gehn mußt."

Er schüttelte sich vor Grauen. „Es war

Digitized by Google

schrecklich," sagte er, indem er sich wieder übers Gesicht fuhr, so daß er wie ein Neger wurde. „Ich habe in meinem Leben nicht solche Augen gesehn . . . und es waren nicht zwanzig oder sechzig, es waren hunderttausend. Jeder Kornhalm im Viereck und jede Maus und jede Mücke kamen an den Rand und schrien mich an."

Sie fegten die Asche zusammen, brachten sie nach der Küche und krochen sehr niedergeschlagen ins Bett.

Am andern Morgen im dunklen Stall schnupperte die Alte in die Luft und sagte spöttisch: „Es riecht nach Rauch . . . Es hat wohl jemand ein Feuer gemacht? Aber das ist wohl bei einer kleinen Probe geblieben . . . Ja, das ist nicht jedermanns Sache; da gehört Mut und Klugheit dazu."

Er sah sie aus tiefgesunkenen, abwesenden Augen an und sagte nichts.

Am Abend, als die Mutter vom Küchentisch aus von ungefähr aus dem Fenster blickte, sah sie ihren Sohn, den Spaten über der Schulter, allein vom Feld kommen. Es fiel ihr ein wenig auf, daß er mit seltsam gespannter Haltung ging, und sie beschloß, ihn nach seinem Befinden zu fragen, wenn er nach seiner Gewohnheit auf einen Augenblick in die Küche käme, bevor er an die Arbeit in den Ställen ging. Dann kam sie auf andere Gedanken und vergaß ihn. Nach einer guten halben Stunde wurde ihr plötzlich klar, daß er nicht am Küchenfenster vorbeigekommen war, wo doch der Weg ging. Sie ging aus der Küchentür, am Haus entlang und sah hinter die Erlenbüsche. Da sah sie ihn wie einen Tollen um sich selbst herumspringen und stöhnen, und immer wieder leise rufen: „Was soll ich tun? Was soll ich tun?"

Sie lief schweigend, die mütterlichen Arme nach ihm ausgestreckt, auf ihn zu und rief mit unsäglichem Mitleid: „Mein Sohn . . . mein Sohn!"

Als er die Stimme hörte und die Mutter sah, wurde sein gerötetes Gesicht totenblaß, seine Knie und seine Schultern schlaff, und sie hatte große Mühe, ihn in ihren Armen bis an seine Kammer und auf sein Bett zu bringen. Als er lag, bat sie ihn mit großer Angst, ihr zu sagen, was ihm fehlte, was ihn quäle.

Er sagte mit leiser, unsäglich matter Stimme, so wie ein Mensch, der am Abend nach seinem Tagwerk gefragt wird und nichts davon hören mag, weil er allzu müde ist: „Ich weiß, daß wir den Hof verlassen müssen, und ich wußte nicht, was ich tun sollte . . . Darüber habe ich zuviel nachgegrübelt . . . und habe auch . . . etwas getan . . . aber nun weiß ich nicht mehr, was ich noch tun soll." Als er das gesagt hatte, schlief er ein.

Er schlief die ganze Nacht und den folgenden Tag bis an den Abend wie ein Toter. Als er in der Dämmerung erwachte und erst noch lange unbeweglich lag, dann heller wach wurde und sich in der Kammer umsah, sah er die Großmutter neben dem Bett sitzend eingeschlafen und hörte in der Stube der Eltern die Mutter leise sagen: „Er schläft noch und Großmutter ist auch eingeschlafen."

„Ich habe nicht recht gehört, was du vorhin sagtest," sagte der Vater, und in seiner würdigen, wichtigen Art, die aus seiner Beschränktheit kam, er fuhr fort: „Ich muß aber doch wissen, was du dir für Gedanken machst."

„Ich weiß," sagte die Mutter, „daß die Leute immer über ihn sagen, daß er dumm ist. Sie sagen es, weil er zuweilen seltsame Gedanken sagt und auch Wunderliches tut. So, daß er damals mit der Krone auf dem Kopf durchs ganze Kirchspiel geritten ist; und ich weiß auch, daß er sie zuweilen bis an den Abend im Stall auf dem Kopf gehabt hat. Und ich glaube — ich weiß es freilich nicht —, daß er in der letzten Zeit mit Tobias etwas Wunderliches unternommen hat; Tobias läuft ja immer hinter ihm her. Es ist aber ganz falsch, daß die Leute meinen, diese Wunderlichkeiten kämen aus der Dummheit. Wir haben keinen dummen Sohn, sondern eher einen kranken oder doch der in Gefahr ist, und wir können nicht wissen, wo es hinausläuft, ob es gut geht, daß sein Geist das, was er in sich hat, faßt und ordnet und er so einmal ein kluger und tüchtiger Mann wird, oder ob er es nicht faßt und es sich verwirrt und er irre wird. Als ich ihn da hinter den Büschen springen sah, meinte ich, er wäre irrsinnig."

Sie weinte.

Er hatte alles gehört, was sie gesagt hatte, und lag noch eine Stunde so still weg und überdachte alles, was er gedacht, gehofft, gewollt und getan hatte.

Als sie dann hereinkam, rief er mit noch matter Stimme ihren Namen.

Sie beugte sich über ihn und fragte ihn, wie es ginge.

Er sah sie mit tiefgesunkenen, aber klaren Augen an und sagte leise: „Ich bin in diesem Winter so lang aufgeschossen . . . ich glaube, um einen ganzen Kopf . . . und habe manchmal schlecht geschlafen und die scharfe Frühjahrsluft hat mich auch angegriffen. Und dann die Sorge wegen des Hofs, daß wir ihn nicht halten können. Ich habe immer alles gehört, was ihr miteinander geredet habt. Ich habe mir darüber zu viele Gedan-

Digitized by Google

ken gemacht. So viele, daß sie mich umgeworfen haben. Du sollst nicht denken, daß ich dumm bin . . . ich bin nur noch jung . . Du brauchst dir aber auch keine Sorge zu machen, daß ich verrückt werde. Es war wohl möglich; ich glaube, ich bin wirklich etwas in Gefahr gewesen; aber ich fühle, daß ich die Gefahr jetzt hinter mir habe. Es war in meinem Gehirn etwas eingespannt, ich glaube, ein ganzes Jahr lang, das ist nun freigekommen. Wenn wir auch den Hof hergeben müssen, so seid nicht bange, wir wollen uns schon wieder hinaufarbeiten. Wir fangen ganz klein an, das paßt auch gut für uns. Und was Anke von Howe angeht, so müssen wir eben etwas später heiraten . . . Du mußt nicht denken, daß ich verrückt bin, wenn ich so etwas sage; ich werde doch mal ein Mann werden und ich sehe doch, daß alle heiraten . . . und ich will auch heiraten . . . ich will Anke haben . . . Und nun bin ich froh, daß morgen Sonntag ist und ich noch liegen bleiben und viel schlafen kann. Montag kann ich wieder arbeiten."

Das Feuer

Die Bauern in den Niederungen hatten in diesem Sommer berechtigte Hoffnung auf eine gute Ernte; das Getreide stand Mitte Juni noch gut. Aber dann setzte wieder Regen ein, und der Weidegang litt unter der Sonnenlosigkeit, und die Getreidekörner, ohne Sonne gereift, blieben dünn und leicht. Die Ernte zog sich lang und mühselig hin, eine schwermütige Arbeit. Im Gebiet des Kirchspiels wurden zwei Höfe von den Banken beschlagnahmt. Die Besitzer zogen als Tagelöhner ab, der eine nach Ballum, der andre nach Hamburg. Die Leute vom Moorhof erfuhren das und noch mehr von den Nachbarn oder im Kaufmannsladen oder Sonntags von den Kirchgängern.

Als der letzte und schlechte Hafer, feucht wie er war, geborgen war und sie mit dem Pflügen begannen, überwand Bendix sich und fragte die Mutter, wie es stände.

Sie verstand gleich, was er meinte, fing an zu weinen und sagte: „Wenn wir die nächste Steuer und die Feuerversicherung bezahlen, bleibt nicht ein Groschen für die Zinsen. Wir dürfen nicht hoffen, daß die Bank uns noch länger auf dem Hof wohnen läßt."

„Und was dann?" sagte er mit blassem Mund.

„Ja . . . ich weiß nicht . . . Vater meint, wir sollen in Hamburg eine kleine Wohnung mieten; dort will er denn Arbeit nehmen, wo er sie findet. Aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß er, so groß und schwer wie er ist, . . . und ist ein großer Bauer gewesen . . . da in den Haufen stehn und auf Arbeit warten soll, und dann unter all den klugen und gewandten Leuten die Arbeit tun soll, die über ihn lachen werden, und abends, müde, noch die hohen Treppen hinaufsteigen muß. Und so bin ich mehr dafür, daß wir die kleine Krämerei in Itzehoe, die einem entfernten Verwandten von mir gehört, übernehmen sollen. Die Leute sind alt und kränklich und könnten oben im Hause wohnen bleiben, und wir würden uns unten zusammendrängen. Wie bin ich schon bange, wenn ich an Thereses Gesicht denke! Und dann all das Gerede! All das Gerede!"

Am andern Morgen, noch in der Dämmerung — das Wetter war schon herbstlich; es wehte ein naßkalter Nordwest, und das Wasser in den Gräben stand schon fast mit dem Land gleich —, saß er auf der Weide unter der Kuh. Die Großmutter, die hohen alten Stiefel des Vaters an den dünnen Beinen, aller Arbeit und allem Wetter gegenüber ein rechter Isegrim, saß unter der nächsten. Da hörte er im Geist wieder das völlig hoffnungslose Jammern der Mutter und fing an zu weinen. Da er verhüten wollte, daß die Tränen in den Eimer fielen, warf er die Hände vors Gesicht; und da schluchzte er laut auf.

Die Großmutter, noch wach in allen Sinnen, hörte den Ton trotz des Windes und sagte mit neugierigen Augen: „Was hast du?"

Da sagte er: „Ich soll es dir nicht sagen; aber ich glaube, es ist doch nötig, daß du es weißt, wie es um uns steht. Vielleicht weißt du einen Rat; du hast ja soviel erlebt, wie wir wissen, und bist ja klug. So und so steht es."

Der alten Frau stockte Atem und Hände. Sie sagte zweimal: „Was sagst du da? Was sagst du da? Die elende kleine Krämerei? Da soll ich hinein?"

Als sie mit ihrer Milchtracht auf den Hof und in die Küche kamen, ließ sie sich müde am Herd nieder und sagte zu ihrer Tochter, die am Aufwasch stand: „Was muß ich hören . . . so . . . so, und ihr wollt entweder nach Hamburg oder vielleicht in die elende kleine Krämerei da in Itzehoe?"

Die Mutter weinte.

„Und was soll ich denn? Wo soll ich hin? Zu meinem Sohn kann ich nicht zurück. Als Haushälterin zu fremden Leuten mag ich nicht. Also bleibt mir nichts übrig, als mir

Digitized by Google

das Leben zu nehmen. Aber das kann ich auch nicht." Sie starrte mit zusammengezogenem Gesicht — so daß sie tausend kleine Runzeln hatte — vor sich hin. „Nein . . . nein," sagte sie wieder. „Nein! Ich habe wohl allerlei zu klagen gehabt, daß ich hier so einsam im Moor hockte . . . ich bin es siebzig Jahr anders gewohnt gewesen . . . aber das ist einerlei: Hier bin ich und hier bleibe ich . . . Wo ist dein Mann?"

„Auf dem Haferstück; er gräbt die Ecken um."

Sie ging hinaus, aber kam gleich wieder hinein und sagte: „Ich will ihn nur mal ausfragen, wie es mit den Schulden und allem steht; mehr und anderes will ich nicht." Und ging zum zweitenmal hinaus.

Mutter und Sohn wunderten sich wohl beide ein wenig, daß sie so sagte, vergaßen es aber in ihren schweren, mühsamen Gedanken und haben erst nach Jahren sich dieser Worte erinnert.

Bendix ging in den Stall an seine Arbeit — zwanzig Tiere, die Hälfte von allen, waren schon aufgestallt — und ging dann und wann an die Tür und sah ins Feld hinaus und sah sie da nebeneinander stehen. Es kam ihm der Gedanke, daß die Großmutter in ihrer scharfen Weise den Vater wegen seiner Hofhaltung Vorwürfe machen könnte, und das kränkte ihn und er verteidigte den Vater im Geist. Welcher Vorwurf konnte ihn mit Recht treffen? Höchstens, daß er den Menschen, besonders den Händlern, aus Freundlichkeit nicht gewachsen war. Der Vater war gutmütig. O, wenn er älter würde, schon im nächsten Jahr, wollte er dem Vater zur Seite stehen. Aber nun fiel ihm plötzlich ein, daß nun bald nichts mehr zu bedenken und zu handeln und zu unternehmen wäre. Es war ihm, als stürzte der Himmel ein und das alte Haus mit, in dessen Tür er stand. ‚Schrecklich! Schrecklich!' dachte er. ‚Alles verloren! Armer Vater! Armer, lieber Vater und liebe Mutter! Arme Schwestern!' Und er atmete schwer und stöhnte.

Nach geraumer Zeit sah er durchs Stallfenster, daß die beiden vom Feld zurückkamen. Voran ging die Großmutter, einige zwanzig Schritt hinterher der Vater. Die Großmutter hielt den Kopf noch tiefer als gewöhnlich, und so, indem sie nach dem Hof hinsah, war ihr Blick noch forschender als sonst, und der Mund mit dem großen, falschen Gebiß öffnete und schloß sich, als redete sie noch oder war atemlos vom Reden. Der Vater hatte die Mütze in der Hand, und auf Stirn und Schläfen glänzte Schweiß, obgleich er ihn mit dem roten Taschentuch immer wieder wegstrich. Der Sohn hinter dem kleinen Stallfenster dachte: ‚Nun hat sie alles mit ihm besprochen, und nun ist ihm das Herz noch schwerer.'

Die kleine Schwester war ahnungslos und plauderte und spielte in ihrer sanften, aber lebensvollen Weise. Die ältere, Therese, die fühlte, daß es nicht gut mit den Eltern stand, strich ihr gelbes, schlichtes Haar straffer als bisher, sparte mit jeder Zutat zum Essen und drängte die Eltern, daß sie Tobias, den sie einen Windhund nannte und nicht mochte, aus dem Dienst entlassen sollten. Sie behauptete, daß die Hausarbeit, die er täte, jetzt von ihr getan werden könnte, und was auf dem großen Moorstück zu tun wäre, die andern leisten könnten. Sie führte diesen Gegenstand am liebsten gerade in der Gegenwart ihres Gegners aus, um ihn zu kränken. Die kleine, behende Mutter tat mit stillem, vergrämtem Gesicht ihr schweres Tagewerk. Während sie fleißig die Hände rührte, kam zuweilen ein Zug stiller, versonnener, feierlicher Ferne in ihre Augen; dann wußten sie, — ohne je ein Wort darüber zu sagen, — daß sie ihre und der Ihren Sache ‚vor Gottes Thron' brachte. Der Vater pflügte den ganzen Tag mit dem ersten Gespann und hatte beim Arbeiten und am Eßtisch in der Küche und an jedem vierten Sonntag beim Kirchgang dieselbe etwas umständliche und feierliche Würde, als ein Mensch, der viel zu erwägen hat und allem, wenn auch mit Mühe, durchaus gewachsen ist. Sein Haar war grau geworden, die Wangen mager; die Augen, tiefer in ihren Höhlen, sahen daraus hervor, als sähen sie Gespenster. Er schlief auch schlecht, und seine große Kraft nahm ab. Gegen Ende dieser vier Wochen kam sein rotes Taschentuch, mit dem er sich den Schweiß von Stirn und Schläfen wischte, kaum aus der Hand.

Die Großmutter war in diesen Wochen einige Male mit dem Vater allein. Wie es sich denn so macht. Einmal begleitete sie ihn nach dem alten Moorstück, das sie, wie sie sagte, noch nicht kannte; ein andres Mal ins Dorf. Ein drittes Mal fuhr sie mit ihm nach Ballum, wo sie, wie sie sagte, eine alte Bekannte hätte. Er beobachtete jedesmal, daß der Vater besonders müde, ja, genauer, wie nach einer Hetzjagd ermattet und geschunden, heimkam, Stirn und Schläfen mit immer neuem Schweiß bedeckt. Er meinte wieder, daß die Großmutter ihm Vorwürfe machte, und stellte sie zur Rede. Er stand in einem Anfall von Wut mit drohender Faust und sagte, daß er sie niederschlagen würde: „Wenn du meinem lieben Vater mit einem einzigen Wort vorwirfst, daß er nicht richtig gehandelt hat oder Schuld an unserm Unglück ist.

Digitized by Google

Mein Vater ist ein ebenso guter Bauer wie alle andern, ja, er arbeitet mehr als alle andern, und ist auch ebenso klug wie all die andern."

Die Großmutter sah ihn mit verkniffenen, kalten Augen an. „Ich rede nichts anderes und nicht mehr mit ihm, als ich immer getan habe. Geh an deine Arbeit und laß mich in Ruh'."

Eine Woche später sah er sie nach der Torfhütte gehn, dessen Tür der Vater flickte. Er schlich um den Holzstapel herum und horchte und hörte oder meinte zu hören, daß die Großmutter sagte: „Für die Kinder sorge ich; ich bin ja zur Stelle." Dann sagte der Vater etwas mit leiser, zögernder, bedächtiger Stimme; selbst in diesem Augenblick bewahrte er in Haltung und Stimme die gemachte, bedächtige Würde. Darauf meinte er zu hören, daß die Großmutter etwas vom ‚Schimmel an der Stalltür' sagte. Er versuchte, die gehörten Wortfetzen zu deuten, gab es aber gleich wieder auf. Es kam ihm keine Ahnung dessen, was vorging.

Je größer seine Not und Angst um den Hof, nun auch um den Vater wurde, desto mehr bedurfte er seines Freundes, seines Gefolgsmanns in der Tagesarbeit und seines Bettgenossen. Seht, er war ja ein herrlicher Zuhörer. Ach, er war ein Mensch . . . er wurde trunken vom Zuhören. Wie hörte er zu mit seinen großen, runden Augen, die runder und kugeliger wurden und zum Sprung aus ihren Höhlen einen Anlauf nahmen! Ach, solch Gesicht tut gut und hat schon manchen verführt, und nun gar, wenn man im Unglück sitzt! Von der Krone und der Kalesche ist nicht mehr die Rede, auch nicht von Versuchen, durch eine verwegene Tat Luft zu schaffen. Überhaupt nichts mehr von Außergewöhnlichem; es sei denn, an die Schwester des Vaters in Amerika zu schreiben, ob sie Geld schicken könne. Nein, er ist in diesem halben Jahr, besonders seit dem Zusammenbruch an den Erlenbüschen, älter geworden. In seinem jungen, großen Gesicht ist ein Zug von Spannung und Sprung, in seinen grauen Augen hockt ein schweres Grübeln.

„Du meinst also," sagt der Gefolgsmann, „daß es nichts ist mit der Kalesche und daß es auch keinen Zweck hat, daß wir noch einmal unterwegs gehn."

Bendix schüttelt den Kopf. Er sagt mit einem Anflug von Würde, die er seinem großen Vater abgesehn: „Meine Mutter meint, wir sollen in die Stadt ziehn und einen Kaufmannsladen übernehmen; aber ich bin dagegen. Das Leben in der Stadt ist nichts für meinen Vater. Ein so großer, schwerer Mann! Ich hoffe, daß wir aus dem Zusammenbruch einige Stück Vieh retten. Dann übernehmen wir irgendeine kleine Pachtung. Und so müssen wir uns wieder in die Höhe arbeiten."

Was geschah sonst noch in diesen schweren Wochen? Ach, Kleinigkeiten, des Erzählens wohl nicht wert. Nein, wohl nicht wert. Der Vater steht eines Tages, nachdem der erste Herbststurm drei Tage lang über das flache Land gefegt hat, mit dem Sohn im starken Westwind, den Rücken nach dem Weg, und sie starren wieder einmal nach dem Dach hinauf, dem alten Notding, wo sich wieder einmal schadhafte Stellen zeigen. Da kommt vom Weg her die helle Stimme des Landjägers Günther, des Kriegskameraden, und sein Ruf: „Na, du alter Verbrecher?!"

Die beiden kehren sich um und grüßen den großen dunkeln Mann.

Der Kriegskamerad, sein Rad und seinen Hund neben sich, sagt: „Was ist denn heut mit dir? Du erschrickst ja auf den Tod? . . . Weißt du . . . du darfst im Leben kein Gesetz übertreten! Du würdest dich sehr ungeschickt benehmen." Und er lacht.

Bendix kuckt den Vater an und sieht, wie er blaß ist und sich die Stirn und die Schläfen reibt. „Wir starren nach dem Dach hinauf," sagt der Vater, „ich war ganz in Gedanken."

Nun fragt der Kamerad nach der Ernte.

Der Vater zögert einen Augenblick; dann sagt er: „Die Ernte . . . die Ernte? . . . Na, sie war doch noch recht gut . . . Und der Stall . . . der ist auch noch recht gut besetzt."

Über das kühne, vernarbte Gesicht des Landjägers geht wieder ein leichtes Verwundern, wohl über das, was er hört, wie über die Art, wie es herauskommt. Aber er vergißt es gleich wieder. „Nun," sagt er und nickt froh und freundlich, „denn freu' dich, alter . . ." Aber nun sagte er sein altes Wort nicht wieder. Er nickt noch einmal und geht weiter.

Bendix sagt verwundert: „Vater, warum sagst du, daß die Ernte recht gut war? Das war sie doch nicht. Und die Tiere sind auch nicht so von der Weide gekommen wie in guten Jahren."

„Ach," sagt der Vater und wischt sich wieder über Stirn und Schläfen und wirft die Augen rasch wieder nach dem Dach hinauf: „Was sollen die Leute wissen, daß wir in Sorgen sind?"

Seht, das war nun wohl die letzte Hilfe für den Bauern, die letzte Warnung.

Am Ende der vierten Woche, Anfang November, geschah dann eines Abends etwas Besonderes, etwas Abseitiges und Unerwar-

Digitized by Google

tetes. Die Großmutter, die in der Zeitung buchstabierte — sie konnte nicht ordentlich lesen — hörte plötzlich damit auf und horchte: „Meine Ohren werden alt," sagte sie, „könnt ihr den Wind hören?"

„Ja, den höre ich," sagte die kleine Lili.

„Ist er noch ebenso stark wie gestern?"

Alle horchten. „Ja, er ist noch ebenso stark . . . eher stärker."

Die Großmutter las wieder eine kleine Weile, dann schob sie dem Vater die Zeitung hin und sagte: „Morgen ist in Rendsburg der Tag von deinem Regiment. Du arbeitest jahraus, jahrein und machst dir noch Sorgen . . . die nach meiner Meinung nicht so schlimm sein sollten . . .; die Bank wird sich wohl hüten, dich anzufassen. Du solltest mal hinfahren und dir einen guten Tag machen; du hast ja da zwei Kameraden, die dich und deine Leute schon oft eingeladen haben. Und nimm Anni und die beiden Kleinen mit, daß sie auch mal was andres sehn, als das Moor und die Dorfstraße. Ich und die Jungs wollen schon auf den Kram passen."

Wie atmete der Vater plötzlich so schwer und hörbar! Wie stehn ihm plötzlich Stirn und Schläfen voll von blanken Perlen! Aber er riß sich zusammen und sagte mit Würde, die immer ein bißchen unecht schien: „Ja, . . . ja . . . das könnten wir machen . . . Was meint ihr dazu, Kroppzeug?"

Die kleine Lili schrie vor Entzücken. Therese, die größere, strich sich mit einer kleinen Bedenklichkeit und Freude über das glatte Messinghaar; die Mutter wunderte sich und sagte: „Hättest du dazu Lust, Vater . . . in dieser Zeit?"

„Ich meine," sagte die Großmutter, „daß es grade jetzt gut ist. So oft du von den beiden Kameraden erzählst, die du dort hast, sagst du, daß es ein paar kluge Kerle sind. Du wirst auch andere treffen. Wer weiß, ob nicht einer einen guten Rat für dich weiß, den du wohl brauchen könntest!"

„Ja," sagte die Mutter, „das ist richtig . . . aber so brauchen ich und die Kinder doch nicht mit. Warum sollen wir das Geld ausgeben."

Aber nun war die Kleine aus Rand und Band; sie hüpfte auf ihrem Stuhl vor Freude.

„Ach," sagte die Großmutter, „gönn' es doch den beiden, daß sie einmal gute Läden sehn; von den drei oder vier Mark, die es mehr kostet, wird der Hof weder arm noch reich. Was denkst du, Peter?" Und sie sah den Mann mit ihren harten Augen fragend an.

„Ja," sagte der Vater, „wenn Großmutter es so meint, und es scheint mir ja auch ganz richtig, dann laßt es uns so machen."

Und er wischte sich die großen Tropfen von der Stirn.

Nun riet die Großmutter noch, daß sie mit dem Nachmittagszug fahren sollten.

Mit dem Nachmittagszug? Wie merkwürdig!

Ja, dann sind die Männer zu Hause und die Frauen haben auch Zeit und können mit euch unterwegs gehn. Und am andern Abend kommt ihr wieder. „Und nicht den Schimmel vor dem Wagen," sagt sie, „das geht zu langsam und ihr werdet kalt, sondern den jungen Braunen. Und laßt den albernen Jungen, den Tobias, mit nach dem Bahnhof fahren; ich besorge den Stall."

Seht, die Großmutter ist ordentlich munter. Und wie freundlich sie ist. Ja, nun seht ihr es . . . sie ist doch wohl ein guter Mensch . . .

Am andern Nachmittag war ein Auflauf, als wenn es nach dem Nordpol ginge: Mäntel, Kopftücher, Handschuh, Decken, Wärmsteine! Endlich war der junge Braune angespannt und Bendix saß auf dem Vordersitz und die drei Frauensleute hinten. Aber seht, wo war der Vater? „Wo ist Vater?" sagte die Kleine. „Jetzt ist er zum drittenmal verschwunden."

„Er ist noch mal wieder in den Stall gegangen," sagte Tobias; „ich will ihn holen."

„Du bleibst hier," sagte die Großmutter, „und hältst den Braunen, der ist ungeduldig. Der Bauer wird schon kommen."

„Du bleibst doch heute abend zu Hause?" sagte die Mutter.

„Ist es meine Art, aus dem Hause zu gehn, wenn die Frau im Haus fehlt?" sagte die Großmutter. „Ich werde mir die alten Stührks einladen und ein wenig mit ihnen plaudern."

Endlich kam der Bauer. „Paß nun gut auf die Tiere," sagte er, . . . dann: „Ich habe den Fohlen den Halfter noch etwas länger gemacht." Nun steht er noch am Kopf des Braunen und klopft und streichelt da herum. Dann: „Ich mag gar nicht, aber ich muß ja." Dabei sieht er nach der alten Großmutter.

„Ja," sagt sie, „es ist gut für dich . . . daß du mal herauskommst . . ."

„Ja . . . ja . . . ich muß wohl."

Ach, Verstellung und Heuchelei und Qual, und es steht ihm so schlecht, und seine Stirn und Schläfen stehen voller blanker Tropfen.

„Vater," sagt Bendix, „du siehst gar nicht gut aus in der letzten Zeit; ich bin bange, du hast eine Krankheit in dir."

Aber die Mutter weiß es. „Es ist Schwäche," sagt sie leise und mitleidig, „Vater schläft nicht und ißt nicht. Es wird

Digitized by Google

wieder gut werden, wenn alles überstanden ist."

Ach, sie ist so klug und steht noch dazu in Gottes Licht.

Aber Gottes Licht fällt ja wohl nicht auf diese Stelle. Nein. Es ist klar, daß wir Menschen noch nicht genug von „Gottes Licht" wissen.

Endlich fahren sie ab.

Nach zwei Stunden kommen die beiden vom Bahnhof zurück. Es ist schon dunkel. Die Großmutter kommt aus der Tür und steht dabei, während sie ausspannen. Als es geschehn ist, sagt sie: „Nun geht nur in die Küche und eßt; ich will den Braunen rasch anbinden; es ist hier ja nur eben um die Ecke." Sie gehn in die Küche und essen; die Großmutter erscheint wieder. Nach dem Abendbrot will Bendix nach der Gewohnheit des Vaters noch einmal durch den Stall; aber die Großmutter sagt: „Bleib nur, ich bin eben die ganze Reihe entlang gegangen; es ist alles in Ordnung." Dann kommt das alte Ehepaar Stührk und setzt sich mit Großmutter um den Tisch am Ofen, und sie trinken Tee und plaudern. Dann spielen sie Karten. Sechsundsechzig. Die Jungen sitzen eine Weile bei der trüben Küchenlampe am Nebentisch und lesen, Tobias in einem alten Kalender, Bendix in einem landwirtschaftlichen Buch. Dann gehn sie in ihre Kammer und schlafen ein.

Noch schlafend, hören sie eine gellende, unbekannte Stimme: „Wacht auf . . . wacht auf . . . Feuer!" Sie torkeln aus dem Bett, greifen nach ihren Kleidern, springen nach der Tür. Aber da wogt eine Wolke Rauch, dick wie ein Sack, gegen sie an, daß sie zurückweichen und nach dem Fenster stürzen. Auch da wogender Rauch, und das Fenster geht nicht auf. Aber da ist der alte Nachbar Stührk, ein langer, dünner Mann, in den Rauch gesprungen und hat mit der Düngerforke, die draußen steht, das vermorschte Fenster zertrümmert. Sie klettern hinaus und springen durch den Rauch. Bendix schreit nach den Eltern, Tobias die Namen der Mädchen — sie meinen, sie sind im Haus —; sie müssen bis an den Rand des Grabens zurückweichen. Als sie sich hier umsehn, endlich hell wach geworden, erkennen sie die beiden Stührks. Die Großmutter ist nicht da. Sie stehn ratlos vor dem dicken, von ungeheuren Flammen durchwogten Rauch; es ist sinnlos dahineinzugehn. Einmal hören sie ein klägliches, schwaches Brüllen, zwei- oder dreimal schwere Schläge gegen das Holz; ein Pferd wirft sich wohl in Todesnot gegen die Verschalung oder reißt sich los und stürzt gegen die Pfosten. Der starke Wind rauscht in den ungeheuren Flammen. Das Dach fängt an zusammenzusinken, die nackten Eichensparren, vom Feuer glühend, werden sichtbar. Nun kommt die Großmutter von Osten her im Bogen ums Haus, mehr fallend als gehend, und nun fällt sie. Sie laufen hinzu und tragen sie nach der Torfhütte. Ihre Hand blutet, und ihr Ärmel raucht. Sie kann wieder stehn und sagt mit schwacher Stimme: „Ich wollte noch etwas aus der Küche retten."

Nun stehn sie alle wieder beieinander und starren auf das gewaltige Haus. Vom wochenlangen Ostwind ausgetrocknet sinkt es mit unsäglicher Schnelligkeit zusammen, ist nichts als ein wüster, brennender Haufe, aus dem zwei Schornsteine und einige hohe Balken ragen und hier und da ein niedriger Mauerrest. Einige Nachbarn kommen; dann einige Reiter; nun mit verhängten Zügeln vom Kirchdorf die Feuerwehr. Der Brandmeister und der Landjäger, der nun auch erscheint, laufen zur Torfhütte und fragen mit entsetzten Augen nach den übrigen Hausleuten. Tobias, dem das rote Haar zu Berge steht, — es brennt wie das Haus —, führt das Wort: „Der Bauer ist mit der Frau und den Kleinen in die Stadt gefahren."

„Was . . . Ach! . . . Nicht zu Hause? . . . Ach Gott!" . . . Der Landjäger ahnt schon . . . sieht alles in einigen grellen Erscheinungen vor sich. Er sieht auch wohl im Geist ein wohlbekanntes Gesicht, das sehr erschrak . . . sehr erschrak, als er ein gewisses Wort sagte. Er wird totenblaß. „Ausgefahren?? . . ." sagt er.

„Die Großmutter ist hier," sagt Tobias. „Sie hat in der Küche die Tür nicht aufkriegen können; ihr ganzer Arm ist verbrannt."

Der alte Stührk kommt heran und erzählt: wie sie noch um Mitternacht mit der Großmutter beim Spiel gesessen, wie es geknackt hat, wie sie hinausgegangen und das ganze Hinterhaus schon in Feuer gefunden haben. So vergingen drei oder vier Stunden; es wurde Morgen. Die Flammen wurden kleiner. Ein Geruch von verkohltem Holz und altem Stroh, Fleisch und Knochen zog über die Brandstätte, in der es noch hier und da aus dem Rauch aufflammte. Es kamen noch immer Neugierige aus größerer Entfernung; nun auch Kinder, und gingen wieder. Es blieben der Brandmeister, der Landjäger, zwei Wachen und die Nachbarn.

Gegen Mittag kamen auf einem fremden Fuhrwerk die Eltern mit den Kindern. Die Mutter und die Kleinen weinten laut. Die Großmutter, mit verbundenem Arm, lief ihnen entgegen und rief klagend: „O, das

Digitized by Google

Kartoffelernte. Gemälde von Alfred Partikel

Digitized by Google

Digitized by Google

Unglück . . . das Unglück! Meine arme Tochter . . . dein altes, gemütliches Haus, deine guten Möbel . . . Aber Gott sei Lob und Dank, daß du die Kleinen mitgenommen hattest." . . . O, die alte Großmutter machte ihre Sache gut.

Gut?

Ach, der Brandmeister und der Landjäger schämten sich und sahen zur Seite.

Der Vater stieg aus dem Wagen, ungelenk, tastend, als wenn er blind wäre oder nie in seinem Leben von einem Wagen gestiegen wäre. Sein Gesicht war verfallen und aschgrau. Aber er war sicher? Ach, ach! Ein schlechter Schauspieler, der seine Rolle weder weiß noch versteht. Der Brandmeister kniff die Augen zusammen, als hätte er einen großen Schmerz; der alte Kriegskamerad war totenblaß und biß sich die schmalen Lippen.

Als Bendix, der um die Brandstätte gegangen war, den Vater sah und so sah, so ungeschickt in seinem zu engen, alten Sonntagsanzug, so aschgrau und von Unsicherheit entstellt, fand er endlich die Sprache wieder, lief auf ihn zu und sagte weinend: „Alle unsre Tiere sind verbrannt. Die kleinen Kälber . . . die Gänse und ihre Küken . . . alle . . . alle . . ."

„Sie sind nicht verbrannt," sagte der Vater, „sie sind erstickt, sie haben einen leichten Tod gehabt . . ."

Ein wunderliches Wort mit toter Stimme gesprochen. Gelernte Worte, wie in der Schule gelernt.

„Nein," sagte Tobias eifrig, seine Augen treten vor Begier zu erzählen aus den Höhlen: „Wir haben sie zerren und toben und brüllen gehört und einige Pferde haben sich losgerissen und sind in der Todesangst den ganzen Stall auf- und abgejagt. Nein, sie haben sich gequält."

„So . . ." sagte der Bauer. — „So." Und er straffte sich etwas und zeigte die alte Würde, die er immer zeigt. „Das muß ich doch besser wissen," sagte er. „Und wo ist der Schimmel?"

„Auch mit verbrannt!" sagte Tobias.

Das Gesicht des Vaters wird noch grauer; er greift zur Seite und faßt das schmutzige Rad des Wagens und hält sich daran fest.

„Sieh," sagt die Großmutter und zerrt das Handtuch von ihrem verbrannten Arm und hält ihn hin: „Ich habe versucht, was ich konnte; aber ich konnte die Tür nicht aufkriegen. Ich habe getan, was ich konnte."

„Ich glaube," sagte Tobias, „er war es, der immer gegen den Verschlag stieß. Aber dann ist der erste Schmerz gekommen, und da hat er sich losgerissen."

„Ja, ja!" sagte der Vater, die Hand noch immer an dem schmutzigen Rad. „Er stieß ja immer gegen die Verschalung, wenn er was wollte . . . So . . . der alte Balder ist verbrannt . . . So . . . So . . . Dann ist alles verkehrt."

Wunderliche Worte. Augen, in denen die größte Qual der Menschheit steht . . . um ein Pferd, das durch einen unglücklichen Zufall im Feuer umkam.

„Vater," sagt Bendix weinend, der den Jammer nicht ertragen kann, „es ist doch nur ein Tier."

„Ein Tier? Nein . . . Ist es ein Tier?"

Tobias, der seine Augen überall hat — er begehrt, mehr Zuhörer für diese herrlich bewegten Stunden — sieht eine große, offne Kutsche, vier Pferde davor, den holprigen Moorweg entlangfahren. Er faßt Bendix am Arm und sagt leise, mit fliegendem Atem, voll heißen Jubels: „Bendix . . . die Kalesche . . .!"

Auch Bendix glaubt an ein Wunder. Ja ... Seht! ... Ach, der arme Junge. Er glaubte es einen kleinen Augenblick.

„Ich habe die Herren vom Gericht herantelefonieren müssen, Peter," sagt der Landjäger blaß, die Augen an der Erde, „... da sind sie."

‚Was?' . . . denkt Bendix . . . ‚Die Herren? . . . Was . . . Vom Gericht? . . . . Vom Gericht? . . . Was soll denn . . . das Gericht?' . . . Die Gedanken stürmen durcheinander: ‚Sollte Großmutter? Aber nein . . .' Er schüttelt den Kopf und starrt von einem zum andern und hat wieder den idiotischen Ausdruck.

Der alte Amtsrichter, der alle Menschen und alle Wege in der Landschaft kennt, auch den Moorweg, und ein Freund der Menschen und Tiere ist, hat beim Howeschen Hof haltgemacht, hat den Amtsvorsteher, wie gewöhnlich, nicht zu Hause getroffen, und hat sich vom Neffen und Verwalter für den Rest des Wegs Vorspann erbeten. Der Verwalter, ein schlanker, sehniger Mensch, sitzt selbst auf dem Sattelpferd, sieht mit seinen kalten, gläsernen Augen über die Brandstelle und fragt mit knarrender Stimme nach diesem und jenem. Der Brandmeister und der Landjäger gehn dem Wagen entgegen. Die Herren . . . drei . . . steigen aus. Der alte Amtsrichter mit seiner hagern, edlen Gestalt und seinem grauen, leise zitternden, schmalen Kopf, ein Kind der Landschaft, ist allen bekannt; der runde Schreiber vielen; der dritte, kurz, mit klugen Augen im runden Kopf, ist ihnen fremd.

Tobias sagt sehr enttäuscht: „Es ist nicht die richtige Kalesche!"

Digitized by Google

„Nein," sagt Bendix, „es ist nicht die richtige."

Die fünf Herren reden lange miteinander; dann gehn sie in den Schutz des Torfstalls, und der Schreiber setzt sich auf den einen Haublock und schreibt auf dem andern. Nun werden sie einzeln herangerufen und werden gefragt. Der alte Amtsrichter steht gedankenvoll da; seine grauen, stillen Augen streifen dann und wann mit Kummer über die Gestalt des Bauern ... Er hat schon seinen Vater gekannt.

„Bitte, Herr Staatsanwalt," sagt er zu dem Fremden, „fragen Sie."

Die beiden alten Stührk werden gefragt. O, vorsichtige Leute. Als müßte man ihnen die Zähne aufreißen, daß sie überhaupt etwas sagen. Dann Tobias, der eilig und wichtig alles erzählt, was er weiß. Wie die Ausfahrt vor sich ging, wie da Karten gespielt wurden. „Ging jemand ins Hinterhaus?" — „Nein, keiner." — Wie er geweckt wurde und aus dem Fenster sprang, wie die Pferde sich gegen die Verschalung warfen, wie die Großmutter hinfiel. Bendix wird gleich wieder entlassen; er ist nicht zu brauchen. Er hat ja wohl Augen und Gedanken .. das weiß Gott ... aber in dieser Stunde sind sie gelähmt. Tobias muß einspringen und sagt: „Er hat nicht mehr erlebt als ich."

Die Großmutter.

Merkwürdig, sie ist nun plötzlich eine alte, alte Frau, vergrämt, von der Last des Lebens zusammengedrückt. Der Arm blutet. Sie redet mit Jammer über das alte, gemütliche Haus und die alten, guten Möbel ... noch aus alter Zeit und darum stark gebaut ... wie man sie jetzt nicht mehr bekommt. Nein ... O, sie macht einen sehr guten Eindruck. Seht, ein altes, bekümmertes Mütterchen in großem Unglück. Der Staatsanwalt sieht sie noch einmal scharf an und entläßt sie.

Die Mutter!

Ach, die weiß nichts. „Sorgen? Schwere Geldnot?" — „Ja, — ja, Herr Richter! Wie so viele in dieser schlechten Zeit." Der Staatsanwalt fühlt, daß er einen redlichen, kindlich wahrhaftigen Geist vor sich hat. „Ihr habt wohl zuweilen daran gedacht, daß es gut wäre, wenn der Blitz das alte Haus zerstörte und ihr ein neues bekämt?"

„Ja, ja, Herr Richter ... wenn Gott es wollte." Der Staatsanwalt nickt und entläßt sie.

Der Bauer.

„Sie sind in schwerer Geldbedrängnis? Sie wußten, daß es Ihnen bevorstand, noch in diesem Herbst den Hof aufzugeben?"

„Ja ... ja ..." Sehr würdig. „Es ist vielleicht so ... Schwer! Schwer! Aufwertung, Steuer, Versicherung, schlechte Ernten, schlechte Preise."

„Das alte Haus war nicht allein wegen der hohen Versicherung eine Last, sondern auch wegen seiner veralteten Bauart und wegen der jährlichen Dachflickereien. Sie haben wohl oft genug gewünscht, daß ein Blitz oder was sonst ..."

„Ja ... ja ... ehrlich gesagt ... das haben wir." O, er prahlt geradezu mit seiner Wahrheitsliebe. Sehr gut.

„Aber es geschah nicht."

„Nein ... es geschah nicht."

„Nein, es geschah nicht."

„Nein."

Plötzlich mit andrer Stimme, kalt bohrend, zwingend: „Seit Sie vom Krieg nach Haus kamen, das sind jetzt drei Jahre, haben Sie niemals eine Ausfahrt gemacht. Warum nun mit einemmal und mit Frau und Kindern und in eine entferntere Stadt, so daß Sie eine Nacht fern bleiben mußten? Warum? Wer nimmt zu einem solchen ersten Besuch gleich Frau und Kinder mit?" Die Augen gehn durch und durch.

Ach, dieser Bauer! Dieser redliche, schwerfällige, in sich ganz unsichere, beschränkte Mann! Allein schon diese klaren, kalten Augen, diese helle, fremde preußische Sprache! Er strafft sich ein wenig; aber er sieht kläglich aus in seinem Sonntagsanzug, der ihm zu eng ist und schlecht sitzt, in dem steifen Halskragen, der von der Bahnfahrt schmutzig ist. „Ja, es war nun eben so ... wir hatten plötzlich Lust dazu." Ach, wie ungeschickt er das sagt! Wie seine Augen am Boden haften und kommen nicht los! Der Brandmeister und der Landjäger haben die Augen auch am Boden. Der alte Amtsrichter sieht ihn mit seinen stillen Augen an; sein schmaler, grauer Kopf zittert heftiger.

„Sagen Sie mir," sagt die kalte Stimme: „Was haben Sie noch im Hinterhaus getan, bevor Sie wegfuhren?"

„Ich? ... Ich ... Ich habe den Fohlen den Halfter kürzer gemacht."

„Das war das eine Mal. Sie sind aber dreimal ins Hinterhaus gegangen. Was haben Sie die andern Male getan?"

„Das ... weiß ich nicht mehr ... ich habe da wohl dies und das nachgesehn."

„Was haben Sie nachgesehn? Ein Mann weiß von einem Tag zum andern, was er tut. Was haben Sie nachgesehn?"

Ach, die irrenden Augen! Die irren, unsteten Augen! Die Augen, daß sie weglaufen, sich verkriechen könnten, wie Mäuse und Wiesel!

Digitized by Google

„Haben Sie vielleicht Abschied von Ihren Tieren genommen ... von Ihrem alten Schimmel?“

Erschreckt, verwundert, verwirrt: „Vom Schimmel? Meinem Schimmel?“

„Aber er sollte in derselben Nacht doch mit verbrennen ... Ich muß mich wundern, wie Sie es übers Herz brachten. So'n altes, treues Pferd ... hat soviel Arbeit mit Ihnen gemacht.“

„Ich ... ich?“ ... Ach, die irrenden Augen! Die verzweifelten, verrückten Augen!

„Da Sie es nicht wissen, Groth, will ich Ihnen sagen, was Sie im Stall getan haben, dreimal. Das erstemal haben Sie das Talglicht, das Sie oben ins Heu gestellt hatten, angezündet; das zweitemal und drittemal haben Sie nachgesehn, ob es auch richtig stände und noch brannte.“

„Ich? ... Nein, nein, Herr ... das habe ich nicht getan!“

„Nein? Wollen Sie noch nicht gestehn? ... In einer halben Stunde gestehn Sie es doch. Kommen Sie, wir wollen um die Brandstätte gehn.“

Die beiden, der Staatsanwalt und der Bauer vorweg, gehn um die Vorderseite und kommen ums Haus herum, zu den Tieren. Der Staatsanwalt geht ganz langsam, wie zögernd. Als wenn es ihn graut und er das Grausen auskosten will ... oder als wenn ein andrer das Grausen bekommen und so recht genießen soll. Die Pferde ... ein jedes ein Klumpen, meist ganz mit Asche bedeckt ... Die Kälber ... „Es ist nicht schön,“ sagt er mit gleichgültiger Stimme, „die Tiere so wiederzusehn, die man den ganzen Sommer auf der Weide gesehn, dann täglich gefüttert und gestriegelt hat. Ich ging mal mit einem, der hatte sich nicht ausgedacht, wie es aussähe. Nein, er hatte kein Bild davon in seinem Kopf gehabt. Als wir zu den Kälbern kamen, die sich in Angst und wildem Schmerz zusammen und übereinander gedrängt hatten und auf einem Haufen lagen, da schrie er.“

Ein Stöhnen.

Der Staatsanwalt wartete ... Nichts ... Sie gehn weiter.

Die Kühe ... die eine hat in der grauenvollen Angst gekalbt; das Häuflein ihres Jungen liegt hinter ihr. „Sehn Sie, Groth?“

Stöhnen.

Am Ende des Ganges noch ein großer Haufe.

„Was ist denn das?“ sagt der alte Stührk.

Der Brandmeister vergißt einen Augenblick seinen Eid, will Unglück verhüten und gibt dem Alten einen Stoß in die Rippen. Ach, sie stehn so gerne einander bei. Der Landmann ist im Gegensatz zu jeder Regierung und hält zum Landmann. Aber der halbtaube Alte hat schon mit dem Fuß gestoßen und ein Stück des halbverbrannten Fells entblößt und sagt: „Wie kommt denn der Schimmel hier ans Ende?“

Es ist der Schimmel.

Der Bauer stöhnt schwer.

„Er wird sich losgerissen haben,“ sagt der Brandmeister, „und ist hierher gejagt.“

„Ja,“ sagt der Bauer stotternd ... „Er hat sich ... denn also ... wohl losgerissen, der alte ...“

Gut. Sie sehn alle, wie er sich in Angst vor den Flammen, die ihm nahe kommen, bäumt, wie er die Kette sprengt, wie er, den Kopf vorgestreckt, den Gang entlang schießt, über einige Tiere weg und wie ihm das Haar knistert ... wie er gegen die Tür stößt, sich seitwärts gegen die Verschalung wirft ... wie er den qualvollen Tod erleidet.

Aber der alte Stührk ist dumm und arglos. Er geht in den Stand und stößt mit dem Fuß gegen die Kette. „Nein,“ sagt er, „er ist hier noch angebunden.“ Er klirrt mit der Kette.

Der Bauer reckt sich in seinem engen, ungeschickten Sonntagsanzug. Würdig. Wenn nur seine Augen wüßten wohin. Der Schweiß rinnt ihm über das Gesicht, die Nase herunter; er denkt nicht an Abwischen. Ach, was für ein kläglicher Anblick. Der alte Stührk ist ahnungslos; aber der Brandmeister und der Landjäger wissen genug. Der alte Richter sieht mit seinen menschlichen, wissenden, grauen Augen kummervoll in das Gesicht des Bauern; sein Kopf zittert stark. Der Bauer starrt vor sich in das schwarzverbrannte Stroh. ‚Ach, wer hat an dies alles gedacht,‘ denkt er wohl. ‚Ach, wäre man tausend Meilen fort! Weg! Weg aus dem Leben,‘ denkt er. ‚Aber man ist nicht weg. Man steht da, und keiner sagt ein Wort. Wenn doch einer ein Wort sagte ...!‘ Ach, wenn doch der alte Kamerad neben ihm seinen Revolver zöge, wie damals in letzter Not gegen den langen Engländer, und schösse ihn nieder. Ach!

Nun sagt der schreckliche fremde Mensch wieder mit seiner kalten Stimme: „Der Schimmel war Ihnen besonders lieb?“

„Ja ... ja ... der Balder ... alter Pflüger ... siebzehn Jahre auf dem Hof ... mit uns angekommen.“

„Warum ist er hier angekettet, hier an der Tür, wo er sonst nicht stand?“

Keine Antwort.

Die Torfhütte wird herangewinkt und kommt.

Tobias mit rollenden Augen voran. Der

Digitized by Google

Staatsanwalt zeigt zur Seite. „O Gott," sagt der Junge, verwundert, „da liegt der Schimmel! Wie kommt der hierher?" Dann sagen er und Bendix aus, daß die Großmutter die letzte im Stall gewesen ist.

Die Großmutter, sehr viel älter als gestern, sehr alt, ein altes, kümmerliches, bedrücktes, vom Jammer niedergebrochenes Mütterchen, und ihr Arm blutet. Sie hat irgend etwas retten wollen . . . aus der Küche . . . ganz sinnlos. Ach, das alte, tapfere Mütterchen, die alte Kluckhenne. Ja, und gestern abend ist sie die letzte im Stall gewesen. Sie ist aber alt und hat Schmerzen im linken Bein . . . ja, seit zwanzig Jahren . . . und so ist sie nicht bis ans Ende des Stalls gewesen, sondern hat nur die Laterne hochgehalten und sich überzeugt, daß kein Tier los war und im Gang stand.

„Sie haben vom Schimmel nichts gesehn . . .?"

„Meine alten Augen haben nichts gesehn, Herr Richter. Ich habe auch nicht darauf geachtet." O, sie versteht es besser als der Bauer. Wie sie den fremden, vornehmen Mann grade und klug ankuckt. So sicher! Ach, die alte, durch und durch gesalzene Herbergsmutter.

Der Staatsanwalt winkt ab; die Zeugen ziehn sich wieder zurück. Die beiden Jungen bleiben in der Nähe. Der Staatsanwalt schweigt.

Alle schweigen.

„Nun, Groth?" sagt er.

Der sieht mit aschgrauem Gesicht vor sich nieder.

„Nun . . . Groth?" sagt er.

Man hört den Landjäger schwer und qualvoll atmen. Es ist schwer . . . der alte Kamerad . . . ‚Na, du alter Verbrecher?' Ach! Ach! Das Leben ist Qual.

„Nun, Groth, wollen Sie der Wahrheit die Ehre geben? Gott und Menschen warten darauf. Ein Mann muß für seine Taten einstehn."

„Ich . . . ich habe nichts zu sagen, Herr."

„Sie haben den Schimmel hier bei der Stalltür angekettet oder anketten lassen, weil Sie wollten, daß er gerettet würde. Aber es ist Ihrer Schwiegermutter nicht geglückt, die Stalltür von draußen zu öffnen, obgleich sie ihre letzte Kraft ansetzte, ja, sich schwer verbrannte. Sie wollten ihn gerettet sehn, weil er Ihr guter Kamerad war durch siebzehn Jahre. Aber nun ist er doch verbrannt. Das Ganze ist nun verkehrt gegangen, mißglückt."

Schweigen.

„Sie sind ein gutmütiger, weicher Mensch, Groth . . . Wollen Sie nun ohne Vergeltung weiterleben und der alte Kamerad liegt da . . . haben Sie mir nichts zu sagen?"

Er schüttelt den Kopf.

„Herr Sekretär!"

Der Sekretär geht wieder nach seinem Haublock und schreibt mit klammen Fingern und kommt mit seinem Bogen wieder zurück und gibt ihn dem alten Richter. Der schmale, edle Kopf wiegt stark hin und her.

Es ist unheimlich, daß sie alle schweigen. Als wären sie behext, taub und stumm gemacht. Aber vielleicht reden sie alle, reden gar laut, und er hört es nur nicht.

Der alte Richter gibt das Papier dem Landjäger und sagt: „Tun Sie Ihre Pflicht," und wendet sich ab. Die Herren gehn.

Erleichterung? Erlösung? Gehn sie? Hört die ungeheuerliche Qual auf?

Der Brandmeister will seinem alten Schulkameraden die Hand geben, aus Mitleid, mag ihn aber aus Scheu und Mitleid nicht ansehn, nicht anreden und wendet sich auch ab. Der alte Nachbar Stührk, immer noch ahnungslos, ein altes Huhn, das auf einen Strohhalm starrt, sagt wieder: „Mensch, Nachbar, wie kommt der Schimmel hier an die Kette?" Der Landjäger, das Papier in der zitternden Hand, legt die andere dem Bauern auf den Arm und sagt mit enger, zitternder Stimme: „Alter Kamerad, es tut mir leid, du mußt mit mir in die Stadt . . . und wenn du ein Messer in der Tasche hast, so mußt du es mir geben." Er schluchzt, und Tränen stürzen ihm die Wangen hinunter.

Durch den mächtigen Körper des Bauern geht ein schweres Zittern, und er wird plötzlich kleiner und sagt leise einige müde Worte, die die andern nicht verstehn

„Stührk, spannen Sie sofort an und fahren Sie uns nach der Bahn."

Der alte Mann hat endlich begriffen und stolpert, die Hände vor Schreck von sich werfend, nach seinem Hause; aber der Brandmeister sagt: „Eben kommt mein leichter Wagen, Ihr könnt den nehmen." Sie gehen auf den Wagen zu.

Bendix hat die gewechselten Worte nicht verstanden; aber er begreift, was geschieht. Sein Kinn stürzt herab, seine Augen sind unnatürlich weit geöffnet; er stürzt den beiden nach. Tobias hinter ihm her, mit entsetzten Augen, ruft warnend: „Köni, Köni! Nimm di in acht!"

„Mein Vater?!" schreit er. „Mein Vater?! Warum nehmt ihr ihn mit?!" Kein Mensch, ein wildes Tier in Feldangst. „Meint ihr, er hat den Hof angesteckt? Seid ihr verrückt? Er benimmt sich ja nur so wunderlich, weil er fühlt, daß ihr den Verdacht habt! Seht

Digitized by Google

ihr denn das nicht ein?! Mein Vater?! Mein Vater?! Ihr habt das Haus vielleicht angesteckt! Aber mein Vater?! Dumm und verrückt seid ihr!"

Der Brandmeister, ein großer, ruhiger Bauer, der mit vielen Menschen umgehn muß, geht auf ihn zu und sagt ruhig: „Dein Schreien nützt nichts, Bendix. Hör', sei vernünftig."

Der Staatsanwalt, schon im Polster des Wagens, sagt: „Der große Junge hat was Idiotisches. Warum nennt der andere Junge ihn König?"

Der lange Laban von Verwalter, auf seinem Sattelpferd, wendet um und sagt spöttisch: „Wahrscheinlich, weil er vor zwei Sommern beim Kinderfest König war und am hellen Tag mit der Krone auf dem Kopf nach Hause ritt."

„Also richtig etwas idiotisch!"

„Das wohl grade nicht; aber dumm und wunderlich."

Die Brandstätte

Die Mutter und die beiden Kleinen fanden für die Nacht und die nächste Zeit auf dem entfernteren Nachbarhof Aufnahme. Die Großmutter auf dem nächsten, bei den alten Stührks. Der Brandmeister wollte auch den beiden Jungen Quartier schaffen; aber Bendix hob die Augen gar nicht von der Erde, um den Mann nicht ansehn zu müssen; er sagte mit finsterem Stolz: „Ich und Tobias bleiben hier in der Torfhütte. Wir wollen gleich morgen anfangen, aufzuräumen; so freut sich mein Vater, wenn sie ihn in Gnaden wieder loslassen. Sorgen Sie nur dafür, daß die Tierkörper weggeschafft werden."

Ehe der Morgen graute, war er schon unterwegs nach dem Dorf, nach dem Laden, und kaufte für das Geld, das die Mutter ihm hatte geben können — es war ihr letztes — das Notwendigste für den kleinen Haushalt. Dann ging er zum alten Stührk und mietete um ein billiges ein Pferd und eine Sturzkarre. Um acht waren sie schon im schlechten Novemberwetter mit Forken und Schaufeln bei der Arbeit. Und nun arbeiteten sie Tag für Tag im Novemberwind, ja im Sturm, bei geringem Essen, und lagen nachts auf elendem Strohlager hinter dem wackligen Tisch in der Hütte.

Tagsüber waren sie recht wortkarg. Bendix jedenfalls sagte kein Wort, das nicht zur Arbeit gehörte; er hatte genug zu grübeln. Ach, bei Tag und Nacht. Wieviel Stunden lag er schlaflos, und Bild an Bild jagte an ihm vorüber, und keins war gut anzusehn. O, welche Begebenheiten! Dies Aufschrecken aus tiefstem Schlaf, diese gellende Stimme der Großmutter, dies Klirren des zusammenstürzenden Fensters, dieser Sprung in den Qualm, diese hohen, wehenden, rauschenden Flammen, dies stundenlange, untätige Zuschauen, dies dumpfe, ferne Brüllen der Tiere in Todesangst, dies Zusammensinken des mächtigen Hauses. Und dann die Kirchspielsbeamten mit ihren Fragen, und die heimkehrenden Seinen. Dies Gesicht des Vaters! Und dann die Kalesche und diese schrecklichen Fragen. Und der Vater so verzweifelt und hilflos und töricht! Der große, verständige, würdige Vater . . .

Und wenn diese jagenden Bilder ihn eine Weile in Ruhe ließen, mußte er dann nicht immer darüber nachdenken, wie der Vater da nun in dem kleinen Gefängnisloch säße — er stellte es sich niedrig, verfallen und verstaubt vor und mit einem Lattenbett und Wasserkrug — und wie ihm zumut wäre? Der große, vornehme, redliche, geehrte Mann in diesem Loch? Ohne Arbeit und Ausblick? Er, der fleißigste und schwerste Arbeiter und der von Kind an über die weite, endlose Landschaft gesehn? Und was für Gedanken hatte er, während er da so auf seinen Latten saß und vor sich hin auf seine großen Hände sah! Wie wohl bald die angetane Schande, bald der wildeste Zorn in ihm hochkam! Hoffentlich machte er keine Dummheit und fuhr den Richtern an die Kehle oder zerbrach Türen oder Fenster und erwürgte den Wärter. Und welchen Kummer er wohl um die Seinen hatte, daß er grade in diese Zeit nicht bei ihnen sein konnte, bei seinen beiden Mädchen, die er so zärtlich liebte, und bei ihm, seinen Sohn, daß er in diesen Tagen alles mit ihm beredete! Mit welchem Kummer er wohl an die Brandstelle dachte! Nicht, daß der Hof abgebrannt war, nein, das war ja wohl ein großes Glück, denn sie konnten ja nun von der Versicherungssumme neu bauen; aber daß alles Vieh mitverbrannt war.

Ach, und wenn er so weit in seinen Gedanken war, mußte er dann nicht, ach, so ungern er es tat, immer wieder über das eine rätseln, über dies eine große Rätsel: wie es gekommen, daß der Schimmel da an der Stalltür angekettet gewesen . . .? Der Vater . . .? Nein. Ach, Unsinn! Aber die Großmutter? Hatte die Großmutter . . .? Sind in dem alten Kopf der Großmutter nicht böse Gedanken . . .?

Ach, und wenn er dies alles nacheinander

Digitized by Google

gedacht hatte, kam dann nicht noch das allerschwerste . . . das Bild eines großen Mädchens, das in einem seligen Lichtschein neben ihm hockte und ihn mit ihren schönen, fragenden Augen ansah, während ihre und seine Hand um ein kleines Stück von einem grünen Weidenzweig lag? Was mochte sie denken, wenn sie im nächsten Brief von zu Hause erfuhr, daß sein Vater im Gefängnis wäre, wenn auch unschuldig, und daß er, ihr Freund, in der Torfhütte wohnte?

Am sechsten Tag nach dem Brand kam der Landjäger auf die Brandstätte und sagte, daß alle Zeugen nach dem Gericht kommen sollten.

Aha, nun wird der Vater frei! Endlich!

Die beiden Frauen fahren mit dem alten Stührk; die Jungen machen sich zu Fuß auf. Sie kommen nach Ballum und ins Amtsgericht und werden nach einer Weile Wartens alle miteinander in eine große Stube geführt.

Da sitzt hinter dem Tisch der alte Richter. Er sitzt dort recht ernst, aber ganz irdisch in seinem großen, hölzernen Lehnstuhl, ein Mensch aus der alten, wohlhabenden und wohlwollenden Zeit, in der auch der Richter dachte wie alle andern: er hat den Hof angesteckt; ja . . . aber . . . na . . . der alte Menschen-, Tier- und Heuberg hat achtzig Jahre lang die Versicherungsprämie bezahlt und war mit Schulden belastet bis an den Schornstein . . . Schlimm ist, daß er auch die Tiere hat mitgehn lassen. Aber das muß er mit seinem Gewissen abmachen. Kann er vor dem Brüllen schlafen . . . gut. Also: laßt ihn laufen! Laßt ihn laufen . . . Aber nun ist andere Zeit, eine arme und scharfe Zeit. Seht, da sitzt der Wachhund neben ihm, der mit den forschen Bewegungen und den raschen Augen, kalt, sachlich, hungrig. Der Schreiber ist auch da; er fühlt sich hier an seinem Tisch gemütlicher, als im Novemberwind am Haublock. Bendix, hinter den Erwachsenen, neben ihm Tobias, sieht mit Haß und Ehrfurcht auf die Männer, die ihm, ach, so unsäglich fremd sind. Ein Bauernjunge aus dem Moor, aus zehnstündigen, einsamen Arbeitstagen auf den stillen, weiten Feldern. Und wunderlich. Voll von Bildern und Gespenstern von der Erde bis zum Himmel. Ach, Menschen einer andern Welt!

Da kommt der Vater! O, der liebe, liebe Vater! Sein Mensch! Sein nächster Mensch! Das Stück von ihm! Noch in seinem guten Anzug, der ihn so fremd, so ungeschickt macht. Aber der Anzug ist ihm jetzt nicht mehr zu eng. Nein . . . o nein, wie mager ist der Vater und wie aschgrau seine Wangen; und die Schläfen wunderlich eingesunken und blank, und die Augen auf die Erde gerichtet. Bendix würgt es und es gelingt ihm, die Tränen herunterzuschlucken.

Der alte Richter wiegt den zitternden Kopf, als wenn er auf eine Melodie hört; dann sagte er sachte und kühl: „Herr Staatsanwalt, tun Sie die Fragen, die Ihnen nötig scheinen . . .“ Seht, er mag wohl diese Arbeit nicht selber tun.

Der Staatsanwalt sagt langsam und deutlich, als wenn er zu Kindern spricht: „Es sind nun sechs Tage seit der Brandnacht vergangen. Ihr habt euch nun beruhigt und habt über alles weiter nachgedacht. Ich will es nun noch einmal mit euch besprechen.“ Und nun fragte er erst das Stührksche Ehepaar, ob ihnen irgend etwas, das mit dem Hof oder Brand zu tun haben könnte, aufgefallen wäre. Dann, wie sie wohl meinen, daß der Brand entstanden sein könnte. Aber sie hatten wohl untereinander abgemacht, daß sie den Mund halten wollten. Wie schwerhörig ist der Alte; wie dumm seine Frau! Nichts zu wollen.

Weiter . . . die Großmutter.

Ach, wie alt ist sie, ein altes, abgelebtes, ergrautes Mütterchen. Sie trägt wollene Hausschuhe und hat den Arm schwer in der Binde. Aber seht, sie steht auf und tritt ordentlich einen Schritt vor. Seht, sie hat gute Lebensart. Es ist ja auch nicht der erste Fall in ihrem Leben, daß sie verhört wird „Ja, ja, Herr Staatsanwalt . . . Ach, wir lebten so glücklich. Und er ist ein so guter Mensch. Ja, der beste Mensch von der Welt. Nicht allein gegen Menschen, nein, auch gegen Tiere. Wie konnte er die Kälber streicheln! Und nun gar die Fohlen!“

Mit scharfen, saugenden Augen: „Und der Schimmel?“

Den Schimmel . . . ja . . . den auch . . . aber nicht mehr als alle die andern.

„Hatten Sie den Auftrag, den Schimmel zu retten? Sagen Sie es.“

„Um des Himmels willen, Herr Staatsanwalt . . . ich alte, mühsame Frau! Wie kann einer auf den Gedanken kommen, daß ich alter, kümmerlicher Mensch ein großes Tier aus dem Feuer führen soll? Ich war ganz ahnungslos. Ich bin wie eine Sinnlose erst in die Jungskammer gestürzt und dann, weil ich im Hause nicht weiter konnte, ums Haus nach der Küchentür gelaufen, ein wenig Geschirr zu retten. So wie eine alte Mutter es tut . . . Ich war sinnlos, das Haus brannte, meine letzte Heimat . . .“ Sie weinte bitterlich. O, die alte Herbergsmutter . . . sie ist selbst diesen saugenden Augen gewachsen.

Digitized by Google

Nun sieht er Tobias an, dessen Augen ihm schon groß und rund entgegenspringen.

„Hör' mal," sagt er, „man sieht dir ja an, daß du ein kluger Junge bist . . . wie war denn der Zustand des Viehs? . . . So, so . . . Die Kälber? Die Fohlen? Das Dach vom Haus? . . . So . . . so . . .! Hör' mal . . . man geht . . . auf solchem Hof . . . so als Dienstjunge . . . durch seinen Tag . . . einen nach dem andern . . . und es passiert nichts. Der Tag ist abends . . . mit seinem Drum und Dran . . . in die Ewigkeit gesunken . . . Aber zuweilen behält man von irgendeinem Tag irgend etwas Besonderes . . . ganz Besonderes. Etwas Merkwürdiges! Man sieht es deutlich vor sich . . . Ist dir wohl so was passiert . . . so was, das vielleicht . . . das mit Feuer und Licht zu tun hat?"

In die Höhe schießend. „Mit Feuer und Licht? . . . O ja . . . Richtig! . . . Einmal . . . einmal war die kleine Lili auf den Abtritt gegangen, mit der Küchenlampe, und kam nicht wieder. Da ging ich hin und da war das kleine Ding eingeschlafen, und die Lampe stand neben ihr, ganz schief, und das Holz war schon fast angebrannt. Das hätte leicht ein Feuer geben können."

„Ja . . . ja . . . siehst du? . . . Aber weißt du vielleicht sonst noch etwas . . . so . . . was der Bauer gesagt oder getan hat . . . oder vielleicht die Großmutter . . . So etwas, daß man sich vielleicht den Brand erklären kann?"

„Ja," wieder in die Höhe schießend, mit großen, runden Augen; „das mit dem Licht!" . . .

„Mit dem Licht?"

„Ja, ich kam mal, so vierzehn Tage vor dem Brand, früher als gewöhnlich vom Feld . . . ich hatte Rüben nach Haus gefahren . . . an der Geschirrkammer vorbei, die hat kein Licht von draußen. Da sah ich durch die Türspalte ein Licht in ihr und ging hinein; und da steht da auf der Werkbank 'n Licht, 'n langes Talglicht. Ich denke: wie kommt denn das hierher und nehme an, daß einer was gesucht hat und es vergessen haben kann, und faß' es an und will es ausmachen. Aber dann sah ich, daß es nicht mit gewöhnlichen Dingen zuging."

„Wie denn?"

„Ich sah, daß die Kerze Kerben hatte."

„Sie hatte Kerben?"

„Ja, es war eine recht lange Kerze; und sie hatte drei Kerben, eine unter der andern."

„Was bedeutet denn das?"

„Es bedeutet, daß Hexen oder der Teufel selbst sie angemacht hatten. Das bedeutet es. Der alte Hirte vom Vorland, der um Weihnachten mit seiner Herde ins Moor kommt, hat es mir gesagt. Der Böse macht Kerben . . . das hat er an sich . . . mit seinen großen, krummen Fingerklauen."

„Ich halte für möglich, daß es etwas anderes bedeuten kann. Nun weiter."

„Weiter? Weiter nichts. Der Bauer kam herein und nahm mir die Kerze so kurz aus der Hand, daß ich denke, ich bekomme eins hinter das Ohr; aber das ging gut. Weiter nichts."

„So . . . ich will dir sagen, was ich mir denke: Ich denke, daß nicht der Teufel, sondern ein Mensch die Kerben gemacht hat, nämlich um genau zu wissen, ein wie großes Stück von ihr in einer gewissen Zeit, sagen wir, in sechs Stunden, wegbrennt."

Bendix hat plötzlich und zum erstenmal das Gefühl, daß sein Vater in Gefahr ist, daß ihn unglückliche Zufälle in Gefahr bringen können. Die Not bringt ihn zum Weinen.

„Weiter . . . der Landjäger!"

Der Staatsanwalt sagt mit starrem Gesicht: „Ich habe einen Brief bekommen — ob mit oder ohne Unterschrift, tut nichts zur Sache —, daß Sie ein Kriegskamerad und Freund des Gefangenen sind."

Landjäger Günther richtet sich auf und sagt mit bebenden, weißen Lippen: „Er war vier Jahre neben mir im Feld . . . ein schwerer, langsamer Mensch, aber der Treueste von allen . . . Ich . . . ich bin etwas hitzig von Natur . . . (blutrot) . . . sechsmal verwundet . . . er ist mir zweimal in größter Not . . . beigesprungen."

„Gut . . . Ihre Aussagen."

Der Landjäger schluckt und schluckt und ist totenblaß.

„Ich brauche Sie nicht an Ihren Eid zu erinnern."

Er bittet um Wasser und trinkt. Dann berichtet er mit lahmer Stimme, wie der Gefangene ihm gegenüber seine Ernte gelobt habe, die offenkundig schlecht gewesen, und wie er bei dem alten, schelmischen Anruf zusammengezuckt wäre. Er muß wieder trinken. Dann schluckt er wieder und sagt mit beengter Kehle: „Als ich ihn . . . auf der Brandstätte . . . verhaftete und er merkte, daß es mir . . . hart war . . . sagte er leise zu mir: Es ist gut so, Karl . . . es hat so seine Richtigkeit . . ."

Die Tränen liefen ihm übers Gesicht.

„Weiter."

„Weiter nichts . . . als dies . . . daß er mir beistehn wollte . . . mir beistehn wollte . . . wie immer . . ." Mit tränenüberströmtem Gesicht, grade aufgerichtet, zum Gefangenen: „Meinen Eid muß ich halten, Kamerad." Zum Richter: „Verzeihung, Herr Amtsrichter!"

Digitized by Google

Der nickte mit dem zitternden Kopf und zerrte mit den mageren, schmalen Händen an den Knöpfen seines Rocks.

„Der Wärter!“

Ein schmaler, geduckter Mann mit stillen, klugen Augen, Vorbeter und erster Wortführer der Sekte der Bibelforscher. Er schließt einen Augenblick die Augen — er betet wohl — dann liest er von einem sauberen Zettel klar und langsam: „Der Gefangene Peter Groth vom Moorweg bei Poggsee, Beobachtung vom 16.—22. November: der Gefangene sitzt den ganzen Tag stumpf und dumpf da, ißt nicht, kann auch nicht schlafen, wie ich in drei Nächten zweimal und in zweien dreimal festgestellt habe. Der Gefangene quält sich. Er ist wie ein Tier in Eisen. Er hält es nicht lange mehr aus.“

„Zettel? Worte?“

Er liest weiter ab. „Keine Zettel. Manche Worte. Jedes Wort ist Verzweiflung. Er verzweifelt vor Scham. Er nennt die Namen seiner Frau und die einzelnen Namen seiner Kinder. Häufiger als Menschen nennt er einen Schimmel, den er Balder nennt. Er bittet ihn immer um Vergebung.“

Der graue, hagere Kopf des alten Richters schwankt heftiger. Er denkt wohl: ‚Ach, laß es genug sein! Ach, genug menschlicher Qual! Er hat vier Jahre lang in Blut und Dreck im Feld gelegen; er stand ohne sittliche Schuld, trotz vierzehnstündiger Arbeit und sparsamem Haushalt, vor dem Bankerott und war in Todesnot wegen der Seinen, daß sie vom Hof und in die Armut sollten. Seine kleine Herde hatte so zu ihm aufgesehn, zu dem großen, würdigen, wortkargen Mann und Vater, und nun sollte er sie in Armut führen. Unerträglich! Da hat er es getan. Aus Not um die Seinen! Aus Mitleid mit ihnen. In Unkunde seines eigenen Charakters! In Unkunde des Gesetzes! In dem Gefühl, kein großes Unrecht zu tun. Ach,‘ denkt er, ‚laß ihn laufen! Wie man so viele laufen läßt.‘ Ja, so denkt der Alte wohl. Aber da sitzt der andere; da sitzt die neue, scharfe, hungrige Zeit.

„Nun, Groth,“ sagt das kalte, scharfe Gesicht: „Was meinen Sie . . . wollen Sie der Wahrheit die Ehre geben?“

Der Bauer starrt vor sich hin. Seine Brust geht mit jedem schweren Atemzug so hoch, daß die Jacke sich strammt. Durch seine Kehle geht leises Stöhnen.

Bendix knirscht vor Jammer und Zorn. Welche Qualen des Liebsten auf der Welt! Welche Verlassenheit! . . . Welcher Irrtum dieser Menschen! Vater . . . gestehen? . . . Vater . . . ein Brandstifter?

Wieder das qualvolle Stöhnen.

„Sie haben ihn retten wollen; aber Sie haben seine Rettung doch dem gefährlichen Zufall überlassen und sind an ihm schuldig geworden. Nehmen Sie für diese Schuld auch die Strafe auf sich, vielleicht läßt er Sie dann in Ruh’, und Sie können wieder schlafen.“

Man hört nur den jammervollen, schweren Atem des Bauern und unter den Zeugen den Atem seines Sohnes, der ebenso schwer geht. Die Frau ringt lautlos weinend die Hände. Man hört den Ton, so arbeitshart und rauh sind sie.

Nein, es muß ein Ende gemacht werden. Sonst fällt dem alten Richter der schwankende Kopf noch von den Schultern . . . Der alte Richter kennt den Mann. Er versteht, daß der Gefangene hier und jetzt nicht bekennen kann. Nein. Er fühlt es bis in die Spitzen seiner mageren, schmalen Hände. So sagte er ein leises Wort zum Staatsanwalt und sagte dann väterlich: „Ihr könnt alle gehn.“

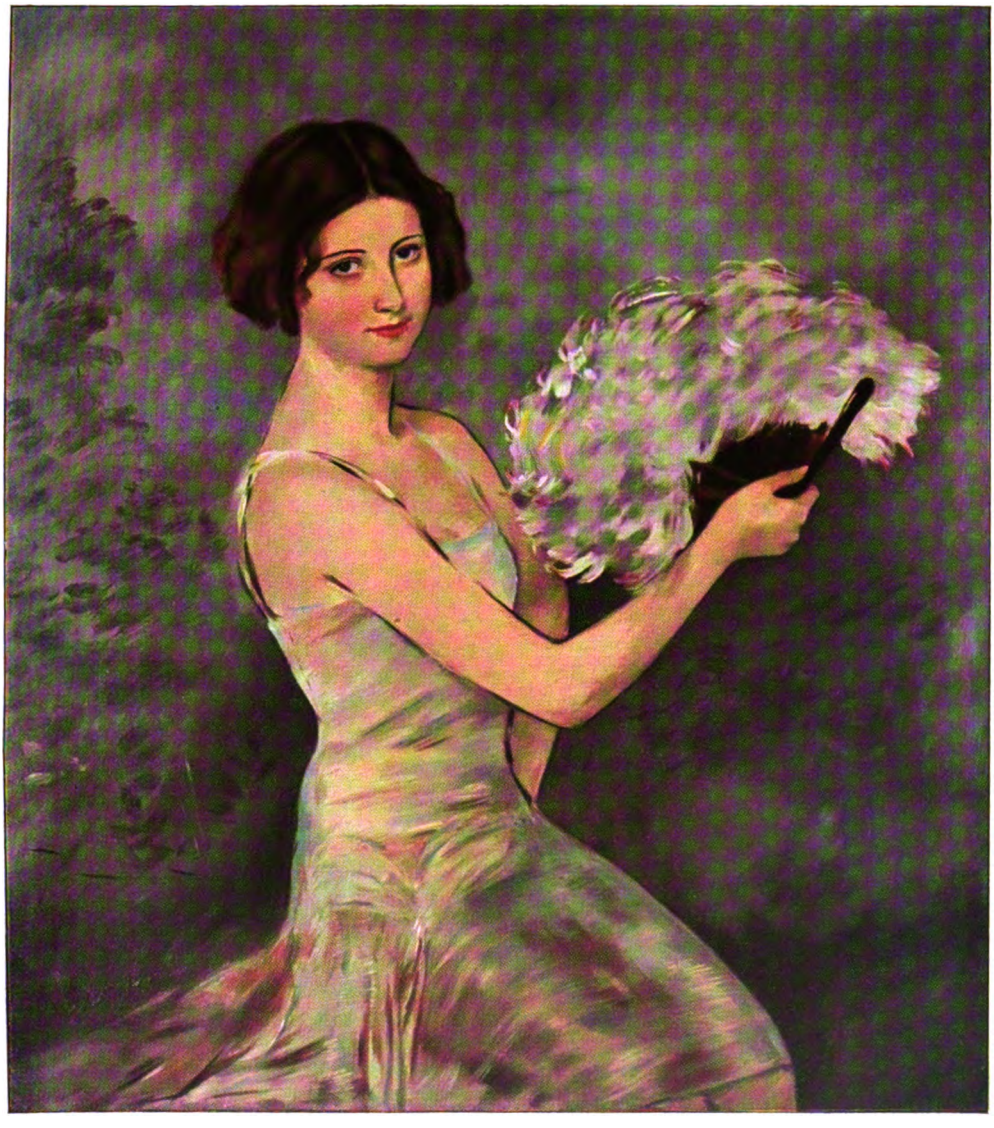
Bendix wirft durch dichten Schleier von Tränen noch einen langen Blick auf seinen zusammengesunkenen Vater. Gott sei Dank, daß der alte Amtsrichter die Qual beendet hat! Der wird schon Klarheit schaffen. Nein, nun hat es keine Not! Dann geht er im Haufen der andern hinaus.

*

Die beiden kamen nach Haus und arbeiteten weiter. Es trat Frost ein, aber so gelinde, daß sie fortfahren konnten, die Steine zu reinigen. Die Besitzer der drei Nebenhöfe und andere, die des Wegs kamen, meist Landleute, die in der Nähe Felder hatten, kamen für eine Weile auf die Brandstelle und sahn zu, was die beiden machten, und wunderten sich, wie er alles überlegt hatte und wie er darüber sprach. Wegen Steuern und Zinsen und dergleichen mußte er einige Male zum Kirchspielschreiber. Sonntags vormittags ging er mit dem bedächtigen, fallenden Gang bald in dieses, bald in jenes neuere Bauernhaus der näheren Umgebung, zeigte einen vorläufigen Riß des Neubaus, den er selbst in der Hütte gemacht hatte, und ging durchs ganze Haus und beredete die Baustoffe, die Größen und Höhen, das Für und Wider dieser oder jener Einrichtung und sprach auf allen diesen Gängen ganz ohne Unsicherheit von dem Brand und von seinem Vater, daß er ja nun bald wiederkäme und wohl etwas mutlos sein würde, sich aber wohl ermuntern würde, wenn der Hausbau und dann die Frühjahrsbestellung begönnen.

Die Mutter, die kleine Lili an der Hand,

Digitized by Google



Bildnis der Tänzerin Guta Kemény
Gemälde von Prof. Georg Walter Rößner

Digitized by Google

Digitized by Google

kam jeden zweiten Tag, schaffte ein wenig Ordnung in der Hütte, stand eine Weile bei der Arbeit und sprach darüber. Er antwortete und sah sie von der Seite an und sah, daß sie gebückter ging und alt geworden. Er merkte, daß sie nicht vom Vater sprach. Er meinte, es wäre, weil er noch im Gefängnis wäre und daß es eine Schande wäre. Er wollte ihr zeigen, daß er von dieser Ansicht frei wäre und sagte wohl zur Mutter: „Weißt du, Mutter, es ist sicher, daß Vater es da nicht schlecht hat; der Wärter ist ein sehr ordentlicher Mann. Na, er kommt ja auch bald wieder." Aber sie sagte wenig oder nichts dazu. Auch der alte Stührk kam und riet dies und das, und der Landjäger Günther stieg vom Rad und besah die Arbeit und war freundlich; und der Brandmeister stieg von seinem Wagen und stellte fest, daß die Arbeit gut fortschritte. Auch diese alle sprachen nicht vom Vater. Er wollte ihnen eine Ermunterung geben, daß sie ruhig von ihm sprächen, und sagte wohl mit freimütigen Augen: „Wenn Vater wiederkommt, wird er sich wundern, wie weit wir schon sind;" aber die Besucher gingen nicht darauf ein.

Die Großmutter kam auch. Die Lederstiefel der Mutter, welche besser waren als ihre eignen und ihr bequemer, an den Füßen, ging sie nun wieder recht rasch und munter. Sie redete auch sehr frisch darauf los, schalt mit raschen und vielen Worten auf alle Beteiligten, auf den alten Amtsrichter, ‚den alten Töffel', und den Staatsanwalt, der wohl selber ein Verbrecher wäre, weil er es andern zutraute, über den Landjäger mit seiner törichten Aussage und über Tobias mit seiner dummen Kerze. Tobias sprach überhaupt nicht mit ihr und sie nicht mit ihm.

Als sie einmal so weggegangen war, sah Tobias ihn von der Seite an und sagte: „Ich möchte wohl wissen, was du jetzt denkst. Bist du mir böse, daß ich das gesagt habe . . . von der Kerze?"

„Nein . . . nein . . . Alles, was da ausgesagt wurde, war gut, weil es die Wahrheit deutlicher machte. Aber die Leute, die es deuten, deuten es verkehrt. Kannst du dir zum Beispiel denken, daß mein Vater die Kerben einschneidet und ein Zündholz anmacht? Kann mein Vater mit seinen großen, steifen Händen überhaupt eine Kerbe machen und ein Zündholz anreiben? Geht er nicht immer zu Mutter in die Küche, wenn er Licht braucht, weil seine Hände zu groß und schwer sind?" Ähnlich und so ging er auch die andern Aussagen durch.

„Ja," sagte Tobias, noch immer weiß im Gesicht, „das ist wohl alles richtig. Aber da ist die Großmutter!"

„Du meinst . . .?"

„Ich meine," sagte er mit runden Augen, „wäre die nicht im Hause gewesen, stände es noch . . . Sieh mal, du bist fester als dein Vater. Aber der ist weich . . . den konnte sie behexen."

Bendix schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht glauben," sagte er . . . „Mein Vater!? Nein. Aber das ist möglich, daß sie selbst es getan hat. Ja, das ist möglich."

„Ja, es ist möglich. Aber ich glaube es nicht. Sie ist zu schlecht und zu schlau, es selbst zu tun. Wir haben es ja erfahren, daß sie andere unterwegs schickt."

„Was sollen wir denn tun?" sagt Bendix und schüttelt den großen Kopf. In seinen Augen war ratlose Qual.

„Weißt du," sagte Tobias und seine runden Augen quollen ihm aus dem Kopf, „wir müssen sie zwingen, daß sie uns die Wahrheit sagt. Wenn sie wiederkommt und hier wieder herumsteht und schimpft, auch auf mich, fallen wir sie an und piesacken sie so lange mit unsern Forken, bis sie uns gesteht, wie es wirklich gewesen ist."

Bendix schüttelt den Kopf. „Ich will versuchen . . .," sagte er, „ich will es Landjäger Günther sagen."

Als der Landjäger nach einigen Tagen des Wegs kam, ging er nach dem Fußsteig und sagte es ihm und bat ihn mit drängenden Worten, daß er alles täte, um die Großmutter zum Reden zu bringen.

Der Landjäger hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen und blassem Gesicht an und sagte: „Ich will es gern tun, Bendix; aber sie ist uns zu schlau, es wird nichts helfen. Und dein Vater . . . das weißt du ja . . . der ist zu vornehm."

An diesem Abend schrieb er zum zweitenmal, wieder auf einem großen Schreibbogen, und in der umständlichen Form, die er aus einem alten Aktenstück, das im Hause gewesen, gesehn hatte, an den alten Richter. Er schilderte das Wesen des Vaters, indem er jede seiner Behauptungen mit Begebenheiten, die er darstellte, belegte. Zuletzt gab er ein Bild vom Gesamtcharakter, verglich ihn mit dieser und jener geschichtlichen, meist biblischen Erscheinung, und endete damit, daß ein solcher Mensch der Tat unfähig wäre. Das Ganze, sehr ordentlich, steif, in der Weise eines Schulaufsatzes, mit Thema, Teilen und zusammengefaßtem Schluß vorgetragen. Es wurde wenig bekannt, daß der alte Richter ‚von dem klugen Brief und von der schönen Liebe des Jungen zu seinem Vater' gesprochen hatte. Freilich, etwas wunderlich wäre der Junge . . . Aber der Brief kam, da er ans Obergericht gehn

Digitized by Google

mußte, in die Hände eines Abschreibers, der gerecht und beschränkt war — alle Gerechten sind beschränkt —, der trug weise lächelnd den Inhalt umher, so wie er ihn begriff, und besonders einige Ausdrücke des Briefes, besonders den, daß der Vater so ein vornehmer Mann wäre, daß ihm ‚zu einem Herzog nur der goldene Mantel fehlte'. Da sagten denn wohl einige Wohlwollende: „Sieh, sieh!" Aber die meisten wurden in dem alten Glauben bestärkt, daß er dumm, ja töricht wäre, noch dümmer als sein Vater.

Am dritten Tag kam Tobias aus dem Dorf vom Kaufmann und sagte mit entsetzten Augen, was man sich im Dorf erzählte, im Laden, am hellem Tag, wo ein halbes Dutzend Menschen dabei stand. „Dein Vater hat, gleich nachdem wir das Verhörzimmer verlassen haben, den alten Wackelkopf gebeten, daß er auch noch die beiden andern hinausschickte, und dann hat er dem Alten unter vier Augen gestanden, daß er das Haus angesteckt hat . . . mit einer Kerze, so lang, daß sie sieben Stunden brannte; und daß er es ganz allein getan hat."

Bendix lachte auf. Das Lachen war etwas unsicher; aber es war doch eins. „Was erzählen sich die Leute alles!" sagte er mit bleichem Gesicht. „Was erzählen sie sich alles!"

„Ja, du lachst . . . aber sie sagen, daß der alte Wackelkopf es vorgestern dem Landjäger selbst gesagt hat. Und der Landjäger hat beim Vorsteher von Howe den Kopf auf den Tisch gelegt und hat geweint."

In der vierten Woche, gegen Mitte Dezember war die Schwurgerichtssitzung angesetzt. Bendix war nicht mitgeladen, wollte aber dabei sein. Er wollte miterleben, wie die großen Richter dort die Wahrheit, nämlich die Unschuld des Vaters, wie die klare Sonne an den Tag brachten; denn es ist ein hohes Gericht. Mit zwölf Geschworenen — welch feierliches Wort! Kannte jemand den Vater so wie er, und wußte, daß er Unrechtes nicht tun konnte? War er nicht schon als Vierjähriger neben dem Vater und dem Pflug hergelaufen, wußte er nicht, daß er der schwerfälligste, gütigste, mitleidigste von allen Menschen war? Und dieser Vater, dieser große, schwerfällige und ungeschickte Mann, sollte irgendeine Heimlichkeit tun mit schlauen Blicken nach allen Seiten und spitzen Fingerchen? Wenn die Großmutter auch spielerisch war in bösen Abenteuern und eine Macht der Versuchung in sich hatte — ja, das hatte er erlebt . . . er wurde brennend rot, da er daran dachte; so sehr hatte sein Geist sich gewandelt — konnte ihre Kraft so groß sein, daß sie diesen Koloß von Vater bewegt hatte, daß er ein weißes Kerzchen und ein Zündhölzchen in seine große, bretterne Hand genommen? Freilich, Vater war nicht sehr klug . . . Aber die Hauptsache war: unschuldig! . . . Unschuldig! Ach, welche Seligkeit, nach gefundener Wahrheit und Freispruch, des Vaters Hand zu fassen, und so mit ihm nach dem Bahnhof zu gehn und heimzufahren und die ungeheuren Begebenheiten der letzten vier Wochen zu bereden, und dann — o Entzücken — von dem Neubau zu sprechen!

Eine Schwierigkeit war der Anzug. Der sonntägliche Anzug war verbrannt. Was tun? Tobias war in diesen Dingen frech und tüchtig. Er machte sich am Nachmittag vor der Verhandlung — einem frostigen Tag mit eisigem Ostwind — auf den Weg ins Dorf, fragte, erfuhr und bekam zuletzt bei der Kaufmannsfrau, die eine muntere, gefällige Person war, einen ordentlichen, braunen Manchesteranzug, den ihr Sohn, ein Schulkamerad von Bendix, nach Unterhandlung mit seiner Mutter gutwillig hergab.

Es war schon dunkel, als er in die Torfhütte zurückkam. Sie packten den Anzug im Licht der Kerze, die auf dem Tisch stand, und der Glut unterm Kessel, aus und maßen ihn an Bendix' Körper und fanden ihn passend.

Aber nun hatte Tobias noch eine Neuigkeit!

„Als ich aus der Stube des Kaufmanns heraus und in den Laden kam, standen da mehrere Weiber und kauften. Da hörte ich, daß die Frau vom Kaufmann sagte: ‚Na, Anke, du hier? Bist du von Seeland weggelaufen?' Ich kuck' mich um und seh' ein ziemlich langes Mädchen, so von fünfzehn Jahren, und sehe, daß sie so was Freches um den Mund hat und so was Hochfliegendes in den Augen, und nehme also an, daß es eine von den Howes ist; denn die haben alle dies Gesicht."

Bendix klopfte das Herz wild. „Ich habe sie ein ganzes Jahr lang nicht gesehn," sagt er, „sie wird wohl größer geworden sein. Daß sie frech ausgesehn hat, ist wohl nicht gut möglich. Du meinst wohl, daß sie schön ist, und das ist richtig."

„Ich will nicht mit dir darüber streiten," sagt Tobias, „ich will dir erzählen, was sie sagte. Sie sagte so ganz gleichmütig und selbstverständlich: ‚Ja, ich bin durchgebrannt. Ich wollte endlich wissen, was es mit den Groths ist. Habt ihr Bendix in den letzten Wochen gesehn? Wie sieht er aus?' Als sie das sagte, sah ich an ihrem Gesicht, so frech und frei es war, daß sie in Sorgen um dich war. Und da wurde mir mit einemmal klar, daß sie ja die Prinzessin gewesen ist, von der wir vor zwei Jahren besessen waren."

Digitized by Google

Aber in diesem Augenblick geschieht etwas Ungeheures.

Die Tür der Hütte geht auf, und da steht ein halbwüchsiges, großes Mädchen in einem alten, kurzen Pelzmantel, den Kragen wegen des kalten Ostwindes bis an die Ohren hoch, die alte, nun ganz verblaßte kirschrote Mütze mit goldenen Rändern und großem, schwarzem Lederschirm schief über dem linken Ohr. Man sieht vom Gesicht nichts weiter als ein Paar funkelnde, blaugraue Augen und eine klare, etwas gebogene Nase.

Tobias geht um sie herum und drückt sich aus der Tür. Er hat wohl den Mut, über sie und die ganzen Howes zu lästern, wenn sie nicht zur Stelle sind; aber von Angesicht zu Angesicht . . . und dann in hochdeutscher Sprache . . . nein.

Sie aber ist ganz sicher. Sie reicht Bendix die Hand und sieht ihn mit ihren klaren Augen an. Und nun werden die Augen allmählich weich, und nun fangen sie an zu blühn. „Wie groß und breit du geworden bist!“ sagt sie.

„Und du“ . . . sagt er mit gepreßter Kehle, „du bist auch groß geworden.“

„Wir haben uns lange nicht gesehn,“ sagt sie. „Hast du zuweilen an mich gedacht?“

Er wird flammend rot. „Ja . . . ich habe oft . . . immer an dich gedacht.“

„Sag' mal, . . . ich habe dich immer fragen wollen . . . warum hattest du damals am Waldrand die Krone auf dem Kopf? Hast du da auch an mich gedacht?“

Er ist von ihrer graden Grausamkeit betroffen und sieht sie ratlos bittend an. „Ich habe immer an dich gedacht,“ sagt er wieder.

Sie denkt: ‚Wie sieht er eigentlich aus?‘ Die kümmerliche Kerze und das Feuer unterm Kessel leuchten nur wenig, sie sieht nur seine Figur und das Leuchten der Augen. Sie setzt sich und öffnet den kurzen Mantel, legt Knie auf Knie und ordnet Kleid und Mantel, indem sie mit leichter Hand darüber hinstreicht. Sie erwartet, daß er sich auf den andern Stuhl setzt. Aber er ist so erstarrt und so ehrerbietig, daß er stehn bleibt. Da nimmt sie ihre Mütze ab und legt sie auf den Schoß, von wo sie herunterfällt. — O, Eva.

Er kniet und hat die Mütze in der Hand und gibt sie ihr; und sie kann ihn nun genau sehn. Aber nein, er ist zu ungeschickt! „Setz' dich hin,“ sagt sie mütterlich und deutet auf den andern Stuhl und sieht ihn wieder an, und die Augen werden wieder weich und verlieren sich in seinem Anblick.

Er traut seinen Augen und Sinnen noch nicht ganz und will ein Ende machen und stottert: „Durftest du denn herkommen?“

„Ja,“ sagt sie in der sachlichen, selbstspöttischen Art ihres Elternhauses, „du weißt ja, wie es bei uns hergeht. Vater ist meistens in Geschäften unterwegs . . . Und Mutter ist auch gleichgültig. Sie denkt, die Gören kommen schon von selbst zurecht. Freilich unser Vetter . . . der Verwalter, weißt du . . . ja, der fragt seit einiger Zeit nach mir, wo ich geh' und steh' . . . der wollte mich auch herbegleiten.“

„So!“ sagt er, mit Angst in den Augen. „So!“

„Aber mit dem spreche ich nicht mehr, als nötig ist. Von dem weiß ich zuviel von Maleen; ich kann dir sagen, die verachtet ihn.“

„O,“ sagt er, „das freut mich.“

„Also hier wohnst du armer Mensch?“ Sie öffnet den Mantel weiter, und er sieht die schön bewegte, weiße Hand mit einem goldnen Ring und das Kleid, das sich um die kleine Brust legt, und die schlanken Knie, die aufeinander liegen.

Ach, ein Engel vom Himmel kann nicht feiner und fremder sein! Seine Verwirrung und Scheu ist unsäglich. So jung er ist, ist er nicht so harmlos wie sie; er ist als Mann klarer. Sie fühlt es nur und spielt, wenn auch scheu, frei in ihrem Gefühl; bei ihm ist mehr Wissen und Wollen und Bedrängnis.

„Morgen ist ja die Gerichtssitzung,“ sagt er; „und morgen abend ist mein Vater frei.“

Ihre Augen weiten sich in Staunen und Sorge. „Meine Mutter hat mir alles geschrieben, auch, daß dein Vater vor dem alten Amtsrichter bekannt hat, und auch, daß du dir nicht denken kannst, daß er es getan hat, und es nicht glaubst. Aber meine Eltern und das ganze Dorf glauben es. Sie sagen, es ist nicht aus ihm selbst gekommen; die Großmutter hat ihn behext, und da hat er es tun müssen.“

„Ach,“ sagt er mitleidig lächelnd, „mein Vater ist sehr schwerfällig und ungeschickt, und da hat er denn etwas gesagt, was so klingt, als wenn er es getan hätte. Ich kenn' doch meinen Vater! Wie können sie ihn überhaupt beurteilen oder gar verurteilen, ohne mich zu fragen? Und wenn meine Großmutter eine Hexe vom Blocksberg wäre, so kann sie ihn doch dazu nicht bewegen. Er ist zu groß und schwer dazu. Aber das ist ja nun einerlei: das Gericht ist morgen, und da wird die Wahrheit herauskommen; und dann bauen wir ein neues Haus.“

Sie war andrer Meinung gewesen und war voll mütterlicher Sorge um ihn von Seeland weggefahren. Aber nun er so sicher redet, mit dieser Stimme, in der es schön wie ferne Glocken klingt, und seine Augen so

Digitized by Google

herrlich strahlen, wird sie unsicher. Seine Gestalt, seine Augen und seine Stimme nehmen sie wieder ganz hin. „Gott mag wissen," sagt sie mütterlich, „wen ich noch mal heiraten werde. Vielleicht, wer weiß, besuche ich einmal einen von meinen Brüdern und lern' den kennen, der mein Mann wird. Was wir beide miteinander haben, ist ja nur Spielerei. Aber ich hab' dich nun mal gern und denke sehr oft an dich. Ich habe festgestellt, daß ich spätestens jeden zweiten Tag an dich denke. Es ist merkwürdig, und ich wundre mich selbst darüber; aber ich bin nun mal versessen auf dich; Maleen mag noch soviel spotten und die andern auch. Bei uns wird ja alles bei Tisch beredet, und jeder neckt und ärgert den andern. Maleen hat es sogar schon an meinen ältesten Bruder nach Mailand geschrieben, und der schreibt mir einen Brief, der gradezu frech ist. Aber das ist mir ganz gleichgültig. Und so wollte ich herkommen und mit dir reden. Ich hab' meiner Tante vorgelogen, daß ich Heimweh hätte, und ihr tüchtig was vorgeheult, daß sie mich losließ. Mein Vater und meine Tante wollen nämlich, daß ich immer dort bleiben und den Hof erben soll. Nun, das soll mir recht sein."

„Ist sie gut mit dir?"

Sie zuckt verächtlich die schlanken Schultern. „Selbstverständlich! Meinst du, daß ich sonst bliebe? Ich muß freilich tüchtig arbeiten. Fühl' mal," sagt sie und rieb die Innenseite ihrer Hand gegen die seine. „Aber das ist mir ganz recht. Maleen ist ja zu den Büchern übergegangen und paßt auch dafür, aber ich nicht. Ich würde mit den andern Lehrern unbedingt Krach kriegen. Ich will heiraten, daß ich mich bloß mit meinem Mann vertragen muß. Ich will erst die Schule in Sorö zu Ende machen — wir wohnen in der Nähe von Sorö — und dann noch irgendwo in einem andern größeren Bauernhausstand ordentlich wirtschaften lernen; hier bei uns auf dem Hof geht es zu unordentlich her. Und was die Tante und ihren Hof angeht . . . es sind fünfzig Hektar bestes Land . . . so werde ich sie durchaus nicht vernachlässigen."

Er ist etwas bedrückt von der Kühle, die um sie weht; aber er ist selig, daß sie gekommen ist und so zutraulich mit ihm redet. Er fängt allmählich an, sich zu fassen, will zeigen, daß er, wenn auch nicht von Granit, so doch von gutem Holz ist, und sagt etwas von den Feldern, die sie haben, und daß sie ja nun ein neues Haus bauen werden und wie er es sich gedacht hat und daß er sich landwirtschaftliche Bücher leiht und abends darin liest; und er zeigt ihr eines der Bücher, das er da hat.

Sie hört wohl kaum seine Worte. Aber sie hört seine Stimme, und ihre Augen gleiten über seine Hände, Schultern und sein Gesicht. Immerzu. Da kann sie sich nicht satt hören und sehen. Sie ist darin versunken und wohl eine Zeitlang ohne Besinnung. Ihre Augen sind voll weichen, zärtlichen Glanzes. Aber nun empfindet sie wieder, daß er wegen des morgigen Tags und seiner Zukunft ganz sicher ist, und ihre Sorge kommt wieder.

„Ich nehme an," sagt sie, „daß ihr morgen mit dem Abendzug zurückkommt. Dann will ich auf dem Bahnhof in Ballum sein. Einerlei, wie es wird, du sollst mir die Hand darauf geben, daß du da bist und nicht wegläufst."

Er gibt ihr die Hand. Und dann geht sie . . .

Der Gerichtstag

Die beiden Jungen hielten sich auf dem Bahnhof sehr zurück und stiegen auch in einen andern Wagen. Als sie in Altona ankamen, ließen sie die andern vorangehn und spähten nach allen Richtungen, ob sie vielleicht den Vater entdecken könnten, der ja hierher gebracht werden mußte. Aber auch die letzten Reisenden gingen vorüber, und sie sahen ihn nicht. Als Bendix sich aber noch einmal umwandte, wie unter einem Zwang seines Herzens, sah er von ganz hinten einen Beamten herankommen und neben ihm einen langen, gebeugten Mann, mit aschgrauem Gesicht, in einem verschossenen, schlecht sitzenden blauen Schifferanzug. Es kam ihm zuerst nicht in den Sinn, daß es der Vater sein könnte, den er doch vor drei Wochen erst, wenn auch blaß und schon verfallen, aber noch stattlich gesehn hatte; aber es war bei allem schweren Verfall der Erscheinung neben dem gesunden, breiten Beamten in seinem dicken, winterlichen Mantel doch in der Haltung ein Rest jener gemachten Würde, die ihm so wohlbekannt war, daß er stutzte und den Vater erkannte. Er zog Tobias am Arm zurück; und hinter einem Eisengitter verborgen sahen sie die beiden in einiger Entfernung vorübergehn. Ach, ach, wie mager und zerfurcht und blaß war das früher so feste, wetterzerbissene Gesicht, wie verfallen die große, grade, breite Gestalt! Ach, ähnlich seinem alten Haus, als es im Feuer zusammengesunken war und nur der alte, schiefe Schornstein noch auf-

Digitized by Google

ragte! Bendix' Augen voll Schmerz und Jammer sprangen den Vater an und verfolgten ihn; sie sprangen so hinterher, daß er gar nicht wußte, daß seine Füße mitgingen.

Sie erreichten das riesengroße Haus — wie ihnen schien, war es größer als zu Hause die ganze Kirche —, und Tobias ging an den Beamten vorbei den andern nach in den Saal. Bendix war so erregt das Herz klopfte gegen Ohren und Augen, daß es eine geraume Zeit währte, bis er die einzelnen erkannte und hörte. Dann sah er den Vater. O, der Vater! Der liebe, stolze Vater, der Herr über das große Haus und sechs Menschen und hundert Tiere und weite, weite Felder mit Gras, Korn, Rüben, Moor und Wald ... mit blassem, welkem Gesicht, und was noch schrecklicher war, mit blassen und welken Händen — blassen Händen! Und dort die Mutter ... ach, die liebe, arme, kleine Mutter, viel kleiner als er, von ihrem stillen Herd und Küchentisch, wo sie die Ihren bedient und so manchen Armen satt gemacht und freundlich Mut zugesprochen hatte, hier vor die Augen so vieler kalter Menschen geschleppt, scheu, gebeugt, mager, betend, dann und wann die raschen, glitzernden Augen erhebend, um den anzusehn, der grade sprach. Er entsetzte sich, und es bäumten sich Gram und Scham in ihm.

Nun stand plötzlich die Großmutter da. Sie schlich kümmerlich und lautlos auf Filzschuhen heran und war wieder sehr alt. Sie machte mit raschen und vielen Worten ihre Aussagen.

Und nun trat die Mutter neben sie. Mein Gott, wie erregt sie war! Wie ihr schmales Gesicht klein war und die Adern an den magern Schläfen dick und die Augen in Not glitzerten! Er verstand nicht alles. Aber er hörte, daß sie sagte, daß ihr Mann es wohl getan hätte, daß aber ihre Mutter, die neben ihr stünde, ein schlimmer Mensch wäre ... ein schlimmer, schlimmer Mensch ... sagte sie, und ihren Mann beschwatzt, verwirrt und verhext haben müsse.

Bendix dachte: ‚Was sagt die Mutter?... Vater hätte es getan?' Hatte er richtig gehört? ... Vater hätte ... der große, gewaltige, würdige Vater hätte ... der Vater hätte ... die zierlichen Kerben gemacht ... und wär' wie eine Katze auf den Boden geschlichen ... und hätte das winzige Streichholz in die Hand genommen und angezündet? ... Der Vater ...? Er fühlte sich schwach werden, versuchte sich aufzurütteln, sank gegen die Schulter der großen, dicken Frau neben sich, raffte sich wieder auf und sah jetzt den Vater vor die Richter treten.

Was sagt der Oberrichter?

„Nun sagen Sie noch einmal, wie Sie es gemacht haben."

Er sah durch den Nebel vor seinen Augen den Vater stehn, die Augen auf die Erde ... Er schwieg.

Nun sagte der Oberrichter, daß er ihm langsam vorlesen wolle, was er vor dem Richter in Ballum selbst als die vollkommene Wahrheit zu Protokoll gegeben. Das Haus wäre verfallen gewesen, und eine schwere Last, dazu Aufwertung, Steuern, Schul-, Deich- und Gräbengefälle, Zinsen ... sein Stolz vor Bankerott, Angst vor Armut, Mitleid mit den Seinen, besonders mit seiner kleinen Tochter Lili, die vom Weihnachtsabend und dem neuen Hause gesprochen hätte ... sein Entschluß, sich durch Brandstiftung aus allen Schwierigkeiten zu retten ... von der Bereitstellung der Kerze und der Reise ... Der Oberrichter las langsam und deutlich, der Vater nickte zu jedem Satz mit dem Kopf. Dann fragte der Oberrichter, ob jemand, besonders die Großmutter, ihn beredet und verführt hätte. Der Oberrichter mußte zweimal fragen; es war, als wenn der Vater sehr scharf nachdachte. Dann schüttelte er den Kopf. Dann sagte der Richter, ob er sich denn also allein für schuldig hielte. Dazu nickte er.

Bendix hatte, soweit er auch die Ohren aufriß, doch nur die Hälfte von dem verstanden, was der Oberrichter vorgelesen; aber es war ihm deutlich geworden, daß der Vater sich zur Brandstiftung bekannte, und zugleich, daß der Vater ein ganz andrer war, als er ihn gedacht. Zugleich stürzte der Gedanke der Schande, daß dieser Vater nun ein Brandstifter wäre und ins Zuchthaus ginge ... die ungewohnte Luft im Saal kam hinzu ... so schwer, mit so ungeheurem Gewicht krachend in sein gedankenvolles Gehirn, daß er ohnmächtig wurde.

Er erwachte erst wieder, als er neben Tobias die breite Treppe hinabging. Er hörte Tobias sagen: „Ich hätte es nie und nie gestanden. Aber weißt du, wer daran schuld ist? Der alte Balder. Daß der mitverbrannt ist, das hat deinem Vater den Knacks gegeben ... Fall' nicht gegen die Tür! ... Also zwei Jahr Zuchthaus! ... Mensch ... Mensch, was wird die Prinzessin sagen!"

Als sie heraustraten, regnete es ein wenig und war kalt und windig. Die Mutter stand da, und die Großmutter saß neben ihr auf der untersten Treppenstufe und zog ihre Wollschuhe aus und dafür Lederstiefel an, die sie in einer Schachtel mitgenommen hatte. Er sah, daß es wieder die guten Stiefel der

Digitized by Google

Mutter waren und daß die Mutter ihre alten trug. Es würgte ihn im Halse, der Großmutter die Schuhe zu entreißen; aber er war zu dumpf und matt. Er blieb mit Tobias stehn, bis die Großmutter fertig war, die sich nun, wieder sehr rüstig geworden, mit der Mutter auf den Weg nach dem Bahnhof machte. Er und Tobias gingen hinterher.

Tobias blieb in der Halle, die Menschen zu sehn; die andern gingen in den Wartesaal und warteten auf den Zug nach Norden.

Die beiden alten Stührks saßen schon an einem andern Tisch und unterhielten sich leise, indem sie sich gegenseitig auf den Mund sahen; sie waren etwas schwerhörig. An ihrem eigenen Tisch sprach nur die Großmutter. Sie schien durch die Anklage aus dem Mund ihrer eignen Tochter weiter nicht gekränkt, und redete, als wenn nichts geschehen wäre. Sie verurteilte das Geständnis des Vaters, und auch jedes und alles, was im Gericht geschehn war, packte dabei ihr Brot aus, das sie in Papier hatte, und aß es zu dem Kaffee, den sie sich bestellt hatte, und bot den andern vergeblich an. Die Mutter starrte vor sich auf den Tisch und atmete langsam und hörbar, so wie ein Mensch nach zu schwerer Arbeit. Sie neigte sich leise zu Bendix: „Hast du es mit angehört? Warst du im Saal?"

Sein Gesicht war brausender Nebel und Wolken und hatte alle Sicht und Richtung verloren. „Ich will sein Gesicht nicht wieder sehn!" sagte er.

„O, mein Sohn," sagte sie leise weinend, „mein lieber Sohn . . ." Dann: „Wovon sollen wir in diesen Jahren leben? Darüber zerbreche ich mir seit drei Wochen den Kopf."

Er verstand diese Worte nicht, da seine Gedanken immer wilder wogten. Da die Qual zu groß war, stand er auf und wollte hinausgehn.

Als er am Tisch der Stührks vorbeikam, langte der Alte in seiner langsamen, sachten Weise nach seinem Ärmel und sagte, als er stehn blieb, mit seiner kühlen, vorsichtigen Stimme: „Du, Bendix . . . nach dem, was deine Mutter da im Saal von deiner Großmutter gesagt hast, kannst du nicht erwarten, daß wir sie noch lange bei uns im Hause haben. Ihr müßt ja nun überhaupt doch Rat schaffen, was ihr tun wollt."

„Ja . . . ja . . . bis das Haus gebaut ist."

„Das Haus gebaut ist?" sagte der Alte, und wandte sich an seine Frau: „Nein, Mutter . . . du hast einige Male gesagt, daß der Junge doch Grütze hat, ja vielleicht mehr als gewöhnlich . . . aber nein, er ist ganz dumm." Und er wandte sich wieder Bendix zu: „Nachdem dein Vater gestanden und sein Urteil bekommen hat, bekommt ihr doch kein Versicherungsgeld! Dein Steine-rein-machen hast du für andere getan! Denn was nun allein noch übrig ist . . . das Land . . . wird die Schulden nicht halb decken. Ihr seid rundherum fertig und wahrhaftigen Gotts die ärmsten Leute im ganzen großen Kirchspiel; ihr habt nichts auf der ganzen großen Welt, als was ihr um- und anhabt."

„Nicht mal das," sagte die Alte scharf. „Der Anzug gehört Bendix nicht."

Er hatte noch die Macht über seinen Geist, daß er sagen konnte: „Ich will es morgen mit Mutter bereden." Dann ging er weiter.

Draußen stand er lange gegen die Wand gelehnt und versuchte, das Gehörte zu fassen. Was war das? Keine Versicherungssumme? Also kein Baugeld . . . Arm, ganz arm . . . wie der Alte gesagt hatte. Nicht einmal die Torfhütte; nicht einmal der Anzug, den er trug, sein eigen. Er schrie dumpf auf und riß mit den Händen an den Schläfen sein Haar.

Nach geraumer Zeit ging er wieder hinein und setzte sich wieder zu seiner Mutter und sagte keuchend, indem er sich nach der Kehle und nach der Brust griff: „Du sollst keine Not leiden, du und die Kleine . . . und sollte ich brandstiften und totschlagen! Nein, du sollst keine Not leiden . . ."

Sie weinte und suchte unter Tränen vergebens seine Hand. Er reichte sie ihr, und so saßen sie, bis sie aufbrechen mußten.

Unterwegs im Zug — er saß neben der Mutter — rannten seine Gedanken in wirren Ängsten bald zur Mutter und der Kleinen, bald zu der Armut, in der sie alle waren, bald mit verzweifelter Scham zu Anke. Dabei machte er immer die Bewegung nach Kehle und Brust. Die Mutter sah ihn zuweilen von der Seite mit Sorgen an und fragte: „Was denkst du?"

Er erwachte, horchte, besann sich, kam wie aus der Ferne und sagte mit fremder Stimme: „Woran ich denke? . . . ich weiß nicht . . . ich denke, daß wir alle in den Harkenteich müssen."

Sie preßte seine Hand und sagte: „Tu' mir das nicht an . . . tu' mir das nicht an, daß du dir ein Leid antust! Was mich angeht, so muß ich weiter leben; denn ich muß am Leben sein, wenn er frei wird."

„Dann müssen wir irgendwohin ziehn . . . weit weg . . . nach Amerika."

„Ich kann auch nicht nach Amerika gehn," sagte die Mutter, „noch sonst irgendwohin; denn ich muß irgendwo in Poggsee auf ihn warten; denn so kenne ich ihn, daß er anderswo nicht wird leben können."

Digitized by Google

Als sie — es war schon lange dunkel — Ballum erreichten, machten die andern sich mit dem Wagen der alten Stührks auf den Heimweg. Er und Tobias sollten zu Fuß gehn. Er ließ Tobias allein in die Nacht hinausgehn und sah sich in schamvoller Verzweiflung und Verwirrung nach Anke um.

Da war sie . . . in Pelz und Mütze wie gestern abend. Sie kam, so wie die Howes waren, frei und frech auf ihn zu.

Er machte die fusselige Bewegung nach der Kehle und Brust und sah sie blöde an und konnte nicht sprechen.

„Ich weiß schon alles," sagte sie, nun doch sehr erschrocken, und berührte seinen Arm und führte ihn durch die Sperre und auf die Straße, die an der Bahn entlang geht. Er ging mit, indem er immerfort an seiner Jacke fummelte, als bedrücke sie ihm die Brust, und irgend etwas sagte, was sie nicht hörte und verstand.

Sie hatte wohl noch nie einen Menschen in solcher Not gesehn. Es erschütterte das junge, unschuldige Gemüt, und sie schluchzte in ihr Taschentuch.

Als sie die Schienen überschritten — wo die Straße nach Poggsee hinaus geht —, blieb er stehn und starrte die Schienen entlang, die im Laternenschein blank ins Weite gingen, und sagte, entsetzt über ihre Gegenwart, mit würgender Stimme: „Es wär' das beste, ich ginge hier entlang, bis der Zug kommt."

Sie ruckte an seinen Arm, und in Angst, daß sie so mit ihm allein die einsame Landstraße gehn sollte, in der Sehnsucht, ja Angst nach Menschen, zog sie ihn herum und zurück auf die Straße, die rund um die Stadt geht, und redete ihm zu: daß er doch ein großer Junge wär' und ein Bauernsohn . . . „Und so ganz zum Verzweifeln ist es nicht. Meine Eltern sagten bei Tisch, daß dein Vater, so groß und würdig er immer getan, doch ein Kind wäre, und so sagen sie auch im Laden, und daß die Großmutter ihn behext hat. Und alle bemitleiden deine Mutter und euch Kinder, besonders auch dich, weil du der einzige Sohn bist und ein Bauernjunge und nun verarmt bist."

Er hörte wenig von ihren Worten, sie klangen fern durch Nebel, in dem sie verschwanden; er verstand nur, daß sie ihm helfen wollte. „Ich kann nicht hören und verstehn, was du sagst," sagte er, indem er mit der freien Hand noch immer an der Jacke zerrte . . . „Und das Schlimmste auf der ganzen Welt ist, daß du hier neben mir gehst oder daß ich glaube, daß du neben mir gehst; denn es kann ja nicht wahr sein . . . Ich bin über alle Maßen stolz. Ich bin so toll und stolz, daß ich mir einmal am hellen Tag eine Krone aufgesetzt habe und daß ich heimlich geglaubt habe, daß die Prinzessin meine Frau werde; nun nimmt sie natürlich den reichsten Bauernsohn. So ist es; und sie . . . o . . . du gehst neben mir! Was für ein Irrsinn! Was für ein Jammer! Es können alle neben mir gehn . . . meinetwegen . . . bloß du nicht; denn du bist die Vornehmste auf der ganzen Welt."

„Wen ich einmal heiraten werde," sagte sie ehrlich und fast nüchtern, „weiß ich nicht, dazu bin ich noch zu jung. Aber ich weiß, daß ich dich gern habe. Wie es gekommen ist und warum, das weiß ich nicht. Ich mochte dich schon gern, als ich acht Jahr war. Weißt du noch, wie ich auf dem Schulplatz, wenn sie mich verfolgten, immer zu dir lief und an dir hochsprang . . . weißt du das noch?" Sie ruckte an seinem Arm.

Er antwortete darauf nicht, hatte es wohl nicht verstanden; sondern plötzlich, als wenn er für einen Augenblick hell wach würde, sagte er in Angst: „Deine Eltern dürfen nicht wissen, daß du hier mit mir gehst."

Sie fiel wieder in große Traurigkeit und sagte, wieder weinend: „Du kennst mich und meine Eltern nicht. Sie erlauben oder verbieten mir nichts. Wir erzählen ihnen alles und jedes, was wir getan haben oder tun wollen, und bereden es bei Tisch, und dann necken sie oder lachen oder spotten und sagen: das ist recht, oder: du bist ein wenig verrückt, oder: sieh mal, das ist so und so und wird wohl so und so ablaufen; aber du mußt tun, was du nicht lassen kannst. Daß ich dir jetzt beistehe, da du doch mein Freund bist, das ist bei ihnen ganz selbstverständlich. Ja, ich kann dir sagen, sie würden mich alle beschimpfen, wenn ich es nicht täte."

Diese Worte hatte er verstanden, und sie taten ihm scheinbar gut. Er tat zwei hohe Atemzüge und sank ein wenig zusammen, wie einer, der aus einem Krampf herauskommt. Er ließ auch das Zerren an der Brust und murmelte müde: „Denn muß ich mich besinnen . . . ob ich nicht . . . allmählich .. meinen Verstand wieder bekomme . . . ich hatte ihn doch früher . . ."

Sie gingen nun ohne ein Wort — sie weinte leise in ihr Taschentuch — den Weg weiter, erst durch eine stille, menschenleere, dunkle Straße. Er wußte nicht, wo er ging, daß er ging, hörte auch nichts, als zuweilen zwischen den Stößen des brausenden Sturms in seinem Innern ihr Weinen. Dann streichelte er in unsäglicher Verwirrung und Angst ihre Hand, die noch immer um seinen Arm lag.

Digitized by Google

Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie ihm helfen, was sie unternehmen sollte, fand aber nichts weiter. So kamen sie, noch immer stumm, an der Holländerei vorüber, der bekanntesten Wirtschaft der Stadt, in der viele Landleute der Umgebung einzukehren pflegen. Der Wirt, ein älterer, behäbiger Mann, stand zufällig vor der Tür und erkannte sie.

„Na, Anke," sagte er, „noch in der Stadt?"

„Ja," sagte sie, und plötzlich kam ihr der Entschluß, und sie zog Bendix mit sich in den Flur: „Wir wollen uns ein wenig wärmen," sagte sie, „und eine Tasse Kaffee trinken."

Sie zog ihn mit sich in die Gaststube und setzte sich gleich auf den nächsten Platz, rechts von der Tür im Halbschatten. Weiter drin, in ziemlicher Entfernung, nach der Tonbank zu, saßen um einen großen, runden Tisch unter Reisenden, die zur Nacht gekommen, einige Bürger in gemächlicher Unterhaltung. Es ist, wie Tausenden bekannt, ein großer, sauberer, wohleingerichteter Raum. Trotz seiner Benommenheit, ja seiner Irrheit, empfand er die gute, ja vornehme Art des Raumes, und nahm sich zusammen und die Würde an, die er in der Weise seines Vaters hatte, und saß da in guter Haltung, aber noch nicht bei sich.

Der Wirt brachte Kaffee. „Na," sagte er behaglich lächelnd mit gedämpfter Stimme, „wen hast du denn da? Besuch bei euch?"

„Nein," sagte sie leise, „es ist Bendix Groth vom Moorhof . . . Heute war ja die Gerichtssitzung in Altona."

„Ja, ja," sagte der Wirt mit veränderter, ernster Stimme. „So . . . so! . . . Ja . . . wir haben das Urteil hier schon gehört . . . Schlimme Sache, lieber Groth." Er setzte sich. „Ja, es ist nun schwer für Ihre Mutter und für Sie . . . es heißt nun, den Kopf hoch halten."

„Ich wußte nicht," sagte Anke, „warum ich plötzlich auf den Gedanken kam, mit ihm hier hereinzukommen. Ich glaube, ich wollte nur etwas in Wärme und Licht kommen; aber nun weiß ich, daß ich auch hoffte, daß er hier ein gutes Wort hören könnte."

„Daran soll es gewiß nicht fehlen," sagte der Wirt. „Was ich dazu sage, ist, daß es eine schwere, schwere Lage ist für alle, besonders für den Vater selbst; denn er war kein schlechter Mann, nur ein schwacher, verwirrter und verzweifelter. Aber er und seine Familie sollen doch nicht verzweifeln. Das Gerede? Ach, das dauert vier Wochen. Nach vier Wochen, ja schon früher, schon in acht oder zehn Tagen schlägt der Blitz mehr oder weniger hart in irgendein anderes Haus, und dann wird dieser neue Fall beredet. Wer länger lebt, weiß, daß es so hergeht in der Menschenwelt. Und denn . . . nachher . . . nun . . . dann sind wir hier in der Landschaft keine Unmenschen. Wir lassen es die Angehörigen nicht entgelten, ja, wir lassen es auch den Täter nicht entgelten. Wenn die Familie sich redlich zeigt, wie sie all die frühern Jahre getan hat, findet sie überall Freundlichkeit und auch Hilfe . . . Aber nun sag' mal: wo hast du den jungen Mann denn aufgegriffen?"

„Ich kenn' ihn ja von Kind an," sagte sie frei, „besonders seit dem Kinderfest vor zwei Jahren, und mag ihn gern. Nun sah ich ihn auf dem Bahnhof von Altona herkommen und sah, daß er ganz verstört war. Da nahm ich ihn mit. Ich habe versucht, ihm gut zuzureden; aber so gut wie Sie konnte ich es nicht."

„Ja, Kind, das lernt man erst mit den Jahren." Dann fragte er sie nach ihren Brüdern. Der eine war Schiffsoffizier und fuhr nach Argentinien, ein zweiter hatte dort ein Geschäft, vier andere waren für deutsche Firmen nach Italien, Spanien, Ägypten und China verschlagen. „Ja," sagte er, „während andere Eltern den Wunsch haben, ihre Kinder möglichst dicht um sich zu haben, ist es, als wenn die euren euch in die ganze Welt ausgesät haben, und da ihr acht oder neun seid, hat die ganze Welt etwas von euch abbekommen; und sieh, alle Weltteile haben ein gutes Geschäft gemacht." Er lachte wieder. Zu Bendix: „Die Howekinder haben jahrelang bei mir in der Durchfahrt ihre Pferde untergestellt, als sie hier die Schulen besuchten; zuletzt Anke . . . Wie geht es Maleen?"

„O, der geht es gut; sie ist noch Lehrerin in Kiel."

„Ich weiß. Na, ja, eine Gelehrte. Aber eine, die darum das Leben nicht versäumt. Eine muntere Deern!" Er lachte wieder. „Na, und du? Hast du Urlaub von Seeland? Gehst du wieder hin oder willst nun auch eine Gelehrte werden? Aber nein . . . dazu paßt du nicht! Du hast zu feurige Augen. Du gehst über die Hürde." Er lachte.

„Ja," sagte sie heiter, „ich bin ganz wie meine Mutter. Und so will ich auch einen Bauern haben, wie sie. Ich denke, ich krieg' einen . . . und wenn's ein Heidebauer ist! Und dann will ich da herumwirtschaften, so wie meine Mutter, und den Kram in Schwung bringen."

Er lachte wieder. „Das sieht euch nun wieder ähnlich! Ja . . . so mach' es! Ja, das ist 'n Lebensweg und kein schlechter." Zu Bendix: „Dann sehn Sie zu, daß Sie es zu so einem Heidehof bringen; ihr habt da zu Norden von Poggsee ja noch Heide genug.

Digitized by Google

Mondschatten einer Sommernacht. Gemälde von J. Cachoud

Digitized by Google

Digitized by Google

Vielleicht seid ihr dann noch gute Freunde wie jetzt und werdet euch einig." Zu Anke: „Er stammt aus einem guten Geschlecht. Weißt du, daß sein Urgroßvater Obervollmacht war und einer der ersten Leute der ganzen Landschaft? . . . Na . . . und nun will ich zu meinen andern Gästen gehn." Er grüßte freundlich und ging.

„So," sagte sie, „nun wollen wir noch eine Weile ganz still sitzen und unsern Kaffee trinken und jeder seine Gedanken haben und dann wollen wir uns auf den Weg machen."

Sie saßen wohl noch eine halbe Stunde, dann standen sie auf, verabschiedeten sich und gingen nach dem Marktplatz hinauf, den sie überqueren mußten. Als sie an der großen Kirche vorübergingen, sah sie, daß sie erleuchtet war, und hörte Orgelspiel. Sie besann sich, daß Mittwoch abend und Adventsandacht wäre. Und plötzlich dachte sie, inwendig ein wenig lächelnd, über sich selbst spöttisch: ‚Ich habe Glück gehabt, da ich ihn ins Wirtshaus führte . . . ich sollte doch denken, daß unser Herrgott es noch besser macht.' Damit zog sie den noch halb Trunkenen und Willenlosen nach einer Tür zu, die ein verspäteter Bürger eben öffnete, und setzten sich auf die letzte halbdunkle Bank nebeneinander.

Sie waren beide junge Heiden, so wie in der ganzen Landschaft von hundert Menschen fünfundneunzig; aber sie waren mit diesen fünfundneunzig in tiefster Seele ehrfürchtig und fromm vor dem großen Rätsel des Lebens und der ganzen Schöpfung. So saßen sie mit ernsten, andächtigen Seelen da. Sie hatten das Glück, daß nur ein feierliches, fast undeutlich sanftes Sprechen und Musizieren in schönen, geruhigen Wellen zwischen Orgel und Altar hin- und herwogte. So blieben diese beiden ärmsten und bedürftigsten Gäste Gottes in ihren eigenen Dingen und Gedanken, erfuhren aber durch die Würde des Raums, die noch dadurch gehoben wurde, daß beide wußten, daß es die älteste, fast tausendjährige Anbetungsstelle in ihrer Heimatlandschaft war, und dies unaufdringliche, unpersönliche und fromme Getön — als wenn Engel sich zur Kurzweil unterhielten — eine Erhebung von der harten und schmutzigen Erde in sanfte Wolken, in denen sie, weite Sicht in silbrigem Dunst tief unter sich, dahinschwebten, und so eine Lösung der schrecklichen Spannung.

Als sie merkten, daß die Feier zu Ende ginge, erhoben sie sich und machten sich hinaus und auf den Weg nach Hause. Sie kamen bald aus der Stadt auf die freie Landstraße, wo ein naßkalter Schneewind querüberging. Von den ungeheuren Schlägen noch dusselig, sagte er langsam und bedächtig, wie einer, der die Sprache neu lernt —: „Ich merke allmählich . . . daß ich . . . mich sehr töricht benommen habe . . . aber du mußt bedenken, daß . . . ich nicht frei bin . . . in meinem Kopf . . . Sonst geht es da anders her . . . es geht da sehr lebendig zu . . . aber nun ist da . . . nichts als Blei . . . So schwer . . . Aber ich merke" — mit großem, langem Atemholen — „daß es wieder freier wird. O . . . O . . . Ja, mein Vater ist nun also im Zuchthaus, und wir sind arm . . ."

Sie streichelte seine Hand und schwieg, damit er so, im schweigenden, stillen Gehn, weiter zu sich käme.

Nach einer Weile, da es weiter heller in ihm wurde, erschrak er wieder über dasselbe, daß es einen Ruck durch seinen Körper gab. „Es war nicht recht von dir," sagte er, „daß du dich da in der Stadt mit mir zeigtest und gar mit mir ins Wirtshaus und in die Kirche gingst! Ich bin ein ganz armer Jungknecht, der nicht mal einen Sonntagsanzug hat, und noch dazu ganz und gar in Schande."

Sie sagte mütterlich: „Ich habe dir vorhin gesagt, daß ich dich nun mal gern habe, schon von meiner Kindheit an, und daß uns Howes das andre gleichgültig ist."

„Nun," sagte er mit neuem Atemholen und mit umständlicher Langsamkeit, „denn ist ja alles gut. Und denn bin ich auch nicht bange. Ich habe nun wohl viel auf den Schultern . . . ja . . . das habe ich . . . Mutter und die Schwestern . . . und dann auch den in . . . im Zuchthaus . . . und habe dazu nichts als meinen Kopf und meine zwei Hände; aber ich werde den Karren schon heben und vorwärtsbringen. Ich habe mich bisher ja einige Male verhauen und auch jetzt wieder . . . da ich fest an meinen Vater glaubte, und auch, daß ich nicht gleich begriffen hatte, daß wir nun arm waren . . . aber so was wird mir nun nicht widerfahren . . . Nein . . . ich kann dir sagen . . . ich will schon was aus mir machen . . ."

Seine Stimme bekam nun wieder den Klang, den sie so sehr liebte, und wenn sie ihn von der Seite ansah, hatten auch die Augen den schönen Glanz; und es wurde ihr wieder ein wenig wohl und weich. „Ich muß morgen wieder nach Seeland zurück," sagte sie; „aber du sollst mir schreiben und ich will dir auch antworten."

Er dachte lange Zeit nach. Dann sagte er, noch immer langsam und umständlich deutlich, wie ein Kind in der Schule, das aufsagt: „Nein . . . du sollst mir nicht schreiben . . . solange ich . . . solange wir . . . im Elend sitzen . . ."

Digitized by Google

Mit solchen Reden erreichten sie Poggsee und den Hof ihrer Eltern, wo im Schutz von Kirche und Kaufmannsladen der Wind schwieg. Da standen sie.

Es war immer heller und bewußter in ihm, welch seltenes und wunderbares Glück da vor ihm stand und Abschied nehmen wollte. „Ich will dir auch danken," sagte er, indem er ihre Hand heftig drückte, „daß du so . . . zu mir bist . . . Du sollst aber auch erfahren . . . das sage ich dir . . . wenn die Howes auch sehr große und sehr kluge Leute sind und ich nur ein kleiner David . . . sie sollen sich wundern, was ich kann . . ."

Sie drängte sich, froh über seine Worte und, ohne daß sie es wußte, verliebt gegen ihn und sagte mit einer kleinen Arglist und Spott: „Du sagst von Dank . . . wie willst du deinen Dank denn zeigen?"

Er sah sie nur an, ganz versunken, verwundert, und selig in ihrem Anblick.

Ihre Augen bekamen den weichen Schein, und sie sagte: „Maleen hat mir gesagt . . . daß ein Mädchen, wenn es sich nur um einen Kuß handelt . . . das Weitere ist ja für uns dummes Zeug, so jung wie wir sind . . . nicht so prüde sein soll. ‚Wenn er einem lieb ist und ist ein sauberer Junge,' sagt sie, ‚dann her damit. Die Zeiten sind so schlecht,' sagt sie, ‚und es ist eine Abwechslung; und man wird auch klüger davon.'"

Er sah verwirrt in das schöne, feurige Gesicht dicht vor sich. „Du bist heute abend ein bißchen verrückt," sagte er mit enger Kehle, „wie ihr alle, und es ist wohl ein Traum . . . aber wenn es auch mit dieser Nacht vorüber ist . . . ich nehme, was mir geboten wird," und er legte mit einem Stöhnen irrer Verwirrung und überströmender Seligkeit den Arm um sie und küßte sie.

Aber da erschrak sie und wandte sich um, daß ihr Mantel flog, und lief nach dem Haus zu.

★

Er erreichte die Hütte und legte sich neben den schlafenden Tobias, und da er mit seinen Gedanken bei dem wunderbaren Erlebnis der letzten Stunden blieb, schlief er bald ein.

Gegen Morgen erwachte er und war nun ganz klar . . . und lag auf dem Rücken, die Hände unterm Kopf, und erwog alles, was geschehn war. Dann — es war noch ganz dunkel — stand er auf und kleidete sich an und ging aus der Hütte und wanderte wohl eine Stunde lang um die Brandstätte, indem er bald in schweres Grübeln versunken schien, bald laut bei sich selbst sprach, bald in das Dunkel hinein horchte, als horchte er auf ferne Stimmen.

Als er wieder hineinging — es war noch dunkel —, war Tobias erwacht und wusch sich beim Schein der kleinen Lampe. „Die alten Stührks haben mir gestern abend noch erzählt," sagte er, „daß ihr nun ganz arm seid, wie richtige Kirchenmäuse. Ich habe so fest an dich geglaubt, beinah, daß du Wunder tun könntest; aber nun muß ich doch fast glauben, daß es nicht ganz mit dir in Ordnung ist. Beim Kaufmann im Laden sagten sie neulich auch wieder, daß du dumm wärst; und jetzt, nachdem du dich in deinem Vater so ganz und gar geirrt hast, werden sie es erst recht sagen." Er sah seinen Freund mit nachdenklichen Augen an. „Aber merkwürdig . . . wenn ich so die ganze Zeit überdenke, da ich hier war, daß es so bunt und schön war — ich kann mir einen besseren Arbeitskameraden gar nicht denken —, und wie du dich immer verändertest, so muß ich doch wieder glauben, daß hinter deiner Dummheit eine Klugheit ist, die bloß noch nicht herauskommen kann."

Sein übergroßer Stolz und der Zweifel in den großen, neugierigen Augen verführten Bendix zum letztenmal, daß er die blanken Fische zu nichts als Spielerei durch sein Hirn schießen ließ, daß es glitzerte. „Ich habe erst gedacht," sagte er lässig, „daß ich nach Amerika fahren wollte und sehn, ob ich dort nicht General werden könnte. Wenn dann der nächste Krieg käme, wollte ich wiederkommen."

„In einer Kalesche!"

„Und das halbe Dorf aufhängen und meine Mutter ins Pastorat setzen."

Tobias war gleich voller Anerkennung und Bewunderung; seine Augen rollten, und er griff mit voller Hand in sein rotes Haar und zerrte daran.

„Aber nun habe ich gestern auf dem Bahnhof wieder mit Anke Howe gesprochen und nun will ich doch hierbleiben. Es sind da in der Zukunft gewisse Möglichkeiten . . ."

„Die Prinzessin!" sagte Tobias freudig.

Er wurde rot und sah vor sich nieder „Aber genug . . . da es nun steht, wie es steht, hat es keinen Sinn, daß wir hier arbeiten und du mußt dir einen andern Dienst suchen. Das Schlimmste ist, daß ich keinen Groschen habe, und meine Mutter auch nicht, dir deinen Lohn zu geben. Und dein Sonntagsanzug und die beiden Hemden sind verbrannt."

„Ja, das ist so . . . Aber das macht nichts, und mein Bündel liegt da schon fertig . . . Also denn geh' ich nun . . . Schade, wir waren wirklich ein Paar gute Paßpferde!" Damit ging er kopfschüttelnd davon.

Als Tobias eben auf dem Moorweg, der noch dunkel war, verschwunden war, kam die

Digitized by Google

Mutter. Sie setzte sich müde auf den Stuhl und starrte mit blassem, schmalem Gesicht vor sich hin. Ach, sie hatte wohl gar nicht geschlafen, hatte wohl immerzu gegrübelt; und ihre Gedanken waren zwischen ihrer kleinen Herde hin und her geschossen. Jeder ihrer fünf Menschen stand für sich und strebte anderswohin: der unselige Mann in seiner Zelle in Rendsburg, die großen, blassen Hände auf den Knien; die Mutter mit ihrem kalten Herzen; der Sohn in seiner Verzweiflung; Therese nüchtern und vielleicht verschlagen; die kleine Lili mit verstörten Augen; und in der Mitte sie selbst, ach, in dem Schiff ihres schönen Glaubens, das sie zwanzig Jahr lang durch alle Fährlichkeiten getragen und nun doch gescheitert war. Und zu all dieser Not noch die Sorge, wo und wie sie leben sollten.

Aber nun sieht sie auf, und da steht ihr großer Junge mit den tiefgesunkenen, übernsten Augen in dem großen Gesicht. Sie weiß, daß die Leute sagen, daß er dumm sei. Aber jetzt, da sie seine Augen sieht ... was ist das? Seht, er ist nicht mehr verzweifelt? O, seht, es will etwas aus seinem Mund kommen, das nicht Stöhnen der Verzweiflung ist? O, wie ihre Augen voll banger Erwartung sind!

„Als ich gestern abend hier ankam," sagte er, „wußte ich noch nicht ganz gewiß, was wir tun sollten. Da habe ich heute morgen den Beschluß gefaßt, siebenmal um die Brandstätte zu gehn und dann genau zu wissen, was ich tun will. Und als ich die sieben Male herum war, meinte ich so."

Sie wunderte sich, daß er so anders redete, so ruhig und tapfer, nicht mehr ein Knabe, sondern ein ernster, junger Mensch und es kam ein leiser Schein des Vertrauens in ihr vergrämtes Gesicht.

„Erstens: Wenn du nicht mit nach Amerika willst, fahre ich auch nicht. Es ist selbstverständlich, daß ich dir helfen muß. Zweitens: Wir tun am besten und bleiben hier im Kirchspiel; denn in der Fremde erfahren sie nur das Böse von uns, das wird hinter uns herlaufen; aber hier wissen sie alles, das Böse, aber auch das Gute. Drittens: Der da ... der da in Rendsburg ..."

„O, mein Sohn, mein lieber Sohn, tu' keine Sünde."

„Das kann ich nicht anders ... Weil der da ... eines Tags wiederkommt und du sagst, daß er womöglich keine Menschen wird sehen wollen, so will ich den Amtsvorsteher fragen, ob die alte kranke Frau, die jetzt in der Heidekate wohnt ... weißt du, da drüben am Waldrand ... nicht ins Armenhaus kommen kann und wir diese Kate bekommen können. Viertens: Von da aus werde ich als Tagelöhner arbeiten, im Moor oder in der Sandgrube ... davon werden wir leben, so gut es geht. Und ihr beiden Frauen werdet auch einige Groschen verdienen. Und Therese geht hier im Kirchspiel in einen Dienst. Und so werden wir also leben und uns umsehn, ob wir weiterkommen. Fünftens: Wegen der beiden Mädchen müssen wir an die Tante in Amerika schreiben. Sie werden hier in der Landschaft schwerlich einen Mann bekommen oder doch nur einen geringen; dort drüben wird niemand nach ihrem Vater fragen ... Was meinst du?"

„Mein Sohn," sagte sie und langte nach seiner Hand und streichelte sie und weinte; „ich bin so froh, daß du nicht mehr so bist, wie gestern abend, sondern doch ein wenig Mut und Gedanken hast. Ja, ja, laß es uns so machen, genau so, wie du gesagt hast. Meinst du denn, daß wir das Haus bekommen können, und willst du zum Vorsteher gehn oder soll ich es?"

„Ich will selbst gehn," sagte er mit einem Anflug der ruhigen Würde, die er von seinem Vater hatte. „Ich will alles ... alles ... selbst tun und machen. Ich denke, ich werde es durchsetzen. Die Alte, die da wohnt, muß doch hinaus, weil sie sich nicht mehr allein helfen kann, und es ist auch ganz verfallen. Aber das ist vorläufig gleichgültig. Ich bringe es schon in Ordnung."

„Denn will ich gehn," sagte sie; „die Kleine muß in die Schule."

In der Heidekate

Als es eben Tag war, machte er sich auf den Weg ins Dorf und hatte das Glück, im Gemeindehaus nicht allein den Kirchspielschreiber zu finden, sondern auch von Howe, den Amtsvorsteher, der vor einer Reise rasch das Nötige erledigen wollte. Sie wunderten sich über sein Anliegen, meinten, es würde sich Besseres finden lassen, die Kate wäre zu verfallen und der Schulweg für die kleine Schwester zu weit, schwiegen aber, als er sagte, daß er und die Mutter überlegt hätten, daß es für den andern, wenn er aus Rendsburg wiederkäme, das einzig mögliche wäre, wenn sie da in der Einsamkeit wohnten. Er sah während dieser Verhandlung steif vor sich auf den Tisch und sprach mit langsamer, toter Stimme, und seine Augen waren versunken und funkelten in der Tiefe, daß sie ihn ganz wie einen Erwachsenen, ja einen Alten behan-

Digitized by Google

delten — was er auch war —, und nicht wagten, ihm zu widersprechen, als er sich weigerte, vorläufig Miete zu zahlen. „Das Haus ist verfallen," sagte er, „und so findet ihr keine redliche Familie, die es bezieht; eine unredliche aber würde da in der Einsamkeit die schlimmsten Dinge begehn." Dann bat er noch um die Leihung der nötigsten Möbel und Bettstücke aus dem Armenhaus; einiges andere konnte von der bisherigen Bewohnerin dableiben, anderes wollten die beiden Herren aus eigenem und Nachbarhäusern zu liefern sich verpflichten. Dann fragte er, ob sie wohl eine Dienststelle für seine Schwester wüßten, die fünfzehn wäre und ein kräftiges und williges Mädchen; es sollte aber ein ordentliches Haus sein, redliche Leute. Sie antworteten, daß sie es ihren Frauen sagen wollten. Zuletzt fragte er den Vorsteher, ob er irgendwo Arbeit wüßte. Von Howe meinte, daß Winterarbeit auch auf der Geest knapp wäre, daß er aber vielleicht einen Knecht, über den sein Neffe geklagt hätte, entlassen und ihn dafür einstellen könne. Er schüttelte den Kopf: nein, Knecht wolle er nicht werden; mit Knechtslohn könne er die Familie nicht erhalten; er wolle immer die Arbeit suchen, die am besten bezahlt würde. Da schlug von Howe vor, daß er gegen Tagelohn in der Sandkuhle und in den Tannen arbeitete; das nahm er an. Dann stand er auf, atmete hoch auf, als nach einer großen Arbeit, hob rasch und fremd die Augen zu den Gesichtern der beiden — was wohl Dank und Abschied sein sollte — und ging. Am Mittag war die notwendigste Einrichtung schon in der Kate und die ganze Familie wieder unter demselben Dach beieinander. — Das Heidehaus war ein altes Rauchhaus, d. h. ein Haus ohne Schornstein, wie es noch immer viele Hunderte in Niedersachsen gibt, wohl die armseligste Behausung der ganzen Landschaft. Und noch gewisser ist, daß in diesem Jahr in keinem Hause der Landschaft das Weihnachtsfest mit so kaltem Herd, so leeren Schränken, so stummen Lippen, scheuen Augen und von so vielen Sorgen beschwerten Herzen begangen worden ist.

Die Großmutter am Fenster flickte und stopfte mit geliehenem Faden geliehene Kleidungsstücke. Wenn sie einmal die Augen rasch und lauernd hob, stand unsicheres, sorgendes Forschen darin und, wenn sie Bendix streifte, heimliche Furcht. Die Mutter, deren Haar in den vier Wochen seit dem Brand grau geworden war, kramte in den geliehenen oder geschenkten Dürftigkeiten des Haushalts und bereitete das geschenkte Essen; dann und wann erstarrte sie in der Arbeit, die sie gerade vorhatte, und sah mit schmerzlicher Angst in die Ferne.

Bendix fragte bei Vorarbeitern und alten Tagelöhnern, wie und wo in den Wochen des Arbeitsmangels dennoch eine Arbeit zu finden wäre, und ging zur Kaufmannsfrau und zu einigen alten Weibern, welche Arbeit es wohl für die beiden Frauen geben möchte, es müßte aber Arbeit im Hause sein, und wie man sie beschaffe und wieviel sie einbrächte.

Er war, ohne daß ein einziges Wort darüber gefallen war, der Herr des Hauses, und führte sein Regiment mit dem langsamen, schweren Gebaren eines alten niedersächsischen Tagelöhners, das er vom Hof und vom Dorf her kannte. Aus dem phantastischen, schwärmerischen Knaben, dem fratzigen Jüngling schien der Erwachsene, ja der Alte, der immer schon in ihm gewesen, zur Erscheinung gekommen. Er war sehr schweigsam. Im Dunkeln von der Arbeit heimgekehrt oder am Sonntagmorgen erzählte er auf die mütterlichen Fragen, welche Arbeit sie täten, wie die Kameraden zu ihm wären, fragte, ob noch Arbeit genug für sie und die Großmutter da wäre. Das verdiente Geld ließ er sich auszahlen, fragte, was aus dem Laden im Dorf zu holen wäre, holte es selbst und nur das Notwendigste und bezahlte es gleich und ging auch zu Thereses Dienstherrn und ließ sich ihren Lohn geben. So alle vier Wochen kam Tobias, der im Dorf eine Dienststelle gefunden hatte. Er paßte zuweilen vor seinem Hof auf die kleine Lili, seine Freundin, wenn sie von der Schule her vorbeikam, und schenkte ihr einen Apfel oder ein leckeres Butterbrot; denn er hatte sich durch sein zutrauliches Wesen auch in seiner neuen Dienststelle beliebt gemacht, besonders bei den Frauen. „Obgleich du nun nichts mehr bist als ich," sagte er einmal zu Bendix, „ja, keinen so guten Sonntagsanzug hast wie ich . . . es ist merkwürdig: ich glaube immer noch, daß du mehr bist, viel mehr, und daß du nochmal ein besonderes Glück hast, wenn es auch nicht grade in einer großen Kalesche ankommt. Ich habe einmal eine kleine Geschichte von Goldgräbern gelesen . . . Sie gehn übers Feld, graben hier und da, und siehe, alle andern suchen vergebens; aber der eine findet Gold. So ist mir immer zumut, wenn ich dich sehe und deine Stimme höre." Wenn er so sprach, widerstand Bendix nicht ganz der alten, lieben Lockung, unter dem Glanz dieser runden Augen ein wenig Feuer von sich zu geben wie in früheren Zeiten, und deutete manche Pläne an.

Die Leute, das ganze Kirchspiel, waren

Digitized by Google

alle menschlich mit ihm. Das ist in diesen Landschaften so die alte, vornehme Art.

In der Rotte waren die meisten schläfrig: ihre Unterhaltung nicht mehr als das ewige Umkehren desselben Kaffhausens. Aber der Rottmeister war ein ruhiger, ernster Mann, der es im Dienst der Straßen von einer Mietswohnung zu einem hübschen Haus und einem schönen Stück Land gebracht hatte Den wurde er nicht müde, nach allem und jedem zu fragen, eine neue Kenntnis zu gewinnen, einen Verdienst, einen Gewinn, einen gangbaren Weg in die Zukunft zu erspähen, oder im allgemeinen ein Stück Lebenskunde zu erfassen. Er lernte auch manches von einem Kameraden Ingwersen, einem Sechzigjährigen, der ein Quartalstrinker war und ganz arm — er hatte nur ein einziges zerrissenes Hemd —, aber von Herzen ein guter Mensch und von großer, handiger Begabung. Von ihm lernte er unsäglich viele jener kleinen handwerkerlichen Erfahrungen und Geschicklichkeiten, die einen Menschen selbstherrlich und frei machen. „Weißt du, wie man Hosenträger macht, die nichts kosten?" konnte er sagen. Und er nahm Sackleinen, das umherlag, schnitt es zu und durchnähte es. „Weißt du, wie du einen, der gegen dich anspringt, am sichersten auf die Erde wirfst?" konnte er sagen. „Komm her," und er zeigte es. „Du willst einen Backofen haben? Hast du Grausteine? . . . Hast du Lehm?"

„Das kann ich beschaffen, ohne Unkosten."

„Dann komm' ich Sonntag morgen und wir machen die Arbeit."

Die große, üppige Kaufmannsfrau im Laden, Kriegerwitwe und von etwas bedenklichem Ruf, war glatt und freundlich mit ihm, und ihr Bruder, mit einem Holzbein vom Krieg her, der ohne rechten Beruf mit ihr hauste, war es noch mehr. Sie sah ihn von oben bis unten mit Wohlgefallen an und sagte: „Du bist tüchtig im Wachsen und wirst ein großer, schmucker Kerl."

Er sagte lächelnd zu der Frau: „Vergiß nur nicht über deine freundlichen Worte, daß du mir gutes Gewicht gibst." Und zu ihrem Bruder sagte er: „Wenn du von einer guten Arbeit hörst, denk' an mich."

Er fürchtete nichts mehr als Arbeitslosigkeit und begehrte nichts mehr als höheren Verdienst. Er setzte sich Sonntag für Sonntag aufs Rad und fuhr weite Wege, um sich hier und da umzuhören und umzusehn und sich zu melden. Einige Male fuhr er nach Ballum, sprach allerlei Arbeiter, Handwerker an und junge Burschen, die da herumstanden, und fragte nach allem und trieb sich am Hafen umher und fragte die Schiffer und Fischer. Einmal fuhr er in den ziemlich fernen Staatswald, besah sich alles, fragte viel, und wagte sich sogar zum Förster. So spähte und suchte er, wo und wie da ein Weg wäre, wie er über den einfachen Arbeiter weg zu einer besser bezahlten und angesehenern Arbeit käme.

Im Vorsommer sagte er eines Sonntagsmorgens zu seiner Mutter, die das Bett der Kleinen neu überzog: „Ich wollte dir noch etwas sagen: ich bleibe ja hier, wie wir abgemacht haben; ich werde es auch ertragen . . . ich meine . . . das mit dem da in Rendsburg. Aber die beiden Mädchen tun mir zu leid. Ich weiß nicht, ob sie einen Mann bekommen werden und gar einen ordentlichen, der es ihnen nicht jeden Tag aufs Butterbrot gibt. Darum scheint mir, da doch Vaters Schwester in Amerika in guten Verhältnissen wohnt, daß wir die beiden fragen sollen, ob sie nicht Neigung haben, dahin auszuwandern. Was meinst du dazu?"

Sie wurde blaß und zitterte und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Ich habe manche Stunde hierüber nachgedacht," sagte sie; „aber sie sind so jung . . . Und dann ist da noch etwas . . . das ist noch viel schlimmer . . ." Sie weinte heftig. „Vaters Schwester war damals dagegen, daß ihr Bruder mich nahm. Und nun ist dies Schreckliche geschehn. So wird sie nun schlecht von mir reden, sie wird sagen, daß die Heirat mit mir den Vater so weit gebracht hat, und sie wird die Kinder bereden, daß sie mich verachten. Das aber ist das Schlimmste, was eine Mutter denken kann. Aber ich sehe wohl, daß du recht hast, und so wollen wir sie fragen."

Am Nachmittag, als Therese auf einige Stunden nach Hause kam — Tobias war auch da —, fragte er die beiden.

Therese begriff, was hinter dem Vorschlag verborgen lag. Ihr Gesicht, von zarter Haut wie bei allen Rothaarigen, glühte ein wenig auf, blieb aber sonst unbeweglich. Sie sagte sofort in ihrem gewohnten sachten Ton, daß sie nicht so weit weg wolle. Sie tat fleißig ihre Arbeit, kleidete sich sauber, hatte ein gleichmütiges Herz und hörte und sah nicht, was die Leute etwa kuckten und raunten. Aber die kleine Lili, nun achtjährig, geistig rege, das Kind der Mutter und deren Liebling, war außer sich vor Neugierde. Sie wollte nur wissen, ob sie unterwegs durch eine Gegend käme, wo wilde Tiere wären. Tobias, ihr Freund, der mit großen, runden Augen zugehört hatte, war auch Feuer und Flamme. „Tu' es, Lili," sagte er. „Du weißt: ‚Fürchtet euch nicht!' Und wenn du

Digitized by Google

dann schreibst, daß du gut angekommen bist, dann komm' ich nach!" . . .

Die Mutter saß drei Tage lang stiller und blasser als sonst bei der Arbeit; am dritten Abend, als Bendix von der Arbeit nach Hause kam, ging sie zu ihm in die Kammer, in der die Kleine schon schlafend im Bett lag, setzte sich neben der Kleinen auf die Bettkante und sagte, daß er denn nach Amerika schreiben möchte. „Die Kleine ist sehr lebhaft," sagte sie, „und zutraulich zu allen Menschen. Da fürchte ich, daß mancher ihre Zutraulichkeit zurückweisen und daß sie das sehr schmerzen wird. Vielleicht wird auch der Mann sie zurückweisen, den sie einmal lieb haben wird. Darum glaube ich, daß es richtig ist, wenn sie in ein anderes Land geht."

„Aber kannst du es ertragen?" sagte er in der umständlichen und bedenklichen Art eines alterfahrenen Menschen. „Sie ist noch so jung und wird das meiste, was sie hier erlebt hat, vergessen. Sie kann noch keine Briefe schreiben, wird es vielleicht auch nicht dürfen. Es ist für dich, als wenn sie tot ist."

Die Mutter rang die arbeitsharten Hände, und ihre Lippen bebten. „Ich weiß es," sagte sie leise. „Aber ich habe Gott um Kraft gebeten, und er hat mir geholfen."

Er sagte nichts, und sie gingen so auseinander. Den Brief nach Amerika schrieb er gleich am Tisch in der Stube und löschte die Tinte mit dem Sand zu seinen Füßen. So eilig hatte er es, wieder an die Arbeit zu kommen.

Den von Howeschen Hof mied er; ja, er sah nicht dahin, wenn sein Arbeitsweg oder der zum Kaufmannsladen ihn vorüberführten. Er sah von Howe einige Male in seinem Auto an sich vorüberfahren, während er in der Rotte an der Straße arbeitete. Der Vorsteher sah ihn einmal zufällig an, schien ihn aber nicht zu kennen. Ach, er war wohl mit seinen sieben Berufen allzu beschäftigt! Was konnte und tat er alles! Ein Auto lenken, telefonieren, buchhalten, Börsenberichte lesen, eine Bank leiten, einen großen Hof verwalten, einen großen Handel mit Stack- und Bauholz betreiben, Vieh schätzen und exportieren, sechs Söhne zu tüchtigen und weltgewandten Leuten erziehen und in Länder schicken, wo die Sonne den Leuten grade über dem Kopf steht und das Gras mannshoch wächst und fremde Sprachen geredet werden. Alles Dinge, die er nur von Hörensagen kannte. Was war der Mann? Ein König. Er aber stand mit der Schaufel in der schwieligen Hand am Straßenrand, und hatte einen Vater im Zuchthaus, und mußte froh sein und war froh, daß er, der Achtzehnjährige, seit vier Wochen zwei Schweine im Stall hatte, die er von seinem eigenen Verdienst gekauft hatte. Im Laden hörte er einmal, daß Maleen den Schuldienst und Kiel verlassen hätte. Sie hätte für ein Jahr Urlaub genommen und wäre zu ihrem ältesten Bruder nach Mailand gefahren, dessen Frau, wie man sagte, erkrankt war. Was war das wieder für eine Sache! Mailand! Wer aus Poggsee dachte wohl sonst daran, nach Mailand zu fahren! Von Anke hörte er, daß die Tante auf Seeland ihretwegen eifersüchtig wäre und nicht wolle, daß sie auch nur zum Besuch nach Hause führe; dafür werde Anke aber auch den Hof der Tante erben. Er dachte viel an sie. Aber auch sie . . . wie fern und fremd! Tochter dieses Vaters, dieser stolzen Mutter, Schwester dieser schönen, vornehmen Maleen . . . Auf Seeland . . . bei einer Baronin . . . Erbin ihres großen Hofes . . . reich . . . klug . . . spöttisch . . . Königstochter! . . . Und er . . . im Isländer und ledernen Hosen am Straßenrand!

Als der Sommer kam, jagten ihn seine große Jugend und die Gier nach größerem Verdienst, trotz des freundlichen Zuredens des Rottmeisters, vom Straßenbau weg, erst ins Moor und dann in die Erntearbeit. Ingwersen, der Trinker, war der Verlocker. Sie verdienten durch gute Akkorde und schwere Arbeit bis ins Abenddunkel ein gut Stück Geld, waren aber fast keine Menschen mehr, sondern Arbeitstiere. Nie im Leben vergißt er diesen Sommer, wie sein Arbeitskamerad, wohl der gewandteste Mäher in der ganzen Landschaft, früh im Morgengrauen neben ihm die Arbeit antretend, die Kümmelflasche weit vor sich ins Korn warf und dann als ein Gehetzter in die nassen, liegenden Schwaden schlug, um die Flasche, nach der er gierte, so rasch wie möglich zu erreichen, und die Zerschlagenheit seiner Glieder, wenn er sich am Abend zu kurzer Nachtruhe in der Scheune des Bauern ins Heu warf. Und hatte er am Abend oder Sonntags Ruhe? O! Er hatte sich beim Müller Vorschuß beschafft und hatte den ganzen Stall mit Ferkeln besetzt, zwischen denen er noch spät am Abend und an den Sonntagen wie ein junger Teufel umherfuhr, daß sie ihr Recht bekamen.

Im Herbst, eines Sonntagsvormittags, als er mit einem Fuder Torf vom Moor gekommen war und, vom Torfstaub hübsch angeschwärzt, mitten zwischen seinen Ferkeln stand . . . kam Maleen.

Maleen!

„Maleen!" sagte er und ging ihr entgegen und gab ihr die Hand. Und zum erstenmal seit dem Unglück zog ein weicher Schein über sein Gesicht. So freute er sich,

Digitized by Google

daß er sie sah und daß sie zu ihm gekommen war. Wie rank und schlank sie da vor ihm stand, brauner, fremder, im Schmuck ihres hellen Haars und ihrer spöttischen Freundlichkeit! Wie vornehm gekleidet! Eine Dame. „Du warst in Mailand?" sagte er ehrfürchtig. In Mailand! Es war für ihn irgendein ferner Stern.

„Ich habe mich bei Mutter nach allem erkundigt," sagte sie, „was dich angeht; aber die Hauptsache natürlich nicht zu hören bekommen, nämlich, daß du, wie ich sehe, zu hart arbeitest. Du bist zwar größer und breiter geworden, und hast noch denselben Bau . . . und die Augen . . . nun ja . . . aber du enttäuschst mich doch. Ich sehe an deiner Kleidung, deinen Händen, Nacken und Ohren, die von Frost und Hitze verbrannt sind, daß du dich zu wenig um deinen Körper kümmerst. Du hast vergessen, daß du nicht ein beliebiger Junge, sondern ein Bauernsohn und aus gutem, altem Geschlecht und daß ich deine Freundin bin."

„Ja," sagte er mit zornigen Augen . . „aber du vergißt, wie alles anders geworden ist, seit wir uns zum letztenmal gesehn haben!"

„Das war am Bach . . . die Krone unter der Jacke . . ."

Er wurde rot. „Ja, ja," sagte er. „Bedenke, was seitdem geschehn ist und wie ich hier jetzt sitze! Achtzehn Jahre alt und mit einer Familie und ohne einen einzigen Groschen, und in Erwartung . . . des andern aus Rendsburg! . . . Meinst du, daß es leicht gewesen ist, zu erreichen, daß wir doch wenigstens ein Dach überm Kopf haben — wenn es auch nicht ganz dicht ist —, und daß wir satt geworden sind und auch durch den nächsten Winter kommen?"

Sie sah ihn mit ihrem kühlen, Howeschen Augen, aber mit großer Neugierde an. So . . . so sah er jetzt aus! Er hat so einen besonders schönen Schwung in den breiten, mageren Schultern und einen so tiefen Schein hinter den dunkelblauen, ernsten Augen. Und er war so unsäglich jung und unberührt und ungefälscht.

„Ich will mit meinem Vater reden," sagte sie.

„Tu' das nicht!" sagte er hochmütig und flammend rot. „Ich will von deinen Leuten nichts bittweise . . . Aber du kannst allerdings etwas für mich tun . . ."

„Also sag' es! Ich helfe dir gern, schon weil du jedesmal, wenn ich dir Gutes tu', so hübsche Augen bekommst."

„Es wäre für den . . . für den Mann in Rendsburg . . . das beste, wenn wir alle — und später vielleicht meine Mutter und er allein — hier in diesem abgelegenen Hause bleiben könnten; denn so weit kenn' ich ihn, daß ich weiß, daß er, wenn er wiederkommt, sehr scheu sein wird. Darum möchte ich dies Haus, so verfallen es ist, an mich bringen . . . Ich habe dann auch noch einen weitern Plan."

„Gut," sagte sie mit kühlen Augen; „ich helfe dir. Geld hast du natürlich gar nicht."

„Geld? . . ." sagte er mit großen Augen. „Allerdings hab' ich Geld! . . . Wie könnte ich sonst von Kaufen reden?! Aber das Kirchspiel soll bedenken, daß die Kate alt und ganz verfallen ist, und daß sie da steht, wo die Füchse sich gute Nacht sagen."

„Wenn die Kirchspielvertretung kommt, das alte Wrack zu besehn," sagte sie listig, „mußt du das deine tun."

Er ging nach der kleinen, schiefen Torfhütte zu, die seitwärts vom Hause stand, und verschwand. Bald darauf kam er mit dem alten, runden Tabakskasten in der Hand wieder zum Vorschein.

„Warum versteckst du dein Geld dort?"

„Ich hatte es früher in meiner Kammer," sagte er: „aber dann bedachte ich, daß Großmutter nicht ganz sicher ist . . . nicht, daß sie es mir stiehlt . . . aber sie ist feuergefährlich . . . Aber einige Scheine habe ich noch in der Kammer. Ich will sie holen."

„Ich geh' mit," sagte sie.

Er schüttelte den Kopf über ihren Wunsch, den er frech fand, stapfte aber voran durch die Diele, am Herd vorbei, die drei Stufen hinauf in die Kammer.

Sie sah sich in dem kleinen Raum mit den schiefen, blaugekalkten Wänden, mit den beiden groben Bettstellen und dem rotgewürfelten, nicht ganz sauberen Bettzeug neugierig um und dachte wohl: ‚Mein Gott . . . der große, schmucke Junge und wie armselig!'

Aber er war stolz. „Hier schlafen Lili und ich. Die Bettstellen und die Betten haben wir schon gekauft und bezahlt . . ."

„Und wo ist nun das Geld?"

„Ja," sagte er, und kratzte sich verlegen hinterm Ohr, „das ist nun wieder eine schlimme Sache . . . ob du den Mund hältst. Großmutter hat den Brandfimmel. Und so hab' ich den Rest von dem Geld . . . es sind Scheine . . . ins Bett selbst gesteckt; denn die Betten, siehst du, wird Großmutter retten . . . auf jeden Fall."

Er suchte und fand die Scheine, die in Papier gewickelt waren, und zählte: „Es sind im ganzen zweihundertdreiundsechzig Mark," sagte er. „Das ist für die alte Kate eine ganz ordentliche Anzahlung."

„Aber warum hast du es nicht ins Gemeindehaus in die Sparkasse getan?"

Digitized by Google

Er machte wieder die zornigen Augen. „Wie konnte ich das?! Dann hätten sie gesagt: dann bezahl' uns erst die Möbel, die du von uns hast! . . . Ich merke, daß du noch gar nicht begreifst, wie schwer alles für mich ist. Und dann auch . . . ich trau' keiner Sparkasse. Seit dem Krieg ist die Welt zu schlecht."

Sie schüttelte den hübschen, blonden Kopf, während sie ihn belustigt betrachtete. Seht, es ist ein sehr hübsches Erlebnis für sie. „Die Leute aus den Mooren haben immer etwas Rückständiges," sagte sie. „Dies ist ein Bild aus dem alten Niedersachsen, wenn vom Norden die Dänen oder vom Süden die Kosaken kamen . . . Und nun will ich noch deine Mutter und die reizvolle Großmutter begrüßen."

„Das sollst du nun nicht," sagte er, und verstellte ihr den Weg zur Stube. „Meine Mutter ist mir zu gut dazu, daß du sie mit deinen spöttischen Augen beguckst, und meine Großmutter geht dich gar nichts an."

„Sieh, sieh!" sagte sie. „Ich habe noch mehr gegen dich. Was tust du abends und Sonntags, mein Lieber? Das möchte ich wissen . . . du müßtest doch die Winterschule besuchen? Du willst es doch wieder bis zum Bauern bringen? Das erreichst du nicht mit Tagelöhnern. Du mußt lernen, lernen, alles, was es gibt, daß du einmal Verwalter werden kannst."

„Nein," sagte er, indem er verwundert den Kopf schüttelte, „daß du so dumm bist! Denk' doch wenigstens so weit nach, als deine hübsche Nase lang ist. Muß ich nicht erst ein Heim für meine Leute schaffen? Für Mutter und Großmutter, und besonders für den . . . da in Rendsburg, wenn er wiederkommt? Ich kann dir sagen: seit ich den Stall voll von Schweinen habe, habe ich außer meinem Tagewerk so zwölf bis vierzehn Arbeiten und so zwanzig bis dreißig Sorgen; und wenn ich auch noch das Haus gekauft habe, sitze ich wohl bei Mondschein auf dem Dach und flicke es. Denn ich will auch das alles selbst machen; es soll mich keinen Groschen kosten. Ich habe immer zugesehn, wenn wir Handwerker auf der Hofstelle hatten, und habe das Bild ihrer Arbeit ganz deutlich vor mir; und ich kann alles, was ich will."

„Sieh, Dummhans," sagte sie spöttisch, „wie die ganze Welt ihn nennt! Tags zwischen den Schweinen und abends auf seinem verfallenen Strohdach."

„Ja, ja," sagte er, und es ging ein Funkeln durch seine Augen, „und die Krone von damals immer noch auf dem Kopf!" Aber nun dachte er an Anke und es ging ein Zittern durch seinen Körper. „Wie geht es Anke?" sagte er.

Sie sah, wie er wieder blaß wurde, und sah ihn mißtrauisch an. Und nun waren ihre Augen plötzlich glanzlos und ihre Stimme matt. „Ich weiß nicht . . . ich glaube, du hast nur Augen für Anke. Ihr seid ja auch den ganzen Abend zusammen gewesen, als das Gericht war. Sie hat es Mutter erzählt; aber mir hat sie es verschwiegen. Wie es ihr geht? Nun, sie bleibt bis auf weiteres auf Seeland. Die Tante läßt sie nicht wieder los . . . Aber nun will ich gehn. Mein Freund wartet." Sie deutete auf ein Auto, neben dem ein junger Mensch auf und ab ging.

„Ist der dein Freund?" sagte er. „Er ist ja noch ganz jung."

„Bist du nicht auch ganz jung?" sagte sie spitz. „Die Jungen sind die besten. Er ist Husumer und im Autogeschäft seines Vaters. Es ist ein netter Mensch . . . Aber nun geh' wieder an deine Arbeit . . . und laß dir dein Haar schneiden, hörst du? . . . Gute Form! Gute Form ist halber Erfolg! . . . Ach, du lieber Junge . . . Schade, ich geh' noch wieder nach Mailand . . . auf ein Jahr . . . diesmal an eine Schule."

Und nun blühn die Augen wieder.

Und da geht sie. Sie hat eine kleine Freude gehabt und ein kleines Leid; und nun geht sie zu dem andern jungen Freund, zu dem andern Jüngling, um dasselbe zu haben. Aber das Größte . . . ach, ihr schlichtes, natürliches Frauenrecht erlebt sie nicht. Sie sollte vier Kinder um sich haben, zwei an ihren Knien, eins auf ihrem Schoß, und eins darin . . . aber sie hat nichts dergleichen.

Und er geht wieder zu seinen Ferkeln.

Die Kaufmannsfrau

Schon am andern Tag bestellte ihn ein Junge vom Hof, der auf einem alten Pferd angeritten kam, wegen des Hauskaufs ins Gemeindehaus. Er fand weder den Vorsteher noch den Kirchspielschreiber, blieb höflich in der Diele stehn, die in ihrem Halbdunkel und den großen Schränken unsäglich vornehm war.

Dann kam aus der Küche die Frau, groß, stattlich und vornehm, Mutter vieler Kinder. Ihr rötliches Haar, das Haar Ankes, fing erst jetzt an grau zu werden; die graublauen Augen waren noch jung und klar.

„Howe ist schon wieder nicht da," sagte sie behaglich schleppend. „Er ist mit dem Kirchspielschreiber nach der Kiesgrube. Ich

Digitized by Google

Papſt Pius XI. Marmorbildwerk von Adolf Wildt

Digitized by Google

Digitized by Google

weiß natürlich von allem Bescheid. Ja, ihr habt Schweres durchgemacht, das Schrecklichste von allem, was es gibt. Aber ich habe gehört, daß ihr euch da im Heidehaus tapfer wehrt ... Ja, mein Mann ist also wieder nicht zu Hause. Er ist immer ein aushäusiger Mensch gewesen ... solange ich denken kann. Aber in den letzten Jahren, seit wir den Neffen im Hause haben, der ihm die ganze Landwirtschaft und auch den Holzhof abgenommen hat, ist er noch seltener zu Hause. Ja, in den letzten zwei Jahren sieht es fast so aus, als wenn er sein eigenes Haus scheut."

Er sagte in seiner umständlichen und gewissenhaften Art: „Herr von Howe scheut das Haus; und seit zwei Jahren erst? ... Das muß ja denn einen besonderen Grund haben, der erst vor zwei Jahren eingetreten ist."

Seine Worte wunderten sie ... sie empfand wohl, daß sie allzu kindlich treuherzig wären. Aber dann erinnerte sie sich, daß man ihr erzählt hatte, daß er altklug und wunderlich wäre, und plauderte gemächlich weiter. „Unser Neffe ist ja so um dreißig herum, und er versteht ja wohl seine Sache und macht soweit alles ganz ordentlich; aber recht ist es doch nicht, daß der Herr vom Kram immer in der Fremde ist ... Ich bin ja auch nicht mehr so läufig, als da ich dreißig war."

„Nein," sagte er nachdenklich zustimmend, „es ist nicht leicht für Sie: Küche und Keller, Kühe und Kälberstall, und dann noch der Garten ... die Arbeit ist groß; Sie sind doch so um sechzig. Sie müßten eine Wirtschafterin annehmen."

Sie wunderte sich wieder und dachte: ‚Ist er nun so ehrlich und verständig, oder ist er dumm?' und sagte mit lächelndem Gesicht und ihrer behaglichen, schleppenden Stimme: „Sieh, du bist der einzige, der Mitleid mit mir hat und das Richtige sagt."

„Es wundert mich dann aber noch mehr," sagte er höflich, „daß Sie Ihre Tochter, und noch dazu das jüngste Kind, aus dem Hause weggeben ..."

Sie hatte seine ernst grabenden Augen und seine herzliche Stimme gern und sagte: „Ja, das sagst du wohl und du hast recht damit. Aber wenn Anke sich das von ihrem Vater vorreden läßt und es ihm glaubt und mit einemmal meint, daß sie durchaus nicht leben kann, wenn sie keinen Hof erbt, dann mag sie selbst sehn, wie sie damit fertig wird. Und dann ..." Sie sah ihn freundlich an. „Ich will auch ein Wort für dich einlegen, wo immer ich kann ... Und hier ist nun der Kaufvertrag."

Er griff mit seinen arbeitsharten Händen danach und las ihn bedächtig. Sie waren ihm sehr entgegengekommen ... achthundert für Haus und Garten. Er hatte von vornherein beschlossen, an dem Preis nicht zu mäkeln — das schien ihm in seiner jugendlichen Vornehmheit den weisen Kirchspielvätern gegenüber nicht recht; aber er hatte sich vorgenommen, als Zugabe zu dem Handel noch dreihundert Bündel Reth aus dem Harkenteich zu erbitten, damit er wenigstens der Westseite des Hauses ein sogenanntes Eisdach geben könnte. Er trug es lächelnd, verschämt und schelmisch vor, indem er sie klug ansah, ein wenig rot in den Wangen. Seht, er ist wohl keine Kaufmannsnatur; er ist nur ein kluger Mensch ... ein kluger Sonntagsmensch. Ja ...

„Was ist denn das für ein Kasten?"

„Da ist das Geld drin, das ich anzahle." Und er zählte es ihr aus dem alten Maserholz auf den Tisch ... Silber und Scheine.

Sie lächelte und dachte: ‚Eine Brieftasche hat er nicht; er hat nicht mal einen Leinenbeutel.' „Was einem alles begegnen kann: wir haben hier im Schreibtisch dreißig Jahr lang eine kleine eiserne Kassette gehabt, ein altes, schlechtes Ding ... aber seit zwei Jahren ist sie weg."

„Weg?" sagte er, in seiner zutraulichen, gründlichen Weise. „Wer hat denn die brauchen können?" Und zugleich zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß der Neffe und Verwalter sie genommen haben könnte; denn es war im Kirchspiel die Rede, daß er für seine eigene Tasche wirtschaftete.

Dann unterschrieb er und verabschiedete sich mit höflichem Dank und ging.

Er war sehr stolz auf den Handel, daß er nun mit seinen achtzehn Jahren Hausbesitzer wäre, aber fast noch viel mehr über die kleine Plauderei mit der großen Frau und daß er mit ihr über ihre Kinder gesprochen hatte. Und er ging weiter nach der Ziegelei, zum Zimmerplatz, zum Maurer und kaufte das Notwendigste für die Ausbesserung des Hauses. Er hatte mit dem Arbeitskameraden, dem Trinker, alles genau durchgerechnet. Dann ging er noch in den Kaufladen.

In der Tür stieß er auf den Neffen von Howe. Ein langer, drahtiger Mensch mit glattem, magerm Gesicht, Glasaugen und quäkiger Stimme; kein richtiger Bauer, mehr ein Kaufmann. Er kam mit zornigen Augen aus dem Laden. Bendix stand noch eine Weile, den Türgriff in der Hand, und sah ihm nach. Dann ging er hinein.

Die große, üppige Frau, die allein hinter dem Ladentisch stand, war vor Ärger noch rot, war aber gegen die neue Erscheinung gleich freundlich. „Du bist lange nicht bei

Digitized by Google

mir gewesen. Wie groß und breit du geworden bist. Was willst du?"

Er will Nägel und Krampen und sie sucht alles zusammen. „Du hast dich mit dem Verwalter gezankt?"

„So, das siehst du mir an. Ja . . . ich mag den Verwalter nicht . . . Na, wer mag ihn . . . Die Howes mögen ihn ja auch nicht."

„Die mögen ihn auch nicht?"

„Wie sollen sie ihn mögen? . . . Er kann ja nicht lachen! Bei Tisch, wo es immer hoch hergeht, sitzt er wie eine Eule, wenn's blitzt. Er will von einem, ich weiß nicht was . . . wenn er aber einen Gefallen tun soll, sagt er nein."

„Du hast ja deinen Bruder, der dir helfen kann."

„Ach, der! Der kann nicht mal für seine eignen Sachen einstehn. Ein unglücklicher Mensch! Hat wegen der Verwundung seinen Beruf aufgeben müssen, lebt mit seiner Frau, die eine Hexe ist, in Scheidung und humpelt nun bei mir herum." Sie sah ihren jungen Kunden freundlich an. Und nun wurde sie ein wenig rot, und nun hatte sie plötzlich etwas Schwesterliches in den Augen. „Sag' mal," sagte sie leise, „würdest du wohl mal einige Fuhren für mich und meinen Bruder übernehmen?"

Er sah sie neugierig an und sagte vorsichtig: „Du weißt, daß ich auf Verdienst aus bin wie der Teufel auf die arme Seele . . . Es muß aber etwas Rechtliches sein."

„Selbstverständlich! Was denkst du! Ich steh' doch seit zwölf Jahren hier im Laden und habe noch nie mit dem Gericht zu tun gehabt."

Na . . . das war nicht ganz richtig . . . Aber wenn ein tüchtiges Stück Geld zu verdienen war? „Du kannst mir das Nähere sagen, wenn es so weit ist." Damit ging er.

Nun kam allmählich mit Sturm und Tauschnee der Winter und wieder die Sorge um Arbeit und Tagelohn. Solange es noch nicht fror, hatte er mit Ingwersen zusammen, der ihn nach der Weise dieser gutmütigen Trinker bemutterte, eine Akkordarbeit an Moorgräben. Sie verdienten bei schwerer, nasser Arbeit gutes Geld. Dann, als der Frost kam und Ingwersen nach der Gewohnheit dieser Jahreszeit für einige Wochen nach Ostholstein wanderte, gelang es ihm, vier Wochen im Wald zu arbeiten. Und dann kam wirklich ein Wink vom Verwalter. Nun war er vierzehn Tage lang der bescheidenste, staunendste Lehrjunge des Meisters, der sich in Hochmut blähte. Das gefiel dem Meister so, daß er nachher noch für einen entlassenen Knecht vierzehn Tage lang den Fütterer machen durfte. So verging der größere Teil des Winters in diesen Arbeiten.

Als Anfang Februar noch einmal Frost einsetzte und alles Suchen und Fragen nach Arbeit nichts half, kamen sie auf den verzweifelten Gedanken, Pantoffeln, Zeugkneifer und Wurstprickel zu machen. Seht, Ingwersen kann alles und kann auch dies, und mit dem jungen Hausbesitzer steht es so, daß er oft vor Sorgen nicht schläft. Es sind da natürlich noch Schulden bei den Handwerkern und bei der Kaufmannsfrau. Aber darüber hinaus: er muß ja die vier Hektar Heide kaufen können, die vor dem Hause liegen. Denn im Herbst kommt ja der wieder . . . der aus Rendsburg . . . und muß sein einsames Arbeitsfeld haben. Denn geht es an, daß er ins Dorf auf Arbeit geht oder mit den andern ins Moor oder zum Herbst mit der Dreschrotte von Hof zu Hof? Er . . . mit seinem schweren, mühsamen Geist; und ein gewesener Bauer und Zuchthäusler? Nein, seht, dies Stück Heideland muß erworben werden. Und dann . . . wenn das geschehn ist, dann will er, Bendix, das Haus verlassen. Ja. Er will sich dann von den Eltern trennen. Denn der Vater hat sich in den zwei Jahren sicher an seine Tat gewöhnt. Natürlich hat er sich daran gewöhnt. In zwei Jahren gewöhnt man sich an alles . . . und kommt wieder: breit, würdig, sicher, und will in alter Weise Vater und Bauer sein. Und das kann er, Bendix, nicht ertragen. Nein. Das geht nicht. Nachdem er seinen Eltern Wohnstätte und Arbeitsfeld beschafft hat, will er sich von ihnen lösen und will von da an für sich selbst sorgen . . . irgendwie . . . es muß irgendwo einen Weg geben, der vorwärts führt . . . der sehr hoch führt . . . Bis zu einem gewissen goldenen Bild . . . Bis zu einer Kalesche? . . . Ach, . . . Irrsinn! . . . Aber einerlei . . .

Also sitzen sie da in der Diele neben dem Herd und schnitzen.

Aber seht, nun ist da eine Aussicht auf neuen Verdienst! Und das im März, wo die Arbeit am knappsten ist! Als er mit seinen Holzwaren im Sack zur Kaufmannsfrau kommt, Geld daraus zu machen — er geht durch die Küchentür hinein, da er sich seiner Arbeit schämt . . . der gewesene Bauernsohn macht Holzpantoffeln und Wurstprickel! — winkt sie heimlich und führt ihn in die Hinterstube, wo ihr Bruder mit seinem Stelzbein auf und ab klumpt, und fragt ihn zuerst, was er da im Sack hat, und sieht hinein, und zeigt ihrem Bruder ein Bündel Zeugkneifer. Es ist mit einem dicken, grauen Wollfaden von Großmutters Spinnrad umwickelt. „Sieh, soviel liegt ihm daran, daß

Digitized by Google

er etwas verdient!" Sie sieht ihn so zwischen Verliebtheit und Mitleid an.

„Hör' mal," sagt der Bruder mit leiser Stimme, „am Frestedter Bahnhof liegen in einem Schuppen Fässer, worin ein besonderer Stoff ist, dessen Ausfuhr der Feindbund verboten hat. Aber gewisse Freunde, die wir ja draußen in der Welt haben, brauchen ihn notwendig. Also verstehst du, daß sie nicht durch den Ballumer Hafen und durch den Zoll gehn dürfen, weil sie ja dann in die Register kämen. Man kann auch den Zollleuten nicht trauen, die wohl gleich von Amtseid und so was anfangen. Und so müssen die Fässer heimlich und nächtlich nach Ballumsiel gefahren und dort über den Deich und ins Boot gebracht werden. Sieh, hier sind die Ausfuhrscheine . . . daß du siehst, daß alles in Ordnung ist . . ."

Er setzt sich mit gewichtiger Miene hin und liest die gedruckten Formulare und sieht neben der Unterschrift ein Siegel. Ach Gott, er ist ein Bauernjunge, kein Zöllner oder Schiffer oder Kaufmann. Was weiß er von diesen Dingen? Und es ist nirgends Arbeit zu finden, obgleich er auf seinem verrosteten, wackigen Rad durch die halbe Landschaft danach gesucht hat. Und er muß doch Geld verdienen . . . muß er nicht? . . . daß der in Rendsburg Wohnung und Arbeit hat bis an sein Ende. Er will auch nicht dumm erscheinen. Er nickt weise: „Wie ich sehe, stimmt es," sagt er bedächtig.

„Ja," sagt sie und streichelt seinen Arm. „Ich wußte wohl, daß du dich nicht scheust, dir 'n paar Nächte um die Ohren zu schlagen, wenn du ein gutes Stück Geld verdienen und dabei noch dem Lande einen Dienst leisten kannst."

Großartig.

„Ja, ja," sagte er und biegt die Schulter gewichtig zurück.

„So hätten wir einen," sagt der Bruder; „wir brauchen aber drei."

„O," sagt er, „die kann ich liefern: Ingwersen und Tobias . . ."

Bedenkliche Gesichter. „Wenn Ingwersen sich eines Tags betrinkt . . ."

„O, Sie wissen doch selbst, daß er dann erst mit der Flasche still und allein ist, dann alte Lieder singt und dann über seine tote Liebste weint . . . Keine Gefahr. Und was Tobias angeht, so ist er dressiert."

Sie müssen ihm glauben, und es wird alles beredet. Ein Wagen wird am Bahnhof sein. Sechs Fuhren und jede für den Mann zehn Mark.

Sechzig Mark! . . und wenn er die sechzig hinzunimmt, die Ingwersen gewinnt und ihm sicher leihen wird, kann er die Handwerker bezahlen. Er holt sehr hoch Luft und nickt.

Die beiden Kumpane sind bereit. Sie stehn alle drei im Windschutz des Ziegenstalles beieinander. Ingwersen sagt lässig, daß er diese Dinge kenne . . . er hätte schon einmal, vor zehn Jahren, so etwas gemacht. Er prahlt gern und ist daher nicht ganz wahr. Ach, ein Trinker! Wie soll er sonst leben? Er muß ein wenig prahlen. „Ich kenne diese Dinge," sagt er. Tobias ist begeistert, und es muß ihm verboten werden, immerfort die Mütze vom Kopf zu reißen, um sich ins Haar zu greifen. „Kannst du denn nicht sehn, daß dein Haar hundert Meter weit leuchtet? Setz' die Mütze auf deinen Brandherd!" Nun muß er den Frauen noch sagen, daß sie versuchen wollen, draußen vor der Schleuse Fische zu fangen. Ach, die Mutter sitzt in alten Säcken vergraben, an denen sie vom Morgen bis Abend flickt und stopft; aber die Großmutter am Spinnrad hebt die spitze Nase. Seht, die alte Herbergsmutter! Sie spürt, daß etwas Heimliches im Werk ist, daß ein Abenteuer unterwegs ist.

Die Drei laden die Fässer, die nach dem stärksten Alkohol riechen, auf zwei Wagen, rattern mit ihnen über die Heide, eine Schlucht hinunter, auf stillen Landwegen, an einsamen Höfen vorbei, rollen sie mit aller Kraft den Deich hinauf, torkeln mit ihnen stöhnend und fluchend die Böschung hinunter und packen sie in ein Boot, das mit drei Leuten bemannt ist, von denen der eine ein Kaufmann scheint. Sie bekommen ihr Geld und fahren den weiten Weg nach Hause. Sie verdienen das Geld nicht leicht. Es weht ein naßkalter Westwind und die Nächte sind schwarz wie Teer. Aber sie sind Verdiener, Nachtarbeiter, Vaterlandsfreunde, Helden! Ihre Gesichter sind vom kalten Regen zerbissen, ihre Augen flattern in den Höhlen, ihre Hände sind schwarz und zerrissen. Verwegene Gesellen. Ingwersen ist gegen sechzig Jahr alt; aber er ist der Jüngste . . . ein Knabe.

Als er nach der vierten Fahrt morgens mit Ingwersen am Herd beim Kaffee sitzt, sieht die Mutter ihn sorgenvoller an: „Du bist so mager und du gehst so schwer und gebückt. Du übertreibst es mit der Arbeit. Du hast nicht Feierabend und nicht Sonntag."

Im Gedanken an die zwanzig Mark, die er eben wieder in das Maserholz getan hat, sagt er: „Wir kommen aber vorwärts. Ja . . . das tun wir. Wir haben ein Haus und vier Ziegen. Und von den Schweinen gehören uns schon wenigstens zehn."

„Ja, du hast viel fertig gebracht . . . Du kannst es jetzt sachter angehn lassen."

Digitized by Google

„Kann ich?“ sagte er. „Muß ich nicht weiter denken? Muß ich nicht bedenken, was werden soll, wenn er aus Rendsburg kommt? Oder willst du, daß er als Tagelöhner ins Dorf geht? Freilich, ihm selber wird es ja gleich sein. Er hat so was Gleichgültiges und Breitspuriges. Aber mir ist es nicht recht.“

Seht, der Stolz auf den großen Verdienst macht ihn hochmütig und hart.

Die kleine Mutter am Herd wird noch kleiner und blasser; ihre Augen versinken in Not. „Ich weiß nicht,“ sagt sie leise, „ich glaube nicht, daß er so wiederkommt, wie er früher war.“

„Wie sollte er nicht?“ sagte er kalt. „Wenn er das tun konnte, was er getan, wird er auch derselbe großartige Mann sein, der er früher war. So . . . hier bin ich!“ Er streckte die Brust vor und schlug sich dagegen.

„Du sollst nicht so hart über ihn reden,“ sagte sie weinend.

Ingwersen legte ihm die Hand auf den Arm. Ingwersen ist immer gutmütig.

Nun wird er sanft. Er sagt gutmütig und gnädig: „Nun, du kannst dich nicht wundern, daß ich mich über den erbose, der so'n Unglück über uns gebracht hat. Aber ich will dir nun auch sagen, warum ich so wild arbeite. Ich will vom Kirchspiel die vier Hektar kaufen, die hier vor unserm Haus liegen. Ich habe dem alten Klaußen von Hindorf drei Spitt Erde hingebracht; er sagt, es ist guter Kartoffel- und Roggenboden. Siehst du, dann kann er sich mit Ziegen und Schweinen und mit dem harten Ginster und den Heidebulten herumschlagen und braucht nicht ins Dorf. Und ich bin dann ein freier Mann und kann mir Arbeit suchen, wo ich will. Dies ist nun mein Plan und du sollst nicht weinen, sondern dich darüber freuen.“

Am Abend machten sie die fünfte Fahrt.

Aber seht, nun kamen zwei Unglücke, und zu gleicher Zeit.

Der Kaufmann im Boot hatte Ingwersen, auf einen sanften Wink von ihm, eine Flasche Schnaps in jede Rocktasche gesteckt und als sie am Bahnhof ankamen, stellte sich heraus, daß er die eine ausgetrunken hatte. Auf dem Rückweg über die Heide ging er noch ruhig, etwas torkelnd; dann kam er ins Singen, lachte dazwischen und war in seiner Jugend wie im Paradies. Damit die Frauen nicht erwachten — es war um drei morgens —, gingen sie in den Ziegenstall und setzten sich dort auf die Erde. Bendix hatte ein abgegriffenes Taschenbuch in der Hand und suchte trotz der Dunkelheit den Betrag der Handwerkerrechnungen, den er nicht genau kannte, und summierte die Zahlen, die er im Kopf hatte. Tobias, der nichts vertrug, war von einigen Schlucken, die er bekommen hatte, angeregt und prahlte von vergangenen Zeiten und guter Kameradschaft. „Wir beide . . . so jung wir sind . . . haben schon alles miteinander versucht; davon hast du gar keine Ahnung, Ingwersen. Kronen, Kaleschen, Raub und Mord, Wasser- und Feuersnot. Es mißglückte alles; der Teufel war nicht mit uns. Aber trotzdem glaubte ich immer wieder an diesen Bendix hier neben mir. Es ist sehr merkwürdig. Und nun geht es wirklich mal gut . . .“

Bendix sieht von seinem Taschenbuch auf. „Jetzt sind wir auch mit Gott im Bund,“ sagt er und ist sehr stolz. Vaterlandshelfer, Führer eines kleinen Heeres. Hauptmann.

Aber da geschieht etwas. Es steht ein Schatten in der halboffenen Tür.

Der Landjäger Günther. Er fragt erstaunt, was sie denn hier machen.

Seht, der Hauptmann findet . . . für einen Hauptmann . . . etwas spät die Sprache wieder. „Wir haben bis nach Mitternacht an diesem Stall gearbeitet,“ sagt er, „die beiden halfen mir dabei. Und nun ist Ingwersen ins Singen gekommen.“

„So . . . so . . .“ sagt Günther. „So . . . so,“ sagt er noch mal. „Ein Bauer von Ballumsiel hat gemeldet, daß seit einigen Nächten erst zwei schwere Wagen nach dem Deich zu fahren und dann zwei leichte zurück. Habt ihr in diesen Nächten Wagen über die Heide fahren hören? Es wär' ja möglich, daß da geschmuggelt würde.“

Bendix mit aufgerissenen Augen zu Ingwersen: „Wagen in der Nacht?“ Der macht eine wegschiebende Bewegung mit dem Arm. Nein, er will in seiner Wanderung durchs Paradies nicht gestört werden. Tobias wühlt in seinem Haar, daß der ganze halbdunkle Stall leuchtet; er sitzt krumm; er hat nach alter Weise plötzlich Magenschmerzen, ist totenblaß, kann nicht sprechen und starrt blödsinnig vor sich hin.

Der Landjäger kehrt sich langsam um, Bendix ist aufgestanden und steht in der Tür. Günther nimmt sein Rad von der Wand und sagt . . . und seine Stimme ist plötzlich mutlos und bitter . . . „Es riecht drin, als wenn ihr schier Spiritus trinkt.“ Dann, so verloren zu sich selbst: „Um zehn muß ich dem Landrat telefonieren.“

Da saßen sie.

Bendix starrt entsetzt in lodernde Hölle, Tobias ist blödsinnig, Ingwersen ist in den dritten Zustand übergegangen; er weint.

Ein netter Hauptmann, eine hübsche Mannschaft. (Schluß des Romans folgt)

Digitized by Google

Homöopathie, ihre Erfolge, ihre Grenzen

Von Univ.-Prof. Dr. Hans Much

Vorurteile zu bekämpfen ist zwar eines der undankbarsten irdischen Geschäfte, gehört aber zu den wenigen Handlungen, deren man sich als zur Spezies Mensch gehörig nie zu schämen braucht. Ich komme deshalb der Anregung der Schriftleitung gerne nach, heute etwas über Homöopathie zu sagen. Ich spreche dabei nur von der in Händen von Forschern und Ärzten ruhenden Homöopathie.

Die Homöopathie gründet sich hauptsächlich auf den Satz der Ähnlichkeit. Und doch stieß und stößt man sich an etwas anderem viel mehr: an den Verdünnungen. Deshalb zunächst darüber einige Worte. Es hat noch nie eine wirkliche Leistung gegeben, gegen die die menschliche Mittelmäßigkeit nicht zunächst aus ihren Lärmkanonen ausgiebige Lachsalven losgelassen hätte, um sich dadurch schließlich selber ebenso ausgiebig lächerlich zu machen. Heutzutage zweifelt kein ernsthafter Biologe mehr an der Bedeutung der Verdünnungen. Das heißt: Das Leben arbeitet allermeist überhaupt nur mit Verdünnungen, besser gesagt: mit außerordentlich geringen Stoffmengen. Ja, je wesentlicher die Lebensvorgänge sind, um so geringer an Masse sind die dazu benötigten Stoffe oder Kräfte. Freilich für die groben, sozusagen mechanischen Bedürfnisse der einfachen Erhaltung nimmt der Körper durch Nahrung und Atmung scheinbar recht ansehnliche Mengen zu sich. Doch auch das gewinnt ein anderes Gesicht, wenn man den ganzen Stoffwechsel überblickt und zudem bedenkt, daß unsere Nahrung meist zu 90 Prozent aus Wasser besteht, ebenso wie unser Körper. Die allerfeinsten und allerwichtigsten Lebensfunktionen aber erfordern, ja gestatten nur eine erstaunlich geringe Konzentration der nötigen wirkenden Kräfte. Das ist neuerdings durch mancherlei bewiesen worden, am sinnfälligsten durch die Blutdrüsen, an deren erster Stelle die Schilddrüse steht. Diese Drüsen sondern in den Körper Kräfte ab, ohne die er nicht bestehen kann. Tritt eine Störung des Blutdrüsenbetriebes ein, so kommt es zu den schlimmsten Erkrankungen, obwohl die Menge der an das Blut abgegebenen Drüsenstoffe unfaßbar gering ist. So regelt z. B. die Epithelkörperdrüse, die so klein ist, daß sie früher überhaupt nicht beachtet und bei Operationen oft als unwesentlich behandelt wurde, den Kalkstoffwechsel und löst, betriebsgestört, das böse Bild der Krampfkrankheit (Tetanie) aus. So führt ein mangelhafter Betrieb der Schilddrüse zu schlimmster Arbeitseinstellung des Organismus bis hin zu völliger Verblödung, obwohl dieser Betrieb mit Werten arbeitet, über die man in den Betrieben des äußeren Lebens lächelnd hinweggehen würde. Das Lebendige ist ja nicht mit einer Maschine zu vergleichen, sondern mit einem Orchester und der dadurch gespielten Symphonie oder Kakophonie. Aber kein Orchester würde sich durch derartige kleinste Störungen aus Takt und Harmonie bringen lassen, ja, das feinste Kapellmeisterohr würde sie nicht einmal wahrnehmen. Anders das Leben. Denn alle Kunst wird übertroffen durch das Leben selber; und das Wesen des Lebens steht an Kunstwert sternenhoch über allem, was Menschenkunst stammeln kann.

Anderseits: ist es zu der erwähnten Störung des Schilddrüsenbetriebes gekommen, die wir Myxödem nennen, so sind wir in der Lage, zu heilen, sogar die Verblödung, wenn wir geringste Mengen von Schilddrüsensubstanz täglich künstlich zuführen. Das ist eine der glänzendsten Leistungen der Heilkunst, leider auch die einzig großartige Leistung der ganzen Blutdrüsentherapie; nur einige Fälle von schilddrüsenbedingter Fettsucht können sich noch bescheiden in die Nähe dieser Leistung stellen.

Nicht anders liegt es auf dem wichtigsten Lebensfelde der wirkenden Natur, der Immunität. Sicherlich sind es die allerkleinsten Einflüsse, die die allerkleinsten Verschiebungen bewirken, aus denen dann die allergroßartigsten Lebensäußerungen entspringen: das Unberührtbleiben und die Feiung. Kein Mensch kann die Kräfte messen, die die größte Zahl der Menschen von einer Epidemie unberührt bleiben lassen, ohne daß besondere Maßnahmen zur Feiung künstlich ergriffen wären. Und die anderseits einen Scharlachgenesenen zeitlebens durch das Überstehen der Krankheit gegen Scharlach feien. Im übrigen: Die Natur ist staunenswert, wo sie den Normalbetrieb aufrechterhält, — sie ist viel staunenswerter in ihrem Verhalten bei den Störungen des Betriebes. Im Leben heißt es: die kleinsten Veränderungen machen die größten Wirkungen. Das Leben besonders der Zelle spielt sich im allerkleinsten und dennoch allermannigfaltigsten ab und hat überdies die gewaltigsten Wirkungen.

Auch die Unterschiede der Konstitution beruhen ganz gewiß auf allerkleinsten Abweichungen, die dennoch bewirken, daß kein Mensch, weder physisch noch psychisch, dem andern ähnlich reagiert.

Doch wir verfügen auch über immer mehr experimentelle Beweise. Von verschiedenen Seiten, darunter auch in meinem Hamburger Institut, ist folgendes festgestellt: hat man den Mut, die Verdünnung eines Stoffes bis ins Ungewöhnliche zu treiben, so findet man eine Regelmäßigkeit der Äußerung sowohl Tieren wie Pflanzen gegenüber. Erstens erfolgt bei bestimmten Verdün-

Digitized by Google

nungsgraden eines an sich giftigen oder ungiftigen Stoffes Hemmung oder Anregung des Wachstums. Zweitens: diese Hemmungen und Anregungen treten nicht nur einmal, sondern mehrere Male auf, es gibt eine Kurve. Drittens sind die Abstände der Höhen und Tiefen voneinander ziemlich regelmäßig. Viertens sind trotzdem die ganzen Kurven verschieden, und zwar deswegen, weil die erste Hemmung (Tiefe) für die einzelnen Stoffe verschieden beginnt. Bei genügender Verdünnung kann also unter Umständen ein in großen Dosen giftiger Stoff mehrmals ungiftig, und ein ungiftiger mehrmals giftig wirken.

Diese Experimentalbefunde sind zum großen Teil von Nicht-Homöopathen erhoben. Dabei zeigte sich weiter, daß sie nur am lebenden Organismus, z. B. an Hefezellen, erhoben werden konnten. Läßt man einen Stoff auf ein an sich noch wirksames Erzeugnis des lebenden Organismus, aber von diesem getrennt, einwirken, z. B. auf die Fermente der Hefezellen, so findet man diese Verhältnisse nicht, d. h. wir befinden uns hier mitten im Wesen des Lebens.

Giftigkeit oder Ungiftigkeit hängen also vielfach nicht so sehr vom Stoffe selber, als von dessen Zustande ab. Ja, in den Verdünnungen von ganz zweifelloser Wirkung können wir überhaupt nicht mehr weder Moleküle noch Atome annehmen, sondern müssen zu etwas biologisch Neuem, zu Kraftzuständen greifen. Die Biologie führt eben weiter als Chemie und Physik, weil chemische und physikalische Vorgänge bei den Lebensvorgängen wohl beteiligt sind, aber in ganz anderer Weise als toten Stoffen gegenüber und ohne das Wesen der Lebensvorgänge auszumachen. Die Mechanistik des Lebens folgt besonderen, von den Teilhabern am Leben niemals ganz zu erkennenden Gesetzen, die aber durchaus nicht metaphysisch, sondern nur metagnostisch sind: nicht jenseits der Natur, sondern jenseits unserer Erkennbarkeit.

Sehr lehrreich sind die Experimente Berlinischer Forscher mit dem wirksamen Bestandteile der Schilddrüse (Thyroxin). Setzt man dieses zur Nährflüssigkeit von Kaulquappen, so wird die Umwandlung der Quappen zu Fröschen beschleunigt, aber gleichzeitig das Wachstum hintangehalten, so daß man beschleunigt entwickelte Zwergfrösche erhält. Diese Wirkung ist nicht nur bei einer Verdünnung des Thyroxins 1:10 Millionen vorhanden, um dann scheinbar aufzuhören, sondern sie ist dann noch bei viel weiteren Verdünnungen zu beobachten bis 1:5 Milliarden. Vor dieser biologischen Tatsache versagen unsere bisherigen chemischen und physikalischen Vorstellungen. Man mache sich klar, daß man für diese noch wirksame Verdünnung ein Gramm Thyroxin in 5 000 000 Liter Wasser lösen muß!

★

Daß also im lebendigen Betriebe allerstärkste, ja unvorstellbare Verdünnungen wirken, steht außer aller Frage. Die Homöopathie, durch ihre praktischen Erfahrungen am Menschen zu ähnlichen Anschauungen, allerdings mehr intuitiv gedrängt, hatte den Mut, diese Erkenntnis in ihr Heilprogramm einzustellen. Ein im höchsten Grade anerkennenswerter Mut. Sie hatte aber auch die Einsicht, daß die Verdünnungen an sich nicht die Hauptsache sind, sondern die für den Einzelnen richtige Dosierung. Jeder Mensch ist eine Einheit für sich, die zudem durch mannigfache Einflüsse stets geändert wird. Derselbe Mensch reagiert anders, je nachdem, ob er gesund oder krank ist, je nachdem das Klima ist, wo er sich gerade aufhält usw. Die biologische Einfühlung in die feine, dem Einzelwesen und seiner augenblicklichen Konstitution angepaßte Dosierung der Arzneimittel hat die Homöopathie ebenfalls der Schulmedizin vorweggenommen. Daß sie aber hier schließlich doch noch vor den gleichen großen Zukunftsaufgaben steht wie die auf dem sicheren Umwege des Experimentes hierhin gelangte Schulmedizin (in ihrer modernen Richtung), geht aus dem Gesagten hervor. Denn wenn die Wirksamkeitskurve jedes Stoffes nicht nur ein Hoch und Tief, sondern deren mehrere zeigt, so fragt es sich erstens, wo diese Punkte für den Einzelnen liegen, und zweitens: welches der drei Hoch für die Behandlung das geeignetste ist. Denn jedem Hoch folgt ja ein Tief, jedem Plus das Minus! Dies auf dem sicheren Wege des Wissens zu finden, wird allerdings niemals völlig gelingen, sondern schließlich der Kunst des Arztes überlassen bleiben. Indessen kann es ja keinen größeren Fortschritt der Medizin geben als den, daß die nüchterne Forschung mit aller Klarheit nach der Stelle geradezu hindrängt, wo die Heilkunde in die Heilkunst einmünden muß. Vom Strome der Heilkunst aber gilt das leider oft ganz vergessene Wort des Hippokrates: „Von allen Künsten ist die ärztliche Kunst die vornehmste.“ Allerdings nur in dem Sinne, daß der Arzt mit der Natur kämpft und nicht, wie so häufig, gegen sie mit einem Lebensunfähigen und einem Toten auf dem Rücken.

★

Nicht der gleiche Mut gehörte zur Aufstellung des Hauptsatzes der Homöopathie. Denn dieser war schon in früheren Jahrhunderten gefunden und befolgt. Hippokrates lehrte: „Manche Krankheiten werden durch das Gegensätzliche, manche andere dagegen durch das Ähnliche günstig beeinflußt.“ Paracelsus hat im selben Sinne gewirkt. Und Hahnemann, eines der wenigen medizinischen Genies erster Ordnung, hat den Satz der Ähnlichkeit etwa so gefaßt: Krankheit bedeutet Regulierungsbestreben. Will man dieses durch Arzneien unterstützen, so müssen die Arzneien, am gesunden Menschen geprüft,

Digitized by Google

ähnliche Regulierungserscheinungen (Reaktionen, Symptome) hervorrufen können. Folglich vergleicht man die Krankheitssymptome mit den Arzneimittelsymptomen, und das Mittel, das bei den einzelnen Menschen die größte Ähnlichkeit aller Symptome mit den Krankheitsymptomen hat, ist für diesen Fall das geeignetste.

Dieser Satz fordert im einzelnen zur Kritik heraus, zumal wir inzwischen einsehen lernten, daß die „wichtigsten" Symptome des Störungsausgleichs von unsern groben Sinnen gar nicht wahrgenommen werden. Aber dadurch würde der Satz als solcher nicht abgelehnt, sondern es würden höchstens die bisherigen Ermittlungsverfahren als nicht ausreichend gekennzeichnet, und damit würde die Homöopathie selber vor das Dankbarste des Dankbaren gestellt: vor neue Aufgaben. Will man diesen Satz bekämpfen, so müßte man ihn als falsch nachweisen. Doch auch das ist nicht mehr möglich. Denn dem wehrt die Isotherapie. Die Homöopathie sucht möglichst ähnliche Regulierungsvorgänge anzuregen wie die Krankheit selbst. Die Arznei, die einen möglichst ähnlichen Symptomkomplex wie die Krankheit erregt, wird zur Unterstützung der Regulierungsvorgänge während einer Krankheit benutzt. Die Isotherapie bedient sich nicht des möglichst ähnlichen, sondern des gleichen Regulierungskomplexes. Und das gelingt ihr dadurch, daß sie unmittelbar die Ursachen selber benutzt, seien es Gifte oder Lebewesen. Dadurch stellt sie sich auf mathematischen Boden.

Isotherapie hilft besonders als Vorbeugung. Das ist natürlich keine eigentliche Homöopathie, jedenfalls nicht in engerem Sinne. Hierhin gehören die glänzenden Erfolge mancher Schutzimpfungen. Aber man kann auf gleiche Weise auch bei schon bestehender Krankheit vortreffliche, vielfach sogar nur auf diesem Wege erreichbare Erfolge erzielen. Wie das? Verwende ich doch bei einer durch Colibazillen hervorgerufenen Krankheit Colibazillen. Heißt das nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben? Ist ein Erfolg auf diesem Wege überhaupt denkbar? Nun, denkbar oder nicht — jedenfalls ist er dankbar, und die Tatsachen sprechen dafür, daß er häufig lediglich auf diesem Wege zu erzielen ist. Außerdem ist er auch verständlich. Denn erstens wird der Erreger in starker Verdünnung verwendet. Als „Verdünnung" im weitesten Sinne zählt auch die vorherige Abschwächung oder gar Auflösung des Erregers. Zweitens: Die Abwehrkräfte werden in bestimmten Körperzellsystemen gebildet. Nun kommen aber häufig, wie gerade in unserem Beispiel, die Erreger gar nicht mit diesen Zellen in rechte Berührung, können sie also auch nicht recht zur Abwehr anregen, denn sie halten sich in den Ausführungsgängen der Niere und Blase auf und verursachen hier ihre lästigen örtlichen Störungen. Bringe ich sie nun künstlich an die wichtigen Zellen heran, so antwortet der Körper allgemein und kann die so allgemein hervorgebrachten Abwehrkräfte für die örtlichen Störungen verwenden. Drittens, selbst wenn sich der Erreger allgemeiner verbreitet, so kann er häufig doch nicht die für die Betriebsstörungen verantwortlichen Stellen in Bewegung setzen, weil diese irgendwie blockiert sind oder weil die Zerlegung der Erreger nicht weit genug getrieben wird. Nur die feinst zerlegten Angriffskräfte verbinden sich mit den Zellkräften zu Abwehrkräften. Führt man demnach künstlich derartig feinst zerlegte Erregerkräfte dem Körper zu, so kann er seine Aufgabe erfüllen.

*

Eine solche Therapie hat natürlich ihre Grenzen; bestimmte, langsam verlaufende Fälle sind ihre Domäne. Aber sie beweist, daß die Homöopathie innerhalb ihrer Grenzen grundsätzlich richtig ist. Auch hier findet man übrigens mehr und mehr, daß die besten Wirkungen mit möglichst starken Verdünnungen zu erzielen sind. Das gilt nicht nur für die eigentliche Iso-Therapie, d. h. für die Impfung bei schon bestehender Krankheit, sondern auch für die Schutz-Impfung. Man muß nur den Mut zur Verdünnung haben.

Wir sagten: innerhalb ihrer Grenzen. Denn wie schon aus dieser kurzen Beleuchtung hervorgeht, ist die Homöopathie ihrem Wesen nach keine Allgemeinmethode, nicht die Heilmethode, sondern neben und mit andern Heilmethoden, oder sie gilt, wenn allein, nur in bestimmten Grenzen. Welche Erweiterung der Erkenntnisse sie gebracht hat, und welche Einengungen mancher ihrer Behauptungen die ruhige Kritik vornehmen muß, das gehört nicht hierher. Vor allem ist Homöopathie ihrem Wesen nach Arzneibehandlung, wobei man allerdings den Begriff Arznei so weit wie möglich zu ziehen zugestehen muß. So wissen wir z. B., daß die gräßliche Basedowsche Krankheit mit Störungen im Betriebe der Schilddrüse zusammenhängt, daß man aber diese Störungen nicht wie bei der glänzenden Heilung des Myxödems durch Verabreichung von Thyroxin heilen kann. Auch nicht durch Jod (das Thyroxin ist eine mit Lipoid und Eiweiß organisch verbundene Jodverbindung), ja, derart schädigt und verschlimmert man sogar — das heißt: wenn man die der alten Einstellung gebräuchlichen Mengen verordnet. Geht man aber sehr stark mit den Mengen herunter, so schlägt die Schädigung in Besserung, ja vielfach in Heilung um! Würde man den Mut zu ganz starken Verdünnungen haben, so würde man wahrscheinlich noch bessere Ergebnisse erhalten. Man muß dann aber nicht die Chemikalie Jod, sondern die organische Lipoid-Eiweiß-Jod-Verbindung der Schilddrüse nehmen (Thyroxin). Denn beim Myxödem hilft auch nicht Jod allein, sondern nur die biologisch-organische Verbin-

Digitized by Google

dung aus der Schilddrüse. Hier könnten nun die Haarspalter sagen: Nur die Joddarreichung ist Homöopathie; gibt man Thyroxin, so ist das zum mindesten schon Iso-Therapie, wenn nicht ganz etwas anderes (biologische Organtherapie), wobei nur möglichst starke Verdünnungen verwendet werden. Die Entscheidung darüber aber soll man getrost der Scholastik überlassen.

Jedenfalls muß auch das anerkannt werden, daß in einer Zeit schlimmer medizinischer Scholastik, wo bestimmte Krankheitsbilder als Typen normiert und in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, der Behandlung zugrunde gelegt wurden, die Homöopathie umgekehrt den einzelnen Menschen und seine besondere Reaktionsweise in den Vordergrund stellte. Jeder Krankheitsfall ist ein Fall für sich. Die moderne Medizin hat das auf anderem Wege einsehen lernen, als sie zur höchsten Forderung, zur Konstitutionstherapie, gelangte. Daß die Wissenschaft der Homöopathie oft unzulänglich war und ist, gestehen die wissenschaftlichen Homöopathen selber ein. Ist es denn mit unserer Wissenschaft anders? Und als man seinerzeit der Homöopathie das Schulhaus verbot, war die übelste Folge die, daß sie, die streng wissenschaftlich, ja, mit dem höchsten Experiment, mit dem am Menschen, begonnen hatte, mehr als irgendeine andere Heilrichtung in die Hände der Unberufenen geraten ist.

★

Im handelnden Leben kommt es vor allem auf große Richtungswege an: nicht so sehr auf Wegweiser wie auf gangbare Straßen. Mag in der Philosophie jeder Einzelne seinen Wegweiser mit anderer Richtung in das Unbetretbare aufstellen; die Medizin will tretbare Wege. Und mag man einen solchen Weg durch die Böschungen von Kritik und Skepsis noch so sehr begrenzen, häufig zeigt sich, daß er dennoch weiter geht, als bis zu dem gesteckten Ziele. Kein erreichbares Ziel im Lebendigen kann ja befriedigen. Geht der Weg über das ursprüngliche Ziel hinaus, so kann man allerdings streiten, ob er selber als solcher weiterführt, oder ob er in einen andern schon gangbar gemachten einmündet. Für den Erfolg ist dieser Streit unnütz. Und da hier mehrfach vom Mut gesprochen wurde, so will ich selber zum Schluß auch noch Mut zu folgender Anmerkung haben: Der Satz der Verdünnungen gilt für alle eigentlichen Lebensvorgänge, also nicht nur für den Körper (Physis), sondern auch für die Seele (Psyche). Eine psychische Giftmenge, die die Maximaldosis überschreitet, kann natürlich zu schlimmster Vergiftung führen, aber sonst haben Einflüsse auf die Psyche genau so ihre Kurve wie die auf die Physis, mögen sie an sich giftig sein oder nicht. Das heißt: erstens wirken sie auch in Verdünnungen, und oft stärker als konzentriert; und zweitens haben auch sie ihr Hoch und Tief (ihr Maximum und Minimum); und drittens haben auch sie deren nicht nur eines, sondern mehrere. Die kleinsten Nadelstiche können das Leben verbittern, während umgekehrt der kleine „Hofjungsärger" belebend auf den psychischen Tagesablauf einwirken kann, je nach der Dosis. Vor allem aber die Therapie! Hat man eine psychische Störung entdeckt, so würde man nach den eben entwickelten Grundsätzen nicht versuchen, sie mit ihrem Gegenteil zu bekämpfen, sondern mit ähnlichem oder gleichem. Und das in stärksten Verdünnungen, und, wie das die notwendige Folgerung und Forderung jeder Therapie mit Verdünnungen, was ebenfalls die Homöopathie erkannte, sein muß: mit geduldigen, nicht verzagenden Widerholungen. Was ist denn schließlich die gute Leistung der modernen Psychotherapie anderes? Mit leisen Worten ruft man das Kind immer wieder mit seinem rechten Namen.

Es sei hier ein erstmaliger Vergleich gestattet: Früher versuchte man der Seele das schneidende Gerät, womit sie sich im Spiel immer wieder verwundete, entweder mit Gewalt zu entwenden, oder sie vom Spiele abzulenken. Der erste Versuch war von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt; der zweite konnte stets nur vorübergehend lindern. Jetzt geht man anders vor: in mühseliger Wiederholung bringt man eine kleine Scharte nach der andern in das Gerät, und zwar durch geschickt gelenkten Gebrauch durch den Eigentümer, bis dieser das völlig scharfig gewordene Instrument schließlich von selber wegwirft.

Auch die Psychotherapie hat ihre Grenzen, in der ersten Fassung sogar recht enge. Aber sie teilt mit ihrer physischen Schwester, der Homöopathie, den Vorzug der geistigen Befruchtung mannigfacher Gebiete und den Trost, noch lange nicht am Ende zu sein. Allerdings entwickeln beide unter ihren Anhängern dieselbe blühende Scholastik, gegen die wir Modernen sie ursprünglich gegen die alte Medizinscholastik ins Feld geführt haben. Das entspricht ganz dem Sinne der Tragikomödie des Menschengeistes.

Digitized by Google

Internationale Gartenkunst und öffentliche Gärten deutscher Städte

Von Gartenbaudirektor Gustav Allinger, Berlin-Dresden

Die umfassende Gartenkultur Englands, welche die europäischen Länder im 19. Jahrhundert befruchtete, konnte die englische Gartenbaugesellschaft, die Royal Horticultural Society, wohl dazu verleiten und berechtigen, einmal Gelegenheit zu einem Überblick über alte und neue Gartenkunst zu geben. So fand im Oktober 1928 in London die Internationale Ausstellung für Gartenkunst statt, die trotz des Fehlens einzelner Staaten eine gute Übersicht über die Leistungen der verschiedenen Länder gab. Der Wert der Veranstaltung lag allerdings nicht so sehr in den Vorträgen, die die Ausstellung begleiteten, als in der Möglichkeit, die gezeigten Arbeiten in Plänen, Lichtbildern und Modellen zu gleicher Zeit rasch vergleichen zu können. Denn bei der Ausstellung der vielen Photos und Pläne erhielt der kundige Besucher eine weitgehende Kenntnis von der Gestaltung der tatsächlich vorhandenen Garten- und Parkanlagen und ein Urteil über den Geschmack, die Schulung und Berufsorganisation der Gartengestalter der verschiedenen Länder, wobei auch die Art, wie diese ihr Ausstellungsmaterial darstellten und gruppierten, wichtige Schlüsse zuließ. Da der Sinn für Qualitätsarbeit nur durch intensive Gemeinschaftsarbeit allgemeiner entwickelt wird, wäre es wichtig und förderlich zugleich, einmal eine Untersuchung darüber anzustellen, ob und in welcher Weise die Gartengestalter der einzelnen Länder zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen sind, in welchem Verhältnis letztere zum gesamten Gartenbau des betreffenden Landes stehen, und endlich, wie die Ausbildungsmöglichkeiten für den Nachwuchs der Gartenarchitekten und Landschaftsgärtner beschaffen und vom Staate gestützt sind. Diese Untersuchung erscheint mir als eine der Grundlagen für weitere internationale Arbeit unumgänglich.

Es kann ja gar nicht anders sein, als daß wir im Drange nach Weiterentwicklung den brennenden Wunsch haben, zu ergründen und zu begreifen, welche größeren und inneren Zusammenhänge die seltensten eben-

Wiese mit dekorativen Staudengewächsen im Stadtpark zu Hamburg
(Gartendirektor O. Linne, Hamburg)

Digitized by Google

Blumenanlage vor dem Kreisschen Talhaus in den Rheinparkanlagen der Stadt Köln
(Gartendirektor Giesen und Parkarchitekt Stadtbaurat Nußbaum, Köln)

so wie die selbstverständlichen Ideen in fast ununterbrochener Vielseitigkeit zur Wirklichkeit werden lassen. Ich glaube, daß wir auf gutem Wege zu einer Gartenkultur sind, wenngleich die Entwicklung in den einzelnen Ländern in außerordentlich verschiedenem Tempo vor sich geht; in einigen, wie z. B. in Frankreich, scheint sie sogar einen starken Rückschlag erhalten zu haben.

Die Ausstellung gliederte sich in vier Abteilungen, und zwar: Historische Gartenanlagen bis 1850, Gärten und Parks in Stadt und Land, Gartenplastiken (nur für englische Bildhauer), öffentliche Gärten und Parks in England.

Die zweite Abteilung „Gärten und Parks" war die eigentliche Gartenkunst-Ausstellung, und nur sie war es auch, die den Anspruch auf die Bezeichnung „International" rechtfertigte. Hier waren außer England und seinen Dominions Australien, Indien, Südafrika und Kanada die Staaten Frankreich, Schweden, Nordamerika, Holland und Deutschland vertreten. Dagegen fehlten vollständig Belgien, Dänemark, Rußland, Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, Schweiz, Italien, Spanien, der Balkan und vor allem Japan. Man wird dieses Fehlen als erheblichen Mangel der Ausstellung empfinden müssen, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß von den in der dritten Abteilung aufgestellten 80 Plastiken weit über die Hälfte noch nicht einmal dem Mindestmaß an künstlerischer Höhe entsprachen, die ein internationales, urteilsfähiges Publikum billigerweise fordern kann.

England selbst hatte viel und schönes Bildmaterial gebracht, doch wäre auch hier eine strengere Sichtung von Vorteil gewesen. Australien und Südafrika überraschten durch sehr schöne Bilder ausgezeichnet gestalteter Hausgärten, Indien war mit Entwürfen für typische Architekturgärten mit Wandelgängen, Brunnen und Kanälen vertreten, während Kanada öffentliche und private Anlagen, teilweise unter französischem und japanischem Einfluß, zeigte. Frankreich beschränkte sich wohl oder übel darauf, als seine Hauptaufgabe die Erhaltung und Wiederherstellung der alten großen Schloßgärten in historischem Sinn darzustellen. Schweden hat inhaltlich wie auch in der Aufmachung mit den besten Erfolg zu verzeichnen, da die Art seiner Darbietung auf Laien wie Fachleute gleich anziehend wirkte. Die Vereinigten Staaten von Amerika überzeugten durch eine recht gute Bildauswahl von dem Ernst der Arbeiten der amerikanischen Landschaftsarchitekten. Holland trat am wenigsten diszipliniert auf, obwohl schöne Einzel-

Digitized by Google

Brunnenanlage vor dem Messehof im Rheinpark zu Köln
(Parkgestaltung Gartendirektor Giesen und Parkarchitekt Stadtbaurat Nußbaum, Köln)

heiten unter seinen Sachen waren. — Die deutsche Gruppe konnte sich dank der sorgfältigen Sichtung und Vorbereitung neben Schweden und England in jeder Hinsicht voll behaupten. Ja, man kann erfreut feststellen, daß der Durchschnitt der neueren deutschen Leistungen zumal bei öffentlichen Park- und Gartenanlagen höher steht als in England. Diese Tatsache ist das Ergebnis einer fast fünfzig Jahre bestehenden ideell und praktisch vorwärtsstrebenden Arbeitsgemeinschaft der Gartenkünstler in Deutschland.

★

Betrachten wir deshalb einmal die Entwicklung des deutschen öffentlichen Gartenwesens bis zur Jahrhundertwende näher. Bis um das Jahr 1870 herum waren öffent-

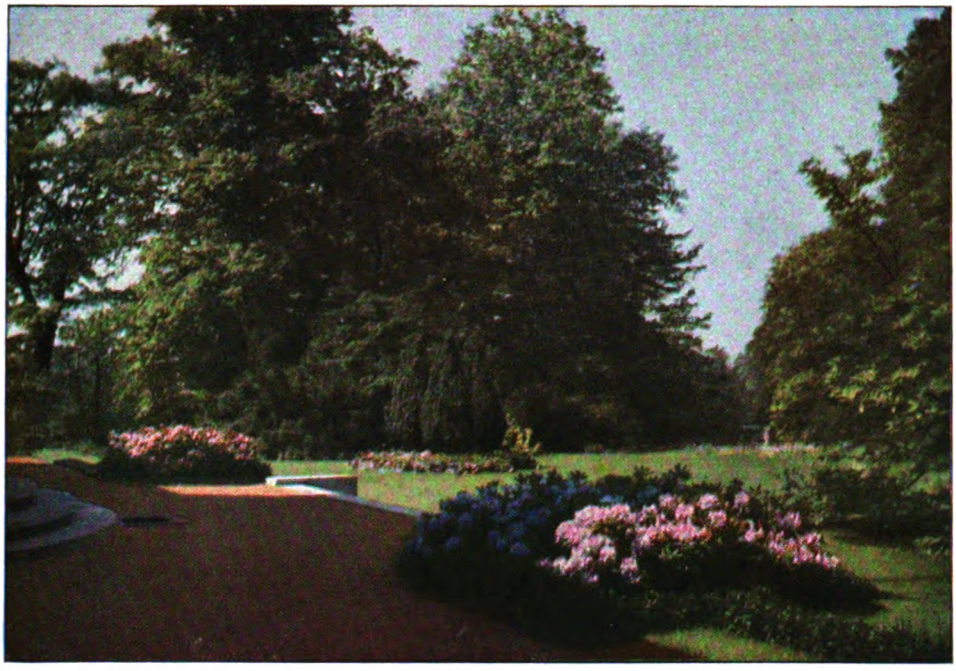
Digitized by Google

Tulpenbeete aus einer Parkanlage der Gartenarchitekten Kayser & Seibert, Heidelberg

liche städtische Gärten und Parkanlagen nur vereinzelt vorhanden. Die damals bestehenden großen Anlagen stammten mit ganz wenigen Ausnahmen aus den beiden bedeutendsten Epochen der Gartenkunst, der Zeit des strengen, „französischen" Stils vom 17. und 18. Jahrhundert und dann aus der Zeit um den Anfang des 19. Jahrhunderts, als der malerisch-landschaftliche Stil, der „englische" Garten, das Ideal der geistig führen-

Wasserturm mit Schneise im Stadtpark zu Hamburg. (Gartendirektor O. Linne, Hamburg)

Digitized by Google



Teil einer Parkanlage der Gartenarchitekten Schnackenberg & Siebold, Hamburg

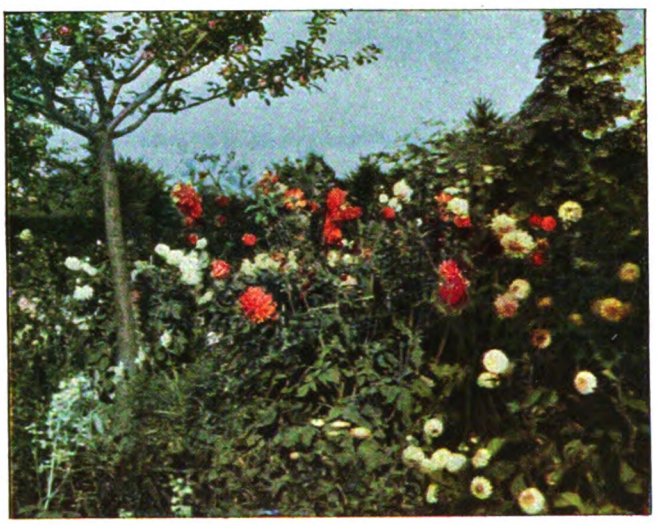
den Kräfte in Mitteleuropa wurde. Die großen Parks, wie z. B. in Herrenhausen, Schwetzingen und Nymphenburg, in ihrer ursprünglichen Form sind in Deutschland für den strengen Stil charakteristisch, während die Parks von Wörlitz, Weimar, Muskau u. a. in der Folgezeit zum wesentlichen Ausdruck des landschaftlichen Stiles, d. h. der idealisierten Landschaft geworden sind.

Fast alle diese Parkanlagen wurden von Fürsten und zu deren ausschließlicher Benutzung angelegt. Für die Bevölkerung der Städte war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nur hier und da einiges geschehen, und hier wäre vor allen Dingen der englische Garten in München als großer Volksgarten zu nennen, mit dessen Ausführung bereits 1790 angefangen worden war. Etwas später, kurz nach 1800, begann man auch in mehreren Städten, wie Bremen, Frankfurt a. M. und Hamburg, die alten Wallanlagen gärtnerisch auszugestalten. Aber erst die nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 einsetzende, durch das rasche Anwachsen der Bevölkerung hervorgerufene mächtige Entwicklung der Städte führte zum eigentlichen Beginn des kommunalen Gartenwesens in Deutschland. Aus den anfänglich zaghaften Versuchen mit der Einstellung des „Stadtgärtners" und der oft zweifelhaften Tätigkeit der allerorts gegründeten „Verschönerungsvereine" erwuchs nun nach und nach vor allem in den großen Städten die gut organisierte städtische Gartenverwaltung. So wurden um das Jahr 1900 bereits alle größeren deutschen Städte in gartentechnischer und gartenkünstlerischer Hinsicht recht gut betreut. In diese Zeitspanne von etwa 1865 bis 1900 fällt die Neuanlage vieler städtischer Volksgärten mit heute dendrologisch teilweise wertvollen Gehölzbeständen, wie z. B. der Volksgarten in Köln, der Bürgerpark in Bremen und der Treptower Park in Berlin. Nebenbei bemerkt, begann damals mit dem Ohlsdorfer Friedhof bei Hamburg im Jahre 1877 auch die Friedhofsgestaltung und Friedhofskultur neue Wege einzuschlagen, gefolgt von Köln mit dem Nordfriedhof und dem auch heute noch vorbildlichen Südfriedhof.

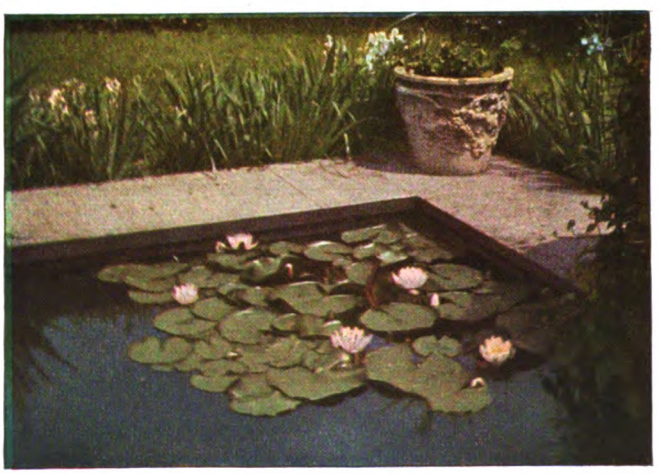
Außer den eben genannten Parkanlagen entstanden in den neuen Stadtteilen größere und kleinere Blumenschmuckanlagen, wobei das aus den fürstlichen Gärten übernommene „Teppichbeet" mit seinen kunstvoll gepflanzten Ornamenten natürlich nicht fehlen durfte. Der Höhepunkt der künstlerischen Gestaltung war erreicht, wenn gar ein Brunnen mit allegorischen Plastiken nach Renaissance- oder Barockmotiven die Schmuckanlage beherrschte. Alle diese städtischen Park- und Gartenanlagen waren, dem Geiste jener

Digitized by Google

Steingarten im Stadtpark Liegnitz. Entwurf K. Christ. Phot. Walther



Aus einem Staudengarten in Aachen. (Gartenarchitekt Theodor Off, Aachen)



Seerosenbecken aus einem Heidelberger Park der Gartenarchitekten Kayser & Seibert, Heidelberg

Zeit entsprechend, vorwiegend dem Wunsche entsprungen zu verschönern oder sie waren dem sittsamen Spazieren bestimmt. Alles in allem war in jenen Volksgärten und Stadtplätzen vor 1900 für die Bevölkerung nicht viel Möglichkeit zu eigener Betätigung in Spiel und Sport auf dem Rasen oder im Wasser, vom Schlittschuhlauf auf Parkteichen abgesehen. In diesem Mangel an Bewegungsfreiheit lag, wie wir heute rückblickend feststellen können, eine große Beschränkung in der Aufgabenstellung für die Gestaltenden. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich nun der Kreis der Grünaufgaben einer modernen Stadtverwaltung bedeutend vergrößert. Der Dezernent und Leiter eines städtischen Gartenwesens hat auf die völlig unveränderte Lebensanschauung und Lebensweise großer Teile der Bevölkerung Rücksicht zu nehmen, er hat deren neue und berechtigte Bedürfnisse in seinen Schöpfungen zeitgemäß zu erfüllen. Zu den früher vorwiegend schönheitlichen Zielen gesellen sich heute Forderungen sozialer Natur, geboren aus der Erkenntnis von der großen Bedeutung der Grünanlagen für die Volksgesundheit sowie Volkstüchtigung in körperlicher und seelischer Hinsicht. So reiht sich an die früheren sogenannten Volksgärten, in denen hinter dem Betreten gleich die Strafe lauerte, nunmehr der wirkliche Volkspark, in welchem jeder nach Herzenslust sich erholen kann, der Volkspark mit großen, weiten

Digitized by Google

Liegewiesen, mit Spiel- und Sportanlagen, mit Freibädern, Wasserkanälen und Planschbecken. Er findet seine Ergänzung durch Kleingärten und Dauerkleingärten sowie Gartensiedlungen und Siedlergärten für Arbeiter, Angestellte und Beamte. Die Kinder erhalten Spielplätze nahe den Wohnungen; die Anlage von systematischen Zentralschulgärten mit Abteilungen für Leben und Heimat der Pflanzen sowie die Arbeitsschulgärten fördern als pädagogische Institute die Erziehung der Jugend. Und von allen diesen städtebaulich wohlverteilten Grünflächen knüpfen sich endlich die Fäden zum Netz und System der Landesplanung.

Es wäre jedoch ein Irrtum anzunehmen, daß alle diese neueren Aufgaben erst nach dem Kriege aufgetreten seien. Nein, die fortschrittliche Entwicklung setzte erfolgreich bereits vor dem Kriege ein. Wiederum waren es Städte wie Köln, Frankfurt, Berlin und Hamburg, die mit der Anlage neuer Volksparks bahnbrechend vorangingen. Die Beispiele Englands und Amerikas fanden hier zum erstenmal Eingang in Deutschland, die Volksparks in Köln-Raderthal und Ehrenfeld, der Ostpark in Frankfurt a. M., der Stadtpark in Hamburg und der Volkspark Jungfernheide in Berlin sind Zeugen dieser Entwicklung.

Nach der Formulierung des Programms für derartige Anlagen, an dem eigentlich alle fortschrittlichen Geister des Volkes mitwirkten, entstand nunmehr für die Fachleute die Hauptaufgabe, die Entwürfe für die Gestaltung und Gliederung der so sehr verschiedenen Grünanlagen aufzustellen, um damit die einwandfreien technischen Grundlagen für die Ausführung zu schaffen und eine harmonisch geschlossene Gesamtwirkung zu erzielen.

Nun fielen aber gerade diese Neuschöpfungen in die schwere Zeit des allgemeinen Umschwungs der Anschauungen über Formgebung der Gärten und Parks. Bis dahin, also das ganze 19. Jahrhundert hindurch, herrschte der landschaftliche Stil vor und drückte fast allen Gartenanlagen, ob es nun ein privater Hausgarten oder städtischer Park war, seinen Stempel auf. Kein Wunder, daß man mit dem Aufkommen des strengen Gartenstils von 1905 an oft in das Extrem verfiel, aus jedem Stückchen Gartenland ein imposantes Versailles erstehen lassen zu wollen, genau so, wie man vorher in einem Gärtchen von 300 Quadratmetern einen großen Naturpark vorzutäuschen versuchte.

★

Bevor und während nun diese Neuanlagen als Einzelobjekte je nach der vorhandenen Geländeeigenheit, nach Klima, Lage und

Trockenmauer (Alyssum) aus einer Anlage der Gartenarchitekten Kayser & Seibert, Heidelberg

Digitized by Google

Die Sommerblumen-Terrasse im Stadtpark Liegnitz von Gustav Allinger. Phot. Walther

Boden mehr oder weniger glücklich gelöst wurden, stellte der neue Städtebaugedanke neue und größere Ziele auf. Die nach langwierigen Berechnungen, wissenschaftlichen Untersuchungen und Studien erkannten Grundlagen des neuzeitlichen Städtebaus und Wohnungswesens rückten die große Bedeutung öffentlicher Frei- und Grünflächen in vorher ungeahnter Weise in den Vordergrund und verschmolzen ein für allemal die Grünpolitik und Grünwirtschaft der Städte mit den lebensnotwendigen Aufgaben der Stadtplanung und zukünftigen Stadterweiterung. Nur wenige Eingeweihte wissen, welche Kämpfe durchgefochten wurden, bis neue Stadtteile ihre öffentlichen Park- und

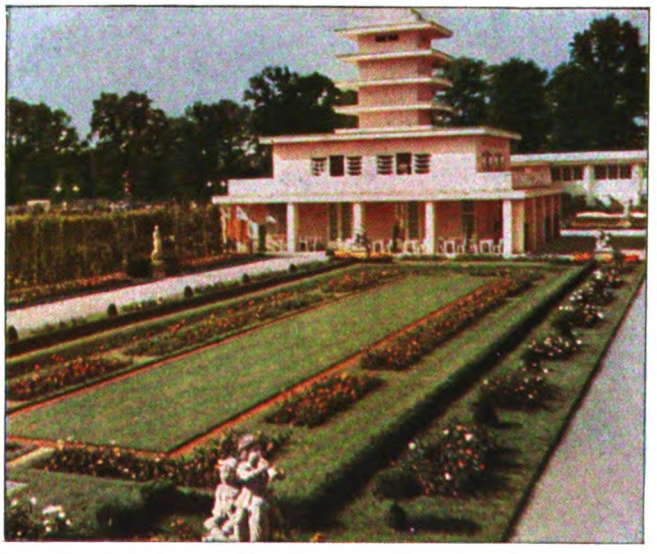
Staudenrabatten aus den Anlagen am Röderberghang in Frankfurt am Main
Von Gartendirektor Bromme

Digitized by Google

Aus einer Hamburger Parkanlage der Gartenarchitekten Schnakenberg & Siebold, Hamburg

Gartenanlagen als einen Teil jener großen städtebaulichen Einheit erhielten, die nur durch sinnvolle Verbindung vieler Ziele verkehrstechnischer, sozialer, hygienischer und ästhetischer Natur erzwungen werden kann. So gesehen ist die Grünfläche in jeder Art eines der wichtigsten Glieder des modernen, wahrhaft lebendigen Stadtkörpers, und die Arbeit derer, welche diese großzügigen öffentlichen Garten- und Parkanlagen erkämpfen und gestalten, wird noch nach vielen Jahrzehnten den kommenden Geschlechtern nützlich und ihrer Gesundheit sehr förderlich sein.

Die Verantwortung für diese Aufgaben ist von den Fürsten vergangener Epochen auf die Städte übergegangen. Die meisten großen Gemeinden haben dies erkannt und sind in der Nachkriegszeit erst recht zur Tat übergegangen, wie z. B. Köln mit seinem neuen gigantischen Grüngürtel, der in der Geschichte kommunaler Grünpolitik einzig dasteht, andere Städte, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt, Hannover, Essen, Dortmund, Nürnberg, Dresden, Leipzig, Mainz, Hindenburg (O.-S.) und andere Industriestädte sind auf ähnlichem Wege vorangegan-



Am „Rosenhof" der deutschen Gartenbau- und schlesischen Gewerbe-Ausstellung in Liegnitz
Nach dem Gesamtentwurf von Gustav Allinger

Digitized by Google

gen oder sind im Begriffe, das Grünwesen neuzeitlich auszubauen.

Es kann nicht der Zweck dieses Aufsatzes sein, auf alle Gruppen öffentlicher Park- und Gartenanlagen einzugehen und sie in Wort und Bild näher zu erläutern. Vielmehr soll heute nur auf solche öffentlichen Gärten hingewiesen werden, bei deren Anlage neben der Gestaltung besonderer Wert auf die Verwendung von Blumen und Pflanzen interessanter Arten gelegt wurde, und dieses Ziel war auch für die Auswahl der Bilder bestimmend.

Denn es ist notwendig, von Zeit zu Zeit das Leben und den Formwillen der Pflanze, den jeder Art schon im Zellkeime innewohnenden Drang zur eigenen Form und deren Auswirkung für die Gesamtanlage etwas mehr in den Vordergrund einer Gartenbetrachtung zu stellen. Der tiefere Grund vielen Mißlingens liegt in dem ewigen Kampf zwischen Form und Inhalt der Gärten, wobei die im unkundigen Gehirn erdachte Form den Eigenwillen des lebendigen Inhalts erdrückt oder ausschaltet, anstatt die wachsende und werdende Pflanze als Einzelwesen oder als Vielheit aus vollem Vertrautsein mit ihren unzähligen Eigentümlichkeiten (in Farbe, Form, Anpassung usw.) soweit als möglich vorangehen zu lassen.

Wer der Pflanze aber nachspürt, um sie aus der Fülle heraus im Gartengebilde verwenden zu können, muß den tausendfältigen Wechsel um so stärker empfinden. Welch unermeßliche Spannung liegt doch z. B. zwischen einer kleinen einjährigen Sommerblume und einem vielhundertjährigen Eichbaum!

Doch nicht nur die Kenntnis von der großen Verschiedenheit der Wuchsform und Wuchshöhe oder der Lebensdauer ist von Bedeutung für die Gestaltung der Anlage. Viel merkwürdiger ist, zumal bei den Blütenpflanzen, die Entwicklung und Erscheinung des Individuums im Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Grade diese Wandlung der Pflanzenerscheinung im Kreislauf der Jahreszeiten wird oft am wenigsten beachtet und so selten bewußt in der Gestaltung der Gärten und Parks zum Ausdruck gebracht.

*

Es ist der breiten Öffentlichkeit noch gänzlich unbekannt, daß sich unsere Zeit von früheren Perioden hoher Gartenkultur in besonderem Maße durch die gewaltige Zahl der neuen uns zur Verfügung stehenden Gewächse und durch neue Blumenschönheit unterscheidet. Der Europäer lernte im letzten Jahrhundert immer mehr neue Arten

Partie im Hammerpark zu Hamburg. (Gartendirektor O. Linne)

Digitized by Google

Staudenkolonie an der Homburger Landstraße mit Dauerkleingartenkolonie bei Frankfurt am Main
Von Gartendirektor Bromme

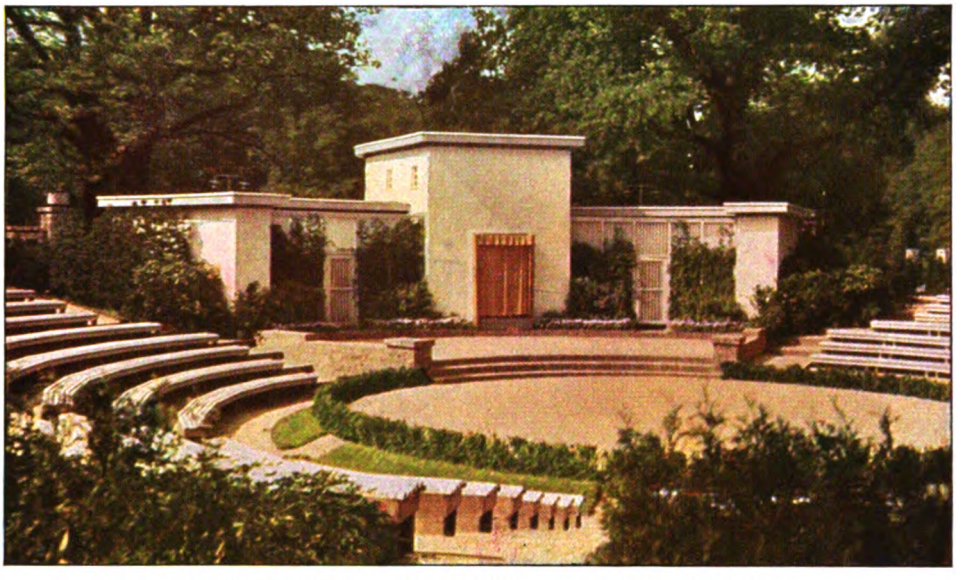
aus fernen Zonen kennen; Hand in Hand damit ging eine ungeahnte Veredelung durch Züchtung und Auslese und damit eine stete Bereicherung seiner Umgebung. Pflanzen, die auch bei uns in der deutschen Landschaft heimisch wurden, sind Zeugen dieser großen Pflanzenwanderung von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil, die auch in der Gegenwart von vielen unbemerkt vor sich geht. Manche Gattungen, wie z. B. Dahlien und Rosen, bergen unübersehbare Entwicklungsfähigkeiten in sich, und wenn man bedenkt, was Züchter oder glückliche Zufälle aus unscheinbaren Blumen gemacht haben, so dürfen wir auch für die Zukunft viel erhoffen. Diese Veränderung, hauptsächlich an winterhart ausdauernden Blütenstauden, an Rosen, Dahlien, Sommerblumen und auch an Sträuchern sind es, die den Blumenliebhaber und Gartenfreund unserer Tage am meisten in Erregung bringen.

Niemals vor unserer Zeit ist der Farbe der Blumen in Züchtung und in Verwendung so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht worden wie heute. Ein Meister wie Ludwig von Sckell, der Anfang des vorigen Jahrhunderts als Gartenkünstler in hervorragender Weise wirkte, erwähnt nur nebenbei und gelegentlich Blumen und Blütenfarben: ihm sind dagegen Bäume und Sträucher, die Töne ihrer Belaubung und ihr Wuchs die wichtigsten Dinge des Gartens und des Parks.

In gleichem Maße vorwärts geht die Auslese in bezug auf Blühwilligkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Frost, Regen und Sturm. Weil nun der wesentliche Inhalt der Gärten lebendig ist und der ihr innewohnenden Form im Wachstum folgen muß, sind wir auch nicht in der Lage, willkürlich damit umzugehen. Es wäre Rückschritt, wenn wir nicht nach Möglichkeiten suchen wollten, die neue Blumenfülle dem ganzen Volk zu erschließen. Dieses Suchen nach neuen Ausdrucksformen für die Pflanzenverwendung ist nichts anderes als das, was auch auf anderen Gebieten der Kunst wie des Daseins vor sich geht, eine Auseinandersetzung mit neuen Lebensbedingungen und mit neuen Materialien.

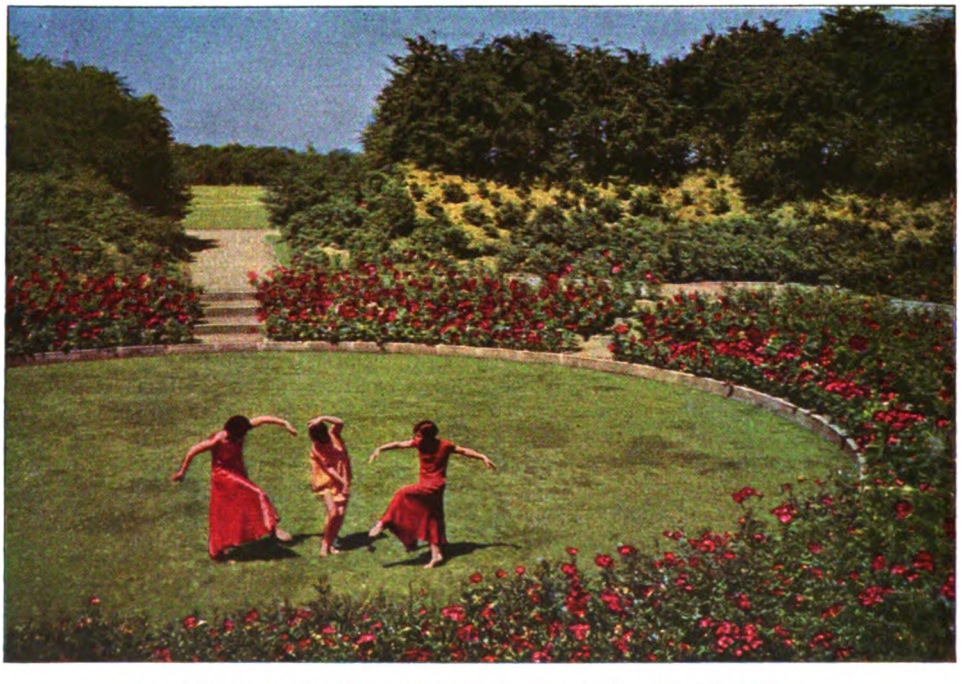
Für die formale Gestaltung der Gärten und Parks spielen natürlich neben dem lebendigen Baustoff der Pflanzen auch Form und Farbe der toten Baustoffe für Mauern, Treppen, Laubengänge, Wasserbecken und ebenso die Eingliederung von Ausstattungs-

Digitized by Google



Blick in das Parktheater des Ausstellungsparks in Dresden (1926)
Entwurf: Gustav Allinger

gegenständen wie Gartenmöbel und Plastiken eine bestimmende Rolle. Über allem aber steht der Zweck, den die öffentlichen Gärten erfüllen sollen und aus welchem heraus sie für die so verschiedenartigen Bedürfnisse der Bevölkerung, für jung und alt geschaffen werden: dem Menschen das Naturgefühl zu erhalten und zu erneuern.



Tanzplatz im Volkspark Köln-Radenthal mit Tanzgruppe Elisabeth Estas
(Parkgestaltung Gartendirektor Encke)

Digitized by Google

In großen Forsten nach geschwinden Regen...

Von Theodor Kramer

In großen Forsten nach geschwinden Regen,
Wie sie im Sommer häufig niedergehn,
Hört man die Stauden deutlich sich bewegen
Und Kraut wie Farne auf vom Moosgrund stehn.
Es hebt der Windbruch an sich hell zu masern,
In Pfades Runsen steht Geröll zu Hauf;
Die Wurzeln glühn, als rissen mit den Fasern
Sie weiter noch die dumpfe Erde auf.

Weit wandert durchs Gestämm der Glanz der Schneisen,
Die bärtigen Flechten glitzern grün und grau;
Es wimmeln rings die roten Waldameisen
Und schleppen Späne zum zerwaschnen Bau,
Auf Brombeerranken schaukeln fahle Zecken,
Erfrischte Dolden schwitzen weißen Seim;
Nackt ziehn von Stein zu Stein die schwarzen Schnecken,
Gestreckt die Fühler und beschwert mit Schleim.

Und stärker als zu andrer Stunde streichen
Im Regendampf, der auf dem Laub verzischt,
Die vielen Würzen, Lohduft der Eichen
Und Holzobstschwall, einher und unvermischt.
Der herbe Duft der wilden Hopfensaaten,
Die fern sich ranken zwischen Saum und Hag,
Schwimmt durchs Gestrüpp, und leicht läßt sich erraten
Ein naher Holzplatz und der Beerenschlag.

Digitized by Google

Intermezzo

Novelle von Wladimir Koschewnikoff

Einen Augenblick blieb Heinrich Mattoni vor einem verhängten Abteil erster Klasse stehen, bevor er den Südexpreß bestieg. Sonst war es seiner Natur fremd, haltzumachen, zu überlegen, zu zögern. Doch diesmal schien ihm eine innere Stimme zuzuflüstern, er möge das Abteil nicht betreten. Aber schon hatte er das Gefühl überwunden.

Der Wagen war halb leer. In einem Abteil schlummerte ein Priester, den Rosenkranz in der Hand, das Gebetbuch und den breitrandigen Hut neben sich auf dem Sitz. Nebenan blätterte ein starker, gutmütig aussehender Herr in einem Magazin mit Aktphotographien. Auf dem Gang verabschiedeten sich eine junge Dame und ein Herr von einer großen, blassen, völlig aufgelösten Matrone, ihrer Schwiegermutter. Es war leicht, ein Abteil zu bekommen.

Auf dem Bahnhof herrschte die übliche Unruhe. Unter Warnungsrufen rollten Gepäckwagen vorbei. Der Zeitungshändler schob seinen Stand mit den neuen Abendblättern den Zug entlang. Mit wichtiger Miene schritt der Beamte mit der roten Mütze auf und ab. An Fenstern und Türen drängten sich die Abschiednehmenden. Als sich der Zug zuerst langsam, dann schneller in Bewegung setzte, fielen die Zurückbleibenden wie Blutegel von den Wagen ab und verschwanden zusammen mit dem düsteren Bahnhof in Nichts.

Dem jungen Diplomaten war der ehrenvolle und ernste Auftrag zuteil geworden, die sterblichen Reste eines ruhmgekrönten Feldmarschalls, der an Altersschwäche unter dem Himmel Italiens verstorben war, nach Wien zu geleiten. Der alte Feldherr macht nun seine letzte Reise in einem eichenen Sarge, der im Güterwagen verfrachtet war. Indes steht sein junger Reisegefährte, Heinrich Mattoni, am Fenster und horcht auf das eintönige Wiegenlied der Puffer, der Räder und des Windes. Nachlässig blickt er in die abendliche Landschaft. Die weißen Häuser, die Weinberge, die leuchtenden Landstraßen, die scharfumrissenen, dunklen Zypressen — es ist alles noch so wie unter der Herrschaft des Augustus oder zu den Zeiten der Renaissance.

Als Mattonis Augen müde wurden vom Sehen, öffnete er die Tür des verhängten Abteils. Am Fenster saß eine schwarzgekleidete Dame, in Gedanken versunken. Flüchtig blickte sie auf, ordnete mit einer leichten Handbewegung ihr Kleid. Sie hatte rassige Füße. Ihr Gepäck war elegant. Mattoni stellte schnell fest, daß er eine Dame der besten Gesellschaft vor sich hatte. Er lüftete den Hut, warf sein Gepäck ins Netz und setzte sich ihr gegenüber. Er entfaltete seine Zeitung nicht, sondern betrachtete die Dame mit wachsender Aufmerksamkeit. Es war höchst reizvoll, wie sie bewegungslos dasaß, kaum merklich die schmalen Augenbrauen hochziehend. Ihre weichen, in schwarze Seide gehüllten Schultern hingen etwas herab. Ihre kleinen, bräunlichen Hände waren bequem gefaltet. Ihre Haltung war, was man sehr selten findet, von einfachster Natürlichkeit.

Erst bei der Mahlzeit im Speisewagen wandte sie sich zum erstenmal an Heinrich mit der Bitte, ihr die Speisekarte vom Nachbartisch zu reichen. Sie sprach französisch. Ihre Stimme war von bezaubernd angenehmer Klangfarbe, klar und rein. Sie bestellte gebratenen Fisch und Pfirsichkompott. Der Kellner schien sie nicht verstanden zu haben, und sie blickte mit heiterem Erstaunen Mattoni an, dann zuckte sie leicht die Achseln und bestellte etwas anderes. Bald war ein leichtes und angenehmes Eisenbahngespräch zwischen ihnen im Gange. Mattoni sagte unter anderm, er glaube, ihr bereits in Künstlerkreisen begegnet zu sein; sie sollte überzeugt sein, daß er sie nicht kenne. Einen Augenblick wurde sie nachdenklich, hob leicht die Brauen, und plötzlich spielte in ihren köstlichen dunklen Augen ein reizender Schalk.

„Vielleicht," erwiderte sie nur.

„War es nicht in Paris?"

„Es ist möglich," antwortete die Dame und wechselte plötzlich das Thema.

Auch sie hatte keinen Augenblick daran geglaubt, daß Mattoni ein Künstler sei. Er hielt sich mit Worten und Bewegungen in allzu straffer Zucht. Er war gewiß noch nicht dreißig, aber viel fehlte nicht daran, und dennoch sah er fast wie ein Jüngling aus, mit seinem lebensfrohen Blick, seinen blendend weißen Zähnen, seiner anscheinend sportgeübten Figur. Er war kein Künstler, aber ein Soldat.

Nach dem Essen verließen sie zusammen den Speisewagen, und Mattoni konnte kaum seiner Dame folgen, so schnell und leicht glitt sie durch den Gang.

*

Der Zug stürmte weiter. Seine Fenster schöpften die Wolken. Er verschlang Dämme und Brücken, zerfleischte den Bahndamm.

Digitized by Google

Heinrich war Meister darin, nachlässig und doch eindringlich Damen angenehme Dinge zu sagen; jetzt blieb er stumm. Es schien ihm, als hätte er seiner Reisegefährtin längst alles gesagt. Doch in Gedanken sprach er mit ihr.

Die Dame bat ihn, ihren Koffer aus dem Netz herauszunehmen und ihn zu öffnen; er enthielt Leckereien, und sie bot ihm an. Mattoni führte als Geschenk für einen Vorgesetzten in Wien einige Flaschen auserlesenen alten Weins mit; er öffnete eine, und nun tranken sie den edlen Tropfen aus silbernen Bechern.

Unmerklich war es dunkel geworden. Mattoni faßte sich ein Herz und fragte: „Wer sind Sie? Woher? Wer erwartet Sie?" Und er fürchtete die Antwort.

Die Dame lachte jedoch nur und meinte, das sei alles völlig nebensächlich, wirklich sei nur eins, und zwar, daß sie beide bis zum Morgengrauen einen gemeinsamen Weg hätten. Alles andere sei Lüge. Doch diese Lüge schien Mattoni äußerst drohend und mächtig, denn in Wien erwarteten ihn und seinen stillen Gefährten, der friedlich im Gepäckwagen schlief, ein feierlicher Empfang, eine Musikkapelle, Volksmassen, Militäraufgebot, Trauerreden, Photographen, Filmoperateure und das ganze Zeremoniell der kirchlichen und weltlichen Beisetzung.

„Dürfte ich wissen, worüber Sie nachdenken?" fragte etwas verwundert die Dame. Mattoni sagte es ihr ganz offen und ernst, wie er sonst nicht gewöhnt war, mit Damen zu sprechen.

„Wem niemals der Gedanke an den Tod kommt, lebt ewig," sagte die Dame.

„Und doch blicken wir immer ins dunkle Ungewiß," sagte Heinrich. „Jeder, der aus dieser Welt scheiden muß, ist bestrebt, eine möglichst tiefe Spur von seinem Erdenleben zu hinterlassen, sei es eine Pyramide, eine Legende, ein Lied oder nur ein paar Buchstaben, in einen Buchenstamm geschnitzt ..." Er verstummte plötzlich, und in seine Augen trat ein veränderter Ausdruck.

„Es erscheint Ihnen unfaßlich, wenn jemand ins Nichts verschwindet. Sie sind verwundert über den Tod, während Sie eigentlich nur das Leben bewundern müßten, dieses unverdient herrliche Geschenk!"

„Wie sonderbar," sagte Mattoni, „wir lieben die Toten häufig mehr als die Lebenden. Stirbt der Mensch, so wächst er, wird bemerkenswert, wie von einem erhabenen Geheimnis umwoben. In den Bestattungsfeierlichkeiten liegt ein Vorschein dieser neuen Glorie."

Im Abteil herrschte eine Weile Schweigen. Nur die Räder ratterten; der Wind, die entfernten Signalpfiffe und alle anderen Geräusche flossen zu einem langgedehnten Lied ineinander. Bei diesem eintönigen Lied wurde in Mattoni die Erinnerung an seine erste, längst vergessene Liebe wach, die sich auch in Italien und im Zuge abgespielt hatte. Er war damals dreizehn Jahre alt, und seine kleine Reisegefährtin war ein schwarzäugiges Mädchen gewesen, in hellblauem Kleid und mit einem gleichfarbigen Band im glänzenden, weichen Haar. Damals wagte er es nicht, seine Liebe zu gestehen, und schrieb nur ihren Namen auf das Fensterglas: „Gemma!" Er nannte wie verträumt halblaut den Namen.

„Wer ist das?" fragte fast streng die Dame.

„Das sind Sie . . ."

„Einverstanden," erwiderte sie lachend.

Er konnte sich nicht sagen, was ihn am meisten anzog: ihr klarer, leuchtender Blick, ihr Formgefühl, ihre Heiterkeit, ihre Kunst zu plaudern, ihre Stimme.

Der Zug beschleunigte sein Tempo, es schien, als wolle der Zugführer längstvergangene Tage einholen. Die Gänge waren hell erleuchtet.

„Gnädige Frau, wie darf ich Sie nennen?"

„Sagen Sie doch Frau Gemma."

„Ich muß Ihnen gestehen . . ." Er neigte sich dicht zu ihr, sie wich nicht zurück.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, der Schaffner erschien und meldete die nächste Station. Mattoni hörte nichts, er sah nur ihre dunklen Augen und ihre Lippen.

Die Dame dachte: ‚So kann die Reise nicht fortgesetzt werden. Ich muß morgen früh in Wien allein eintreffen.' Sie sagte daher kühl und gelassen: „Sie werden noch einmal meinen Koffer aus dem Netz nehmen müssen. Ich steige aus."

Mattoni begriff nicht, wollte nicht begreifen. „Ich dachte es mir schon, steigen wir aus. Wohin sollen wir auch noch fahren?" Er setzte, immer dringlicher und dreister, hinzu: „Ich werde allmählich verrückt . . ." Es folgten einige unverständliche Worte, da ein Gegenzug vorbeibrauste. „. . . Sonst erschieße ich mich."

„Dadurch können Sie mich nicht einschüchtern," sagte die Dame stolz. „Töten Sie sich. Doch ich verbiete es Ihnen, mir zu folgen."

Der Zug brauste in die Halle. „Sie bleiben hier," sagte die Dame. „Leben Sie wohl."

„Auf Wiedersehen," sagte Mattoni mit unaussprechlicher Liebenswürdigkeit und gro-

Digitized by Google

ßer Zurückhaltung und fügte leise hinzu: „Wann?“

„Niemals,“ antwortete sie.

„Nein,“ rief Mattoni. „Sie gestatten, gnädige Frau, daß ich wenigstens Ihre Sachen bis zum Auto bringe?“

Die Dame sagte nichts mehr.

Als sie durch die Bahnsperre schritten, achtete Mattoni nicht darauf, daß seine Reisegefährtin ihr Fahrkartenbüchlein zurückerhielt. Draußen stand eine lange Reihe Hoteldiener. Die Dame wandte sich zerstreut an den ersten besten — man sah es ihr an, daß sie nicht wußte, was sie anfangen sollte. Mattoni half ihr beim Einsteigen und setzte sich ebenfalls in den Hotelwagen. Sie schien seine Gegenwart nicht zu beachten. Die Pferdehufe dröhnten über das Pflaster. Im Städtchen war es nächtlich still und leer. Mattoni und Frau Gemma — so nannte er sie in Gedanken — wechselten kein Wort. Er hatte seinen schönen Kopf tief gesenkt. Das Licht der Straßenlaternen streifte seinen glatten Scheitel, und die Dame fühlte allmählich eine eigenartige, fast mütterliche Zärtlichkeit zu diesem Menschen in sich aufkeimen, ein Beweis innigster Frauenliebe.

Als der Wagen hielt und der Diener den Schlag öffnete, waren sie wie erstarrt vor Überraschung: vor ihnen lag im Licht des Sternenhimmels und ferner Leuchttürme das Meer.

„Seien Sie nicht böse auf mich,“ sagte Mattoni. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel. Er ließ seinen Blick nicht von ihr, bis sie ihm die Hand reichte. Er machte eine nicht zu lange dauernde Verbeugung und küßte diese Hand.

★

Das Hotel stand inmitten eines prachtvollen, tropenähnlichen Parkes. Unter Riesenpalmen, Zypressen und Magnolienbäumen schimmerten undeutlich blasse Blumen, Bildsäulen und Gartenbänke.

In seinem Zimmer angelangt, setzte sich Mattoni in einen tiefen Klubsessel; noch nie fühlte er sich so sicher, so glücklich, noch nie hatte ihn die Liebe so gewaltig ergriffen.

Nachdem Frau Gemma und Mattoni sich umgekleidet und gespeist hatten, unternahmen sie einen Spaziergang. Sie wanderten bis zum Leuchtturm. Heinrich wollte bis an den äußersten Rand treten, doch Frau Gemma ergriff seine Hand und fragte, ob er nicht umkehren wolle. In den Wellen spiegelte sich das rote Licht wie frisches Blut. „Fürchten Sie sich?“ fragte Mattoni.

In dieser Nacht atmete man besonders leicht; man fühlte sich von einer zärtlichen und wohlgeneigten Natur umgeben.

Wovon sprachen sie in dieser einzigen Nacht? Nur Sterne und Steine lauschten ihren Worten. Der Leuchtturm mit dem blutroten Licht schaute auf sie herab. Auf den dunklen Wogen zitterten lebendige Rubinen, eine leichte Brise trug vom Ufer die Klänge eines Orchesters herüber, den Hauch eines fernen Festes.

„Ich gehe heim, bin müde von der Fahrt. Ich danke Ihnen . . . Ich werde gar oft an diesen Spaziergang denken,“ sagte endlich Gemma.

Sie gingen auf Umwegen heim. Sie kamen über den Fischer- und Handelshafen, an Schiffsdocks und Speichern vorbei, durch enge Gassen mit lockenden, schiefen Tavernen, aus denen Musik, Zank und Streit erschallten. Die Hafenmole besaß kein Geländer; Segler mit schlanken Masten waren an den Pfeilern befestigt. ‚Woher sind die hier alle zusammengeflogen und wohin trägt sie morgen der Wind?‘ dachte Mattoni. ‚Doch unsere Begegnung ist noch zufälliger.‘ Neben den leichten, zum Himmel ragenden Segelschiffen lag ein schwerer, fast unförmiger Schnelldampfer. Im Hafen roch es nach Fischen, Spänen, feuchten Säcken, Teer, Obst. Es war, als ob die Gerüche der ganzen Welt hier zusammengeschleppt wären.

„Ich muß morgen früh aufstehen,“ drängte Gemma.

„Warum früh? Wir werden morgen und noch lange, lange hier leben,“ sagte Mattoni. „Wo soll ich sonst hin?“ Doch Gemma begann merklich unruhig zu werden.

„Schauen wir mal hier hinein.“ Heinrich wies dabei auf eine geräuschvolle Hafentaverne, die den Namen „Die weiße Taube“ trug. Heinrich machte einige Schritte und stieß mit dem Fuß die morsche Tür auf. Streitende Stimmen klangen ihnen entgegen. Alles schwamm im dicken Tabakrauch. Zwei Matrosen mit gekrümmten Nasen spielten Billard unter einer niedrighängenden Petroleumlampe; ringsum klirrten Gläser, jemand pfiff einen abgeleierten Foxtrott, während die anderen tanzten.

„Sie sind wahnsinnig! Ich gehe auf keinen Fall hier hinein, niemals!“

„Heute muß alles ungewöhnlich sein,“ sagte Heinrich. „Wovor haben Sie Angst? Sie sind doch mit mir.“

„Ich danke. Gehen wir heim.“

Sie war ganz still, als sie den Hotelgarten erreichten, der mit seinen grauschimmernden Rasenflächen und dunklen Alleen besonders groß und prachtvoll erschien. Der die Proserpina raubende Pluto warf einen Riesenschatten, und sie blieben einen Augenblick im Schattenkegel stehen.

Digitized by Google

Über dem Meere wurde es bereits hell. Nun lag es grau und kalt in lila Dämmerlicht. Schwarz rahmten es die mächtigen Bäume. Heinrich richtete sich auf und lauschte, ob Gemma nicht erwacht sei. Ihr Gesicht schien im Schlaf noch schöner, noch jünger.

Mattoni ging, so wie er war, in Pyjamas, an den Meeresstrand. Um diese Stunde waren Himmel und Wasser ineinandergeflossen. Regungslos lag das Weltall da, wie ein reiner Topas.

Im Augenblick, als Mattoni ins Wasser springt, erwacht Gemma, erkennt kaum ihr Zimmer, setzt sich rasch aufrecht und erinnert sich, daß sie um Mittag schon in Wien erwartet wird. Ihr Mann wird auf der Bahn verzweifelt sein. Die Verwandten des Mannes, die sie gestern auf den Bahnhof begleitet und ihm die Ankunftsstunde gedrahtet haben, werden endlos über diese Verspätung klatschen. Doch dies wäre alles Nebensache. Das Gefährliche liegt darin, daß sie überhaupt nicht fort will! Soll sie wirklich dieses Meer und diesen wahnsinnig verliebten Österreicher verlassen? Soll sie noch einen Tag bleiben? Doch dann würde sie überhaupt nicht mehr fortkommen, das fühlt sie; dann würde er mit ihr alles tun können, was er will.

*

Heinrich war ein geübter Schwimmer und glitt ohne Anstrengung, schnell und leicht vorwärts. Mit der Entfernung umschloß ihn die Stille ringsum enger und fester. Das Wasser wurde kälter, und er spürte den eisigen Hauch des offenen Meeres. Ihm schien es, als sei er tot und gleite durch blaue Leere; es gibt weder einen Körper, noch Erde, noch Leben, noch Erinnerungen!

„Lebe ich noch oder bin ich neu geboren?“ Plötzlich wuchs aus der nebligen Tiefe dieses gigantischen, matten Spiegels lautlos und weiß ein einsames Segel wie der Flügel eines Engels. Ganz nah schwebte es an Heinrich vorüber und plötzlich erstrahlte es. Heinrich begriff, daß die Sonne aufging. Der weiße Verkünder des beginnenden Tages entschwand allmählich und hinterließ nur eine blaue Parabel auf der Oberfläche.

Indes war Gemma vom Bett aufgestanden und begann, ohne einen Augenblick zu verlieren, ihre Sachen zu packen. Sie überlegte nicht mehr, fragte sich nichts mehr; ihre Hände vollführten nur Bewegungen eines lebenden Automaten.

Als sie fertig war, trat sie auf die Terrasse des Hotels.

„Der Herr ist weit ins Meer hinausgeschwommen,“ meldete ihr aufmerksam der Diener. „Darf ich der gnädigen Frau das Fernglas reichen?“

„Erreiche ich noch den Schnellzug nach Wien?“ fragte die Dame, als ob sie nichts gehört hätte.

„Gnädige Frau müssen sich sehr beeilen.“

„Können Sie gleich ein Auto beschaffen?“

„Aber gewiß, gnädige Frau,“ sagte der Diener verletzt.

„Ich warte,“ erwiderte die Dame mit großer Mühe, als überwinde sie das letzte Hindernis. „Hier haben Sie. Begleichen Sie meine Rechnung und bringen Sie meine Sachen.“

Als der Diener gegangen war, wandte sie sich dem Meere zu und schaute mit namenlosem Blick in die herrliche Morgenstimmung, blickte dann aber weg, weil die Tränen sie überwältigten.

*

Heinrich schwamm langsam weiter, ohne aufs Ufer zurückzusehen. Er legte sich auf den Rücken nud fühlte sich zauberhaft verschmolzen mit der ganzen Welt. Er war glücklich, wesenlos und unsterblich. Zuweilen machte er leichte Bewegungen mit den Armen und den Füßen, wenn sein Körper tiefer sank. Endlich kehrte er um, doch konnte er das Ufer nicht erblicken. Vor ihm leuchtete flüssiges Gold. Er war geblendet vom ungewohnten Glanz.

Als er nachschauernd und glücklich, mit nassem Haar und offenem Kragen über ein großes Rosenbeet sprang und die Hotelterrasse querte, wandte der Diener sich von ihm ab und wich seinem Blick aus. Im Speiseraum frühstückten die Gäste. Er eilte, sich umzuziehen, wählte seine schönste Krawatte, weite, weiße Beinkleider und einen weißen, rotgefaßten Pullover. Als er den Riemen der Armbanduhr am Handgelenk festzog, fiel sein Blick auf den Zeiger, und er stockte: in einer Stunde mußte der Sarg des Feldmarschalls in Wien eintreffen, Mattonis hohe Vorgesetzten würden auf dem Bahnhof ihn erwarten. Er konnte diesen Gedanken nicht zu Ende denken; es fehlte ihm einfach der Mut dazu. Es blieb ihm nur ein Ausweg, und zwar im Zimmer Gemmas Vergessen zu finden.

Mattoni klopfte an ihre Tür. Er wiederholte das Klopfen und drückte auf die Klinke. Doch glaubte er, sich im Zimmer geirrt zu haben, so leer sah es aus. Die Fenster waren verschlossen, die Bettücher entfernt, die Möbel symmetrisch und leblos hingestellt. Und merkwürdig, Mattoni verstand sofort, daß gerade dies geschehen war, das Aller-

Digitized by Google

schlimmste. „Ich Tor!“ stöhnte er und war im Augenblick wieder auf der Terrasse.

„Wo ist gnädige Frau?“ fragte er den Diener. „Wo ist Frau Gemma?“ wiederholte er, wobei er vergaß, daß er ihren wahren Namen nicht einmal wußte.

„Ich weiß es nicht, mein Herr.“

Mattoni hätte ihn am liebsten auf der Stelle erdrosselt. Im selben Augenblick erschien in der Allee das Auto, das seine Aufmerksamkeit ablenkte.

„Haben Sie eine Dame zur Bahn gebracht?“ fragte Mattoni den Chauffeur. „Sie werden mir antworten!“ rief er erregt.

Der Diener und der Chauffeur starrten ihn verwundert an. Mattoni besann sich, daß er ihnen lächerlich erscheinen müsse, und wandte sich ab, bevor er eine Antwort erhielt. Aus dem Hotel kamen Leute und wanderten fröhlich plaudernd zum Strand und zu den Tennisplätzen. Alles, alles lachte über ihn, die Sonne, die weißen Bänke, die aufsteigende Fontäne. Zwei herrliche englische Pferde wurden an die Terrasse vorgeführt. Mattoni streifte sie mit einem Kennerblick, wandte sich aber zur Seite und begegnete einer Amazone, die rasch die Treppe hinunterlief, eine kurze Peitsche mit Bernsteinkopf in der Hand. Ein stattlicher Herr mit orientalischen Gesichtszügen eilte hinter ihr her. Mattoni schaute ihr gerade in die Augen. ‚Ihr seid alle gleich,‘ dachte er. Sie lächelte ihm flüchtig zu. Er schritt mit ungleichem, ungewohntem Gang zur Tür hinaus. In seinem Zimmer angelangt, ließ er die Gardinen herunter, das Licht und die Feierlichkeit dieses Gartens waren ihm unerträglich. Das Zimmer hüllte sich in Dämmerung ein, und Heinrich hatte bald das Zeitmaß verloren. Er dachte hartnäckig und zornig immer an das eine, an diesen furchtbaren und unverdienten Verrat.

Wozu fliehen, warum sich nicht aussprechen? Hat sie sich denn so vor ihm gefürchtet? Oder fürchtete sie sich vor sich selber? Von ihr konnte man einen derartigen Schritt nicht erwarten. Vielleicht hat sie einen Zettel hinterlassen oder wollte irgend etwas durch den Chauffeur bestellen? Heinrich streckte die Hand zur Klingel aus, drückte aber nicht auf den Knopf. ‚Lächerlich, nachzufragen! Es ist ja auch alles gleich. Jetzt ist es klar, daß es sich für sie nur um einen gewöhnlichen Flirt handelte, um ein angenehmes Abenteuer, ein kleines Reiseintermezzo.‘

Endlich sank er in einen krankhaft-festen Schlaf und sah sich von lustigen Kollegen umgeben. Einer von ihnen, ein kleiner und beweglicher, der ihn früher ganz besonders beneidet hatte, sagte: ‚Nun, du Held! Ganz Wien spricht über dich.‘ — „Und du scheinst dich für mich zu freuen,‘ erwiderte Mattoni. — ‚Gewiß,‘ lächelte der Kollege und drohte mit dem Finger. ‚Hast schöne Streiche gemacht, mein Junge! Verrate jetzt, wer ist sie? Mache keine Leichenbittermiene; das Begräbnis hast du doch verschlafen. Sage mal, ist sie sehr schön? Du hast immer Glück bei den Schönheiten gehabt. Interessant wäre es doch zu erfahren, für wen du so viele Dummheiten gemacht hast . . .‘

Mattoni erwachte und konnte sich keine Rechenschaft geben, ob dies ein Traum gewesen oder Wirklichkeit. Und weiter träumte er von der Totengruft des Feldmarschalls, und er, Mattoni, steht Wache. Die Tür geht auf, und die Tochter des Feldherrn tritt ein, um am Sarge des Vaters zu weinen. Sie ist ganz in Schwarz, ihr Gesicht ist bedeckt, aber Mattoni erkennt sofort Gemma in ihr. ‚Warum hast du nicht gesagt, daß du nach Wien fährst? Wir hatten denselben Weg. Jetzt aber ist es zu spät.‘ — ‚Gar nicht zu spät.‘ Sie wirft die Spitze vom Gesicht zurück. ‚Wollen wir entfliehen?‘ drängt sie ihn. ‚Wir kehren an das Meeresufer zurück.‘ Um die Familiengruft dehnt sich unendlicher Wald. Gemma ist weit voran, aber jemand faßt Mattoni um den Hals. ‚Du hast dumme Streiche gemacht, mein Junge. Sage, ist sie sehr schön? Fürchte dich nicht, ich werde ihr nicht nachjagen . . .‘

Mattoni erwachte wieder und erinnerte sich an alles. Er fühlt, daß er gar nicht ausgeruht hat, die Gedanken sind noch verworrener . . . Mit Mühe riß er die Lider auf, und es schien ihm im Zimmer dunkler geworden, als wäre der Abend angebrochen.

Er lag noch ziemlich lange, mit dem Schlafe kämpfend. Er fürchtete sich vor diesen bedrückenden Träumen und fürchtete die Wirklichkeit. Dann zwang er sich zum Aufstehen, zog die Gardinen zurück und stöhnte auf vor Neid und Qual. Ein herrlicher Tag ging zur Neige. In dieser Stunde war die Beleuchtung besonders prächtig. Vor dem Hotel leuchteten kostbare Blumen, Palmen, Orangen- und Lorbeerbäume. ‚Erst gestern sind wir beide zusammen hierher gekommen,‘ dachte Mattoni, ‚jetzt ist dieses Hotel einem Mausoleum ähnlich, ich muß weg!

Er fing an, seine Sachen eilig in den Koffer zu packen, zählte das Geld nach, wechselte Hemd und Socken, blieb dann einen Augenblick lang stehen. ‚Ich glaube, ich habe nichts vergessen . . .‘

Er trat ans Fenster, durch welches man die in der Mittagssonne gleichsam erstarrten Bäume sah; dahinter flimmerte das Meer in ungezählten Diamanten. Unten vor

Digitized by Google

dem Fenster stand auf frischem Rasen der Raub der Proserpina, es schien, als wolle Proserpina sich mit ihren weißen Armen an die Sonnenstrahlen klammern. Heinrich betrachtete die grauen Adern an ihren ruhenden Knien und dem nackten Busen. Proserpina hat weiße, verweinte Augen und kann daher, ohne zu niesen, in die Sonne blicken.

Heinrich sah sich um und sagte: ‚Für wen habe ich das alles getan? Das weiß ich auch selbst nicht. Wo ist sie jetzt? Man lacht über mich in Wien, und dennoch beneiden meine Freunde mich wahrscheinlich, bilden sich ein, daß ich alles auf der Welt vergessen habe und nie wieder zurückkehre, nie wieder . . .'

Mattoni ging durch das Zimmer und begegnete im Spiegel seinem blassen Gesicht. Er betrachtete sich mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit. War es dieses Gesicht, das vor wenigen Stunden noch übermütig ihm entgegenlächelte, als er die große, festlich geschmückte Treppe des Hotels hinaufstieg?

„Ich muß fort von hier . . ." sagte er. Der warme Wind hat den Spitzenvorhang hochgespannt, als ob diese feierliche und klare Welt von draußen durchs Fenster eintreten wollte. Auf dem tiefblauen, abendlichen Meere glitzerten und tanzten noch die Sonnenreflexe.

Mattoni jedoch sah dieses ewige Blau nicht, er schaute in eine andere, düstere Welt.

*

Ein heimliches Raunen schien die Nacht zu beleben, von überall tönte ein Rattern, Knirschen und Zischen, unbekannte neue Laute wurden geboren und wuchsen zu ungeheuren Melodien heran, als wenn Tausende von Dämonen in der Finsternis erwachten und hinter dem Zuge her zu jagen schienen.

In diesen schwankenden und stöhnenden Wagen aber war alles in tiefen Schlaf versunken, und es herrschte dort mitternächtliche Stille. Niemand schritt durch den Gang. Es klapperte keine Tür, es war keine Menschenstimme zu vernehmen, nur diese nächtlichen, unheimlichen, metallenen Stimmen der Räder, der Wagenpuffer und das Sausen des Windes.

Mattoni stand, das Gesicht an die kalte Glasscheibe gepreßt, ohne etwas zu sehen. Die strahlende Tageswelt war verschwunden, ihre golden-kristallene Pracht war ins Nichts versunken, und nur diese Nacht mit ihrer gähnenden Finsternis war geblieben, in die der donnernde Zug haltlos hineinraste.

Am Fenster zogen Rauchwolken vorüber, vom Funkenregen des Lokomotivfeuers gerötet.

Hier und da schienen die Sterne aufzutauchen und zu verschwinden. Und dann von neuem Dunkelheit, von neuem donnerndes Getöse, tausendstimmiges Echo. Jetzt ging es durch Wälder und Felsen . . .

Alles im Leben ist vergänglich, zerbrechlich, unwiederbringlich, doch gibt es Erinnerungen, die niemals verblassen — die Begegnung mit Gemma, ihr Lächeln, ihre Stimme! . . .

Unerschwinglich ist die Liebe und grausam einfach — der Tod — die letzte Entsagung. Wer kann diese beiden erfassen!

Zu einem Blumenstrauß. Von Hermann Hesse

So wie der Menschen Ungestüm und Schuld
In jede Stunde unsres Lebens dringt
Und uns zu Mitschuld oder Leiden zwingt,
So strömt Natur mit freundlicher Geduld
Aus hundert Quellen ewig zu uns ein,
Blickt uns aus Tier, Baum, Blume mahnend an,
Ist immer ganz und schön und ohne Wahn,
Kennt keine Hast, kein Unrecht, keinen Schein.
Mit ihren Blumen, die uns sanft umwerben,
Lehrt sie uns schuldlos leben, schmerzlos sterben.

Digitized by Google

Große Berge und ihre Bezwinger

Von Jos. Jul. Schätz

Im Sommer des Jahres 1834 stürzte in eine tiefe Schlucht des oberen Sixtales ein Greis, dessen Gebeine nie gefunden wurden, weil sein Tod neunzehn Jahre lang ein Geheimnis bleiben mußte. Er war schon zu seinen Lebzeiten ein berühmter Mann, und seine Tat wird gleich der eines Kolumbus oder Nansen noch Jahrhunderte und Jahrtausende überdauern. Er hieß Jacques Balmat.

Jacques Balmat. Ein Chamoniarde, ein Gemsenjäger. Wer nennt heute den Namen dieses kühnen Mannes und wer weiß um die Kühnheit seiner Tat, mit Ausnahme der wenigen, die in der Geschichte des Alpinismus bewandert sind? Einige Fremdengäste von Chamonix allenfalls noch. Denn dort steht ein Denkmal, das zwei Männer darstellt, die in heiliger Scheu ihr Angesicht erheben zu dem Ziele über den Wolken: Horace Benedict de Saussure, der Gelehrte, und Jacques Balmat, der Jäger, dem der König von Sardinien den Adel sandte: „Balmat du Montblanc".

Es war im Jahre 1786, Ende Juni, als der einsame Balmat in den oberen Firngebieten des Montblanc zwei Tage und zwei Nächte umherirrte auf der Suche nach einem Weg zum Gipfel. Da kamen drei Leute aus Chamonix herauf, Führer, die sich ebenfalls den Preis verdienen wollten, den Saussure für denjenigen ausgesetzt hatte, der den Gipfel eroberte. Balmat schloß sich ihnen gegen deren Willen an, und gemeinsam erreichten sie den Fuß des Firngrates der Bosses. Aber da gaben sich die drei Führer geschlagen. Sie, die nichts trieb als die Sucht nach klingendem Lohn, traten den Heimweg an, das Feuer des Mutes verlosch ihnen vor den ungeheuren Eiswüsten, auf die sich schon die Dämmerung senkte, — Balmat, der Vierundzwanzigjährige, dem noch etwas Höheres die Seele füllte als nur die Aussicht auf den Preis, — er blieb allein, Balmat kletterte noch über den Abgründen der Tiefe empor, mußte wieder absteigen, durch zerrissene Eishänge einen neuen Pfad suchen, wieder aufsteigen, bedroht von absturzbereiten Wächten, bis er an den Fuß der Kuppe des Montblanc gelangte. Damit stand der Weg zum Gipfel des Montblanc offen. Aber Dunkelheit und schlechtes Wetter schlugen Balmat zurück. Am Rande des großen Bergschrundes, in 4300 Meter Höhe, verbrachte er unter schwerem Leiden die Nacht, nachdem er bereits die Anstrengungen zweier Tage und zweier Nächte im Eis hinter sich hatte. Man muß sich vergegenwärtigen, was es heißt, in solchen Höhen drei Nächte schutzlos im Freien zu verbringen und dann bei der dritten den Körper noch so in der Gewalt zu haben, um nicht einzuschlafen. Allein wie Balmat bis dahin glücklich den Lawinen und der Tücke der Spalten entgangen war, so entging er nun der Gefahr des Erfrierens, indem er zitternd und zäh gegen die Macht des Schlafes kämpfte. Es war eine schwarze Nacht, ein Schneesturm war aufgezogen, Lawinen brüllten irgendwo, und die Kälte fraß sich erbarmungslos ins Mark des Mannes, der nichts ahnend eine lange, lange Nacht in einer fürchterlichen Lawinenrinne verbrachte, die später manches Menschenleben forderte. Es war die „ancien passage", ein Weg, der heute verfemt ist. Doch schien selbst der Tod über diesen Mann keine Macht zu haben. Am andern Morgen wankte er erschöpft nach dem Dorf Chamonix hinunter — mit einem neuen Plan zur Erreichung des Gipfels im Herzen.

Balmat behielt das Geheimnis seiner Entdeckung für sich, er wollte den „Weißen Berg" besiegen, niemand dürfte ihm zuvorkommen. Aber wie wollte er beweisen, daß ihm die Tat gelang? Daß ihm niemand glauben würde, wußte er. Er brauchte einen Zeugen. Mit den Führern, die ihn dort oben im Stich gelassen hatten, wollte er nicht gemeinsame Sache machen. Auch ließ das sein Ehrgeiz nicht zu. Der Berg, für den er hundertmal das Leben hingeworfen hatte, gehörte ihm, und niemand sollte sich mit ihm in den Ruhm seiner Eroberung teilen. Da vertraute er sich Michael Paccard an, dem Arzt der Benediktinerabtei von Chamonix. Er erbot sich, diesen auf den Gipfel zu führen, lehnte aber das Ansinnen Paccards, zur Sicherheit noch fünf Führer mitzunehmen, entschieden ab. „Monsieur, vous monterez avec moi seul ou vous ne monterez pas." Sie gingen — und siegten. Am 8. August 1786 betrat Balmat zunächst allein den Gipfel des Montblanc, dann holte er Doktor Paccard, der wegen Erschöpfung bei der Trümmer-Insel der Petits Mulets zurückgeblieben war, und führte ihn auf den höchsten Punkt des gewaltigen Berges. Es war ½7 Uhr abends, als Balmat auf 4810 Meter Höhe seinen Bergstock mit dem Taschentuch schwenkte. Die Sehnsucht seines Lebens, die Träume vieler Nächte, sie fanden Erfüllung durch die kühne Tat. Unten aber in Chamonix, wo man den Vorgang mit einem Fernrohr beobachtet hatte, lief die Kunde jubelnd von Tür zu Tür, von Hütte zu Hütte: Der Montblanc ist besiegt!

Ein Jahr darauf betrat dann auch Saussure mit einer Gesellschaft von 20 Personen, die Balmat anführte, den Gipfel des Montblanc, wo er sich vier Stunden lang physikalischen Beobachtungen hingab. Dem weltbekannten Gelehrten Saussure kommt insofern ein unvergängliches Verdienst an

Digitized by Google

Die Sphinx von Zermatt: Das Matterhorn. Phot. A. Klopfenstein

der Eroberung des höchsten Alpengipfels zu, als er die erste Ersteigung veranlaßt hat, und — dies ist das Merkwürdige — zu einer Zeit, da alle hohen Eisberge noch mit dem Nimbus des Schrecklichen umgeben und unerstiegen waren. Saussures Montblancbesteigung wurde allen späteren Forschungsreisenden ein leuchtendes Vorbild, denn „er setzte das Leben ein, um der Wissenschaft Dienste zu leisten. Daher spielt der Montblanc eine Rolle in der Geschichte der Naturforschung sowohl, wie in der des Alpinismus; dank einem Saussure, aber auch dank einem Jacques Balmat".

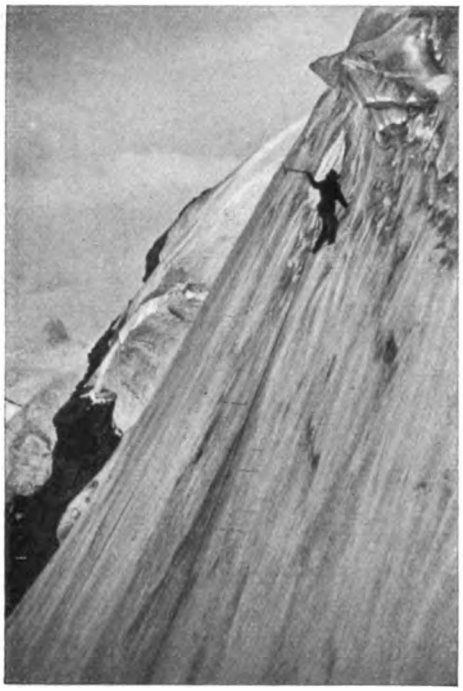
Im Alter von 72 Jahren ging Balmat, ein phantastischer Mensch, auf der Suche nach einer Goldmine im Sixttal zugrunde. Einem Jäger, der Zeuge war, schloß der Gemeindevorsteher von Sixt den Mund durch Drohungen. Es sollte nicht sein, daß andere Goldsucher auf diese Nachricht hin zum Schaden der Gemeinde angelockt würden. Als aber die Stimmen des Schweigens nach neunzehn langen Jahren endlich nach dem Verbleib Balmats zu fragen begannen, wurde sein Tod bekannt und man suchte nach seinen Gebeinen. Aber man hat sie nie gefunden . . . Seine Berge haben ihn behalten und ihm ein würdiges Grab bereitet. Hohe Riesenwände umschließen es. Nichts stört die Ruhe, als das Brausen der ewigen Wasser, welche die Fontaine de l'Or weit über die Felsen hinausschleudert . . .

Reich ist die Geschichte des „Weißen Berges" an den kühnsten Taten, seit ein Mann der Wissenschaft und ein Gemsjäger sich verbanden, um seinen Gipfel zu erobern. Sie verzeichnet eine lange Liste von ungeheuren menschlichen Leistungen bis herauf zur Ersteigung über die Brenvaflanke und den Peuterеygrat — sie verzeichnet aber auch eine lange, düstere Liste vom heroischen Kämpfen und Sterben des Bergsteigers.

*

Einschlagen eines Sicherungshakens
Phot. A. Herberger

Digitized by Google

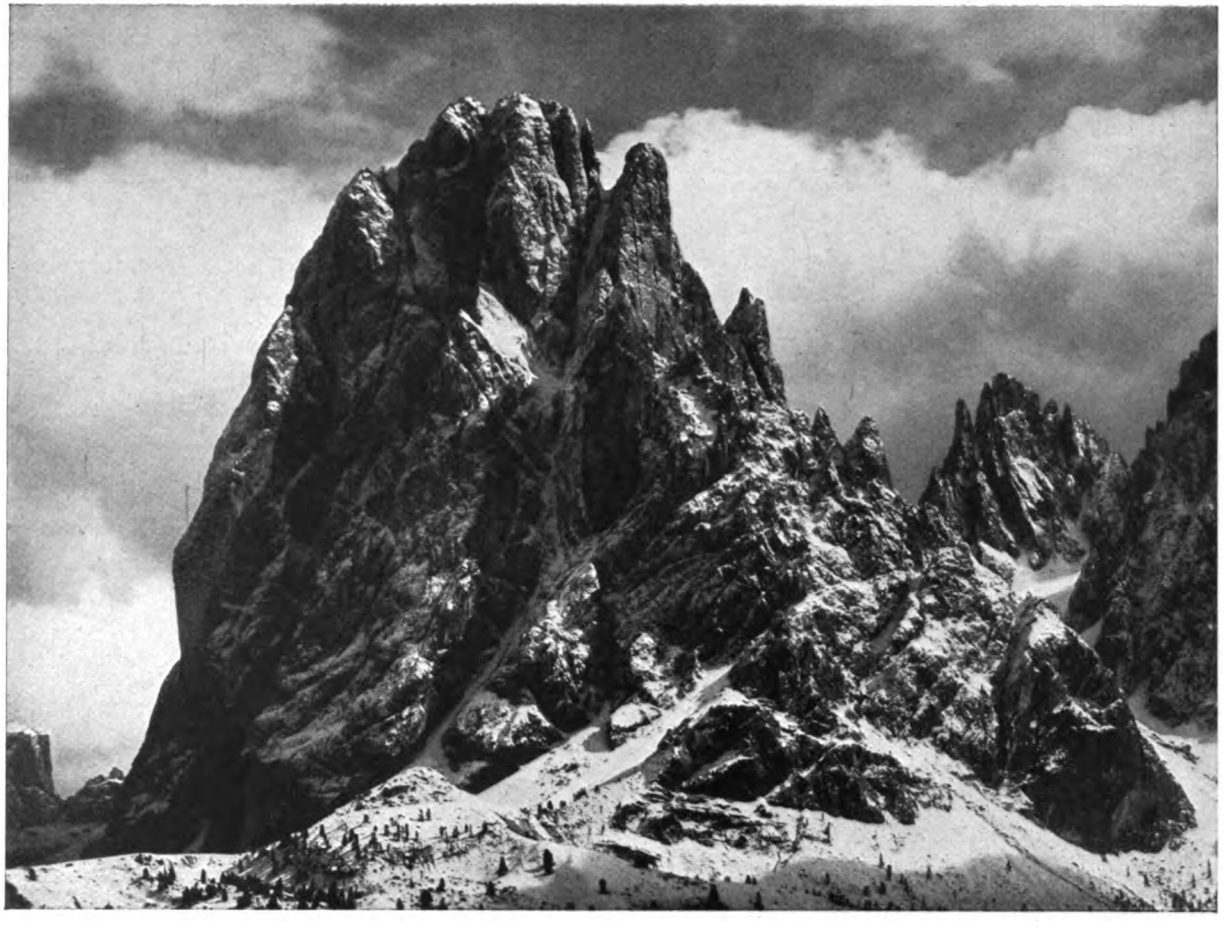


Schwere Eiskletterei: Stufenschlagen an steiler Eiswand beim Aufstieg auf das Furgghorn (Walliser Alpen). Phot. L. Trenker

Eine der kühnsten Taten in der Frühzeit des Alpinismus war die Ersteigung der stolzen Königsspitze (3857 Meter) in der Ortlergruppe durch Stefan Steinberger, einen zu Ruhpolding im bayerischen Chiemgau geborenen Geistlichen. Nachdem Steinberger, der Zwanzigjährige, „das geistliche Gewand tragend, aber übervoll von verwegenem, leichtsinnigem Jugendmut", bereits am 17. August 1854 ganz allein den Großglockner erstiegen hatte, reiste er nach Südtirol. „Es war ein prachtvoller Sommertag, kein Wölkchen trübte des Himmels Blau, und rein und heiter war die Morgensonne soeben über die Schneeberge im Osten emporgestiegen", als er vom Stilfser Joch ausgehend der jungfräulichen Spitze nahte. Der gefrorene Schnee nötigte ihn bald, die Steigeisen anzuschnallen, und das Auge schützte er vor dem blendenden Glanze, indem er vor das Gesicht einen schwarzen Flor band. „So vorbereitet und dem Schutze des Himmels mich empfehlend, trat ich allein die Schneewanderung an." Nach Ersteigung der hinteren Madatschspitze und nach einigen Irrfahrten in den Gletscherbrüchen gelangte er an den Fuß der Königsspitze, wo ihm eine breite Kluft entgegengähnte, das erste unüberwindlich scheinende Hindernis. Doch gelang es ihm, einen Übergang zu finden, dann stieg er unter vielen Gefahren einen steilen Schnee- und Felsgrat empor. Auf dem Gipfel empfing den Einsamen ein Sturmwind, der die Schneekörner in die Lüfte wirbelte und drohte, ihn in die Tiefe hinabzuschleudern. Die Heftigkeit des Sturmes war so stark, daß er sich etwas unterhalb des Gipfels bis „zur Leibesmitte in den Schnee stecken mußte, um ohne Gefahr nach allen Seiten frei ausblicken zu können". Es war der 24. August 1854, da Steinberger als erster Sterblicher seinen Fuß auf den höchsten Punkt dieses Berges setzte. Nach einem halbstündigen Aufenthalte auf dem Gipfel der Königsspitze trat er den Abstieg an, der noch mehr Mut und Besonnenheit erforderte als der Aufstieg. „Oft mußte ich mich zweimal bedenken, ehe ich einen Schritt tat, da ja schon der kleinste Fehltritt den Tod bringen konnte." Zu den Gefahren des Weges gesellte sich allmählich eine andere, die für den jeder menschlichen Hilfe fernen Mann entsetzlich werden konnte: „Die Augen fingen an, aufs schmerzlichste zu brennen, ein leises Flimmern trat ein, es ward immer stärker und stärker und endlich so stark, daß alles in einem weißen Nebeldufte schwamm und selbst die nahe Kluft dem Auge entschwand. Um das Maß des Schreckens vollzumachen, lockerten sich nun auch noch die Zinken der Steigeisen und drohten abzubrechen. Allein ein Engel schien schützend seine Hand über ihn zu halten; allmählich

Ein schmaler Riß zieht durch die mauerglatte Wand — die einzige Möglichkeit . . . In der Südwand der Schüsselkarspitze im Wettersteingebirge Phot. C. Linden

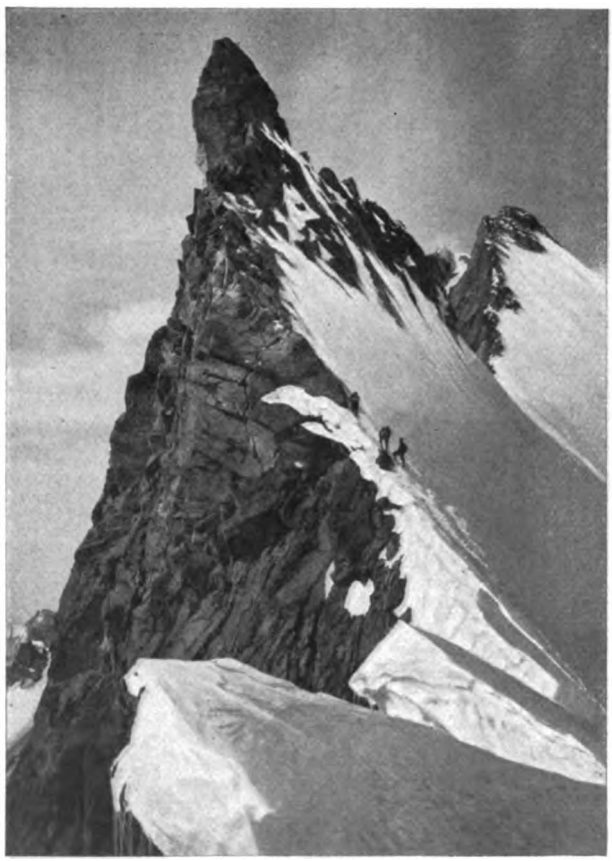
Digitized by Google



Langkofel und rechts Fünffingerspitze von der Seiseralm gesehen (Grödner Dolomiten). Phot. G. Neumann

Digitized by Google

Auf den Eisschneiden des Biancogrates
Aufstieg zum Piz Bernina (Bündner Alpen). Phot. O. Nutz



Auf einem „4000er" Grat. Aufstieg auf den „Großen Gendarm" im Ostgrat des Obergabelhorns (Walliser Alpen). Phot. J. Gaberell

kehrte ihm das Augenlicht wieder, und nach einer mehr als zehnstündigen Wanderung über flimmernde Schneefelder erreichte er glücklich die vierte Cantoniera an der Stilfserjochstraße, wo er von seinen Strapazen ausruhte."

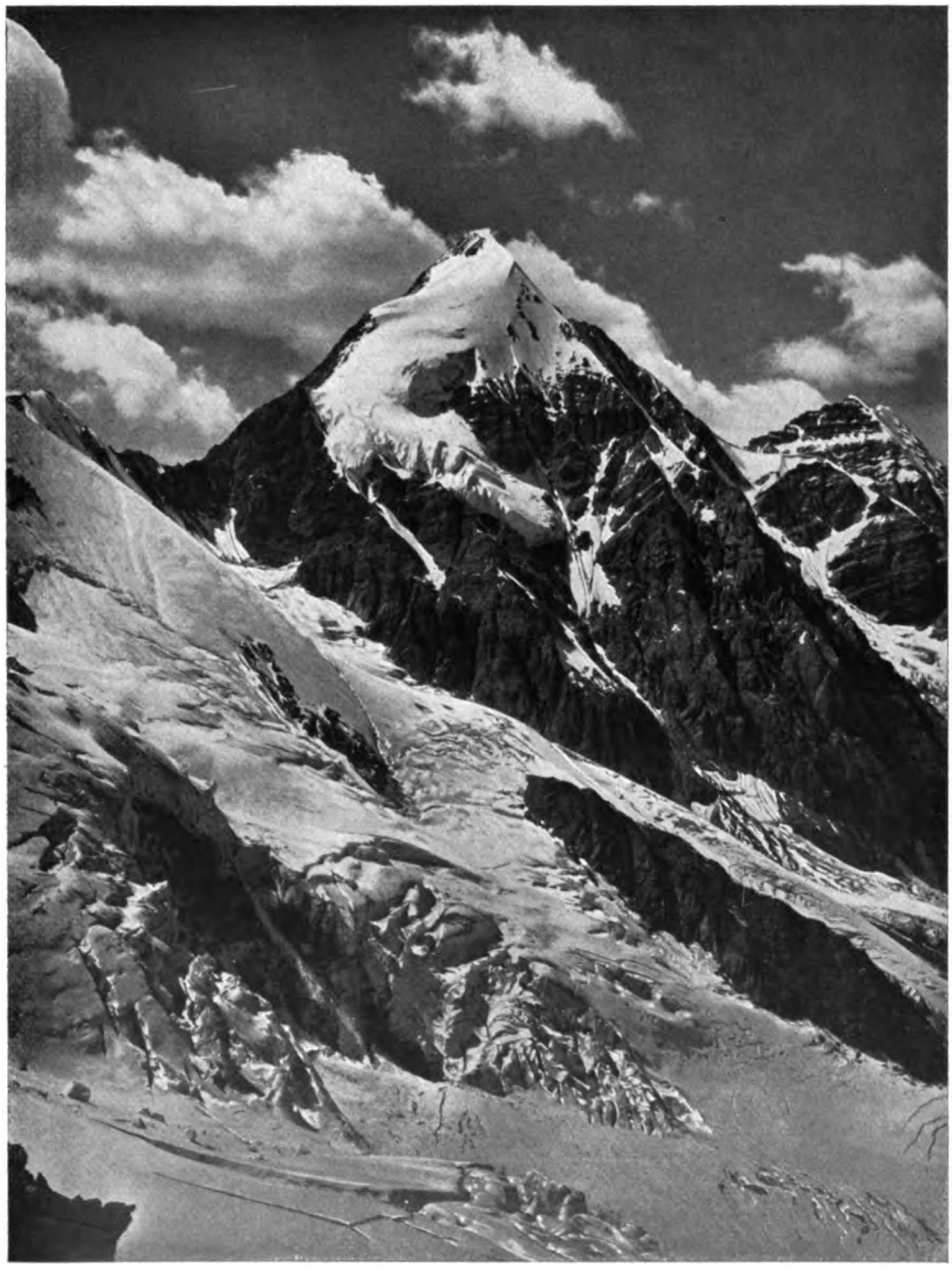
Steinberger, der spätere Guardian des Kapuzinerklosters zu Altötting, erstieg zwischen 1854 und 1864 mehr als vierhundert Gipfel, darunter Zugspitze, Großvenediger und Monte Rosa, meist allein und immer führerlos.

★

Um die Eroberung aller hohen Alpengipfel rankt sich ein heroisches Geschehen. Doch es ist nur ein Berg unter den Tausenden, nur einer, dessen Bezwingung in einem so unaussprechlich schmerzvollen Drama zu Ende ging: das Matterhorn. In verzweifelter Steilheit schießt es zum Himmel auf. 4505 Meter!

Es ist kein Wunder, daß dieser Berg noch um 1850 herum als unersteigbar galt unter den großen Bergsteigern jener Zeit. Es mußte schon ein ganz Großer kommen, der den Kampf mit dem Koloß aufzunehmen wagte. Das war Eduard Whymper. Zwar unternahm schon im Jahre 1860 der berühmte Physiker John Tyndall einen ernsthaften Versuch, der jedoch nicht zum Ziele führte. Von 1861 bis 1865 macht dann Whymper acht Angriffe, wobei er einmal an der Tête du Lion abstürzt und nur wie durch ein Wunder am Leben bleibt. Am 14. Juli 1865 fällt dann die Entscheidung. Whymper gelangt mit den Führern Michel Croz, den beiden Taugwaldern Vater und Sohn und mit Lord Francis Douglas, Hadow und Hudson auf den heiß ersehnten Gipfel, und zwar über den Schweizer Grat. Und zur gleichen Stunde erreicht eine sieben Mann starke italienische Karawane unter der Führung J. A. Carrels aus Breuil über

Digitized by Google

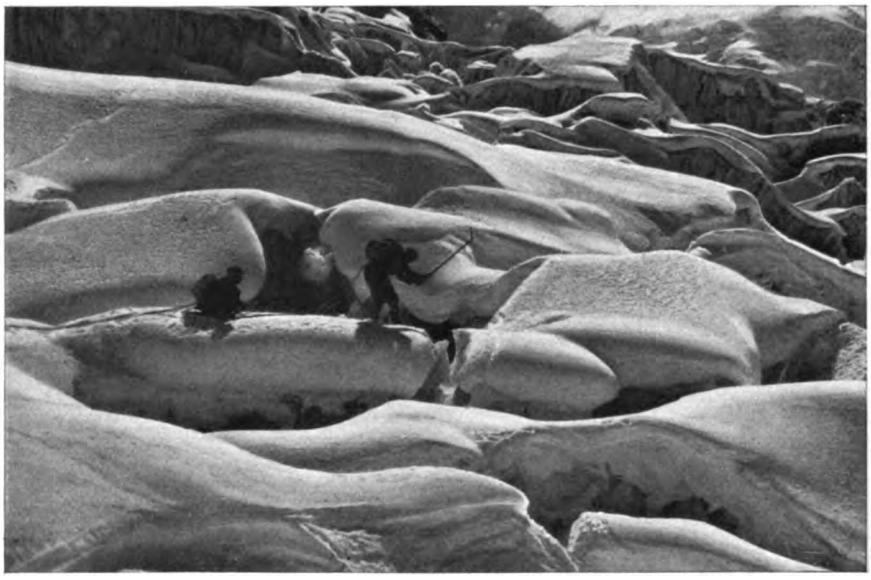


Ein königlicher Berg: Die Königsspitze, von oberhalb des Suldenferners aus gesehen (Ortler-Alpen)
Phot. G. Neumann

den italienischen Grat den Pic Tyndall, der nur einige hundert Meter unter dem Gipfel liegt. Sie ahnten nicht, daß Whymper und seine Gefährten auf dem Gipfel standen, und alle kehrten mit dem Rufe: „Es sind Geister auf der Spitze!“ erschrocken um, als sie aus der Höhe die Jubelrufe der Engländer vernahmen. Sie glaubten den alten Sagen, daß oben auf dem Matterhorn böse Geister hausen. „Wir haben sie selbst gesehen, sie warfen mit Steinen nach uns.“

So war der Sieg über die Sphinx von Zermatt den Engländern zugefallen. Aber kaum waren die Freudenrufe auf dem Gip-

Digitized by Google



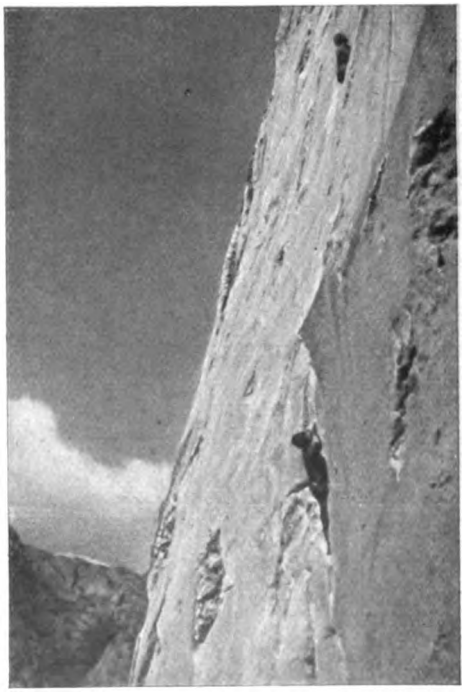
Gefahren des Gletschers: Übergang über verschneite Brücken des wilden Grenzgletschers im Monte Rosa-Gebiet. Phot. G. Berthold

fel verhallt, als ein Ausruf des Schreckens in den Wänden der Abgründe ertönte. Beim Absteigen glitt Hadow aus, fiel um und brachte Croz zu Fall. Die Rache des Berges nahm ihren Lauf. Die beiden rissen auch Hudson und Douglas mit. Das Seil, das sie mit den anderen verband, riß. Einen Augenblick später stürzten Douglas, Hudson, Hadow und der treffliche Führer Croz aus Chamonix 4000 Fuß tief von Wand zu Wand auf den Matterhorngletscher hinab. Sie starben den Bergtod. Auch Carrel, der kühne Italiener, starb später als Führer am Matterhorn, an dem Berg, dessen Eroberung das Ziel seines Lebens war. Ein tragisches Geschick hat ihm verwehrt, den Berg seines Herzens, um den er namenlos gekämpft, als erster zu bezwingen. Und doch war auch er ein Sieger in diesem Heldenkampfe, bei dem es nicht nur um den Berg, sondern auch um die nationale Ehre ging. Drei Tage nach Whymper betrat er die dämonische Spitze, die er über den sehr schwierigen italienischen Grat bezwang.

★

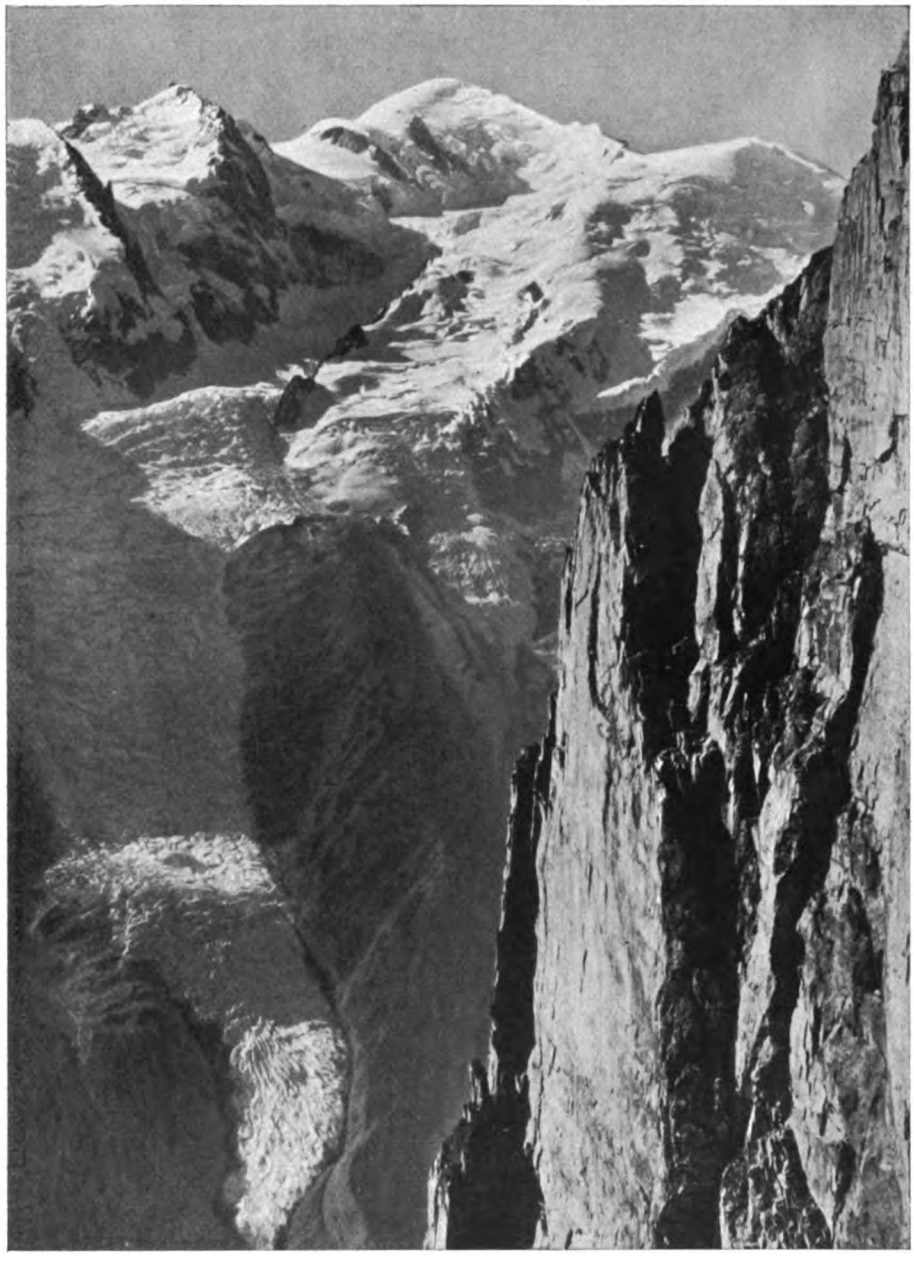
Viele der großen Berge der Westalpen und der östlichen Zentralalpen hatten zu einer Zeit bereits ihre Bezwinger gefunden, als die Dolomiten Südtirols ein noch nahezu unbekanntes Zauberreich waren, ein Dornröschenreich, das auf seinen erlösenden Ritter wartete. Ihm nahte sich 1862 in Paul Grohmann, geboren 1834 zu Wien, gestorben 1908 ebenda, der mit an der Wiege des D. u. Ö. A. V. stand.

Einer ihrer mächtigsten Felsgipfel, ja der Ostalpen überhaupt, ist der Langkofel, der „Saß lung", wie er bei den Grödnern heißt. Es galt für ausgemacht, „daß ihn keiner steigt". Waren an seinen gotischen Riesen-



Schwere, luftige Kletterei: Aufstieg auf das Totenkirchl durch die Südostwand (Kaisergebirge) Phot. O. Reiß

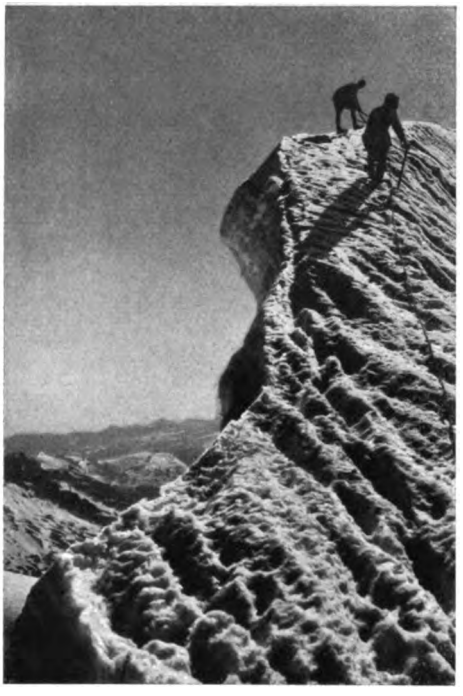
Digitized by Google



Der Montblanc mit Bossonsgletscher, vom Brévent aus gesehen. Phot. Dr. G. Henning

wänden doch schon Bergsteiger wie Waitzenbauer und Führer wie Pinggera abgeblitzt. Allein einen Grohmann konnte weder das eine noch das andere abhalten, einen Versuch zu machen. Am 13. August 1869 stieg er mit den Führern Peter Salcher und Franz Innerkofler, nachdem sie in einer Almhütte auf den Christinaer Weiden genächtigt hatten, zu einem Felsenkar hinauf, wo der Einstieg in die Wand beginnt. Nach schwerer Kletterei durch Kamine und über vereiste Platten gelangten sie in die „Eisrinne", in der sie, während sie Stufen schlugen, alle drei von einem bösen Leiden befallen wurden. Dem einen war ein Fuß, dem andern ein Arm und dem dritten beides „eingenägelt". Es ist dies ein Zustand, den die Einheimischen auf trockene, kalte Luft zurückführen,

Digitized by Google

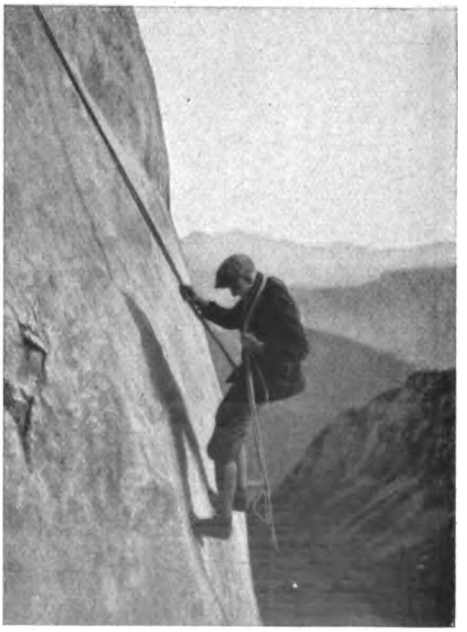


Gang über die Wächten auf dem Nordgrat des Großvenedigers (Hohe Tauern). Phot. O. Cesar

und der in einer sehr schmerzhaften Ausdehnung der feinen Blutgefäße der äußeren Extremitäten sich bemerkbar macht. So mußten sie in dieser steilen Eisrinne warten, bis Arme und Beine wieder brauchbar waren. Dann arbeiteten sie sich in dieser schrecklichen Rinne empor, in deren oberem, zweitem Teil der Schnee gangbarer wurde. Und hier, schon nahe am Ziel, war es, wo der Berg zu einem lebenden Wesen wurde, das in verbissener Wut sich wehrte. „Ein Stein saust durch die Luft herunter mit ungeheurer Wucht, ein zweiter folgt, ein dritter, endlich eine ganze Ladung. Unser Zug ist zersprengt, und jeder von uns sucht, so gut es eben geht, Schutz hinter irgendeinem kleinen Felsvorsprung." Doch sie hatten Glück, und als wieder Ruhe eingetreten war, eilten sie unter Anspannung aller Muskeln und Nerven in der Schlucht aufwärts, noch immer von einzelnen Steinen umsaust, bis sich ihnen ein neues Hindernis entgegenstellte, „ein Block, der, eine niedere Wand bildend, die ganze Breite des Couloirs einnahm und mit einer glasigen Eisschicht bedeckt war". Es war ein schweres und gefährliches Wagnis, darüber hinwegzukommen, aber es gelang. Der Kampf war entschieden, der Berg hatte seine Kräfte verbraucht. In stürmischer Hast werden nun die letzten Höhen gewonnen. Dann stehen sie auf dem Gipfel (3178 Meter), der wie ein gotischer Dom als höchster dem ungeheuren Felsenzirkus des Langkofelstockes entragt. Die Führer umarmen Grohmann und danken ihm, daß er sie teilnehmen ließ an dem hohen, herrlichen Siege. Unter ihnen sind die gewaltigen Mauern, „mit denen der Berg tafelgleich den lachenden, grünenden Fluren entsteigt, jene Mauern, die diesen Berg in den Ruf der Unersteiglichkeit gebracht haben". Und als sie hinaustraten an den Rand der unabsehbaren Tiefe, „da tönen von unten herauf die Rufe der Alpenhirten, wieder und immer wieder". Die Führer errichten auf dem Gipfel ein großes, starkes Steinmandl und pflanzen die Fahne auf, die sie mit heraufgeschleppt hatten, dann wird der Abstieg angetreten.

Die von Grohmann gefundene Route durch die Eisrinne ist äußerst steinfallgefährlich. Alle folgenden Partien kamen in große Gefahr, und 1880 wurde der berühmte Führer Fistil mit einem Touristen durch einen Stein schwer verletzt. Seit 1892 wird der durch den Fassaner Führer Luigi Bernard gefundene sogenannte „Felsenweg" benutzt, der die obere gefährliche Eisrinne umgeht.

Reich ist die Geschichte des Alpinismus an den kühnsten Taten . . . Noch viele andre habe ich in meinem Buche „Berge und Bergsteiger" geschildert. (Es ist mit vielen Tafeln in Kupfertiefdruck in der Reihe von Velhagen & Klasings Monographien soeben erschienen.) Freude und Leid, Sieg und Untergang, sie sind des Bergsteigers Schicksal . . . Es ist etwas geheimnisvoll Gewaltiges um die Eroberung hoher Gipfel . . . Werden es die Menschen in den Ebenen wohl verstehen?



Abseilen an glatter, griffloser Wand. An der Scharnitzspitze im Wettersteingebirge. Phot. Dr. E. Hoferer

Digitized by Google

Die Autostraße

Von Prof. Werner Raven

Wenn man vor einen Wagen statt eines Pferdes zwei gleich schwere, gleich kräftige Pferde spannt, so können diese beiden Zugtiere nicht zweimal soviel ziehen, wie das eine Zugtier, sondern nur etwa 1,98mal soviel. Vermehrt man die Zahl der Pferde, die wir als animalische oder belebte Motoren bezeichnen können, so nimmt der Wirkungsgrad der Zugleistung weiter und in verstärktem Maße ab. Zehn zusammengespannte Pferde können nicht zehnmal so viel ziehen wie ein Pferd, sondern nur etwa viermal soviel.

Durch geeigneten Zusammenbau und zweckmäßige Wechselwirkung von unbelebten Stoffen etwa von Metall, Wasser und Kohle können Kraftmaschinen erzeugt und betrieben werden, welche die gleiche Arbeit leisten wie ein belebter Motor. Das Gewicht eines derartigen unbelebten Motors ist aber geringer als das eines gleich starken belebten Motors. Ein mittelschweres Pferd wiegt etwa 350 Kilogramm, ein unbelebter Motor von gleicher Leistungsfähigkeit nur etwa den zehnten Teil, nämlich 35 Kilogramm.

Ich kann nun, wie bei belebten Motoren, mehrere unbelebte Motoren zusammenspannen. Dies geschieht zweckmäßig in der Weise, daß ich nicht fertige, kleinere Motoraggregate kuppele, sondern die Kuppelung gewissermaßen im Rohstoff vornehme. Unter Verwendung größerer Metall- und Betriebsstoffmassen baue und betreibe ich größere unbelebte Motoren. Die Leistungsfähigkeit nimmt dann je Gewichtseinheit nicht ab, sondern zu. Leisten also zehn Pferde mit dem zehnfachen Gewicht des einzelnen Pferdes, mit zusammen 3500 Kilogramm Gewicht, nur etwa vier Pferdestärken, 4 PS, so leistet ein unbelebter Motor mit dem zehnfachen Gewicht eines 1 PS-Motors etwa 40 PS.

Die in vorstehenden Berechnungen zugrunde gelegten Zahlen treffen nicht allerorts und für alle Zeiten zu. So schwanken die Gewichte von Pferden zwischen 200 und 500 Kilogramm je Pferd. Die Gewichte unbelebter Motoren für Kraftwagen sind in dem letzten halben Menschenalter von 70 auf 6,5 Kilogramm je PS gesunken. Aber die angenommenen Mittelwerte genügen doch, um die grundsätzlich verschiedene, gesetzmäßige Abhängigkeit von Gewicht und Leistung für belebte und unbelebte Motoren zu verdeutlichen.

Die unbelebten Motoren sind demnach bei gleicher Leistung wesentlich leichter als die animalischen Motoren, insbesondere aber wächst ihre Leistungsfähigkeit bei steigender Größe schneller als ihr Gewicht.

Der Erfindungsgedanke der Dampfmaschine war vor 240 Jahren noch nicht bis zur Form einer brauchbaren Kraftmaschine ausgereift, als er schon mit der Möglichkeit in Verbindung gebracht wurde, Straßenfahrzeuge mit der neuen Maschine fortzubewegen. Der Franzose Papin und, etwa 100 Jahre nach ihm, der Engländer Watt haben beide die Verwendung der von ihnen erfundenen Dampfmaschinen für Kraftwagen ins Auge gefaßt. Franzosen, Amerikaner und Engländer haben in der Zeit kurz vor der großen französischen Revolution Dampfkraftwagen erbaut und auch versuchsweise auf Straßen betrieben. Aber sowohl die geringe Geschwindigkeit von nur etwa dreieinhalb Kilometern in der Stunde als auch die geringe Fähigkeit, Nutzlasten neben dem Eigengewicht zu befördern, versagten diesen ersten Kraftwagen ein größeres Anwendungsgebiet. Wagemutige und unternehmende Ingenieure bauten kurz nach der großen Revolution Wagen mit größerer Geschwindigkeit und größerem Zugvermögen. Diese Wagen waren für die vorhandenen Straßen zu schwer. Die Straßen mußten um- oder neugebaut werden. Sie wurden zunächst mit Gußeisen, später mit Walzstahl gepflastert, wegen der Kostspieligkeit des Pflastermaterials nur in der Breite der Radspuren. Es entwickelte sich die Schiene als Unterbau der Eisenbahnen. Die alten Straßen wurden von dem neuen Verkehrsmittel verlassen und erfuhren in der Ära der Eisenbahnentwicklung keine wesentliche Förderung.

So sahen manche Staaten nunmehr den Straßenbau gar nicht mehr als wichtig genug an, um eine unmittelbar vom Staat zu lösende Aufgabe zu bilden. Preußen, das größte Land des Deutschen Reiches, hat beispielsweise sämtliche Staatsstraßen an nachgeordnete Gemeindeverbände und Gemeinden abgetreten, als es seine Hauptverkehrsaufgabe im Eisenbahnwesen sah.

Fast genau ein Jahrhundert dauerte es, bis die von der Landstraße auf die Schienenwege abgewanderten und dort in der Hauptsache zu Zugmaschinen, zu Lokomotiven, entwickelten Kraftwagen auf die Straße zurückkehrten.

Es ist das Verdienst der deutschen Ingenieure und Unternehmer Marcus, Daimler und Benz, die deutsche Erfindung des Explosionsmotors auf den Kraftwagen angewandt und ihm dadurch die Straße zurückerobert zu haben. Der mit flüssigen, vergasten Kohlenwasserstoffen betriebene Motor wurde immer leichter und dabei doch kräftiger gestaltet, so daß die Mängel der ersten Dampfkraftwagen, zu geringe Geschwindigkeit und zu geringe Nutzlast, behoben werden konnten. Der moderne Kraftwagen hat in Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit und Nutzlast seinen ersten Vorläufer, den Dampfkraftwagen, weit in den Schatten gestellt. Er fährt jetzt etwa fünfmal so schnell und ist ungefähr zweimal so schwer wie das neben ihm verkehrende, mit Pferden bespannte Straßenfahrzeug. Geschwindigkeit und Gewicht des pferdebespannten Fuhrwerks sind aber die Ausgangspunkte für Berechnung und Bemessung unseres Straßennetzes gewesen. Ändern sich die Ausgangsgrößen, so müssen auch die Ergebnisse sich ändern. Planung, Bau und Unterhaltung des modernen oder des zu modernisierenden Straßennetzes stehen im Zeichen des Kraftwagens. Seine Eigenschaften machen die Umwandlung zunächst jeder wichtigen, schließlich aller Straßen in Kraftwagenstraßen erforderlich. Auf den Straßen muß der Kraftwagen bei genügender Verkehrssicherheit seine Leistungsfähigkeit voll zur Geltung bringen können.

Außer der vorerwähnten höheren Geschwindigkeit und dem durchschnittlich größeren Gewicht kommt als dritter wesentlicher Unterschied des Kraftwagens gegenüber dem tierisch gezogenen Fahrzeug hinzu, daß die Zugübertragung auf die Straße nicht an einzelnen Punkten, wie etwa durch die Hufe der Zugtiere geschieht, sondern daß die Zugübertragung durch das Rad selbst erfolgt. Das Rad selbst zieht beim Kraftwagen, während es beim tierisch bespannten Fahrzeug lediglich auf der Straße abrollt.

Diese drei Eigenschaften des Kraftwagens, also größeres Gewicht, größere Geschwindigkeit und das ziehende Rad, erfordern Änderung bzw. Neubau der Straßen. Tausend und abertausend fleißige Hände müssen Baustoffe und Maschinen für den Straßenbau schaffen, und z. T. auch unter Ausschaltung von maschineller Betätigung diese Baustoffe in die Straßen einbauen. Da nun keine Volkswirtschaft der Erde die für die Erfüllung dieses Zweckes notwendigen großen Arbeitsaufwendungen in kurzer Zeit bewerkstelligen kann, ohne andere wichtige Arbeiten, die unumgänglich notwendig sind, zu vernachlässigen, sehen wir in allen Ländern das sogenannte Straßenelend. Der Zustand der Straßen kann nicht auf die in der Entwicklung des Kraftfahrwesens erforderliche Höhe gebracht werden, er kann nicht einmal mit der Entwicklung des Kraftfahrwesens Schritt halten.

An einigen Zahlen möge dieses belegt werden.

Deutschland hat ein Straßennetz von etwas über 200 000 Kilometer. Es ist dreieinhalbmal so lang wie das deutsche Eisenbahnnetz. Um die allernotwendigsten Arbeiten zu bewerkstelligen, müssen etwa zehn Milliarden RM. bereitgestellt werden, die in den nächsten zehn Jahren zur Hälfte für Unterhaltung, zur Hälfte für Um- und Neubau zu verwenden wären.

Die Frage der Aufbringung dieser Mittel ist aus naheliegenden Gründen in unserm unter den Lasten der Kriegstribute erliegenden Vaterlande noch nicht gelöst. Doch sind vorgenannte Summen z. Zt. Gegenstand der Erörterung in interessierten Kreisen.

Zu welchen Arbeiten wären nun diese Mittel im einzelnen zu verwenden?

Infolge der gesteigerten Geschwindigkeit der Fahrzeuge müssen die Straßen verbreitert werden, damit die Fahrzeuge einander gefahrlos unter möglichst geringer Herabsetzung der Geschwindigkeit begegnen oder überholen können. Aus dem gleichen Grunde müssen zu starke Krümmungen beseitigt und auch mit einer Überhöhung der Außenseite versehen werden, weil in Krümmungen die Gefahr besteht, daß infolge der auftretenden Fliehkräfte bei größerer Geschwindigkeit das Fahrzeug seitlich aus der Straße herausgeschleudert wird. Dieser Gefahr kann zur Zeit nur begegnet werden durch Verringerung der Geschwindigkeit. Auch die Übersichtlichkeit der Straßenkrümmungen erfordert gestrecktere Anlage der Bögen, damit die Gefahr von Zusammenstößen verringert und tunlichst auch die Geschwindigkeitsherabsetzung wegen Unübersichtlichkeit überflüssig wird.

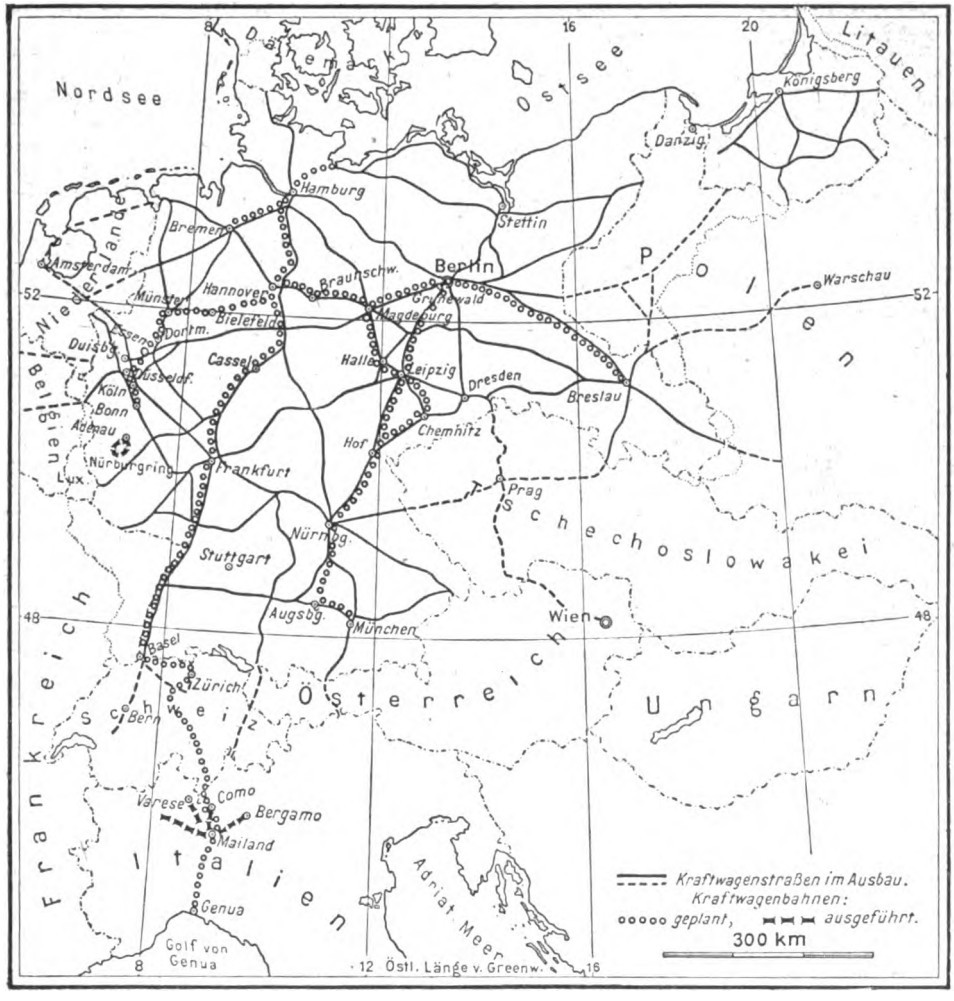
Ebenso müssen Straßenstrecken mit zu starkem Gefälle durch Umgehungsstraßen mit größerer Längenentwicklung und damit geringerer Steigung bzw. geringerem Gefälle ersetzt werden. Umgehungsstraßen sind auch erforderlich, um die Gefahren und den Geschwindigkeitsverlust in unübersichtlich bebauten Gebieten herabzumindern.

Die erhöhten Wagengewichte machen es erforderlich, daß die Decke und der Unterbau der Straßen stärker als bisher ausgebildet werden, damit die Zertrümmerung der Straßendecke infolge der stärkeren Raddrücke, insbesondere aber infolge der stärkeren Stöße, welche bei den unvermeidlich auftretenden Schwingungen der Achsen und Räder entstehen, vermieden wird. Gerade bezüglich dieser Kräfte hat die Straßenbauforschung der letzten Jahre überraschende Erkenntnisse gebracht. Auf Grund eingehender Versuche sowohl in Laboratorien als auch auf eigens zu diesen Zwecken hergestellten Versuchsstraßen, z. B. auf der ein Kilometer langen Versuchsstraße in Braunschweig, hat sich gezeigt, daß die Stöße der Fahrzeuge die Straße mehr als viermal so stark beanspruchen können als die eigentlichen Gewichte. Wenn also ein Lastkraftwagen an und für sich nur ein Gewicht von fünf Tonnen auf einer Achse aufweist, so ist nach diesen Untersuchungen doch zu erwarten, daß diese Achse beim Fahren infolge der auftretenden Schwingungen mittels ihrer beiden Räder auf die Straßendecke einen erheblich höheren Druck überträgt. Bei den jetzt in Deutschland verbotenen Vollgummireifen sind diese Drücke auf 20 Tonnen und mehr je Rad gestiegen. Berechnet und konstruiert sind die Straßen bisher jedoch nur für Drücke der erstgenannten Größenordnung

Digitized by Google

von etwa 5 Tonnen. Zweifellos kann man einen wesentlichen Teil dieser hohen Beanspruchung durch geeignete Konstruktion, durch gute Federung und Bereifung der Fahrzeuge herabmindern, anderseits kann man mit Sicherheit voraussagen, daß die konstruktive Ausbildung der Fahrzeuge allein die Abhilfe nicht bewerkstelligen kann.

volkswirtschaftlicher Werte vorzubeugen, aber anderseits außerordentlich entwicklungshemmend wirken muß. Gegen diese Polizeivorschriften wird seit langem seitens der Kreise, die es angeht, Sturm gelaufen. Einer Heraufsetzung der Wagengewichte wird demnächst wohl schon stattgegeben werden, ebenso ist bezüglich der Geschwindigkeitsbe-



Man behilft sich vorläufig mit Polizeivorschriften, indem man die Gewichte der Wagen nach oben begrenzt und ebenso Höchstgeschwindigkeiten festsetzt. Die Innehaltung der Vorschriften ist schwer zu kontrollieren. Jedem Sachkenner ist bekannt, daß die Höchstgewichte, wenn auch nicht erheblich, so doch immerhin schon jetzt überschritten werden. Das gleiche gilt von den Geschwindigkeiten. Schließlich müssen derartige Polizeivorschriften immer nur als armseliges Mittel betrachtet werden, welches zwar geeignet ist, einer untragbaren Zerstörung

messung eine großzügige Auffassung seitens der Polizeiorgane zu bemerken. Letzten Endes jedoch kann man den Erfordernissen der nicht aufzuhaltenden Entwicklung nur gerecht werden durch ingenieurtechnische Maßnahmen. Diese müssen dahin zielen, die Fahrbahnen möglichst eben zu gestalten und den Straßenunterbau zu verstärken. Eine Verstärkung geschieht in manchen außerdeutschen Ländern bereits grundsätzlich. Die Kosten, welche aus einer derartigen Verstärkung entstehen, sind nicht abzusehen und bisher auch noch gar nicht geschätzt.

Digitized by Google

Die Einwirkungen, welche nun das ziehende Rad im Gegensatz zum gezogenen Rad des tierisch bespannten Fahrzeuges auf die Straße ausüben, sind bei dem augenblicklichen Stande des Straßenbaues nicht minder verheerend, weil der überwiegende Teil der Straßen, z. B. in Deutschland 80 Prozent, noch mit wassergebundenen Decken, sogenannten Makadam-Chaussierungen, versehen ist, die diesen Einwirkungen nicht standhalten können. Das ziehende Rad bewirkt eine stärkere Abschleifung der Straßen als das rollende Rad. Insbesondere werden auch die feinen Bestandteile der Straßendecke durch die Gummibereifung herausgesogen. Dadurch wird das Gefüge der Straße gelockert, die Drücke und Stöße der Fahrzeuge tun ein übriges, um die Zerstörung rasch anwachsen zu lassen, und zwar bis zu einem Grade, der auch Fahrzeuge und ihre Insassen gefährdet. Zur Abwendung dieser Schäden können zur Zeit nur behelfsmäßige Maßnahmen in Anwendung gebracht werden, man überzieht die Straße mit einer dünnen, die feinen Bestandteile zusammenklebenden Schicht aus Steinkohle-, Erdöl- oder Asphaltpräparaten, die, ihrer Natur nach dem Verschleiß unterliegend, ständig erneuert werden müssen.

Es kommt mithin für den modernen Straßenbau nicht allein die einmalige bauliche Maßnahme in Frage, sondern auch eine erhöhte Aufwendung an Unterhaltungsarbeit. Diese muß zunächst durch Verstärkung der mit der Unterhaltung betrauten Arbeitskräfte bewirkt werden. Selbstredend ist die Ingenieurkunst bestrebt, diese Unterhaltungsarbeit durch Erfindung neuer Maschinen zu mechanisieren.

Sehr interessant ist noch die bei kürzlichen Erprobungen auf der Versuchsstraße in Braunschweig gemachte Feststellung, daß die Straßenschäden sehr viel geringer werden, wenn auf der Straße entweder nur Kraftwagen oder nur pferdebespannte Fahrzeuge verkehren. Erst das gleichzeitige Einwirken beider Verkehrsarten bewirkt außerordentlich starke Zerstörungen. Diese Feststellung erweckt die Hoffnung, daß mit steigender Automobilisierung die Straßenlasten nicht in demselben Verhältnis steigen werden, wenn der pferdebespannte, eisenbereifte Fuhrwerksverkehr mehr und mehr zurückgedrängt wird.

Das Ziel des modernen Straßenbaues wird nach vorstehendem eine Straße sein von genügender Breite, mit möglichst ebener Fahrbahn auf genügend festem Unterbau, mit mäßigen Krümmungen und Steigungen unter tunlichster Vermeidung von Gefahrpunkten. Zu diesen zählen insbesondere auch die Kreuzungen mit Eisenbahnen. Die Unfallstatistik der letzten Jahre zeigt deutlich, daß die Beseitigung dieser Kreuzungen eine sehr wichtige Aufgabe darstellt. Vor dem Kriege bereits hat man dieser Frage weitgehend seine Aufmerksamkeit zugewandt, insbesondere haben die damals bestehenden Hoheitsverwaltungen der deutschen Eisenbahnen weitgehend an diesen Aufgaben mitgewirkt. Es ist zweifellos auch auf die Rechnung des verlorenen Krieges zu setzen, daß diese Verwaltungen, nachdem sie in einer einzigen, nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen aufgebauten Verwaltung zusammengezogen sind, sich diesen Aufgaben nicht mehr wie früher widmen können. Sie sind seit 1922 gesetzlich gebunden, ihre Mitwirkung auf wenige Fälle zu beschränken, so daß die Last derartiger Umänderungen auf die Schultern der Straßenbauunterhaltungspflichtigen, im wesentlichen der Gemeinden, abgewälzt wird. Daß die Finanznot der Gemeinden die Lösung dieser Aufgaben auf lange Zeit hinausschieben muß, liegt auf der Hand.

Geht man weiter und beseitigt neben den schienengleichen Kreuzungen von Straßen- und Eisenbahnen auch die Straßenkreuzungen selbst, führt man also eine Straße über eine sie kreuzende hinweg oder unter ihr hindurch, so entsteht eine Straße, die dem Zukunftsideal nahekommt, die Kraftwagenbahn.

An derartigen Straßen haben wir in Deutschland eine vor dem Kriege erbaute von Charlottenburg nach Wannsee, die Avusbahn, und eine nach dem Kriege, allerdings in erster Linie für Rennzwecke gebaute Straße, nämlich den Nürburgring im Rheinland. Weitere derartige Bahnen sind projektiert, so die von Norden nach Süden ganz Deutschland zum Anschluß an die oberitalienischen Kraftwagenbahnen durchziehende Hafraba von den Hansestädten über Frankfurt, Basel nach Italien, dann eine Bahn von Düsseldorf nach Köln, deren Verwirklichung bereits sehr nahegerückt scheint, und eine Reihe von anderen Bahnen. Es ist interessant, daß die Kostenberechnung für den Bau einer Kraftwagenbahn von Düsseldorf über Köln nach Bonn zu 560 000 RM. je Kilometer und damit nur 14 Prozent teurer veranschlagt ist als für den Bau einer neuen Straße für die gleiche Strecke. Diese neue Straße würde 490 000 RM. je Kilometer kosten.

Die Entwicklung des Straßenwesens scheint unübersehbar, wenn man insbesondere in Rechnung zieht, daß die Zahl der Kraftwagen sich in Deutschland im nächsten Menschenalter verfünfundzwanzigfachen wird, so daß wir Verhältnisse erhalten wie etwa in Amerika. Nicht alle Kreise stehen dieser Entwicklung freundlich gegenüber, aber es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß man diese Entwicklung zwar vielleicht hemmen, aber nicht auf die Dauer aufhalten kann. Man kann es verstehen, daß die Reichsbahn in der Entwicklung der Kraftwagenstraße eine schwere Beeinträchtigung erblicken muß. Sie hat Verpflichtungen aus dem Dawesplan und bekanntlich zu den Reparationslasten etwa 1 Milliarde RM.

Digitized by Google

jährlich beizutragen. Dieser Betrag muß aus Einnahmeüberschüssen aufgebracht werden. Ernste Sorge muß deswegen die für die Innehaltung dieser Verpflichtung Verantwortlichen erfüllen, wenn aus dem Wettbewerb des Kraftwagens auf der neuzeitlichen Straße sich ein erheblicher Einnahmeausfall ergeben sollte. Dieser Ausfall wird nach sachverständigen Schätzungen zur Zeit mit einer viertel, für 1922 bereits mit etwa einer halben Milliarde RM. angenommen, er muß also unbedingt auf die Reparationsverpflichtungen einwirken. Anderseits erfordert aber die Rücksicht auf das allgemeine Wohl, daß die Verkehrsabwicklung auf die bequemste und zweckdienlichste Weise erfolgt. Dieses Ziel ist für den Nahverkehr zweifelsfrei bereits jetzt auf den Kraftwagenstraßen in vielen Fällen besser zu erreichen als auf der Eisenbahn. An dieser Tatsache würde sich auch nichts ändern, wenn etwa der Kraftwagenverkehr stärker mit Beiträgen für Straßenbau und Unterhaltung belastet würde, allerdings würde dann die Bedeutung der Kraftwagenstraße für den Nahverkehr eingeengt werden, ganz ausgeschaltet würde sie jedoch sicher nicht. Bei der wirtschaftlichen Belastung des Kraftfahrwesens durch erhöhte Straßenbaubeiträge muß in Betracht gezogen werden, daß diese Gelder für das Kraftfahrwesen außerordentlich fruchtbringend angelegt werden. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß nach Herstellung eines einwandfreien Kraftwagenstraßennetzes die Kosten des Kraftwagenbetriebes um über 25 Prozent sinken.

Der Fall, daß eine Eisenbahn in eine Kraftwagenbahn umgebaut ist, dürfte noch nicht vorgekommen sein, wohl aber sind auch in Deutschland bereits kurz vor ihrer Ausführung stehende Eisenbahnen nicht gebaut worden, weil ein genügender Ersatz durch neuzeitlichen Ausbau vorhandener Straßen oder durch Neubau von Straßen geschaffen wurde.

In welchem Ausmaß die weitere Entwicklung der Kraftwagenstraße, insbesondere in Deutschland, sich abspielen wird, ist schwer zu sagen. Einer allzu stürmischen Entwicklung steht in Deutschland im Gegensatz zu manchen anderen Ländern der Umstand entgegen, daß die Fortschritte der Technik nicht von einem einmütigen Volkswillen getragen werden. Sehr weite Kreise des Volkes, insbesondere auch der gebildeten Schichten, stehen dem technischen Fortschritt allenfalls bewundernd, jedoch innerlich fremd oder statt fördernd gar ablehnend gegenüber. Trotz dem oft und deutlich gezeigten Ziel ist es uns bisher nicht gelungen, einen Ford hervorzubringen, der die Sehnsucht breiter Massen nach dem Kraftwagen erfüllen könnte. So wird auch der großzügige Ausbau unseres Straßennetzes noch viele Hemmungen zu überwinden haben. Diese liegen weniger auf dem Gebiete der Technik, als auf dem der Wirtschaft und Politik. Die Hemmungen würden um so leichter überwunden werden, je tiefer sich im Volksbewußtsein befestigt, daß die Entwicklung des Verkehrs auf neuzeitlichen Kraftwagenstraßen nicht eine Angelegenheit Weniger und Bevorzugter ist, sondern daß sie jeden angeht. Die bewußt gesteigerte Entwicklung der Kraftwagenstraßen ist zu jedermanns Vorteil. Auf die neue Ära im Straßenwesen kann der alte Spruch angewandt werden: „Die Straße ist das Leben!“

Kleine Kirche am Wasser

Von Robert Seitz

Immer lugt die kleine Kirche mild,
Kind und Greis, nach ihrem Spiegelbild.

Aber manchmal muß sie traurig sein
Über ihres Turmes Widerschein.

Sie steht schwer und steinern hingepflanzt,
Doch der schlanke Turm im Wasser tanzt!

Und er darf durch Schiefergrau und Rot
Lilien tragen, Silberfisch und Boot.

Wenn auch morsch und altersgrau versteint,
Kommt es, daß die kleine Kirche weint,

Und der Schwalbe, die von ihr zum See
Blitzend segelt, sagt sie scheu ihr Weh.

Freundlich wie ein unverhofftes Glück
Kehrt die Schwalbe frisch und blank zurück.

Und den Duft von Wasser, Fisch und Tang
Trägt sie in der Glocke Abendsang –

Dann geschieht es, daß die Kirche still
Ihren heitern Spiegel segnen will.

Digitized by Google

Bekanntschaft mit Renate

Eine Erzählung von Paul Zech

Als das Feuerwerk mit zischenden Raketen jene unendlich gestielten Purpurnelken und blauen Astern zum dritten Male in den Junihimmel emporwarf, und die Musik das „Lied an den Abendstern" über das Wasser hinbrausen ließ, da war die Sekunde reif geworden, die unsere Augen zum ersten Male zusammenbrachte.

Wir waren den späten Nachmittag lang schon Nachbarn gewesen. Renate jenseits, ich diesseits der Terrassenschenke. Ihr Gesicht lag immer auf der Wasserfläche, wo die weißen Tauben der Segelboote in hellen Scharen von der kräftigen Brise sich jagen ließen, vorüber an den plumpen Schleppkähnen, an dem Ameisengewimmel der Schwimmer und Ruderleute.

Vom schweren Blond ihres Haares machten sich viele Strähnen frei. Die Schultern standen darunter wie aus weißem Metall gegossen.

Es saß nun niemand mehr an Renates Tisch. Ein paar welke Rosen vor ihr auf dem schon angeschmutzten Damast, und dicht daneben ein Band aus dunkelblauem Leder. Vielleicht war es der „Tod in Venedig", vielleicht „Niels Lyne" . . . oder „Karl und Anna". Es konnte aber auch von Rilke der „Orpheus" gewesen sein.

Ich sah, daß ihre Hände nach einem Weinglas griffen. Sie trank wie jemand, der vor dem Absterben noch schnell das Blut des Heilands schmeckt. Es begann zu dämmern, und sie saß noch immer allein am Tisch.

Die Musik auf der Insel setzte mit Fanfaren ein. Die Menge drängte nach den Uferbüschen. Auf dem Wasser, dem nachgedunkelten Malachit, blinkte kein Segel mehr.

Ich wußte, nun werden gleich die ersten Petarden gelöst, und von den Tischen Tassen und Flaschen gefegt.

Feuerwerksabende liegen mir nicht mehr als Erlebnissucht im Blut, seit ich die gigantischen Säulengefüge des Nordlichts habe tragen dürfen mit den Erschauerungen dieses winzigen Menschendaseins. Ich streckte unwillkürlich die Hand nach dem Hut, der auf den hellen Gitterstäben des Zaunes lag, gleich einem zirkelrunden und korngelben Kegel. Und wollte die Wanderung flußlängs zur Stadt zurück beginnen, ehe der Weg beschlagen war von der Hast und dem lauten Geschwärm der Menge.

Ich sah, daß auch Renate, das helle Kleid ordnend, aufrecht am Tisch stand, sich den Mantel überwarf und an das Gitter trat, das die beste Aussicht auf das Feuerschiff bot.

Einmal, als Renate aus dem Ledertäschchen ein Flakon nahm, für irgendeine weibliche Handlung, konnte ich ihr Profil in der scharfen Zeichnung gegen den tiefblauen Himmel sehn. Im Betrachten der Form mußte ich an ein Bild Feuerbachs denken. Ihr Kinn jedoch war trotziger gebaut und die Stirn schien nach oben freier in ein ruhiges Nachdenken zu steigen.

Aber diese Betrachtung war nur der Bewegungsvorgang von wenigen Sekunden. Wieder lag die ganze Inbrunst des Gesichtes auf dem Wasser, wo schon leicht die grauen Schleier zogen und der Wind nach den Wäldern abdrehte.

Mir schien, als hätten Renates Hände gefaltet auf den etwas angezogenen Knien gelegen. Vielleicht verwirklichte sich das geheime Schicksal des Buches in ihrem Erinnern an gleichlaufende Begebnisse in ihrem Leben.

Ich schätzte Renates Alter auf den Ausgang der zwanzig. Das war für ein Frauenleben schon eine reiche Spanne von Geschehnissen, die im Nachdunkeln plastischer auf der Seele ruhen. Ich war mit geräderten Nerven hier herausgekommen. Jeder Trieb zu Eroberungen lag unter schmerzenden Scherben von Überwindung. Und doch arbeitete mein Gehirn an dem Roman ihres Lebens, an der Durchdringung ihres Herzens, an der Bannung ihrer Gedanken.

Hatte ich unrecht, mir den leidvollen Nachhall einer bitteren Erfahrung vorzustellen? Und war es also richtig, was ich mit fast hellseherischer Schärfe aus ihren ganz nach innen gespannten Denkungen zu erspähen glaubte?

Es konnte nicht eine unabänderliche Trauer sein. Eher schien mir: goldene Säume von stillen Hoffnungen umschauerten ihr Herz . . . und die Sterne gaben ihrem Blut Richtung und Melodie.

Es lag jetzt viel müßiggängerisches Volk an den Tischen ringsum, und aus ihren Mündern scholl das Leben, eine leichte Frivolität vor breit gelächelten Gebissen. Die Mädchen streuten leise den Duft des heißen Blutes aus den dünnen, bis auf die Haut fast durchsichtigen Kleidern. Den jungen Männern blitzten die Augen. Das Laub ließ den Himmel nicht mehr durch, es atmete

Digitized by Google

kühl und hatte die Vögel in dunkler Obhut. Über dem Wasser, drüben auf der Landzunge, standen die Weiden schon kohlschwarz gegen den helleren Horizont. Das Gelärm aber von hüben und drüben wölbte einen massiven Brückenbogen. Eine Singstimme, ein Naturburschentenor, aufgestiegen von einem trägen Kanu, schwebte darüber hin. Manchmal weinten auch Kinder nach Süßigkeiten, manchmal auch klirrten Gläser voll Begehren und Gier schrill aneinander.

Dicht an meinem Gesicht vorüber strich tänzelnd ein Insekt. Es sang zu seinen Tanzfiguren denselben Ton, der jetzt in den Bäumen laut war. Aus dem wispernden Sopran der Hängebirken, aus dem gläsernen Sirren des Wassers, das an die Böschung schlug, stieg der inbrünstige Abendgesang der unvernünftigen Kreatur.

Ich war mit einem Male in sämtlichen Fibern erfüllt von dieser über dem Menschenlärm leise dahinziehenden Melodie. Ich fühlte eine Saite gespannt zwischen der mir noch wesensunbekannten Renate und meinen aus den Rinnen geworfenen Pulsen.

Ich sah Renate jetzt deutlicher, wie in Fernenrauch gehüllt. Einen Augenblick empfand ich ein leises Frösteln auf der Haut in der Herzgegend. Ich bog mich langsam vornüber und glaubte einen Schmerz verbeißen zu müssen.

Im Gehirn aber war schon ein anderes Gefühl mächtig und drängte nach Vorwärtsbewegung. Ich schritt wie von einer Schnur kräftig gezogen.

Und da stand ich schon auf der Terrasse und sah Renates Mantel leicht flattern und blieb dicht dahinter stehen. Es war nichts Auffälliges dabei. Die Menschen drängten nach und verdreifachten die Reihe.

Zuerst war es mir, als wehte in diesem tieferen Gelände eine wärmere Luft, und ich genoß mit Wohlbehagen das kühle Gefühl des Rasens unter meinen Füßen. Ich glaubte in den Nasenlöchern und Ohren den frischen, nußartigen Geruch des Grüns sowohl, als auch den zarten, sickernden Laut der trinkenden Erde zu spüren.

Bis mir endlich bewußt war, daß ich mitten unter Menschen stand, die hörbar atmeten und sich reckten und unter den Spannungen die überschüssige Blutwärme abstießen.

Und auch dieses noch: leibhaftig nahe einem Gesicht zu stehen, das einen Nachmittag lang die süße Beruhigung meiner Nerven war.

Renate mußte es fühlen, daß ich es nicht war, der beim Aufschlag des ersten Schusses ihren Arm streifte. Doch ein paar Minuten später hätte ich es getan; in einer anderen Form zwar, ganz leicht, mit dem äußersten Gefühl der Fingerspitzen.

Dennoch trafen mich ihre Augen. Beileibe nicht strafend, auch nicht so verwundert, wie wenn man zum ersten Male einen winzigen Stern durch das Fernrohr sieht.

Ich behielt den kostbaren Glanz schwarzer Perlen noch, als der Himmel schon von allen Farben der Leuchtkugelstrahlen grell befeuert ward. Noch einmal sah sie sich um. Das war, als in bengalischen Feuern der ganze Garten hinter uns aufzuglühen begann und mit wildem Armeverrenken Männer und Frauen den Ausgängen zudrängten.

In diesem Tumult einer jäh entarteten Menschheit, welcher Wasser, harzhauchendes Laub und ausgesternter Himmel nichts mehr war als eine grau in grau verschwommene Einöde, und die, wieder losgelassen auf die lärmdurchtoste Stadt, eine feierliche Nacht mit den wilden Instinkten der Ichsucht entheiligte . . . da stand Renate ratlos und sah sich nach einem Geheimpfad um, nach einer verschwiegenen Hintertür, die gefahrlos auf eine ruhigere Straße führte.

In der Tat zog sich da unten am Uferrand des Sees, jenseits der weißen Brüstung, ein kaum wahrnehmbarer Fußpfad hin.

Es war nur eine Sekunde lang, daß ihr schlankes Bein, im Übersteigen der Schranke, sich bis zum Schenkel sichtbar machte. Aber das Blut schoß mir in die Schläfen hinauf und bedrückte meine Nerven mit einem leisen Schauern. Ich wartete, bis die Gebüsche Renate einen kleinen Vorsprung gaben, und begehrte: nachzueilen. An der Brücke, so folgerte ich, würde ich ihr dann, weil der Steg hier zu einem Graben übersprang, meinen Arm zur Stütze bieten.

Wie es aber gekommen war, daß ich erst in der Straßenbahn, die überfüllt nach dem Zentrum des Vorortes rollte, Renate wiedersah, wird mir wohl nie in Klarheit aufgehen. In meinem Herzen bohrte zerfleischend ein Wunsch, der kaum zu ertragen war.

Und Renate saß da: die großen Feuerkohlen der Augen geblendet, unruhig weit geöffnet. Eine Gefahr witternd . . . oder das reale Ausspinnen eines im Traum begonnenen Abenteuers.

Ich wünschte alle unsere Nachbarn, die Sitzenden und die an Sicherheitsringen sich Haltenden, die Eingeschläferten und die mit den Knien und Händen sich küssenden Liebespaare, bei jedem Bremsstoß an der Haltestelle hinaus. Ich wünschte dem Wagen die Verwandlung in ein enges Kupee, in ein zweisitziges, von hundert Pferden in die Ewigkeiten hinausjagendes Auto. Und dann (wie es so schön in einem Roman heißt) —:

Digitized by Google

„schwöre ich dir, legen wir die Erde Meile für Meile zu unseren Füßen, von Pol zu Pol! Du sollst das riesengroße Paris sehen, wo einem die Nerven in Glut geraten, und die sämtlichen Sinne schon allein durch die unsagbar aufregende Luft da unten in ewiger und heißer Begierde brennen! Du sollst Venedig, Rom ... Rom ... wo der Gedanke in einer fieberhaften Feierlichkeit weit ausgedehnt wird und in Marmortraumbildern Jahrtausende rückwärts treibt! Wir wollen die unübersehbaren, breiten Ebenen Afrikas bereisen, wo Elefanten und Löwen sich tummeln, wo unsere Herzen an einer schwindelerregenden Einsamkeit sich laben.

Auf dem Marañon, auf dem unermeßlichen Amazonenfluß wollen wir fahren, in den kühlen Schatten von millionenjährigen Urwäldern, zu der Begleitung des sanftrinnenden Wassers unter dem Laubdach der tiefen Blattgehänge. In einem betäubenden Duft von unbekannten Blumen, Geräuschen lauschend, die wir nie gehört haben: von Affen, von phantastisch großen Insekten, von bunten Libellen und fliegenden Fischen.

Wir sehen, wie die Ufer des Flusses sich allmählich nähern, unendlich langsam, Zoll für Zoll. In der Ferne gewahren wir nach wochenlanger Fahrt eines schönen Tages hoch über unseren Köpfen eine schimmernde, silberne Wolke, die unbeweglich stillsteht, um zur Abendzeit auf einmal Purpur zu werden, Feuer, und von nun an Tag für Tag, jeden Tag, den Gott werden läßt, sehen wir unverändert dort oben diesen fernen und stolzen Anblick, ohne ihm jemals näher zu kommen: denn es sind die Cordilleras de los Andes, es sind die in den Himmel hinaufragenden, die unbesteigbaren Zinnen der Anden, unbetreten mit ihrem ewigen Schnee! Das Titanenbollwerk nach dem großen, stillen Ozean jenseits hinab.

Beständig rinnen die Wogen desselben Flusses an uns vorüber. Wir sitzen auf dem Achterdeck Hand in Hand. Du beugst dich über die Reling des Bootes. Du lachst der goldenen Locke deines Haares zu, die unten in dem eisweißen schäumenden Strudel dahinschleppt ... das erste Haar aus Gold, in das der Marañon jemals seine feuchte Perlenreihe geflochten hat.

Ich nehme langsam und durstig deinen Mund zu dem meinen hinein. Und wir wissen mit einer Frühlingsflut von Wonne in unserem Blut —: daß du und ich uns erst fanden, als wir einander fanden! Daß wir beide das Leben erst kennenlernten, als dein Leben und meines zu einem wurden ..."

Daß Renate dieses und die tausend sich jagenden und jäh überschlagenden Gedanken meiner angespanntesten Sinne erraten konnte aus dem Fieber, das um meinen Mund zuckte, daß sie einen Aufschrei und danach das geifernde Gekläff der Meute, die nicht mich und mich, fürchtete —: vielleicht war das der Grund, daß sie den Wagen verließ, ehe die Endstation abgerufen wurde. Mir aber blieb das von Gott auf die Erde herabgesegnete Glück, die Lacktasche, die sie im Gehen fallen ließ, an meine Lippen zu drücken.

Ich trug sie die ganze Nacht in meinen zuckenden Händen wie eine Urne. Ich vergaß Heimgang und schlafbereites Bett.

Kalte Mauern durften sich jetzt nicht pressen um einen Kult, der Räume brauchte von der tauigen Erde bis zu den Sternen. Ich taumelte planlos durch die Felder und sah den Morgen heraufgrauen aus der nebelverschleierten Niederung. Ich sah den roten Zeigefinger eines Kirchturmes immer deutlicher sich von den Bäumen lösen. Und immer noch waren meine Hände um den Lack der Tasche gelegt und glaubten, ein Herz, gefangen in den Schalen eines schwarzen Steines, als ein Heiligtum zu halten.

Schon stieg das Frührot und entfachte glutig meine Augen. Meine Glieder waren ausgefegt bis auf den letzten Winkel der Erschöpfung. Ich ließ mich auf einen Steinhaufen fallen und von der Kühle wachhalten.

Ich sprach auf den Busch der wilden Kamille herab, als wären Renates Haare dort unten gelöst über ein grünes Samtkissen geflossen. Aus den weiten Feldern keimten in Kreiselflügen die ersten Lerchen. Unter der Sonne, die den blauen Berg zu Tal drückte, erhob sich die Chaussee und fuhr mit den rasselnden Milchwagen in die Stadt ...

Als ich endlich die Tasche (ohne die Karte freilich, denn das Bild verführte mich zu dieser Unterschlagung) in Renates Hände zurücklegen durfte, schlugen die Turmuhren schon zehn.

Ihr Haar duftete stärker als die wilde Kamille und auf ihren Lippen lag nicht eine Spur mehr der Nacht. Peinvoll nur blieb in ihrem erschrocken spröden Dank das Lächeln unter der Haut. Ich fühlte mich irgendwie ertappt. Und doch war der Abend unter dem Feuerwerk, die Nacht und dieser Vormittag, das unverrückbare Geschehnis einer zwar noch unsichtbaren, aber steil anspringenden Kurve in unser beider Leben. Und als ich mich endlich aufschwang zu der Frage, auf die es nur eine einzige und mittelpunktschwere Antwort gibt ... da war abermals ein Tag dahingegangen. Und es schien ein tiefer, silberner Mond auf den Garten herab und küßte zugleich mit mir ihre entscheidenden Hände ...

Digitized by Google

Raſt an der Quelle. Gemälde von Claudius Foreau

Digitized by Google

Digitized by Google

Die russische Frau

Von Dr. Herbert Stegemann

Während die Frauen aller europäischen Völker nur insofern voneinander verschieden sind, als das die Eigenart der einzelnen Nationalcharaktere mit sich bringt, und sich im übrigen in den Grundzügen des typisch Weiblichen mehr oder minder gleichen, stellt die Russin einen besonderen, abweichenden Typus als Frau dar, einen Typus, den der Nichtrusse entweder gar nicht oder nur dahin zu beurteilen vermag, wie etwa Gerhart Hauptmann im „Friedensfest": daß sie eine Fremde, eine andere ist. Die unsterblichen Frauengestalten der großen russischen Literatur, von Puschkins Tatjana und Turgenjews Helene, Lisa bis auf die neuere Zeit, strömen eine andere Atmosphäre aus, sie sind einer anderen seelischen Grundstimmung entsprossen als die der westeuropäischen Literatur. In dieser erscheint die Frau als ein unwirklich romantisches Gebilde der männlichen Liebessehnsucht, als ein Produkt der erotischen Phantasie des Mannes, wie das Goethe in seinem berühmt gewordenen Ausspruch angedeutet hat, die Frauen seien silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel hineinlegen; in der russischen Literatur führt die Frau ein weit selbständigeres Leben, sie ist weniger ein fleischgewordener Wunschtraum des Mannes als ein Wesen für sich, das seinen eigenen Gesetzen folgt, eine reale Gestalt der Wirklichkeit, Mutter, Geliebte, Gattin, Kämpferin, Dulderin, Märtyrerin. So hat gerade in Rußland die gebildete Gesellschaft dem Emanzipationskampfe der Frau ein besonders weitgehendes Verständnis entgegengebracht, und gerade in Rußland galt die soziale und geistige Unabhängigkeit der Frau als eine selbstverständliche Voraussetzung der menschlichen Freiheit überhaupt. Daher hat es in Rußland eine Frauenbewegung wie bei uns kaum gegeben. Der intellektuelle Russe sieht eben in der Frau von vornherein nicht sowohl das Geschlechtswesen als den Freund, den Kameraden, eine seelische Einstellung, die mindestens zum Teil ihre geschichtliche Erklärung darin findet, daß Rußland die Feudalzeit, die das Faustrecht zur Ethik erhob und die Frau zum Eigentum des Mannes stempelte, ebensowenig wie das von gleichen Gesichtspunkten beherrschte römische und kanonische Rechtssystem gekannt hat. So ward der russischen Frau manches von dem tragischen Werdegang ihrer europäischen Schwestern erspart und ihr blieb ein viel weiterer Spielraum für ihre natürlichen Anlagen. Und so ist ihre Psyche stark mit männlichen Elementen durchsetzt. Gerade diese Mischung männlicher und weiblicher Elemente hat ihr die eigentümliche Tragfähigkeit, Elastizität und Widerstandskraft gegeben, auf der ihr besonderer Reiz beruht.

Diese Züge männlicher Entschlossenheit und kühnen Wagemutes treten besonders deutlich bei der ersten Russin von europäischem Rufe hervor, die charakteristischerweise zugleich die erste Revolutionärin war — der Fürstin Katharina Daschkow, die als intime Freundin der großen Katharina nahestand und bei dem Staatsstreiche der letzteren durch ihr tatkräftiges Handeln eine entscheidende Rolle spielte. Sie stellt wohl den am höchsten und harmonischsten entwickelten Typus der Frauen vom Hofe Katharinas II. dar. „Versailles vermischt mit enzyklopädischem Freidenkertum," so charakterisiert ein russischer Schriftsteller treffend diesen Hof: es war in der Tat eine geistige Elite, die sich hier sammelte, Frauen, in denen Voltairesche Aufklärung mit Versailler erotischem Raffinement eine höchst reizvolle Mischung eingegangen war, Amazonen, Liebeskünstlerinnen, frei von allen bürgerlichen Vorurteilen und durch hohe Geistigkeit der einseitig auf Erotik und Galanterie eingestellten Versailler Frauenwelt durchaus überlegen. Vergegenwärtigt man sich, wie Katharina Daschkow, als kaum achtzehnjährige, als ganz junge Gattin und Mutter, den Staatsstreich durchführte, der über Rußlands Schicksal entschied, fast ohne Hilfe, gestützt nur auf eine kleine Anzahl fortschrittlich gesinnter Angehöriger des Hofes und Militärs, so tritt dieser amazonenhafte, faszinierende Frauentypus, der am Hofe Katharinas zu Hause war, in seinem vollen Glanze vor uns hin. Die Engländerin Miß Wilmoth, eine Freundin der Fürstin, schreibt über sie: „An ihr ist alles eigenartig und originell: Sprache, Haltung und Kleidung. Sie macht nichts so wie die anderen Menschen. Ich habe ein solches Wesen nicht nur nie gesehen, sondern von einem solchen auch nie gehört. Sie versteht jede Hausarbeit, zeigt den Arbeitern, wie eine Mauer am besten zu legen ist, merkt sofort, wenn der Pope einen Fehler bei der Messe begangen hat. Sie ist Arzt, Apotheker, Gärtner, Maurer, Richter, Advokat. Sie versteht alles. Sie korrespondiert mit dem Bruder, der eine der ersten Stellen im Reiche einnimmt, mit Literaten, Gelehrten, Geschäftsleuten. Ihre lebhafte Unterhaltung ist anregend und reizvoll, zugleich aber oft bis zur Kindlichkeit naiv. Sie war geboren, ein Staatsmann oder Heerführer zu sein. Ihr Platz ist an der Spitze eines Reiches." Alexander Herzen fügt diesen Worten der Wilmoth hinzu: „Alles stimmt. Aber Miß Wilmoth vergaß, daß Katharina Daschkow als Frau zur Welt kam und immer Frau blieb. Die Gefühlsseiten ihres Wesens, Hingebung, Zärtlichkeit, Anhänglichkeit, traten in ihr ungewöhnlich hervor. Katharina Daschkow ist eine echte russische weibliche

Digitized by Google

Persönlichkeit. Man fühlt in ihr die sprudelnden, noch nicht ganz geordneten Kräfte, die, durch Peter der Moskauer Dumpfheit entrissen, mit aller Gewalt ins Leben strömen. In ihr ist die Petersche Urwüchsigkeit, Petersche Vielseitigkeit, gemildert durch Erziehung und Weiblichkeit." Bekanntlich wurde die Fürstin Daschkow später von Katharina zur Präsidentin der „russischen Akademie der Wissenschaften" gemacht und damit in ein Amt erhoben, das noch nie einer Frau zuteil geworden war. Die Kaiserin wollte in ihrer staatsklugen Weise durch diese Ernennung wohl eine Art Gegenstück zu der Tatsache schaffen, daß auch sie, gegen allen bisherigen Brauch und ohne jedes formale Recht, als Frau auf dem Throne saß. Es war eine großartige Proklamierung der weiblichen Unabhängigkeit und Gleichberechtigung, die in ganz Europa Aufsehen erregte. Die Fürstin zeigte sich als ihrem hohen Amte völlig gewachsen, sie stand als Präsidentin der Akademie mit allen Berühmtheiten ihrer Zeit in ebenso lebhaftem Briefwechsel, wie ihre kaiserliche Freundin, und lernte die meisten von ihnen bei ihren zahlreichen Reisen durch Europa kennen. Ein großartiger Amazonentypus, ganz ohne männliche Ecken und Kanten, von höchstem weiblichem Charme und überragender männlicher Intelligenz zugleich.

Mit der Generation der Fürstin Daschkow starb dieser heroische, lebensstarke Typus der Katharinischen Frau aus, und unter der Herrschaft Pauls und Alexanders, der bald von seinem Weltbeglückungsgedanken zur Araktschejewschen Knute überging, banalisierte sich die russische Frau zu jenem Durchschnitt, den wir aus der Literatur kennen. Die Schwestern Karagin, Vera Rostow, Ellen Besuchow in „Krieg und Frieden", die Gogolschen „angenehmen" Frauen sind uninteressante, französisch plappernde Marionetten. Erst in der nächsten Generation wächst allmählich der neue Typus der russischen Frau des 19. Jahrhunderts heran, gleichfalls ein großartiger, heroischer Typus, stark im Handeln wie im Dulden. Literarische Prägung hat dieser Typus in Puschkins Tatjana gefunden, die wohl als die für alle Zeiten klassische Darstellung der russischen Frau überhaupt gelten darf. Sie, die aus dem leidenschaftlichen kleinen Mädchen zu jener unvergleichlichen weiblichen Größe heranwächst, zu einer Größe, die sich über alle überlieferten Vorurteile hinwegsetzt und es wagt, als erste einem Manne ihre Liebe zu gestehen, ihm trotz drohender gesellschaftlicher Ächtung Herz und Hand zu bieten, diese Tatjana ist der für immer gültige, ewige Typus der russischen Frau. Gewiß, es gibt andere Typen daneben, und charakteristischerweise hat Puschkin neben Tatjana gleich Olga gestellt, das liebreizende, weder von Geist noch heroischen Gefühlskomplexen beschwerte Weibchen, das, wie überall, auch in Rußland vorkommt, aber Tatjana mit ihrer heroischen Seelengröße und ihrer vor nichts zurückschreckenden Entschlossenheit, die um des Geliebten willen Leiden, Entehrung, Schmach und Qual auf sich nimmt, ist und bleibt der eigentliche russische Typus.

Dieser Typus des hohen, edlen, vom Schicksal hart geprüften Weibes lebt vor allem in den Frauen der Dekabristen, denen Nekrassow in seiner episch-lyrischen Dichtung ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Sie alle, die die Ideale ihrer sich gegen den zarischen Despotismus auflehnenden Männer teilten und ihnen willig in die Verbannung folgten, sie alle, die Fonwisin, Dawidoff, die Murawjews, die Naryschkin, sie alle stehen im goldenen Glanze freiwilligen Märtyrertums da, aber keine herrlicher als die junge Fürstin Maria Wolkonski, die nach schweren Kämpfen mit ihrer, den „Verbrecher" verurteilenden Familie, nach Überwindung aller möglichen Hindernisse in die Schneewüste Sibiriens eilt, um dem Gatten, dem sie als halbes Kind angetraut war, Trost und Freude zu bringen, und die, als sie den Gatten im dunklen Bergwerksschacht wiederfindet, niederkniet und seine Ketten küßt, ehe sie ihn umarmt — ein Kuß, der symbolisch für die Psyche der russischen Frau erscheint. Es ist eine Reihe erlauchter Märtyrerinnen, die hier an uns vorüberziehen.

Einen entscheidenden Wendepunkt für das Seelenleben der russischen Frau bedeutet die Bauernbefreiung im Jahre 1861. Mit lang verhaltener Inbrunst wirft sich die Frau auf Bildung, Studium, öffentliche Betätigung der verschiedensten Art. Überall entstehen höhere Mädchenschulen und sonstige Bildungsanstalten, und für das Straßenbild Petersburgs und Moskaus in den siebziger Jahren sind die „Kursistinnen" mit Bubenkopf — der, wie man sieht, nichts Neues ist —, und mit enthusiastischem Freiheitsgefühl im Herzen charakteristisch. Während die Regierung im allgemeinen dem Ansturm der Frauen nachgibt, weigert sie sich hartnäckig, das medizinische Studium zuzulassen, das als höchste Betätigungsmöglichkeit humanitärer Gesinnung der Frau besonders begehrenswert erscheint. Einer kühnen Frau Nadeschda Suslowa, gelingt es aber doch, im Jahre 1860 die Schranke zu durchbrechen und bei der Petersburger medizinischen Kriegsakademie als Hörerin zugelassen zu werden. Ihrem Beispiel folgen noch zwei weitere Frauen: Bokowa und Koschewarow-Rudnjowa. Doch bereits im Jahre 1863 müssen die drei Frauen unter dem Drucke des Unterrichtsministeriums ihr Studium in Rußland aufgeben, das sie dann in Zürich vollenden. Erst 1872 setzte der liberale Kriegsminister Miljutin beim Zaren die Eröffnung eines medizinischen Fraueninstituts durch, das sich etwa zehn Jahre lang hält und mehr als tausend Frauen eine Bildungsstätte wird. Im Anfang der achtziger Jahre fällt das Institut der Reaktion zum Opfer, auch die anderen Frauenhochschulen werden geschlossen, und

Digitized by Google

von nun an beginnt der Zug des intellektuellen russischen Mädchens in die Schweiz, nach Zürich oder Genf. Es entwickelt sich ein eigenartiger russischer Frauentypus, der wesentlich durch das Merkmal der Entwurzelung von der heimischen Scholle, durch die Heimatlosigkeit, durch die gerade in der russischen Seele besonders starke Sehnsucht nach der Heimat bestimmt wird. Keine dieser Russinnen hat sich wirklich innerlich in Westeuropa eingelebt, alle sind sie Fremde geblieben und haben sich, echt russisch, in uferlosen Träumen und ewiger Sehnsucht aufgerieben.

Das tritt besonders deutlich hervor bei einer Russin, die sich in Europa einen Weltruhm erwarb, aber doch nicht das von ihr gesuchte Glück fand: Sonja Kowalewski, der großen Mathematikerin, die jahrelang eine Professur in Stockholm innehatte. Sonja Kowalewski blieb einsam in einer ihr fremden Umgebung. Selbst für ihre nächsten Freunde war sie eine Fremde, Unbekannte.

Ganz dasselbe Verhängnis, wenn auch in einem anderen äußeren Rahmen, finden wir im Leben einer anderen, gleichfalls in der Fremde lebenden Russin, der genialen unglücklichen Maria Baschkirzew. Die elegante, schöne, junge Weltdame, eine Künstlernatur durch und durch, taumelt durch mondäne Zerstreuungen und kleine Liebesabenteuer hin, von glühender Sehnsucht nach Erkenntnis der letzten Dinge und von leidenschaftlichem Verlangen nach dem überlegenen Manne gequält, und kommt in dieser Weise auch zu der abenteuerlichen brieflichen Annäherung an Maupassant, den sie übrigens niemals persönlich kennengelernt hat. Sie zeigt hohe gesangliche Begabung, als Malerin erwirbt sie sich mit einem Schlage schon durch ihre ersten Bilder bleibende Erfolge, aber nichts füllt sie aus, nichts genügt ihr, und sie findet erst Ruhe, als der Tod die kaum Vierundzwanzigjährige zum ewigen Schlafe bettet.

★

Daß der Idealismus der in der russischen Heimat zurückgebliebenen Frauen sich vor allem der seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts immer mehr anschwellenden revolutionären Bewegung zuwandte, liegt in der Natur der Dinge. Es waren durchweg Frauen aus den besten, durch Bildung und Besitz ausgezeichneten Kreisen, die hier eine Rolle spielten. Der Justizminister Graf Pahlen wehklagt in einem Bericht an den Zaren darüber, daß die Revolution selbst in aristokratische Familien gedrungen sei: „So gingen die Töchter Wirklicher Geheimer Räte, Natalie Armfeld, Barbara Batjuschkow und Sofia Perowski, die Tochter eines Generals, Sophia Löschern von Herzfeld und viele andere ‚ins Volk', verrichteten Feldarbeiten und verdingten sich gegen Tagelohn, hausten zusammen mit ihren Arbeitsgenossen, den Bauern: und für all diese Handlungen fanden sie nicht etwa den Tadel ihrer Verwandten, sondern vielmehr Sympathie und Beifall." Wie groß die Beteiligung der Frauen an der revolutionären Bewegung war, zeigte der erste große öffentlich durchgeführte Prozeß im Jahre 1867, der unter dem Namen „Prozeß der Fünfzig" bekannt geworden ist. Der sterbende Nekrassow hat diesen „Moskauer Amazonen" (man nannte sie so, weil sie in Moskau „unters Volk gegangen" waren) in seinem schönen Gedicht „Die Schwelle" ein Denkmal gesetzt und dabei besonders den opferbereiten Idealismus dieser Frauen verherrlicht, die bereit waren, „die Schwelle" der Revolution selbst unter Aufopferung ihres eigenen Lebens und auf die Gefahr hin, sich getäuscht und nutzlos preisgegeben zu haben, zu überschreiten. Von den bekanntesten Frauengestalten der Revolution seien hier nur Ludmilla Wolkenstein, Sofia Perowski und Vera Figner genannt, die noch heute in Moskau lebt und deren Lebenserinnerungen einen besonders interessanten Einblick in die Psyche der revolutionären Frau gewähren. Hier sind alle weiblichen Energien auf ein einziges Ziel gerichtet, in einer Weise, die unserem westeuropäischen Verständnis denn doch recht fernsteht, mit einer fanatischen Inbrunst, die uns seltsam und befremdend anmutet und uns fast als eine Verzerrung der weiblichen Natur erscheint. Im Rußland der Vorkriegszeit waren die Frauen die besten Revolutionäre, eben weil sie mit der männlichen Aktivität die grenzenlose Hingabe der weiblichen Natur verbanden.

Die neuere politische Entwicklung in Rußland hat die Emanzipation der Frau vollendet und die männlichen Züge ihres Wesens noch schärfer hervortreten lassen. In Sowjetrußland gilt bekanntlich die Frau auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens als dem Manne völlig gleichberechtigt. Die Kommunistische Partei hat sich von den ersten Tagen des Umsturzes an beeilt, alle verfügbaren weiblichen Hilfskräfte heranzuziehen, Frauen zu Kommissaren, ja sogar zu Volkskommissaren zu ernennen und sie mit den wichtigsten Posten zu betrauen. Trotz dieser Taktik des Bolschewismus standen indessen die Massen der Arbeiterinnen und noch mehr die Bäuerinnen anfangs dem Bolschewismus durchaus feindlich gegenüber. Da die Gärung in der Menge hauptsächlich von den Frauen geschürt wurde, hielt es die Regierung für nötig, einzugreifen und eine besondere Propaganda zugunsten des Kommunismus unter dem weiblichen Teil der Bevölkerung zu veranstalten. Im November 1918 wurde in Moskau die erste Konferenz der Arbeiterinnen und Bäuerinnen einberufen, an der über tausend Delegierte teilnahmen und die eine Grundlage für die ganze weitere Propagandatätigkeit unter den Frauen bilden sollte. Man schuf damals eine Menge von Agitationsabteilungen, die

Digitized by Google

in Stadt und Land die weibliche Bevölkerung für den Kommunismus gewinnen sollten. Neben dieser Agitationstätigkeit besorgten diese weiblichen Kommissionen auch noch eine Menge wichtiger gesetzgeberischer Arbeiten: sie waren es z. B., die das Gesetz über die Straflosigkeit der Fruchtabtreibung durchsetzten und einen Ausschuß zur Bekämpfung der Prostitution sowie einen solchen für Mütter- und Säuglingsschutz bildeten. Besonders aktiv beteiligten sich die Arbeiterinnen an allen Problemen der Erziehung. In den meisten größeren russischen Städten gibt es Schulen für Kinderpflegerinnen, Erzieherinnen und Lehrerinnen. Sogenannte Hilfskommissionen beschäftigten sich damit, die Arbeiterinnen in den Betrieben über die bestehenden Gesetze zum Schutze schwangerer und stillender Frauen aufzuklären und die Durchführung aller Vorschriften über Mutter- und Kinderfürsorge zu überwachen. Eine nicht minder wichtige Rolle spielen die Frauen im Gerichtswesen, besonders bei den Jugendgerichten, wo sie durchweg eine von feinem psychologischen Verständnisse getragene und überaus segensreiche Rolle spielen. Interessant ist es in diesem Zusammenhange, daß die Räterepublik die Frauen in einem bisher unbekannten Maße zum Militärdienst herangezogen hat, und zwar weit wirkungsvoller und intensiver, als das bei Kerenskis komödienhaft wirkenden weiblichen „Todesbataillonen" der Fall war. Schon bei der Oktoberrevolution bildeten sich Sanitätskaders, später auch Kampftruppen, die nicht selten entscheidend in den Gang militärischer Ereignisse eingriffen. Während des Krieges gegen den monarchistischen General Judenitsch stellten die Petersburger Arbeiterinnen nicht nur ein Korps von einigen hundert Pflegeschwestern auf, sondern nahmen auch zu Tausenden an dem Maschinengewehr-, Nachrichten- und Sappeurdienste teil. Die Zahl der getöteten oder verwundeten Frauen betrug in diesem Feldzug 1554: eine erhebliche Anzahl von Telephonistinnen, Ärztinnen und Frontkämpferinnen wurde mit hohen Orden ausgezeichnet. Auch in der Industrie leisten Frauen an führenden Stellen Beträchtliches. Die Zahl der Frauen, die selbständige, organisatorische Leistungen vollbringen, ist im heutigen Rußland sehr groß: sie genießen überall als Repräsentantinnen der „neuen Weiblichkeit" ein besonderes Ansehen.

★

Diese Verselbständigung der Frau in Sowjetrußland macht sich natürlich vor allem in ihrem Verhältnisse zum Manne geltend. Stand schon die Frau des zaristischen Rußland dem Manne, wenn nicht im bürgerlich-rechtlichen, so doch im menschlichen Sinne als gleichberechtigte Kameradin gegenüber, so erscheint die Frau des gegenwärtigen Rußland als in jedem Sinne dem Manne gleichgestellt, wozu das neue Eherecht mit seinen bedeutenden, praktisch nahezu einer Aufhebung der Ehe gleichkommenden Erleichterungen der Eheschließung und Ehescheidung wesentlich beigetragen haben dürfte. Es hat sich im Zusammenhange mit der politisch-wirtschaftlichen und geistigen Umwälzung, die der Bolschewismus mit sich gebracht hat, eine wesentlich neue Art der Erotik zwischen Mann und Frau herausgebildet, die vielleicht am besten in einer Novelle der Frau Kollontai, der bekannten sowjetrussischen Diplomatin, „Die Liebe der drei Generationen" geschildert ist. Es handelt sich hier um die Erlebnisse von Großmutter, Tochter und Enkelin: die Großmutter, noch ganz der alten intellektuellen Bourgeoisie angehörig, als Leiterin einer Wanderbuchhandlung für Volksaufklärung tätig, verliebt sich in einen Arzt und verläßt deshalb ihren Gatten, den Regimentskommandeur, indem sie sich auf das Naturrecht der Liebe beruft. Die Tochter, die zu ihrem Manne in einem engen kameradschaftlichen Verhältnisse steht, will diesen nicht verlassen, obgleich sie sich sinnlich zu einem anderen hingezogen fühlt, schließlich aber beginnt sie ein neues Leben mit einem jungen Arbeiter, der in ihr die bedeutende Parteiführerin verehrt. Die Enkelin lernt diesen jungen Arbeiter kennen, und eines Tages findet die Mutter ihre Tochter in seinen Armen. Bei der nun folgenden Auseinandersetzung tritt die neue Weltanschauung besonders deutlich zutage: die Mutter ist nicht etwa darüber empört, daß ihr Mann und ihre Tochter sich lieben, sondern darüber, daß das Mädchen sich hingegeben hat, ohne den Mann wirklich zu lieben. Das junge Mädchen aber rechtfertigt sich mit den sehr charakteristischen Worten: „Zum Verlieben muß man Zeit haben: ich habe Romane gelesen und weiß, wieviel Zeit und Kraft das Verliebtsein kostet. Aber ich habe keine Zeit. Wir haben jetzt im Rayon eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit, und überhaupt . . ."

Hier hat sich die Verselbständigung der Frau dem Manne gegenüber bis ins Groteske überschlagen und zu jener besonderen Seelenlosigkeit geführt, wie sie überhaupt der materialistischen Weltanschauung des Bolschewismus eigentümlich ist. Wir haben hier eine Karikatur, eine Travestie des alten Kameradschaftsideals vor uns, die aber wohl nur als durch die Zeitumstände und das materialistische Dogma des Marxismus bedingt und nicht als eine dauernde Umformung der russischen Frauenpsyche gelten kann. Mag auch die neuere Entwicklung die schon erwähnten männlichen Elemente in der Seele der russischen Frau noch stärker herausgehoben haben: die weiblichen Elemente werden allen Theorien und Dogmen zum Trotze in der Psyche der Russin fortleben und wirken, und auf ihrer Kombination mit männlichen Zügen wird nach wie vor der geheimnisvolle Zauber russischer Weiblichkeit beruhen.

Digitized by Google

Die Türken vor Wien im Jahre 1529

Von Dr. Wilhelm Beetz

Drei große Gegensätze bestimmten zu Beginn des 16. Jahrhunderts die europäische Politik: Frankreich, die Reformation und die Türkei. Gegen diese drei Mächte stand Karl V. bis etwa 1545 in einem tragischen Kampf.

Vom Jahre 1521 bis 1526 rang Karl V. mit König Franz I. von Frankreich um die Herrschaft in Italien. — Der am 21. September 1520 erfolgte unerwartete Tod des kriegs- und eroberungslustigen Sultans Selim I. ließ in Europa die Meinung entstehen, daß die von türkischer Seite drohende Gefahr nunmehr geschwunden sei. Von seinem Sohne und Nachfolger Suleiman II. glaubte man, daß er weder das Talent noch den Willen habe, in den Bahnen seines Vaters fortzuschreiten. Nur zu bald war man enttäuscht.

Suleiman (oder auch Soliman) war in Europa geboren und genoß in Kaffa unter den Tataren seiner schönen Mutter eine gute Erziehung. Neben den morgenländischen beherrschte er die slawischen Sprachen. Obwohl weder Schwärmer noch kriegerischer Romantiker, sah er in Alexander dem Großen das Idealbild des Herrschers. Zum Kriege drängte ihn der Wunsch nach festen, natürlichen Grenzen für sein Reich und der Wunsch, dem großen, kampfbereiten Heere Beschäftigung zu verschaffen.

Das „neue Land" lag im Westen: Venedig, Ungarn und Rhodos. Solange er letzteres noch nicht in seinem Besitz hatte, mußte er sich Venedig gegenüber freundlich gesinnt zeigen, da er die mächtige Flotte der Signoria zu fürchten hatte. Zu diesem Zwecke ließ er durch einen besonderen Gesandten, Ahmed Forad, Venedig seine Thronbesteigung ankünden und zu erkennen geben, daß er dieselben friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu erhalten wünsche, wie sie zwischen ihr und der Pforte zuzeiten seines Vaters bestanden hatten. Gegen Ungarn nahm er sofort eine feindliche Stellung ein, obwohl er auch hier seine Friedensliebe beteuerte. Sein nächstes Ziel war Rhodos. Nach nahezu sechsmonatiger Belagerung mußte die tapfere Besatzung die angebotene Kapitulation annehmen. Am 1. Januar 1523 schiffte sich der Großmeister der Johanniter, Villers d'Ile-Adam mit seinen Rittern nach Candia ein.

Allgemein war die Bestürzung, als sich die Nachricht verbreitete, daß auch dieses Bollwerk der Christenheit fiel. In dem Zorn über seine Niederlage bei Pavia wandte sich König Franz an den Sultan um Hilfe gegen Karl V. Suleiman hätte wahrscheinlich auch ohne dies Ungarn angegriffen. Wenn er König Ludwig schlug, so traf er Karl V., mit dessen Schwester der König von Ungarn vermählt war.

Seit der Einnahme von Belgrad waren Ungarn und Kroatien den Türken offen gewesen. König Ludwig, der wiederholt um Hilfe anrief, blieb auf die Kräfte seines Reiches angewiesen. Ihm zur Seite stand als Palatin von Ungarn Stephan Bathory. Siebenbürgen wurde von dem Woiwoden Johann Zapolya, Dalmatien, Kroatien und Slawonien von dem Banus Peter Pereny, Syrmien und das Land zwischen der Save und der Drau von dem tapferen Erzbischof Paul Tomory geschützt. Die Grafen Christoph Frangipani und Nikolaus von Salm sollten den Oberbefehl des Reichsheeres erhalten.

Suleiman rückte mit einem Heere von 100 000 Mann und 300 Kanonen an. Eine Donauflottille, aus 800 Kähnen bestehend, lief in die Donau ein, um einen Teil der leichten Janitscharen-Truppen nach Belgrad zu bringen. Am 9. Juli 1526 traf der Sultan dort ein und feierte das Beiramfest.

Am 14. Juli verließ König Ludwig mit nur 3000 Mann Ofen und zog gegen Mohács dem Feinde entgegen. Sein Heer ergänzte sich auf 25 000 Mann und 80 Feldgeschütze, demnach ein Viertel der Feindesstärke. Das ungarische Heer kämpfte mit ungeheurer Tapferkeit, wurde aber von den übermächtigen, vom Sultan selbst geführten türkischen Massen am 19. August geschlagen. Zwanzigtausend Ungarn und Deutsche kamen hier um. Ein Großteil versank im Sumpfe, in welchem auch der erst zwanzigjährige König auf der Flucht, von der schweren Rüstung niedergedrückt, erstickte.

Nach diesem Siege war der Weg für die Türken nach Ofen frei. Am 10. September desselben Jahres schlug Suleiman bereits in der Hauptstadt seine Zelte auf. Der aufgelöste Zustand seines Heeres, der herannahende Winter und innenpolitische Verhältnisse in seinem Reiche veranlaßten ihn aber nach sieben Tagen, den Rückmarsch nach Konstantinopel anzutreten.

Nach früheren Verträgen war König Ludwigs Nachfolger auf dem ungarischen Throne sein Schwager Ferdinand I. von Österreich, welcher auch von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz gewählt worden war. Die madjarische Nationalpartei erhob ihren Führer, den Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya, zum König. Die westlichen Komitate und die Siebenbürger Sachsen wählten Ferdinand. Es kam zur Entscheidung mit den Waffen, die für Ferdinand glücklich war. Zapolya wurde bei Tokai besiegt und mußte sich nach Siebenbürgen zurückziehen. Ferdinand hielt in Ofen seinen Einzug und empfing in Stuhlweißenburg am 3. November 1527 die ungarische Krone. An demselben Tage begab sich der polnische

Digitized by Google

Edelmann und frühere Gesandte des Königreiches Polen, Hieronymus Laszky, nach Konstantinopel, um im Namen des Königs Johann — so nannte sich Zápolya — mit dem Sultan ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen.

Dem König Ferdinand blieben diese Verhandlungen Zápolyas nicht verborgen. Ende Mai 1528 sandte er seine Bevollmächtigten Johann Hoberdansky von Salathnok und Sigmund Weixelberger nach Konstantinopel, welche dort mit allen Ehren empfangen wurden. Sie taten des Königs Friedensabsichten kund, forderten aber die vollständige Räumung Ungarns und die Rückgabe der von den Türken in Ungarn besetzten Schlösser und Orte. Suleiman antwortete, daß er selbst kommen werde, um sie dem König Ferdinand zurückzugeben. Auf Veranlassung der venetianischen Gesandtschaft — die Venetianer waren Ferdinands unversöhnliche Feinde — wurden die beiden österreichischen Gesandten gewaltsam zurückgehalten.

Ferdinand trachtete nun alle Wehrkräfte seiner Länder zu sammeln, rechnete aber auch auf die Hilfe des Reiches, in welchem sich Stimmen für den Türkenkrieg regten. Auch Luther rief seine Glaubensgenossen in seiner „Heerpredigt wider den Türken" zum Kampfe auf, und seine Worte fanden Gehör. Das Reichsheer zog wohlgerüstet unter dem Pfalzgrafen Friedrich der Grenze zu.

König Ferdinand fühlte sich aber noch nicht stark genug und versuchte durch Entsendung des königlichen Rates Nikolaus Jurisich vom Sultan einen Waffenstillstand zu erlangen. Suleiman war jedoch mit einem Heere von 250 000 Mann und 300 Geschützen bereits in Mohács eingetroffen. Am 17. Juli 1529 stand sein Zelt in Belgrad. Durch Wetterunbill aufgehalten kam er erst am 16. August in Essek an, wo ihm die zu Zapolya gestandenen Magnaten huldigten. Zapolya erschien mit 6000 Reitern, wurde mit königlichen Ehren empfangen und zum Handkuß zugelassen. Die ungarischen Kroninsignien, die Krone des heiligen Stephan, kam in die Hände Suleimans, der sie als sein Eigentum betrachtete.

Am 3. September 1529 traf das türkische Heer zum zweitenmal in Ofen ein, wo es den ersten heftigen Widerstand fand. Die von 700 deutschen Landsknechten heldenmütig verteidigte Stadt mußte aber nach einigen Stürmen der Türken kapitulieren. Die Besatzung fiel der Mordlust der nicht aufzuhaltenden Janitscharen zum Opfer. Nachdem Zapolya förmlich und feierlich auf Ungarns Thron gesetzt war, ging der Heereszug ohne Rast weiter nach Wien, wo am 21. September die ersten osmanischen Reiterscharen erschienen.

König Ferdinand hielt zu Budweis einen Reichstag ab, auf welchem ihm von den böhmischen Ständen, den Schlesiern und Lausitzern die Zusicherung gegeben wurde, „daß alle wehrfähige Mannschaft aufgeboten werden solle, den Österreichern zu Hilfe zu eilen, sobald der Sultan selbst den österreichischen Boden betreten haben würde". Auch ein Reichsheer von ungefähr 60 000 Mann setzte sich im Oktober gegen Wien in Bewegung.

Inzwischen wogte bereits der Kampf um Wien. Am 26. September war Wien vollends eingeschlossen. 200 000 Mann türkischer Truppen mit dem Großwesir Ibrahim Pascha, dem besonderen Günstling Suleimans, an der Spitze waren in 16 Lagern zu 30 000 Zelten halbmondförmig, auf die Donau gestützt, von Schwechat bis Nußdorf verteilt. Auf den Gründen des heutigen Wiener Zentralfriedhofes — auf der Straße nach Schwechat —, stand inmitten des stark befestigten Zentrallagers das von 12 000 Janitscharen bewachte und von der Fahne des Propheten überragte Riesenzelt des Sultans. (Siehe den Plan auf S. 238.)

Vierhundert Kanonen, Kartaunen, Falkaunen, Schlangen und Singerinnen donnerten gegen die Stadt Wien, welche von einer etwa 20 000 Mann starken Besatzung von Österreichern, Steirern, Kärntnern, Böhmen, ferner Schwaben, Franken, Bayern und Spaniern verteidigt wurde, worunter sich auch der junge Graf Niclas Zrinyi, der spätere heldenmütige Verteidiger der Festung Sziget, befand.

Den Oberbefehl in Wien hatte der Feldhauptmann der österreichischen Lande, Graf Niklas Salm, das Urbild eines Feldobersten jener Zeit, von riesenhafter Körperstärke und löwenkühner Tapferkeit, der einst an der Seite des Landsknechtobersten Georg von Frundsberg gekämpft hatte. Ihm zur Seite standen Pfalzgraf Philipp, Herzog von Bayern, Befehlshaber der Reichstruppen, und Wilhelm Freiherr von Roggendorf.

Als die grausige Musik der Geschütze und der Donner der auffliegenden Minen begann, standen die Janitscharen in den Trümmern der von ihnen zerstörten Vorstädte Wiens sturmbereit.

In den eiligst ausgebesserten schlechten Festungsmauern der Stadt klafften bereits da und dort bedenkliche Lücken. Als die Türken aber zum Sturme ansetzten, da starrten ihnen die Spieße der Glied an Glied gereihten Landsknechte entgegen. Nach dem Sturm am 14. Oktober 1529, dem großen Gedenktage Österreichs, an welchem der damals 71jährige Graf Salm von einem niederstürzenden Steinblock getroffen und schwer verwundet wurde, gaben die Türken die Belagerung mit einem Gesamtverlust von nahezu 30 000 Mann auf. Noch in derselben Nacht brachen sie ihre Zelte ab. Die große Gefahr für die Christenheit war durch das tapfere Wien gebannt.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Hanns Johst

Paul Alverdes: Die Pfeiferstube (Rütten & Loening, Frankfurt) — Wilhelm Michael: Infanterist Perlhobstler (Rembrandt-Verlag, Berlin) — Artur Kuhnert: Kriegsfront der Frauen (Philipp Reclam jun., Leipzig) — Marieluise Fleisser: Ein Pfund Orangen und neun andere Geschichten (Gustav Kiepenheuer, Berlin) — René Schickele, Symphonie für Jazz (S. Fischer, Berlin) — Ludwig Strauß: Der Reiter (Rütten & Loening, Frankfurt)

Den gewaltigen Schicksalsmächten wie Krieg, Revolution und Seuche stellen die verschiedenen Jahrhunderte ihre verschiedenen Arten von Auffassung und Abwehr gegenüber.

Die Kunst kennt die entfesselte Confessio und die gebundene Gestaltung. Sie läßt alles erlebte Leid aus einer Kehle brechen oder sie verdichtet es, gerecht und sachlich auswägend, zu dem strengen Gewebe eines objektiven Berichtes.

Wir sind im Augenblick Zeitgenossen einer Konjunktur privater Äußerungen von Teilnehmern eines großen Krieges und eines kleinen Aufruhrs. Die Auffassung von Krieg und Revolution, die heute „geht", ist sentimental, trägt Memoirencharakter, ist Biedermeier mit humanitärem Vorzeichen.

Nach 70 war in der Literatur der Tschingtsching-Trara-Bumbum-Rummel ebenso verpönt wie die Reiterstiefel Anton von Werners. Heute beginnt jedes dritte Kriegsbuch mit Zisch- und Krachlauten, die ein Maschinengewehr oder einen Minenwerfer sehr hilflos imitieren, und sie bekommen Geltung, weil diese Waffen im Folgenden ihre restlose Verurteilung finden. Man muß einmal an Homer erinnern, einen Dichter, dem der Krieg als Mittel zum künstlerischen Zweck nicht ganz fremd blieb. Er verwendet ein paar hundert gut ausgewogene Hexameter zur Verklärung der tödlichen Waffen, denn er ist ein leidenschaftlich Gerechter. Er weiß, daß eine Waffe herzustellen Mühe kostet und daß es sich lohnt, dieser Mühe ein Preislied zu singen wie jeder Mühe, denn alle Mühseligkeit in dieser Welt ist gleich (nicht nur die Menschen ideologisch untereinander!). Und der mythische Hephästus ist nur Gestalt geworden, weil der Soldat auch einen Gott brauchte, dem er dankbar war für sein Handwerkszeug, eben die mörderischen Waffen.

Wer besang unter uns den magischen Mechanismus eines Gewehres? einer Leuchtkugel? eines Bombengeschwaders? eines Unterseebootes? Die Soldaten waren an der Front, die Soldaten waren brav, wir wissen es. Sie haben ihre Berichte nicht in dichterische Bücher eingebracht. Es ist das auch nicht die Sache von Soldaten. Der Krieg ist vorbei! Jetzt heißt die Losung: Dichter an die Front!

Weder war Homer vor Troja, noch Dante in der Unterwelt, noch kämpfte Milton mit Engeln. Die Dichter sind gewöhnlich schlechte Soldaten. Sicher ist bis jetzt, nach dem letzten Kriege, daß die Soldaten schlechte Dichter sind, denn der letzte Krieg ist künstlerisch rein mit keiner einzigen Seite Prosa gestaltet, mit keiner Strophe geadelt, mit keiner Szene unvergänglich geworden.

★

Paul Alverdes' „Die Pfeiferstube" ist die erste Novelle von künstlerischem Ausmaß, die sich am unsterblichen Thema zu seltener Strenge und ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit steigert. Hier ist der Krieg Hintergrund, wie er es in der „Minna von Barnhelm" etwa bleibt. Hintergrund, dessen Gründe und Abgründe ihre dunklen und übermächtigen Schatten über den Schauplatz werfen, um ihr Dasein durch die Gewichte der Gegensätze lebendiger werden zu lassen. Die Krankenstube, von vier durch Kehlkopfschüsse zerfetzten Stimmen bewohnt, erzählt sozusagen ihre Geschichte. Ihr Raum ist die Welt, und diese Welt ist voll von Leid und voll von Humor, von Anekdoten und Leidenschaften, von Leben und Sterben wie alle Welt. Wie der Dichter dieser Erzählung die Handgriffe schildert, mit deren Hilfe die Patienten ihre Kanülen säubern, und wie sie vornehm und als Besondere den kleinen Vorhang zwischen Kinn und Kragen tragen, der diesen Notbehelf vor Staub und Fliegen schützt, das ist Prosa und darüber hinaus Dichtung. Herzleidenschaft, die Gestalt wurde und an keiner Stelle leerlaufendes Gerede blieb. Es heißt für mich den Wert dieser gemeisterten Novelle gefährden, wenn ich darauf hinweise, daß Paul Alverdes, in dem ich vielleicht den stärksten, deutschen Dichter der sogenannten Kriegsgeneration erkenne, daß Paul Alverdes selbst solch einen teuflischen Schuß erlebte; aber ich erwähne diesen Umstand, weil ich gerade an ihm beweisen kann, wie das Erleben hier mit keiner Silbe rhetorisch oder sentimal oder lehrhaft ausgenützt wurde, sondern restlos ausgeschieden ist und die Erzählung an sich nur der Krankenstube zum Wort verhilft.

Der Dichter zwingt uns in diese Stube, und während wir seine Sätze lesen, versagt

Digitized by Google

uns selbst die Stimme. Der letzte Zauber aller Dichtung gelang. Wir tragen Kanüle und drücken uns das Kopfkissen auf das Gesicht und brauchen die Nase nicht hoch zu tragen, finden ungestörtesten Schlaf, denn wir atmen ja mechanisch gleich aus dem Halse heraus . . .

In dieser Pfeiferstube wohnen Schmerz und Leid, und selbst der Arzt wird hier zärtlich. Aber wie es die Maler der alten Tafeln nicht über das Herz brachten und ihrem heiligen Sebastian und seinem durchpfeilten Körper einen goldenen Hintergrund gaben als eine Art Vorhang, hinter dessen prunkvoller Herrlichkeit jedermann das nahe Himmelreich und seine Verklärung und Erlösung wußte, ebenso schuf Paul Alverdes in dieser Pfeiferstube hinter der Plastik der Male und Schnittflächen und unheilbaren Wunden die Heiterkeit des Vergänglichen und die Zärtlichkeit der Versöhnung unter gleichem Schicksal.

*

Als das Buch eines ehrlichen Soldaten, tapfer und anständig, am Stil alter Chroniken geschult, gibt sich Infanterist Perlhobstler von Wilhelm Michael. Es führt den Untertitel „Mit bayrischen Divisionen im Weltkrieg" zu Recht, denn dieser Verweis auf das Bajuwarische läßt gewisse Erwartungen auf bodenständige Redewendungen, auf urwüchsigen, kaustischen Humor nicht zuschanden werden. Es wird gelegentlich starker Tabak geraucht, aber schließlich ist ein ehrlicher Bericht aus dem Krieg ja auch keine Lektüre für prüde Backfische. Künstlerisch herausgearbeitet ist die Vereinsamung, die dieser Infanterist Perlhobstler erlebt, als er den Muschkoten läßt und Stufe um Stufe avanciert, um schließlich unter den Achselstücken die geliebte Kameradschaft, die Schulternähe zu entbehren und am Ende den Ehrenrock mit den Orden und Ehrenzeichen in der Heimat einer revoltierenden Meute von Volksgenossen zum Fraße vorzuwerfen. Wie er dann in der Wolljacke, am Stock, restlos verlassen, durch die Menge humpelt, dieser Augenblick als Ausgang des ganzen Buches gewählt, verrät Sinn für Komposition und Leidenschaft für künstlerische Entwicklung.

*

Das dankbare Thema: Kriegsfront der Frauen greift Artur Kuhnert auf. Leider bleibt er völlig im Rohstoff stecken, ohne ihn im geringsten zu Handlung und Charakteren zu verarbeiten. Das Blickfeld, auf dem dieser Roman aufmarschiert, ist durchaus sentimentale Empfindlichkeit.

Die erste Blutwelle einer hysterischen Pubertät wird als Maß gewählt, und ein reizbares Mädchen aus engem Mittelstand empfindet alle Erlebnisse ihrer Zeit aus beinahe Freudscher Selbstanalyse heraus.

Folgende Stelle möge charakterisieren: „Du mußt auch aufs Land gehen!" sagte Ilse (die Schwester der Heldin) immer wieder. Margot konnte sich nicht entschließen. Schon der Gedanke, zu den Bauern gehen zu müssen, zu den Bauern, die so ärmlich und schmutzig wohnten wie Hinterhausleute, und sie um Lebensmittel anzubetteln, war ihr furchtbar. (Sic! war ihr furchtbar!) Es gab zwar kaum noch jemand, der nicht hamsterte, alle Jungen und alle Mädchen gingen auf die Dörfer, aber Margot war es doch so, als müsse sie dann ein Letztes aufgeben . . .

Ich will nicht über das fragwürdige Deutsch rechten, mit dessen Hilfe dieser Stadtfratz hier beschrieben wird. Ich gebe nur die eidesstattliche Versicherung an Stelle meiner seligen Großmutter, die eine tüchtige Bauersfrau war, daß sie dieser Person die Augen geöffnet hätte, denn sie konnte bei solchen larmoyanten Gelegenheiten herrlich deutsch sprechen.

An diesem Buch erlebt man — und das ist sein fragwürdiges Verdienst —, daß es Themen gibt, die nicht umzubringen sind, weil sie in sich eine solche Unsumme von Lebensvorgängen aufgespeichert halten, daß der hilfloseste Skribent nicht alle Wirkungen umzubringen vermag.

Die tägliche Post im Hinterhaus etwa . . . Auszug in das Feld . . . Heimaturlaub . . . das Schmarotzen der Reichen . . . man braucht nur die Klischees aufzuzählen, um zu wissen, woher der Wind weht.

Margot trinkt schließlich in einer Tanzdiele und gibt sich betrunken auf Seite 244 einem Leutnant mit dem obligaten Jungengesicht. Das ist Kolportage und hat mit der Kriegsfront der Frauen ebensowenig zu tun wie irgendeine verkommene Nacht Bezechter mit der inneren Bedeutung des Krieges.

Die Kriegsfront der Frauen, diese graue, unsichtbare Kampflinie, eingegraben in die arme Heimat, bedroht und verschüttet von den abertausend Gefahren des Leides, der Sehnsucht, des Hungers, der Arbeit, der Entbehrungen, der Verhöhnung und der trostlosen Einsamkeit — diese Linie ist von den Frauen gehalten worden bis zum bitteren Ende. Es gab Opfer, es fielen viele — wer wollte diese Dinge verschwiegen wissen —, aber diese Dinge wollen unerbittlich geschildert sein und haben mit der Sektlaune einer psychoanalytischen Panik nichts zu tun.

Die Graphik der Käthe Kollwitz etwa hält die Kampffront der Frauen mit drei Kohlenstrichen unbesiegbar. Das Lamentieren dieses Buches gibt bestenfalls die Etappe der Frauen, so weit ist sie von der Stellung und Einstellung entfernt, an der die Entscheidungen fielen!

Und doch! Dieses Buch hat sein Verdienst im Titel. Kriegsfront der Frauen!

Dieses Schlagwort fasziniert, wirkt, reißt an und auf.

Digitized by Google

Der Seiltänzer. Gemälde von Arthur Riedel

Digitized by Google

Hier ist in der Tat Einbruchsstelle in das tiefe Mysterium vom Kriegserlebnis des Volkes in seiner Ganzheit.

*

Über das Liebesleben möchten die zehn Geschichten aussagen, die Gustav Kiepenheuer zu Berlin verlegt, obgleich ihre Erzählerin, Marieluise Fleisser, in Fraktur angibt und bis auf das Titelblatt Wert darauf legt, aus Ingolstadt zu stammen, also tiefster und obendrein (toi, toi, toi!) bayrischer Provinz.

Nun, es ist nicht so schlimm. Ingolstadt kann die Patenschaft ablehnen. Sie sind nicht einmal so weit her, diese Geschichten. Sie sind, ich wette zehn Pfund Blutorangen gegen eine falsche Interpunktion, deren Marieluise Fleisser genug besitzt, sie sind auf einem kühlen Marmortisch des geduldigen Café des Westens geschrieben.

Sie sind geschrieben . . . geschrieben . . . geschrieben und nicht erzählt.

Mit einer gewachsenen, belauschten, erlebten Sprache haben diese frisierten Moritaten nichts zu tun.

Die Motive dieser Schreibübungen sind dabei zumeist sympathisch. Es ist natürlich nicht zu tadeln, wenn eine verarmte Geliebte einen Apfel für ihren Freund aufhebt, der ihn nicht achtet. Der Apfel rollt dann natürlich weit von seinem gefühlvollen Stamm. Er fällt einem Jungen voll gehässiger Bosheit in den sinnlosen Schoß.

In einer anderen Geschichte schlägt „Die Stunde der Magd". Ein Dienstmädchen ist von dem Herrn nicht nur zum Zimmerreinigen benutzt worden ... Die Seele dieses unschuldvollen Engels wird daraufhin obendrein mit elf Seiten Prosa belastet, aber schließlich durch das Geschenk eines Hutes von seiten des obengenannten Herrn entlastet.

Die Marieluise Fleisser möchte gern primitiv sein. Sie versucht, sich in die Vorstellungswelt eines schlichten Menschenkindes einzuschmuggeln mit Hilfe eines schlechten Stils.

Sie verwechselt schlecht und schlicht!

Dieses Malheur passiert in der Literatur häufiger als im ganz gewöhnlichen Leben.

„Ein Pfund Orangen", die Titelnovelle, versucht vergebens, ein andres Mädchen davon abzuhalten, sich auf die Straße stürzen zu lassen. Sätze, wie dieser: „Einstweilen wußte sie es ja von sich, daß sie an den Läden, wo es die schönen Sachen gab, immer bloß vorbeigehen mußte," haben ihr Stilgefühl bereits zu sehr angekränkelt, so daß Kleid und fabelhafte Strümpfe die innere Situation nicht mehr zu retten vermögen. Auch der obligate Lippenstift, den große Armut natürlich immer zur Hand hat, versagt, ebenso wie die prallen Orangen, deren Vitamine zum Leben locken sollten, auch keine Hilfe sind.

Die gute Marieluise aus Ingolstadt hat den braven Bert Brecht aus Augsburg mit seinem Leierkastenton durchaus studiert mit heißem Bemühen. Aber was dem einen recht ist, ist dem anderen oft nicht billig, sondern unerschwinglich . . .

*

Eine Liebesgeschichte großen Stils versucht René Schickele: Symphonie für Jazz.

Ein flott geschriebener Sommerroman, ohne akademischen Ehrgeiz, aber mit dem dichterischen Wurf einer echten Sprache begabt. Schickele ist eines jener Talente, deren Reiz in der Vermittlung beruht. Er kommt von Paris her zu uns. Er hat französisches Stilgefühl, und seine Sinnlichkeit bleibt romanischer Endzweck.

Aller Vorgang ist geordnet und wirklich und ohne Bezug auf die Bewegungen, die nur im Außerordentlichen und Unwirklichen erfühlt sein können. Daher verlieren sich Schilderungen von inneren Entwicklungen gern in den Irrgärten schöner und vieler Worte. Die Sprache und ihre Kunst treten an Stelle der Erzählung und ihrer Meisterung.

Folgende Stelle soll das Angedeutete charakterisieren: „Mit einem Ruck erhob sich Johanna und streckte taumelnd die Hand nach ihm aus. Als er sie ergreifen wollte, schnellte die Hand zurück. Johanna selbst ergriff sie und hielt sie umklammert. Ihr Gesicht war noch immer blaß, doch mit einem Blutschein unter der Haut, der es unsäglich verschönte, so stand sie hoch aufgerichtet, die eine der breiten Schultern ein wenig rückwärts gedreht, der Mund glühte rot, und die Augen — ja, das war seltsam, in den Augen brannte abwechselnd ein blaues Feuer und starrte die gleiche Härte, die Kommer vorher an Deutermanns Augen beobachtet hatte. Und ebenso verhielt es sich mit ihrer Rede. Bald flogen die Worte fiebrig davon, bald hielten sie kalt auf der Erde."

Eine an sich unbedeutende Szene ist durch Wortübermacht in einen überhitzten Barock gesteigert.

Alle Mittel aller Künste sind durcheinander angewandt: zeichnerischer Augenblick wechselt mit malerischem Effekt, musikalischer Nerv mit psychologisierender Manier. Erreicht ist ein nervöser Eindruck von unmittelbarer Eindringlichkeit, erreicht sind Sinnlichkeit und Tempo.

Nie erreicht auf diese Weise werden Abstand und Objektivität, die zwei reinsten Merkmale deutscher Eigenart und Bedeutung. John von Maray, wie Schickele ein Mensch zwischen den Rassen, läßt sich vom Leben und Erleben als Kapellmeister durch das mondäne Europa schleudern, um schließlich seine inneren Stimmen im Jazz erfolgreich zu veräußern. Die Ehe mit einer wunderschönen Frau hat anmutige Dünung des Erotischen und Seelischen. Das Wechselspiel dieser Ehe wird durch Scheidung abgebrochen, um schließlich — man erlebt es voll erregter Anteilnahme mit — notwendig und glück-

Digitized by Google

selig am Ende wieder aufgenommen zu werden. Das Buch erinnert mich an ein Bild, das mir im Louvre eine durchsonnte Stunde schenkte. Ein verlockender Frauenkörper schwebte in einer blumenüberflatterten Schaukel, und die Flöte eines Werbenden ließ sanfte Melancholie über das leichte Spiel des Hinundher der Angebeteten erfühlen.

Das Schönste an René Schickeles Buch ist dieses unaussprechliche Hinundher der Bewegungen zwischen zwei Menschen, eine Beweglichkeit des Herzens, deren Motive, bei aller Vorsicht des Liebenden, der Nachsicht der Geliebten bedürfen . . .

*

Schließlich weise ich auf das Buch: Der Reiter von Ludwig Strauß hin.

Ein jüdischer Priester, der ohne Unterlaß um die Wahrheit ringt und das letzte Wissen, erfährt Wunderdinge, die ein kleiner Rabbiner der Provinz erwirkt. Als er dem Unbekannten zu kommen befiehlt, lehnt jener ab und tritt erst in das Zimmer, als er gebeten wird, dem erkrankten Kind zu helfen.

Der Geistige belauscht und belauert nun gierig das schlichte Wesen des einfachen Helfers. Vergebens! Alles, was am Bett des Patienten geschieht, ist natürlich und ohne Geheimnis.

Der Geistige will nicht an diese klare Natürlichkeit glauben. Sein Neid, sein Hochmut versagen sich innerlich dem göttlichen Begriff der Gnade, die dem Geringsten am liebsten naht.

Er erschleicht sich ein Pergament, von Urväterhand geschrieben, das den Zauber beherbergen soll: wer seine Magie recht übe, der würde daran sterben, und wer sie verfehle, großes Unheil über Israel bringen... Der ehrgeizige Geist des Fanatikers entzündet sich an dieser unheilvollen Aufgabe.

Da gellt der Feuerruf vor seiner Studierstube auf, und das ganze Ghetto geht zu Staub und Asche ein.

Die Gemeinde wendet ihm den Rücken, und er erlebt die große Einsamkeit, das tragische Schuldgefühl des ringenden Menschengeistes, der ohne Gemeinschaftsverbindung und ohne Gottes Gnade vorstürmt, vom Willen allein beherrscht.

Ganz stärkste Ballade, wie der Gebrochene heimreitet zu dem Alten, wie er ihn endlich vor sich sieht im ruhigen Geleise seines Weges fahrend, wie er von seinem schnellen Roß steigt und in den gelassenen Wagen wechselt. Und wie endlich der gütige Alte ihm die Hand auflegt wie bei dem Kinde, ohne Wunderlichkeit und ohne Formel, die allgemein zu werden vermöchte, erkenntlich oder gar erlernbar, und die doch, Wunder über Wunder, den Gehetzten der Demut teilhaftig werden läßt, der Weisheit, des Friedens und des Todes . . .

Diese Novelle von Ludwig Strauß hat jene klare, sagenhafte Kraft alter Volksbücher, die unsere Jugend im Atem der Märchen hielten.

Sie gibt Weisheit ohne Lehrhaftigkeit, und sie gibt Leben, ohne es im Käfig von Buchstaben verkümmern zu lassen.

Neue Bücher zur Handschriftenkunde. Von Univ.-Prof. Dr. Max Dessoir

Um ein gerechtes Urteil über die Leistungen der Graphologie zu fällen, muß man sich gegenwärtig halten, daß eine gewisse Fähigkeit, richtige Schlüsse aus Handschriften unbekannter Personen zu ziehen, nicht eben selten ist. Jeder von uns vermag einer Handschrift anzusehen, ob sie von einem sogenannten gebildeten oder ungebildeten Menschen stammt, genauer: von jemand, der oft schreibt, oder von jemand, der nicht ans Schreiben gewöhnt ist. Wir werden uns schwerlich irren, wenn wir von einem Brief aussagen, er sei in Ruhe oder in Hast geschrieben. Aber die graphologische Begabung des Ungeübten reicht noch weiter. Der französische Psychologe Alfred Binet hat seinen Versuchspersonen, die sämtlich ohne Kenntnis der Graphologie waren, die Aufgabe gestellt, das Geschlecht aus der Handschrift abzulesen, und er hat in 70 von 100 Fällen richtige Angaben erhalten; auch der damals, vor 25 Jahren, berühmteste Fachmann Crepieux-Jamin kam nicht über 78 von 100 Treffern hinaus. Aus dem Berliner Psychologischen Institut sind neuerdings zwei Arbeiten hervorgegangen, die ebenfalls die Verbreitung eines solchen gleichsam instinktmäßigen Handschriftenverstehens zeigen. Schülerinnen einer oberen Klasse mußten Charaktereigenschaften, die in einer Tabelle angeordnet waren, einer Anzahl von Schriftproben zuweisen; auch die Schreiber dieser Proben hatten sich darüber geäußert, welche der Eigenschaften sie für sich selber in Anspruch nähmen. Die Vergleichung der fremden und der eigenen Urteile ergab dreimal mehr Treffer als Versager. In der zweiten Dissertation handelt es sich u. a. um die Zuordnung von Schriften zu Namen berühmter Persönlichkeiten; die Ergebnisse zeigen einen die Wahrscheinlichkeit deutlich übersteigenden günstigen Ausfall. Es ist also gar nicht daran zu zweifeln, daß verhältnismäßig viele Menschen einen Blick für die Ausdrucksbedeutung der Handschrift haben.

Eine Steigerung dieser Fähigkeit kann nach zwei Richtungen hin erfolgen. Einmal

Digitized by Google

im Sinne wachsender Genauigkeit und wissenschaftlicher Begründung, alsdann durch Erhebung zu intuitiver Sicherheit. Für den ersten Weg nenne ich als Führer das Buch von Robert Saudek, Experimentelle Graphologie (Berlin 1929, Panverlag Kurt Metzner G. m. b. H.). Dieses Buch, das gleichzeitig in fünf Ländern erscheinen soll, will dem Leser nur das von der Handschriftenkunde mitteilen, was durch planmäßige Versuche oder durch statistische Untersuchungen auf breitester Grundlage bewiesen werden kann. Der Verfasser benutzt Mikroskop, Kinematographie, Zeitlupenaufnahmen der Schreibbewegungen usw.; das bisher von den Schreibsachverständigen angewandte Verfahren hält er für unzuverlässig. Gewiß hat er recht, wenn er fordert, daß zwischen Fälschungen geringen Umfanges (Rasuren, Hinzufügen, Retuschen) und Fälschungen ganzer Schriftstücke sowie zwischen der Zuständigkeit der Sachverständigen in beiden Fällen scharf unterschieden werde. Indessen, es bleibt fraglich, ob mit der größeren Genauigkeit und der umfassenden Berücksichtigung aller in Frage kommenden Umstände ein wirklich entscheidender Fortschritt in der graphologischen Praxis erreicht wird. Nach Saudek gibt es nämlich viele, etwa ein Dutzend, Bedingungen, von denen die Form einer Handschrift abhängt; nur eine dieser Bedingungen ist der Charakter. Deshalb ist schwer einzusehen, wieso sich in fast allen Fällen die Persönlichkeit einwandfrei in der Schrift nachweisen lassen soll.

Über die Vielheit der in Betracht kommenden Bedingungen spricht ausführlich Nöck Sylvus in dem kleinen „Lehrbuch der wissenschaftlichen Graphologie", das Philipp Reclam jun, soeben (Leipzig 1929) herausgebracht hat. Nehmen wir als Beispiel die Zeitabhängigkeit einer Handschrift. Wir alle empfinden Schriften, die vor ungefähr hundert Jahren entstanden sind, in hohem Maße als gleichartig; wir müssen also jedesmal untersuchen, wie weit eine Handschrift in ihrem Gesamteindruck von ihrer Entstehungszeit bedingt und wie weit sie außerdem individuell ist. Früher galt in der Graphologie der Grundsatz, daß schräge Schrift im allgemeinen auf starkes Temperament deutet und daß steile Schrift kühleren Naturen eigen ist. Damit ist nicht mehr viel anzufangen, seitdem die Steilschrift sich einzubürgern beginnt und die sogenannte „Sütterlin-Schrift" in Aufnahme gekommen ist, die meist mit der Breitkantfeder geschrieben wird. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden neuerdings gern die „Stylos" benutzt, die unelastisch sind und eine Druckbetonung nicht gestatten. Was ergibt sich aus alldem. Nur wenn dasselbe Material benutzt wird, wenn derselbe Unterricht vorauszusetzen ist, wenn die Zeit- und Volkszugehörigkeit dieselbe ist — nur dann sind Eigentümlichkeiten der Einzelperson zu ermitteln.

Sylvus gibt erst Grundsätze und Beispiele einer physiologischen Schriftbeschreibung. Dann geht er zur Psychologie des Schreibens über. Dabei vertraut er sich nicht Ludwig Klages, sondern Alfred Adler an: im Sinne der Adlerschen Individualpsychologie behauptet er, daß das betonte Interesse für die eigene Person seinen graphischen Niederschlag fände in den betont mittelpunktstrebigen Zügen der Handschrift; er unterscheidet ferner die (oft ins krankhafte reichenden) Fälle, in denen die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls Selbstzweck ist, von jenen Fällen, in denen sie sachlichen Zielen untergeordnet wird. Die Lehre von den mittelpunktstrebigen und mittelpunktflüchtigen Zügen spielt bei Sylvus eine solche Hauptrolle wie bei Klages die Lehre vom Formniveau und bei Saudek die Lehre von den drei Maßstäben des natürlichen Rhythmus, der Raumverteilung und der Originalität der Formen. Die Graphologie ist für Sylvus „die Wissenschaft vom Gehalt des Ausdrucks der persönlichen Bewegungsweise, die in der Handschrift festgelegt wird". Ihren praktischen Wert erblickt er darin, daß sie uns auf unsere Stärken und Schwächen aufmerksam machen und daß sie die Erkennung seelischer Krankheiten erleichtern kann; mit ihrer Hilfe prüft man die Eignung zu verschiedenen Berufen, die Eignung für einen angestrebten Posten und — für die Ehe mit einer bestimmten Person. Ob der tatsächliche Erfolg auf diesen Gebieten groß ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Wenn über die Höhenlage der Intelligenz und der Sittlichkeit etwas ausgesagt wird, so drängt sich das Bedenken auf, daß jene Höhenlage doch nie mit Genauigkeit zu fassen ist; und wo immer aus angeblich beobachtbaren Merkmalen Schlüsse auf andere Eigenschaften gezogen werden, besteht die Gefahr einer falschen Folgerung. Es wird wohl auch hier viel auf Erfahrung und Begabung ankommen.

So liegt es jedenfalls bei dem „Psychographologen" Rafael Schermann („Die Schrift lügt nicht". Erlebnisse von Rafael Schermann. Berlin 1929, Brückenverlag G. m. b. H.). Dieser hellseherische Schriftendurchdringer kümmert sich nicht um die graphologische Wissenschaft — wie auch diese nicht um ihn. Er nimmt keine mühsamen Untersuchungen vor: „Nach einem Blick auf die Schriftzüge brauche ich nichts weiter zu tun, als zu schildern, was ich sehe." Allerdings ist diese Behauptung mit Einschränkungen aufzunehmen, denn an anderer Stelle heißt es beispielsweise: „Erst genaue Untersuchung der Schriftzüge läßt entscheiden, ob es sich im gegebenen Falle um Empfindlichkeiten handelt, die aus einer reichen Gemütsanlage hervorgehen, oder um vorübergehende Empfindlichkeiten." Mit dem ersten Blick ist es also nicht immer getan. Aber wesentlicher scheint mir, daß der besondere Gesichtspunkt, unter dem Schermanns Kunst-

Digitized by Google

übung steht, richtig erkannt wird. Es ist, kurz gesagt, eine analogische Auffassung. „Schlingen, Windungen und Extravaganzen in den Buchstaben zeigten mir, daß man es mit einem aalglatten Menschen zu tun habe," so heißt es einmal. Ein andermal, und zwar von einer Selbstmörderin, die in ihren letzten Unterschriften einen t-Strich nicht mehr durch die lateinischen Buchstaben hindurchführt, sondern rechts daneben setzt: „So wie der t-Strich sie jetzt hinreißt, so führt sie die Tat auch aus." Solche symbolischen Angleichungen werden noch überboten, wenn Schermann manchmal in Schriftzügen die Gegenstände wiederfindet, mit denen der Schreiber sich oft und lebhaft beschäftigt, z. B. im Namenszug des Grafen Zeppelin die Form eines Luftschiffes. Immerhin läßt sich dergleichen wohl verstehen, ebenso die von Schermann mehrfach beobachtete Erscheinung, daß ein Verbrecher bei der anbefohlenen Niederschrift von Wörtern wie „Geld", „Diebstahl" häufig die Buchstaben verzerrt oder durch Auslassung von Buchstaben seine Erregung verrät. Denn ähnliches ist von Psychologen durch Assoziationsversuche schon längst festgestellt worden.

Etwas durchaus Eigentümliches sind die Schermannschen „Rekonstruktionen". Schermann hat nämlich nicht nur — nach seiner Angabe — mit der Schrift das Bild der Person, sondern auch umgekehrt mit der Wahrnehmung eines Menschen oder seines Porträts eine Vorstellung von seiner Schrift. Er selber sagt dazu: „Erstens ist die Rekonstruktion eine Wiedergabe der mir unbekannten Schrift des Menschen, und zweitens ist sie ein innerer Vorgang, indem ich unwillkürlich im Äußeren des Menschen seine ganze Persönlichkeit miterfasse und fühle, daß sein Wesen diese und keine andere Schrift bedingt." Ich gebe gern zu, daß Versuche, die ich mit Schermann angestellt habe — er berichtet darüber — gut ausgefallen sind, und daß bei planmäßiger Fortführung solcher Versuche vielleicht ein genaues Entsprechen zwischen dem Äußeren eines Menschen und seiner Handschrift festzustellen sein wird. Aber die eigentlich hellseherischen Leistungen Schermanns sind mir zweifelhaft und werden es bleiben, solange nicht noch genauere Untersuchungen vorgenommen werden.

Ehe ich diesen Bericht schließe, möchte ich eine kleine Beobachtung mitteilen und eine Frage aufwerfen. Beim Lesen der genannten Bücher bin ich von neuem auf meine eigene Handschrift aufmerksam geworden und dadurch in eine gewisse Unsicherheit geraten: Ich glaubte Zeichen für einige mir nicht erwünschte Charaktereigenschaften zu bemerken und nahm nun halb unwillkürlich Änderungen vor. Wie steht es in dieser Hinsicht mit der Handschrift berufsmäßiger Graphologen? Im übrigen: ist nicht die Handschriftenkunde eine zum baldigen Tode verurteilte Wissenschaft? Wer wird denn in dreißig Jahren überhaupt noch mit der Hand schreiben und soviel Übung haben, daß eine eigentümliche und kennzeichnende Handschrift sich entwickeln kann?

Neue Monographien zur Erdkunde.

Wir sehen mehr von der Welt als unsre Väter. Wir brauchen uns nicht mehr auf die Eisenbahn, geschweige denn auf unsre Füße zu verlassen. Wir haben ein Auto im Besitz oder zur Verfügung, und je schneller wir vorwärtskommen, umso größer unsre Sehnsucht in die Weite. Aber manchmal fühlen wir: auch das Verweilen ist eine Kunst, und wir bleiben in einer Stadt, einer Landschaft, und aus dem vielleicht engen Raum wächst eine Welt mit Menschen- und Völkerschicksalen, mit Naturkatastrophen und mit einer langen, stetigen Entwicklung. Solch ein Bild der Welt entwerfen die berühmten Monographien zur Erdkunde, die seit Jahrzehnten im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinen, herausgegeben von Ernst Ambrosius. Sie stehen textlich wie bildlich auf wissenschaftlicher Grundlage. Es sind nicht bloß Bilderbücher, wie sie zu flüchtigem Genuß zahlreich auf den Markt geworfen werden. Aber sie haben von der Kunst der Photographie und der Buchausstattung immer Nutzen gezogen und wie sie einst bahnbrechend gewesen sind, so marschieren sie auch heute noch in der ersten Reihe der schönen und geschmackvollen Bücher.

Der von dem namhaften Alpinisten Josef Julius Schätz verfaßte Band „Berge und Bergsteiger" bringt die herrlichen Abbildungen auf 48 vom Text getrennten Tiefdrucktafeln, ohne Ausnahme ganzseitig, technisch vollendet und von außerordentlicher Gewalt der Stimmung. Der Text von Schätz geht von der erdkundlichen Beschreibung der Alpen aus, erzählt die erschütternde Geschichte ihrer Bezwingung, gibt viele praktische Winke für den Touristen und versteht es, den Leser für die Majestät der Berge zu begeistern.

Wohltuende Wärme des Tons zeichnet auch die Darstellung des Wiener Professors Karl Toth aus, der seine Heimat Wien und den Wienerwald nebst Wiener Becken und Wachau in einem reich und mannigfach, auch mit farbigen Tafeln geschmückten Bande schildert. Wer Wien liebt, muß auch dieses Buch lieben, in dem das ganze Wienertum mit seiner Liebenswürdigkeit und seinem Leichtsinn, mit seiner Geschichte, Kunst und Musik, seinem Tanz lebendig wird.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Japanerinnen — Erna Pinner und ihre Tiere — Ludwig Passini und unsre Zeit — Psychoanalyse in Karikatur — Albert Birkle — Belagerung Wiens — Wintermode — Wandteppich von Elsbeth Beißwenger — Zu unsern Bildern

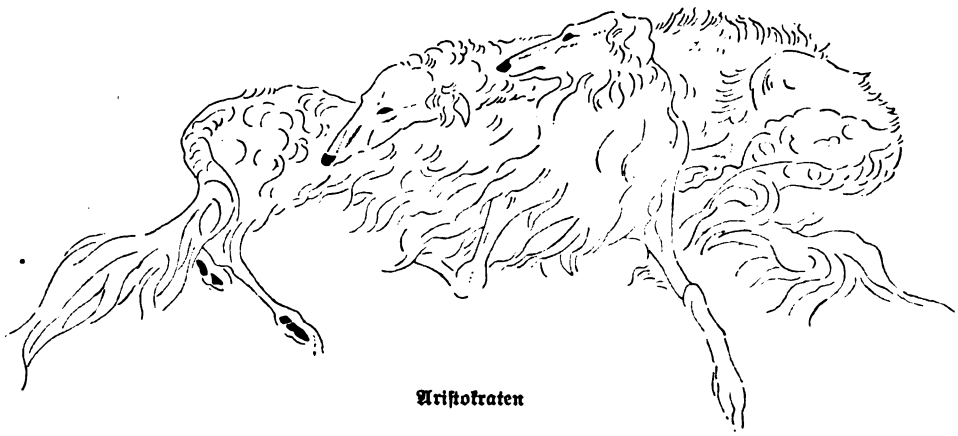
Die japanische Mädchengruppe, eine schöne Photographie von Petterfy, bildet in ihrer anmutvollen Lieblichkeit den frohen Auftakt dieser Rundschau. Man braucht nichts darüber zu sagen. Eine so reizende und heitere Gesellschaft ist überall ohne weiteres eingeführt. Abgesehen davon ist erfreulich, daß man Geschöpfe wie diese auch heute noch in Japan findet. Die eingeborene Kultur einer Rasse ist doch sehr stark und ergibt sich nur langsam der gleichmacherischen Zivilisation.

*

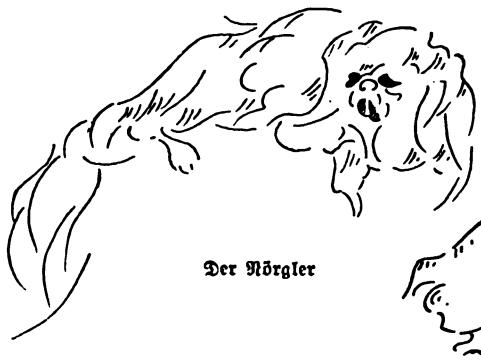
Erna Pinner, die begabte Tierzeichnerin, stammt aus einem kunstfreundlichen Berliner Hause; ihr Vater ist ein namhafter Sammler. Sie lernte bei Lovis Corinth malen. Er war ein sehr gewissenhafter Lehrer und paukte seinen Schülern die Proportionen des menschlichen Körpers unermüdlich ein. Dann ging sie nach Paris, in die Akademie Ranßon, wo sie bei Maurice Denis, dem kleinen schwarzen Herrn, und Gerusier, einem Freunde Cézannes, studierte und mit Begeisterung die starke Tradition französischer Malerei auf sich wirken ließ. Früh trieb sie die Neigung dazu, Tiere zu zeichnen. Aber bekannt wurde sie in Berlin zuerst durch Groteskpuppen, die, gemeinsam mit denen Lotte Pritzels, auch in einem Buch erschienen. Es kommt uns vor, als sei diese spielerische Mode unendlich lange her. Auch Erna Pinner geht sie seit Jahren nichts mehr an, während ihre menschliche und künstlerische Liebe dem Tier treu geblieben ist. Sie hat den Dänen Fleuron, den Verfasser des „Strix", illustriert und ein „Schweine-

Japanische Mädchengruppe aus Kioto. Aufnahme Petterfy

Digitized by Google

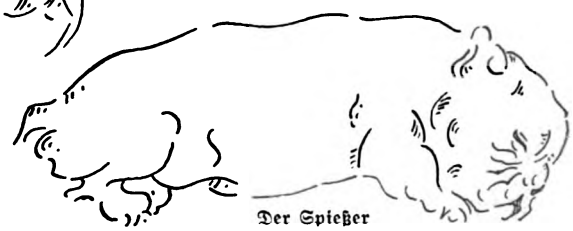


Aristokraten



Der Nörgler

verhaßt wurde. Mit dem Beiwort „süßlich" ist dieser Wiener, ein Schüler Führichs, auch heute noch abgestempelt, und auf eine große Anzahl seiner Werke trifft es zu. Trotzdem war er einer der glänzendsten Pastellmaler,



Der Spießer

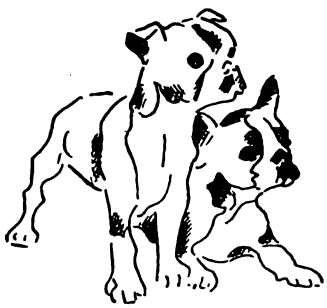
buch" für Kinder und Erwachsene geschaffen, ferner gibt es Bücher von ihr über Antilopen, Bullis und Perkingesen, einen ganzen Zoo. Sie ist um möglichst einfachen Ausdruck bemüht. Ihre Studien erscheinen zunächst flüchtig. Aber der erste Eindruck täuscht. Sie sind sehr sorgsam durchgezeichnet und in ihrer genauen, aber nie pedantischen Deutlichkeit für jeden verständlich. Die Künstlerin hütet sich, geschmackvoll wie sie ist, davor, ihre Geschöpfe zu vermenschlichen. Aber seien wir offen: am stärksten beschäftigt uns doch das Tier in seiner Verwandtschaft mit uns, wie sie die von uns beigefügten Unterschriften andeutet.

★

Ludwig Passini (1832—1903) zählt zu den vielen tüchtigen Malern, die, in ihrer Blütezeit während der siebziger und achtziger Jahre hochgefeiert, vergessen und verachtet wurden, weil ihre liebenswürdige und heitere Art dem Wirklichkeitssinn einer strengeren Zeit verdächtig war und die wir kennen, und ein Gemälde wie das der Erzherzogin Gisela ist menschlich und malerisch von unüberbietbarem Reiz. Das Bild stammt aus dem Jahre 1873 und stellt die älteste Tochter des Kaisers Franz Joseph dar. Im gleichen Jahr vermählte sich die 1856 geborene Erzherzogin mit dem Prinzen Leopold von Bayern, dem Bruder des letzten bayrischen Königs und Heerführer im Weltkrieg.

★

Die Psychoanalyse, die der Wiener Arzt S. Freud als Wissenschaft begründet hat, ist dem gewöhnlichen Schicksal wichtiger Erkenntnisse verfallen. Man hat einseitige Folgerungen aus ihr gezogen und übertriebene Hoffnungen an sie geknüpft. Vor allem aber hat sie der Unverstand so gründlich zerschwatzt, daß man sich heute unfehlbar lächerlich macht, wenn man von Verdrängungen und Komplexen, Konversionen und Perversionen und dem Abreagieren krankhafter Affekte redet. Kein Zwei-



Unschuldige Jugend
Hundestudien von Erna Pinner

Digitized by Google

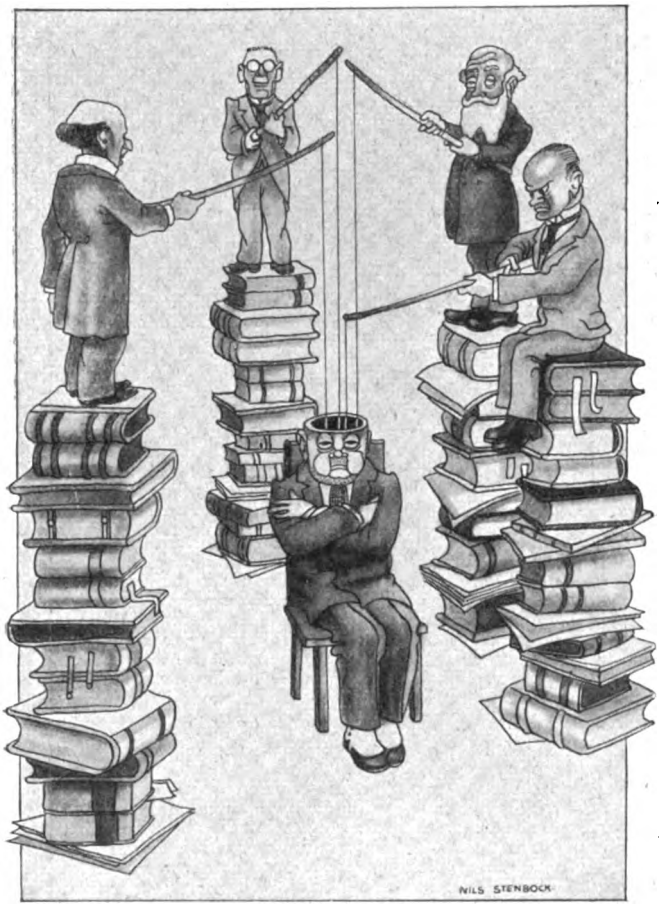
Erzherzogin Gisela im Wagen. Gemälde von Ludwig Passini (1832—1903)

sel: Freuds Forschungen haben in bisher dunkle Gegenden unsres Seelenlebens geleuchtet, und man soll sich selbst über ihre Beschränktheit nicht lustig machen, denn jede Formel ist ein Notbehelf der ungetrübten Erkenntnis. Aber die vielen unberufenen Jünger des Wiener Arztes, die in unglaublicher Selbstsicherheit jedem auf den Grund von Herz und Hirn zu schauen glauben, können uns nicht mehr verwirren, und wir sehen sie nicht anders an als Graf Nils Stenbock auf seiner Karikatur.

★

Albert Birkle ist den Lesern durch eine Reihe eindrucksvoller Bilder im Gedächtnis. Wir erinnern an Bildnisse wie den Postagenten oder an Visionen wie die Ansicht von Passau. Über das hier farbig wiedergegebene Gemälde, das sich nament-

Digitized by Google



Psychoanalyse. Zeichnung von Graf Nils Stenbock
(Mit Erlaubnis des Lindenverlags)

lich auch in den Farben, z. B. dem Gelbgrün des Kopftuchs, als Werk seiner Hand verrät, hat uns der Künstler einige dankenswerte Auskünfte gegeben. Klettenfeve heißt Genoveva Klett; Vetter Joseph war früher Eisenbahnarbeiter, ist jetzt in Pension und steht unter der treusorgenden Hut der Klettenfeve. Beide sind in Birkles Augen echte Vertreter schwäbischen Bauerntums, zwei treue und liebenswerte Menschen, die Kräuter sammeln und alle Pflanzen kennen. Sie sind, wie in ihrem Beruf, auch äußerlich fern der neuen Zeit und lassen sich durch törichtes Gespött der Nachbarn nicht beirren. Sie kleiden sich nach alter Weise, d. h. so wie es ihre Arbeit verlangt und wie es deshalb, mit kleinen Wandlungen, eigentlich immer Mode gewesen ist. Sie haben, wie Birkle bewundernd sagt, stolz und königlich den Glauben an sich selbst in einer fremden Welt und Zeit.

*

Der auf S. 238 wiedergegebene Plan zur Belagerung Wiens durch die Türken gehört zu dem Aufsatz von Dr. Wilhelm Beetz. Leider kann er die so wertvollen Ausführungen des gelehrten Verfassers nicht wesentlich stützen oder ergänzen; die notgedrungene Verkleinerung des umfangreichen Plans läßt Einzelheiten nicht gut erkennen. Trotzdem bietet er ein Bild der Stadt und ihrer Umklammerung durch den Feind der Christenheit und ist zugleich ein Beispiel für die künstlerische Liebe und Sorgfalt, womit man selbst so sachliche Darstellungen wie eine Karte aus dem Gebiet des bloßen Nutzens zu heben verstanden hat.

*

Die farbigen Aufnahmen von Patek-Hoffmann in Wien zeigen unsern Leserinnen einige Proben der kommenden Wintermode, wie sie in den nächsten Wochen aus den Werkstätten in die Läden wandern werden. Der letzte strenge Winter hat eine späte Folge gehabt: die Dame hat Sehnsucht nach einem wirklich warmen Mantel verspürt, und die Mode beeilt sich jetzt, diesen Wunsch zu erfüllen. Man trägt die Pelze nicht mehr nach außen, sondern benutzt sie als warmes Futter und als Aufputz für Kragen und Manschetten, die beide hoch und groß gearbeitet werden. Diese neuen Mäntel sind praktisch und in ihrem nicht übertriebenen Glockenschnitt sehr kleidsam. Für den Pelz bevorzugt man Bisam und Wildkatze. Die Glockenform wird auch für Nachmittagskleider gewählt. Man liebt von Farben braun, beige, rot und lila, auch grün. Das Schwarz hat viele Gegner und wird geschlagen werden. An Stoffen wird außer Georgette ein neuer Moiré imprimé bevorzugt.

*

Der handgewebte Wandteppich von Elsbeth Beißwenger stellt eine Karnevalsszene dar; er mißt in der Höhe 1.60 Meter, in der Breite 1.30 Meter und hat auf der Kunstgewerbe-Ausstellung in Stuttgart bewunderndes Aufsehen erregt. Die in Frankfurt a. M. tätige Künstlerin hat an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule studiert und früh den Eindruck gewonnen, daß das neue Kunstgewerbe zu Unrecht die Farbe hinter die Form zurückdränge. Sie hat sich

Digitized by Google

Klettenfeve und Josevetter
Gemälde von Albert Birkle

Digitized by Google

Die Belagerung Wiens durch die Türken
Unbekannter Plan aus ehem. kaiserlich-österr. Hofbesitz

bald ausschließlich mit Farbkompositionen beschäftigt und begann, diese Studien in der Gobelinweberei auszuwerten. Die Glut der Farben ist erstaunlich, der darin waltende Geschmack meidet alle Übertreibung. Die Technik kennt nicht den falschen Ehrgeiz, die Weberei als Malerei erscheinen zu lassen. Aber die Stilisierung der Figuren entstellt sie nicht zur Unkenntlichkeit: man sieht, eine Rokokodame im Dreispitz wird von zwei anderen Masken umschwärmt; zu ihren Füßen sitzt ein Hund, liegen Larven.

★

Über das Titelbild, das zu unserm Preisausschreiben gehört, ist zu Beginn des Heftes etwas gesagt. Wir sind gespannt, wie die Leser den Aufruf ihrer Kunstkennerschaft beantworten werden. Es sei hier nochmals geraten, den Aufsatz über unser Preisausschreiben genau zu lesen. Viele Andeutungen stecken darin, die dem Aufmerksamen das Finden der richtigen Namen erleichtern. Dem nächsten Heft unserer Zeitschrift (November) wird eine Karte beiliegen, auf der die Leser die Namen der von ihnen festgestellten Künstler angeben und zugleich das Bild bestimmen werden, das sie sich wünschen. Sie haben also bis in den November hinein Zeit, sich mit den Gemälden zu beschäftigen. — Der Bildhauer Paul Gruson, geb. 1895, stammt aus Charlottenburg und hat bereits mit vier Jahren erstaunlich zu modellieren begonnen. Sein mit Dank von ihm gerühmter Meister wurde Hugo Lederer. Seit 1926 hat Gruson ein eigenes Atelier. Er schafft seelisch vertiefte Bildnisse, hat für die Stadt Berlin mehrfach Sportpreise ausgeführt, künstlerisch einwandfrei und zur Freude der Sieger. Sein Streben ist: vornehme, sachliche Form, die unabhängig vom Tagesgeschmack lebendig

Digitized by Google

und gut ist. Was er erreicht, zeigt die herrliche Statue seiner „Knieenden“ (zw. S. 144 u. 145). — Frische — das scheint das eigentliche Wort zu sein, das auf die Kunst Alfred Partikels zutrifft. Seine farbig leuchtende „Kartoffelernte“ (zw. S. 152/153) ist von der herben und klaren Luft seiner ostpreußischen Heimat gesegnet. — Der Berliner Prof. Georg Walter Rößner zeigt sich als Meister moderner Frauenschönheit (zw. S. 160/161). — Eine ausgesprochene Liebhaberei für Nacht- und Dämmerungsstimmungen hat der 1866 geborene F. Cachoud, dessen „Mondschatten“ wir zeigen (zw. S. 168/169), ein zwischen Heiterkeit und Wehmut schwebendes Bild von ebenso male-

Kleid für den Winter im modernen Rot
Aufnahme Patek-Hoffmann

Moderner Wintermantel
Aufnahme Patek-Hoffmann

rischem wie poetischem Reiz. — Adolf Wildt hat seiner bedeutenden Mussolinibüste den großen Wurf eines Porträts Papst Pius' XI. folgen lassen (zw. S. 176/177). Wildt, 1868 in Mailand geboren, ist ein Grübler und Gestalter, der Wirklichkeit und Phantasie aufs glücklichste vereint. — Ein bezeichnendes Beispiel für die neue Malerei in Frankreich ist die „Rast an der Quelle“ von C. Foreau (zw. S. 220/221). Auch in Paris das Streben nach klarer Sachlichkeit und formaler Übersichtlichkeit. — Den Beschluß der Kunstbeilagen bilden die „Seiltänzer“ von Riedel (zw. S. 228/229). Der in Basel aufgewachsene, in Karlsruhe ansässige Künstler malt mit Vorliebe volks-

Digitized by Google

Handgewebter Wandteppich von Elsbeth Beißwenger-Frankfurt a. M.
(Kunstgewerbe-Ausstellung im Landesmuseum zu Stuttgart)

tümliche Szenen wie Jahrmärkte, Fastnachtsbilder usw., daneben auch Bildnisse, Landschaften, Blumen. Er zeigt auch in diesem heiteren, farbig fein abgestimmten Gemälde, welchen Wert er auf eine künstlerische Komposition legt. **P. W.**

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien 4. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von S. Sorin-Neuyork

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / November 1929/3. Heft

Der dumme Hans

Roman von Gustav Frenssen

(Schluß)

Alles Unglück, das ich im Leben habe," sagte Ingwersen, „kommt daher, daß ich das Mädchen nicht an mich fesseln konnte. Sie war erst sechzehn Jahr; aber sie war schon rund und weich wie eine Achtzehnjährige und war ein kluges, feuriges Ding und wollte was von mir. Aber ich hab' es versehn. Nicht mal einen Kuß hab' ich von ihr bekommen. Wenn ich doch wenigstens die Erinnerung an einen einzigen Kuß hätte! Aber nein ... nichts ... nichts. Ach, wenn es mir doch möglich wäre, daß ich wenigstens im Grabe neben ihr liegen könnte! Sie liegt in Ballum begraben."

„Wir wollen Sonntags mal hingehn," sagte Tobias mit blassen Lippen. „Aber nun sei still und laß Bendix nachdenken, was wir tun sollen. Er ist schrecklich dumm — wie die Leute ja auch alle sagen —; aber er ist verrückterweise auch wieder klug, und reißt sich und uns auch diesmal wieder heraus."

„Ich glaube," sagte Bendix in großer Not, „der Fehler ist, daß ich noch zu jung bin. Ich bin noch zu jung und tu schon, was man erst tun soll, wenn man älter ist. Ja, nun weiß ich nichts Besseres, als daß wir ins Gemeindehaus gehn und es dem Kirchspielschreiber sagen: so und so ... und bitte: hier ist das Geld ..."

Er ging stöhnend ins Haus und kam wieder heraus, und sie machten sich auf den Weg. Ingwersen sagte weinend, daß er nichts sehnlicher wünsche, als tot zu sein, und daß er singend in den Tod ginge, wenn er nur neben seiner Liebsten begraben würde. Tobias tat dann und wann einen Ausruf, der die Größe seiner Not und Schmerzen zeigte. Als sie das Dorf erreichten, meinte Bendix, sie täten am besten, wenn sie gradewegs nach Ballum gingen und den alten Richter um Erbarmen und Rat angingen. Er stöhnte immer noch; der Schweiß lief ihm über Nase und Ohren.

Sie erreichten Ballum und drückten sich stundenlang vor dem Amtsgericht herum, bis der alte Richter erschien.

Bendix, die Mütze in der Hand, blaß und zitternd, auf ihn los. „Ich bin Bendix Groth aus dem Wenner Moor ..."

Der greise, schmale Kopf schwankt hin und her, als wenn er auf eine angenehme Musik hört. „Willst du mich etwas wegen deines Vaters fragen? ... Ja, ja ... Ich denke zuweilen an ihn, habe mich auch nach ihm erkundigt. Und auch nach euch ... da auf der Heide ... ja ... Ihr wehrt euch tüchtig."

„Nein ... nein, eine andere Sache ... Wir arbeiten da auf der Heide wie die Verrückten ... ja ... Ich giere danach, weiter zu kommen ... Die Kaufmannsfrau ... gesetzlich, sagt sie, alles in Ordnung ... Einfuhrscheine ... Ja, patriotisch! ... Und nun ... der Landjäger ... Schmuggel! Der Herr Richter möge um Gottes willen ein gutes Wort einlegen. Und hier ist das Geld, das wir drei dafür bekommen haben."

Der Alte sieht ihn mit leisem Lächeln an. Die Musik in seinem Kopf klingt offenbar sehr angenehm; der greise Kopf wogt sachte hin und her. „Sieh, sieh," sagte er mit freundlichem Spott „... ordentlich die dreißig Silberlinge! Nein, die behalt man erst! Und dann geht nur wieder nach Haus und sagt es dort euerm Vorsteher. Dann wird es mit euch dreien keine Not haben. Der eine von euch weint ja schon. Wer ist der alte Kerl? ... Ach so, richtig, der Ingwersen! ... Hat mir mal 'n Rehbock gemeldet. Guter Kerl! aber leider ... Na ..." starkes Wiegen des Kopfes ... „Ihr wohnt also in

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

der alten Kate? Ich habe da früher gejagt und kenne die Gegend. Und du werkelst da wie ein Wilder, daß dein Vater ein Unterkommen hat, wenn er wiederkommt. Ja . . . ja . . . Wenn einer aus deinem Kirchspiel kommt, frage ich nach euch. Denn grüß' deine Mutter und halt' den Kopf hoch."

Welch ein Glück! Welch eine Erhebung! Auf einem sonnigen Berge! Das ganze Leben und alle Herrlichkeiten des Lebens zu Füßen! Angst? Not? Es ist ein Abenteuer! Ein wunderbares, gut überstandenes Abenteuer! „Junge, Junge, was haben wir da erlebt und was haben wir für'n Glück gehabt! Das verdammte Einbein hat alle Schuld. Er hat uns betrogen . . . mit seinen Einfuhrscheinen, oder wie das Zeug heißt. Konnten wir das wissen?"

„Nach Haus zum Kirchspielschreiber," sagt Bendix.

Aber Ingwersen hat seinen Tag und Bendix ist in Wolken. Die Erde ist unter ihm weg. „Wenn ihr noch in ein Wirtshaus wollt . . . es soll mich aber nichts kosten."

„Geld?" sagt Ingwersen und hebt verächtlich die dürftigen Schultern, „ich bezahle."

Sie sitzen und trinken und dann sind sie so weit, daß Tobias mit einem gewissen Auftrag zum Kirchhofswärter geschickt wird und mit einer Quittung über ein Grab wiederkommt, das neben einem gewissen andern Grab liegt, und daß die drei einen Kranz kaufen und nach dem Kirchhof gehn. Sie finden das Grab, und Ingwersen weint und erzählt die Geschichte noch einmal . . . Dann machen sie sich auf den Weg nach Poggsee.

Sie kommen an, und Bendix geht zum Kirchspielschreiber und erzählt die ganze Begebenheit. Dann gehn sie zum Kaufmannsladen in die Wirtsstube.

Da platzt Tobias mit der ganzen Heimlichkeit heraus. Er ist zu neugierig, das Gesicht der Frau zu sehn.

Sie wird blaß, und es kommen ihr die Tränen. „Nun, wir machten es nicht für uns selbst — ich denke, wir können sagen, daß wir ebenso betrogen sind, wie ihr. Der Macher vom Ganzen ist ein Hamburger Kaufmann." Ihr schmuckes Gesicht wird finster. „Na, das habe ich dem Herrn Verwalter zu danken.'

„Wieso?"

„Nun, der sollte es doch übernehmen; und er hätte es klüger gemacht als ihr. Aber er wollte nicht, der Lump. Ich habe ihm so manchen Gefallen getan, da sollte er dies für meinen Bruder tun; aber nein. Na . . . er kommt auch nicht so, wie er jetzt lebt, zu Weges Ende; ihn trifft auch einmal ein Unglück. Wenn die alten Howes auch zuviel um die Ohren haben und nachlässige Leute sind, sie werden doch einmal dahinter kommen, daß er nicht allein für sie sorgt, sondern auch für sich selbst . . ."

Sie sind ein wenig ernster geworden; aber um so stolzer. Seht, ein großes Schauspiel, und sie stehn in der Mitte. Ingwersen hat durch den Kranz- und Grabkauf den Zustand des Jammers überwunden und singt wieder; so ziehn sie die Dorfstraße entlang und in eine andere Wirtschaft. Dann machen sie sich wieder auf die Beine.

Sie haben das Unglück, Therese zu begegnen, die, sehr glatt gekämmt und sauber gekleidet, des Wegs kommt. Als sie die drei und ihren Zustand erkennt, strafft sie sich sogleich, und ihre dunklen Augen unter dem gelben Haar schlagen Funken. Tobias wagt, zum erstenmal, seit er sie kennt, eine Rede zu halten: Er wäre jetzt fest entschlossen, mit Lili nach Kanada zu fahren, sobald sie konfirmiert wäre . . .

Einige Schritte weiter begegnet ihnen die große Frau von Howe.

Er nimmt höflich seine Mütze ab und erzählt. Es ist eine umständlich genaue Darstellung und eine noch längere Verteidigung.

Sie ist eine gutmütige Frau und nach Menschenweise neugierig und hört ihn lächelnd an. Zuletzt schlägt er gegen seine Brust und sagt, daß er in einem halben Jahr ein freier Mann wäre . . . ja . . . ein freier Mann, und daß sie . . . sie . . . ein Herd wäre mit dem schönsten Feuer darauf. Ja, das wäre sie, das wolle er vor der ganzen Welt behaupten und beweisen. Und Anke auf Seeland wäre sein Stern, auf den er zuginge, gradeaus.

Sie wundert sich weiter nicht, lächelt. Sie denkt wohl: ‚Ein Kind, zum erstenmal auf dem Eis, kennt es nicht . . . bumms fällt es hin.' Sie nimmt es nicht wichtig. „Nun mußt du nach Haus gehn," sagt sie.

Er verspricht es, als wenn es vor dem Altar wäre, und trottet ab.

Zu Hause erzählt er seiner Mutter eine verworrene Geschichte, die damit endet, daß er auf der Dorfstraße von der großen Königin gelobt worden wäre.

Lilis Abreise

Nun hielt er den Kopf wieder tief geduckt zwischen den Schultern und ließ die große Nase hängen. Ein kühner Vorstoß in die Welt war wieder einmal mißglückt, ja, wie schon mehrere Male, schmählich geendet, und man saß also in Sack und Asche. Er denkt

Digitized by Google

nur an Spiritustonnen und Bußgang und an die verrückte Trinkerei. Dazu kommt noch die Höllenangst, daß man Anlage zum Quartalstrinker hat. Denn das ist eine Krankheit, lieben Leute! Nichts anderes! Und eine schreckliche, müßt ihr wissen! Und der eine hat sie und der andere nicht.

Inzwischen war der Winter vergangen, und es begann wieder ein wildes Akkordarbeiten, ohne Feierabend und Sonntag. Zuerst arbeitete er mit einigen fünfzig Mann im Watt an der Geradelegung eines Hafenstroms. Da die Arbeitsstunden sich nach den Gezeiten richten mußten, war es ein unruhiges Leben, und die Radfahrt war weit. Dann kam eine schwere Arbeit auf einem Rübenfeld, dessen Reinigung sie übernommen hatten. Als dann eine leere Zeit drohte, fuhren sie auf ihren Rädern weit umher wie arme Pracher und schlugen in einem fernen Wald einige Bäume. Dann begann die Ernte; und ihr Glück wollte, daß in der Marsch viel Korn zu schwer geriet, vom Regen gelegt wurde und mit der Hand geschnitten werden mußte.

Sie sind beide ganz toll hinter der Arbeit her. Wenn dann mittags die Tochter oder Magd des Bauern mit dem Essen kommt und sie im Schutz einer Hocke sitzen und über das weite Feld sehn, oder wenn sie abends, ehe sie ins Heu kriechen, unter der Scheunenwand sitzen und nach den grasenden Tieren sehn, dann erwägen sie, immer wieder von neuem, hin und her, wie sie zu einem größeren, ja großen Verdienst ‚durchbrechen' können. Ach, viel Auswahl ist da nicht; das Land um die Elbmündung herum ist alles in festen Händen, und Deutschland ist arm; und die beiden verstehen nichts andres als Bauernarbeit. Auswandern geht nicht . . .

Bei diesen Unterhaltungen ist der Sechzigjährige ebenso eifrig wie der Zwanzigjährige. Bendix sagt: „Was willst du noch darüber grübeln, du hast keine Familie und du hast immer dein Brot."

Aber dann erwidert der alte Trinker mit gesalbter Stimme: „Du bist mein Freund; und deine Sorge ist meine."

Sie bereden, ob sie es wagen sollen, zur Strandfischerei überzugehen. Mancher ist da vorwärtsgekommen. Aber es ist fremdes Gebiet; es wird Jahre dauern, bis sie es denen gleichmachen, die von Kind an im Boot saßen und das Segel bedienten. Also die Heide.

Ingwersen stützt den Kopf in die Hand. Ach, er grübelt wohl fast noch mehr als der Junge. Es sind ja so viel mehr Erinnerungen in seinem greisen Kopf . . . ein Gewirr von vielen Menschen und vielen Stimmen. Alles durch- und übereinander. Ein Haufe Gerümpel. Seht, er kramt und wühlt darin. „Ein Ingenieur, oder so was, hat mir mal — so vor dreißig Jahren — gesagt, man müsse einmal die ganze Heide untersuchen, ob da irgendwo Kies wäre. Sandlager sind ja einige gefunden und im Gebrauch. Aber Kies! Er meinte, es sähe danach aus, als ob da Kies sein müßte; Kies ist zehnmal wertvoller."

Der Junge hört zu. Er hört immer zu. Er saugt das ganze Leben des alten Trinkers, alle seine Erlebnisse, Erfahrungen, Kenntnisse in sich ein. „So . . . so . . . das hat er gesagt . . ." Seht, ein Stück vom Besitz des Alten; er wirft es nicht achtlos ins Gehirn, daß es eine Rumpelkammer wird. Er ordnet es; er stapelt es auf. Er legt es so hin, daß er es wiederfindet und hervorholen kann, wenn die Stunde da ist.

Sie sitzen und brüten weiter.

„Wenn der aus Rendsburg nach Haus kommt," sagt er, „und noch arbeiten kann, dann sind wir fünf, die verdienen."

„Fünf?" sagt Ingwersen. „Kannst du nicht zählen? Es sind doch sechs! Ich helfe doch mit. Ich habe immer noch meinen alten Spaß an deinen Augen und an deiner Stimme; und darum helfe ich mit."

Bendix nickt und sagt: „Ja . . . ja . . . Und das ist sehr schön von dir."

Aber in Wirklichkeit weiß er, was davon zu halten ist. Wenn ein Vierteljahr um ist, dann will der Kamerad eines Tags einen kleinen Ringkampf. Abends nach dem Essen. Er ist in allem Körperlichen von großer Gewandtheit, kennt auch etwas vom schulgerechten Kämpfen. Der Zwanzigjährige will sich von dem Alten nicht werfen lassen, und so kommt es zum ernsten Kampf. Am dritten oder vierten Tag genügt das dem Alten nicht mehr; die Unruhe ist im Wachsen, will irgendwo hinaus. Er tadelt diesen und jenen Griff des Jungen, wird bitter, wird erregt. Dann plötzlich wird er wieder freundlich und drückt ihm einige größere Scheine in die Hand. „Die gibst du mir nicht wieder; die legst du in dem Heidestück oder in deinem Stall an, und wenn ich noch so sehr bitte. Steck' sie weg! Steck' sie weg!"

Bendix nimmt sie, zählt sie und trägt die Summe ein, wo schon das früher Gegebene steht. Dann geht der Alte weg, in irgendeine Spelunke, und versäuft und verstreut den Geldrest und kommt ins Weinen und sitzt da, in der Linken krampfhaft die Quittung über sein Grab neben der Liebsten, und redet von ihr, obgleich kein Mensch mehr am Tisch sitzt, die Geschichte zu hören, die jeder kennt.

Digitized by Google

Und so kommt der Spätherbst.

Und seht, eines Tags ereignet es sich.

Was ereignet sich? . . . Nun, eben ein Wunder!

Eines Tags — er fährt auf einem alten Handkarren, den er sich gekauft hat, gemähte Heide nach Haus und hält eben vor der großen Tür — da hält ein Auto unten am Weg, und in langsamem, bequemem Gang, die Hände in den weiten Manteltaschen, mit den Augen nach allen Seiten sichernd, kommt ein feiner Herr — so scheint es den armen Heideleuten — auf das Haus zu und sagt, unbeholfen Wort an Wort setzend, mit lässiger, gleichmütiger Stimme, wobei er sich unhöflich immerfort nach allen Seiten umkuckt: Er wäre also aus Kanada und Nachbar und Schwager der Tante, die den Brief wegen des kleinen Mädchens bekommen hätte. Und er soll die Kleine mitnehmen.

„So . . . so . . ."

Aber außer der Kleinen soll er niemanden mitbringen. „Nicht einen!" Das sagt er dreimal und macht jedesmal eine lässige, kalte Bewegung mit der mageren, beringten Hand, . . . ja . . . so, als wenn er Schmutz von der Tischplatte wischte. „Und nun Antwort, ja oder nein. In vier Wochen Abfahrt."

Bendix fühlt: für den Mann sind wir verächtlich . . . eine Verbrecherfamilie. Keine menschliche Teilnahme . . . nicht einmal ein Gruß von der Verwandten. Er stellt, die Augen an der Erde, — er schämt sich an Stelle des Fremden, ihn anzusehn — die Forke gegen die Wand und geht ins Haus. Und kommt wieder heraus: In vierundzwanzig Stunden soll der Fremde Antwort haben. Wo er wohne?

In dem und dem Hotel in Ballum . . . „Aber nur die Kleine . . . die andern nicht."

Der Fremde geht.

Am andern Vormittag — es ist Sonntag — sitzen sie zur Beratung in der Stube. Tobias ist, wie am Sonntagmorgen häufig, auch da. Lili ist ins Dorf geschickt, Therese herbeizuholen. Ingwersen ist grade am Trinken. Tobias, der sehr aufgeregt ist — da ja etwas Besonderes vor sich geht — schlägt vor, daß sie alle reisen.

Bendix weist ihn kalt ab. „Red' nicht so dumm! Meine Mutter kann unsern Vater nicht allein zurücklassen, und Vater bekommt niemals Einreiseerlaubnis." Und bitter und höhnisch und mit erneuter Wut — da er das glatte, hochmütige Gesicht des Fremden vor sich sieht — sagt er: „Die Gesellschaft da drüben will die übrige Familie auch gar nicht. Sie dankt dafür! Eine Verbrecherfamilie!"

Die Kinder kommen. Die kleine Lili springt der Mutter an den Hals: Ja, sie wolle fahren; sie wolle nach fünf, nach zehn, nein, nach zwanzig Jahren wiederkommen und viel Geld mitbringen. Sie weiß ordentlich schon von einem Bankbuch; es soll so dick wie eine Bibel sein. Und dann will sie ein Schloß bauen neben der Kirche. Na ja . . . die Tochter ihrer Mutter und die Schwester ihres lieben Bruders. Therese macht zu den Ausrufen der Kleinen ein gleichmütiges Gesicht, streicht ihr gelbes Haar, das noch glatt genug ist, und sagt mit dunkleren Augen, daß sie hier bleiben wolle; sie bekomme im nächsten Jahr zehn Mark Lohn mehr. Seht, ein Mensch, fleißig, reinlich, gerecht, weiter geht es nicht. Sie fragt Tobias, den sie schon immer im Auge gehabt, ob er denn nun mitwolle.

„Ich hätte das Geld wohl zusammen," sagt er; „aber . . ."

„Aber ich bin feige," fällt sie herbe ein. „Wenn ich mit dem alten Süffel Ingwersen und gewissen andern leichtfertigen Leuten sieben Glas Grog vertrunken habe und in der Dorfstraße herumgröle, dann bin ich ein Held, aber . . ."

„Ich habe gerade einen guten Dienst," sagt er. „Im nächsten Jahr werde ich mich aufmachen."

„Du kommst nicht über Ballum hinaus," sagt sie. „In Ballum kehrst du um, trinkst die Nacht durch und kommst wieder."

Er duckt sich unter ihren Worten, wagt auch nicht, sie anzusehn. Aber ist er traurig . . . zerknirscht? . . . Im Gegenteil! Es sitzt ein sanfter Stolz um seinen Mund. Obgleich jede Anwesenheit Thereses ihm Schelte und Hohn bringt, sehnt er sich doch, daß sie kommt.

Die andern bereden, daß für die kleine Reisende Stoff zu einem Kleid und zu zwei Hemden gekauft werden müsse.

Sie reden noch miteinander, da geht der Fremde draußen am Fenster vorüber und klinkt an der Tür.

Bendix, dunkelrot vor Scham und Wut, hinaus.

Der Mann aus Kanada ist sehr beunruhigt. Er hat eine Depesche bekommen; er muß morgen mittag wieder zur See. Es wird nicht möglich sein, das Kind mitzubekommen? Die nötigen Papiere werden nicht da sein? So muß jemand sie nach vierzehn Tagen ans nächste Schiff bringen und damit gut. Und hier ist die Freikarte. „Also in vierzehn Tagen . . . und das Schiff heißt ‚Quebek' . . . Einverstanden?"

Bendix geht bis zum Hausende; der Fremde neben ihm.

Digitized by Google

Als sie die Hausecke erreichen, springt er plötzlich rund um sich und schreit: „Wir reisen alle! Ich habe da drinnen einen Käufer für mein Haus . . . Wir reisen alle! Alle Mann! . . . Mit der ‚Quebek' denn also in vierzehn Tagen! . . ."

Der Fremde kneift die Augen zusammen, daß sie ein Strich sind, und seine Stimme ist Eis: „Die Nachbarn von uns wissen schon . . . von einem aus Ballum . . ., was hier geschehn ist . . ."

Er springt wieder rund herum: „Donner . . . ist die Welt klein! . . . Aber was schiert es uns? Wir reisen zur Tante, der einzigen Verwandten unsres Vater! Hallo . . . wir haben es beschlossen und damit gut."

Ein Schauspieler, und ein ganz ungeschickter, unfreiwillig komischer.

Aber der Mann aus Kanada glaubt es ihm. „Ihre Tante, meine Schwägerin, will nur das kleine Mädchen," sagt der Kanadier; „wir haben dort gesagt, es wäre ein Kind von einem zweiten Bruder, den sie gehabt hat, nicht von dem im Zuchthaus. Die Familie von dem Zuchthäusler muß hierbleiben. Wollt ihr den Acker kaufen, so . . . so gebe ich euch . . . hundert Dollar . . . Zweihundert Dollar gebe ich euch . . . das ist mein letztes Angebot. Die gebe ich euch jetzt in die Hand, wenn ihr mir das Manneswort gebt, daß ihr andern alle hierbleibt und auch niemals mehr von der Tante und mir fordert."

Der große Junge steht mit offnem Mund. Der Himmel fällt ihm ein. Nicht nach Kanada? Plötzlich nicht nach Kanada? Welch ein Dalschlag! Welches Ringen um einen Entschluß in seinem jungen Gesicht, und wie ragt und wittert seine große Nase nach allen Seiten, als rieche sie schon den Seewind! Nun seht diesen niedersächsischen Bauern! Dies schwere, verschlagene, heimlich lächelnde Volk! Seht, die Kalesche mit den Goldbeschlägen ist da; und er ist der Stunde gewachsen! Der Schweiß rinnt ihm über Nase und Ohren ... Nicht nach Kanada? . . . Aber endlich ist er entschlossen . . .

„Zweihundertfünfzig Dollar," sagt er, „wegen des Ackers und des Geräts, das ich brauche . . . und der Kosten . . . dann verspreche ich, hier zu bleiben."

Der Fremde zieht seine Geldtasche, zahlt.

Kein Händeschütteln, kein einziges freundliches Wort. Angelsächsische Sauberkeit und Gerechtigkeit. Das Kind, das in Kanada ankommen wird, wird wegen der blanken Gerechtigkeit sogar einen künstlichen Vater bekommen.

Ab.

Bendix folgt ihm langsam bis zum Auto. Der Fremde steigt ein; der Wagen läuft; die Waldecke frißt ihn. Bendix steht noch einen Augenblick . . . dann fliegt er, wie von einem Sturmstoß gedreht, um seine Achse und saust ins Haus zurück.

„Was hast du?" sagen sie mit großen Augen. Der Schweiß läuft ihm übers Gesicht; seine Hände fliegen. Er setzt sich, hat aber eine Weile die Sprache verloren. Dann zieht er die Scheine heraus und legt sie auf den Tisch. „Tausend Mark," sagt er mit kurzem Atem . . . „Tausend Mark." Er breitet sie aus und streichelt sie und lacht mit bösem, verzerrtem Gesicht.

„Tausend Mark." Sie starren entgeistert auf das Geld.

„Ich merkte . . . daß er Angst hatte, . . . daß wir den Plan fassen könnten, Lili nachzufahren . . . und dann merkte ich, daß er Vollmacht von der Tante hatte, uns etwas Geld zu geben, damit wir hierblieben . . . Er aber wollte das Geld sparen, der Lump. Er wollte es sparen. Wahrscheinlich auch unterschlagen. Aber weil er so unsäglich hochmütig . . . so hochmütig war . . ." er knirschte mit den Zähnen . . . „da erkannte ich es . . . plötzlich . . . und da mußte er es mir geben . . . Tausend Mark! . . . Tausend Mark! Nun gehe ich morgen hin . . . morgen schon, Mutter . . . Ich gehe zu Frau von Howe . . . und kaufe die vier Hektar . . . Mutter, denke! Ich kann sie bar bezahlen, und ich kann einen Karren kaufen und das übrige, alles möglichst groß. Ich war in solcher Not . . . Er kommt in zwei Monaten wieder. Was sollte er tun, Mutter? Er hat einen so starken Körper und so große Hände und kann und mag arbeiten, und schwere Arbeit ist sein Leben; und unter die Leute kann ich ihn nicht schicken. Ich habe mir Tag und Nacht den Kopf zerbrochen, wohin mit ihm . . . Nun hat er Arbeit das ganze Jahr und hier am Hause. Nun könnt ihr auf der Heide leben . . . und ich . . . ich bin ein freier Mann . . . Ein freier Mann!" Er schlug gegen seine Brust und lachte.

Am andern Morgen ging er in die Stadt, wechselte das Geld und kaufte sich nach langem Feilschen einen guten, starken Anzug und ging nach Poggsee zurück und gradeaus auf den Howeschen Hof. Der Vorsteher war, wie gewöhnlich, nicht zu Haus; aber die große, rotblonde Frau, umgeben, umschrien von Arbeit, hatte, wie immer, Zeit genug.

Nein, wie die große Frau sich wundert und sich mit ihm freut! O, gesegnet sei sie ihr Leben lang!

Sie nickt mit den frohen, mütterlichen Augen. „Sieh, sieh . . . Ja, das hast du dir

Digitized by Google

gut ausgedacht. Was wolltest du denn für den Hektar geben? Und wieviel kannst du anzahlen?"

„Ich dachte, weil es da so einsam liegt ... ich wollte nicht mehr als so hundertfünfzig Mark für den Hektar geben ... und ich wollte ... ich wollte ..." er wurde rot und sehr verlegen ... „nein," sagte er, „ich kann vor Ihnen nichts verheimlichen, daß ich gestern von meiner Tante in Kanada tausend Mark bekommen habe ..."

„Nein! Nein!" O, wie die große Frau sich mit ihm freute! Wie ihre Augen ihn anstrahlten. Ach, wie diese Augen wohltaten! Hier war ein Menschenherz!

Er erzählte umständlich, wie der Fremde das Geld erst versteckt gehalten; aber wie er es hinter seinen Augen gesehn und hervorgezogen hätte.

„Nein," sagte sie, „und da sagen die Leute, daß du dumm bist!"

Er lächelte kindlich und sagte: „Ich habe von meiner Kindheit an viele Dummheiten gemacht. Ich glaube, es kam daher, daß ich zu viele Einbildungen hatte. Ich habe sie auch noch. Aber ich habe etwas andres: ich sehe, was die Menschen so hinter den Augen haben. Ja. Und ..." mit großem Atemholen und verlegenem Lächeln ... „so bin ich wohl ein wenig das, was man ein Sonntagskind nennt."

„So ... so. So meinst du es! Na ja ..." Mit boshaftem Aufblitzen der klaren, grauen Augen: „Neulich warst du jedenfalls sehr Sonntagskind ... als ich dir auf der Dorfstraße begegnete."

Wie ihr Gesicht blühte. O, dieser gesegnete Spott! Dieser gesegnete Spott!

„Ja, ja," sagte er glücklich beschämt, „das war eine schlimme Sache und war eben so ein Fall, wo meine Einbildung mit mir durchgegangen war und ich fast ins Unglück gekommen wäre. Aber ich hatte wieder Glück. Ich hatte es nicht verdient; aber ich hatte es ... Doch ... ich hatte es auch etwas verdient ..., weil ich gleich zu dem alten Richter lief ... Ja, das ist eben das Sonntagskind." Er war noch von gestern her erregt, die Tränen kamen ihm in die Augen.

„Ist die Heide denn ziemlich eben und ist das Land gut?"

Er lächelte klug und sagte leise: „Sie dürfen es Herrn von Howe nicht sagen: ich habe an vier Stellen Erde aufgegraben und dem alten Fritz Klaußen in Hindorf gebracht, der hat sie besehn und sagt, es ist guter Kartoffel- und Roggenboden. Und ich habe auch schon einen ganz genauen Plan, wie ich es urbar machen und bebauen und düngen will. Ich habe das alles auch mit dem alten Klaußen und mit Ihrem Neffen beredet ... Ihr Neffe weiß mehr vom künstlichen Dünger als ich."

„So ... so. Konnte er dir gut antworten? Ich habe manchmal das Gefühl, daß er weiser redet, als er ist; und die Jungs, die sonst immer gegen mich sind, meinen es auch. Sie sagen: ‚Er ist 'n Blender, Mutter ...'"

„Nun, es war mir nicht ganz klar, was er sagte. Ich habe mir denn auch noch ein Buch von dem jungen Braak geben lassen, wissen Sie ... der in unsrer Gegend das meiste aus dem Land herausholt ... das habe ich studiert und gelesen ..."

„So ... so," sagte sie, „das ist denn ja alles gut. Denn kauf' die vier Hektar man so billig, wie du kannst. Ich bitte dich: Land, das erst urbar gemacht werden muß. Das als ersten und schwersten Dünger viel Schweiß kostet! Was soll das viel Bargeld kosten! ... Aber nun weiter. Es wird Zeit, daß du mir sagst, wieviel du anzahlen willst. Zahl' nicht zu viel an!"

„Ja, ich weiß wohl, daß es klug wäre, möglichst wenig anzuzahlen; denn ich hätte den Rest wohl zu geringen Zinsen. Aber sehn Sie, ich bin so glücklich und so stolz, daß ich bezahlen kann und daß ich dann zu dem Land sagen kann: Weißt du, daß du mein bist? Ja ... weißt du das? Und sehn Sie, Frau von Howe, so will ich Ihnen geben ... geben ... fünfhundert Mark. Sie haben dann auch mehr Achtung vor mir." Er zieht das Geld ernst und umständlich aus der Tasche und breitet es aus. Die große Frau schließt lächelnd die Schieblade zur Linken auf und stellt die Zigarrenkiste vor sich hin.

„Ist die Kassette immer noch verschwunden?"

„Ja ... sieh, das weißt du auch noch. Ja, die ist immer noch weg. Mein Mann kümmert sich um so was nicht, er ist in allem gleichgültig, und es wird immer schlimmer. Aber du sagtest, daß du in Spalten sähest, die andre nicht sehn ... es wär' hübsch, wenn du in dieser Sache einen Spalt sehn und da hineinkucken könntest! ..."

Nun erzählte er noch von der kleinen Lili, daß sie nach Amerika ginge, und fragte nach den beiden Mädchen.

„O, Maleen ist immer noch in Mailand; aber jetzt an der deutschen Schule. Die schreibt nicht nach Haus, die ist nicht fürs Schreiben ... Und Anke ist ja noch auf Seeland bei meiner Schwägerin ... und das alte Mensch ... sie ist älter als ich ... ist so eifersüchtig auf die Deern, daß sie ihr nicht erlaubt, zu Besuch ins Elternhaus zu kommen. Und Anke läßt sich das gefallen. Sie will die Tante ja beerben; ich habe es dir

Digitized by Google

schon erzählt. Na ja. Gott mag wissen, was sie im Kopf hat, daß sie durchaus einen Hof haben muß; es sieht ihr sonst gar nicht ähnlich, daß sie so auf Geld aus ist. Aber grade so wie du! Du willst ja auch auf einen Hof los; das merke ich wohl. Ja, ihr seid ein Paar hübsche Leute."

Es überlief ihn selig, Anke und sich in einem Atem zu hören und, sozusagen, dicht neben ihr zu stehn. Er sah sie lächelnd und glücklich an, schüttelte ihr fest die Hand und ging.

Und nun kam der Tag der Abreise näher. Die Kleine war immer noch voller Gottlob über die Reise, die sie machen sollte. Dieses oder jenes Kind auf dem Schulplatz hatte wohl dies oder das über die Reise gesagt, was es so aus sich selbst bildete oder von den Eltern gehört hatte und was gar bedenklich machen konnte: von haushohen Wellen, Kinderentführungen, ungeheuren Wäldern, Schnee bis über die Dächer und riesigen Bären, die brummend durch die weiße Öde zogen. Aber sie war ein glückliches Gemüt, meinte zum Beispiel auch, daß ihr Vater nur krank wäre, und hielt die ganze Welt einstweilen für ein Taubenhaus, wo man den Marder höchstens mal von draußen an der Wand kratzen hörte. Die letzten vier Tage, da die bescheidene Aussteuer fertig im Hause war, probierte sie alles, sobald sie aus der Schule kam und gegessen hatte. Der blaue Rock war aus dem Soldatenrock des Vaters gemacht. Dann kam eine hochgeschlossene Weste, welche die Großmutter von dem besonders langwolligen Schaf des Hauses selber gesponnen und gehäkelt hatte; darüber der blaue Mantel aus dem Stoff des Röckchens. Vorne, unten am Rand, war noch der vergilbte Leinenstreifen: zweites Garderegiment zu Fuß Nr. 222, was die Großmutter mit ihren alten Augen übersehen hatte. In der linken Tasche steckten die Fahrkarte und die andern Papiere, welche anzeigten, daß sie von christlichen Eltern, auch getauft und geimpft wäre und jeglicher Hilfe von seiten der Christenheit der ganzen Welt würdig und empfehlenswert. Ein alter Seefahrer im Dorf, der gebeten worden war, die Worte ins Englische zu übertragen, war nach Ansicht des Lehrers ins Holländische geraten; er hatte lange auf holländischen Schiffen gefahren. Vorne auf der Brust trug sie eine kleine herzförmig geschnittene Pappetafel, auf die ihr großer Bruder in deutlichen lateinischen Buchstaben Namen und Bestimmungsort, darunter die Buchstaben r. i. p., die er einmal in einer Zeitung unter einer besonders feierlichen Todesanzeige gelesen hatte und in voreiliger Weise als eine Art Reisegruß nahm für einen, der in ein andres Land zieht. Über dem linken Arm hatte sie den Schafspelz, den sie über alles liebte, hauptsächlich wohl, weil er der einzige in der ganzen Schule, ja im ganzen Kirchspiel war. Endlich gehörte zu der Aussteuer noch eine Handtasche, vier Handbreit nach allen Seiten, aus einem alten Wachstuch, das sich seit langen Jahren in der Truhe des alten Hausstandes befunden und gerettet worden war, weil die ordentliche Therese auf jener Fahrt in der Brandnacht ihre Sonntagsjacke darin gewickelt hatte.

Die Mutter hatte mit zum Bahnhof wollen; aber als sie aufbrechen mußten, versagten ihr die Knie. Indem sie nun zugleich erkannte, daß der Augenblick des Abschieds schon da war, wurde sie totenblaß und sank auf einen Stuhl, und Bendix mußte die Kleine, die nun erschrak und mit großen Augen auf die Mutter sah, zu ihr führen. Sie sagte mit Mühe, mit weitaufgerissenen, qualvollen Augen: „Du gehst weg. Du gehst weg. Ich sehe dich nie wieder. Wenn die Tante Unfreundliches über Vater und Mutter sagt, schweige; aber glaube es nicht. Glaube es nicht! Glaube es nicht!" Und sie schlug leicht auf die zarte, kindliche Wange. Und indem ihre Augen sich weiteten, als sähen sie in eine weite, selige Landschaft, sagte sie leise den alten Menschensegen: „Der Herr segne dich und behüte dich. Er lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Er erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden . . ." Das Kind starrte fromm in das Gesicht der Mutter, die Hände gefaltet und in der graden Haltung, wie es beim Morgengesang in der Schulbank zu stehn pflegte. In Qual stöhnend, zog Bendix das Kind aus dem Hause.

Die Großmutter war hinausgegangen; sie stand seitwärts in der Wegspur, als wenn sie hätte fliehen wollen und nicht weiter konnte.

Draußen nahm Tobias, der den kleinen Koffer trug und heftig weinte, mitleidig die kleine Hand und ging in der schmalen Spur mit ihr voran. Bendix und Therese folgten. Bis zum großen Weg waren sie beide, die vorne gingen, still. Tobias ging krumm vor Magenschmerz, Kummer und Elend und kuckte im Gehn auf sie nieder und dann und wann stolperte er in der unebenen Spur. Je weniger er den Mut zu solcher Reise in sich fühlte, um so mehr staunte er. „Was hast du schon alles erlebt," sagte er voll Hochachtung, „so klein du noch bist, und was wirst du nun erleben!"

„Ja," sagte die Kleine und atmete zum

Digitized by Google

erstenmal wieder auf. „Soll ich mal erzählen? . . . Wie ich zum erstenmal auf Balder ritt? . . ."

„Ja, und ich fing dich auf, weißt du noch?"

„Und wie Bendix mit der Krone nach Haus kam . . . Und wie wir von Rendsburg kamen, und der Hof war abgebrannt . . ."

„Ja, ich hob dich vom Wagen . . . Du warst ganz kalt . . . und ich trug dich in die Torfhütte, und du saßest auf meinem Schoß."

„Und wie wir dann ins Heidehaus zogen . . . Ja . . . und dann noch eins . . ."

„Was denn? . . ."

„Als Sara Haberstroh mir auf dem Spielplatz sagte, daß unser Vater nicht krank wäre, sondern im Zuchthaus und daß ich deswegen nach Amerika sollte . . ."

„So . . . so . . . das sagte sie . . . So, das weißt du . . . Hör', kleine Lili, das mußt du niemandem sagen, auf der ganzen Reise nicht und nie . . . niemandem, hörst du . . ."

„Meinst du, daß ich so dumm bin?" Und sie sah ihren Freund mit so klugem, altem Weh an, daß er aufweinte und wieder stolperte.

„Daß ich jetzt nicht mit dir fahren kann," sagte er, „und dir in allem und jedem helfen!"

„Du kommst hinterher," sagte sie, um ihn zu trösten. „Und dann werden wir Mann und Frau."

„Ja," sagte er, indem er sich etwas ermannte, „das ist so in Ordnung . . ."

Sie erreichten den Bahnhof und fanden im Zug die Frau, welche die Kleine nach Hamburg begleiten und aufs Schiff bringen wollte. Das kleine Ding legte noch einmal ihre Arme um sie. Therese rückte noch am Kleid und Mantel, daß es ordentlich säße. Tobias kniete und bohrte seinen wirren, roten Kopf in ihre Brust. Bendix knirschte vor Wut und Gram. Dann war sie weg.

Als die beiden andern ihn am Landweg verlassen hatten und er allein über die Heide zurückging, sah er von ungefähr, zur Seite, zwischen den Hügeln, einen kleinen Rauch aufsteigen. Er nahm an, daß ein Hütejunge vom Nachbardorf in einem der kleinen Kochlöcher, das die Heidemäher gemacht, wieder einmal ein Feuer angezündet hätte, das der ganzen Heide gefährlich werden könnte, und ging hin. Als ein niedriger Hügel ihn noch von dem Rauch trennte, vernahm er die Stimme der Großmutter. Er stand still und hörte, wie sie einem erzählte . . . wie einmal einer ein Haus gekauft, das an der Heide gestanden und alt und morsch gewesen, in der heimlichen Absicht, es durch Feuer vernichten zu lassen, um so auf bequeme Weise ein neues und schönes zu bekommen, wie er zu dem Zweck bei günstigem Wind die Heide hinter dem Haus angesteckt und so seinen Zweck erreicht und die Brandkasse getäuscht hätte. Bendix trat heran und fand die Großmutter einem Jungen gegenüber, der sie klug ansah und nun mit verlorenen Augen in die Glut starrte. Hinter ihm stand seine Ziege. Die beiden erschraken sehr. Der Junge starrte erschrocken in das verzerrte Gesicht und sprang zu seinem Tiere. Die Großmutter duckte sich furchtsam.

„Der Mann, der das tat, bekam nachher zwei Jahre Zuchthaus," sagte Bendix zu dem Jungen. „Und nun bring' deine Ziege nach Haus; es wird dunkel."

Als der Junge mit seinem Tier am Hügel verschwunden war, ergriff Bendix den Haselstock, den der Junge hatte liegen lassen, und sagte mit leiser, schrecklicher Stimme: „Du hast in deinem Leben manchen verführt . . . du hast auch mich verführt . . . du hast Vater verführt . . . du wolltest den Jungen verführen. Und kein Gericht straft und züchtigt dich und macht ein Ende. In vier Wochen kommt mein Vater zurück, und ich muß fürchten, daß du wieder Böses mit ihm anrührst. Mutter und ich und Therese . . . wir wollen aber wieder zu Ehren kommen. Wir wollen! Wir wollen! Und also muß es zu Ende sein mit deinen Unternehmungen, du verfluchte Feuerhexe." Und er schlug auf die Alte ein und schlug sie schwer.

Da rief ihn die gellende Stimme seiner Mutter, die hinter ihm stand. „Was tust du?" schrie sie.

Er warf den Stock hin und faßte die Mutter um die Schulter. „Sie beschwatzte den kleinen Ziegenjungen, ganz so, wie sie früher einmal mich und Tobias beschwatzte, er sollte einmal ein tüchtiger Brandstifter werden. Da hab' ich sie geschlagen. In vier Wochen kommt Vater in unser Haus. Was soll daraus werden?" Er atmete stöhnend. „Du weißt nicht, wie selig ich war und welche große Hoffnung ich hatte, als wir noch auf dem Hof waren . . . daß ich . . . daß ich . . ."

„Ich weiß es doch, mein Sohn," sagte die Mutter leise und strich ihm über das lange Haar . . . „ich weiß es . . . es ist die Jüngste von Howes. Sie freute sich damals über die Krone um deinen Kopf; und sie hat dich dann auch getröstet."

Er stürzte nieder und schlug den Kopf in ihren Schoß und weinte bitterlich.

Sie streichelte ihn und weinte mit ihm. „Jedes rechte Leben," sagte sie weinend, „hat eine Krone. Aber sie ist von Gold, Schmutz und Dornen wirr durcheinander. Die trägst du. Gott hat keinen andern Weg

Digitized by Google

Altweibermühle. Gemälde von Hans Schöpflin

Digitized by Google

Digitized by Google

gegeben, das Böse zu überwinden, als durch Leiden und tapfern Mut."

Dann verharrten sie einige Augenblicke schweigend.

„Es kam so vieles zusammen," sagte er, als er beschämt und von ihr wegsehend, aufstand . . . „so wurde ich mutlos . . . Aber ich weiß . . . ich gewinne schon wieder Mut. Mir ist immer wieder, als wenn ich geführt würde . . . wohl nicht gradezu . . . es geht etwas krumm . . . aber doch weiter, und einen guten Weg."

Die Heimkehr des Vaters

Und nun war die Nachricht gekommen, daß er den Vater zu der und der Stunde vom Bahnhof abholen sollte, und er ging hin und ging hinter dem Bahngebäude auf und ab. Zuweilen wollte ihm ein weicher Gedanke kommen: ‚Es ist der, der dich auf den alten Balder hob, als du klein warst, und der, mit dem du so manchen Tag arbeitetest.' Die Tränen kamen ihm hoch. Aber dann dachte er wieder an die schwere Not und ging steil und steif mit verbissenem Mund, und das Herz klopfte ihm.

Als der Zug da war und alle durch die Sperre gegangen, kamen noch zwei Männer. Der eine glatt und behäbig, ein Beamter, wie Bendix gleich fühlte; einige Schritte hinter ihm der Vater, groß und breit; aber gebeugt, verfallen, mit eisgrauem Haar, in seinem alten Sonntagsanzug, in dem er vor zwei Jahren vor Gericht gestanden, ein Bündel von grauem Tuch unterm Arm.

Der Beamte ging auf Bendix zu, berührte seinen Arm und ging mit ihm weiter und sagte: „Ihr Vater ist während der ganzen Zeit, daß er bei uns war, fast stumm gewesen. Er lebte in seinen Grübeleien und Erscheinungen; die Zusprüche der Beamten hörte er an, ohne je zu zeigen, wie sie wirkten . . . Er hätte wohl von Rechtswegen schon seit einem Jahr in eine Irrenanstalt oder unter die Seinen gehört; aber er erregte sich aufs schwerste, wenn der Arzt oder der Geistliche davon sprachen. So haben wir ihn bis zum Ende seiner Zeit bei uns behalten. In den letzten Monaten ist sein Gemüt etwas ruhiger geworden, leider aber auch dumpfer und gleichgültiger; und so ist er, ohne große Erregung zu zeigen, mit mir gegangen." Er wandte sich zu seinem Schützling, bot ihm die Hand und sagte: „Nun alles Gute! Hier ist Ihr Sohn. Und er und die andern zu Hause werden alle freundlich mit Ihnen sein." Damit ging er.

Bendix hatte einen breiten, wohlgepflegten, würdigen Mann erwartet. Er sagte verstört und mit zitternder Stimme: „Komm, Vater!" und winkte ihm mit der Hand.

Der Vater verstand die Bewegung falsch und hob seinen Arm zum Schutz vors Gesicht und sagte mit kläglicher Stimme: „Schlag' mich nicht!"

„Vater," sagte er, am ganzen Körper zitternd, „ich schlag' dich nicht. Komm mit mir."

Ein älterer Bauer aus dem Kirchspiel, der vorüberfuhr, wandte sich trotz seiner jungen Pferde vom Wagen zu ihm und rief freundlich: „Ein schwerer Tag für dich, Bendix, aber Mut, Junge!" und fuhr weiter.

Der freundliche Zuruf erquickte ihn, und er sagte besonnener und freundlicher noch einmal: „Ich schlag' dich nicht, Vater . . . komm nur! Mutter freut sich, und Therese und ich auch. So . . . nun komm. Du sollst dich nicht fürchten."

„Wo ist Bendix?" sagte der Vater mit ängstlichen Augen.

„Ich bin Bendix," sagte er . . . „ich bin so groß und breit geworden. Ich bin ja bald zwanzig."

O seht, vor einer Viertelstunde hatte er noch seine eigene Stimme anders gehört, fremd, kalt, ordentlich knarrend; nun sagte er freundlich: „Sieh, wir gehn hier den Weg nach der Heide zu. Da begegnen wir keinem." O, vor einer Viertelstunde hatte er noch sagen wollen: ‚Wir müssen zu Fuß gehn. Denn das Wagenfahren ist nicht mehr.' Jetzt sagte er: „Ich hoffe, daß dir der Weg nicht zu weit ist. Du scheinst mir müde . . . Wir wollen langsam gehn . . . und: fürchte dich nicht!"

Der Vater ging neben ihm, alle drei Schritte stolpernd, zuweilen aufsehend, meist die Augen an der Erde, in kleinen Bögen, da er des freien, hohen Himmels und des Gehens gradeaus ungewohnt war. Als der Weg aufhörte und der Fußsteig begann, der nur Platz für einen bot, ließ er den Vater vorangehn; aber dann, da der Vater den Kopf zwischen den Schultern hielt, als wenn er einen Schlag erwartete, und stolperte, ließ er ihn hinter sich gehn. Ohne sich umzusehn, horchte er auf die ungleichen Schritte und sagte so dies und das. „Hat Mutter dir geschrieben, daß Lili . . ." und so weiter. „Was denkst du, wieviel Schweine ich habe? Es ist beinah schon ein kleiner Hof . . . Und denke dir . . . ich habe keinen Groschen Schulden . . ." Der Vater gab keinen Laut von sich. Als Bendix sich im Gehn nach ihm umwandte, sah er in abwesende Augen, in

Digitized by Google

denen in diesem Augenblick Angst aufflackerte. Er stolperte gegen die Heidekante und fiel in die Knie.

Als die beiden um den letzten Hügel kamen und vom Hause aus sichtbar wurden, kam die Mutter aus dem Hause und ging ihnen mit hastigen Schritten entgegen, wie er es nie an ihr gesehn hatte. Er eilte voran und sagte, als er sie erreichte, mit großer Bestürzung und Beschämung: „Vater kommt ganz anders wieder, als ich gedacht habe. Ich bin immer noch zu jung und zu rasch. Ich glaube, er versteht kein Wort und er fürchtet sich vor mir. Vielleicht erkennt und versteht er dich und wird ein wenig froher. Geh aber langsam auf ihn zu."

Sie ging auf ihn zu, die Hände nach ihm ausgestreckt, und weinte vor Freude daß sie ihn wieder hatte, und zugleich vor Leid über seine Greisheit und sein verstörtes Gesicht.

Der Heimgekehrte schien sie zu erkennen. Er duldete, daß sie seinen Arm umfaßte und sich gegen ihn drängte und seine Wangen streichelte. In der Stube führte sie ihn an den großen Stuhl, den sie für ihn bereitgestellt hatte, und setzte sich ihm gegenüber, saß vorgebeugt und streichelte ihn. Unter diesem Streicheln schien seine Erinnerung zu wachsen; es kam eine geringe Spur von Erkennen und er sagte die ersten, unsichern Worte: „Warum wohnst du hier?" Sie antwortete darauf nicht, sondern fuhr fort, ihn zu streicheln, und fing an, ihm freundliche Dinge zu sagen, von dem Haus, dessen er sich wohl erinnere, das ja früher sehr verfallen gewesen, jetzt aber wetterfest wäre, von den Tieren und dem Land, und was sie da arbeiten und säen würden, von den Kindern, wie alt und wo sie wären. Er schwieg, außer, daß er einmal fragend das Wort ‚Bendix' sagte und dann ‚Lili'. Aber bei ihren Erklärungen, daß es seine Kinder wären, sah er sie wohl forschend, doch verständnislos an.

Als sie ihn fragte, ob er das Haus sehen wollte, und seine Hand ergriff, ging er wie ein Kind mit. Als er in die Küche kam, stand die Großmutter am Herd und wollte ihm die Hand geben. Er bog aber etwas zur Seite und sah weg, beides nach der Weise solcher Irren, fast gewandt. Als sie ihm den Stall voll von Schweinen zeigte, kam große Unruhe über ihn, er zitterte und wollte nicht näher gehn. Sie führte ihn aber doch zwischen den Ställen hindurch und aus der Tür und zeigte ihm das Feld, und wiederholte, daß es ihnen gehöre. Er stand und übersah das Feld, das durch Pfähle in längliche Stücke geteilt war. Bendix war dort und arbeitete mit der neuen Karre und den anderen Geräten an dem ersten Stück. Drinnen in der Stube, als er wieder auf dem Stuhl saß und sie das Bündel öffnete und die tägliche Kleidung für morgen bereitlegte, und ihm dies und das vorplauderte, fragte er noch wieder, warum sie hier wohnten und wer der große Mensch wäre, der da draußen arbeite.

Die Mutter wußte nicht, was beginnen, und sagte Bendix weinend und ängstlich, was wäre: daß der Vater nicht wieder in die Stube wolle, sondern im Stall an der Tür bleiben wolle. Bendix kam hinzu, streichelte ihm den Arm, brachte die beiden Ziegen, die an der Ausgangstür standen, im Gang unter und machte dem Vater aus Heide und Stroh sein Lager. Dort schlief er nun jahrelang, in dem dumpfen Gefühl, daß er zur Hand wäre, wenn Feuer ausbräche.

Bendix, der sich in der Abseite rechts vom Herd ein Lager gemacht hatte — die Kellerstube hatte er der Großmutter überlassen — hatte in der Nacht große Sorgen, daß der Vater seine Tage stumpf und still, die Hände im Schoß, verbringen könnte und so nur ein Esser mehr wäre. Als er aber am andern Morgen aus seinem Verschlag trat, fand er den Vater im Arbeitszeug vorm Anbau stehn. Er stand da, ein alter Mann, im naßkalten Wind; die Mutter, die in der Nacht, wie er gehört, mehrere Male bei ihm gewesen, stand neben ihm, zog an seiner Kleidung und versuchte, ihm das Haar zu kämmen.

Bendix trat hinzu und erzählte, als wenn er zur Mutter redete, was er heute und in den nächsten Wochen auf dem Feld, das vor ihnen lag, arbeiten wolle, und meinte, daß er wohl Hilfe haben müsse; denn er wolle doch, wenn die Witterung günstig bliebe, soviel urbar bekommen, daß sie schon im nächsten Herbst für den eigenen Bedarf Kartoffeln bauten. Der Vater schien über diesen Ausführungen dann und wann den Kopf zu heben und Bendix anzuhören.

Als Bendix in die Türe zurücktrat und anfing, die Tiere zu füttern, und sie in Bewegung und Geschrei gerieten, wurde der Vater von neuem unruhig und ängstlich, sah den großen, fremden Menschen — das war ihm offenbar sein Sohn — unwillig an, und fragte dann ärgerlich, wo denn nun seine Arbeit wäre.

Bendix, froh über das Wort, warf das Schrotmaß in die Tonne und rief nach der Mutter, daß sie weiter fütterte, faßte seinen Vater am Arm und führte ihn hinaus, nahm Karren und Spaten, führte ihn aufs Feld und zeigte ihm, wie er angefangen, einen der kleinen Hügel abzustechen, die Erde aufzu-

Digitized by Google

laden und in die Mulde zu schütten. Der Vater nahm zugleich den zweiten Spaten und arbeitete auch. Als sie so drei oder vier Karrenlasten besorgt hatten, faßte der Vater die fünfte schon selber.

Als Bendix das sah, sagte er mit großem Atemholen: „Ich denke, du kannst es allein so weiter machen," und ging ins Haus zurück, und trat in die Stube und sagte mit funkelnden Augen: „Siehst du ihn? Kuck aus dem Fenster! Siehst du ihn? Er arbeitet ... und ganz allein! Wenn er das drei Jahr lang leisten kann, baut ihr auf den vier Hektar soviel, daß ihr das ganze Jahr davon leben könnt." Und er wollte wahrhaftig anfangen, ihr auseinanderzusetzen, was und wieviel sie Jahr um Jahr bauen und davon verkaufen könnten.

Die Mutter sagte weinend: „Du mußt auch an ihn denken. Er kennt dich nicht.. seinen einzigen Sohn."

„Nun, nun," sagte er, „ich bin so froh — ich kann dir nicht sagen, wie sehr —, daß er nicht sicher und hochmütig ist und daß er mir hilft. Sieh! Kuck! Wenn Vater so weiter arbeitet, mit solchen Spatenstößen und solchen Heidebulten auf der Schaufel, dann müssen wir mehr Tiere haben und müssen anbauen. Denn wenn Frost ist und anderswo keine Arbeit: was sollen wir zwei großen Kerle dann? Wir können doch nicht mit zwei Mann an der Hausecke stehn und über die Heide starren?"

„Es würde dir aber ganz gut tun," sagte sie ordentlich etwas scharf, „wenn du soviel Zeit hättest .... dich ein wenig zu besinnen und über gewisse Worte nachzudenken, z. B.: was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele."

Da lachte er — zum erstenmal seit dem schrecklichen Tag — und indem er weiter nach seinem Vater hinsah, der fleißig arbeitete, sagte er: „Eine alte Kate mit zwölf Schweinen, vier Ziegen, einem Schaf und vier Hektar Land, die aber noch nicht urbar sind ... das ist ... Gott helfe mir ... ein sehr kleines Stück von der ganzen Welt!"

Es gab nach diesem Tag noch recht viele Wochen Tauwetter. Er arbeitete mit Ingwersen an Moorgräben im Akkord, auf einem Feld, das früher zum väterlichen Hof gehört hatte. Bittere Arbeit. Sonntagvormittags wanderte er mit dem Spaten über die weite Landschaft von Gudendorf bis Stubbenborn, die vor dreißig Jahren noch lauter Heide gewesen, seitdem aber von allen Seiten angegangen war, teils noch als Allmende von den einzelnen Kirchspielen, die Tannen- und Mischwald pflanzten, teils von Einzelbesitzern, an die man verkauft hatte. Er grub bald hier bald da an den Abhängen ein Loch, drei Fuß im Viereck, sechs Fuß tief, schüttete es wieder zu und ging weiter.

Er hatte Ingwersen, der immer Zeit hatte und eine gute Spürnase, sehr bedrängt.

„Du hast mir so was gesagt von einem Kieslager, das da wohl sein könnte ... wir wollen andern gegenüber darüber schweigen ... Aber ich möchte wohl gern wissen, wo man es suchen soll. Aber es war wohl nichts."

Ingwersen, verletzt: „War nichts? Wenn ich es gesagt habe, ist es allerdings etwas gewesen; aber ich habe es vergessen."

„Na ja ... eben."

„Ich werde mich aber wieder erinnern. Solche Dinge versinken in mir; aber eines Tags kommen sie wieder hoch."

„Na, wenn diese Sache mit dem Kies wieder hochkommen sollte, dann sag' keinem ein Wort als bloß mir. Aber es wird wohl nichts sein."

Und richtig, eines Sonntags, nachdem er dies und das geredet, so ganz verloren ...: „Wie war es noch? Fragtest du nicht im vorigen Monat wegen Kies? Ich hatte es ganz und gar vergessen; es war, wie in einen Brunnen gefallen ... aber heute nacht ist es mir sozusagen wieder erschienen. Wie sollte ich das nicht wissen? Wer sich sein Leben lang umhört, weiß mit sechzig alles. Aber die meisten hören sich nicht um. Man kann ruhig sagen, daß von fünfzig nicht einer ganz wach ist."

Gerede. Prahlerei. Es mag wahr sein, aber Prahlerei.

„Na, was ist denn also?"

„Man macht die Löcher nicht mit dem Spaten, sondern braucht einen Bohrer ... einen richtigen Erdbohrer; und ich habe dir einen mitgebracht, den ich später wieder abliefern muß. Du kannst ihn aber ein oder zwei Jahr gern behalten. Und dann mußt du also nun da und da bohren."

Nun geht er nach dieser Anweisung über Felder und Heide und sucht. Warum nimmt er Ingwersen nicht mit? Ingwersen? Damit er sofort einen Teilhaber hat? Und einen, der seinen Anteil beim nächsten Trunk verkauft, und wer weiß, an wen? Also allein. Meistens bleibt er ungestört, höchstens, daß ein paar streifende Knaben um ihn stehn. Zuweilen kommt aber doch ein Erwachsener und fragt: „Gräbst du Gold?" Dann sagt er: „Ich suche Sand; aber ich finde ihn nicht."

Unterdes arbeitet Ingwersen an einem neuen freistehenden Schuppen, doppelte Bretterwände mit Torfmullfüllung auf Beton-

Digitized by Google

grund, das schräge Dach von selbstgeerntetem Reth auf Sparren und Latten, die ohne weitere Bearbeitung aus einmal gesägten Tannenstämmen sind. Unten baut er auf dem Fußboden von Findlingen von einmal geschnittenen Tannen Ställe. Auf dem Boden soll das Winterfutter liegen, das sie aus Mulden und Schluchten am Rand der Heide und aus Gräben im Moor an den Sonntagen mühsam zusammensuchen. Der treue Tobias, der immer noch bei demselben Bauern dient, hat von seinen Ersparnissen zweihundert Mark angeboten; aber Bendix hat es mit dem Rest des kanadischen Geldes und dem Verdienst der Frauen meistern können. Und nun steht es. Ach, ein kümmerliches Bauwerk, so geschickt auch Ingwersen ist. Es wird fünf Jahre halten; dann wird es baufällig sein. Doch solange wird es seinen Dienst tun.

Aber nun kommt harter Frost, und alles Arbeiten ist zu Ende. Eine Weile deckt er noch mit dem Vater, der wie ein Mensch mit schlafender Seele alle zugewiesene Arbeit tut, an dem Stalldach; aber dann ist es getan, und einstweilen kein Geld, diesen neuen Stall mit Tieren zu füllen. Dann können sie noch drei Tage Reth aus Moorgräben holen; dann ist auch das geschehn. Nun stellt er den Vater an, den großen Berg der Tannenabfälle vom Bau her zu Feuerholz klein zu machen; er selbst stellt sich an jede der vier Hausecken und wittert mit der großen Nase in der Luft, ob er Arbeit röche. Hatte er das ein oder zwei Stunden lang getrieben, wird er wild und setzt sich auf sein altes Rad und fährt ins Dorf, in die Stadt, nach dem Hafen und in die östlichen Geestdörfer, ob irgendwo Arbeit wäre.

Nichts.

Am Sonntag kommen Therese und Tobias nach ihrer Gewohnheit zusammen vom Dorf. Therese geht in die Stube und hat dort mit den Frauen eine karge Unterhaltung, die sich meistens um Verdienst und Ersparnisse dreht.

„Was bekommst du dafür, Mutter," sagte sie wohl. „Mehr nicht? Das ist zu billig ... Ich habe mich jetzt genau erkundigt," sagte sie wohl; „du könntest für einen Jungenanzug ruhig eine Mark mehr nehmen und für einen großen zwei. Es wird dir kein Kunde weglaufen."

Was ist das? Anzüge? Und gar für Erwachsene? Erhöhte Preise? Ordentlich ein Gewerbe?

Ja, diese Großmutter! Diese alte Feuerhexe! Sie hat sich eines Tags daran erinnert, daß sie in ihren jungen Jahren für die Knaben kleiner Leute Anzüge geschneidert hat. Wohl dreißig Jahr lang ist ja nun diese Art von Anzügen fertig gekauft worden; aber nun die Zeit wieder arm geworden ist, sind da einige alte Webstühle wieder in klappernden Gang gebracht worden oder kleine Händler bieten derbes Zeug an, und nun heißt es: wer schneidert billig? Und seht, da steht nun die Großmutter, die Brille auf der spitzen Nase, eine ungeheure Schere in der Hand, vorm Tisch und schneidet zu ... klapp ... sist ... klapp. Und ihre Tochter sitzt vor einer Maschine und näht.

Tobias ist zu seinem alten Freund in den Stall gegangen. Nachdem sie die Tiere besehn und besprochen, setzen sie sich im Ziegenstall auf die breite Latte und schwatzen.

Von einer gewissen Kalesche? Einer gewissen, nein, ganz ungewissen Prinzessin? Von gewisser nächtlicher Arbeit mit Spritztonnen? O nein! Von wirklichen, ernsten Dingen. Von Tagelöhnen, Unternehmungen, von rascherem Vorwärtskommen. Man ist ein Mann geworden.

Aber ach ... es ist nichts als Gerede. Leeres Zeug! Ewige Wiederholungen! Wie im Sommer mit Ingwersen.

Im Moor? ... Nichts zu machen! ... Im Watt? Küstenschiffahrt? ... Nichts! ... Also bleibt nur die Heide!

Da sind nun diese vier Hektar! Aber sind sie richtiger guter Acker? Sie sind überhaupt noch kein Acker. Die ganze Erde muß erst über den Spaten laufen; dann mag sie einmal, bei sorgsamer Pflege, Acker werden.

Also auswandern! Nach Ostelbien. Schweig, wir haben es schon siebenunddreißigmal beredet. Wenigstens dreihunderttausend junge Bauern und Landarbeiter, die wertvollsten Menschen eines gefährlich geschwächten Volks, gieren danach. Also weiter ... aus dem Lande! Tausende deutsche Bauernsöhne vom besten Blut sind Betonarbeiter in Neuyork und Chikago ... Das deutsche Volk sagt: Ihr? Werdet Betonarbeiter in Chikago!

Tobias sagt: „Soviel Land in Ostelbien? Kann man das anhören, ohne rasend zu werden?" Und seht, Tobias rast. Er wirft die Arme von sich und versucht, die Schultern ihnen nachzuwerfen; sein rotes Haar lacht höhnisch. Er will nächstens nach Hamburg zum Konsul: Schluß mit Deutschland!

Bendix sieht nicht auf und hört nicht zu. Er denkt, daß er ja nun ein freier Mann ist und also nun auch fahren könnte.

In fünf Jahren zwölftausend Mark verdienen, wiederkommen, eine Siedlung erwerben! ... Der Vater ist irr; aber er folgt der Mutter wie ein Kind; er faßt tatsächlich zuweilen ihre Schürze. Aber ist es nicht

Digitized by Google

möglich, daß die Großmutter dieses große, irre Kind noch einmal beschwatzt, wenn ich mit dem Stock des Ziegenjungen nicht mehr drohe? Nein, er kann nicht weg. Und wenn er auch der Großmutter wegen könnte ... in fünf Jahren ist sie verheiratet ... Wer? ... Sie! ... Wer? ... Eine gewisse Prinzessin!

Er schreibt eine Karte an Ingwersen, der in die Gegend von Segeberg gefahren ist, wo einer von seinen Wanderbrüdern wohnt. Wäre da Arbeit für mich? Vielleicht hat er die gnädige Stimmung und sieht sich um.

„Jawohl, komm! ..."

Er fährt, Augen und Nase nach beiden Seiten über Dörfer und Felder, in einem Tag hin. Großartig; es kostet nichts weiter als Verschleiß des Rades. Ingwersen hat vier Wochen im großen Forst gearbeitet und mag nicht mehr. Er hat die ganze Nacht durchgesoffen und ist dann fortgewandert. Bendix tritt in seine Arbeit, und es dauert vierzehn Tage. Dann fährt Bendix nach Hause.

Während einiger Tage gibt es bei klingendem Frost und scharfem Ostwind Arbeit in einem Bauernwald. Die Arbeit wird schlecht bezahlt.

Aber dann geschieht etwas.

Der junge Geelmann ... Jasper Geelmann ... älter; aber noch Schulkamerad ... Futterhändler für die Gebrüder Thorstraaten in Ballum, kommt mit den beiden großen Pferden vor dem mächtigen Schrotwagen den Landweg entlang, hält und winkt. Bendix springt mit seinen langen Beinen hin.

„Mein Helfer hat einen bösen Husten von dem verdammten Wind; du kannst acht Tage für ihn eintreten ..."

„Gut ... Also morgen früh."

Da ist nun also eine neue Arbeit! Ja, eine neue Existenz! Und eine, danach er schon lange gewittert hat. Denn wer sind die, welche immer Arbeit haben, auch beim härtesten Frost? Das sind diese Futterhändler; denn alle Bauernhäuser und alle Häuser der tüchtigen Arbeiter sind mit Vieh vollgestopft. Und seht weiter: was war dieser kleine Geelmann für ein Mensch? Was war er noch vor drei Jahren? Ein Windhund und eine Rappelschnauze, weiter nichts. Er jagte hinter Hasen und Mädchen her, saß in Wirtshäusern herum und redete von Dingen, die er konnte und die er tun wollte, sprang bald auf, ging wieder, fing auch dies und das an; aber es schlug fehl, und er brachte sich fast um den kleinen Hof, auf dem der alte Vater in Gram saß, aber dem Bengel nicht Widerstand leisten konnte, weil er ihm den Hof schon vermacht und gegen dieses Mundwerk nicht ankonnte.

Doch eines Tages bekam er diese Vertretung, und sieh da ... es scheint zu gehn. Der Lagerschuppen neben seinem Haus und der Schrotgang darin gehören wohl der Firma; aber Pferd und Wagen sind sein ...

„Wirst du auch jedem das Richtige bringen?" sagt er. Wie die meisten, war er noch zu dieser Zeit des Glaubens, daß Bendix ein wenig dumm wäre und gar von jener Sorte Dummheit, die durch Wunderlichkeit noch beschwert ist.

„Ich werde es schon machen," sagt Bendix in seiner schwerfälligen, nachdenklichen Weise: „Gib mir nur den Zettel; ich denke, ich finde hindurch."

Er findet richtig hindurch und kommt mit dem leeren Wagen wieder. „Kann ich dir hier im Schuppen noch helfen?"

„Es ist Feierabend."

„Das macht mir nichts ... So ... Soviel hast du hier? Was ist hier drin? Wieviel Prozent von jedem Stoff?"

„Ja, so und so ... das lernt sich nicht sobald."

„Nein, nein. So ... so ... Und hier im Verschlag hast du dein Rechnungswesen?"

„Ja, sieh ... Wiegezettel, Rechnungen und so ... das ist sehr bunt, da findet nicht jeder durch."

„Nein, nein!" Lächelnd: „Aber du bist ja mit'n goldenem Löffel im Mund geboren ..."

Mitten im Betrieb. Das große Lastauto mit neuen Waren kommt von der Fabrik. Seht, der Begleiter des Wagens ist ein schlichter, ernster Mann; aber er kommt aus der Stadt und führt einen so großen Wagen. Ist es nicht begreiflich, daß er etwas breitspurig ist, so, als wäre er der Inhaber selber? Aber wenn man achtungsvoll und tutig-neugierig seine Fragen stellt, bekommt man gnädige Antwort.

Was für Rohstoffe bekommt ihr? Wieviel davon? Wieviel Arbeiter habt ihr? ... Wer paßt auf, daß die Mischung richtig ist? Ihr macht doch kein dummes Zeug dabei?

Mit dem großen Fuhrwerk unterwegs, von Hof zu Hof. Er trägt jedem das Seine in den Stall, hört an, was die Bauern und die Arbeiter zu klagen haben, besieht und beurteilt die Tiere, fragt viel und fährt zum nächsten.

Großartig! ... Ist dies nun also ein Weg? Ist dies der Weg in die Zukunft ... das heißt, zu einem kleinen Hof, zum alten Stand hin?

„Du kommst rasch herum," sagt der junge Arbeitgeber, „und merkwürdig: die Leute mögen dich auch leiden. Sie sagen, du bist viel verständiger geworden."

Acht Tage später, nachdem er die Nacht

Digitized by Google

durch getrunken, sagt der junge Chef: „Du kennst mich, daß ich gern mal beim Grog sitze. Unglücklicherweise mache ich dann auch noch den Mund weit auf und veranstalte einen ziemlichen Krawall. Das geht aber nicht. Die Firma in Ballum sieht ihren Vertrauensleuten — denn so einer bin ich — ziemlich scharf auf Mund und Finger. Wenn es dir recht wär', könntest du bleiben wie bisher. Du besorgst die ganze Ausbringung, während ich hier den Schrotgang bediene und den übrigen Betrieb hier zu Hause führe und höchstens vormittags einmal die Kunden besuche. Denn vormittags hat es keine Not; erst wenn die Sonne sinkt, werde ich kribbelig."

Gut . . . großartig!

Der Wagen von der Fabrik.

„Was kostet denn der Fabrik so'n Lastauto?"

„Sag' mir lieber, wo dein Herr ist. Ist er wieder mal nicht da? Weißt du was davon; er hat ja wohl neulich wieder gesoffen?"

„Hat er? Das geht mich nichts an . . . Ich" — mit Tippen auf die Brust — „habe nicht gesoffen."

„Nein, du bist immer zur Stelle. Hier ist also die Rechnung. Dann mußt du quittieren."

In der dritten Woche kommt eine junge, recht nette Schwester ins Haus und steht viel bei Bendix herum, lädt ihn zum Kaffee. Acht Tage später sagt Geelmann lächelnd: „Was meinst du . . . wäre es nicht ganz hübsch, wenn du in meine kleine Firma einträtest und zugleich in meine Familie?"

„Ja . . . ja."

„Ja? . . . Nein! . . . Ach, keine Rede davon! . . . Nicht mit diesem Mann, der mit losem Geld in allen Taschen nach Hause kommt, und auch nicht mit diesem kleinen Mädchen. Und es ist eine Schmach, daß er mir beides anbietet; das erstere noch mehr als das letztere; denn ich soll für ihn mein Lebtag die Arbeit tun und den Verstand aufbringen. Und überhaupt! Herr des Himmels . . . wenn der Mensch wüßte! . . .'

Genug, diese Arbeit geht also bald zu Ende.

„Ich möchte wohl einmal die Fabrik sehn," sagt er.

Geelmann denkt, daß sein Vorschlag auf guten Boden gefallen, und sagt, rasch und munter, wie er ist: „Jawohl, machen wir . . . heute noch!"

Sie fahren zusammen hin und besehn alles, und Bendix wird auch den Inhabern vorgestellt. Er macht mit seiner großen Erscheinung, den klugen, spähenden Augen und den ruhigen Fragen, die er sich vorher überlegt hat, einen guten Eindruck.

„Die Kunden sprechen gut von Ihnen, auch unser Wagenbegleiter. Hätten Sie wohl Neigung, einmal die Vertretung zu übernehmen? . . . Haben Sie etwas Vermögen?"

Nein, das ginge nun nicht; man würde sagen, daß er den andern weggebissen. Nein. Und Vermögen hätte er nicht; denn seinen kleinen Kram müßten die Eltern behalten. Aber die Herren möchten für später an ihn denken.

Sehr gut . . . Er wird also die Nase in diese Richtung drehn. Geelmann steht nicht lange mehr vor seinem Pult im Schuppen neben dem Kaufmannsladen.

Bei der Heimkehr, in der Wirtschaft, fängt Geelmann an, deutlicher und etwas dringlich und ängstlich von seinem Plan zu reden. Bendix bekennt: nein.

Da erfährt er denn sogleich, daß der frühere Knecht seine Erkältung nun los ist und daß für ihn keine Arbeit mehr ist. „Die Kunden klagen auch etwas über dich," sagt er. „Du bist zuweilen etwas kurz angebunden."

„So . . . so. Na, denn vielen Dank . . ." und fertig.

Maleen

Nun sitzt er wieder zu Hause, die geballten Hände zwischen den Knien, und schaut den Frauen zu, die bei ihrer Schneiderei sind. Aber nun kann er dies Zusehn . . . wenn andere arbeiten . . . nicht länger ertragen. Er geht hinaus und stellt sich der Reihe nach an alle vier Hausecken und streckt die Nase vor und kuckt in die Ferne, wobei das Gesicht einen besonders erstaunten Ausdruck annimmt, daß Leute, die etwa des Wegs kommen, ihn wieder einer wunderlichen Dummheit beschuldigen.

Mit einem großen Seufzer und Kopfschütteln geht er dann ins Haus zurück, in die Ställe und packt da schweigend herum, während sein Vater, dem dieses Gebiet gehört, sein Tun mit unruhigen, mißtrauischen Augen verfolgt. Er steht einen Augenblick tiefsinnig vor einer Sau oder greift ein Zicklein heraus, hebt es auf und betrachtet es nachdenklich und setzt es wieder auf die Erde, oder er stiebt hinter einem der Ferkel her, das sich durch die Latten des Stalls durchgedrängt hat und im Heidekraut herumbiestert, so daß nur hier und da der weiße Rücken zu sehen ist. Alles Dinge, die der

Digitized by Google

Vater ebenso gut und besser tut als er. Zuweilen redet er mit dem Vater, das heißt, er führt das Wort und erzählt; der Vater schweigt.

Ach, der Vater! Er war für die ganze Menschheit taub und stumm, kannte auch niemanden außer — wie es wenigstens schien — die Mutter. Die war seine Hilfe. Er schlief noch immer im Stall neben der Tür, offenbar, um rasch zur Hand zu sein, wenn Feuer ausbräche. Wenn schwerer Wind wehte, gleich jenem in der Brandnacht, band er sich wohl selbst in traüriger Verwirrung, gleich einem Tier, an den Ständer. Wenn ihm bei seiner Arbeit fremde Tiere näher kamen, wandte er sich ab; die eigenen umgab er mit größter Liebe. „Warm," sagte er, indem er ihr Fell berührte und lächelte. Dies Wort war fast das einzige, das er eine ganze Zeitlang vom Munde gab, und er sagte es nur, wenn seine Frau neben ihm stand.

Aber dann wurde seine Seele etwas ruhiger, und zwar in Folge einer besonderen Begebenheit.

In einem Dorf auf der andern Seite der Heide war in einer stürmischen Herbstnacht ein großer Hof abgebrannt. Der Vater hatte die Hörner gehört, war von seinem Lager aufgeflogen und hatte die halbe Nacht in der offnen Stalltür gestanden. Als er am andern Vormittag von seiner Arbeit über das Feld blickte, sah er Kühe, Kälber und Fohlen hier und da verwirrt auf der Heide stehn, rief mit ängstlicher Stimme: „Antje ... Antje ..." seine Frau, und brachte mit ihrer Hilfe die Tiere zusammen in den Pferch beim Hause. Bald danach kamen die Leute vom niedergebrannten Hof, erzählten, wie die Tiere sich aus dem brennenden Stall gerettet hätten und geflohen wären; und zogen davon. Seit diesem Tag hob der Irre dann und wann den greisen Kopf von der Arbeit, legte die Hand über die Augen und spähte, ob er wohl verlaufene Tiere sähe. Von dieser Begebenheit kam ihm wohl der dumpfe Gedanke, daß in jener andern Brandnacht, die als ganz unklare Erinnerung sein Gemüt belastete, die Tiere nicht verbrannt wären, sondern sich gerettet und verlaufen hätten.

Die Mutter hatte den Vater immer wieder gebeten, ob er nicht mit in die Kirche wolle. Sie hoffte, daß, wenn nicht die Predigt, so doch der ehrwürdige Raum, die Musik und diese Versuchung zu einem ersten, holperigen Gebet seiner Seele gut tun würde. Aber er hatte es immer ängstlich abgelehnt. Als sie ihn nun eines Tags wieder bat, schien er darauf einzugehn.

Die beiden Frauen schneiderten ihm in drei Tagen einen ihrer kräftigen Anzüge. Die Mutter band ihm — es war Januar und ein scharfer Frostwind — ein dickes, gehäkeltes Tuch von selbstgesponnener und blaugefärbter Wolle dreimal um den Hals, so daß der Hals etwas dicker war als der Kopf, und ging so mit ihm ins Dorf. Sie selbst trug ihr Hochzeitskleid von schwarzem Tuch, ein großes Wolltuch über Kopf und Schultern. Da sie beide so die Dorfstraße entlang gingen mit schwerem, langem Schritt, gebeugt von der Not und Arbeit, und die Leute, die vorübergingen, stumm und freundlich grüßten, richtete sich der Irre, wohl in kindlichem Stolz auf sein Tuch oder in Erinnerung alter Bauernherrlichkeit oder was es sonst war, etwas grader auf und nahm wieder ein wenig die Würde an, durch die er einst seine Beschränktheit verborgen hatte.

So zogen sie weiter in die Kirche, wo sie sich auf den früher gewohnten Platz setzten. Er saß sehr ruhig und würdig da, indem er, wie es schien, von allem Geredeten nichts hörte, sondern nur unentwegt nach dem Altar sah.

So hielten die beiden es nun Sonntag für Sonntag. Sonst waren alle tätig und alle leidlich beruhigt, hatten wenig Feiertage und Sonntage, sparten aufs äußerste, und legten alles, auch Therese, was sie verdienten, in seine Hände. Und seht, er, dieser Bendix verwahrt es nun nicht mehr in einem alten Maserholz hinter einem losen Stein in einer Mauer, sondern hat ordentlich ein Bankbuch.

Aber nun hatte er keine Arbeit.

Als er am dritten Tag wieder einmal hinter einem Ferkel hergejagt war und noch etwas kurzatmig im Stall mitten unter ihnen stand und Ordnung schaffte, kam eine helle, etwas heisere und spöttische Frauenstimme hinter ihm und sagte: „Also immer noch dasselbe . . . Dummhans unter den Schweinen!" . . . Maleen!

Jawohl! Sehr schön, in kurzem Kleid und Pelz, und mit der alten Vertraulichkeit. Sie trägt eine große Brille. Eine Brille? Ach, vielleicht ist sie ja wirklich kurzsichtig. Aber, auch die Eitelkeit setzt Brillen auf.

„Bitte, weg aus dem Stall!" sagt sie. „Hier ist Windschutz ... Ja, da bin ich mal wieder und ich hoffe, von dir zu hören, noch immer unverfallen, trotz meiner achtundzwanzig Jahre."

Er antwortet darauf nicht, staunt sie nur stumm an. Sie ihrerseits betrachtet ihn, wie ein Landmann ein Fohlen betrachtet und seine Zukunft erwägt mit den kühlen, schönen Augen.

„Und ich höre, du gehst nicht wieder nach Mailand?"

Digitized by Google

Nein, sie geht nicht wieder hin, sagt sie. Sie hat die Leute da satt.

„Satt?“

Ja! Ihre Hoffnung, in der dortigen nordischen Kolonie einen rechten Landsmann, blond und blau, kennenzulernen und zu freien, wäre nicht in Erfüllung gegangen. Ja, das wisse er ja, das wäre ihr Fall: Blond und blau. „Seine Haare könnten gern dunkelblond sein, so wie deines. Aber er muß deine Art haben. Nordisch.“

Sie sieht ihn so an, daß Bendix die Augen wendet und in die Ferne nach dem Landweg kuckt, wo ein schlanker Mensch neben einem Auto auf- und abgeht.

Ja. Sie hätte gedacht, daß dort, so weit im Süden, für diese Art Männer keine Frauen wären, und in der Tat wäre es so gewesen. Aber sie hätte das Unglück, daß diese heißbegehrte Art sie, Maleen von Howe, nicht möchte, sondern vielmehr die Südländer und Juden . . . die möchten sie . . . die wären nun aber nicht ihr Fall. Zuletzt wäre ein Seidenmann des Wegs gekommen, der so zwischen beiden Arten stände, da er in Krefeld zu Hause wäre; aber der rechte wäre er eben nicht . . . Das Auto da drüben? Das ist der Sohn vom Autohändler Tüxen aus der Stadt . . . ein netter Mensch.

„Ich habe ihn zuweilen auf der Landstraße gesehn; er ist noch sehr jung; so in meinem Alter.“

„Ja, das ist er.“

Hat sie nicht einmal von einer Freundin erzählt, die immer ganz junge Liebhaber hätte, einen nach dem andern? Ach, sie ist wohl selber diese Freundin!

„Aber nun wollen wir von dir sprechen. Das schiefe, graue Wesen dort an der Karre ist dein Vater? Muß er denn diese ganze, große, schwere Arbeit ohne Hilfe machen? Und die Frauen schneidern. Und du jagst hinter der Arbeit her. Ich weiß alles. Meine Brüder nennen ihre Mutter die Königin. Die Königin hat es mir geschrieben.“

„Das ist auch der richtige Name für sie.“

„Ja . . . ja . . . Aber ich steh' dir doch näher! Ich bin es, die zu dir hinauskommt!“ Die kühlen, klaren Augen gleiten wieder über seine Gestalt; dann über das ganze ärmliche, vielgeflickte Gewese. „Wenn ich dich und das Deine besehe, muß ich doch sagen, daß ich nicht ganz zufrieden bin. Du arbeitest zu sehr; deine Figur, deine Haltung leiden darunter. Und du bist auch immer noch Schweinehirte. Müßtest du nicht weiter sein?“

Er macht erstaunte, zornige Augen: „Wie kannst du nun so etwas sagen! Kuck bitte das Haus an! Und alle Schweine sind nun mein! Und im nächsten Herbst sind die vier Hektar urbar! Und vor vier Wochen haben mir die Gebrüder Thorstraaten an Stelle von Geelmann die Vertretung hier angeboten! . . . Ja. So in fünf Jahren hoffe ich doch, auf einem kleinen Hof zu sitzen . . . einer Siedlung . . . oder so . . . Ich sag' es keinem, als dir.“

Er hat sie mit seinen jungen Augen wohl sehr angeblitzt. Ihre Augen blühen auf und es geht ein Zittern durch ihre Schultern.

Er merkt es nicht oder versteht es nicht. Er ist noch zu jung und ist ganz unerfahren; und er verehrt sie zu sehr. Eine Dorfgenossin . . . ja . . . aber . . . oh, eine fremde, vornehme Dame. Wie ihre Eltern und ihre Brüder vornehme, fremde Menschen. Eine Dame der großen Welt. Aber nein . . . wie sie ihn ansieht! Er muß seine Augen wieder wegwenden . . . Und nun ist er ganz unsicher.

„Ich mag gern Männer,“ sagt sie mit schwerer, kühler Stimme, „die . . . so . . . plötzlich zugreifen. Mit einemmal haben sie irgendeine Sache an der Gurgel . . . oder auch uns . . . Ja, besonders wenn sie jung sind und den ersten Sprung . . . Tigersprung . . . zeigen. Ja. Aber da ist nichts zu machen . . . Jetzt wenigstens nicht.“

Dunkle Rede.

„Du könntest dafür sorgen, daß ich mal wieder auf den Hof komme . . . ich mag es deiner Mutter nicht so sagen . . . Vielleicht beim Dreschen . . . Ich kenne jetzt die Maschinen. Ich will nicht Tagelöhner bei euch sein. Nein . . . das wäre das allerletzte, was ich wollte.“

„Ich will es der Mutter sagen; mit dem Verwalter spreche ich nicht . . .“ Sie sieht ihn wieder an.

Er muß wieder wegsehn . . . sieht über die Heide . . . „Du gehst also nicht wieder nach Mailand?“

„Nein, wozu? Es nützt mir ja nichts. Ich will nun im Lande bleiben und noch mal hier mein Glück versuchen . . . Wenn es nicht gelingt, nehme ich den Krefelder. Aber noch nicht gleich; ich denke, daß er noch so ein bis zwei Jahr auf mich wartet. Ich geh' wieder nach Kiel und werde dort wieder Lehrerin . . . Ich muß schon morgen dahin.“

„Dann bist du nicht so ganz weit weg von Anke,“ sagte er mit heftig klopfender, enger Kehle.

„Vielleicht fahr' ich einmal zu ihr und sehe, wie es ihr geht.“

„Ich denke, daß auch Anke ihren Plan hat.“

„Ja, den Hof.“

Digitized by Google

„Ja ... den Hof. Aber warum grade den Hof. Was will sie grade mit einem Hof ... und da auf Seeland?“

„Ja, das weiß ich nicht ... Weil sie es sich in den Kopf gesetzt hat. Wir sind alle ein bißchen wunderlich. Ja ... Und nun will ich gehn. Herr Tüzen hupt schon zum drittenmal; er fürchtet Schelte von seinem Vater ... Komm mit; bring mich hin! ... Ja, mit diesem jungen Menschen fahr' ich nun durchs Land ... und kann mit ihm erleben, was ich will. Und meine Eltern sind ahnungslos, völlig ahnungslos. Es gibt nichts auf der Welt, was verwunderlicher ist als Eltern! Findest du das nicht auch? Dagegen ist ein zweihundertjähriges Dromedar eine Harmlosigkeit. Ich bin fast zehn Jahre älter als er; aber immer wieder tu' ich so was ... Dies ist Bendix Groth, lieber Tüzen, mein Schützling. Wenn Sie mal einen klugen, zuverlässigen jungen Mann brauchen ...“

Jung-Tüzen ist freundlich. „Können Sie fahren?“

„Ich habe noch nie in einem Auto gesessen; aber ich kenne Maschinen und lerne es in drei Tagen.“

„Ich will an Sie denken ... Bitte, Fräulein Maleen.“

Drei Tage darauf kam ein Bote vom Hof, ob Bendix bei den Maschinen helfen könnte.

Er machte sich sofort auf und half im offenen Schuppen beim Auseinandernehmen, Reinigen, Zusammensetzen. Dabei fragte er viel, und der Verwalter tat sich wieder auf.

„Ach, wenn es die Maschinen allein wären!“ sagte er. „Aber was ist das für ein Wirrwarr von Geschäften!“

„Ich bin ja von Kind an da draußen auf der Straße am Hof vorbeigekommen,“ sagte Bendix; „aber ich habe ihn noch nie so recht von innen gesehn.“

„Dann kommen Sie mit.“

Und seht, nun zeigt er sein Reich und seine Herrlichkeit. Hier ist nun also das Vorderhaus mit einem Saal und sechs großen Stuben ... Hier, dies ist der Saal ... die Schlafstube der beiden Töchter ist dort. Oben ist alles ein riesiger Raum und nichts als Kornboden. Und hier also der Viehstand. Hier stehen in einer Querreihe zehn Pferde und in der Längsreihe hundert Stück Rindvieh. Na, und dazu der große Holzhof mit seinen Schuppen und Stapeln ... „Mit dem Straßenbau und der Bank habe ich nichts zu tun.“

„Mich wundert, daß Sie dabei noch Zeit haben, dann und wann auf Jagd zu gehn ... Denken Sie, ich habe noch niemals ein Gewehr in der Hand gehabt.“

„So ... Ja, hier ist also meine Bude ... und dies hier mein bestes Gewehr. Es ist nicht neu; aber gute Solinger Arbeit.“

Bendix sieht sich sehr neugierig um. Nein, wie neugierig ist er. Na ja, dieser junge Mensch aus dem Moor und von der Heide hat noch nie eine solche Stube gesehn. „Besehn Sie ruhig die Bilder ... Na ja, da wundern Sie sich!“

Ein Mädchen, ganz nackt, von hinten photographiert ... Wie eine Tanne.

„Die ...“ sagt Bendix mit schwerer Stimme, „die kommt mir bekannt vor ... so im Wuchs.“

„So? ... Das hat mir noch niemand gesagt ... es war ein ganz junges Ding ... nein ... Sie kennen die Person nicht ... es sind zwölf Jahre her; sie war sechzehn.“

Bendix denkt: ‚Sechzehn und zwölf sind achtundzwanzig.‘ „So ... sechzehn? Ein schöner Mensch.“

„Ja, denken Sie, daß ich mit häßlichen verkehre? Das habe ich nicht nötig.“

„Nein, nein ... Was für ein großer Schreibtisch! Den müssen Sie gut verschlossen halten ... All die Rechnungen und Zahlungen.“

„Ja, die Landwirtschaft bringt nicht viel; aber der Holzhof.“ Er stellte die Granatenhülse, die als Briefbeschwerer diente, mit Wucht auf den wüsten Haufen der Rechnungen und meinte, daß alles Rechnen ein Dreck wäre und ein neuer Krieg besser.

Als die Maschinen in Ordnung waren, wurden noch dreißig Fuder Bohnen gedroschen, und er blieb auch bei dieser Arbeit. Die Mannschaft waren meistens Tagelöhner aus Poggsee; Ingwersen war auch dabei. Sie fingen an, und es ging alles gut. Bendix hatte es mit Hilfe des Verwalters fertig gebracht, daß er als Heizer und Schmierer dem Meister zur Hand ging. Er forschte und fragte den ganzen Tag und fragte viel. Er war immer darauf aus, einen Weg ins Freie zu finden. Ingwersen, trotz seiner Jahre der Gewandteste, war Einstecker; neben ihm stand ein Halbwüchsiger, schnitt das Band und breitete die Garben auseinander.

Ingwersen wurde unruhig und mußte in der Mittagspause mit mehreren ringen, dann auch mit seinem alten Kameraden. Die andern sollten sehn, wie es herginge, wenn zwei Leute, die etwas davon verstünden, aufträten. Bendix mochte sich vor all den Leuten von dem Sechzigjährigen nicht werfen lassen und warf ihn.

Als sie fertig waren, stand der Verwalter da. Er trat sofort an Ingwersens Stelle. „Ihr versteht's alle nicht,“ sagte er; „ich will es nun mal zeigen.“

Digitized by Google

Bendix tat sein Bestes ... aber nach drei Minuten lag er ... Hilflos. Der Verwalter war wegen des kräftigen Widerstands, den er wohl nicht erwartet hat, seltsam erregt; seine Augen flackerten. Es war bekannt, daß er jähzornig war, immer ein griffbereites Messer bei sich führte und einmal einen Gegner schwer verletzt hatte. Grade und drahtig, immer soldatisch ging er davon; die Sporen klirrten; er wollte in die Stadt reiten.

Ingwersen war tief gekränkt, daß er selbst von seinem Schüler, dann noch sein Schüler von dem andern geworfen war. Er trank hastiger. Bald nach Wiederbeginn der Arbeit kommen Ingwersen und der Halbwüchsige oben auf der Maschine ins Albern und Ringen. Und plötzlich ist das Unglück geschehn. Ein gellender Schrei. Der Meister springt an die Maschine; sie stoppt. Der Halbwüchsige hält in seiner linken Hand seine Rechte, die ein roter unförmiger Stumpf ist. Bendix und der Verwalter, der eben vorüberreitet und wie der Blitz vom Sattel ist, heben ihn herunter.

Der Verwalter fluchte. Bendix rannte die große Diele entlang in die Küche und kam mit reinen Handtüchern zurück; Frau von Howe hinter ihm her. Die drei verbanden den Stumpf, so gut sie verstanden. An den Arzt wurde telefoniert. Von der Mannschaft hatten die meisten den Krieg gesehn; trotzdem wurde mehreren übel; andere wollten nicht mehr arbeiten. Und einer war ohnmächtig geworden. Und das war Ingwersen. Als er wieder erwachte, starrte er völlig vergrämt, ja verzweifelt vor sich hin. Es paßte den Leuten nicht, daß der Verwalter fortfuhr, auf den Verunglückten und auf Ingwersen und auf alle zu schimpfen. Einige Ältere sagten ihm anzügliche Worte, so als wenn er überhaupt kein Recht hätte, den Mund aufzumachen.

Herr von Howe mag ihn aufmachen, der ist ein redlicher Mann, wenn er es auch lassen sollte, nach einer Banksitzung zwei Flaschen Rotwein zu trinken ... Und die Söhne vom Hof ... alle Achtung ... tüchtige Leute in der weiten Welt ... Aber ‚ein andrer' ... der im Rahm löffelt, der ihm nicht gehört?

Alles in Gegenwart der Frau, die versuchte, das Blut zu stillen. Ja, wie es schien, mit der Absicht, daß sie es höre. Sie wollen ihr wohl helfen. Sie wollen ihr ein Licht anstecken.

Der Verwalter wurde weiß wie Kalk und wollte sich auf den lautesten stürzen; aber er drehte sich plötzlich auf den Hacken, ging pfeifend hinaus, bestieg sein Pferd, ritt davon.

Bendix war es peinlich; er wollte dem Gerede ein Ende machen und redete zum Guten. Frau von Howe, die gehn wollte, etwas weiß um die hübsche Nase, nickte dankbar zu ihm hinauf.

Die Maschine brummte wieder. Er selbst war Einstecker. Der Verletzte wurde in einen Wagen gehoben. Ingwersen war weggegangen.

Als er nach dem Abendessen mit den andern aus dem Hoftor trat, kam eine Frau aus dem Laden und erzählte, daß Ingwersen während des ganzen Nachmittags getrunken hätte und dabei auf den Verwalter, und besonders auf ihn, Bendix, der nicht vornehm gekämpft, und auf alle Welt geschimpft hätte und am Ende ganz sinnlos geworden wäre. Zuletzt hätte er sein Heiligtum, wie er es genannt, versteigert. Sie wüßte nicht, was das wäre. Ein Zettel.

„Oh weh ..." sagte Bendix, „... es ist die Quittung über einen gewissen Grabkauf."

„Mein Gott, ja ... ich habe davon gehört. So hat er auch sein Grab neben seiner Liebsten versoffen. Dann ist er wieder nach dem Hof zurückgekehrt und in den Schuppen gegangen, wo ihr gedroschen habt."

Bendix dachte, er wolle nach ihm sehn und ihn zudecken, ging zurück, holte einige Decken und suchte ihn im Stroh. Da hing er vor ihm an einem Balken. Er war schon kalt.

Eine Woche später — er war beim Roggendrillen, auf dem großen Howeschen Stück, das neben der Landstraße liegt — hielt ein Auto am Weg, und der jüngere Thorstraaten vom Mühlenwerk kam übers Feld und sagte, daß Geelmann die Vertretung nach Übereinkommen mit ihnen freiwillig aufgegeben habe ... ob er sie nun übernehmen wolle, sonst bekäme sie ein andrer.

Er wurde rot vor Freude und Stolz. Ja, er wollte wohl ... aber ...

Nun, das käme zurecht. Der Schuppen neben dem Kaufmannsladen und das Gespann gehörte ihnen. Und sie hätten Vertrauen zu ihm.

Einige Tage später bekam er auch ein Angebot vom Automann Tüxen. Er sollte bei gutem Gehalt als Fahrer ausgebildet werden; dann wollten sie weiter sehn.

Nein, danke, nein ... vielen Dank. Er wolle bei dem Gewerbe bleiben, das er von Kind an kenne. Er bekäme die Vertretung für die Gebrüder Thorstraaten ... Mühlenwerke.

Diese Maleen! ...

Aber gut, daß sie ihn nicht auch bei den Gebrüdern Thorstraaten empfohlen hatte! Nein, die waren ja keine Jünglinge ...

Digitized by Google

sondern große, stattliche Männer... Arme, liebe Maleen!

Am Abend, als er noch ein wenig an der Hausecke stand und sich von einem Gewoge von Bildern schaukeln ließ — die freundlichen überwogen stark —, kamen Therese und Tobias die Spur vom Dorf her. Tobias hatte seine hohen Stiefel über die Schultern gehängt, ein Bündel unterm Arm, das, wie es schien, seine ganze Habe an Kleidern enthielt. Sie führte das Wort, wie man schon in der Ferne sah, und schalt ihn wie gewöhnlich, und er hatte die sichere, ja sieghafte Miene, die er dann immer hatte. Therese ging in die Stube zu den Frauen. Sie wollte wohl den Monatslohn abliefern und mit Großmutter zusammen ein wenig im Geldwesen arbeiten, wozu sie beide eine Liebe hatten. Tobias gab seinem alten Freund mit runden, rollenden Augen einen Wink und ging mit ihm in den Stall.

Mit boshaftem Lächeln: „Aha, du willst jetzt nach Amerika."

Er schüttelte den Kopf. „Nein . . . nein . . . Lili schreibt ja kein Wort. Wer weiß, die kennt mich wohl gar nicht mehr und weiß nicht mal mehr, wie ich heiße. Und es wäre auch nicht das Richtige. Zwei Schmetterlinge!" Er machte mit den Armen große Bewegungen, die einen Schmetterlingsflug sehr ungenau andeuteten . . . „Weißt du . . . daß ich . . . daß ich . . . neulich den ganzen Nachmittag wieder mit Ingwersen gesoffen habe? Ich bin dabei . . . so wie ich hier neben dir sitze . . . Ingwersens Nachfolger zu werden. Und darum . . . und also . . . habe ich das getan, was nötig und richtig war ... ich habe Therese gefragt, und sie hat sich meiner angenommen."

„Was du sagst!!"

Indem kam Therese um die Hausecke. So heftig der Wind war, der um die Ecke fuhr, konnte sich nur eine einzige kleine Strähne lösen, die blaßgelb in der Sonne funkelte. Sie merkte es aber gleich; blieb stehn und brachte sie, beide Hände überm Kopf, wieder an Ort und Stelle. Nachdem das wohlgeordnet war, sagte sie zu ihrem Bruder: „Er hat ja denn mit dem alten Saufaus, dem Ingwersen, den ganzen Nachmittag zusammen getrunken und hat nachher nicht den Mut gehabt, sich zu erhängen. Er ist also weniger als Ingwersen. Am andern Morgen — es war noch nicht Tag — stand er vor meinem Küchenfenster unterm Birnbaum — ich hatte von der Sauffahrt schon gehört — und fragte mich, ob ich ihn zum Mann wolle. Der Regen lief ihm über Nase und Ohren. Na, ich muß ja doch mal heiraten und so hab' ich ihm mein Wort gegeben . . . nach'm Birnbaum hin. Er hatte wenigstens soviel Anstand, daß er da stehn blieb."

Bendix sah seitwärts auf seinen Freund und stellte fest, daß er sich in diesem Hagel sehr wohlfühlte. Er sah seiner Liebsten seelenfroh auf den Mund.

„Ich habe ihm nun gleich gesagt, daß es mit allen Faxen, wie er sie mit dir oder mit Ingwersen gemacht hat, ein Ende habe, und dann hab' ich ihm gesagt, daß er mit dir zusammen arbeitet, falls du einen Mann brauchst: Du hast ja die Vertretung für Gebrüder Thorstraaten bekommen. Ich habe hier ein Buch über mein Geld . . . ich habe mit Großmutter abgerechnet; ich denke, daß wir uns in zwei Jahren ein Haus kaufen können . . . und hier habe ich ein Buch, da soll er hineinschreiben, wieviel er im Wirtshaus oder sonst ausgibt. Und ich wünsche, daß du nicht mit ihm unter einer Decke spielst. Das Buch hat zwei Groschen gekostet; vorm Krieg kostete es einen." Sie kehrte um und verschwand an der Hausecke.

Bendix klopfte seinem alten Fahrtgenossen auf die Knie. „Na, mein Lieber, da bist du denn nun gelandet . . . Oder gestrandet . . . Ja, das ist wohl richtiger."

Tobias rollte die Augen und sagte behaglich lächelnd: „Was soll ich tun? Sag' mal, wo war eine Stelle, die feststand, daß ich mich daran halten konnte? Gab es einen solchen Punkt in der ganzen Welt? Einen: Therese!"

„Aber diese Stelle in der Welt ist ein bißchen kalt."

Tobias wiegte den runden, roten Kopf. „Das sagst du so. Wir waren gestern schon auf dem Weg hierher; aber wir kamen nur bis hier oben zur Linken, an die Waldecke. Da sehen wir euren Alten, wie er sich da in seiner grauen Jacke mit den großen Heidebulten 'rumschlug, und hörten, als der Bult nicht wollte, wie er laut mit ihm redete. Da hielt sie mich an. Und dann ..." er schluckte ... „saß sie plötzlich am Wall und weinte und jammerte . . . um euch alle . . . daß euer Vater bis an sein Lebensende in Unruh' und Angst sein würde, daß die alte Großmutter und die Mutter so hart arbeiten müßten und daß du niemals eine Bauerntochter zur Frau bekämst, und die liebe Kleine für immer . . . für immer weg wäre."

„So . . . so," sagte Bendix verwundert ... „So . . . so . . . Dann habe ich meine Schwester also sehr wenig gekannt. So . . . das sagte sie."

Sie schwiegen eine Weile.

„Und dann sagte sie noch etwas."

„Noch etwas?"

„Sie sagte, daß sie etwas von der Natur

Digitized by Google

ihrer Großmutter geerbt hätte und daß sie sich davor fürchte."

„Feuer?" sagte Bendix entsetzt. „Feuer?"

„Nein, das nicht. Aber daß sie keine rechte Freude hat . . . nicht an den Menschen . . . und nicht am Leben."

„So . . . so . . . Und davor fürchtet sie sich."

„Ja . . . sie fürchtet sich so sehr, daß sie vor mir . . . vor mir . . . auf den Knien lag und mich bat, sie nicht zu verlassen . . . vor mir . . . ich wär' ihr ein und alles . . ."

„So . . . so. So . . . so . . . Ich bildete mir ein . . . ich sähe einige Spalten und in sie hinein, die viele nicht sehn . . . aber ich weiß jetzt also, daß . . . Ich habe nie geglaubt, daß meine Schwester Therese sich vor etwas fürchtete."

Langes Schweigen.

Dann atmete Bendix hoch auf. „Nun," sagte er, „du kannst ja denn also mit mir arbeiten. Einen Mann brauche ich sofort; ich hoffe, daß es bald zwei werden. Es muß dann ja sehr rasch um die Ecken gehn. Mit den alten Fazen von damals ist es ganz vorbei."

Anke

Nun war er ein Jahr lang Vertreter von Thorstraaten, und dies ist der Betrieb: die verschiedenen Kornarten oder Gemenge, je nach den Aufträgen angefordert, kommen in Lastkraftwagen in Kilosäcken von Ballum oder Ballumsiel her an die Rampe des Schuppens; von dort gehn sie auf zwei großen Rollwagen zu den Kunden im ganzen großen Kirchspiel, darüber hinaus nach vielen Höfen in der Marsch. Der Arbeiter im Schuppen und die beiden Fuhrleute sind Tagelöhner, einer davon ist Tobias. Da Therese — obgleich sie es leugnet — doch wohl an seinem roten Haar etwas Anstoß nimmt, arbeitet er immer ohne Mütze; sein Haar ist grau von Staub. Therese fragt ihren Bruder zweimal in der Woche, ob nichts vorgefallen. Es fällt nichts vor.

Bendix ist der Leiter. Seht, da erscheint er in der Tür des Bretterverschlags, der Kontor und Schlafzimmer ist, groß, breit, grau überstäubt, noch sehr jung, aber funkelnde, scharfe Augen und die Nase voran. Er legt die Rechnungen auf einen vollen Sack und faßt mit an. Was sind fünfundsiebzig Kilo? Es ist ein Spaß für seine biegsamen Glieder.

„Hier, Tobias, nimm die Rechnungen mit. Und Sörensen sollen wir weitern Kredit verweigern . . . es geht auch wohl nicht an."

„Wird gemacht."

„Du, Tobias . . . wenn du heute nachmittag an Ibsen in der Wirtschaft ablieferst, denk' an Therese."

Große, strafende Augen. „Halt'n Mund."

Ein Schulkamerad, ein kleiner Bauer, fährt vorüber, hält und macht eine Bestellung, und verfällt in Sinnen und fährt noch nicht weiter. „Merkwürdig . . . früher sagte alle Welt, du wärst dumm, und nun habe ich zuweilen eine Ahnung, daß du noch an uns allen vorbeiläufst."

„Danke. Es hat sich in der Tat gebessert. Ich bin jetzt wenigstens soviel heller, daß ich meine Dummheit nicht mehr öffentlich zeige."

„So . . . so ist das! . . . Hab' ich noch Stundung?"

‚Jawohl . . . wenn du in deinen Reden etwas vorsichtig bist . . ."

Der andre Wagen fährt vor. „Du nimmst diesmal die zwanzig Sack dort mit; die Kunden sind auf diesem Zettel. Nachher bin ich vielleicht nicht hier . . . ich muß zur Bank . . . dann nimmst du jene dort."

Alles einfache Sachen.

Einfach? Oho! Keineswegs einfach. Da sind die Kunden, die auf dreierlei Weise ihre Wünsche, Beschwerden und Klagen äußern, mündlich, fernmündlich, schriftlich, und immer Neigung haben, das Auf und Ab der Viehpreise dem Futtergeschäft in die Schuhe zu schieben, ganz abgesehn davon, daß sie verlangen, daß die Tiere über Nacht fett werden. Und da sind die hunderte Rechnungen und all die Stundungen . . .

Abends geht er mit Tobias nach der Heidekate. Tobias und Therese hausen da nun in der Kellerstube, wo er zuerst geschlafen hat; sie konnten im Dorf keine Wohnung bekommen. In der Wohnstube sitzen die Großmutter und Therese und schneidern; Therese, die sehr auf Verdienst aus ist, kuckt Großmutter die Kunst ab. Die Mutter besorgt den Hausstand und mit dem Vater das Vieh. Der Vater arbeitet draußen, ein Erdmann. Das ganze Haus wimmelt von Tieren; vom Hinterhaus her quellen sie hervor; da ist ein Auslauf, mit Draht eingezäunt. Der Anbau ist verlängert; er ist nicht schöner geworden. Aber kann der Herr dieses Hauses auf Schönheit sehn?

Er mußte gebaut werden. Seht, es war etwas Geld da, nicht viel, etwas; und es mußte angelegt werden. Und fährt nicht der Meiereiwagen am Hause vorbei? Also zwei Kühe. Ach, mühsam, mühsam! Sie grasen eine halbe Stunde fern auf gemietetem

Digitized by Google

Moorland; die Mutter hat einen weiten Milchweg. Aber sie hat wieder Kühe . . . Oh Kühe! Kühe!

Am Sonntag in der Frühe rennt er nun nicht mehr auf Arbeitssuche. Seht, er hat nun das ganze Jahr gesegnete Arbeit. Nein, er hält hinterm Haus, nach dem Wald zu, eine gewaltige Körperwäsche, zieht neue Unterkleidung und einen guten Anzug an, legt blanke Ledergamaschen um und setzt den neuen Hut auf. Dann steht er so drei bis zehn Minuten an der Hauswand und sieht mit ruhigen Augen, ruhigem Atem über die Heide und in die Weite, und denkt: ‚Herr Gott im hogen Hewen (im hohen Himmel) . . . du . . . ich . . .' Das ist seine Sonntagsfeier.

Und nun ins Dorf? Oder gar in die Stadt? Zum Plaudern, ins Kino, zum Tanzen? Oh, es lockt ihn. Da war z. B. eine frische Deern auf einem Hof, die macht Augen, die ins Herz schießen. Und dann die Kaufmannsfrau, die Witwe. Sie ist ganz bescheiden; sie will nur ein wenig Gesellschaft zu zweien . . .

„Komm morgen . . . nein . . . komm Mittwoch abend ein wenig zu mir . . . so um neun; es wird niemand da sein."

Es wird ihm nicht leicht, die Augen abzuwenden, wenn sie es sagt. Es wird ihm überhaupt nicht leicht.

Aber da ist ja dieses Nebelgespinst im Gehirn, dies Nebel- und Goldgespinst von einem Mädchen. Von einem Mädchen mit unsäglich hochmütigen Augen und kühler Stimme, die zu winken scheint, als wäre es wahrhaftig kein Spott und verspräche das allergrößte Wunder. Und was hat das Mädchen auf seiner Hand? Den allergrößten Hof im Kirchspiel mit großen Gebäuden, vielen Äckern und Wiesen und einen weitberühmten Holzhof und stolze Verwandtschaft.

Seht, so steht es, und dies ist das Schlimmste. Nein, er kann es nicht machen wie die andern jungen Leute und wie er es sonst wohl auch machen möchte. Er ist ein bißchen verrückt, ein wenig besessen. Er sieht Dinge, die andere nicht sehn, und ist mit diesen Gesichten geplagt.

Also geht er mit dem Bohrer über die Heide, auf die Hügel, in die Tannenschonungen und über die magern, einsamen Roggenkoppeln und Kartoffelfelder und sucht Kies. Er ist auch in diesem Suchen ein wenig besessen. Wie sollte er nicht? Der ganze Mensch ist ja besessen. Da er nicht wagt, auf gewissen Koppeln an den Abhängen an der Landstraße vor aller Augen zu bohren, tut er es in Nächten. In Mondscheinnächten. Er ist jung . . . zweiundzwanzig . . . Seine übergroße junge Kraft wird in seinem Tagwerk nicht genug angestrengt.

Und seht . . . eines Nachts geschieht es!

Er findet in einer grauen Nacht, schräg über der Straße, auf einer Bauernkoppel Kies. Seht, diesen groben, hellen Kies, der gut für Beton ist.

Er ist außer sich. Er kniet und greift mit beiden Händen in die kühle, körnige Erde und zerwühlt sie mit zärtlicher Leidenschaft und unterdrückt mit Mühe einen Schrei des Jubels. Er springt auf und tobt sich in Sprüngen und Grimassen aus. Ihr müßt bedenken, daß noch viel von einem Knaben in ihm ist und daß jenes Goldgespinst sein Gehirn beherrscht und ihm den Wert seines Fundes und seines nächtlichen Erlebnisses ins Ungemessene erhöht. Er bohrt in drei weiteren Nächten an vielen andern Stellen und überzeugt sich von einem größeren Lager. Als er die letzte Bohrung ausgeworfen hat, steht er eine Weile straff und unbeweglich und sieht so über Moor und Marsch bis an die fernen Seedeiche . . .

Am andern Mittag, nachdem er die vorliegenden Arbeiten erledigt hat, geht er nach dem Hof. Die ganze Frau kommt, und die klaren, graublauen Augen freuen sich, ihn zu sehn, und die goldene Stimme schleppt zehn Meter lang. „Von Howe? . . . Ja, mein Lieber, der hat durchgesprochen, daß er eine wichtige Banksitzung hat. Kannst du mir sagen, was du von ihm willst?"

Er setzt sich bedächtig in der Weise, wie es ein alter Tagelöhner macht, der eben von schwerer Arbeit kommt. „Da ich mit Ihnen allein bin, möchte ich freilich etwas sagen. Ich will Herrn von Howe anbieten, ein Geschäft mit mir zu machen oder doch jedenfalls mich zu beraten, da ich noch so jung und unerfahren bin. Und so bitte ich Sie, daß Sie ein gutes Wort für mich sagen. Ich will es auch Maleen melden, daß sie ihrem Vater so eine Art von Drohbrief schickt. Ich denke mir, daß sie es einen Drohbrief nennen wird oder noch schlimmer; sie ist ja ein Schelm."

„Sieh . . . sieh! . . . was du denn wohl bloß hast! . . . Ja . . . ganz gewiß . . . ich will es ihm sagen. Und schreib' es nur auch an Maleen; die hat ein gesegnetes Mundwerk und bedeutet viel bei ihrem Vater. Nein, wie bin ich neugierig, was es nun denn ist! Und wie klug du wieder bist, daß du uns beide Weiber vor deinen Wagen spannst."

„Ja" — männlich und weise lächelnd — „ich muß wohl; es ist mir allein zu schwer. Und denn bedanke ich mich." Er gibt ihr die Hand und geht nach der Tür. „Wie geht es den Mädchen?"

Digitized by Google

„Oh, ich denke, gut. Maleen ... das weißt du ja ... die ist immer oben auf ... die kennt ihren Weg ...!"

„Und Anke?"

Gut, daß er im Schatten der Haustür steht, daß sie nicht sieht, wie rot er wird. Er wird so rot, weil er seit sechsunddreißig Stunden in wilden Hoffnungen schwelgt.

„Anke? ... ja" — immer in demselben schönen, lässig singenden Ton — „die Tante hat neulich an von Howe geschrieben, daß sie hoffe, daß Anke da für immer bliebe. Sie hat da eine Freundschaft mit einem jungen Menschen, der einen schönen Besitz hat. Anke selbst hat noch nicht davon geschrieben. Es sind ja merkwürdige Kinder ... Und alle sind in der Fremde."

Die Diele mit den großen Schränken wogt vor ihm; er muß sich am Türgriff halten und ist mit einem Schlag taubstumm. Aber sie merkt nichts. Sie ist ein wenig kurzsichtig und schwerhörig, die Königin.

Er setzt sich wieder aufs Rad und saust nach Ballum und sieht und hört nichts. Er steht im Geist vor ihrem Vater und erzählt ihm seinen Fund ... Er steigt in die Bahn, fährt nach Kiel ... mit welchen Ängsten! ... er steht vor Maleen und fragt sie, wo auf Seeland Anke wohnt. Er fährt zur See, kommt an, redet auf sie ein; seine Augen werfen Funken, bis auch ihre in Flammen stehn. „Oh Anke ... Anke ... Anke! ..."

Irrsinnig.

Er kommt wieder zu sich, als er sich auf dem Marktplatz von Ballum vor dem protzigen Bankhaus findet. Er steht eine Weile, sieht vor sich auf die Erde, sammelt seine Gedanken und geht hinein.

Er wird in ein großes, stolzes Zimmer geführt, eins von diesen deutschen Kaufmannszimmern, die in Größe, Höhe, Fenstern und Möbeln für den Reichspräsidenten genügen würden. Er steht und staunt. Was für ein Schreibtisch! Und das da ist ja wohl ein Ölbild, wovon man in den Zeitungen zuweilen liest. Im nächsten Raum sind mehrere Stimmen. Herrliche, satte, sichere Stimmen.

Und nun geht die Tür auf, und sie kommen herein, fünf, sechs Männer. Er kennt einige, den großen Holzhändler von Osten, von dem sie sagen, daß er der Klügste in der ganzen Landschaft ist ... er soll Millionen haben, den großen Ackermann, Gesicht und Figur wie Bismarck, Bauer und Hofbesitzer in der Landschaft wie tausend andere; aber seht, er kauft einen Wald in Rußland und eine Ölquelle in den Karpathen. Dann der große Bauer aus der Marsch, von Balsumsiel, der, wie in seinem Geschlecht üblich, die ersten vierzig Jahre seines Lebens verschlafen hat; aber dann um so wacher und lebendiger wurde und nun der erste Unternehmer in öffentlichen Bauten ist. Und in ihrer Mitte dieser von Howe, kleiner und schmäler als die andern und von allen der städtischste, etwas lässig gekleidet, blond, aber durch steile Haltung, einen starken Schnurrbart, den er nach alter Mode noch ungestutzt trägt, und kühne Augen ausgezeichnet. Alle zusammen ... seht ... der Rahm der Landschaft. Selbstsichere Männer. Mitführer einer ganzen lebensvollen Provinz. Weltleute.

„Der junge Mann will mit dir sprechen, Howe."

„Wer ist das? ..." Blicke und leise Stimmen. „Er sieht aus, als wenn er jahrelang in blankes Elend gekuckt hat ..."

„Nase und Mund sind gut."

Von Howe sagt leise einige Worte.

„Aha ... so ... so! ... Ja ... So vor sechs, sieben Jahren."

Die Herren sehn ihn an, nicken ihm zu und gehn hinaus.

„Herr von Howe," sagt Bendix mit enger Kehle, „ich bin bei Ihrer Frau gewesen und habe ihr gesagt: ich will ein Geschäft mit Herrn von Howe machen; aber Herr von Howe darf von meiner Jugend und Unerfahrenheit keinen Gebrauch machen. Und ich werde in derselben Weise auch an Maleen schreiben." Mit verlegener Schelmerei: „Die beiden Frauen sind ganz auf meiner Seite und werden Sie bedrohen, wenn ich mich über Sie beklagen werde."

Herr von Howe freut sich. „Sieh ... sieh ..." sagt er, „ich habe noch im vorigen Jahr gehört ... ja, noch im vorigen Jahr gehört, daß du etwas vernagelt bist ..." Er tippte auf die Stirn. „Und nun dies!"

„Ja, ja," sagt Bendix mitleidig. „In Wirklichkeit aber hat es keiner im ganzen großen Kirchspiel in so kurzer Zeit so weit gebracht, wie ich. So steht es."

„Oho ... so ... so ..." Von Howe ist aufmerksam. „Nun also ...?"

„Der südliche Teil unserer Landschaft ist seit dreißig Jahren ohne ein größeres Kieslager; aber keiner ist, soviel ich wenigstens weiß, auf den Gedanken gekommen, gründlich zu suchen. So grabe und bohre ich denn seit gut zwei Jahren auf den Rändern unserer Geest nach Kies und nun habe ich ihn gefunden, und zwar etwas westlich von Stubbenborn, über der Landstraße. Das Feld oben gehört einem dortigen Bauern, der Abhang — Heide und Eichenkratt — der Landschaft. Sehn Sie, Herr von Howe, wenn ich auf dem Moorhof geblieben wäre, könnte

Digitized by Google

ich mir trotz meiner Jugend wohl schon selber helfen; aber nun habe ich sechs Jahr Tagelöhner sein müssen, da fehlt mir allerlei."

Herr von Howe ist ein alter Unternehmer und Straßenbauer; er ist sogleich im Bild, und der käufliche Erwerb wird besprochen. Dann ein Bogen Papier und es wird der Entwurf eines Vertrags gemacht. Der soll beiderseits überlegt werden.

„Ich habe dann noch eine Bitte: daß Sie Ihren Neffen in keiner Weise in das kleine Unternehmen hineinbringen. Denn der Verwalter sieht in mir immer noch den Moorjungen, der ... so ... vom Hof mußte. Und das bin ich nicht mehr."

Herr von Howe legt die große Zigarre weg, sie scheint ihm plötzlich nicht mehr zu schmecken. Die einfache Sache macht ihm, wie es scheint, schweres Nachdenken ... „So ... so ... Hm ... Es läßt sich dann vielleicht so machen, daß es rechtlich und öffentlich ganz allein Ihr Unternehmen ist. So ist mein Neffe denn ganz außen vor."

Bendix fühlt: aus Angst vor dem Neffen dieses schwere Nachdenken und eine besondere Form des Vertrags. Ein schmähliches Ausweichen. Da ist etwas nicht in Ordnung.

Und nun seht diesen Bendix. Er ist kein besonders scharfer Denker; aber er ist — sozusagen — ein Mensch mit feinbewegter Seele. Er ist immer gleich in den Dingen dessen, in dessen Augen er sieht. Und der Mann, mit dem er jetzt redet, ist die höchste, bewundertste Erscheinung seiner Kindheit; er ist der König des Kirchspiels, ja der ganzen Landschaft; und hat eine gewisse Prinzessin als Tochter. Und dieser Bendix, müßt ihr wissen, dieser kleine Schweinezüchter — deutsches Edelschwein, reinste Rasse — und Vertreter eines kleinstädtischen Futtergeschäfts und seit heute Mitbesitzer einer Kiesgrube — die noch erworben werden soll und deren Größe und Wert noch nicht feststeht — hat die irrsinnige Hoffnung, diese Prinzessin Anke, die Tochter des Königspaares, die Schwester von sechs Brüdern, welche dieses Königreich einen Klöterkram nennen, zu seiner Frau zu machen. Muß er nicht sehen, daß er gefällt? Ja, daß er auffällt?! ... O, dieser Bendix Groth, dieser junge Wein ist wohl gut ... aber er ist nicht ohne Herbheit. Im Wein ist Sonne von oben; aber auch Erde, viel Erde.

So ist es ... Ja, und so hat er noch eine Bitte.

„Da ist der Holzhof. Für den werden die meisten Einkäufe rund herum in den Dörfern bei den Bauern gemacht. Diese Ankäufe macht der Verwalter. Der ist aber nicht geeignet; er ist den Bauern zu kurz und hochfahrend. Er kann es nicht. Und mag es auch nicht. Wäre es möglich, daß ich dies übernähme?"

Herr von Howe sinkt ein wenig zusammen; seine Augen sind plötzlich etwas gleichgültig und müde. Vielleicht ist es, weil es sich nun nicht mehr um Dinge, sondern um Menschen handelt ... für Menschen hat er keine Teilnahme, nicht einmal für seine Kinder ... vielleicht aber ist dieser Herr von Howe, dieser immer Tätige, immer Geschäftliche, dieser Vater von acht Kindern, die alle schon erwachsen sind, über die Höhe des Lebens hinweg ... Der milde, schwere Rotwein schmeckt so gut ... es geht gegen Abend.

„So ..." sagt er, „ja ... das ist wohl richtig ... aber ... Ich will dir was sagen: bespricht die Sache mit meiner Frau!"

„Das will ich tun, Herr von Howe. Und nun noch ... ich muß leider eine kleine Reise machen ... ja ... die erste Reise meines Lebens. Nach Kiel. Ich habe da einen alten Bekannten ... in der Gegend des Hafens, mit dem ich etwas bereden muß. Wenn ich zufällig Fräulein Maleen sähe ... das wäre ja hübsch" — lächelnd — „dann könnte ich ihr meine Bitte wegen des Beistands gleich vortragen. Aber ich denke, sie wohnt ganz anderswo?"

„Ich weiß wirklich nicht, wo sie wohnt. Wenn ich in Kiel bin, erscheint sie immer gleich. Ich nehme an, daß sie in der Landwirtschaftskammer einen Bekannten hat, der ihr jedesmal meldet, wenn ich dort bin; sie hat ja überall ihre Freunde ... so allerlei junges Volk. Ich meine zu erinnern, daß sie gesagt hat, daß sie irgendwo am Kleinen Kiel wohnt."

„Am Kleinen Kiel ... aha! ... In vier, höchstens fünf Tagen bin ich wieder hier, und von da an sollen Sie in dieser Sache einen Helfer haben, wie Sie ihn noch niemals gehabt haben." Ein Blick voll Verehrung ... ganz redlich.

Und seht, die klugen, kühnen Augen — Maleens Augen — werden ein wenig warm. Er gibt dem jungen Menschen freundlich die Hand und entläßt ihn.

Bendix geht zu Thorstraatens und versorgt sich mit Reisegeld; er ruft Tobias an. Der Haarschneider belehrt ihn über einen Paß. Er saust nach Haus. Bild. Paß.

Er fährt nach Kiel.

Aha ... Also dies ist nun das östliche Holstein ... Ja ... hügelig ... wie wir es in der Schule gelernt. Sieh, einiges, das wir in der Schule gelernt, stimmt doch! Aber wo sind die Wälder? „Weiter nach Süden, junger Mann!" ... „Aha."

Der Kleine Kiel ... Dort? ... Nein,

Digitized by Google

das sind großstädtische Häuser . . . Donner, was für Häuser! . . . Dort? . . . Auch nicht, da ist Abendsonne . . . Maleen ist für Morgen. Also hier . . .

Wer kennt Maleen von Howe . . . geschmeidig, blond, feine Nase, klare Augen, freundlich, redselig, boshaft? . . . „Die wohnt im dritten Haus von hier."

Am Ende des Ganges, aus einer offnen Zimmertür ein Gewirr von Stimmen. Maleen hat das lauteste Wort. Sie hat einen Angriff gemacht — natürlich! —, wird deswegen angeklagt und verteidigt sich. Siegreich. Selbstverständlich.

Hier ist ihre Stube. Er soll ein wenig warten. Er bleibt an der Tür stehn und wartet. Eine helle, nicht kleine Stube mit braunblanken Möbeln, an den Wänden goldene Bildchen; im Hintergrund das weiße Bett, mehr ein Lager als ein Bett. Er hat so etwas einige Male in Zeitschriften abgebildet gesehn . . . Nun kommt sie, steht in der offnen Tür.

„Nein, mein' Freund!!" ruft sie laut. „Mein Freund!! Mein Freund, der dumme Hans, der Schweinehirte!! Nein, kommt doch her, und seht ihn!!"

Ein Dutzend Menschen, eine Familie mit ihren Mietern, erscheint, sie schütteln ihm die Hand, besehn ihn lächelnd und lachend. Dann schickt sie alle weg und schließt die Tür.

„So, nun sind wir allein, und kein Mensch kann herein. Nein, wie freu' ich mich! Wie groß und schmuck du bist und wie nett gekleidet!"

Er hat sich hingesetzt, will ihr sagen, wohin sein Sinn steht. Seine Augen brennen davon. Dabei hat er jäh das Gefühl, daß es höchste Eile hat. Daß er es sagen muß.

Aber schon ist es zu spät.

Sie sitzt plötzlich auf seinem Schoß, den Arm um seinen Nacken. „Mein Gott, wie du riechst . . . ein bißchen nach dem Stall . . . nach der Heide . . . nach dem Seewind! Wie kräftig du riechst! Wie stark du bist! Du hast noch niemals ein Weib geküßt?! O, du Lieber . . . du! . . ."

Er atmet schwer, seufzt, sieht zur Seite. „Maleen!" Er ist tödlich verlegen, entsetzt, ungeschickt.

„Sieh mich an, du . . . Junge du!"

Er ist verwirrt, entsetzt . . . aber seine Augen funkeln sie an.

Und da ist sie plötzlich von Sinnen . . . verdreht die Augen . . .

„Maleen," sagt er und schüttelt sie. „Maleen! O, liebe, schöne Maleen! O, wie gern . . . wie gern . . . wie gern . . .! Ich hab' es noch nie erlebt . . . aber es darf nicht sein . . . Anke . . ."

Sie erwacht, streicht über die schöne, kluge Stirn . . . sieht ihn mit geweiteten Augen an . . . „Nein? . . ." sagt sie . . . „nein? . . . und was sagst du?" und taumelt auf und lehnt schweratmend gegen die Tischkante . . . erwacht ganz, wird totenblaß und beißt sich die Lippen . . . und plötzlich liegt sie vor ihrem Bett auf der Erde, die Hände vorm Gesicht, und murmelt: „Das habe ich noch nie erlebt . . . Noch nie . . . Das . . . Das . . . ist schrecklich."

„Maleen," sagt er hinter ihr, neben ihr, „du bist so schön . . . du bist so lieb . . . aber ich habe deine Schwester lieb . . . seit dem Tag des Kinderfestes . . . du weißt . . . als ich die Krone auf dem Kopf hatte. Seitdem ist kein Morgen und kein Abend gewesen, daß ich nicht zuerst an sie gedacht habe . . ."

„Schrecklich . . . Schrecklich! . . ." Und nun weinte sie plötzlich und biß in ihr Taschentuch. Ihr ganzer Körper zuckte.

Er trat zu ihr und streichelte ungeschickt ihre Schulter . . . „Liebe Maleen! Ja . . . du hast ganz recht, Maleen . . . es ist ein Irrsinn . . . Der Schweinehirt . . . die Königstochter . . . Aber ich leugne es nicht."

Sie trocknete ihre Augen und stand auf.

„Nun . . . wir Howes . . . Warum am Ende nicht? . . . Wir sind so . . . Mein Bruder in Argentinien hat sein Tippfräulein geheiratet . . . ich glaube, eine Fischerstochter . . . es ist kein Wort der Verwunderung an unserm Tische gefallen. Warum soll die Jüngste nicht . . ."

Sie zog den Mantel an und ging mit ihm.

Er erzählte ihr von dem Kieslager und dem Vertrag mit dem Vater.

Sie atmete immer noch schwer, und ihre Stimme war tonlos. Sie hörte wohl nicht alles, was er sagte. Einmal sagte sie: „Sorge dafür, daß unser Vetter ganz aus der Sache herausbleibt. Er ist nachlässig, noch nachlässiger als Vater; und im Kirchspiel sagt man, daß er Vater betrügt."

„Ja, das sagt man. Und ich will dir nur sagen: wenn er das tut, so wird er es immer mehr tun, und es wird eine Gefahr für euch." Sie zuckte die schönen Schultern.

Am Hafen war sie so weit beruhigt, daß sie ihm erklären konnte, wie er zu fahren hätte, bis er die Stadt Sorö erreichte . . . das Gut läge einsam, und die Tante wäre mißtrauisch. Das beste wäre, er fange Anke vor der Stadt ab, wohin sie nachmittags oder abends zu gehn pflege.

Am Hafen ging sie in ein Kontor und ließ ihn warten. Nach einer Weile erschien sie wieder; ein junger Mensch begleitete sie bis zur Tür.

Digitized by Google

Der Genius. Bildwerk von Prof. Fritz Klimsch

Berlin, Akademie-Ausstellung

Digitized by Google

Digitized by Google

„Sieh . . . hier ist nun also ein einfaches Hotel. Und nun will ich hier von dir Abschied nehmen. Wenn du Anke gewinnen kannst, soll es mir recht sein . . . ja . . . sehr recht. Du schweigst natürlich über dies und das . . . auch gegen Anke . . . Zeitlebens! . . ."

Bescheid: eine Nacht in Kiel; morgen um sechs weiter . . .

Auf einem sauberen, kleinen Dampfer . . . So . . . dies ist nun also ein richtiger Seedampfer . . .

„Du . . . wieviel Tons seid oder habt ihr?"

Er geht unsicher forschend, vorsichtig fragend, so weit es erlaubt ist. Das Land verschwindet. Er setzt sich auf einen Haufen Tauwerk, steht aber gleich wieder auf; der ganze Mensch ist Unruhe und Neugier.

Dies ist nun also, was in der Geographiestunde die Ostsee hieß. Da hinüber liegt Kopenhagen. Mein Großvater ist dort noch Soldat gewesen. Drei Schritte vorwärts . . . zu Befehl, Herr Leutnant . . . drei Schritt zurück! Und da gradeaus ist Rußland. Die Leute der Landschaft, aus der dieser junge Mann kommt, geraten leicht ins Seltsame, besonders gern ins Übergroße.

„Wie heißt das da? . . ."

„Venstre Langeland . . . hoire Laaland . . . dort Seeland."

Korsör. Zwei Stunden Bahnfahrt. Die Luft ist merkwürdig hell, der Wind frisch, die Häuser rot. Er denkt nicht an sitzen, steht am Fenster.

„Die Leute pflügen hier gut."

Sorö.

Ah . . . Sorö.

Wildes Herzklopfen. Völlig verrückt. Toll! Stoßgebet.

Dies ist der Weg nach dem Gut.

Auf und ab in der Dämmerung. Es gehn zehn . . . zwölf Leute an ihm vorüber . . . drei . . . vier Wagen . . . „Wenn ich neunzig Jahre alt werde, vergeß' ich diese Stunde nicht." Es wird dämmerig.

Da kommt ein großes Mädchen an mit geräumigem Gang . . . die erinnert ihn . . . ?

Er hat sie fast sechs Jahre nicht gesehn.

Mein Gott, wie groß und schön ist sie . . . wie vornehm! Mit wildem Herzklopfen: „Anke . . . Ich bin es . . . Bendix Groth."

Ein kleiner Schrei . . . ein Schwanken der ganzen Person, wie von einem Windstoß.

„Mein Gott . . . du?! . . ."

„Ja . . . deine Mutter wird dir geschrieben haben . . . daß ich jetzt Vertreter für Thorstraaten bin, und nun habe ich es noch weiter gebracht . . . sie wird es dir auch schreiben . . . Ich habe mit deinem Vater zusammen ein Kieslager."

Ach Gott . . . er hat das Kieslager ja wohl in der Hand und zeigt es ihr!

Sie hat kein Wort verstanden, sieht ihn nur groß an, hört seine Stimme, Vergangenes und dieser Augenblick wogen ihr durcheinander. „Nein, du bist hier . . . du . . . bist hier!" Sie faßt seinen Arm und führt ihn in einen stillen Weg und steht wieder und sagt: „Nein . . . du! . . . Bendix!! . . ." Ihre Augen sind lauter schönes, warmes Feuer: „Wie groß du geworden bist . . . Ja . . . das ist dein Gesicht . . . deine Augen . . . deine Stimme . . . Nein . . . wie merkwürdig!"

Er ist nichts als Augen. Und was für Augen!

Sie schlägt sich mit der kleinen Faust gegen die Brust und murmelt: „Mein Gott . . sieh mich doch nicht so an . . . du . . . Mensch . . . Das geht doch nicht . . . nein . . ."

Er reißt sich zusammen, wird blaß und fährt mit beengter Kehle fort . . . „Also erst . . höre! . . . Ich habe also die Vertretung von Thorstraaten Söhne . . ."

Sie denkt: ‚Mein Gott, was redet er da nun plötzlich . . . und mit andrer Stimme, „. . . Thorstraaten Söhne . . .? Du hast? . . . Ach so . . . ja . . . ich verstehe . . Aber . . . "

„Und ich habe seit gestern mit deinem Vater zusammen ein Kieslager . . . Hörst du zu? Ich bin Miteigentümer. Und ich bekomme wahrscheinlich den Einkauf für den Holzhof. So weit habe ich es nun also gebracht . . . in sechs Jahren. Hörst du?"

„Ja . . . ich höre . . . Ich . . ."

„Weiter. Ich sehe ein, daß es nicht genügt. Ich muß einen Hof haben. Also denke ich daran, den Hof an mich zu bringen, den sie den Pesthof nennen . . . du weißt, wo die russischen Gefangenen gestorben sind . . . am Typhus, glaube ich . . . und der Doktor sagt, es wäre das beste, das Haus würde angesteckt. So will ihn denn niemand haben. Hörst du zu?"

„Ja, ich höre!"

„Aber die Leute überlegen ja nicht. Es gibt so wenig wache Leute. Wer ist wach im Kirchspiel? . . . Ich . . . und dann noch der Gärtner Simon, der die Rosen züchtet. Ich werde ihn also ziemlich unter Wert kaufen; und dann werde ich mit oder ohne Hilfe des Kulturamts die zwölf Hektar, die zu Westen liegen, verkaufen und mir dafür ein neues Haus bauen. Ich denke, in einem Jahr bin ich so weit . . . so steht es nun also mit mir."

Na ja, seht . . . er spreitet hübsch das Pfauenrad! Ein großartiger Anblick!

„Hast du alles gehört?" sagt er.

„Ja!"

„Ja . . . und nun hab' ich gehört . . .

Digitized by Google

gestern ... vorgestern ... von deiner Mutter ... daß du hier einen Bewerber hast und daß deine Tante auf dich einredet, ihn zu nehmen. Da hab' ich zu mir gesagt: Dann will ich hin ... dann will ich hin ... und mit ihr sprechen ... ja!"

„So ... das wolltest du?"

„Ja ... denn" — mit würgender Kehle —, „um es ehrlich zu sagen ... wenn es auch eine Art Wahnsinn war ... ich habe, seit du damals als ein Kind auf dem Wall neben mir knietest ... als ich auf Balder saß ... und erst recht und viel ernsthafter seit dem Abend, als du von Seeland gekommen warst, bloß um mir beizustehn, und du mir herrlich beistandest ... nur den Gedanken gehabt, daß ich dich einmal um was fragen wollte ... ja ... dich ... um was ... fragen wollte."

Sie atmet sehr kurz. „So ... das wolltest du ...?"

„Ja ... und nun mußt du mir sagen, was es mit jenem Menschen ist."

Sie wird ein wenig unsicher. Eine Howe unsicher!

„Ja, er ist jung und ganz schmuck und hat einen schönen Hof ... und kann gleich heiraten ... Aber ..."

„Aber??"

„Ich weiß nicht, ob ich es tun soll ... ich habe mich durchaus nicht entschlossen ... Es hat mich irgend etwas abgehalten, mich zu entschließen."

Er fühlt, daß der Augenblick da ist. Er ist weiter gekommen; ein andrer geworden seit der Stunde, da er im Dunkeln mit ihr vorm Hof ihrer Eltern stand. Und er hat auch viel gehört und gesehn. Und in Maleens Stube hat sich brodelnder Nebel in hellen Sturm verwandelt. Er weiß um Mann und Weib. Er legt den Arm leicht auf den ihren. „Anke ..."

Sie zuckt ein wenig hoch; sie fühlt, was es bedeutet ... „Mein Gott, sieh mich doch nicht so an ... du ... Mensch ..."

„Ich nicht?" sagt er in flammendem Zorn ... „Ich nicht? Wer denn?"

Und plötzlich hat er sie in den Armen; und sie ist weg.

Weg ist sie.

Sie hält nur den Mund hin, zittert, ist blaß und kraftlos. Er muß sie ermuntern, daß ihre Knie straff bleiben. Ach, es ist ein heißes Geschlecht. Sie ist Maleens Schwester.

Aber dieser Bendix, so sehr es in ihm stürmt, so daß er viele Minuten lang nur lauter verrückte Worte hervorstößt, die er selbst nicht hört, so ist er nun wieder ruhig. Seht, er muß die große Jugend durch Haltung und Würde ersetzen.

„Ich denke also," sagte er, „daß ich in einem Jahr etwa so weit bin, daß wir heiraten können ..."

Er ist schon wieder ruhig. „Und nun muß ich gehn. Ich brenne darauf ... ich kann dir sagen ..., daß ich wieder an meine Arbeit komme, besonders an den Kies. Ich muß ja auch zur Stelle sein und aufpassen, daß mir niemand den Hof wegschnappt. Na, und nun halt dich gut. So ... so ... nun sei verständig ... Und du wolltest einen andern als mich? So ... nun sei ruhig! ... Ich werde es Maleen schreiben. Allen andern gegenüber schweigen wir, daß sie uns nicht dazwischen reden ... Und nun geh' ich, Anke ..."

Er reißt sich los und geht. Und fährt und fährt und kommt glücklich wieder nach Poggsee.

★

Nun sitzt er wieder, grau überstäubt, in dem kleinen Kontor, rechnet, schreibt Briefe und Rechnungen, tritt durch die Tür in den Schuppen, zählt Säcke, tritt vor die Rampe und kommandiert in großer Herrlichkeit. Nachmittags fährt er auf einem guten Rad nach dem Kieslager, wo sechs Arbeiter am Werk sind, einen Zugang zu schaffen; am Ende ihrer Werkstrecke wird schon abgefahren, grobkörniger heller Kies. Frau von Howe hat durchgesetzt, daß er den Einkauf für den Holzhof bekommen hat; dann und wann fährt er durch die Geestdörfer und kauft lebendes und totes Holz, von den großen Tannen bis zum Buhnenbündel für das Watt und bis zum Busch für Erbsenbeete. Da der Verwalter sich geweigert hat, ihn in das Geschäft einzuführen, hat er drei Tage in den Rechnungen gewühlt und drei weitere Tage von Morgen bis Abend die beiden alten Tagelöhner gefragt. Da hat er es begriffen. Das übrige, das wichtigste, ist Menschenbehandlung. Und das ist seine Gabe, seine Sonntagsgabe. Und so geht es gut.

Seht da kommt eine Frau ins Kontor ... „Du ... haben wir noch Kredit? Du weißt, wir hatten den Unfall mit dem Fohlen ... So in vier Wochen ..."

„Einen Augenblick! ... Jawohl. Ihr habt noch ... es steht extra dabei ... weil ihr brave Leute seid."

„Ach, du Narr."

Seht, da steht er vor der Rampe ... „Tobias," sagt er, „du mußt die Pferde heute etwas rascher traben lassen; um fünf kommt neue Ladung ... Und ... Tobias ... wenn du auch einen breiten Rücken hast; es ist nicht nötig, daß du die Säcke allein trägst; du sollst mich dann rufen."

Digitized by Google

Seht, nun geht er durch einen Stall und hört Klagen an.

„Ist der Stall zu naß ... hast du ihn neu zementiert? Was fütterst du? Versuch' es mal so und so."

Und nun steht er in der Kiesgrube. Er hat diese wertvolle Grube gefunden. Was soll man nun davon denken? Hat er sie aus Dummheit oder aus Klugheit gefunden?!

Den ganzen Tag vom Morgen bis Abend zwischen Geschäften, abends im Kontor über Büchern. Nachher, auf dem langen, schmalen Bett — er schläft im Kontor — die Hände unterm Kopf, kommt er zu seinen eignen Dingen und wandert durch sie hindurch ... ‚Ich muß mich beeilen! Ich muß eilen, daß ich weiter komme ... Ich muß einen Hof haben ...'

Und nun plant und rechnet er.

Und eines Tags, seht, hat er den Hof!

Jawohl ... er hat ihn! Er hat sich in einer Zeit von vier Stunden erst den ganzen Hof, dann Abnehmer für fast die Hälfte des Landes gesichert. Er selbst behält den Stammhof und gewinnt so viel, daß er in zwei Jahren — wenn die Abzahlungen der Käufer eingegangen sind — ein neues Haus bauen kann ... Denn das zu tun, ist seine Absicht.

Er ist außer sich vor Freude und Stolz. Er setzt sich auf sein Rad und macht sich auf den Weg nach der Heide.

Als er die Dorfstraße hinter sich hat, redet er laut. „Ich habe einen Hof!" sagt er. Und als wenn der Weg und die Heidehügel es nicht gehört haben — es vielleicht nicht haben hören wollen — ruft er laut und trotzig: „Ich habe gesagt, daß ich einen Hof habe, bitte ..."

Am dritten Tag schrieb er an Anke: So und so. Und ich habe mir das große Haus gründlich angesehn; und es ist gesunder, als ich gedacht habe, und ich glaube, ich wage es und lasse es stehn; es sind seit dem letzten Krankheitsfall vier Jahre vergangen. Also hat Therese als erstes die Stube rechts von der Vordiele gründlich reingemacht, und ich bin mit Tisch, Stuhl und Bett schon eingezogen. Und Tobias und Therese und noch zwei andere sind nun am weiteren Reinemachen. Und ich kann Dir sagen, ich lasse es gründlich machen. Ich schicke sieben Bäche mit Soda und Sand und sieben Weststürme mit Seesalz hindurch, da bleibt keine Krankheit. Und so meine ich, solltest Du der Tante reinen Wein einschenken und herkommen, daß wir alles bereden. Es ist mir freilich noch gespenstisch, daß ich es eines Tags zu Deiner Mutter sagen soll, und was Dein Vater und Deine Brüder für Gesichter machen und für spöttische Reden halten werden; und überhaupt diese ganze Gesellschaft und ich! Aber Du hast mich ja so überaus lieb, daß die Knie knickig werden, wenn ich Dich anseh' und ich Dich so, daß ich den verrückten Willen habe, mich mit den Schultern gegen die Schuppenwand zu werfen, ob ich sie durchstoßen kann."

Acht Tage später war sie da. Sie kam die Dorfstraße entlang am Schuppen vorbei.

Sie sah ihn auf der Rampe stehn, kam heran und legte beide Hände auf die Rampe.

„Da bist du," sagte er mit Mühe.

„Kuck mich nicht so an," sagte sie leise. „Du kuckst mich ja an wie der Wolf das Lamm. Ich wollte dir bloß sagen, daß es mit dem Hof der Tante nichts ist."

„Dachte ich mir. Wir brauchen ihn auch nicht. So... das wolltest du bloß sagen? Sieh mich doch an!"

„Nein..."

„Du wolltest doch wohl sonst noch was?"

„Na, ja — — wann und wo wir uns sehen wollen..."

„Wir reinigen den Hof gründlich... ich bin da noch acht Tage in Staub und Dreck. Also heute in acht Tagen nach dem Abendbrot am Waldrand."

Abschied

Nun... das ist das Reinemachen! Therese hat das Kommando und herrscht gewaltig. Ihr rothaariger Junge kann eben gehn. Er hockt bald hier, bald da. Er vergreift sich an Seife und Soda; aber es schadet ihm nichts. Am dritten Tag kommt die Großmutter und hilft auch mit. Aber sie ist uralt und tief gebeugt und atmet schwer von dem Weg und hustet.

Doktor Schack kommt vorüber in seinem Auto und hält und ruft mit seiner lauten, frischen Stimme: „Na, Bendix, du wagst es und bist sogar schon eingezogen? Es ist nicht ungefährlich, mein Lieber; Seife und Soda nicht sparen! Das einzig Richtige wäre, das ganze Haus würde angesteckt! Aber wo in der Welt geschieht das einzig Richtige? Anstecken, sage ich! Gar nicht anrühren! Mit einer möglichst langen Fackel von draußen anstecken! Was sagen Sie, Großmutter? ... Ach so ... verzeih, Bendix ... da hab' ich mir den Mund verbrannt."

Er fuhr weiter.

Lose Rederei. Der Doktor ist wegen seines lauten Mundwerks bekannt.

Digitized by Google

„Geschehen noch sonst Zeichen? Vorzeichen? Heimliche Warnungen?“

Hat jemand gesagt: „Der Gärtner Simon, der die Rosen züchtet, ist der einzige außer mir, der im ganzen Kirchspiel wach ist? Es sind so wenige Menschen wach, Anke; im Kirchspiel Poggsee allein dieser Simon und ich!

Dieser Gärtner Simon also hat sich erhängt. Seht, er hat versäumt, seine Rosenzucht und die Erde, darauf sie wächst, zu erneuern; da wurde sie müde und unedel. Er hat auch versäumt, seine runde, bequeme, faule Frau zur rechten Zeit zu schlagen.

Mehr Warnungen? Heimliche Rufe? Eine Stimme sagt: Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Am sechsten oder siebenten Tag danach kam es.

Tobias, bei der schärfsten Arbeit, den Besen in der Hand, schüttelte sich plötzlich vor Kälte, machte ein kläglich lächelndes Gesicht und hatte gleich darauf einen brennend roten Kopf, so rot wie seine Haare. Er stutzte in der Arbeit, stand so und sah die andern mit seinen runden Augen an, in seiner alten, neugierigen Weise, doch so, als wenn er nun auf das allergrößte Geheimnis neugierig wäre. Er mußte nach Haus gehn, sich legen.

Am andern Tag lag Therese auch.

Bendix stand, mit eingesunkenen Augen, in denen die Not Feuerzeichen hochgezogen, an den Betten. Doktor Schack kam und deckte die Kranken auf. „Ja, da ist es, mein Lieber! Typhus . . . Kriegsopfer, Bendix! Es sterben in Deutschland noch jährlich Zehntausende an den Folgen des Krieges.“

Die Großmutter ging von der Küche zu den Kranken, von den Kranken in die Küche, rückte die Kissen, kühlte und murmelte vor sich hin. Sie ist sehr alt. Daß sie selber schwer erkältet ist und seit heute morgen rote Fieberwangen hat, sehen die Gesunden nicht.

Die Kranken lagen in dumpfer Bewußtlosigkeit mit heißen Wangen. Tobias war am kränkesten. Seine runden, glatten Wangen brannten wie sein Haar; aber seine runden, neugierigen Augen waren geschlossen. Aber was sollte er nach außen sehn. Er hatte ja genug Bilder in sich. Die besah er nun wohl. „Ha . . . ha!“ sagte er . . . „Bendix!“ murmelte er . . . Ach, das alte Erstaunen.

An der Tür sagte der Doktor und verhieb sich zum zweitenmal: „Ich sagte vor zwei Jahren zu von Howe: das einzig Richtige ist, das alte Strohdach anzustecken. Aber du weißt, wie von Howe ist; er hat fünfzig Dinge im Kopf und ist in allen fünfzig gleichgültig und lässig. Anstecken! Anstecken . . . Ach so . . . Verzeih, Bendix . . . Großmutter! . . . Nein, daß ich immer wieder verkehrt komme!“

Als er am andern Nachmittag nach Hause kam, sagte die Mutter in großer Sorge, daß sie fürchte, daß auch die Großmutter sich legen müsse; sie leugne es, habe aber sicher Schmerzen in der Brust und Fieber. „Ich fürchte, sie bekommt Lungenentzündung. Aber ich kann sie nicht halten, nicht einmal im Hause, so unruhig ist sie. Immerzu in die Krankenstube, dann durch die beiden Ställe, dann ums Haus und zu Vater aufs Feld.“

In dem Augenblick kam der Vater herein und setzte sich ängstlich dicht neben die Mutter, wie seine Gewohnheit war, wenn ihm jemand mit Anreden zu nahe gekommen war. Bendix fragte, wer mit ihm gesprochen hätte; aber die Mutter wußte es nicht. „Soviel ich weiß, nur Großmutter.“

Als er dann hinausging, sah er Großmutter die beiden Ziegen holen; neben ihr ging ein Junge, der auch Ziegen führte. Plötzlich, wunderlich anzusehn, nahm der Junge den Strick kürzer, zerrte seine Tiere hinter sich her und entlief, als wenn er einer gräßlichen Gefahr entrinnen müßte.

Er war aber mit all seinen Gedanken bei den beiden Kranken und Anke, sah es wohl mit den Augen, achtete es aber nicht.

Er ging wieder ins Dorf und an seine Arbeit.

Am Abend kam die Mutter zu ihm und bat ihn, diese Nacht die Wache zu halten, die Großmutter sei kränker geworden, und sie selbst traue sich nicht genügende Kraft zu. Da fuhr er wieder hinaus und saß bei den Kranken. Die Mutter schlief wie immer in der Wohnstube, der Vater an der Stalltür, die Großmutter an der Abseite neben dem Herd, wo früher er geschlafen hatte. So groß das Haus war, hatte es nur die beiden Stuben, die Wohnstube und die Kellerstube, wo die Kranken lagen. In der Nacht meinte er einmal, daß die Großmutter über die Diele ginge, ein andermal, in der Ferne Feuerlärm zu hören, vergaß aber beides wieder.

Am Morgen in der Dämmerung sah er durch das kleine Fenster den Landjäger Günther auf dem Rad dem Hause sich nähern, meinte, er führe weiter, hörte ihn aber in die Tür treten, ging hinaus und stieß in der Diele neben dem Herd auf ihn.

Er sagte mit kurzem Atem und scharfen Augen: „Du, Bendix, dein Hof ist abgebrannt.“

Digitized by Google

„Mein Gott, ... Günther ... Mein Hof? Mein Hof? Wie denn? Mein Gott!... Wir sind hier in großer Not: Tobias schrecklich krank; ich fürchte, er stirbt! Therese krank! Großmutter auch! Und nun dies!!"

„Ja, Bendix... und das Schlimmste kommt noch. Ein Liebespaar, das da am Hof im Schatten einer Pappel gestanden, hat kurz vor Ausbruch des Feuers eine alte, krumme Frau um die Hausecke kommen sehn und hat sie, halb im Spaß, halb im Schreck, angerufen. Sie fährt zusammen, verliert einen Lederpantoffel, will zurück und ihn aufnehmen, flieht aber und läßt ihn liegen. Der Pantoffel ist dieser."

Es war ein seltsam zierlicher Pantoffel.

Bendix setzte sich verwirrt, mühsam atmend, auf den Herdrand, während ein Gewoge von Gesichten und Tönen in ihm durcheinanderrauscht. Er hörte die Worte des Doktors: Das beste wäre: anstecken, Bendix, sieht das ängstliche Gesicht des Vaters, den Ziegenjungen, der seine Tiere zerrt, dazwischen die rotflammenden Gesichter der beiden Kranken, die Sorgenaugen der Mutter, das holde Gesicht Ankes ... „So!" sagte er, „dann kommen Sie also mit."

Er steckte die Stallaterne an, die auf dem Herd stand, und ging in die Abseite, Günther hinterher.

Sie lag auf dem Rücken, mit fieberheißem Gesicht und raschem Atem, in ihrem rotgewürfelten Bett. Günther deutete auf einen Pantoffel, der vorm Bett lag. Er legte den andern daneben.

Bendix weckte sie und sagte: „Großmutter, du hast mein Haus angesteckt... warum hast du das getan?"

Sie war gleich wach, wußte offenbar, wer die beiden waren, war aber im Fieber. „Warum?" sagte sie mit schiefem Mund.

„Ja, warum... warum... Hast du noch nicht Unglück genug über uns gebracht?"

„Ist es Unglück?" Mit unsäglicher Verachtung: „So'n altes Strohdach, mit so niedrigen Stuben!?"

„Du bist verrückt," sagte Bendix. „Du bist es immer gewesen."

Sie wollte sich aufrichten, konnte es aber nicht und fummelte mit den alten, krummen Händen über die Bettdecke: „Ich habe immer so fleißig gearbeitet," sagte sie, „und dir so viel Geld verdient, da wollte ich auch mal was für mich haben."

„Du wußtest nicht, daß ich die Nacht hier war! Du meintest, ich war dort im Hause und ich sollte mit verbrennen?"

„Du verbrennen?" sagte die Großmutter mit großen, fiebrigen Augen. „Bin ich denn ein Mörder?" Sie wurde wach und schüttelte erstaunt den weißen, hageren Kopf. „Nein, das ist etwas Schreckliches. Ich wenigstens kann das nicht. Ich kann bloß die alten Strohdächer nicht leiden. Die alten Strohdächer kann ich nicht sehen ..."

Günther fragte: „Haben Sie damals den Moorhof angesteckt?"

„Den Moorhof?... Ach den!..." Sie wiegte matt den weißen Kopf. „Das wäre ja nur der halbe Spaß. Ich habe es ihnen vorgeschwatzt, und sie sind alle gut damit durchgekommen. Aber Peter war zu dumm und zu fromm."

„Die andern waren klüger?"

„Ach ja. Tees Andersen und Sönke Detels... und... ich weiß nicht mehr... ich habe Kopfschmerzen. Aber diesmal wollte es keiner; ich hatte auch schon Kopfschmerzen... Ich merkte, daß ich krank würde und daß es Eile hatte, wenn ich es noch erleben wollte. Das schwere, alte Strohdach ... Als wenn einem die Nachtmar auf der Brust liegt... Da mußte ich es diesmal selbst tun. Ich habe es aber sehr schlau gemacht."

„Sie haben aber den Pantoffel verloren," sagte Günther.

„Was?" sagte sie und sah ihn an, und es war zu sehen, wie sie die beiden an ihrem Bett vergessen hatte und jetzt wieder erkannte. Sie lächelte spöttisch. „Aber ihr könnt nichts mehr machen. Ich bin sehr krank."

„Tut es dir leid, Großmutter?" sagte Bendix.

„Leid?"

„Ich meine: Vater im Zuchthaus und irrsinnig; wir arm, und die Kleine in Amerika. Tut es dir leid?"

„Leid?" sagte sie wieder, als wenn sie schwer nachdachte. „Wie? Ihr andern habt die und die Natur... ich eine andere. Tust du nicht, was dir Freude macht?" Sie wandte den hagern weißen Kopf müde zur Wand, als wenn es ihr langweilig wäre, mit so törichten Leuten zu reden.

„Der eine," sagte Günther bitter, „tut das Böse und nickt dazu; der andere tut es und wird irrsinnig davon."

Die beiden verließen den kleinen schiefen Raum, und Günther ging in die Wohnstube. Bendix trat in die Kammer.

Sein Blick traf Therese, die mit zurückgeworfenem Kopf, die blaßgelben Haare verwirrt um die eigenwillige runde Stirn, die gesprungenen blauen Lippen offen, mühsam rasselnd atmete. Er nahm das Olglas mit der Gänsefeder und pinselte ihre Lippen. Als er sich umwandte, seinem Freund denselben Dienst zu leisten, sah er, daß er tot war.

Digitized by Google

Er stand eine Zeitlang weinend da, beklagte den Toten, die Schwester, mehr fast sich selbst; klagte sich auch an, schüttelte über sich und das Schicksal und die Schöpfung den jungen Kopf und weinte so eine ganze Zeit. — Doktor Schack kam mit einer Pflegefrau, einem breiten, wohlgekleideten Weib, das sich hochmütig in dem ärmlichen kleinen Raum umsah. Bendix sagte dem Doktor, daß Tobias tot wäre, und das von dem Brand und der Großmutter.

Der Doktor drehte sich rundum und fluchte und wandte sich zur Tür. „Nun," sagte er, „wird es aber Zeit, daß sie davongeht!" und ging über die Diele in die Abseite. Günther ging in den Stall und suchte seinen alten Kriegskameraden, fand ihn im Anbau zwischen den Tieren und sagte dies und das über sie. Aber der Irre sah ängstlich vor sich nieder. Günther ging.

Bendix trieb sich an den nächsten vier Tagen, indem er die körperliche Nähe der Menschen mied, in den nötigen Geschäften herum, im Schuppen, in der Kiesgrube, an der Brandstelle, im Holzhof, in dem Heidehaus bei den Särgen. Die Großmutter war auch gestorben. Was an Entscheidungen für heute und morgen nötig war, machte er mit großer Sicherheit; aber sein eignes Leben und seine Zustände wogten im Nebel. Daß auch er von der Krankheit befallen werden könnte, begriff er; und zuweilen glaubte er schon, krank zu sein, und fühlte das Glück, daß seine Eltern mit Theresens Hilfe, in welcher die Wut der Krankheit nachließ, im Heidehause so weiterleben und zu Wegs Ende kommen könnten.

Als er an den nächsten drei Abenden, in der Hoffnung, daß Anke ihn vom Küchenfenster des Hofes aus sähe, am westlichen Waldrand entlangging und sie nicht kam, war es ihm recht, da er so Zeit gewann, seine Gedanken weiter zu ordnen. Am vierten Abend sah er sie, als er auf dem breiten Weg in den Wald eintrat, herankommen.

Er blieb stehn und sagte, als sie näher kam: „Du setzt dich dahin an den Wall... ich bleibe hier stehn... Du sollst nicht in Gefahr kommen. Es scheint ja, daß ich die Pest nicht habe, wenigstens am Leibe nicht; aber man kann nicht wissen."

Sie machte es sich am Wall bequem und sah ihn von da aus mit Wundern und Spott an. Was für ein komischer, umständlicher Mensch! Sie wunderte sich immer über ihn. Er war ihr wie ein Goldgefäß, um das die Sonne schien, bald so, bald so; und sie wartete, welcher Glanz nun käme.

Er hatte zehn Tage lang schwer gegrübelt und war bis an den Rand voll und priesterte lange: „Daß ich eine Schuld habe und gar eine große, will mir nicht recht in den Sinn. Vielleicht hätte ich mit Gasmasken arbeiten lassen müssen . . . bin ich für meine Großmutter verantwortlich . . . hätte ich sie am Dielenständer anbinden müssen — gut! Ich danke nur Gott" — er hob seine Hände vor Entsetzen —, „daß du weder den unseligen Hof, noch mein Haus in der Heide betreten hast, noch mich berührt hast . . . Warum zitterst du und bist so blaß?"

„Meinst du, daß es leicht ist, zwanzig Schritt von dir zu stehn? Darum bin ich nicht von Seeland hergekommen."

„Ach so... nein, leicht ist es nicht. Ich würde dich auch am liebsten..." Seine Augen glühten, daß es wie Zorn aussah. Und erloschen wieder. Seht, er hatte ja keine Zeit für Liebe. Er mußte ja seine großen Schiffe in den Hafen bringen. Er mußte es ihr weiter vortragen.

„Ich bekomme ja nun keine Versicherung für das Hofgebäude. Aber ich habe die Ländereien; die sind, auch ohne das Haus, das wert, was sie mich gekostet haben. Bei weitem! Ich bin also auf jeden Fall wieder ein Bauer, wie mein Vater und alle meine Vorfahren."

„Das ist auch recht was."

„Das? . . . Oh, das ist viel, das ist alles ... für mich ... !... Aber nun, woher ein neues Haus nehmen? Ich dachte zuerst, wenn ich meinen Anteil an der Kiesgrube verkaufte . . . mir gehören davon siebzig Prozent."

„Wie wäre es, wenn du mich darauf zugäbest. Geht das nicht?"

„Was . . . Sei still . . . Aber das will ich nicht. Also... was sollen wir tun?"

„Oh, was mich angeht... ich sitze hier am Wall, bis wir heiraten können."

„Du bist heut abend stark howisch... Aber hör' mich erst zu Ende. Selbst wenn ich in der Lage wäre, daß ich morgen mit dem Neubau anfangen könnte... Nein... nein... ich könnte jetzt nicht Hochzeit machen und dort mit dir hausen... sogleich, nachdem ich dies erlebt habe: den Tod meines lieben alten Tobias und diese irrsinnige Tat meiner Großmutter. Ich kann es nicht. Ich... ich habe viel durchgemacht." Er schluckte mit seinen Tränen. „Ich muß mich besinnen."

„Ich glaube, du besinnst dich am besten, wenn wir dicht beieinander sind."

„Nein... es geht nicht... es muß wenigstens ein Jahr oder so vergehen... Ein Trauerjahr . . . ja, das muß sein . . ."

„Ach so!... So!"

„Ja... Nun dachte ich zuerst nicht anders, als daß ich dies Jahr hier verbringen wollte,

Digitized by Google

und wir könnten uns so alle acht Tage heimlich sehn. Aber dann sah ich ein, daß es nicht geht. Es wäre dann eben doch kein Trauerjahr; und die Leute und deine Eltern könnten es erfahren ... Und dann vor allem andern ... wir sind ja auch beide so sehr unvernünftig! Ich meine jetzt überhaupt, daß ich noch sehr jung bin und noch zu unvernünftig stürmisch für einen Ehemann. Ich glaube, wenn ich zwei Jahre älter gewesen wäre, hätte ich die Dummheit nicht gemacht; ich meine, das verfluchte Haus nicht bezogen oder wäre doch vorsichtiger gewesen. Genug, ich habe gedacht, ich wollte noch zwei Jahre älter werden — du bist ja auch noch so jung ... zwanzig erst ... und wollte noch etwas Tüchtiges lernen, und zwar etwas Besonderes. Hör' zu: Ich war ja damals vor sieben Jahren ... an dem schrecklichen Tag, als du mit mir in die Holländerei gingst ... weißt du noch? ... ich war ja damals ziemlich von Sinnen. Nun, so saß da also an dem großen runden Tisch ein Fremder, ein Holländer ... ein Landmann ... der sagte, er hätte sich unsere Landschaft angesehn, Marsch und Geest, und er hätte gefunden, daß wir hier ungefähr so wirtschafteten, wie es in Holland ihre Großväter getan hätten. Und da brennt mir das Herz ... ach so, das ist biblisch ... ich weiß freilich nicht, wo es steht; aber wahrscheinlich bei einer Sache, die wichtiger ist als diese ... als Kohlbau und Kuhzucht ... aber es ist doch eine wichtige Sache ... ja ... ich meine, ob eine Landschaft rückständig oder gegenwärtig ist. Genug, ich habe beschlossen, ich will auf ein oder zwei Jahr nach Holland fahren und will mich überzeugen, ob der Holländer die Wahrheit gesagt oder ob er so obenhin geprahlt hat. Die Holländer ... soviel weiß ich von der Geschichte unserer Landschaft ... haben uns schon zwei- oder dreimal vorwärts gebracht ... sie sind eben älter in der Kultur. Genug, ich will mit meinen Augen sehn, wie es mit dieser Sache steht ... Sieh, dann bist du zwei- oder dreiundzwanzig und so leidlich erwachsen ... ich meine, völlig erwachsen ... reif für Mann und Kinder und Kälber."

„So — und nun willst du so wegreisen — ohne mich ..."

„Ja ..." mit großen, zornigen Augen ... „Es geht doch nicht anders ... Ist nicht ein Toter genug!? ... Du wirst mir alle vier Wochen einen ordentlichen Brief schreiben und wirst auf der Post in Ballum einen Brief von mir finden."

„Nun ist es genug!" Sie war plötzlich aufgesprungen und sprang auf ihn zu.

Er ... mit wildem Entsetzen sich umgedreht, über den Wall gesetzt und in den lichten Wald ...

Sie steht auf dem Wall, über den er gesprungen ist, und sieht ihn zornig an: „Na ja ... Nun magst du sehn, was daraus wird! Ich wollte es dir nicht sagen; aber nun muß ich es. Der lange Mensch von Sorö ist in Ballum im Hotel und kommt morgen zu uns."

„Der ... dein Freier ... Der?"

„Ja ... und was er will, das weißt du. Und er kann heiraten! Er kann heiraten!!" — Wie sie das sang! Ein ganzes schweres Kornfeld wogte. — „Ja! In vierzehn Tagen, wenn ich will. Der denkt nicht an Holland und solche Dinge!"

Er funkelt sie verachtend an: „Und nun meinst du, ich werd' auf dich losspringen und dich vielleicht schwer krank machen oder sonst unglücklich?" Mit starkem Kopfschütteln, daß die immer noch langen Haare sich bewegten. „Das tu' ich nicht, mein Deern! Es ist auch gar nicht nötig! Mich hat ein großes Unglück getroffen. Das ist für ein ehrenwertes Mädchen kein Grund, den Liebsten aufzugeben, sondern im Gegenteil, sich um so dichter an ihn zu halten!"

„Ich soll ja eben nicht dicht bei dir sein."

„Ich sollte dich nicht besiegen können, wenn auch auf zwanzig Schritt Entfernung? Ich sollte nicht ein Weib auf zwanzig Schritt Entfernung umschmeißen können? Du gehst nach Haus und klingelst den langen Seeländer an, daß er ja wisse, daß deine verruchten Augen ... mach' sie zu! ... nach einer anderen Richtung kucken und daß er nach seiner Insel zurückfahren soll." Er drohte ihr wieder, schüttelte heftig die Faust, knurrte böse Worte, während die Augen voll Liebesfeuer brannten.

Ach, junge Menschen!

Das Königreich

Seht, da kniet er nun mit anderen Männern und Frauen in einer weiten Frühbeetfläche. Die unzähligen Scheiben glitzern in der Märzsonne. Viele Hektar! ... Hektare? ... Halb Holland unter Glas; halb Holland durch Menschenfleiß und Menschenkunst subtropisch!

„Wir sollen dich Bendix nennen? ... Du bist sehr schweigsam, Bendix."

„Bin ich?"

„Deine Hände sind so kleine Arbeit nicht gewohnt, Bendix."

„Was nicht? Ich habe doch in der Schule und im letzten Jahr in den Rechnungen die

Digitized by Google

Feder geführt. Ich war bloß in einige Gedanken gefallen. Ich habe nämlich daheim zu Hause allerhand erlebt."

„Erzähl' uns!"

Er erzählte. Warum nicht? Sie hörten zu und wurden zutraulicher zu ihm. Sie kannten ihn ja nun, hatten auch Mitleid.

Abends und Sonntags stand er mit anderm jungen Volk vor der Haustür. Die Mädchen hatten die nackten Arme in die Schürzen gewickelt, die Jungen die Hände in den Hosentaschen.

„Es ist kein Schwung in dir," sagten die Mädchen.

„Nein, ich mach' mir zuviel Gedanken."

„Ja, ein Deutscher!..."

„Ihr meint, wegen des Kriegs und der Revolution? Nein! Das ist nun geschehn und nichts mehr daran zu ändern. So sage ich: das haben alle andern Völker auch erlebt. Ihr auch."

„Wir?"

„Ja, seid ihr nicht von England überwältigt und hattet ihr nicht später einen Napoleon als König? Da war't ihr in Knechtschaft. Alle Völker sind mal unten angekommen gewesen. England, Frankreich, ihr . . . Alle. Man bekommt was auf den Kopf, lernt sein Teil daran und wird wieder gesund. Nein, das ist es nicht, daß ich etwas still bin. Aber mein Vater ist krank, wie ihr wißt, meine Mutter schwach, meine Schwester in Trauer. Es ist kein Mannsmensch im Haus und sie wohnen einsam."

„Aber das ist es nicht allein, dich drückt noch sonst etwas."

„Du hast recht, Maitje."

Die Deern betrachtet ihn nachdenklich: „Ich glaube, du hast noch nie geküßt."

„Doch, Deern! Hab' ich! Und das ist eben noch meine besondere Not. Ich bin von meiner Kindheit an verhext. Ihr seid hier hübsche Mädchen, rund und warm, aber..."

Seine Augen lachen sie frei an. Hat er nicht ein gewisses, hartköpfiges Fohlen auf zwanzig Schritt Entfernung gebändigt? Was macht ihm noch solch ein Mädchenblick? Er ist diesem Geschlecht gegenüber ein sicherer Mann. „Und nun will ich noch mal mit Hendrik durch die Felder gehn."

„Sei vorsichtig, Hendrik, er will es uns da in Holstein nachmachen. Verrat' ihm nicht, wie wir das viele Glas machen, das wir brauchen, daß wir es aus der Luft machen, wenn sie glitzert, und wie wir aus drei Grashalmen pfundweise Butter machen. So was können die langen Holsteiner nicht."

Mit Hendrik über die Felder, von Beet zu Beet, über die Weiden von Kalb zu Kuh.

„Nein, so weit sind wir nicht. Und wir wissen auch nicht recht, wie wir dahin kommen sollen."

Abends schrieb er aufs genaueste und schlichteste nieder, was er am Tage getan, gesehn und gehört hatte. Zuletzt giftete er sich und machte eine ganze Reihe R's. Die sollten seinen Groll über gewisse schwere Begebenheiten und über die Trennung von Anke bedeuten. Er war dreiundzwanzig. Alle vier Wochen gingen Briefe hin und her, immer umschichtig, der eine heiß verliebt, der andre ein Drohbrief. Es war sehr anregend.

Aber da kam, als er gut ein Jahr in Holland gewesen, im April ein Brief von Maleen. Herr von Howe hatte an seinem großen Schreibtisch in der Bank einen Schlaganfall erlitten und war in der Nacht gestorben.

„Die Königin ist schwer getroffen. Ihre Stimme, die sonst, so lange wir denken können, wie große, weiche Flügel über uns wehte, ist tonlos. Wir sind aber nicht allein wegen Vaters Tod in Not. Da ist noch eine andere, die ist größer. Es liegt rundherum um das Königshaus ein großer Drache. Noch hat er seinen Schwanz in seinem Maul, aber er schnappt schon. Und so steht's denn so: Wir brauchen einen Mann. Ach, wir brauchen immer wieder einen Mann, so furchtbar das Geschlecht auch ist. Die Brüder sind fern und können nicht kommen; der nächste, der Mailänder, hat eine schwerkranke Frau. Ich könnte den Krefelder rufen . . . ich bin nun heimlich mit ihm verlobt. Aber ich mag nicht, daß er gleich so tief in unsern Wirrwarr hineinkuckt. Die Familien und die einzelnen sind da in seiner Heimat nicht so unruhig und wild wie wir hier oben, sondern kirchengläubig und gerecht; und er selbst ist auch nicht ganz frei davon, obgleich er es leugnet und mir zuliebe zuweilen ein Wort sagt, das er für heidnisch hält; er ist aber man schwach. Genug, die Königin mitsamt ihren beiden schönen Kindern braucht weisen Rat, vielleicht eine gefahrvolle Tat, und wissen keinen andern als den Heidekatenmann und Ferkelläufer, Ziegenhirten und Kiesgräber, der allen Leuten als der dumme Hans bekannt ist.

Ich finde, daß ich großzügig bin, indem ich Dich rufe. Es gibt einen einzigen Menschen auf der Welt, vor dem ich mich zuweilen schäme; und den lade ich nun zu uns. Ich schäme mich freilich nur noch ein wenig. Leider. Ich finde jetzt, daß es mehr nur ein Versehn war und kein schweres. Zum Beispiele lange nicht so schwer wie Dein's, als du am Waldrand die Krone aufstülptest, und

Digitized by Google

Brunfthirſch. Gemälde von Carl Ritter von Dombrowski

Digitized by Google

Digitized by Google

das, als Du den Pest- oder Pechhof anfaßtest. Ich griff eben auch in Pech.

Deine — — ich will das Wort nicht wieder streichen — Wieb' Maleen."

Er packte seinen Koffer und fuhr ab und kam an, und fand auf der Heide alles wohl.

Der Vater war beim Torfgraben. Die Mutter brachte ihn an seine Arbeitsstätte, ging mittags mit dem Essentopf hin, aß mit ihm im Windschutz eines Torfbergs, und holte ihn abends wieder nach Haus. Seit die Großmutter tot war, welche die Treiberin gewesen war, arbeitete die Mutter nicht mehr so hetzig. Sie fing auch an müde zu werden. Der doppelte Gram um ihren Mann, ihre Toten und um die kleine Lili, die nie schrieb, und um den toten Tobias zehrte an ihrer Lebenskraft. Da es um diese Zeit mit ihrem Weibtum zu Ende ging — das sich lange gehalten hatte —, verwirrte sich ihr empfindsames, frommes Gemüt. Eine Weile war der Zustand fast gefährlich. Sie kam in den Wahn, daß sie ihre Mutter derzeit in dem versteckten Wunsch ins Haus genommen, daß sie den Hof ansteckte. Aber dann wurde es harmloser. Sie glaubte nun, daß ferne Geister ihr nahten, und redete wohl leise mit ihrem langverstorbenen Vater und ihren Kleinen und schwieg erschrocken und hübsch verschämt lächelnd, wenn sie dabei überrascht wurde. Therese, ihr Kind an der Schürze, regierte das ganze Hauswesen mit etwas karger, sicherer Hand. Trotz des Windes und der Stürme, die oft über das Land fuhren, war ihr Haar immer glatt und blank. Therese erzählte ihm auf seine Fragen, daß die Beerdigung stattgefunden hätte, daß von den Howeschen Söhnen keiner hätte kommen können, und daß man sage, daß eine von den Töchtern, welche, wisse man nicht, mit dem Verwalter verlobt wäre.

Bendix stapfte über das ganze Feld, stand vor jeder Frucht, ging in den Stall, besuchte den Vater im Moor und besah alles und jedes mit seinen Feldherrnaugen. Gegen Abend ließ er einige Ferkel aus dem Gatter, jagte sie wie ein Wilder ums Haus und über die Heide und machte sich sehr breit, und sah dabei dann und wann nach dem Waldrand. Einige Heidemäher gingen vorüber. Gleich hinter ihnen kam die Dorfschule von einem Ausflug zurück. Sie blieben stehn, sahn ihm zu und redeten von ihm: daß er also wieder von Holland zurück wäre, daß er es natürlich auch dort wieder versehn hätte und wieder beim Ferkelgreifen wäre, was er aber auch nicht verstünde, und daß er, kurz, bei allen hellen Augenblicken, die er zuweilen hätte, im ganzen wunderlichen Geistes wäre.

Am andern Vormittag hatten sie auf dem Hof gemerkt, daß er da wäre. Maleen kam. Er ging sogleich mit ihr nach dem Wald zu, und sie begann sofort ihre Beichte: „Ich war ja wohl siebzehn, ein wildes Gör, völlig unwissend und unberaten, und unsäglich neugierig. Da riß er mich an sich und ich war sein. In dieser Zeit hab' ich ihm eines Tags einen Brief geschrieben, der entsetzlich ist; den hat er aufbewahrt."

„Er hat auch sonst noch etwas von dir."

„Schweig!" fauchte sie. Sie fauchte wie eine Katze.

„Ich wollte nur Gewißheit ..."

„Wenn wir ihn vom Hof jagen, wird er den Mund auftun. Das Dorf und meine sonstigen Bekannten ... nun, die wissen alle, daß Maleen keine Heilige ist. Aber der Krefelder. Er ist zwar nicht ganz eng, aber ein bißchen doch. Diese Kirchenleute liegen immer im Krach mit der Natur, während ich meine, daß Gott ... na! ..." Schwer atemholend: „Aber diese Sache ist nicht die schlimmste. Schlimmer, zehnmal schlimmer ist das, was unsern Vater angeht. Mein Vater war immer ein redlicher und rechtlicher Mann; aber er war nachlässig ... er hatte auch wohl Hemmungen ... konnte sich nicht überwinden, bestimmte Schriftstücke durchzusehn, und unterschrieb sie dann unbesehn, wenn die Zeit drängte. So ist es zum Beispiel mit den Steuererklärungen geschehn, wohl auch mit Berichten für die Bank und Gutachten für die Behörden. Unser Vetter setzte sie auf; Vater unterschrieb sie, oft wohl unbesehn. Unser Vater ... so kühn, tätig, vornehm begabt ... bloß aus dieser einen Schwäche seiner Natur drehte ihm das Schicksal einen Strick mit Hilfe dieses Halunken. Genug ... Mutter in ihrer lässigen Großartigkeit und Vornehmheit verstand die Andeutungen des Vetters erst nicht. Sie denkt ja zu hoch von Vater; sie gehört noch zu den Frauen, die in dem Mann, den Gott ihnen gegeben, einen untadeligen Ritter sehn. Aber ich und Anke hörten es. Na, und dann wurde er deutlicher und sagte, daß er bleiben und mich zur Frau wolle.

„Ich habe es mir überlegt. Er ist ja von unserem Blut, und es wäre mir schon lieb, eine Howe zu bleiben. Aber er ist nicht wie wir ... gemütlich boshaft, sondern spitzig und übelnehmerisch und hat überall keine Freude an der Welt. Darum habe ich mich damals von ihm abgewandt und darum kann ich ihn auch jetzt nicht nehmen. Also haben wir es der Königin ... ach! ... sagen müssen, ob sie vielleicht irgendeinen Ausweg wüßte. Aber sie ist von unserer Mit-

Digitized by Google

teilung ganz und gar hilflos geworden. Sie... du glaubst es nicht... Frau eines breiten Lebemannes — ja, das war Vater —, Mutter von acht Kindern, und seit vierzig Jahren im Durchschnitt zwanzig Menschen um sich an ihrem Tisch... weiß nichts von der Welt. Genug, sie wußte nichts anderes, als: ihr müßt Bendix Groth fragen...

„Ich will dir gestehen, daß ich sehr verwundert war. Ich sagte: ‚Was soll denn der?'

„Aber sie blieb dabei. Sie sagte, du wärest klüger als alle und du wüßtest auch mehr von unserem Hof und von uns als alle anderen und als wir selbst. Genug... die Königin sagte: Bendix Groth... Und die Königin ist nicht klug... aber sie ist weise."

Bendix atmete schwer. „Deine Brüder wären die nächsten dazu; aber wenn sie nicht da sind... Gericht anrufen?... nutzt euch nichts. So muß ich sehn, daß ich für euch handle... daß ich das tue, was ich in Gedanken schon oft getan habe. Ich bin noch etwas jung... Aber ich werde es vielleicht richtig machen, wenn Gott es will... Es steht so, nicht wahr, daß er aus dem Hause muß, er mag reden oder schweigen?"

„Ja... aber wenn er redet, anzeigt... male dir aus, was er behaupten wird. Es ist ein Jammer um Mutter und die Jungs; sie alle sind so stolz auf den alten König. Wenn ich nicht die vier engen Wände im Gefängnis fürchtete... und noch dazu ganz ohne Mann, bloß daß so'n muffiger Wärter einem des Morgens die Suppe bringt, würde ich ihn vergiften."

„Sind eure alten Leute auf dem Hof?"

„Ja, die alten Wichmanns."

„Sorge dafür, daß sie in Rufweite sind."

Sie kamen an und traten durch die Küche ins Haus. Die alte Wichmannsche, die allein am Aufwaschtisch stand, wurde ausgeschickt, den Verwalter zu suchen und in seine Stube zu laden, weil da jemand auf ihn warte. Es verging eine bleierne, böse halbe Stunde. Endlich kam sie zurück. Er wäre nun eben vom Feld gekommen und in seine Stube gegangen. Bendix ging hin; die Beine waren ihm schwer.

Er saß an seinem Schreibtisch. „Ah... zurück aus Holland?"

„Ja... zurück... und nun wollte ich fragen..."

„Sind Sie so gelaufen, daß Sie wie ein Kaninchen hachpachen?"

„Nein... ich bin sehr langsam gegangen... ich wollte... wegen des Holzhofs... Sagen Sie, Herr von Howe... das nackte Bild steht da wieder auf Ihrem Schreibtisch.... Ist das nicht Fräulein Maleen?"

„Das Bild?... das weiß ich nicht... Das geht Sie nichts an."

„Das... ist... Fräulein Maleen... und dann ist es bei Gott nicht recht." Er schlug das Bild vom Tisch.

Der Verwalter sprang auf und schlug zu. In nächsten Augenblick waren sie im Ringen, ohne Überlegung, in einer sinnlosen Wildheit. Gleich war es dicht dabei, daß Bendix ihm, indem er ihn zurückbog, das Rückgrat brach. Da er das nicht wollte und ihm Raum gab, warf sein Gegner sich zur Seite, kam vom Schreibtisch frei und suchte ihn durch wilde Stöße gegen den Leib zu lähmen. Er konnte aber an ihn heran und gewann die Übermacht, und der Verwalter wollte lahm werden. Da gelang es ihm, ein geschlossenes schweres Taschenmesser vom Tisch zu langen und Bendix zwei drei Stöße gegen die Kopfseite zu geben, daß ihm das Blut rann und er wenig mehr sah. Aber jetzt war die Not und die Wut da, und er warf seinen Gegner erst gegen den Tisch und dann, mit schwerem Fall über ihn fallend, auf den Fußboden.

Er hörte über sich eine verbissene Stimme, daß er erst nicht begriff, daß es die Maleens war: „Würg' ihn nicht zu sehr, er ist ohnmächtig."

Der Verwalter schlug die Augen auf.

„Ich will den Brief," sagte Bendix, „den Maleen dir geschrieben hat, und das Geld, das du unterschlagen hast."

Der Verwalter schüttelte den schmalen Kopf.

„Du hast aus dem Schreibtisch in der Wohnstube die Kassette genommen und hast Brief und Geld darin. Wir lassen dir die Hälfte davon und versprechen, zu schweigen. Her damit, oder ich würge dich, daß du zugrunde gehst! Wir haben weiter keine Zeugen; ich rede mich auf Notwehr hinaus."

Der Verwalter machte mit wildem Stöhnen einen letzten Versuch, den Gegner abzuwerfen, aber der linke Arm war ihm gebrochen; der Knochen knirschte im Ärmel; und die Luft wurde ihm wieder knapp.

Maleen sagte mit feindlicher Stimme: „Du machst es zu schlimm. Er hat sich doch wundervoll gewehrt. Wie ein Junge!"

„Hinterm Schreibtisch... unter der Fensterbank."

„Ruf die beiden Alten!"

Der Verwalter wollte sich noch einmal hochreißen. Aber nun fiel er zusammen.

„Wichmann, rück' den Tisch von der Wand, daß du an die Fensterbank kannst."

Der alte Tagelöhner begriff nach kurzer

Digitized by Google

Verwirrung, was vor sich ging. Er schob den schweren Tisch von der Wand und suchte und griff hierhin und dahin, konnte das Brett lösen und fand die Kassette.

Da war sie.

„So, nun haben wir alles und Zeugen dazu... du gehst noch heute aus dem Haus und schreibst uns, wohin wir deinen Anteil schicken sollen."

Sie verließen die Stube und gingen in die Küche. Die alte Wichmann brachte mit zitternden Händen Wasser und reine Handtücher. Maleen saß mit blassem Gesicht, die geöffnete Kassette im Schoß, auf dem Stuhl am Herd. Sie wühlte in den Papieren und murmelte: „Hier ist mein Brief... Ich sollte ja eigentlich das Geld zählen; aber ich kann nicht... Ich verstehe auch nichts davon... es sind aber manche Tausende."

Nun kam Anke über die Diele. Bendix erkannte sie am Schritt und wandte sich nach der Tür und sagte, noch schwer atmend: „Erschrick nicht; ich bin ein wenig verletzt. Aber wir haben gesiegt."

Sie sah entsetzt von einem zum andern, sah Maleen da mit dem offenen Kasten, ahnte, was geschehn, und sprang mit einem Schrei in Bendix Arm, riß sich los und lief zur Mutter und kam mit ihr wieder.

Die große Frau war schmal und blaß, und ihre früher so ruhigen Augen glitzerten von Not und Nachtwachen. Er lief auf sie zu, faßte ihre Hand und streichelte sie.

„Hast du uns wirklich helfen können?" sagte sie und sank müde auf den Stuhl, den Maleen verlassen. Sie zitterte.

„Mutter," sagte Maleen mit schwerem Atem, „es freut mich, daß der Vetter doch nicht ganz unvornehm ist. Ich hatte ihm vor vielen Jahren mal einen gewissen Brief geschrieben. Der liegt hier oben auf, in versiegeltem Umschlag und mit der Aufschrift, daß er im Fall seines Todes ungeöffnet an mich gegeben werden soll."

„Nein," sagte die Königin, „ganz schlecht war er wohl nicht. Aber nun wurde er doch unheimlich. Ja, das wurde er. Als die Versuchung groß für ihn wurde, da wurde er doch schlecht. Ja."

„Ja, Mutter," sagte Maleen; „aber bedenke, wie es stand: er selbst ist arm und begehrte — ich weiß wie sehr — einen eigenen Hof und mußte ansehn, daß der Besitzer diesen großen, wundervollen Hof vernachlässigte und daß die sechs Söhne sich nicht darum kümmerten. Stell' dir vor, wie es in ihm ausgesehn hat. Es mag wohl wahr sein, daß er im Guten nicht gerade groß ist. Aber tapfer ist er. Es war großartig! Bendix hatte ja die größere Kraft; aber Schwung und Griff war auf seiner Seite. Rassig!"

Anke stand mit einem Gesicht, in dem Freude, Stolz und Trotz spielten, neben Bendix und wand ein Handtuch um seinen Kopf. „Bendix hat es aber alles durchschaut," sagte sie, „er ganz allein, und er ist auch tapfer, ebenso wie der andere, und er hat auch gesiegt. Und nun will ich dir was sagen, Mutter, Bendix geht nicht wieder nach Holland, sondern bleibt hier; und ich werde den Mailänder fragen, wann wir spätestens heiraten können; ich meine, wegen des Trauerjahrs." Sie legte den Arm um seine Hüfte.

Die Mutter wußte es schon; Maleen hatte es ihr vor einigen Tagen gesagt. Sie war ganz Weib und Königin; sie hatte sogar zum erstenmal nach den schweren Stunden vor acht Tagen etwas von ihrer wogenden Stimme wieder: „Ja, ich weiß," sagte sie, „daß es so mit euch beiden steht."

„Ja, so steht es," sagte Anke, „schon seit Jahren."

„Ja.. ja... und dann muß es mir recht sein, so wie meine Kinder nun einmal sind ... Aber es ist mir auch von Herzen recht. Du mußt nicht denken, Bendix, weil ich dich für einen großen Geschäftsmann halte. Nein, du bist wohl klug und ordentlich in Geschäften, aber ein Löwe, wie Howe war, bist du nicht. Ich gebe sie dir auch nicht darum gern, weil du uns von dem Menschen befreit hast. Nein. Sondern ich gebe sie dir gern, weil du immer so menschlich mit mir geplaudert und mich so gut verstanden und getröstet hast, wie du auch eben getan hast, als du mich vorhin sahst und mir die Hand streicheltest. Dein Handstreicheln hat mir wohler getan, als die ganze Sargrede des Propsten, obgleich sie gut war. Nein, nicht wegen deiner Klugheit — bilde dir das nicht ein! Sondern weil du inwendig so schön bist ... wegen deiner runden, schönen Menschlichkeit. Ja, wegen dieser deiner jungen Herrlichkeit..., wegen deiner Narrheit mit der Krone damals am Waldrand... kurz, wegen deiner Dummheit gebe ich sie dir gern."

„So hat er mich auch bekommen," sagte Anke.

Oh, das junge Weizenfeld in der Stimme, wie es wogte! Oh, das Gewitter darüber, wie es funkelte! Er drückte sie fest an sich.

„Na ja," sagte Maleen wieder. „Bendix machte die Sache gut. Aber unser Vetter war der Gewandtere ... Es muß übrigens einer nach ihm sehn; der große Mensch hat ihm den Arm gebrochen." Sie ging.

Das alte Ehepaar ging an seine Arbeit.

Digitized by Google

Anke hatte Bendix ein Handtuch um den Kopf gewunden und stand in seinem Arm. Er fragte nach dem Tod des Vaters und allem andern.

Maleen kam wieder.

„Er sitzt an seinem Schreibtisch und fletscht die Zähne. Aber er ist nicht giftig auf mich und uns alle, nicht einmal gegen Bendix. Als er hörte, daß Bendix und Anke heiraten, war es ihm eine Genugtuung. Es war ihm offenbar ein unangenehmer Gedanke, wenn er von einem niedergeschlagen wäre, der hier nichts zu suchen hat; und so ist er bloß giftig über sein Pech. Ich glaube, er fletschte Gott an. Willst du nicht zu ihm gehen, Mutter?"

Die Mutter schüttelte den schönen grauen Kopf. „Ich habe ihn immer gesehn, als er in Ehren war; ich mag ihn nicht sehn, nun er ohne Ehre ist."

„Ach ... Mutter ... ich finde, das nimmst du zu schwer. Ich weiß nicht, steht nicht sogar im Evangelium etwas vom ungerechten Haushalter, der klug handelte?"

„Ja ... klug! Aber wie die Kinder der Welt," sagte Anke, ... „oder so was!"

„Schweig du ... deiner ist auch kein Heiliger ... Und es war wundervoll, wie er kämpfte ... Der Griff nach dem Messer ... wie ein Junge! Er hat immer was von einem Jungen gehabt. Hat er nicht, Mutter? Und dann dies helle Haar, das nun ganz voll Blut ist ... du hast ihm das Messer aus der Hand gerissen, du alter Ferkeljäger, und ihn damit gestoßen."

„Das habe ich nicht. Ich habe ihm die eigene Faust mit dem Messer drin gegen den Kopf geschlagen."

„Na ja ... Er ist von unserer Rasse ... und etwas Geld hat er ja nun. Gehst du mal mit, Mutter?"

„Ich habe dir gesagt, daß ich nicht mitgehe."

„Geh nicht mit, Mutter," sagte Anke ... „Maleen, du bist toll ... hast du nun plötzlich vergessen, daß er unsere Eltern, dich und damit uns alle, auch die Jungs, so erniedrigen wollte? Hast du nicht wenigstens siebenmal gesagt, daß er als böser Drache rund um uns läge; und jedesmal, wenn du es sagtest, wurde deine Nase ganz weiß vor Haß! Nun willst du den Drachen heiraten? Einen Drachen? Kannst du dir das vorstellen, was das für eine Feuerspuckerei wird?"

„Ja," sagte Maleen und sackte ein wenig zusammen, und legte in ihrer Gewohnheit, wenn sie mit ihren Gedanken ans Ende einer Sackgasse gekommen, die beiden Handflächen aneinander. „Ja, dann muß ich ja doch vernünftig werden ... Dann wollen wir den Krefelder zu deiner Hochzeit einladen. Heb deine Nase nicht so hoch, Bendix. Mit meiner Sache hast du ganz und gar nichts zu tun."

„Steck' den Brief da in deiner Hand gut weg," sagte Bendix und versuchte boshaft auszusehn; aber die Binde hinderte ihn. „Und nun komm, Anke! Nun mußt du mit zu meiner Mutter."

*

Die Brüder können nicht kommen. Nein, sie müssen da draußen irgendwo für sich und für Deutschland arbeiten. Aber sie haben sich mit allem einverstanden erklärt. „Auf das Urteil des Königs hätten wir nicht viel gegeben; auch auf das Urteil von Euch Mädchen nicht. Aber wenn die Königin, die uns groß gemacht hat — wenn sie auch nicht mehr für uns getan hat als für ihre Kälber —, wenn die es billigt, sind wir einverstanden. Daß wir auf den Klöterkram keine Ansprüche machen, wißt Ihr, und wollen es jetzt schriftlich geben. Und so wünschen wir dem jungen Königspaar alles Gute."

Und nun stehn die Leute am schönen Junimorgen vor der Kirchentür und drinnen im Gang und warten auf den Hochzeitszug und reden miteinander.

„. . . und sie hätte jeden Tag auf Seeland Baronin oder Gräfin werden können; aber sie hat nun mal den Moorjungen gewollt, von ihrer Kindheit an."

„Es ist eine ganz alte und tolle Liebe. Sie haben schon in ganz jungen Jahren, noch halbe Kinder, nebeneinander auf den Schienen gelegen, gleich nördlich von Ballum, weil sie meinten, daß sie sich niemals bekämen. Und dabei hat es immer so gestanden: sie hat ihn noch hitziger gewollt als er sie."

„Na ja . . . klug, wie die Howes sind . . . Die ganze Welt sagte, er wäre dumm ... aber die Howe hatte ihn entdeckt. Die wußte, daß er klug war."

„Ist er klug? Er war bald klug, bald dumm. Denke, wie er die Krone beim Pflügen auf dem Kopf hatte, wie er den Brief an den Richter schrieb, und die Geschichte mit den Sprittonnen und mit dem Pesthof ... Klug? Ist er seinem Vater nicht in Gestalt und Haltung sehr ähnlich? Sollte er nicht inwendig auch so sein?"

„... Und ich glaube auch, daß er eigentlich dumm ist. Aber die Sache ist die: seine Großmutter, die alte Hexe, hat seinem Vater allerdings schlecht geraten, ihm aber um so besser."

„Die hat ihm auch den Kies gezeigt."

Digitized by Google

„Und ihm das Mädchen zugetrieben."

„Nee, das ist nun nicht so... Er hat doch wohl selbst etwas von der Großmutter. Er hat solche Gewalt über sie, daß er sie auf hundert Schritt in die Kniee bringt. Sie hat es selbst gesagt. Sie sind ja so offenherzig, die Howes."

„Der alte Tagelöhner, der alte Wichmann, will ja nicht mit der Sprache heraus; aber es ist doch zu einem schweren Kampf zwischen den beiden gekommen; das Blut ist über den Boden gelaufen. Die beiden jungen Weiber haben mitgekämpft... auch gegeneinander. Maleen für den Vetter. Ja, diese Howes!"

„Von den Jungens ist natürlich keiner da. Sechs Brüder und keiner zur Stelle!"

„Aber Könige sind sie doch! Und dieser dumme Hans gewinnt ein Königreich."

„Da kommen sie!"

Es ist kein lachender Zug. Nein. Es liegt Not auf dem ganzen Land; und das Leben dieser Menschen war schwer.

Voran sechs Nachbarskinder, kleine Knaben und Mädchen, die Blumen streuen.

Dann das junge Paar. Er, etwas steif im Gang von schwerer Arbeit, sehr würdig, steil, noch sehr jung; aber in dem Ernst der jungen Augen sitzen die Erlebnisse und Erfahrungen seines Volkes und seiner eigenen Jugend. Sie, im weißen Seidenkleid, den Kranz sehr tief um die wohlgeformte Stirn, etwas schief, so wie die kirschrote Mütze saß, die mit der silbernen Kokarde auf der Seite. Lässig. Eine Howe. Ohne Schleier.

„Einen Kranz..." hatte sie gesagt, „während die Wangen sich etwas röteten... „Ja... natürlich will ich einen Kranz... ich bin ja jung... Aber Schleier? Nein, Schleier will ich nicht; der paßt nicht für mich."

Wenn die Kinder vor ihr aus der Reihe kommen, ruft sie sie bei Namen und ordnet sie wieder. Zweimal läßt sie ihren Bendix los und geht nach vorn und stellt sie in Reih und Glied. Ist sie dabei verlegen? Oder empfindet sie es als ungewöhnlich? Nein, sie ist darin wie ihre Mutter. Sie lebt und blüht und wogt in ihrer eigenen schönen Melodie und hört die anderen Stimmen nicht. Sie legt ihren Arm wieder in den ihres Liebsten und sagt: „Daß sie doch keine Ordnung halten können!" Genau die Worte, die ihre Mutter im Kälberstall sagt und die sie selbst dort sagen wird.

Das zweite Paar sind die beiden Mütter. Die große Frau von Howe in schwarzer Seide, ziemlich kurz. Die Töchter haben es so bestimmt. „Du hast noch hübsche Knöchel, Mutter... also..."

Sie hat heute morgen etwas um ihren Mann geweint, bei Tisch, vor aller Augen. Daß er, als ein König, auch einige königliche Laster hatte, hat sie nie gesehn. Aber dann kamen die Telegramme von ihren Jungs. Der eine spektakelte noch mehr als der andere; es ist die Art, wie sie ihre Liebe zeigen. Da trocknete sie ihre Tränen, und ihre Stimme wogte und schleppte. „Hast du die Kälber rausgelassen, Trina?" „Hast du die Pforte zum Garten geschlossen, daß die weiße Kluke nicht auf meine Beete kommt?" Dann hat sie die Telegramme gefaltet ins Gesangbuch gelegt; sie hat es etwas unordentlich gemacht; sie kucken ziemlich weit heraus... die Howesche Lässigkeit. Sie hat ihren Toten nun vergessen... er ist da hinter ihr, irgendwo, sie weiß nicht wo, macht sich auch keine Gedanken — zurückgeblieben. Sie ist ein Diesseitsmensch. Sie wandelt im Licht dieses heutigen sonnigen Tags, denkt an die Worte ihrer Söhne, an Ankes Kleid, an die Einrichtung ihrer Witwenstube, an die kommende Traurede des Pastors, an das Hochzeitsmahl, und grüßt die Leute. Neben ihr die kleine gebeugte Frau in neuem, schwarzem Wollkleid — nach ihrem Gefühl nennt sie es ein Abendmahlskleid. Abendmahl und Hochzeit... es ist ihr dasselbe und alles Gleichnis — sie denkt an ihre toten Kinder, drei in den kleinen Gräbern, an denen sie jetzt vorübergeht, eins in Kanada, an ihren Sohn vor ihr und horcht auf den schweren, ungleichen Gang ihres Mannes hinter sich. Seht, dieser Zug — und die Toten auch — wandern vor dem Angesicht Gottes... wandern... wandern... in die Welt... und hinaus... und über allem, in den höchsten Höhen: ‚die Schar, die Tag und Nacht vom hohen Lobgesange, vom Psalm der Wonne nicht ruht.'

Das dritte Paar sind Peter Groth und sein Unteroffizier und Kamerad, der Landjäger Günther. Der Irre geht sehr gerade in seinem blauen Anzug, in seinen groben Stiefeln, seinem langen Haar, das auf den Rockkragen fällt. Er trägt das Eiserne Kreuz und noch eine andere Auszeichnung, die er von einem kleinen Fürsten bekam, als er seinen Unteroffizier herausgehauen hatte. Er geht — wie sein Sohn als Kind tat — genau in den Fußstapfen seiner Frau vor ihm. Zuweilen wirft er einen ängstlichen, flackernden Blick auf seinen Nebenmann, den er nicht zu kennen scheint, und auf die Leute, die da am Weg stehn. Neben ihm der Landjäger Günther hat die Brust mit Orden bedeckt; er war einer der Tapfersten und war sechsmal verwundet. Die Narben

Digitized by Google

im Gesicht von dem Stacheldraht, in dem er sich mit den beiden Schwarzen in gräßlichem Kampf gewälzt, zucken heute sehr; besonders, wenn er den Blick zur Seite auf seinen Kameraden wendet und seinen Arm faßt, wenn er stolpert.

Das vierte Paar ist der alte Thorstraaten und einer seiner Söhne.

Das fünfte ist Maleen und der Krefelder. Sie hat sich noch nicht öffentlich mit ihm verlobt, aber er hat ihr den Seidenstoff aus seines Vaters Fabrik schenken dürfen, der sich um ihren geschmeidigen Leib schmiegt.

„Sie könnten etwas weniger feierlich aussehn," sagt sie; „wir sind hier nicht bei den Seidenleuten am Rhein, sondern an der Nordsee; und hier sind die Leute alle gewesene See- und Strandräuber."

Therese hat nicht mit zur Kirche wollen. Sie sieht indessen in Küche und Stuben nach dem Rechten.

Und nun geht der Zug in die Kirche... Die Orgel ertönt. Die Zuschauer ziehn hinterher.

Und nun ist es geschehn, und sie treten mit ernsteren Gesichtern wieder ins Freie, und der Zug geht nach dem Hof zurück.

Da gehn die beiden.

Noch jung beide. Sie nehmen sich selbst und einer den andern noch zu wichtig. Es wird eine Zeit kommen, da er über seine Klugheiten sich verspotten und über seine Dummheiten lachen wird. In allem: Was sind sie? Was werden sie sein? Kinder dieser harten Zeit durch nichts geschwächt, nicht verzärtelt, sondern gehärtet. Keine Lichter übers ganze Land, wohl nicht einmal über die Landschaft. Aber über ihr Kirchspiel werden sie scheinen. Seht, sie werden ihren Kohl bauen, und werden ihn gut bauen. Und dabei Sonntagskinder, mit einer angeborenen, alten Weisheit, freundlich, und Schelme gegen sich selbst und andere. Hundert oder zweihundert im Kirchspiel werden fühlen: das sind zwei Menschen, wie man sein soll. Seht, ihre Morgendämmerung ist nun vergangen; sie treten ihren Vormittag an. Und der ganze Tag und die ganze Nacht funkeln von ewigem Licht. Sie aber staunen und fürchten sich und beten das Geheimnis an, das über allem Leben schweigt.

Da gehn sie.

Es ist so große Not in Deutschland und großer Verfall des Glaubens an das Gute und alle Wunder der Ewigkeit. Die schlimmen Erfahrungen mit den Führern und mit der grausamen Außenwelt und die inwendige, bittere Not, die auf dem ganzen Land liegt, hat alles, was böse und schief ist, geil gemacht und die große Masse sittlich haltlos. Viele Zeitungen und große Mengen im deutschen Land reden, als wenn es keinen Ernst, keinen Glauben, keine Verantwortung mehr gäbe. Aber ist das alte Deutschland nun tot?

Unwahrheit! Unsinn!

Seht... es gibt noch dies! O seht, es gibt noch dies! Und zwar ringsumher in allem deutschen Land. Diesen Ernst um Arbeit und guten Kohlbau, um ein sauberes Haus und tapferes Gewissen und um ewige Dinge. Und sie tragen alle diese Krone! Seht, ein wenig dornig; einige, viele sehr dornig! Die echte Krone; die einzig echte Menschenkrone. Die Sünder aber... die Sünder?... nehmen sie mit in ihren Zug. Und vor ihnen her ziehn ihre Kinder ... Gesunde und kluge Kinder. Und der Junge kann Reichspräsident werden. Er geht in die Dorfschule. Aber was schadet das? Er wird die Erkenntnisse der Menschheit an sich reißen, auch ohne gelehrte Schulen. Die Hauptsache: er wird das Volk kennen, das einfache, mühsam arbeitende Volk. Seht, da geht er! Er hat eine Hose von Leder.

Da gehn sie... die kleinen Kinder voran.

Anke muß den Arm ihres Liebsten wieder loslassen und für Ordnung sorgen. Man hört ihre etwas herbe und spröde Stimme unter den hohen Ulmen. „Nein doch, ihr kleines Takelzeug. Wenn ihr nicht richtiger geht, bekommt ihr keinen Kuchen!"

Aus der Kirche hört man noch das Orgelspiel. Und nun hört man oben in den Ulmen Wildtauben gurren.

Und seht, zwischen beiden geht nun das Leben.

— Ende —

Im Dezemberheft
beginnt der neue Roman
Die sieben Stufen
von Paul Oskar Höcker

Digitized by Google

Unser neues Preisausschreiben: Wer kennt unsre Künstler?

Auf den ersten Seiten des vorigen Heftes (Oktober) fanden die Leser sechs Gemälde von lebenden deutschen Künstlern abgebildet. Wir stellten unsere Freunde vor die Aufgabe, die Namen der Meister dieser sechs Bilder zu nennen. Wer den Text des Preisausschreibens genau gelesen hat, wird darin viele Hinweise gefunden haben, die die Lösung der Frage auch dem in künstlerischen Dingen weniger Erfahrenen ermöglichen. Jeder, der die sechs Meister richtig nennt, darf hoffen, daß ihm das Glück des Loses freundlich gesinnt ist und ihm eins der Gemälde, wirkungsvoll gerahmt, kurz vor Weihnachten als erlesenes Geschenk ins Haus schickt.

Bitte, füllen Sie die beiliegende Karte aus,

aber vollständig, und schicken Sie sie uns unterschrieben bis zum 15. November ein. Vergessen Sie auch nicht, uns auf dieser Postkarte deutlich anzugeben,

welches Bild Sie sich wünschen!

Denn es wäre doch ärgerlich, wenn Sie als Preisträger ausgerechnet das Gemälde bekämen, das Ihnen am wenigsten gut gefällt oder das nicht in Ihre Wohnung paßt.

Wir sind überzeugt, daß mit Hilfe der im Oktoberheft gegebenen Hinweise schon viele Tausende unsrer Leser die richtigen Namen wissen. Das Preisausschreiben geht aber alle an. Niemand soll ausgeschlossen sein, weil er sich einbildet, kein Kunstkenner zu sein. Darum stellen wir im folgenden noch einige Wegweiser auf, die auch den Ungewandten zum Erfolge führen können.

Bild: Wasserballspiel

Der Maler wirkt in Berlin als Akademieprofessor. Er zählt, wie auch an andrer Stelle des vorliegenden Heftes betont wird, zu den volkstümlichsten der Gegenwart. Vor allen andern sind seine Historienbilder bekannt geworden. In den Monographien des Verlags Velhagen & Klasing ist ihm ein Band gewidmet.

Bild: Über den Graben

Auch der Maler dieses Bildes ist Professor, lebt aber in München. Gemälde wie das hier wiedergegebene sind seit Jahrzehnten bezeichnend für ihn. Wenige beherrschen das Pferd in schneller Bewegung wie er. Der Zufall will, daß er mit dem Maler des „Wasserballspiels" bei der Konkurrenz um die Ausmalung des verfassungsmäßig wichtigsten deutschen Gebäudes gesiegt hat. Ein in seiner Frühzeit entstandener Künstlereindruck, einen eisernen Reiter darstellend, hängt in unzähligen Häusern.

Bild: Oberschlesische Halden

Nicht sehr leicht festzustellen. Aber das Oktoberheft hat wertvolle Hilfen gegeben. Nur muß man es lesen! Und zwar nicht bloß den Text zum Preisausschreiben, sondern auch anderes, z. B. die Illustrierte Rundschau. Und dabei auf Worte achten! Sie sind so gewählt, daß der Findige des Rätsels Lösung läuten hört.

Bild: Blick vom Feldberg ins Wiesental

Wer den 35. Jahrgang durchsieht, dem ist sofort geholfen. Der Maler ist mit keinem andern Landschafter zu verwechseln. Aber auch wer so weit nicht zurückgreifen kann oder will, bis er den Aufsatz über das Gesamtschaffen des Künstlers vor sich hat: noch vor zwei Jahren haben wir wiederholt bezeichnende Gemälde von ihm als farbige Einschaltbilder gebracht.

Bild: Strandkörbe

Eine Kleinigkeit nur, aber sie führt auf den richtigen Weg: der Wimpel! Er weht hier so lustig wie auf dem Titelbild eines unsrer letzten Hefte. Man vergleiche unsre Charakteristik im Oktoberheft mit den Worten, die den Bildern des Düsseldorfers bei andrer Gelegenheit in der Illustrierten Rundschau gewidmet worden sind.

Bild: Kiefernwald

Zuletzt im 38. Jahrgang mehrfach, auch mit dem im Oktoberheft erwähnten Aufsatz vertreten. Großzügiger Landschafter, aber auch ausgezeichneter Porträtist von wachsender Beliebtheit.

★

Mehr läßt sich nicht verraten, soll nicht das Preisausschreiben von vornherein eine Lotterie sein.

Wir bitten jeden Leser, die beiliegende

Karte auszufüllen

und uns bis zum 15. Nov. einzusenden. Jeder kann seinen Scharfsinn und seine Findigkeit, seine Kunstkennerschaft und vor allem seine Kunstliebe erproben und bewähren. Und wenn sich der Sicherheit des Urteils das Glück gesellt, winkt als kostbares Weihnachtsgeschenk:

das Originalgemälde eines ersten deutschen Malers!

Digitized by Google

Oswald Poetzelberger

Von Dr. Kurt Pfister

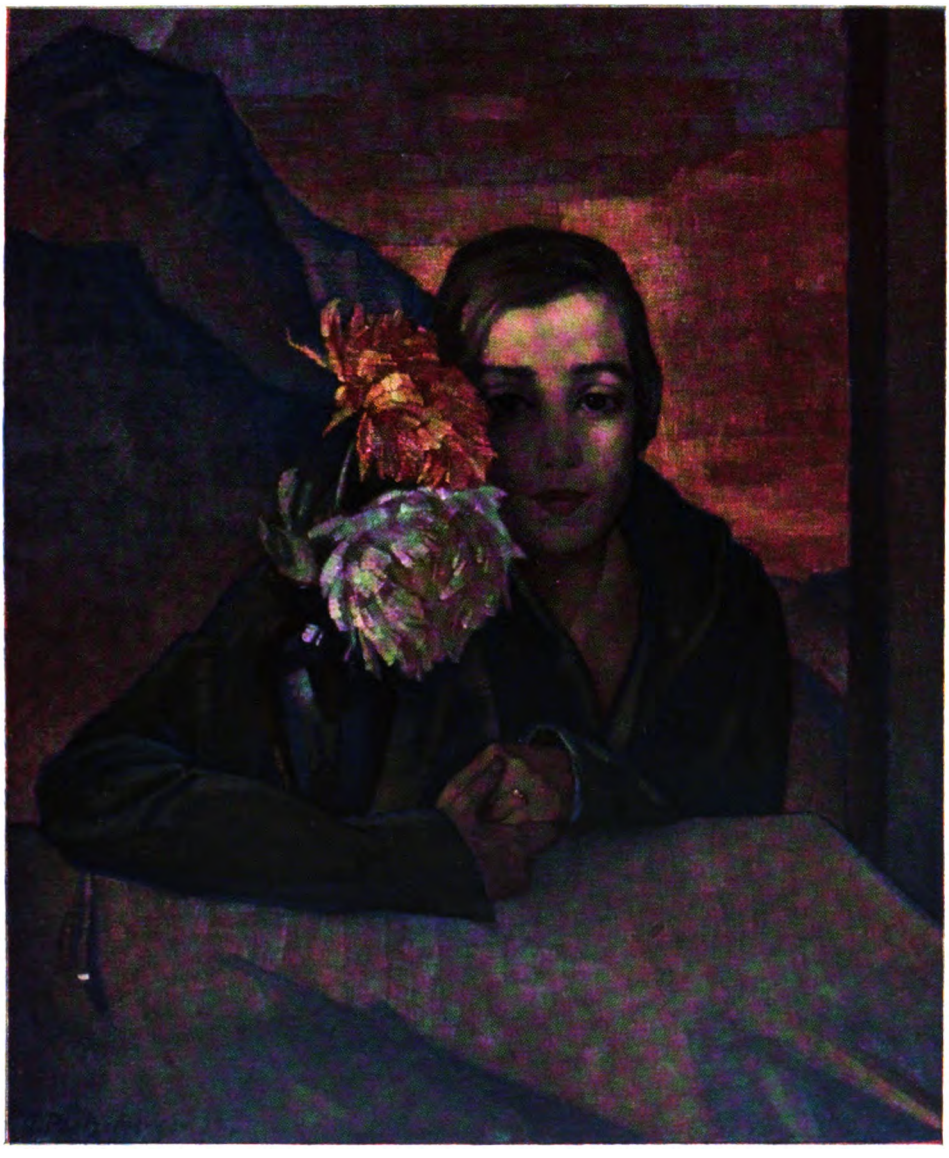
Die Problematik des deutschen Kunstschaffens, das im Gang der Jahrhunderte zahlreiche und beispielhafte Repräsentanten, Persönlichkeiten von unvergleichlich genialer schöpferischer Kraft aufweisen kann, liegt (seit dem Ausgang des Mittelalters) in dem Mangel einer tragenden Tradition. Das sich allmählich entfaltende Kontinuum einer einheitlichen geistig kulturellen Atmosphäre, in die sich die künstlerische Individualität einzufügen vermag, ist nicht oder doch nur unzureichend vorhanden, immer wieder brechen die Zusammenhänge ab, der Künstler, vereinzelt und vereinsamt, den Rückhalt einer geschlossenen Volksgemeinschaft und einer gleichstrebenden Künstlergemeinde entbehrend, ist genötigt, stets neu und sozusagen ab ovo zu beginnen und in tastenden Experimenten ein gut Teil seiner schöpferischen Kräfte zu vergeuden. Hier liegt die Tragik zweier größter Gestalter des 19. Jahrhunderts: Marées und Feuerbach, die ohne den Einklang und das Echo der Nation um ihr Werk rangen. Anderseits ist in der fortwirkenden Kraft der geistig-künstlerischen Tradition die große und stetige Entwicklung der holländischen Schule von Ruisdael bis Israels und Maris begründet, an die selbst noch der junge van Gogh in seinen frühen tonigen Bildern und Zeichnungen anknüpfen konnte. Hier liegt auch die Stärke der französischen Kunstentwicklung, die selbst radikale Experimente, wie den Kubismus, in die allgemeine Linie ihrer Tradition einzubeziehen vermochte; selbst ein Revolutionär wie Cézanne konnte sich als Erbe und Enkel des Poussin bezeichnen, Renoir, der Impressionist, mit Recht die Berührung seiner Arbeit mit Watteau geltend machen und, um ein Beispiel unserer Tage zu nennen, Utrillo steht mit „in der Reihe" und knüpft unmittelbar an die Entwicklung der Jahrzehnte an.

Es sind allerdings gerade im 19. Jahrhundert auch in Deutschland immer wieder Ansätze zu einer auf gemeinsamer Gesinnung der Schaffenden ruhenden Tradition zu beobachten, und unzweifelhaft liegt die Bedeutung der Kunststadt München darin, daß sie zeitweise Sammelstätte der auseinanderstrebenden Kräfte wurde. Hier entfaltete sich die neue realistische Landschaftsmalerei, die durch vier Generationen so bedeutende Meister wie Wilhelm Kobell, Bürkel, Dorner, Rottmann, Sperl, Lier, Toni Stadler aufweisen kann. Hier wirkte um Cornelius, Genelli, den frühen Kaulbach und Schwind, der Kreis der klassizistischen und romantischen Historienmaler. Hier entstand in den Bildern der Leibl, Thoma, Trübner die moderne deutsche realistische Malerei, in den Frühwerken Liebermanns, Slevogts und Corinths die impressionistische Bewegung. Hier entstand freilich auch der Jugendstil, und seine malerische Manifestation, die Scholle, bestätigte die Einsicht, daß eben doch die Basis dieser einen Stadt nicht breit genug war, um auf die Dauer große, schulbildende Tradition zu gewährleisten. Immerhin konnte Feuerbach, der stets Umhergetriebene und Heimatlose, der nirgends ein Genügen fand, von dieser Stadt sagen: „Daß in München doch eine Künstlerluft weht, tut wohl gegen Frankfurt und Karlsruhe ... Die Motive, die mich nach München trieben, sind klar; es entsprang aus dem innersten Bedürfnis, mitlebende Künstler sehen und schätzen zu lernen und meine Sachen in Rapport damit zu bringen, weil ich Isolierung als Mensch und Künstler in Rom befürchtete ... Hier wird doch was geleistet, man gibt und empfängt Anregung und ich habe nur einen Wunsch, daß es mir gelingen möge, ein Atelier zu finden."

★

Der Hinweis auf die fruchtbaren Möglichkeiten, die eine schulbildende Tradition dem Künstler eröffnet, auf die Gefahren, die von hier sein Schaffen bedrohen können, erfährt gerade vor den Bildern Oswald Poetzelbergers, von denen hier eine kennzeichnende Auswahl geboten wird, eine nachdrückliche Bestätigung. Der Betrachter, der um eine gerechte Würdigung bemüht ist, wird sich mit den beiden sehr verschiedenen Deutungen des Themas auseinandersetzen müssen und feststellen: daß hier die Arbeit einer beträchtlichen Begabung vorliegt, die von der Weltanschauung und den Bildinhalten der Romantik und gewissen entwicklungsgeschichtlich genau zu bestimmenden Formeln der Bildkonstruktion ausgeht und diese Elemente in eine eigenartig persönliche und sehr gekonnte Synthese verarbeitet. Der Betrachter wird anerkennen, daß die Ergebnisse dieser Arbeit oft in ihrer individuellen Prägung überzeugen, er wird auch nicht verschweigen, daß sie bisweilen durch das Überwiegen einer dekorativen Gegenständlichkeit beeinträchtigt werden.

Digitized by Google



Chryſanthemen. Gemälde von Oswald Poetzelberger
(Zum Aufſatz von Dr. Kurt Pfiſter über den Künſtler)

Digitized by Google

Digitized by Google

Poetzelberger, 1893 in Karlsruhe geboren und seit einigen Jahren in München ansässig, entstammt einer österreichischen Künstlerfamilie. Der Vater Robert, Bildhauer und Maler, war damals Professor an der Karlsruher Akademie und folgte 1899 einem Ruf an die Stuttgarter Kunstschule. Ihm dankt der Maler eine solide, handwerklich künstlerische Ausbildung. Es scheint nicht zweifelhaft, daß die im Stuttgarter Museum vereinigten Bilder der (mit der Münchner Schule in vielfacher Berührung stehenden) schwäbischen Historien- und Bildnismaler, der Gottlieb Schick, Friedrich Dürr, Johann Baptist Seele, Bernhard Neher anregende Eindrücke hinterließen; daß die auf rhythmische Bildkonstruktion gerichtete Anschauung Adolf Hoelzels, der auf den künstlerischen Nachwuchs Süddeutschlands einen tiefgreifenden, bislang noch nicht genügend gewürdigten Einfluß ausübte, weitgehende Anregungen vermittelte; daß die breitflächigen Landschaften Christian Landenbergers, der seit 1905 an der Stuttgarter Akademie wirkte, auf eine unmittelbare Naturanschauung hinwiesen, anderseits freilich auch gewisse dekorative Neigungen stärkte, die später in der Berührung mit dem Münchner Künstlerkreis der Scholle sich neu belebten.

Zu den Elementen der künstlerischen Herkunft kommen menschliche und naturhafte Erlebnisse, und aus diesem Zusammenklang entsteht das Werk. Poetzelberger verlebte im Oberengadin zwei Schuljahre und verdankt diesem Aufenthalt stärkste Eindrücke der Alpenlandschaft, die sich in seinen Tafeln bis heute immer wieder auswirken: nicht so sehr im Abschildern der Berge und Täler, ihrer Menschen und Häuser im Bild einer naturhaft atmosphärischen Wiedergabe, die sich übrigens in vielen damals entstandenen Aquarellen überzeugend spiegelt; vielmehr im Gesicht der schicksalhaften Verbundenheit von Landschaft und Mensch, von Natur und Kreatur: ein erschütternder Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen gibt. Die Landschaften Böcklins lassen ihn ahnen, in den besten Bildern Segantinis und Hodlers gewinnt er monumentalen Ausdruck.

In Aufzeichnungen, die Jahre später nie-

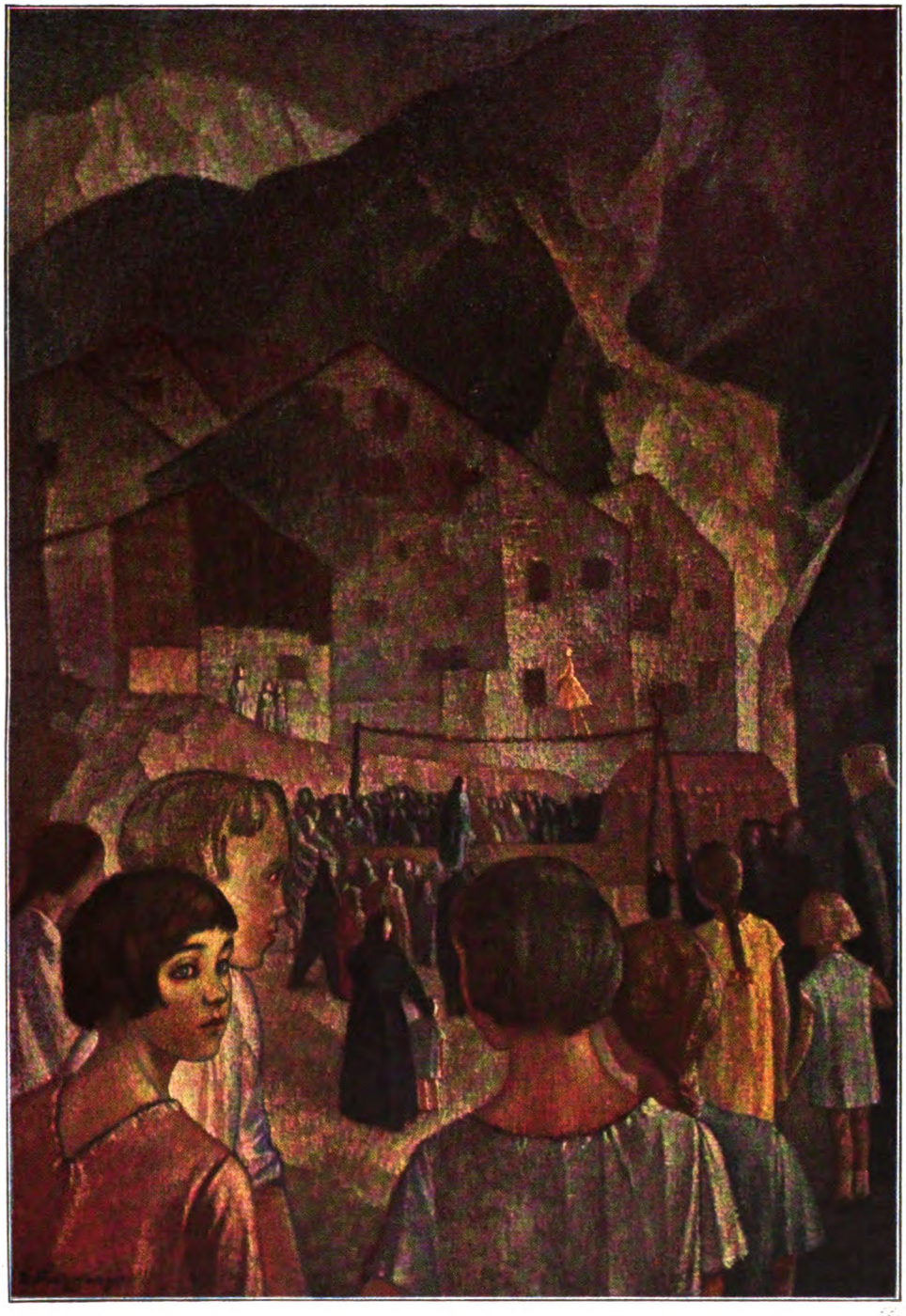
Im Hochgebirge. Gemälde

Digitized by Google

Die gläserne Wand. Gemälde

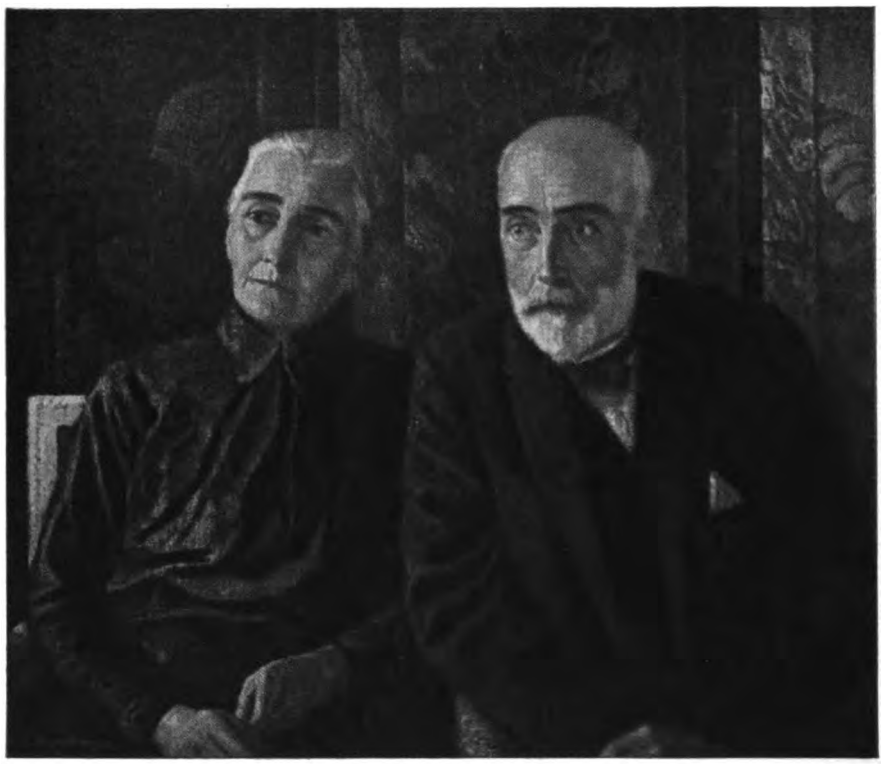
dergeschrieben wurden, schildert der Maler diese Erlebnisse: „Hell schien die Sonne über Land und Berge. Der Morgentau glitzerte noch über den Wiesen, und bis zu ihren höchsten Kämmen waren die Gebirge rein und klar. Die mächtigen Massen verschoben sich langsam, als drehten sie sich im Kreise. Hinter den sonnenbeglänzten Hochmatten schoben sich wilde Kämme und Grate vor und steile blaue Schluchten, deren Kälte man zu fühlen meinte. Über diesen drohten unnahbare Felsenrisse, scheinbar auf den anderen aufgebaut, in Wirklichkeit aber durch tiefe Waldtäler von ihnen getrennt. In ihrem Hintergrund erschienen und verschwanden graue Felszinnen im Sonnendunst, an die sich schmale Streifen weißen Schnees klammerten. Mächtiger und mächtiger wurden die Massen, öde Felskessel zeigten ihre weltfernen Gründe von ewigem Schnee. Zacken und Türme von erschreckender Steilheit neigten sich scheinbar vornüber, als wollten sie herabstürzen. Von der Ebene draußen war längst nichts mehr zu sehen. Auf allen Seiten griffen die Bergmauern ineinander. Wie schön die Hochtäler waren! Was für ein

Digitized by Google



Dorfzirkus. Gemälde
(Kunstausstellung Brakl, München)

Digitized by Google



Die Eltern des Künstlers. Gemälde

träumerischer, ruhevoller Friede! Der lichte blaue Himmel über ihnen wie eine Verheißung. Wer dort wandern könnte, ewig weiter in selige, sonnige Einsamkeiten, in kühle, dämmrige Moosgründe, von Gebirg zu Gebirg, in eine hohe, stille Ferne ... Diese Lärchen waren andere Lärchen, diese Matten, diese Felsen andere, als während der ganzen Reise bisher. Er hatte eine Empfindung, als gehörte ihm der Duft dieses Landes zu eigen, als könne nie und nimmer ein Mensch die Schönheit dieser Berge so begreifen und lieben, wie er; als seien sie entweiht durch all die Menschen, die seither kurzen Sinnes an ihnen emporgeblickt hatten. Diese Berge vergingen nicht, diese Berge waren kein Trugbild; keines Menschen Wahn und Schuld konnte sie zerstören! Aller Zeiten Qual überdauerten sie, diese Statuen der Unerschütterlichkeit ... diese schwindelnden Abgründe, diese meilenferne Tiefe fremder Täler, diese erdrückenden Gipfelriesen scheinen erst in dem Augenblick zu entstehen, in dem wir die Gratschneide betreten. Wir können uns nicht vorstellen, daß diese ungeheuren Wunder schon Jahrtausende in dieser Ferne dastehen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie von uns kleinen Menschen betrachtet werden oder ungekannt ihrem langsamen Verfall entgegenleben. Von der Gratkante senkten sich eine Strecke weit steile Geröllfelder nieder, die in schauerliche Abstürze ausliefen. Über ihren Rand fiel der Blick durch den freien Luftraum viele hundert Meter tiefer in einen weiten Kessel, eine Wüste von Schutt und Stein, durchfurcht von spärlichen Wassergerinnseln, die ihren Ursprung hoch oben im Eis des Truptschum-Gletschers hatten. Nie kann die Sonne die inneren Buchten dieses Kessels erreichen, um die Lawinenreste zu tauen, die dort das ganze Jahr ihr Leben fristen, grau und schmutzig von dem Schutt, der aus dem Gewänd auf sie herabrieselt. Auf der anderen Seite drüben erheben sich, von Stockwerk zu Stockwerk sich aufbauend, wie gotische Münster übermenschlicher Erbauer, phantastische Gruppen von Gipfeln ..."

Die Landschaft Oberitaliens und Flanderns erweiterte den Gesichtskreis. Das heroische Gesicht der alten Städte und Berge Italiens, die Bilder der italienischen Primitiven, des Giotto, Fra Angelico, Masaccio und Mantegna; die schwermütigen Ebenen,

Digitized by Google

das Meer, die alten Städte Flanderns; und alle Landschaft sah der Maler bevölkert von menschlichen Gestalten, die dem Rhythmus der Natur und der verklungenen Jahrhunderte verbunden blieben. Daß der Krieg, den er an der Westfront mitmachte, tiefgehende Eindrücke hinterließ, ist unverkennbar; und zutiefst hat ihn das Erlebnis der Frau bewegt, die seine Bilder in immer neuen Gestalten und Wandlungen zeigen.

Vom Umkreis der Bildinhalte geben die hier vereinigten Werke eine ausreichende Vorstellung. Meist sind es Menschen im Bann einer Landschaft, wie sie etwa in „Dorfzirkus", „Gläserne Wand", „Gartenfest", gestaltet werden; wobei die Landschaft nicht so sehr als Hintergrund und Atmosphäre denn als schicksalbestimmendes Element wirkt. Einzelne charakteristische Bildnisse wie das als menschliches Dokument ergreifende Doppelporträt der Eltern treten hinzu. Und immer wieder kreist die Phantasie um Antlitz und Gebärde der Frau, die als Madonna, als Gretchen, als Viola in Shakespeares „Viel Lärm um nichts" gestaltet wird.

Gartenfest. Gemälde. (Kunstausstellung Brakl, München)

Alle diese Bilder und Erscheinungen sind wie in traumhafte Fernen gerückt, die Raum-

Digitized by Google

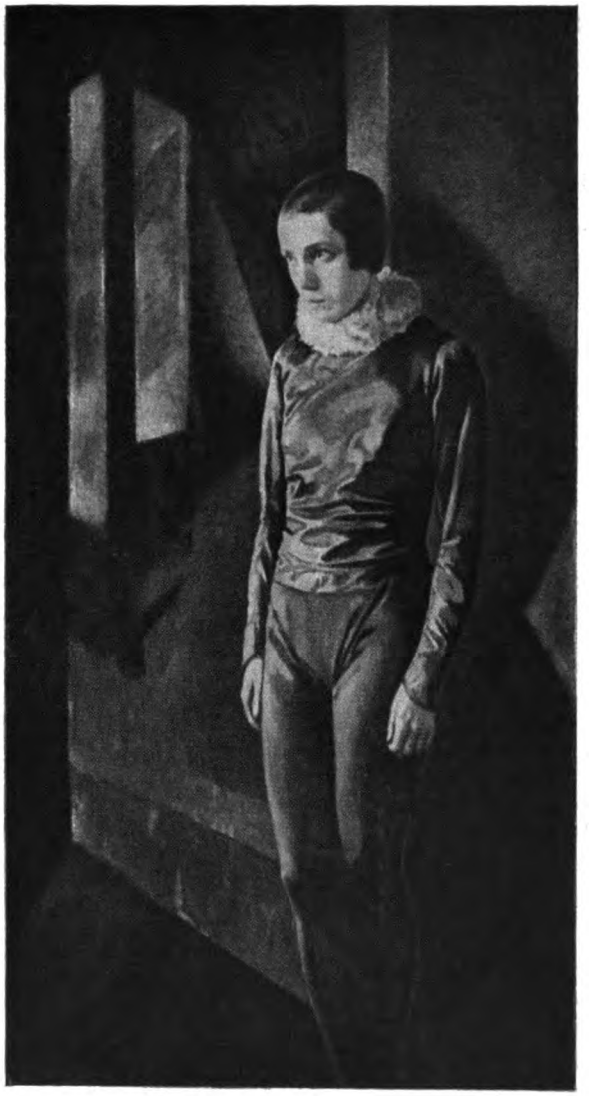
Mutter. Gemälde

schichtungen haben etwas unwirklich Entrücktes, die Menschen begegnen einander, als seien sie alle durch gläserne Wände getrennt, als sei kein Weg von einem zum andern, da sie sich wohl begegnen und zusammen sprechen, aber jeder auf einer anderen Ebene steht und in anderem Idiom redet. Eine Aufzeichnung des Malers ergänzt und deutet dieses seelische Phänomen: „Sie sah alle Menschen ringsum nicht mehr wie sie äußerlich erschienen, sondern in einer ganz anderen Art, gewissermaßen als Wesen an sich, ohne Hülle. Sie war darüber nicht einmal erstaunt, sondern nahm alles hin, wie es sich entwickelte. In jedem Körper erschien ein neuer Körper, der nur lose und unbestimmt mit dem ersten zusammenhing und keine feste Form hatte, sondern nur Ausdruck. Es waren mehr Wesen im Zimmer als Personen, und das Sonderbarste war, daß sie sich selbst vor sich sitzen sah, mit weitgeöffneten Augen und gefalteten Händen . . ."

Es ist angesichts dieser Bilder naheliegend, ein Wort zum Problem der Gegenständlichkeit, des literarischen Inhaltes in der Malerei zu sagen. Es ist durchaus nicht notwen-

Digitized by Google

dig, dem Dogma einer naturalistischen Anschauung zuzustimmen, daß der Gegenstand als solcher ohne Bedeutung für das Kunstschaffen, daß die gutgemalte Birne der gutgemalten Madonna gleichwertig sei. Ein Blick in die Malerei der Jahrhunderte läßt erkennen, daß die Zeiten, in denen ein großer Inhalt organisch mit einer großen Form verwuchs, wie in der Epoche der Gotik und des Barock, schöpferische Gipfelleistungen hervorbrachten. Es ist ja auch naheliegend, daß nur aus tiefster seelischer Ergriffenheit die innerlich monumentale Form erwächst. Die Gefahr liegt freilich nahe, und dies besonders in Zeiten, in denen die geistigen Inhalte in ästhetischen Formeln zu erstarren scheinen, daß der literarische Inhalt das formale Gerüst allzusehr belastet und das Gleichnis zur lehrhaften Allegorie wird. Und es soll nicht verschwiegen werden, daß in der Entwicklung Poetzelbergers Elemente liegen, die die Gefahr einer gegenständlichen Überlastung in sich bergen. Er selbst hat übrigens in einem vor Jahren veröffentlichten Roman ein klares und eindeutiges Bekenntnis zu dem Geist der Zeit, wie er ihn erlebt und sich mit ihm auseinandersetzt, niedergeschrieben, und auch diese Worte eröffnen einen Zugang zu dem ideellen Substrat seiner Bilder: „Der Geist unserer Zeit, der nur verneint, ist nicht wert, daß wir ihm unterliegen. Wir kränkeln an innerer Zerrissenheit, die ihren Grund in einem unnatürlichen Denkfieber hat. Wir sind der Welt, der wir entstammen, fremd geworden. Es fehlt uns das Gefühl der Verwandtschaft mit ihr, und wir werden nicht eher **gesunden, als bis wir uns wieder eins fühlen mit der Schöpfung. Wir sind Glieder dieser großen Einheit. Dies zu erkennen gilt es zuerst. Den stofflichen Teil der Einheit erkennen wir mit dem Verstande. Die Möglichkeit, ihren geistigen Kern zu begreifen, besteht jedoch nur, wenn wir der stofflichen Natur so restlos verbunden sind, daß wir ihren ganzen Sinn erfüllen. Tun wir das,** so haben wir auch die geistige Welt schon erkannt, denn es besteht zwischen dieser und jener keine andere Kluft als die Begrenztheit unseres Bewußtseins. Wer sich wirklich in die Materie vertieft, läuft am wenigsten **Gefahr, Materialist zu werden, denn er wird sich dem geistigen Wesen der Schöpfung immer näher verwandt fühlen. Nach den äußersten Grenzen der Erkenntnis zu suchen hat keinen Sinn, ehe wir nicht geduldig das Einfachste und Nächstliegende erkannt haben, denn während des Fluges wachsen uns die Schwingen. Mit dem Überblicken der Zusammenhänge beginnt ein Vertrauen auf die**



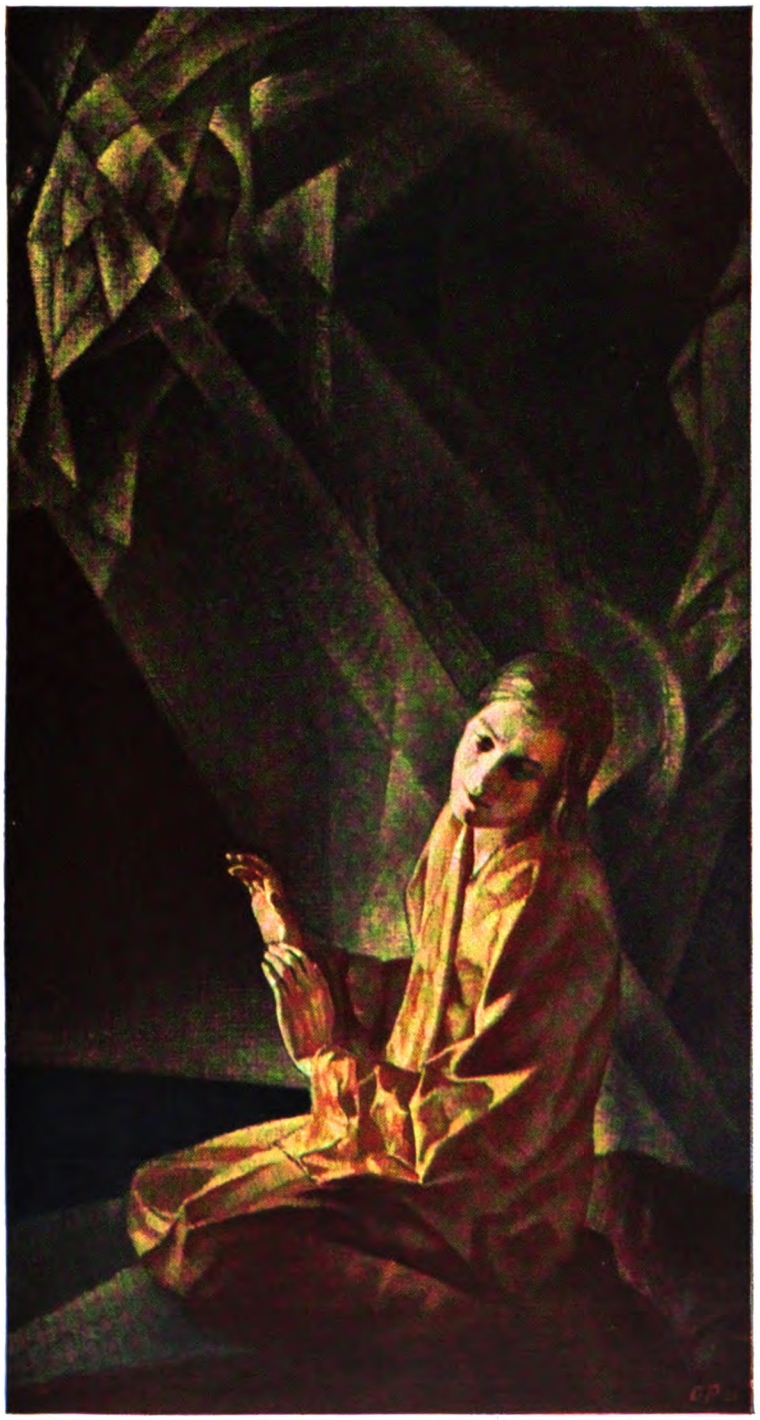
Viola. Gemälde

Digitized by Google

Abschied. Gemälde

Zielbewußtheit und Ordnung des Weltalls zu entstehen. Dieses Vertrauen gibt uns die Geduld, ruhig weiterzubauen; es gibt uns die Reife, den bisherigen Bau zu überschauen und uns selbst zu vertrauen. Wenn wir aber uns selbst glauben, so glauben wir auch an die Schöpfung, deren Glied wir sind. Glauben wir aber an die Schöpfung, so glauben wir auch an einen Schöpfer. Denn wer wird am Vorhandensein des Meisters zweifeln, wenn er sein Werk versteht? Oder kann man glauben, daß ein derart zielbewußtes Werk ohne Urheber, ohne Geist und ohne Willen entstehen oder bestehen kann?

Digitized by Google



Todesbotſchaft
Aus einem Tryptichon im Beſitz des Geheimrates Duisberg

Digitized by Google

Die Wartenden. Gemälde

Jenes Vertrauen läßt uns aber auch den Glauben an die Gesetzmäßigkeit des eigenen Schicksals wiedergewinnen: du wirst überall dieselben Gesetze finden — Spannung und Lösung, Druck und Gegendruck, Wirbel und Ruhe, Gleichgewicht und Übergewicht. Laß dich nicht von Bitterkeit übermannen: der Geist der Zerstörung wartet nur auf unsere Schwäche. Wenn das Barometer fällt, müssen wir auf der Hut sein. Denn wir haben das Barometer nicht, um Änderungen des Wetters bestätigt zu finden, sondern um unsere Handlungen danach zu richten. Das Naturgefühl ist das Barometer, das jeder in sich birgt. Fühlen wir, daß wir schwach werden, so müssen wir Hilfe holen. Noch einmal: schließen wir uns zusammen, helfen wir einander und überlassen wir uns nicht passiv der Bitterkeit. Solange noch Bitterkeit da ist, ist noch etwas Positives vorhanden, aus dem wir Kraft schöpfen können. Erst die Apathie ist der Tod."

Digitized by Google

Am Spiegel. Gemälde. Galerie Le Hanne, Krefeld

Die malerische Struktur dieser Bilder erinnert bisweilen an den farbigen Dekor des Gobelins. Sie bevorzugt eine sehr differenzierte Skala von helldunklen Tönen, die an die Harmonien des Watteau und der englischen Bildnismaler gemahnt. Es ist, musikalisch gesprochen, eine Klangwelt der Halbtöne, der verminderten Septakkorde und unaufgelösten Akkordfolgen. Man denkt bisweilen an die sehr sensiblen und melancholischen Harmonien Debussys. Über dem fahlen Blau und Braun der Hintergründe schwingen die gebrochenen Farbklänge eines blassen Blau, Rosa, Violett und Gelb, die nach dem zweiten mystischen Antlitz der Dinge tasten. Eine Erinnerung an das Symposion des Platon wird lebendig: Viele stehen vor den Flöten und lauschen den schmeichelnden Tönen; aber manche wissen, daß Götterbilder darin verborgen sind. Man darf wünschen und erwarten, daß der Künstler, der heute erst in der Mitte des vierten Lebensjahrzehntes steht, zu ihnen einen Weg finde.

Digitized by Google

Die reisende Wissenschaft

Von W. Rickmer Rickmers, Leiter der Alai-Pamir-Expedition

Das Ordnen der Menge, bestehe sie nun aus Menschen oder Sachen, ist stets eine soziale Aufgabe, denn es handelt sich darum, jeden Teil einer Tatgemeinschaft, heiße sie Staat, Heer oder Werk, so hinzustellen und mit den übrigen zu verketten, daß sich ein ruhiger, beherrschter Gang des Ganzen ergibt. Der Bevölkerungszunahme folgt zwangsläufig die kraft- und zeitsparende Massenbewältigung der Güter. Ordnen, Einrichten, Arbeitsteilung hat es schon immer gegeben. Aber das vollbewußte Ordnen des Ordnens hat sich — außer vielleicht bei Philosophen — erst in neueren Zeiten zu einer eigenen Wissenschaft entwickelt. Daher spricht man von der wissenschaftlichen Betriebsführung (Taylorsystem, Rationalisierung). — Allerdings ist damit auch die Gefahr des gedanklichen und papierenen Leerlaufes gestiegen. Im Gewerbe gab es zu Großvaters Zeiten kaum einen Leerlauf. Nur in Amtsstuben und unter dem Decknamen der Metaphysik führte er ein sozusagen bevorrechtigtes Dasein.

Auch die stillen Gelehrten werden allgemach in die Hochspannung eingeschaltet und in die Betriebsführung der Wissenschaft übernommen. Das möchte ich hier an einem besonders augenfälligen Beispiel erläutern, an der Forschungsreise. Wir bemerken nämlich die Wandlung des forschenden Reisenden in den reisenden Forscher. Durch diese etwas tüftelige Verlegung des betonten Hauptwortes möchte ich andeuten, daß es sich nicht um Neues von Grund auf handelt, sondern um eine Umstellung. Die Umstellung des Betriebes ist ja ein zeitgemäßes Schlagwort.

Was wir da beobachten, ist die notwendige Folge einer uralten Entwicklung, die nun auch den gelehrten Reisenden ergriffen hat, worunter ich den Abenteurer verstehe, der etwas für die Wissenschaft wagt, ohne sich zunächst um den wirtschaftlichen Nutzen zu kümmern, der aus einer Bereicherung des Wissens entspringen mag. Jeder Forscher ist ein mehr oder minder zielbewußter Abenteurer, denn er tut den Schritt ins Unbekannte. Das Reisen ist so alt wie die Tierwelt und die Menschheit, weil es ohne Laufen und Fahren keine landläufige Erfahrung gibt. Ohne Wandern kann man keine Beute machen, und ohne Erfahrung nichts planmäßig ausbeuten. Reisende sind Beutemacher, sei der Gewinn Gold, Wissen oder reine Lust. Die ältesten Einzelreisenden sind die Jäger und die Händler. Aber auch der Großbetrieb läßt sich weit in die Geschichte zurückverfolgen. Man denke an die Nomaden, die Völkerwanderungen und an die Feldherren zu Lande oder zu Wasser. Wer einen Hirtenstamm auf dem Frühjahrs- oder Herbstumzug beobachtet, der kriegt einen Begriff von tausendjähriger Betriebsführung. Und Betrieb kommt nicht umsonst vom Treiben der Massen, die in Fluß gerieten. Wenn Großmutter mal von Apolda nach Berlin fährt, dann herrscht vorher zwei Tage lang aufgeregter Betrieb. Aber hundert Kirgisenfamilien können mit Haus und Herde, Kind und Kegel in wenigen Stunden reisefertig sein.

„Organisation" hat es also schon lange gegeben, wenn man sie auch nicht so wohltönend im Munde rollte. Sie war mit der Sache geworden, wohnte ihr inne, wurde zur Gewohnheit. Erst wir haben etwas Ungewöhnliches aus ihr gemacht.

Der Kriegszug ist entwicklungsgeschichtlich die unmittelbare Fortsetzung des Nomadenzuges, denn der Hirtenführer, welcher Feldherr werden wollte, verfügte schon über eine geordnete Massenbewegung, die er nur weiter auszubauen brauchte. Kein Wunder, daß wir in den Mongolen die großzügigsten Ferneroberer zu Lande erblicken. Das Reitervolk der Steppe lernte neue Genüsse kennen, kam auf den Geschmack und wollte die schönen Dinge auf die Dauer festhalten: Obst, Wein, Seide, klares Wasser unter schattigen Bäumen, zarthäutige Frauen. Wanderhirten konnten sie im Gartenlande nicht mehr sein; und zum Ackerbauer bekehrten sie sich nicht so schnell. Daher blieben sie zunächst reine Krieger, die Herrenschicht bildend. Allmählich lockerte sich der strenge Kastengeist, die Krieger gingen in der Bauern- oder Händlerschaft auf und wurden das Opfer ihrer Vettern, die in neuen Schüben aus den Weideflächen vordrangen.

Der Händler ist wie der Jäger von Natur aus in erster Linie Einzelgänger. Trotzdem hat sich auch eine staatlich gestützte Handelseroberung entwickelt, und zwar auf Grund von Händlergesellschaften, ganz wie ein Mongolenreich auf Grund der Hirtengemeinden. Da fällt uns sofort auf, daß sich die Handelsmacht zur See ausgebreitet hat, wofür England das zeitlich noch naheliegende Hauptbeispiel bleibt. Auch hier müssen wir nach dem Urkern des zwangsläufigen Wachstums fahnden, nach dem beweglichen und zugleich vergrößerungsfähigen Mittel, das einem Menschenverbande die unbegrenzte Ausdehnung des Zweckbetriebes gestattet. Das ist das Schiff. Es faßt neben vielen Gütern auch viele Menschen, läßt sich vergrößern und vor allem beliebig vermehren. Dazu genießt es eine gewaltige Bewegungsfreiheit und kann fast überall herdenweise angebunden oder untergestellt werden.

Das Schiff entspricht dem Pferde, der Seefahrer dem Reiter, die Flotte dem Räuberstamm, die Weiträumigkeit des Meeres

Digitized by Google

der Weiträumigkeit der Steppen. Erst aus dem Seehandel wurde der richtige Großhandel; erst durch den Seehandel wurde der Staat zur Anteilnahme gezwungen, wurde zum Handelsstaat, der Handelskriege führen mußte. Das Heer Dschingis-Khans ist sozusagen der ganze Staat in Bewegung mit dem König an der Spitze. Es begann vielleicht mit den Raubzügen einzelner Stämme, woraus sich dann durch die unvermeidliche Trustbildung die „nationale" Angelegenheit ergab. Ebenso haben die Handelsreedereien (Adventurers, Ostindische Kompanie) den Staat in die Sache hineingefahren, wie die andern ihn hineinritten. Aber während der Reiterstaat mit ganzer Seele unmittelbar am Landraub beteiligt ist, wird der Handelsstaat nur mittelbar als Schutzherr in den überseeischen Krieg verwickelt. Es fehlt ja auch der ungebrochene überländische Zusammenhang von Land zu Land. Ferner bedeutet der Landraub leicht verdienten Kapitalzuwachs, während es der echte Händler mehr auf den Unternehmergewinn abgesehen hat, auf die Zinsen seiner Tätigkeit. England ist durch den Zwang der Verhältnisse zu seinen überseeischen Besitzungen gekommen, fast absichtslos. Einen Besitz kann man es kaum nennen. Das britische Weltreich ist kein adliges Landgut, sondern ein Syndikat.

Politischer und wirtschaftlicher Großverband haben sich getrennt entwickelt. Verhältnismäßig schnell und leicht bauten sich die reinen Schutz- und Verwaltungsvereine auf, die man Staaten nennt. Nur langsam wuchsen die Erwerbsgenossenschaften heran, die Innungen, Gilden, Handelsgesellschaften. In Gestalt des Trustes aber kommen sie dem politischen Staat an Machtfülle schon sehr nahe und werden schließlich in ihn hineinwachsen, was in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wohl nicht mehr lange dauern wird. Damit kommt dann auch die vernünftige Syndikatsbildung auf wirtschaftlicher Grundlage (Paneuropa).

Eine Mittelstellung zwischen den oben beschriebenen Hauptarten nehmen die politischen Raubstaaten ein, wie ich sie in Ermangelung eines bessern Wortes nenne. Sie überwiegen in der Geschichte Europas (Rom, Frankreich, Preußen usw.). Wirtschaftliche Notzwänge mögen oft hinter diesen politischen Kriegen gesteckt haben, aber zumeist waren sie doch das Ergebnis kaltblütiger, staatsmännischer Überlegungen. In erster Linie waren Königsbelange maßgeblich. Dazu denke man sich noch die Soldaten und Beamten, die neue, ruhmreiche Beschäftigung suchten.

*

Diese Einleitung mag etwas länglich erscheinen. Aber ich will vom Reisen sprechen; und Reisen ist Geschichte. Der Mensch will sich ausdehnen, erwerben, besitzen. Er kämpft mit der Natur, um Beute zu machen und nicht zur Beute zu werden. Dann tut er sich mit andern zusammen, um den Betrieb zu vergrößern. Erobern heißt Reisen. Reisen heißt, sich ins Neue und Unbekannte wagen. Kriegführen und Reisen decken sich. Auch reine Lust ist Beute, die in der Bewegung liegt oder durch Bewegung gewonnen werden muß. Der Wanderer sucht die Schauluſt zu befriedigen, strebt nach der Lustbeute der Neugier. Den Abenteurer beherrscht die Erlebnisgier. Die Veranstalter von Vergnügungsreisen sind Großbetriebe des Abenteuers mit vermindertem Wagnis.

Und mit der Verbandstätigkeit ist das Wissen eng verknüpft, denn aus gemeinsamem Tun erwächst die gemeinsame Sprache. Jeder Betrieb sammelt Erfahrungen, bildet ein Wissen als Ebenbild seiner Einrichtung. Zugleich mit dem Sachbesitz dehnt er seine Kenntnisse aus. Das Wissen als wahre Gemeinsprache entspringt dem richtigen und erfolgreichen Tun der Gemeinschaft. Und nun sehen wir den Weg einer Arbeitsteilung schon vorgezeichnet. Da haben wir einmal den seßhaften Gelehrten, der die unbekannte Welt von der Werkstatt oder Sternwarte aus zu erobern trachtet. Sodann ist da der Abenteurer, der in die Weite dringt, um dem Unerwarteten zu begegnen. Und beide in einem ergeben den Forschungsreisenden, den Zwierechten, das wandernde Wissen. Wagrecht stemmt er sich durch den Raum; senkrecht ergründet er an jedem Ort den Aufbau der Natur. Zwei Teilbetriebe sind hier wieder in einen verknüpft. Das Reiseabenteuer war schon lange als Touristenverkehr organisiert, die Wissenschaft als Universität oder Versuchsanstalt. Jetzt ist auch die Forschungsreise an die Reihe gekommen.

Als zusammengesetztes Wesen muß der Forschungsreisende ein Allerweltskerl sein, Sportsmann und Gelehrter, Kämpfer und Denker, Rauhreiter und Dichter. Daraus ergibt sich aber auch, daß er bei aller Gewissenhaftigkeit nach keiner Richtung hin restlos gründlich sein kann, zumal beim heutigen Stande der wissenschaftlichen Technik mit ihrem Feingerät. Die auswechselbaren Teile eines Universalwerkzeuges erreichen ja nie den hohen Wirkungsgrad eines Sonderwerkzeuges. Deshalb empfand der Entdecker bald das Bedürfnis, zwar die Einheit des Betriebes zu wahren, aber die Pflichten innerhalb des Betriebes aufzuteilen. Mit andern Worten waren das Forschen und das Reisen getrennten Abteilungen zuzuweisen, wodurch sich gleichzeitig ungeahnte Möglichkeiten zum Vergrößern des Unternehmens eröffneten.

Es sind die Fortschritte im Wandern und Wissen, die das Bedürfnis nach einer geregelten Betriebsführung der reisenden Wissenschaft geweckt haben. Im Laufe der Zeit sind viele neue Instrumente erfunden worden, so daß fast keine Wissenschaft mehr ohne verwickeltes Beobachtungsgerät auskommt. Die Verkehrsmittel sind schneller

Digitized by Google

aber auch anspruchsvoller und pflegebedürftiger geworden. Die unerforschten Erdräume haben sich verkleinert, und der Stoff aus früheren Ergebnissen hat sich in den Büchereien zu Bergen gehäuft. Sodann ist die Zahl der abenteuerlustigen und zum Reisen befähigten Menschen außerordentlich gestiegen, was sich ebenfalls aus den technischen Fortschritten erklären läßt. Hand in Hand mit der Verstadtlichung des Wohnens und der Verödung der heimischen Natur ging die Erleichterung des Reisens. Die Flut der Reisewerke hat zudem die Sehnsucht nach fremdartiger Romantik verstärkt. Es ist schon etwas Alltägliches, in einen fertigen Betrieb einzutreten, der sich Nordlandfahrt, Mittelmeerfahrt oder Weltreise nennt. Von da zum Eintritt in den Betrieb einer Forschungsreise führt nur noch ein Schritt.

*

Mit dem Abschluß der freihändigen und freiäugigen Erkundung der Natur wurde der Wissenschafter immer mehr von den Geräten abhängig, die allein höhere Genauigkeit und weiteres Vordringen ins Unbekannte gewährleisten. Der Kartenmacher der Alai-Pamir-Expedition brauchte sieben Packpferde für seine Theodoliten, Photogrammeter und Platten. Vier kräftige Tiere schleppten das Rüstzeug des Sprachforschers, der neben Sprechmaschinen auch viele Bücher mitnehmen mußte. Der Wetterforscher richtete mehrere Wetterwarten ein, die etwa zehn Pferdelasten Gerät beanspruchten und dazu einen Stab von Gehilfen. Ähnlich erging es den Astronomen. Eine Gesellschaft von Ärzten, die kürzlich Syphilisherde in Asien untersuchte, verlud in drei Eisenbahnwagen ein ganzes Krankenhaus mit Röntgenaufbau, Stromerzeuger, Laboratorium, Mikroskopen usw.

Hunderttausende von Büchern enthalten den angesammelten Stoff der Wissenschaft. Die Kenntnis des bisher Geleisteten ist notwendig. Aber die Ergebnisse der Vorgänger lassen sich nicht mehr auf wenige Seiten eines Taschenheftes ausziehen, wodurch man sich gezwungen sieht, ein ziemliches Gewicht an Drucksachen einzupacken. Von den Vorgängerschriften abgesehen, kommt auch der gewiegteste Beobachter mit dem besten Gedächtnis heute nicht mehr ohne Nachschlagewerke und Hilfstafeln aus.

Früher beneidete man den Geologen, weil er — tüchtiges Können allerdings vorausgesetzt — mit wenig Werkzeug Bedeutendes leisten konnte. Einige Hämmer, ein Kompaß, ein Fläschchen Salzsäure und Einwickelpapier genügten ihm. Aber im Einwickelpapier steckt der Pferdefuß, um mit Wippchen zu reden. Es dient nämlich zum Aufbewahren der Handstücke und der oft sehr empfindlichen Versteinerungen. Der Erdbauforscher zieht leichtbeschwingt aus und kehrt schwerbepackt heim. Auch an ihn mag dereinst die Frage herantreten, ob es nicht besser sei, eine Werkstatt mitzuführen, um an Ort und Stelle Hunderte von Gesteinen zu untersuchen, die dann fortgeworfen werden können. Infolge der verfeinerten Geräte und Verfahren sind die Unterschiede feiner geworden, auf die man achtet. Vor hundert Jahren war Granit einfach Granit, manchmal grau, manchmal rosenrot, wie heute noch für uns Laien. Ich weiß nicht, wieviel hundert Granitarten man neuerdings auseinanderhält. Das bedeutet größere Sammlungen. Damit eng verbunden ist das wachsende statistische Bedürfnis der Naturkunde, nämlich der Wunsch, Durchschnittswerte aus möglichst langen Reihen zu erzielen. Wo einst zehn Stück einer Pflanzenart genügten, sucht man heute tausend heimzubringen. Unser Tierforscher, der sich viel mit dem Vererbungswandel beschäftigte, war darauf erpicht, zehntausend Stück derselben Käferart zu ergattern. Und die Museen sind unersättlich. Die Sammler oder Sacherbeuter seufzen unter einer zunehmenden Last. Den Beobachtern am Gerät wird immer leichter zumute, weil sie Zahlenwerte erbeuten, die sich auf engem Raume unterbringen lassen.

Selbstverständlich will sich der Forscher auch die neuesten Verkehrsmittel zunutze machen. Das Schiff ist allerdings Schiff geblieben. Es wurde nur geräumiger und schneller. Aber auf dem Lande frißt der Kraftwagen längere Strecken und fördert schwerere Lasten als die alten Fahrzeuge. In der Luft kann man Gebiete überfliegen, deren Überschreitung unendlich mühsam ist (Packeis, Wüste). Jedoch fehlt dem Kraftwagen und dem Flugzeug die Reichweite des Schiffes, das dieselbe Last ohne Nachfüllen von Brennstoff viel weiter befördert. Die Reichweite des Segelschiffes ist sogar fast unbegrenzt. Der Dampfer kann mit einer Kohlenladung, mit Lebensmitteln und Trinkwasser für die Mannschaft und mit einer gewaltigen Nutzlast monatelang unterwegs bleiben. Für den Land- und Luftverkehr braucht man Flugplätze oder Benzinhäfen in kurzen Abständen. Wo sie fehlen, werden Mutterschiffe und Beiwagen nötig. Auf Seereisen waren große wissenschaftliche Stäbe ja längst üblich, denn das Schiff regt ohne weiteres die schwimmende Universität an. Dementsprechend muß man jetzt ganze Geschwader von Kraftwagen bilden, wenn man öde Flächenräume durchmessen will. Die unwirtlichsten, auch von Kamelkarawanen nicht besuchten Teile der Sahara werden heute mit Flotten von Raupenschleppern erforscht, die sogar vor den Dünen der Sandmeere nicht zurückschrecken.

Eigentlich möchte man sich wundern, warum das Vorbild der Heereszüge nicht schon längst zu wissenschaftlichen Massenaufgeboten zu Lande angeregt hat. Aber erstens haben die Völker und Könige stets mehr Geld für Kriege übrig gehabt, als

Digitized by Google

für gelehrte oder wirtschaftliche Unternehmungen, die zumeist der Tatkraft einzelner oder kleiner Verbände vorbehalten blieben. Zweitens stand in alten Zeiten wohl jede größere Reisegesellschaft von Fremdlingen unter dem Verdacht, eine feindliche Bande zu sein. Drittens war die Wissenschaft noch nicht so stark belastet. Immerhin sind die damaligen Feldzüge in gewissem Sinne auch Forscherfahrten gewesen (Alexander der Große) oder nebenbei wissenschaftlich ausgenützt worden (Napoleon in Ägypten).

Man darf die Erdkunde heute nicht mehr als bloße Oberflächendarstellung und Länderbeschreibung betrachten. Sobald wir das Gesamtwissen der ganzen Menschheit ins Auge fassen, wird sie zum Ordnungsgerüst aller Kenntnisse. Erdkunde im weiteren Sinne ist dann Werk, Wirtschaft, Wissen in bezug auf die Landkarte. Gemeinschaft erwächst aus Verkehr, Tausch, Reise. Kein Wunder, daß die Wissenschaft der menschlichen Betriebsamkeit auf allen ihren Wegen und in allen ihren Formen getreulich folgt. Neu ist nur, daß jetzt auch die Gelehrsamkeit von der Entwicklung zum Großbetrieb ergriffen wurde, wenn wir mit Gelehrsamkeit einmal die Zweige bezeichnen wollen, die bisher weniger eng mit Verkehrshast und Geldverdienen verknüpft waren. Überall passen die Gleichnisse. Der Aufklärungsdienst der Weltreisewissenschaft ist getan. Es setzen sich nicht mehr nur einzelne Plänkler der Wissenschaft in Bewegung, sondern ganze Anstalten.

Den Krieg kann man kaum noch einen Feldzug nennen. Das Ziehen ist nicht mehr die Hauptkunst des Schlachtenlenkers. Man versammelt sich an einem Ort, und dort geht's los. Aus dem Feldzug wird die Belagerung, aus dem Bewegungskrieg der Stellungskrieg. Was liegt näher als der Vergleich zwischen dem Auffahren schwerer Geschütze und dem Auffahren der Fernrohre am Orte der Sonnenfinsternis?

*

Unternehmungen nach dem Muster der Alai-Pamir-Expedition sind somit das Ergebnis des allmählichen Überganges von der Entdeckungsreise zur Bearbeitungsreise, von der ersten Begehung des Feldes zu dessen gründlicher Aufnahme. Wirkliche Entdeckerfahrten macht man am besten allein oder zu zweit, weil der Weiträumigkeit die leichte Beweglichkeit entsprechen muß. Die wissenschaftliche Hauptleistung des älteren Abenteurers war kartenkundlich, weil seine sonstigen Ergebnisse ohne Ortsbestimmung keinen geographischen Wert hatten. Berge, Wälder, Tiere, Menschen waren so neu, daß man sie bloß mit offnen Augen zu sehen und mit lebendiger Feder zu schildern brauchte. Die Welt ist heute entdeckt, das heißt in großen Zügen bekannt. Mit kühnen Entwürfen ist's nicht mehr getan. Jetzt muß das Mosaik zwischen den Umrissen ausgefüllt werden. An die Stelle des Finders tritt der Untersucher, an die Stelle des Schürfers der Abteufer, an die Stelle des Auges das Instrument, an die Stelle des Erzählers der Vermesser und Statistiker.

In der Landwirtschaft kennt man schon lange den Unterschied zwischen Großflächenbau und Gartenbau. Heute ackert man ein kleineres Feld um so gründlicher durch. Daraus folgt die Zerlegung des Begriffes der Forschungsreise ins Reisen und Forschen. Der Reisebetrieb ist zu einer eignen Wissenschaft geworden, die dem Leiter des Unternehmens zufällt. Er kümmert sich um die Ausrüstung, die Beförderung, die Wegsuche, den Haushalt. Kurz, er bringt die Wissenschafter an ihren Arbeitsplatz. Er baut eine fliegende Anstalt nach dem Muster der Forschungsinstitute daheim und sorgt dafür, daß die Gelehrten sich möglichst ungestört ihren Untersuchungen widmen können. Natürlich wiederholt sich das Bild des Abenteurers und Entdeckers bei jedem Teilnehmer im kleinen, sobald er seine Ausflüge abseits des Standlagers beginnt. Aber diese Abstecher sind dann nicht viel umständlicher als die Bergfahrten von einer Alpenvereinshütte aus.

Wie bei jedem Großbetrieb, so muß auch hier dem höheren Kraft- und Geldaufwande der schnellere Erfolg in der Zeiteinheit entsprechen. Livingstone, Kapitän Cook, Stanley, Nansen waren jahrelang unterwegs. Die Alai-Pamir-Expedition dauerte nur sechseinhalb Monate, wovon fünf auf die reine Arbeitszeit kamen. Trotzdem werden die wissenschaftlichen Ergebnisse an die tausend Druckseiten füllen. Man wird nun auch einsehen, warum oft gar nichts Aufregendes von einer solchen Unternehmung zu berichten ist. Man darf eben keine Abenteuer erleben, wenn die Aufgaben rechtzeitig und gründlich erledigt werden sollen. Der Reisende alten Schlages suchte geradezu das Abenteuer, denn er zog aus, das Unerwartete zu finden. Für den Reiseleiter von heute bedeutet das Abenteuer einen Organisationsfehler oder Betriebsunfall.

*

Das ist aber auch der Grund, warum diese wissenschaftlichen Belagerungen eines Gebietes so wenig Aufsehen erregen und kaum volkstümlich werden. Die weiten Kreise der Leserschaft wissen wahrscheinlich mehr vom verunglückten Eismeerflug des Generals Nobile als von der Fahrt des Forschungsschiffes „Meteor", das ebenso wie die mehrfach erwähnte Alai-Expedition von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ausgesandt wurde und dessen Ergebnisse eine Großtat der deutschen Wissenschaft darstellen. Wenn das Lob der Wissenschaft nicht eine höfliche Redeweise bleiben soll, wäre es besser, sich etwas mehr um die still

Digitized by Google

und mühsam aufgebauten Erfolge als um die Betriebsunfälle zu kümmern. Hörer wie Leser werden sich umstellen müssen, wenn sie in Zukunft dem Erlebnisinhalt von Reiseberichten gerecht werden wollen, denn das Abenteuer als glücklich oder unglücklich überstandener Reiseunfall verwandelt sich unweigerlich ins Abenteuer der Betriebsführung. An die Stelle des augenfälligen Kampferlebnisses tritt allmählich das Erlebnis der Berechnung und Organisation, wo nur der Enderfolg sichtbar wird, während sich die aufregenden Begleitumstände in der Brust des Unternehmers austoben.

*

Und wie wird die Entwicklung weitergehen? Sie steht vorgeschrieben im Zeichen der örtlichen Bedarfsdeckung. Man legt Kohlenhäfen und Benzinstellen an, um nicht genötigt zu sein, viel Brennstoff aufzuladen. Heute braucht niemand Bettzeug und Lebensmittel mitzunehmen, wie zu Urgroßmutters Zeiten, wenn er Deutschland durchquert. Hat er genug Geld, braucht er überhaupt kein Gepäck. Hundert Jahre lang strahlten die Erzeugnisse der neuzeitlichen Technik und Wissenschaft einmittig vom Abendlande aus. Die Großgewerbler Europas müssen heute zusehen, wie sich Fabriken ihres Zweiges im dunkelsten Afrika auftun. Das bedeutet zugleich, daß der Handel kleinere Lasten an jene Orte der Herstellung befördert. Dasselbe wiederholt sich in der Wissenschaft. Überall werden Lehranstalten, Museen, botanische Gärten eröffnet. Mit anderen Worten: Die Wissenschaft wird örtlich erzeugt und örtlich bedient. Der Forscher kann sich mit leichtem Gepäck an jene Stätten der Gelehrsamkeit begeben. Aus den schwerfälligen Expeditionen werden Touristengesellschaften mit Handköfferchen. Infolge dieser Entmittung wird es auch bald unnötig und oft sogar unmöglich werden, große oder wertvolle Sammlungen nach Europa zu verschleppen, wobei noch der folgende Umstand mitspielt.

Die Völker wollen auf ihrem Gebiet nicht mehr bloßer Gegenstand ausländischer Gelehrter bleiben, denn man könnte sie für unfähig halten. Sie sehen auch nicht ein, warum ihre Altertümer oder Naturseltenheiten in fremde Museen wandern sollen. Somit meldet sich überall die Selbstachtung mit dem Rufe: Keine Fremdlandforschung der andern ohne unsern tätigen Anteil als Heimatforscher. Auch hierfür war das deutsche und russische Gemeinschaftsunternehmen der Alai-Expedition ein treffliches Beispiel.

*

So schön nun Aufbau und Leitung eines Großbetriebes für den begeisterten Arbeiter auch sein mögen, so peinlich sind die ebenfalls ins Große wachsenden Nebenerscheinungen der Vorbereitungszeit und der Heimkehr. Der Nordpolflieger Byrd schildert sie sehr packend und humorvoll in seinem Buche „Himmelwärts". Wer nicht das Glück hat, vom Staat, von einer Notgemeinschaft oder von einem einzigen Geldgeber weitherzig unterstützt zu werden, der muß die Mittel zusammenbetteln. Das kostet viel Überwindung, selbst wenn man sich dessen bewußt ist, einem hohen Zwecke zu dienen. Trotz besten Zeugnissen und trotz einem bewährten Vorleben als Forschungsreisender muß man sich so manche Unhöflichkeit und sogar Rücksichtslosigkeit gefallen lassen. Bieten seine Persönlichkeit und sein Plan die Aussicht auf verblüffende Erfolge, so gelingt es ihm vielleicht, Zeitungsverträge abzuschließen und Vorschüsse darauf zu erhalten. Dieser oder jener pumpt ihm eine runde Summe, wie man auf ein Rennpferd setzt. Jedenfalls begibt er sich mit einem Sack voll Schulden auf die Reise.

Angenommen nun, unser Forscher lande ruhmbedeckt in der Heimat: Empfangsausschüsse, Ansprachen, Blechmusik, Siegesfanfaren, jubelndes Volk, Festtafel, Hochgebraus, Orden, goldne Ehrenmünzen, Ehrenurkunden. Der Gefeierte fühlt sich geruhsam in der Sonne des Ruhmes, die ihm einen dicken Lorbeerkranz ums Haupt wachsen läßt. So wenigstens sieht die Sache für den Zuschauer aus. Die herrliche Torte besteht indes aus Schichten, zu denen der Siegreiche seine gute Hälfte beitragen muß. Tausend Menschen drängen sich mit Fragen und Händedrücken heran. Vor allem erfordert jede Ansprache eine wohlgedrechselte Antwort, in der man um Gottes willen niemanden vergessen darf. Zwischendurch laufen Hunderte von Briefen und Telegrammen ein. Und dann ist da das Bleigewicht der Schulden von der Ausreise her. Der Held muß endlos viele Zeitungsaufsätze schreiben und Vorträge halten. Seine Tagesaufgabe besteht aus Eisenbahnfahrten, Empfängen, ein bis zwei Vorträgen, zwei Festessen mit Reden, verschiedenen Ausfragungen durch Berichterstatter, einem Damentee, Stadtrundfahrt und dem Beantworten zahlloser Briefe. Wenn ihm drei Stunden Schlaf bleiben, darf er sich freuen. Ich schätze, daß Byrd aus Aufsätzen, Büchern und Vorträgen einige Hunderttausend Mark eingenommen hat. Mit mindestens der Hälfte davon mußte er Schulden abdecken. Die andre Hälfte ist schon für die nächste Reise vorgemerkt. Und leben muß er schließlich auch. Das Nachspiel ist aufreibender als die Tat.

Auch wenn man nicht gerade ein Geschäft machen will, so wird doch ein riesiger Geschäftsbetrieb daraus. Der Forscher führt ein großes Geschäft, macht aber keine guten Geschäfte.

Von den Unternehmern der reisenden Wissenschaft ist noch kein einziger reich geworden.

Digitized by Google

Flanelli.

Ein Wiener Geschichtchen

Von Rudolf Hans Bartsch

Man kann sich draußen, in der geschäftigeren Welt, kaum einen Begriff von den altübergebliebenen Winkeln machen, deren die größte Kleinstadt der Erde, das vielumgrünte Wien, immer noch in Menge birgt. So viel Stille, so viel Sonne auf den Gassen! Und so viel Winkel, die in der Dämmerung den Liebespaaren und bei Sturm entlaufenen Hüten und umgedrehten Regenschirmen willkommenen Aufenthalt gewähren.

*

In einer jener Gassenwinkeleien, die bergauf, bergab gebaut sind, hatte sich, zwischen Josefstadt und Sankt Ulrich, ein Amerikaner eingenistet. Ein fröhlicher und gewandter Businessmann, der den Wiener mit liebevoll entzückter Geringschätzung betrachtete. Mister Jonathan Wilson war aus der Antiquitätengegend zwischen Schaffhausen und München, aus der er seine Handelsobjekte gezogen hatte, ausgewandert, er besaß ein frohes Herz, wollte leben und leben lassen, in gemütlichen Häusern Antiquitäten und Altsilber kaufen, verschollene Meister in Öl und Pastell und Marmor oder Sandstein entdecken und die Leute immer doch ein wenig mitverdienen lassen. Denn sein Gewerbe erforderte immerhin etwas wie eine leichtlebige Künstlernatur. Die hatte er von der Großmutter, die aus Passau stammte, während Urgroßmutter noch Wienerin gewesen war.

Mister Jonathan Wilson befreundete sich zugleich mit der Stadt und einem herrlichen Altsteinhändler und Bildhauer hinter Sankt Ulrich, von dessen Heiligen aus Sandstein er nur zwei dekolletierte Magdalenen, sonst aber am liebsten Flora, Psyche, Diana mit kurzem Chiton, Venus und Bacchantin nebst Faun aus lieben Altwiener Gärten abzukaufen pflegte.

Unsäglich still war der Winkel, in dessen kleine Gartenreste Veilchen bis in die Fliederzeit hineindufteten, während rot und weiß die blühenden Kastanien hinter Grenzmauern heraus in den seideblassen Staubhimmel emporbegehrten. In einem Hofe, auf den Vorzimmer und Unsagbarkeitsraum des Amerikaners hinausgingen, rann im Februar stets das erste Tauwetter von den Dächern und gurgelte in vielen Dachrinnen. Sodann kamen die blassen Kinder in die Höfe. Der Werkelmann spielte seufzende Erinnerungen zwischen neue Schlagerweisen hinein, und an schwermütigen Sonntagnachmittagen zogen dort die Kinder, mit der vollen Unablenkbarkeit ihrer Hoffnung, hunderte Male vergeblich an einer offenen Klingelschnur, die an der Wand zu einer kleinen, ganz, ganz jungen Nähterin ins zweite Stockwerk bis vor deren Fenster hinanreichte. Jede Minute wiederholte sich das hoffnungslos verhallende Zittern des weißbronzenen Glöckchens, begleitet von dem ebenso unermüdlich und vergeblich hinaufgerufenen Wort: „Flanelli!? . . . Flanelli!“

Es war eintönig; es war da irgendeine Art Inferno; samt dem „Laßt alle Hoffnung hinter euch“. Und es war doch ungemein traulich, dieses vesperlich einsame, unermüdlich hoffende Klingeln des hübschen Glöckchens, gefolgt von dem klagend anfragenden Rufe: „Flanelli!?,“ in dem das „e“ sehr betont und gezogen wurde.

Dieser Ruf sollte eigentlich heißen: „Fräul'n Elly.“ Aber die meisten Kinder standen noch im Alter, wo das r chinesisch ausgesprochen wird; darum klang das wienerische „Fräul'n Elly“ so textil.

*

Der Name also gehörte einer reizenden, sehr jungen Nähterin, die eine fröhliche Liebe zu all diesen Hofkindern hatte, von ihnen aber, trotz ihrem noch kurzen Leben, wie zeitlos, wie immer dagewesen empfunden wurde. Genau so, wie ihre Tante, Fräul'n Kathi, auf welche das Wort vom lieben Gott schon eher paßte: „Er ist immer, war immer und wird immer da sein.“

Das herzige Mädel aber teilte alle bunten Flickrestchen ihres „Ateliers“ an die kleine Lichtmauermenschheit aus, half ihr auch sonst bei Verlegenheit an Rock und Höschen und fühlte all ihre kleinen Freuden und Schmerzen. Sie bekam aber auch stets den ersten Maikäfer dafür, die erste herübergewehte Kastanienblüte des Nachbarhofes und den letzten, verschnullten Zuckerrest, des die Kleinen je einmal überdrüssig geworden waren.

Daß Flanelli am Sonntag mit ihrem stets ernst freundlichen Bräutigam in den unermeßlichen Wiener Wald ausfliegen könnte, kam den Kindern kaum in den Sinn. Für sie hatte Flanelli stets da zu sein, und das unbeschreiblich schwermütige Immer-wieder-Ziehen und Probieren der Kinder in banger

Digitized by Google

Vesperzeit war eine der ersten psychischen Beeinflussungen, die in das smarte Herz des reschen Amerikaners ein winziges Stückchen verwehtes Wienergemüt impften.

Ein wenig Wehleidigkeit, ein wenig Hoffnungslosigkeit und Schwermut. Viel: „da kann ma' halt nix machen." Viel Resignation. Aber auch unverwüstliches Neuprobieren an eisern verwehrender Situation. Er lachte drüber und war doch ganz schwach gerührt davon.

Auch das war wienerisch, daß im Hof die Sonntage so öde waren, wie man sie, noch ungewürzter, kaum mehr in England genießen kann, der Wochentag aber strahlend war von Fröhlichkeit, Vielgeschäftigkeit bei gänzlich durchplauderter Arbeit. Acht Stunden hatte man täglich, um sich aufs Arbeitsende zu freuen.

Dazu sah Fräulein Elly alle drei Minuten stürmisch zum Fenster hinaus, und bald hatte sie Jonathan Wilson mit seinen lachenden Zähnen und frischen Augen so weit gebracht, daß sie auch seinetwegen dann und wann zum Fenster fuhr, um ihm zuzunicken: in den ihrem unruhigen Blute nötigen Minutenpausen. Denn sonst arbeitete sie wirklich unausgesetzt, und das gefiel ihm sehr.

Wegen des Bildhauers mit den alten Sandsteinfiguren und wegen des reizend unruhigen, blonden Kindes zog der Amerikaner auch dann nicht aus, als sämtliche Chauffeure der Straßenseite, vor dem ausgezeichneten, alten Weinwirtshäuschen, seinen dortseitig hinausgestreckten Kopf augenblicklich dollarhoffnungsvoll mit dem Kavaliersrufe alter Zeit begrüßten: „Fahr'n mer, Euer Gnaden?" Er war sehr bald die Sehenswürdigkeit des stillen Viertels. Seine frischen Augen wurden beliebt. Man verriet ihm jede Hausmeisteruhr, die Alabastersäulen hatte, und ließ sich gerne von ihm, bis zum Beginn einer Verrenkung, auf die Schulter schlagen oder freundschaftlich den Arm an der Hand aus den Gelenken schütteln.

So kam es, daß Jonathan Wilson, böse auf sich selber und seine sonst tüchtige Seele, zu oft und Fräulein Elly zu selten aus dem Fenster sah. Ihm wenigstens zu selten. Dazu war Jonathan traurig, weil ihm ihr Bräutigam selber durchaus gefiel.

Denn man muß nur wissen, daß südlich von Wien wieder der Norden beginnt. Mit sparsamen, langsam und karg rechnenden Menschen, deren strenge Lebensweise die besten Soldaten der Erde liefert und die gar nichts „Östreichisches" im beliebten Sinn an sich haben. Nichts, als den für ein Leben reichenden Alplerhut, die doppelt so lang zu tragende lederne Hose und die mindestens ein Lustrum getragenen genagelten Schuhe. Sparsam, enthaltsam, niedersachsenhaft wortkarg sind dort oft die Menschen. Bloß ihre Augen können blitzen, spotten, drohen und doch schelmenhafte Gedanken lustig verraten. Von solcher Art aber war Augustin Kern. Ausseer Blut. Evangelisch. Das heißt in Österreich: In vier Jahrhunderten nicht umzubringen gewesen. Dabei sah ihm grundtiefe Ehrlichkeit aus den Augen.

Als der Amerikaner diesen Bräutigam einmal beim Altbildhauer traf, wo Kern, als Architekt, Bestellungen zu machen hatte und Wilson eine Nymphe aus der Mozart-Zeit durch den Bildhauer „schlanker zuhauen" lassen wollte, sagte ihm der Obersteirer: „Lassen S' ihr die mollerten Tutterln, wann s' a jetzt unmodern sein! In zwanzig Jahrln sein's wieder schön. Wegnehmen kann ma's immer; auffi pappen net mehr."

Damit kamen sie ins Gespräch über Frauenschönheit. Der Amerikaner machte dem guten Jungen ein Kompliment zu dem an seiner Braut bewiesenen guten Geschmack. Der gebirglerhaft gebliebene Baumeister sagte: „Ah, das vergeht ja Gott sei Dank. I' schau derweil bloß zu, ob der gute Kern dann überbleibt."

„Den hat sie! Den hat sie!" versicherte Wilson.

„I' glaub' selber," sagte Augustin Kern nachdenklich, zahlte dann seine Schuldigkeit, umständlich genau, an den Bildhauer aus und ging in seiner stets vertieften, bergbauernhaft vorgebeugten Haltung groß und stark hinaus, indem er eine in den Weg geräumte Steinfigur zartfühlend beiseite hob und hinsetzte, als wär's Lindenholz.

Damals schwanden ein paar Hoffnungen des Amerikaners. Aber nicht auf lange Zeit.

*

Im frühen Sommer war, an zwei Sonntagen nacheinander, Regentag. Beide Leutchen gingen statt in den Wald ins Kino. Augustin ungern. Elly, wie stets, bis in ihre stets neue Seele blank, als begänne erst jetzt das Leben. Das neue, längst erwartete, erstaunlich wunderbare, noch gar nie gelebte Leben. Sie fieberte vor Spannung und Entgegenfreuen.

An diesem Tag also, Sonntag, regnete es. Am nächsten ebenso. Elly war schwer nachdenklich. Sie hatte stets beim Tode Siegfrieds bitterlich geweint und hungerte danach, es abermals zu tun. Letzthin so öffentlich innig, daß Augustin ihr einen harten Stoß in die Rippen hatte versetzen müssen. Der blaue Fleck saß schmerzend für ein ohnedies verwundetes Herze über den

Digitized by Google

Rippen. Sie aber dachte an Siegfried, der mehr erlitten hatte als solch einen Knuff.

Und nicht mehr durfte sie ins Kino, um ihren Siegfriedl zu beschluchzen.

Heute klingelten die Kinder nicht vergebens. Sie machte sich mit ihnen sogar zu schaffen, als der Bräutigam gekommen war und sie nur so von nebenher immer wieder ansah, weil sie ihn nicht ansah.

Zuletzt: „Was hast denn?"

„Ah, der fade, traurige Regentag!"

„Ja: wer soll denn den anders machen?"

„Na, du doch!"

„Ich?"

„Natürlich du! Du sollst Sonn' hereinbringen! Da will a Wienerin an Östreicher heiraten und net amal g'lacht wird! Da: schau den Nibelungenfilm an! Im ganzen Deutschland haben s' kan' andern g'funden, der so a sonnigs Lachen mit so schöne Zähn' zuweg 'bracht hätt, als den östreichischen Leutnant! Is eh das letzte, was uns no blieben is! Und du? Magst oder kannst du net sonnig sein?"

„Im Herzen bin i's öfter."

„Aber heraus kommt nix! Da schau den Amerikaner drüben an! Der lacht a net zu oft; aber alleweil lacht er mit die Augen! Du hättest so gute, graue Augen. Aber du schaust drein, wie die Fassad in der Tigergassen oder Seidengassen, — wo's Steueramt is."

„Was soll i' denn tun?"

„Lach a bissel!"

„Jetzt? Wo i' dir net g'fall? Der Siegfried und der Amerikaner aber ja? Da is' ma' net zum Lachen."

Da küßte sie ihn doch wieder, sobald die Kinder hinaus waren. Und lange Zeit hörte jetzt drüben der Amerikaner mit einigem Mißbehagen abermals nur das gewohnte, vergebliche Sakristeiglöckchen mit dem unverbrüchlich hoffenden Rufe: „Flanelli!?"

Drinnen aber blieb es still.

*

Der gute Kerl sah ein, daß er eine langsame Bergsteigernatur wäre. Nachdem sein richtiges Volksgefühl ihm gesagt hatte, daß der Amerikaner kein Mann wäre, dem südöstliche Sexualität das Blut aufjückte, lud er ihn, als den Fröhlichen, als den Unterhaltlichen, geruhig (Menschenwert gegen Mensch) zu einem Sonntagsausflug mit Elly ein, damit sie wenigstens lachende Augen sähe und dann selber entschiede, welche ihr lieber wären: seine ernsten und treuen oder die frohen Unternehmeraugen des sympathischen Jonathan. Dann würde er halt zurücktreten. Einsamkeit ist er von den Bergen und deren langen Wintern her schon gewöhnt. So sehr, daß er „Gemeinschaft mit der Natur" gleich hinter das Zusammenleben mit der daseinsfrohen Elly stellte.

Hart freilich wird's sein; aber man will klar sehen.

Der Amerikaner wieder war zu naiv in Wiener Dingen, als daß er seine größere Brieftasche nicht ebensogut überall, auch bei Elly, für einen Bestandteil seines eigenen Wertes gehalten hätte. Wie jedes „Herr Söhnchen" beinahe das Geld Papas und jeder junge Beamte seinen neuen Sonntagsanzug als zu ihm selber gehörig, als sein Wesentliches, als ein Stück seiner Ehre, Seele, Lebenskraft und Wertungsfähigkeit rechnet.

Selten sind die Menschen, die in sich selber und vor andern bloß die „nackte Gabel", „das Ding an sich" werten; wie schon der wahnsinnig weise gewordene, alte König Lear den Bettler nennt. Und beinahe noch seltener sind Mädchen, die neben gepflegten Händen und neuesten Beinkleidern den an sein Auto gelehnten Emporkömmling nicht schöner fänden als einen großen, frischen Einzigen in seiner Bescheidenheit.

Dazu war der Amerikaner „weit her". Und des Deutschen größte Schmach ist von jeher diese Redens- und Denkart gewesen, mit der er sich selber unbewußt als „nicht weit her" bewertet. In diesem Worte treffen sich Berlin und Wien ebenbürtig.

Jonathan besaß einen Namen, der Elly als Kind gerührt hatte. Damals hatte ihre verstorbene Mutter ihr von einer Operette „Der arme Jonathan" erzählt und die Schlager daraus „Ich bin der arme Jonathan, was fang' ich armer Teufel an", sehr hübsch und mit dem ganzen wienerischen Geschmack zum Klavier vorgesungen. Ja, wenn Mutter nicht gestorben wäre! Elly wäre nicht Nähterin neben Tante Kathi!

Elly aber hörte nicht bloß Operetten und sah Autos, in denen man sich selber entflieht, sympathisch mittuend an. Elly kannte auch jenen König Lear. Irgendein Stück jenes Begriffes „Mensch an sich" war ihr doch durch vieles, instinktives Lesen gerade wertvoller Bücher in Blut und Herz gegangen. Aber auch Nähterin wollte sie nicht bleiben. Mit stiller Verwunderung hatte Augustin sie schon oft, nach Feierabend, über Gobineaus „Renaissance" etwa oder einem ähnlich schweren Buche ertappt, zu dem viel Wissen gehört. Stets saß sie über Büchern, die langsam Wert, über Jahrhunderte hinaus zuerst — und dann jenen „Ewigkeitswert" erlangten, von dessen Relativität Busch allerdings sagt:

Digitized by Google

„Der Ruhm — wie jede Schwindelware —
Hält selten über tausend Jahre."

Auch über dieses Wort hatte sie nachgedacht, und sogar war die kleine, unruhige Wienerin eine jener seltenen Frauen, die es zuwege brachten, Schopenhauer zu lesen, ohne ihn an die Wand zu schmeißen.

Soviel nun über Jonathans und Augustins Chancen bei ihr.

Dazu noch sei gesagt, daß Elly ein sehr reines und, wie die Ärzte sagen, „frigides Geschöpf" war, das sich nicht, sinnenheiß, aber blond, in dunkles Kontrastblut verliebte, sondern bloß helle, tatkräftige Augen, aufrechtes Dastehn und Gehen und Schaffen, kurz wie jede echte Nordländerin das „Wesen" eines Mannes schätzte.

Der schönste, stärkste, gefährlichste „beau" galt ihr Ausschußware.

Verflucht nur, daß Jonathan Wilson neben seinem aufregend fremden Wesen auch so „allgemein menschliche Werte" hatte, wie dergleichen in Ellys Büchern genannt wurde. Er war ein so gut gelungener Junge, daß er neben Augustin (beklemmend für sie) in die Höhe wuchs.

Sie, die Lehrerin werden wollte und sich also strenge selber disziplinierte, maß in sich selber kritisch ab, ob nicht eben jene hellleuchtend große Brieftasche (neben Johnnies Eigenschaft, ein Auto zu seinen andern Tugenden rechnen zu dürfen) ihren klaren Kopf ein wenig beeinflußt hätte. „Arm bleiben", das kann die Wienerin; wenn sie weiß, daß sie glücklich sein wird. Aber ihre Phantasie kann sie nicht zügeln.

Und im Auto wurden sie zu dritt an die seligste Weitblickshöhe gebracht, mit dem die Wiener Waldeserde (in kommoder Lebenskunst) tunlichst nahe an den Himmel greift. „Tunlichst nahe": im Lande der Ausgewogenheit zwischen Nord und Süd, zwischen West und Ost, im Lande der Tunlichkeit. Im Lande, von dem das Wort gilt: „Hier steh' ich. Ich kann auch anders, Gott helfe mir! Amen."

Elly stand vor der ihr beängstigenden Nähe der Möglichkeit, „auch anders können zu sollen".

Wilson hatte dort, hoch oben, zwischen Dürrwien und Hochstraß, von wo man die steirische Welt und Ungarn und die böhmische Grenze und das ferne Oberösterreich sieht, eine waldumrauschte Berggipfelstelle gepachtet. Er hatte den darauf stehenden Wald gekauft und gefällt, so daß jetzt, zur Verwunderung der Bauern selber, eine ganz neue Weltenferne sich aufriß. Die gefällten Bäume hatte er als Bauholz den Winter über und jetzt durch das ganze Frühjahr unentrindet und samt den Ästen liegen lassen, damit die Zweige und Nadelbüschel die Feuchtigkeit aus dem Holze saugen sollten; „wobei es auf natürliche Weise trocken und schnell verwertbar würde," wie er sagte.

„Glauben Sie denn," warf der Bildhauer Kern ein, „daß die Natur den saugenden Ästen, die Sie zu spät wegsägen werden, bloß gestattet, Wasser und nicht am Ende auch die beste Zähigkeit und Naturkraft aus dem toten Stamme zu saugen? Was wird das Holz in fünf Jahren wert sein? Bedenken Sie, unsere Väter bauten immer für fünf Jahrhunderte."

„Wir sind gewöhnt, für fünf Jahre vorauszudenken und in diesen fünf Jahren so viel zu verdienen, daß wir dann froh sind, das Alte abbrennen und neu aufbauen zu können."

„Was wohl Ihre Ur-Urenkel zu solchem Raubbau sagen werden? Keines Landes Boden bleibt unerschöpflich."

„Die Schwachen werden uns verfluchen. Die Starken werden technische Ersatzmittel genug haben."

„Meinetwegen. Ich war drüben. Ich habe dort sogar viel Schönes gefunden. Ich hab' vieles davon gezeichnet."

„Ich habe Ihren entzückenden ‚Hafen von Neuyork mit Manhattan' gesehen. Auch jene kleinen Wolken drüber, die sich dort, nur zwischen Land und Meer, in dieser Weise rollen, ehe sie sich nach Westen hin zu den großen Massen sammeln, die den Atlantik so launenhaft machen! Bei euch zu Hause zeigen sie manchmal die Hurricans an. (Wilson sagte „Harrikains" und das gefiel Elly, die bloß Londoner Englisch gelernt hatte.) Ich will gerne bei Ihnen in die Schule gehen. Aber das sage ich Ihnen: ich habe, außer anderm, Wien wegen seines vielen Westwindes zum Aufenthalt gewählt! Ich weiß aus den Wetterberichten, daß die atlantische Luft geradezu und am schnellsten über Frankreich hierher gelangt. Hitze leider auch. Ich bin und bleibe auch hier Amerikaner. Darum jetzt, fangen wir beide mit je einer Weekendshütte an. Sehen Sie, wie ich es mache, und ich wieder sehe zu, um Ihnen was abzulernen."

Dann arbeiteten beide Männer um die Wette.

Wilson mit der entzückenden, in der Tasche zu versorgenden leichten amerikanischen „Marblesaxt"; Augustin mit einem etwas verlegenen deutschen Fabrikat. Elly lief, zwischen beiden sich selber sorgsam austeilend, mit Hilfe beim Zutragen und anderer Kleinarbeit hin und her und freute sich, wie stark beide seien.

Digitized by Google

Das dauerte bis in den Sommer. Diesen Jonathan bewunderte Elly sehr. Er war mit Axt und Richtmaß und Säge erfahren wie Christi Nährvater. Jonathan als Zimmermannssohn, sagte auch stolz, daß zwar die flämischen und deutschen Bierbrauer sich rühmen könnten, einen König zum Meister gehabt zu haben, daß aber der liebe Gott selber als Lehrling zu einem Zimmermann in Christi Jugendjahren habe gehen müssen!

Daher dies das vornehmste Handwerk wäre.

Zuletzt standen beide Häuser nebeneinander. Auf Johnnies Erzeugnis, das ein praktischer, viereckiger Kasten mit Flachdeckung war, hätte man geruhig an der Vorderseite jenes aufregende Wildwestbrett befestigen können, das alle Leser Buffalo Bills kennen; mit seiner Aufschrift: Saloon.

Augustins Haus war schön. Hatte ein Steildach.

„Zeitverlust, Geldverlust," sagte Johnnie. „Wozu das steile Dach?"

„Schneewucht abhalten; abrollen lassen. Und wenn Ihnen der Schnee Ihr Dach eindrückt, haben Sie bei uns als Freund eine Unterkunft im Dach droben; im Waldheustadel. Denn auch das wird er sein."

„O, ich habe meine Holzprofile stärker gewählt als Sie."

„Wenn Sie drüben sicher sind, ist ja alles gut."

Mit Augustin wäre Dusagen ganz erträglich gewesen. Grade der wollte nicht. Der Amerikaner lachte.

*

Elly, die so viel studierte und beobachtete, wußte nicht mehr genau, was ihr an den beiden Häusern mehr gefallen sollte. Praktischer? War Johnnies Konstruktion. Schöner und heimeliger? Die des Obersteirers, der doch lange in Amerika gewesen, der weiß Gott wie sachliche Fabriken entworfen hatte und bloß beim deutschen Hause nicht viel anrührte. Immer bloß das wieder wecken, was seit Jahrhunderten daran unterlassen worden, aber brauchbar geblieben war.

Der eine sah zögernd, abmessend und schätzerisch ins Heute und in die Zukunft. Der andere gehörte dem Heute so sehr, daß er respektlos alte Statuen „modernisieren" ließ, weil sie so besser verkäuflich wurden. Der eine war in aller Stille arm geblieben. Der andere war in aller Selbstverständlichkeit und Bescheidenheit reich geworden. Gegenwartskräftig waren sie beide. Und ganz gleich schienen beide sie zu lieben. Und — was ihr viel war — dem Wesen, und nicht den Sinnen nach schienen sie beide zu lieben.

Aber mit Johnnie lachte sie mehr als mit Augustin.

Freilich, mit einem talentvollen, jungen Advokaten (Roosedöst hieß er) lachte sie noch mehr. „Er bringt den frischen, orientalischen Rosenduft von der Börse," hatte Augustin ein wenig gehässig gesagt. Und Roosedöst sah zu oft nach ihren hübschen Beinen, nach ihren Achseln, wenn sie die Arme sommerfrei hob. Damit hatte er bald verspielt. Sie behielt ihn bloß als vergnügten Freund bei sich.

Weiß Gott was an ihr so liebenswürdig klug und kühl war? Nicht die mindeste Schwüle war in ihr aufzuwiegeln. Sie lachte gern, sah alles nüchtern an. Eben daran verzweifelte der gescheite Roosedöst. Er hätte sie gern „tätlich phantastisch" gesehen.

„Sie sind in jeder Bewegung die Poesie selber. Sie haben die schönsten Füße und Beine von Wien! Sie gehen, wie das Mädchen im Tal bei armen Hirten. Aufreizend elastisch, flüchtig wie Mailuft. Leichtfertig alle Begierde erweckend gehen Sie, um alle, bewußt erfreut, hinter sich zu lassen! Sie sind ein Gedicht. Sie sind ein Traum. Ein Haupttreffer von Weib. Oder, vorderhand Mädchen. Sie sind, noch einmal, die Poesie selber. Aber Sie wollen unpoetisch sein! Und es gelingt Ihnen."

„Das ist es, was ich will. Dichten sollen die andern über mich. Ich dichte nicht, ich bin."

Sie lachte das so nebenhin und blieb liebenswürdig dabei.

Nur das, daß sie an ihrem Lebensliebsten ein ungelenkes Talent anhangen haben sollte, das gefiel ihr nicht. Beneidet wie er um sie, so wollte sie selber um ihren Mann sein. Zittern wollte sie um ihn wie er ob möglichen Verlustes um sie. Aber weder zitterte er! Noch ließ er sie fasten! Und sie sich sehnen nach ihm! Er kam und ging. So war er. Er war da, ehrlich wie ein immer abzutaxierender Holzklotz. Aus Edelholz? Na, ja schon!

Johnnie dagegen erweckte zum Beispiel einmal unter blühenden Kastanien Begeisterung. In amerikanischer Ungeniertheit zog er den Rock aus und demokratisch balancierte er für ein paar Arbeiterfamilien im Prater ihre Tische und Sessel herbei, um dann dem Küfer ein Eimerfaß Bier auf den Anstichbock zu heben. Hundertundvierzig Pfund. — Alles an ihm war selbstverständlich, wie sein unkünstlerisches Weekends-Camp im Wiener Walde.

Digitized by Google

Aber dann! Dann lief im heißen Sommer abermals der Siegfriedsfilm!

Es lag in der Luft, dies: „Sei sonnig! Sei sonnig! Nur dann weint man so um dich, wenn man dich als Sonnenheld von hinten durch und durchspießt!“

Augustin ahnte aber nicht, daß er mit Elly abermals Paul Richter bewundern und von ihm lernen sollte, sonnig zu lachen. Er hatte mehr Sorge um den real nahen Amerikaner. Siegfried hatte er längst vergessen. „Laß dir von ihm was vorlächeln und komm dann nicht wieder,“ hatte er gesagt.

Er war schön langsam ein wenig reizbar geworden damals im Frühling. Elly sah ein, daß sie sich zurückhalten müßte. Damals. — Aber je mehr sie als Lehrerin Geschichte und Poesie studierte, desto dichter drängten sich die Eroberer, Sonnenhelden und sieghaften Genies in ihrem Gedächtnis und ihrer Phantasie. Da nun sogar wenig gelehrte Mädchen von fünfzehn bis zu achtzehn Jahren (und manchmal noch weit ins spätere Leben hinein) nichts anderes als den Außerordentlichen und den Halbgott suchen, von dem ein Leuchten über die Jahrtausende hinweg zurückbleiben müsse, so hatte es der arme, schlichte Augustin gar nicht gut bei einem kleinen Kopfe und einem Herzen, die das ganz Außerordentliche begehrten.

Daß auch seine treue Liebe, sein großes, stilles, tapferes Menschentum und sein Talent irgendwas wie ein Leuchten hinterlassen würden, daß jeder kleine, gute und herzheiße Dorfschulmeister und Landarzt dies Leuchten ebensogut hinterläßt wie ein Genie — soweit hatte sie noch nichts gelesen und erlernt.

Nicht einmal Schwarzalben hatten sich noch gefunden, um Augustins Emporstieg zu unterwühlen; wenn man nicht Herrn Doktor Roosedöst dazu rechnen wollte, der sich in der dezentesten und liebenswürdigsten Art über den schwerfälligen Architekten lustig machte, dessen Schuhe, Gang, Muskeln und Denken groß und langsam waren.

Aber Jonathan Wilson stand als richtige Nebensonne da. Er lachte mit den Augen; er hatte die Fabelwesen alter Tage aus reizenden Wiener Gärten bei sich im Zimmer stehen, in das sie mit Augustin einmal zu Besuch gekommen war. Er wußte um alte Bilder, und mit Bewunderung stellte Elly fest, daß für ihn Michelangelo nicht, wie für die Phantasie aller andern Amerikaner, bloß Tausende von Quadratyards mit Heiligen, Propheten, Sibyllen und andern Lebewesen zugedeckt und als Maler damit einen nie mehr geschlagenen Rekord geschaffen hätte. Nein. Er empfand bei Bernini das verzückte Schmerzenslächeln der heiligen Theresa, das bedenklich an Wollust mahnt, durchdringend. Auch wollte er eigens in die Albanerberge, wo das Originalbild in seinem herrlichen, marmornen Puttenrahmen, unsterblich groß, dem Michelangelo neuerdings Konkurrenz zu machen begann. Er wußte auch, daß in Österreich irgendwo ein kleiner Bacchus des Bernini noch versteckt sein müsse, dessen Augen, ohne Einbohrung, sondern in antiker Glätte, auf die Zeitgenossen dennoch dermaßen erstaunlich den Eindruck der Trunkenheit gemacht, daß Becher und Rebe, die er in Händen hielt, als Attribute unnötig gewesen sein sollten. Das Weingotteskind sollte, fast völlig aus einem runden Marmorrelief herausgemeißelt, anatomisch den schönsten Putto darstellen, der den Künstlern vom Quattro- bis zum Seicento je gelungen wäre. Solche Dinge wußte Jonathan Wilson. Und er wollte das Werk finden. Er war schon auf der Spur des Medaillons, das genau beschrieben und sogar in seinem Durchmesser, elf Zoll, angegeben war. Die Clarys schienen es aus Italien nach Wien und von da zu den verschwägerten Aldringern nach Graz gebracht zu haben.

Daß solche Sachkunde und so künstlerisches Vollwissen an einem Amerikaner für Elly überwältigend waren, durfte bei einer ehrgeizigen, phantasievollen, fleißigen und geradezu „vorkriegsmäßig gebildeten“ jungen Wiener Lehrerin nicht böse stimmen. Zumindest wußte Johnnie, wie sie den Westmann manchmal schon nannte, ebensoviel in Dingen der Kunst wie Augustin, und beide imponierten ihr einmal, droben vor den Weekendhäusern bei Hochstraß, als sie ihr aus Gobineaus „Renaissance“ den grandiosen Dialog zwischen Papa Giulio della Rovere und Michelangelo in Bologna einfach aus dem Gedächtnis vorspielten. Dabei sprach Augustin den Kardinal hinzu, und als Jonathan mit Stockschlägen und den Worten „Dummkopf, Flegel, Einfaltspinsel“, über den Kardinal herfiel, machte das auf Elly einen für August nicht günstigen Eindruck. Um so mehr, als er gleich nachher als Michelangelo vor dem Papste niederzuknien, dessen Fingerring zu küssen und sich, überwältigt von so viel Größe, zu empfehlen hatte.

Sogar die Schlußworte des Papstes: „Du bist der Ruhm Italiens und der Stolz des Papstes“ stimmten sie gegen Augustin herab. Denn gerade das war er nicht. Oder wenigstens noch nicht. Und sehr überlegte Elly, ob es sich nicht lohnte, abzuwarten?

Digitized by Google

In solche Zeit aber fiel jener Regentag, da Elly mit Fräulein Kathi, mit Anwalt Doktor Roosedöst, Wilson und Augustin Kern abermalen ins Kino ging.

Elly hatte dem Amerikaner zugeredet, Augustin bis zu Beginn der Vorstellung gutgelaunt zu stimmen und ihm üble Gedanken zu benehmen, damit er, ohne zu bocken, gefügsam zu Siegfried hineinkäme. Johnnie, in aller Unschuld und froh, nicht im trockengelegten Amerika sein zu müssen, hatte Augustin in eine jener reizenden Altwiener Weinschenken eingeladen, vor denen ehedem die Fiaker weilten, vor denen jetzt die Autos ruhten. Er wußte wirklich nicht, daß Augustin Bier zwar gerne trank und vertrug, daß aber, namentlich bei Hitze, der Wein ihn schwermütig und reizbar machte.

So kam es zu der kurzen, schneidend erregten und dramatischen Szene in der Vorhalle des Kinos, von der leider hier berichtet werden muß.

Augustin, rotwangig und blitzäugig, noch ganz menschenmäßig, aber schon ein wenig mehr zum Kampfhahne hin, tritt in diese Vorhalle, hinter ihm ahnungslos und gemütlich pfeifend Johnnie.

Augustin gewahrt, daß er einer neuen Lektion, sonnig zu lächeln, zu siegen und unter Tränen abgetan zu werden, beizuwohnen hätte. Er stellt den Nacken dick, wie ein Stier sich gegen den Torero stemmt.

„Also d a s hast du mir eingebrockt ...?" Er sagt es stockig, ohne Ellys lachend entgegengestreckte Hand zu ergreifen, die sogleich von Johnnie, von Roosedöst und von allen andern Freunden geschüttelt wird.

Fräulein Kathi vermittelt, weil sie sieht, daß Elly Runzeln zwischen ihre schönen Augenbrauenbogen zieht: „Aber wir werden uns doch alle sehr unterhalten, Herr Kern? Und dann ist auch Hagen da. Und dem Markgrafen Rüdiger, dem sehen Sie grabeaus ähnlich. Äußerlich und im Charakter! Elly selber hat gesagt, Sie und er wären gleich sympathische Charaktere."

„Ja," sagte Augustin dagegen, „weil auch er sich totschlagen läßt."

„Du ließest dich nicht für mich totschlagen?? Mister Johnnie! Sie auch nicht?"

„Ich fürchte, ich würde die andern totschlagen," sagte der ehrliche Amerikaner.

„Und Sie, Herr Roosedöst?"

„Ganz bestimmt. Ganz bestimmt."

„Augustin? Was bin ich dir dann?"

„Den Kindern Lieferantin für Flanell; mir Lieferantin für Kinoleinwand. Im übrigen nichts als bedrucktes Romanpapier; Papier, nicht einmal holzfrei."

„Und du bist aus Leder, aus Schafleder!"

Da das Kino noch nicht begonnen hatte, drängten die Warter gerne herzu, um an dieser Introduktion teilzuhaben.

„Mäßigung, Mäßigung! Das sind ja Ehrendelikte!" rief Doktor Roosedöst.

„Wenn eine überspannte Nocken von der Fetzenflickerin zur Kinderdrillerin emporrückt und dazu das Kino braucht, um ihre versteckten erotischen Neigungen in ihre Bildung mit einzubeziehen, so ist jedes Wort einer gesunden Kritik öffentlich berechtigt," sagte Augustin, zog sich zurück und wollte gehen. Ihm war's grade genug.

Elly aber rief ihm nach: „Gott sei Dank, daß dieses Holzpferd, dieser lederne Esel mit einer Ehrenbeleidigung weg ist! Ah, bin ich jetzt froh und frei, daß ich ihn verklagen kann! Doktor Roosedöst! Sie übernehmen meine Vertretung bei Gericht, nicht wahr?"

„Gott, wo wir soviel Zeugen haben? Gern. Und leicht ist die Sache!"

„Ich klage ebenfalls," rief Augustin zurück und stampfte ab.

Johnnie stand rat- aber nicht mehr hoffnungslos zwischen beiden Parteien, als Augustin ihn hinter sich herrief.

„Werden Sie als Zeuge wahrheitsgetreu aussagen?"

„Welche Frage! Aber wollen Sie gegen eine Lady wirklich so vorgehen?"

„Erstens ist sie keine Lady! Zweitens muß man die Offensive ergreifen, wenn man beginnende Übermacht sieht wie hier. Wie!? Sie stehen am Ende auch auf der Gegenseite?"

„Mir tut bloß alles so sehr leid," sagte Johnnie, freute sich aber im stillen. Augustin Kern ging nun endgültig aus der Halle weg und zog vor niemandem den Hut. Auch nicht vor Gott und Elly.

*

Es kam eine lange und bängliche Zeit, die durch den Herbst noch obendrein farbenreich schmerzlich gefärbt wurde. Der Wiener Wald verbarg damals manchmal drei Menschen. Jeden meist einsam. Bloß manchmal Johnnie und Elly miteinander. Wenn Wilson sie, statt in der langwierigen Bahn, im Auto bis Rekawinkel, dann nach Dürrwien und Hochstraß zu dem verlassenen Weekendhäuschen führte, wo er ihr Konserven kochte und sagte, daß sie als Frau eines Amerikaners niemals die Mühe einer Wienerin haben würde, die auf das Zubereiten der Speisen unrationelle drei Stunden verwende, was Sklaverei und finanzielle Schädigung zugleich wäre. Napoleon wäre der gewesen, der, öffentlich und mit viel Aufwand an Temperament, das langwierige Zubereiten

Digitized by Google

und noch mehr das lange Sitzenbleiben bei der Mahlzeit verbot. Elly verglich während solcher Reden träumerisch das unpraktischere, aber schönere Wochenendhäuschen des nie mehr Wiedergekommenen mit dem Wilsons.

„Still, ernst, schön . . . poetisch."

Manchmal, wenn der Herbst gar zu hoch lohte, kam sie auch allein hierher.

Man sah so weit umher! Man sah eine so stille, unberührte Welt in die Länge, Breite und Höhe. Vom rotgelben Wald bis in den ferne schwarzgrünen hinan und in Schneehöhen weiter, bis unter nachdenklich südwärts wandernde Wolken und abscheidende Vogelzüge. Ihr Architekt hatte ja auch nach Süden gewollt, wußte Fräul'n Kathi, die Tante.

„Studienhalber," hatte er gesagt. Die Prozeßführung war einem wildfremden Advokaten übertragen.

In dieser Zeit also sah sie sehr viel nach der Südferne.

„Er erlebt jetzt Renaissance. Ich studiere sie bloß. Und er erlebt auch, daß heiterere Frauen als ich seine ernsten Augen mehr schätzen, als ich . . ."

Daß Augustin Kern schon in Aquilea genügend Studienmaterial gefunden hatte und in den brennend schönen Herbst samt seinem brennend wehtuenden Herzen zurückgekehrt war, das wußte sie nicht. Er nämlich war der dritte, der sich an Wochentagen, wo er sich vor Überraschung sicher wußte, in sein altes Häuschen stahl, zu dem bloß noch Elly einen Schlüssel hatte, den er nach geendetem Prozeß ja zurückbekam.

Er saß dort viel; er aß dort wenig.

Manchmal roch es aber im Häuschen, wenn er kam, wie nach Gulasch. Ja, er merkte sogar Speisereste in Konservenbüchsen. „Wahrscheinlich haben sich Touristen oder Wandervögel oder Pfadfinder unter meiner verlassenen Sommerlaube gütlich getan." Seinen Appetit reizte es nicht. Eher seine Augen, die er bedeckte, um sie auch dem Walde nicht zu verraten.

Denn mit Elly war dort regelrechter Haushalt gewesen. Vorbei . . .

Tränen? Nicht oft. Aber ein unfaßbares, nie gekanntes, begehrendes Wühlen in Adern und Eingeweid, wie es wohl der Leibhaftige nach dem verlassenen Gotte haben mochte. Er sprang auf. „Und das nach solch einer Lehrgans!"

„Freilich . . ." Und er setzte sich wieder. Jetzt malte er an ihren lichten Farben in sinnendem Erinnern weiter. Während der urmächtige Wald ihm zuredete, alles so schön und ruhig zu machen, wie er selber.

Es ist nun ein Glück, daß die österreichische Justiz auch so ruhig arbeitet, wie der Wald Gottes und Gottes Mühlen. Ein Prozeß aus dem Hochsommer kommt im andern Frühjahr zur Reife. Und die große Weisheit dieses Verfahrens wird dort mit dem Worte bezeichnet: „Auslaufen lassen."

Auslaufen lassen das überspannte Uhrwerk. Auslaufen lassen junge Zeit, die erst einmal schön alt und bedächtig werden muß. Auslaufen lassen das Faß, das vor Überdrang und Gärung zerspringen möchte.

Sollte man, außer dieser Wunderkur gegen Zorn und Schmerz und Erinnerung, noch mehr von Zufälligkeiten verraten, wie sie wahrscheinlich sind bei einem Mädchen, das schon als Nähterin alle paar Minuten neugierig und lebensungeduldig den Kopf aus dem Fenster steckte? Und nun ganz bestimmt nicht, auch als eifrige Lehramtskandidatin nicht, ihr übervolles, loderndes Herz diesem Herbste gegenüber zu zügeln wußte?

Diesem Altweibersommer gegenüber?...

Es ist nur dieses zu sagen, daß zur Verhandlung niemand weiter erschienen war als der hoffnungsvolle, aber ehrenwerte Mister Jonathan Wilson.

Es war Fasching und Westwetter, wie er es liebte. Wenn diese Wiener Laune des Himmels ihm auch bei der entscheidenden Auseinandersetzung günstig blieb, dann konnte er beginnen, ernstlich zu werben.

Genau zur festgesetzten Minute erschien aber vor dem gelangweilten Richter eine einsame, gebeugte Gestalt.

Doktor Roosedöft. Sonst niemand.

Im Namen beider Parteien legte er wehmütig lächelnd eine gedruckte Karte auf den Gerichtstisch, und der erleichterte Richter las halblaut davon ab:

„Herr Ing.-Arch. Augustin Kern,
Frau Helene Kern, geborne Lustig,
Vermählte."

Schmunzelnd hob der Richter die Amtshandlung wegen Versöhnung der Parteien auf.

„Ist er doch sonnig geworden, — damned! —" murmelte Johnnie: „Versöhnung ohne uns Zeugen!"

„Versöhnung?" fragte Roosedöft leise zu Wilson zurück. „Ist Ehe Versöhnung?"

Aber seit langer Zeit zum erstenmal ging Roosedöft in ein Weinhaus, um sich „zu beschikkern", wie er sagte: zusammen mit Wilson.

„Ohne Zeugen," sagte Wilson den ganzen Abend mit der Hartnäckigkeit des Betrunkenen. Und ebenso murmelte Roosedöft sein Responsorium: „Ist Ehe Versöhnung?"

Digitized by Google

Kochsalzentziehung und Kochsalzmißbrauch

Von Prof. Dr. Peter Bergell

Die Gersondiät gilt heute als eine Behandlungsmethode der Tuberkulose. Sie trägt den Namen ihres Erfinders, des praktischen Arztes Dr. Gerson in Bielefeld.

Auf dem Gebiete der Diätetik neue Erkenntnisse zu erringen, eine praktische Heilmethode zu finden, bedarf außerordentlich vieler Versuche, großer Versuchsreihen, die sich zeitlich weit ausdehnen. So ist auch die Gersondiät nicht etwa ein Ergebnis des laufenden Jahres, sondern unterliegt bereits fünf Jahre der ärztlichen Prüfung und geht in ihren ersten Entwicklungsstadien auf die Vorkriegszeit zurück. Daß sie in den letzten Monaten plötzlich so viel und vielseitig besprochen wurde, beruht nur darauf, daß gerade jetzt günstige Ergebnisse umfassender Prüfung reiften und veröffentlicht wurden. —

Nehmen wir ruhig das Endziel voraus: die Gersondiät hat Prüfung und Kritik der Kliniker mit bester Note bestanden. Dies gilt für die Lungentuberkulose, die chirurgische Tuberkulose und den schrecklichen Lupus, der mit der Erkrankung die Entstellung verbindet. Daß allerdings für das Gebiet der Lungentuberkulose noch größere Versuchsreihen nötig sind als für die letzteren Tuberkuloseformen, ist verständlich, aus dem einfachen Grunde, weil sie größere Volksmassen erfaßt und ihr Verlauf dem Auge weniger sichtlich ist. —

Dieser vorläufige Abschluß erster klinischer Prüfung bezieht sich auf drei- bis vierjährige Studien der verschiedensten Ärzte. Vor vier Jahren hatte Gerson das Glück, daß ein bedeutender Chirurg, Sauerbruch, den inneren Wert seiner Bestrebungen erkannte. Sauerbruch hatte betreffs Ursache und Entstehen der Tuberkuloseheilung ähnliche gedankliche Wege beschritten. Er sah das Gesunde in der neuen Methode, wandte sie in gemeinsamer Arbeit mit Herrmannsdorfer umfassend an, sicherte die Erkenntnis des klinischen Erfolges und bemühte sich vielseitig auch um die theoretische Erklärung, um das „Warum" der Heilungsvorgänge. An den Grundprinzipien der praktischen Diät Gersons ist aber nichts geändert worden. —

Drei Grundprinzipien, oder richtiger gesagt, die Kombination von drei Grundprinzipien stellen das Wesen der Gersondiät dar.

Erstlinig wird eine scharfe und langdauernde Kochsalzentziehung vorgenommen. Die diätetische Kochsalzentziehung ist ja eine seit Jahrzehnten geübte ärztliche Maßnahme z. B. bei Nieren- und Gefäßkrankheiten. Eine so konsequente „chronische" Kochsalzentziehung bei Tuberkulose zwecks Beeinflussung des gesamten Heilungsvorganges war jedoch n i c h t geübt worden. —

Das zweite Hilfsmittel, mit dem Gerson arbeitet, ist eine große Zufuhr von Vitaminen, eine Überschüttung des Körpers mit Vitaminen. Wir kennen heute schon vier Vitamine, die lebenswichtig sind. Fehlt eins davon lange Zeit in der Nahrung, so erkrankt der Mensch. Fehlt z. B. das Vitamin, das wir willkürlich Vitamin C nennen, so erkrankt der Mensch an Skorbut, fehlt ein anderes, Vitamin D genannt, so tritt Rachitis auf. Die Erkenntnis entwickelte sich allerdings rückläufig. Erst fand man, daß Rachitis durch Lebertran, Skorbut durch Zitronensaft heilt, und erst zum Schluß kommt der Chemiker und findet den Heilstoff, der im Lebertran sich befindet. Er wirkt in winziger Menge, in zehntausendstel Grammen. Wenn wir also von Überschüttung mit Vitaminen in der Diät reden, so meinen wir, es werden große Mengen Nahrungsmittel gegeben, die vitaminreich sind. Gerson gibt Frucht- und Gemüsesäfte in großen Mengen, nämlich bis anderthalb Liter Preßsaft täglich. Hierin sind unsere bekannten Vitamine reichlich enthalten, und vielleicht auch noch unbekannte, denn es wäre eine Gelehrteneitelkeit, zu glauben, daß heute schon sämtliche Vitamine entdeckt sind, die es gibt. Da ein Vitamin, A genannt, im Lebertran besonders reichlich vorhanden ist, gibt Gerson auch Phosphor-Lebertran außer dem Preßsaft.

Das dritte Hilfsmittel der neuen Diät ist ein Salzgemisch. Kochsalzentziehung und gleichzeitige Überschwemmung des Körpers mit anderen Mineralien soll die Wirkung ausüben.

Diese Trias von Maßnahmen ist der Kern der Gersondiät. Nach der ganzen Lehre, wie sie die Literatur wiedergibt, gewährleistet die Kombination den Erfolg. Es wird aber nicht angegeben, was jede einzelne der drei Maßnahmen allein leistet und wie groß das „Darüberhinaus" ist, das die Kombination leistet. Es gehört außer diesen drei Haupthilfsmitteln auch noch eine ganze Serie von Einzelheiten dazu, die man wissen und kennen muß, um die Methode erfolgreich anzuwenden, wie das in der Diätetik fast immer der Fall ist. Von dem alten Schema „erlaubt" und „verboten" kommt auch der heutige Diätetiker nicht ab, um alle möglichen Fehler zu vermeiden. Das ändert aber nichts daran, daß das Positive und Prinzipielle der Gersondiät in der Kombination jener drei Hauptmaßnahmen gegeben ist. —

Es entspricht dieser Sachlage, daß ein Kontrast besteht zwischen dem schon heute gesicherten praktischen Erfolge und der theoretischen Erkenntnis dieser Heilungsvorgänge und ihrer Ursachen.

Digitized by Google

Dies hat Sauerbruch auch vor dreieinhalb Jahren bereits klar gesagt. Die praktisch therapeutischen Fortschritte eilten, wie oft, auch hier der erschöpfenden wissenschaftlichen Erkenntnis voraus und fordern zu weiterer wissenschaftlicher Bearbeitung auf. Manche seiner ersten theoretischen Vorstellungen habe Gerson auch wieder fallen lassen müssen. Das ändere aber nichts an seinem Verdienst, trotz vielen Schwierigkeiten dem Ziele erfolgreich zuzustreben.

In praktischer Beziehung haben nun diese letzten drei Jahre dem Verfahren wesentlichen Fortschritt gebracht. Besonders bezweifelt wurde damals noch der Enderfolg beim Lupus. Im Monat August ist nun gerade durch Bommer und Bernhardt in der Deutschen medizinischen Wochenschrift aus der Lupusheilstätte in Gießen ein umfassender Bericht gekommen. Sein Schlußergebnis ist: „Wir haben also eine Allgemeinbehandlung des Lupus vulgaris gewonnen, durch die es gelingt, auch ausgedehnte, schwere und hartnäckige Fälle von Lupus zur vollkommenen Abheilung zu bringen. Diese Abheilung kommt mit denkbar gutem kosmetischem Resultat zustande. Sie wird erreicht in der Hauptsache durch weiter nichts als durch eine Änderung der Ernährung, der Lebensweise. Das ist eine erstaunliche und nicht zu umgehende Tatsache, mag sie uns zunächst auch wissenschaftlich nicht genügend begründet erscheinen." —

Auch die Erfolge bei Lungentuberkulose wurden durch Herrmannsdorfer und seine Mitarbeiter weiter gesichert und Anfang dieses Jahres in der Münchener medizinischen Wochenschrift mitgeteilt. Über dreieinhalbjährige Erfahrung an 100 Lungenkranken wurde berichtet. Die überaus günstigen Ergebnisse werden auf das Verfahren zurückgeführt, dessen Erfolg allerdings richtige Durchführung verlange.

Ein großes Rätsel aber blieb das Wesen der Wirkung der Gersondiät; das Rätsel ist nur durch Serienversuche großen Stils, wohl auch nicht ohne Heranziehung des Tierexperimentes zu lösen.

Gerson selbst hält daran fest, daß Kochsalzentziehung und Überflutung mit Kalziumsalzen und anderen Salzen eine Kombinationswirkung geben. Die Vorstellung ist auf anderem Gebiete begründet. Wir wissen, daß die Bromkur beim Epileptiker weit bessere Erfolge erzielt, wenn gleichzeitig mit der Zufuhr des Bromkaliums das Kochsalz entzogen wird. Viel erörtert wurde die Frage, ob der Haushalt der Säuren und Alkalien des Körpers geändert und dadurch ein Heileffekt erzielt wird. Herrmannsdorfer fand nur, daß das Salzgemisch Gersons auf den Säuren-Basenhaushalt im Sinne einer leichten Säuerung wirkt. Viel Aufklärung wurde nach dieser Richtung bisher nicht erbracht.

Auch die Kombination Kochsalzentziehung — Vitaminüberschüttung hält Gerson für prinzipiell wichtig und meint, daß die Kombination mehr erreicht als die Summe der Komponenten. Sicherlich wird die weitere Forschung auch weitere Erkenntnis bringen. In wenigen Jahren wird man wissen, was die Kochsalzentziehung allein leistet, was die Vitaminüberfütterung allein leistet und was die Kombination ohne Zuhilfenahme anderer Hilfsmittel leistet. Schwieriger wird die Entwirrung der Wirkung des Salzgemisches, da es aus zehn oder mehr Stoffen besteht. Vielleicht klärt auch hier das bewußt geleitete Experiment auf. Letzten Endes liegt es ja in der Natur der Dinge, daß neues Wissen neue Fragen bringt.

Die Denkweise, die gedankliche Arbeitsweise Gersons wandelt nicht in alten Bahnen. Er ging von Anfang an nicht auf das Ziel der Tuberkulosebehandlung los. Er wollte mit seiner Diät den menschlichen Organismus kräftigen, eine Methode der Hygiene ausüben. Mit der Naturheilkunde hat dies aber bei ihm nichts weiter als die Aufgabe gemein, er bleibt völlig im ärztlichen Denken und Handeln, stellt aber den Begriff und Wert der Konstitution des Menschen voran und sieht in der Krankheit, in der Diagnose, keine absolute Einheit. Diese Anschauungsweise hat einen philosophischen Einschlag, der sicher nicht unwesentlich ist Wenn Gerson berichtet, wie er mit seiner Diät auch Migräne geheilt habe, befürchtet man im ersten Augenblick die Propagierung eines Wundermittels. Er bleibt aber doch innerhalb des ärztlichen Denkens, wenn er glaubt, eine Diät gefunden zu haben, die auf die Dauer den menschlichen Organismus so beeinflußt, daß dieser und jener Krankheitsverlauf sich prinzipiell anders als bisher gestaltet. Da kann es denn vorkommen, daß er seine Migräne heilen wollte und heilte dabei „auch" die Tuberkulose vieler anderer. Manchen wird dies Denken absonderlich erscheinen, aber Erfinder haben das Recht, absonderlich zu denken, da sie neue Wege gehen sollen. Gerade die Geschichte der Medizin und Chemie lehrt, daß oft eine falsche, aber neue Vorstellung zu einem praktischen Erfolge führte. Man spricht dann von einer Arbeitshypothese. Zu bestreiten ist freilich nicht, daß die heutige Konstitutionsforschung voranstrebt. Würden wir die Diätetik der Jahrhunderte eingehend kennen, wären uns vielleicht Gesetze geläufig, nach denen wir die Behandlung chronischer Krankheiten beurteilten. Wie wenig andere Krankheiten wirkt ja die Tuberkulose auf die Konstitution ein. „Die Tuberkulose erfaßt stets den Gesamtmenschen", sagt Ranke. Die Vererbungslehre schließt weiter hier an und kann später selbständige Aufschlüsse bringen. Völlig ausgeschlossen ist ja die Hoffnung nicht, daß sich die Tuberkulose und ihre wichtigste Vererbungserscheinung, die Tuberkuloseempfindlichkeit, in eine große rückläufige Bewegung bringen läßt, wenn die bedrohten Schichten des Volkes sich durch Dauerdiät gegen Tuberkulose „härten". —

Digitized by Google

Das Problem der Gersondiät streift ein anderes völlig selbständiges hygienisches Problem, das eigentlich bisher noch niemals scharf genug präzisiert worden ist. Es ist dies die Frage des natürlichen und hygienischen Kochsalzverbrauches der Völker. Es ist zwar viel von der Giftigkeit des Kochsalzes geredet und geschrieben worden, jedoch meist in laienhafter Form und ohne zureichende Klarstellung der Tatsachen: man hat das Kochsalz als Gift hingestellt, statt daß man die Menge und die Grenze des Umsatzes, der noch unschädlich ist, erfaßte. Das Kochsalzproblem der Völkerernährung ist aber eine medizinisch-chemische Frage, wie viele andere. Das Wichtigste ist, daß der Kochsalzgehalt unserer natürlichen Nahrungsmittel, sowohl bei gemischter Diät, wie bei Pflanzendiät, wie auch bei reiner Fleischdiät, die Menge von drei Gramm pro Tag kaum überschreitet. Fast alle Kulturmenschen fügen aber willkürlich und teils absichtlich, teils gedankenlos, fast die vierfache Menge dieses Gehaltes der natürlichen Nahrungsmittel täglich ihren Speisen hinzu. Sicherlich seit mehr denn zwei Jahrhunderten besteht dieser Übergebrauch bei uns in Deutschland. Wir haben Grund zur Annahme, daß die weiter zurückliegenden Zeiten einen derartigen Übergebrauch, der unserem Gefühl nach sicher ein Mißbrauch ist, nicht kannten, oder ihn nur in weit milderer Form ausübten.

Der prähistorische Mensch hat sicherlich keine oder nur eine ganz geringfügige Kochsalzzulage gekannt. Auch sind die Meere und Ozeane niemals in gleicher Weise Salzspender der Menschheit gewesen wie die Salinen. Eine gründliche, medizinisch-historische Untersuchung über die wahrscheinlich kontinuierliche Steigerung des Kochsalzkonsums der verschiedenen Völker im Laufe der Jahrtausende ist mir freilich nicht bekannt. Es wird aber schwer sein, die Behauptung zu widerlegen, daß sie stattgefunden hat. Es entspricht nun der ärztlichen Denkweise durchaus, daß die Überschreitung der naturgemäß erscheinenden Zufuhr den Boden der Entstehung einer Krankheit vorbereitet. So hat man sich seit Jahrzehnten vorgestellt, daß das Übermaß und der Dauergenuß von Zucker und Stärkearten an der Entstehung der Zuckerkrankheit mit beteiligt sei, und hat Wort und Begriff der Luxuskonsumption geprägt. Der Begriff einer Luxuskonsumption des Kochsalzes wäre auch durchaus berechtigt. Als Angriffspunkt der Schädlichkeit wäre außer dem Gefäßsystem auch eine Herabsetzung der chemischen Widerstandsfähigkeit mancher Organzellen denkbar. Wenn wir also tatsächlich heute den drei Gramm Kochsalz, die in unseren Nahrungsmitteln von Hause aus enthalten sind, zwölf Gramm hinzufügen und wenn unsere Vorfahren vor tausend Jahren nur neun Gramm hinzugefügt haben und vor zweitausend Jahren nur sechs Gramm und vor dreitausend Jahren nur drei Gramm und vor viertausend Jahren überhaupt nicht in der Lage waren, ihrer Speise Kochsalz beizumischen, so ist es möglich, daß der Verlauf mancher Krankheiten in den verschiedenen Zeiten auch ein verschiedener gewesen ist. Hierbei ist es gleichgültig, ob diese geschätzten Zahlen so falsch wie möglich sind, wenn nur große Differenzen bestanden haben, die sich über Jahrhunderte ausdehnten. Die Empfindlichkeit des Menschen gegen den Salzgeschmack variiert in weiten Grenzen, nicht nur individuell, sondern auch bezüglich des Lebensalters. Kinder sind weit empfindlicher gegen den Salzgeschmack als Erwachsene. Wer lange kochsalzarm ernährt wird, wird empfindlicher gegen den Salzgeschmack, und man hat davon gesprochen, daß wir unsere Geschmackspapillen an den Übergebrauch des Salzes gewöhnen, uns in den großen Salzverbrauch langsam hineinessen. Die großen Mengen Salz führen wir in gelöster Form in den Speisen und nur eine kleine Menge in der trockenen Kristallform zu; die größten Salzvertilger sind die ausgesprochenen Suppenesser, die sich von der erwähnten Naturmenge um das sechs- und siebenfache entfernen können. Die Behauptung, daß der Naturmensch der Vorzeit eine ausgesprochene Salzgier besessen habe, bedarf daher der Einschränkung, denn als Delikatesse empfinden wir das Salz erstlinig in der Trockenform.

Für den Hygieniker besteht also die Frage, ob es nicht richtig ist, für die Kulturvölker eine gewaltige Herabsetzung des heutigen Kochsalzkonsums zu propagieren. Es ist gar kein Zweifel, daß die Meldung von Tuberkuloseheilungen durch Kochsalzentziehung dazu anregt, die Frage zu bejahen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß wir in der Medizin noch niemals gehört haben, daß Kochsalzentziehung, auch eine weitgehende Kochsalzentziehung, irgendwelchen Schaden anrichtet, was genügend betont werden muß. —

Es bleibt natürlich zweifelhaft, ob es möglich ist, hier die Sitte und Übung der Jahrhunderte schnell zu beeinflussen. Der Optimist und Freund der Volksgesundheit mag darauf hinweisen, daß die Volksbelehrung im Zeitalter der Reklamekongresse leichter möglich ist als im Mittelalter; der Pessimist wird auf das Gesetz der Trägheit hinweisen. Als altehrwürdige Einrichtung wird niemand die Luxuskonsumption des Kochsalzes betrachten wollen, und aus dem Mißbrauch der Gifte wissen wir ja, daß die Menschheit auch ganz schwere Fehler und Verstöße gegen die Gesundheitslehre jahrtausendelang sich konserviert hat. Wenn allerdings die Kochsalzmenge der natürlichen Nahrungsmittel ein physiologischer Anhaltspunkt ist und das Optimum für den Menschen nur wenig höher liegt, so sollen wir offen anerkennen, daß der heutige Konsum eine säkulare Torheit ist.

Digitized by Google

Gedichte von Ruth Schaumann

Wenn die Kammer nächtens dunkel wird...

Wenn die Kammer nächtens dunkel wird,
Kommt mir immer Ruf von meinem Tod,
Wie verborgen über künft'gem Brot
Einer Sense blaue Schneide sirrt,
Wie der Eule weicher Flügel schwirrt
Ob der Muttervögel süßer Not,
Und von einem leichten Segelboot
Schwerer Anker in die Tiefe klirrt.

Wenn die Kammer nächtlich nichts mehr sagt,
Sagt mein Herz sich Trost aus Fragen vor,
Wie an einem offnen Säulentor
Blinder Bettler um Erbarmung klagt,
Sich der Flöte Knabenstimme wagt
Aus der Gambe braunem Schmerzenschor,
An des Mönchs verhüllt geneigtes Ohr
Eines Sünders wehe Bitte zagt.

Wenn die Kammer nächtlich hoffnungslos
Wie ein Sarg mein warmes Leben birgt,
Glaubt mein Herz, es habe längst verwirkt
Ziel und Rast in seines Meisters Schoß.
Sieht sich ohne Wege, krank und bloß
Ausgestoßen in die Dunkelheit,
Bis ein Vogel vor der Kammer schreit
Vor der Sonne erstem Tubenstoß.

Kreuzschnabel

Schon stehn die Stoppeln im Ährengrund,
Mein Mund ruht noch auf deinem Mund.

Die blaue Luft ist schwalbenlos,
Noch liegt mein Haupt in deinem Schoß.

Im Busch sein armes Lied beginnt
Der Vogel, der am Kreuz geminnt.

Sein Schnabel ist ihm nicht mehr glatt,
Der Dorn um Dorn gelockert hat.

Und wie er flieht ob Gras und Land,
Fällt meine Hand aus deiner Hand.

Und wie er sich im Wald verbirgt,
Mein Mund hat deinen Mund verwirkt.

Ich bin dir nahe und bin dir fern,
Die Nacht hat Dunkel, hat Mond und Stern.

Nun gehe ich suchen das Himmelreich.
Dort schauen wir Ihn und uns zugleich.

Liebeslied

Willst du bei mir trinken?
Ich bin dir Quell und Glas.
Willst du zu mir sinken?
Ich bin dir Moos und Gras.
Willst du schauend rasten?
Ich bin dir Turm und Riff,
Alle deine Lasten
Führt gern dein kleines Schiff.

Willst du, Weber, weben?
Mein bunter Sinn ist dein.
Willst du bei mir leben?
So komm, ich lass' dich ein.
Willst du bei mir sterben?
Nicht macht mein Gram dir weh,
Über Dorn und Scherben
Geht stumm ein einsam Reh.

Willst du mich verlassen
Wie eine Neige Wein?
Ich werde alle Gassen
Und der Laternen Schein,
Ich werde Haus und Hütte
Und deines Brotes Keim
Und endlich leise Bitte:
Komm heim!

Digitized by Google

Die neue Photographie

Von Hans Windisch

Es muß selbst dem schlechtesten Beobachter aufgefallen sein: in diesen letzten Jahren ist auf dem Gebiete der Photographie soviel grundsätzlich Neues entstanden, daß man von einer Umwertung der bisherigen Werte sprechen kann. Der Photograph liefert nicht mehr einen Abklatsch von Tatsachen und Vorgängen, sondern er versucht alles das, was er früher sauber und langweilig „von vorn" photographierte, unter ganz neuen Gesichtspunkten, aus einer ganz neuen Perspektive zu betrachten. Es gehörte dazu einiger Mut, d. h. es waren alle die konservativen „Regeln" beiseite zu lassen, in die die photographischen Päpste von 1900 die Photographie pressen wollten: die alten orthodoxen Regeln der Fachleute über „Bildmäßigkeit", „künstlerischen Bildaufbau" und derlei Dinge.

★

Es ist ziemlich auffällig, daß der neue Photograph nicht von dorther kommt, von wo man ihn eigentlich erwarten sollte, nämlich aus den Reihen der Zehntausende, die sich in Deutschland zu Amateurvereinigungen zusammengeschlossen haben, und daß er ferner auch nur selten von der Berufsphotographie herkommt. Es wird heute unter den neuen Photographen längst nicht mehr so viel von „Kunst" und „künstlerisch" gesprochen wie in den Sitzungen der Amateurvereine, aber man mag sich zu der neuen Photographie stellen wie man will: ihre Werke sind, wenn wir von den Produkten öder Nachläufer absehen, stets Dokumente einer sachlichen, sauberen Gesinnung dem Menschen und der Welt gegenüber. Und die scheint zunächst einmal wertvoller als das künstlerische Mäntelchen, als die frisierte und retuschierte Photographie, die sich bemüht, wie Malerei oder Graphik auszusehen.

Der neue Photograph sieht mit der Kamera in alle Winkel, leuchtet die Natur nach ihren Geheimnissen ab und ist immer hungrig nach Abenteuern. Er ist zum Entdecker geworden, er steht ganz hoch oben über seinen Objekten oder ganz tief unten, er entdeckt im Kleinen und Unscheinbaren, das er riesenhaft vergrößert, Schönheiten, die das unbewaffnete Auge nie sieht. Von neuen

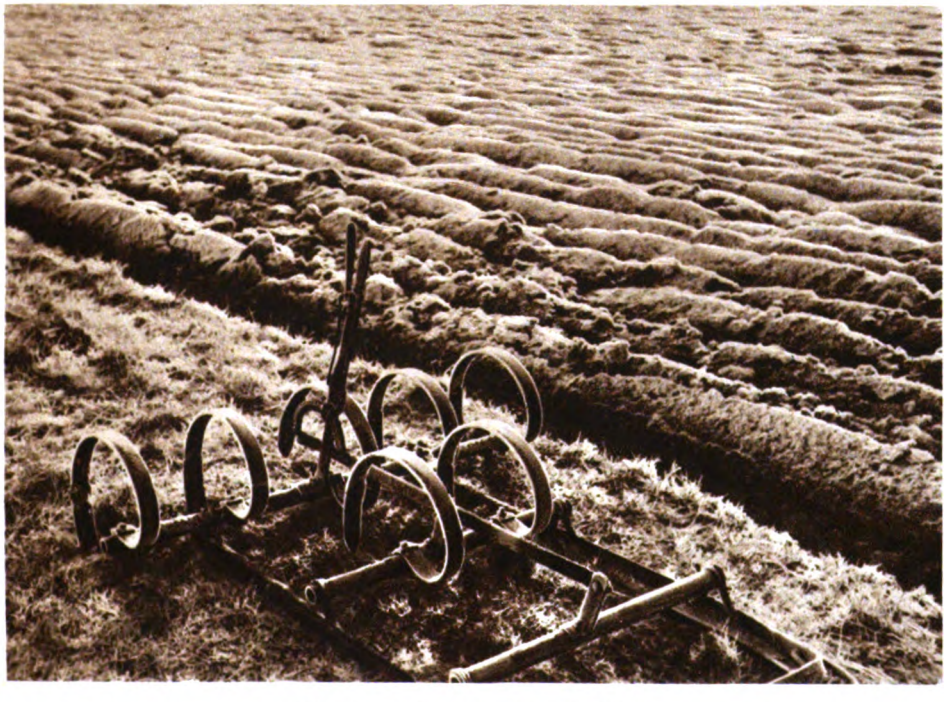


Abb. 1. Acker mit Egge im Reif
Aufnahme von Dr. A. Gutschow, Blankenese

Digitized by Google

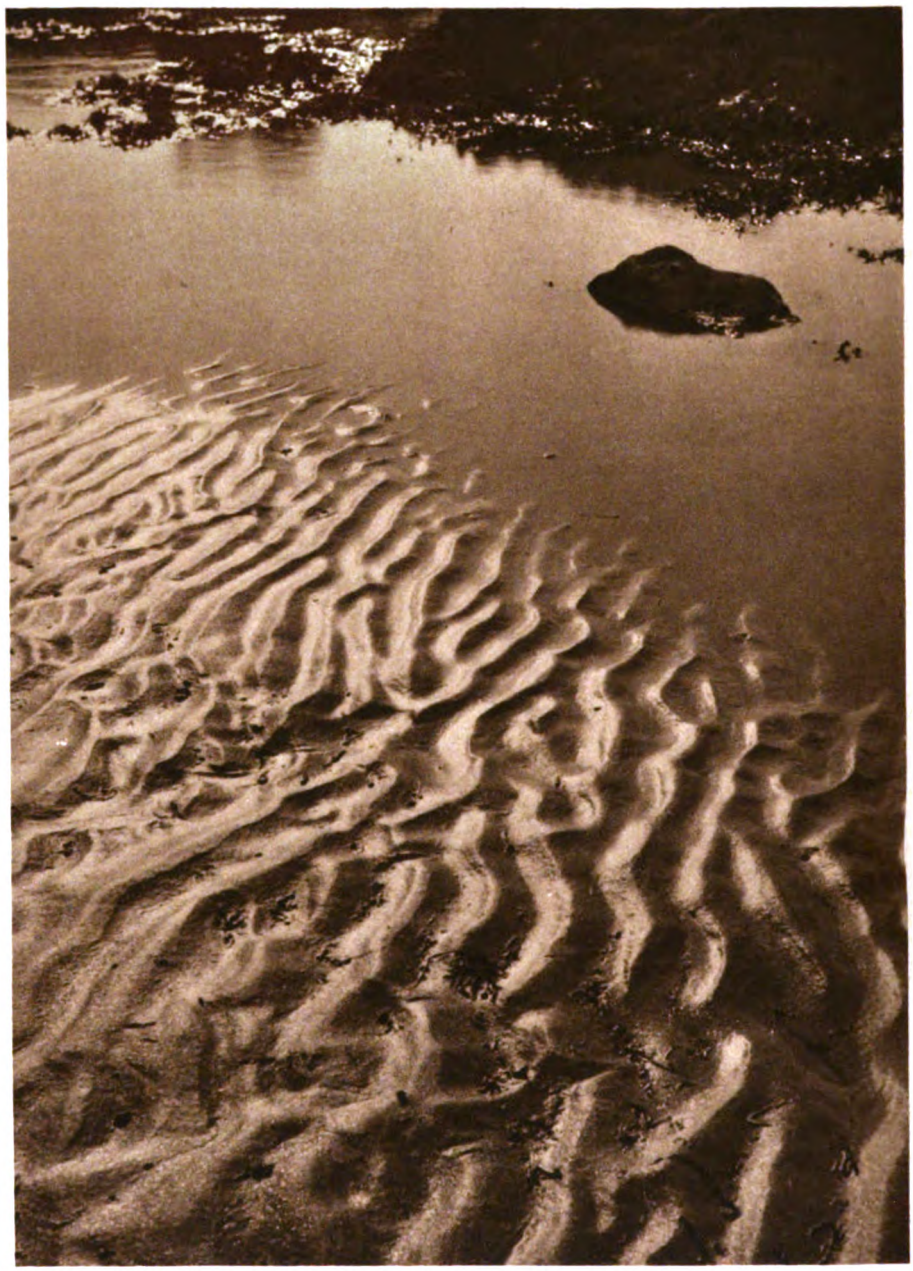


Abb. 2. Sandformen. Aufnahme von Hans Finsler-Halle a. S.

Standpunkten her sieht sich der Photograph von heute die Welt und die Dinge an. Dieser neue Standpunkt ist einer seiner wichtigsten Kunstgriffe. Zweierlei ergibt sich aus der neuen Perspektive: erstens zeigt die Sache selbst ein ganz neues, eindringliches Gesicht (s. unsre Bilder 6 und 8), zweitens aber entstehen Schwarzweiß-Wirkungen und Flächenaufteilungen die — ganz unabhängig von dem, was dargestellt wurde, — prachtvolle Flächenaufteilungen ergeben (s. insbesondere Bild 6). Was früher „unmöglich", „kein Bild", kurzum für die Photographie einfach zu wenig war, alle diese kleinen, feinen, selt-

Digitized by Google

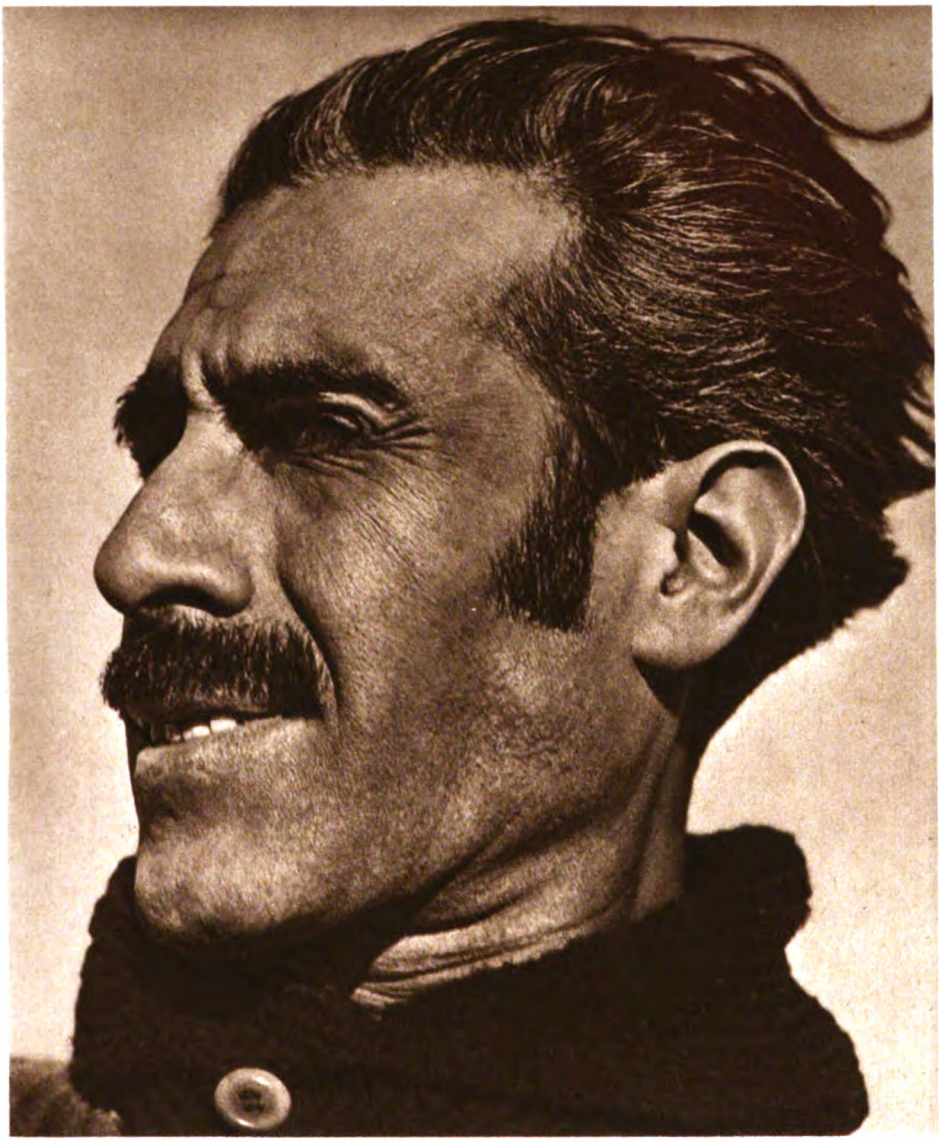


Abb. 3. Der Scharfschütze. Aufnahme von Edward Weston, Carmel

samen Dinge sind heute für die Kamera überhaupt erst entdeckt worden und ihr dankbarstes Feld (s. insbesondere unsere Bilder 1, 2 und 4). Und das Beste ist: es gibt heute keine Atelier- und Dunkelkammergeheimnisse mehr, — jeder, der nur eine kleine Knipskamera hat und dazu ein Paar Augen im Kopf, jeder, der fähig ist, die Schönheit des einzelnen im Chaos der Erscheinungen zu sehen, kann zu diesen Photos kommen. Nichts erzieht so sehr zum Erleben der Umwelt als das bewußte Sehen mit der Kamera.

Wie sehr das Photographieren in diesem Sinne Entdecken bedeutet, das brachte eindringlich ein Werk zum Bewußtsein, das Albert Renger-Patzsch, einer unserer führenden, modernen Photographen, kürzlich unter dem Titel „Die Welt ist schön" herausgab und das in hundert Photos zeigte, wie schön die Welt ist, wenn man sie mit suchenden Augen sieht.

Zwei wichtige Etappen aus allerletzter Zeit waren bzw. sind für die moderne Photographie: die Werkbundausstellung in Stuttgart und die große Wanderausstellung des Folkwangmuseums in Essen.

Digitized by Google

Abb. 4. Trauben im Zuber. Aufnahme von Renger-Patzsch-Harzburg

Einige Worte noch zum Verständnis der Bilder.

Bild 1. Man kann wetten, daß unter hundert Menschen, die einen Winterspaziergang machen, kaum einem auffällt, wie bezaubernd das ist, wenn das silbrige, kalte Licht auf so gleichgültigen Dingen wie einer Egge und einem Sturzacker liegt. Das Normalauge ist nur auf große Landschaftskomplexe „eingestellt".

Schön ist an dem Bilde etwas, was man beim modernen Photo sehr oft findet: sein Rhythmus.

Bild 2. Früher war das kein „Bild",

Digitized by Google

Abb. 5. Beine. Aufnahme von Carlotta Rönsberg-Berlin

heute ist es mehr als ein Bild, heute ist es ein Hineinlauschen in die spielerischen Baukünste, in denen sich die Natur hier und da gefällt. Es muß nur immer erst der kommen, der sagt: seht!

Bild 3. Wenn wir auch alle diesen Mann nicht kennen, wir wissen genau: das ist er, das drückt sein Wesen, seine Einmaligkeit vollständig aus. Es ist Wind, frische Luft und etwas wie Landschaft in dem Bilde. Ein Jäger mit der Kamera hat sich diesen Kopf erschossen.

Digitized by Google

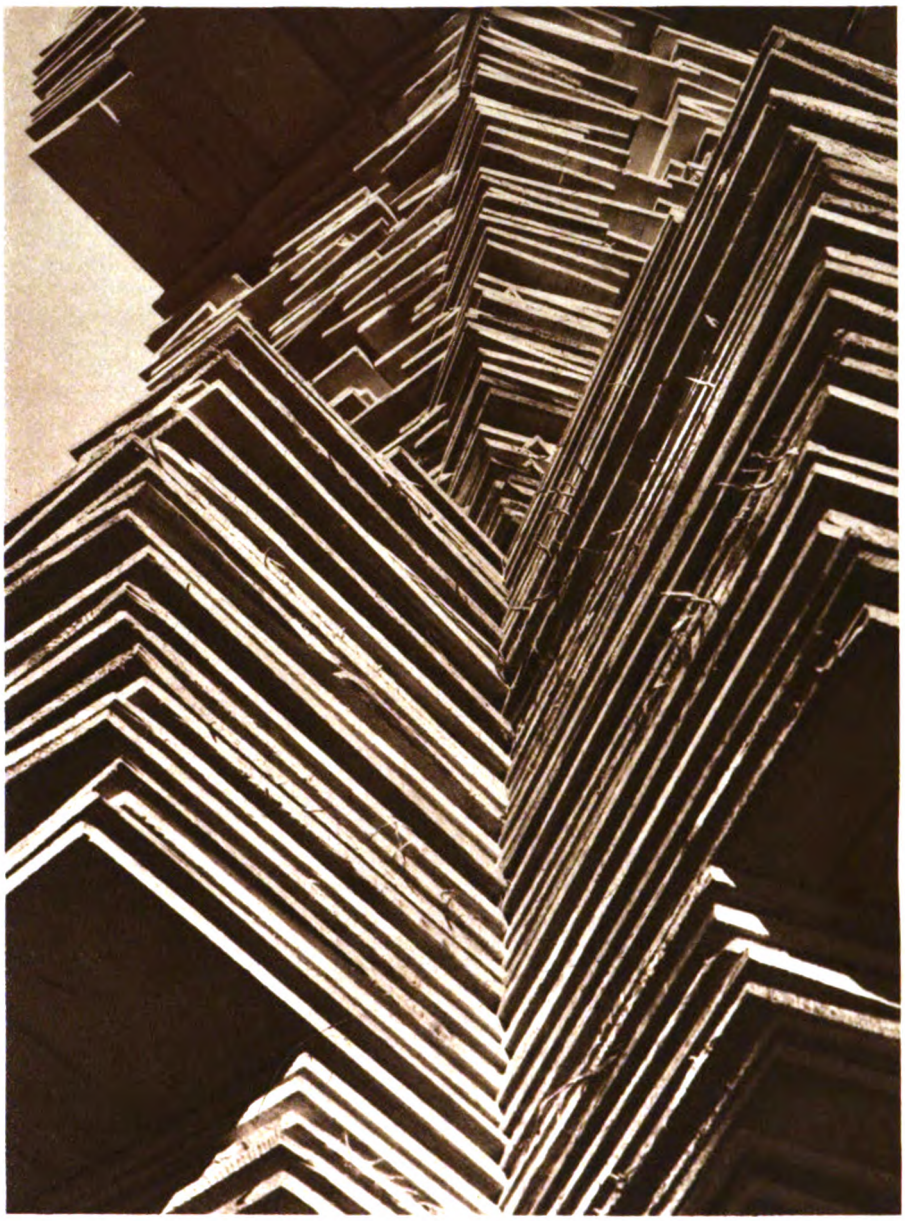


Abb. 6. Bretterstapel. Aufnahme von Erhard Dörner-Chemnitz

Bild 4. Wieder ein Nebeneinander von gleichen Formgebilden, daher eine beabsichtigt rhythmische Wirkung. Prachtvoll ist gleichzeitig das Material wiedergegeben, das wachsig Glänzende der Trauben.

Bild 5. Die Photoabteilung des Lettehauses Berlin gab ihren Schülern das Thema „Beine". Dieses Bild einer eleganten Frau erhielt den ersten Preis. Fassen wir es so auf, wie es aufgefaßt werden soll, nennen wir es: Amüsantes, kleines Erlebnis mitten im Regen, — $^1/_{25}$ Sekunde und schon vorbei.

Bild 6. Bizarre Aufteilung einer Fläche, ferner aber neue eigenartige Perspektive auf nichts als einen Stapel Bretter.

Bild 7. Einer indischen Architektur gleich steigt dieser um das Vielfache vergrößerte Blütenkopf auf, — ein typisches Beispiel

Digitized by Google

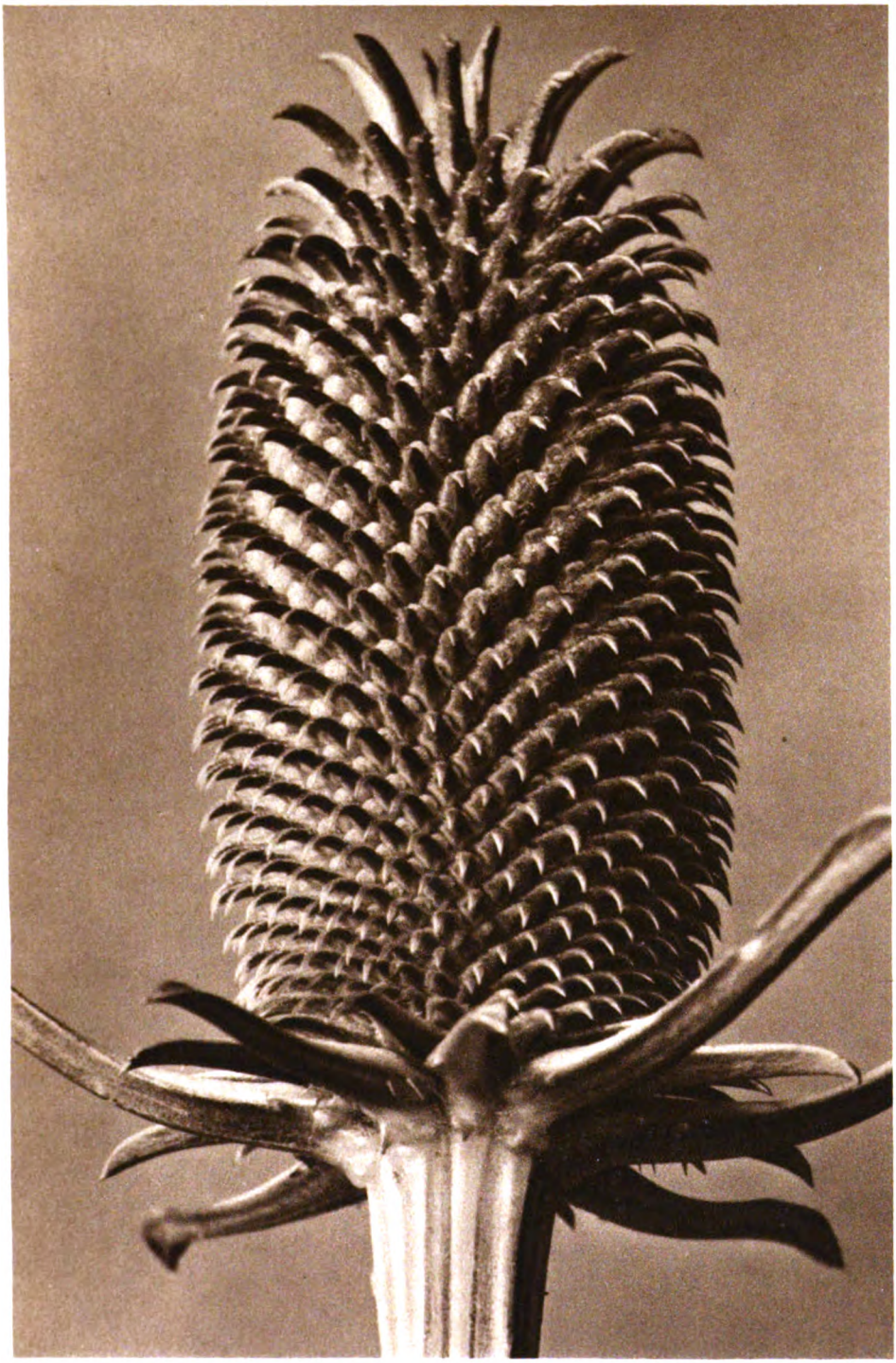


Abb. 7. Weber-Karde. Dipsacus-fullonum
Aufnahme von Prof. Karl Bloßfeldt-Berlin

Digitized by Google

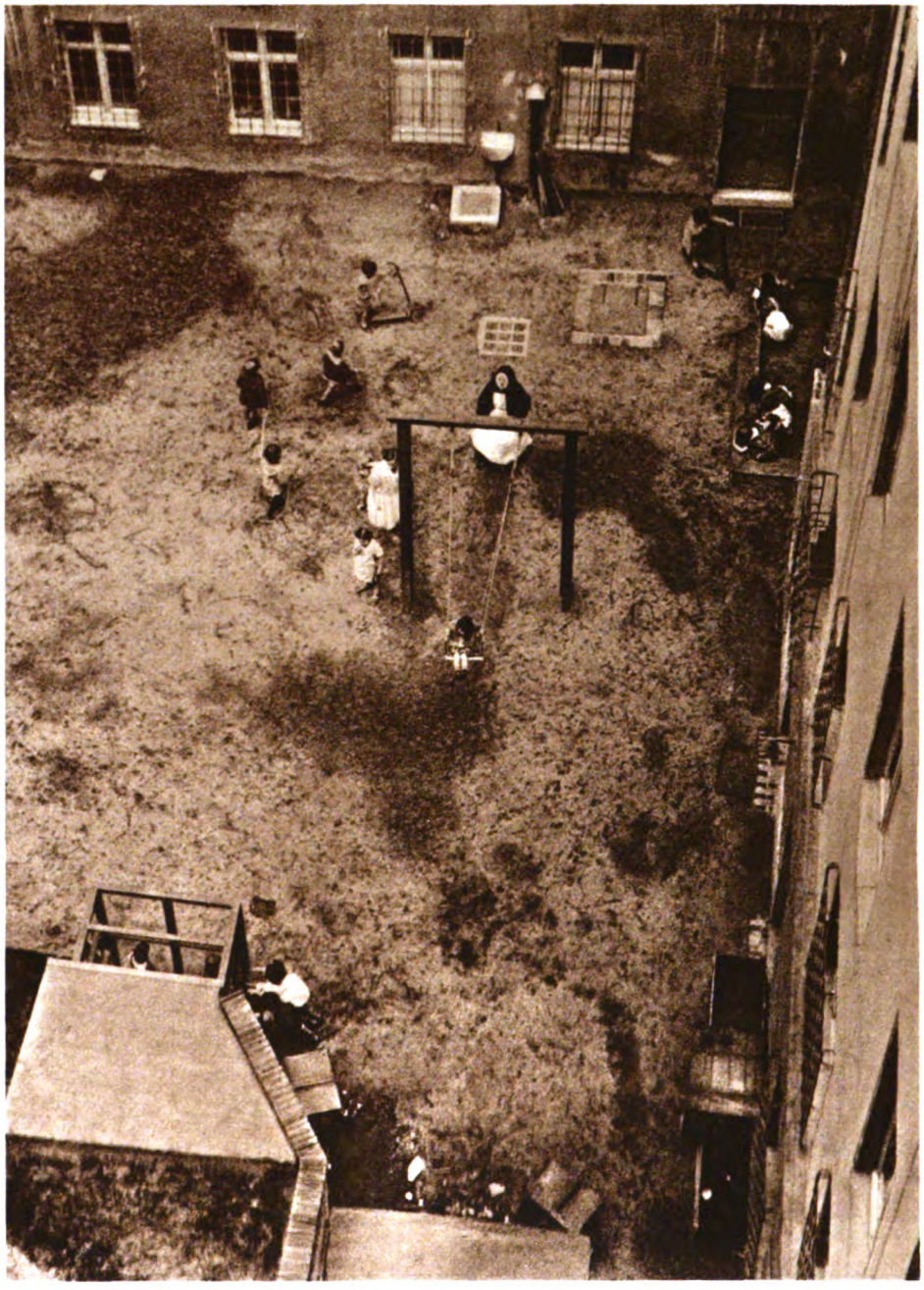


Abb. 8. Spielhof. Eine Berliner Landschaft. Aufnahme von Otto Umbehr-Berlin

dafür, daß der Photograph gerade in der Pflanzenwelt ganz neue Formen findet.

Bild 8. Im Norden Berlins eine Mietskaserne mit vielen Fenstern. Dieses Bild rieche ich. Es ist ein feuchtes, stockfleckiges, mißhandeltes Stück Erde — und doch ein armseliges Kinderparadies. Hier sind nicht nur Fenster photographiert, die ebenso gut eine Fabrik darstellen könnten.

Photographieren heißt: mit neuen Augen sehen, das Wesentliche im Kern packen und die unbeschönigte Wahrheit suchen.

Digitized by Google

Geschichte eines Skeletts

Von Walter Kaden

Drei junge Freunde, auf einer Studienreise durch Spanien befindlich, kamen gerade in jenem Augenblick auf das alte Festungsgelände von Ciudad Rodrigo, als grabende Arbeiter ein Skelett freigelegt hatten. Das Interesse der drei jungen Männer war sofort aufs stärkste geweckt. Sie erhielten bereitwilligst die erbetene Genehmigung zur näheren Betrachtung und untersuchten mit Eifer die knöchernen Überreste. Das Skelett war ziemlich gut erhalten und — wie der jüngste der Freunde, ein Mediziner, feststellte — männlichen Geschlechts. Nur eine Spanne weit von der rechten Hand entfernt lag eine verrostete Pistole, die der kleinste der drei Freunde sogleich untersuchte, geladen fand und von der er versicherte, daß sie aus der Zeit Napoleons I. stamme. Er fuhr mit den Fingern in die gelockerte Erde um das Skelett herum, grub einige unansehnliche Knöpfe und Metallteile heraus und zeigte endlich triumphierend ein metallisches Emblem, welches, wie er erklärte, irgendein ihm unbekanntes militärisches Abzeichen sein müsse. Das Skelett sei das eines Soldaten aus der Zeit des spanischen Verteidigungskampfes gegen Napoleon. Diese Behauptung des jungen Archäologen wurde von einem der Arbeiter unterstützt, der bestimmt wissen wollte: das Metallstück sei das damalige Abzeichen eines spanischen Sergeanten. Die Freunde betrachteten nunmehr den Fundort genauer. Das Skelett lag in einem von Mauerresten umgebenen Geviert von kaum drei Metern Seitenlänge, nahe an einer Wand, die mit einer eisernen Platte, anscheinend dem Rest einer Tür, versehen war. Es hätte einer jener früheren, schrecklichen Kerker sein können. Dann wären die Knochen die Überreste eines Gefangenen gewesen. Aber Gefangene haben keine geladenen Pistolen bei sich. Man fand keine Erklärung. Der dritte der Freunde, der allem mit scheinbarer Teilnahmlosigkeit zugesehen hatte, zuckte nur die Achseln und sprach kein Wort. Unterdessen hatten die Arbeiter die Polizeiorgane herbeigeholt, die den Fund protokollierten und befahlen: das Skelett bis auf weiteres liegen zu lassen.

Die drei Freunde setzten nun ihren Weg fort, doch ließ das Gesehene dem Archäologen keine Ruhe und er beschloß, in der Stadt auszukundschaften, welche Bewandtnis es mit dem Knochenmann haben könne. Der Mediziner vermochte, des Eifers seines Freundes wegen, ein Lächeln nicht zu unterdrücken, und, den leichten Zorn des Gekränkten bemerkend, bot er ihm seine Dienste zur Aufklärung an. Da sagte der bisher schweigsame dritte Freund: es möchte doch jeder von ihnen seine eigenen Untersuchungen anstellen — am Abend wollten sie sich in einer Schenke treffen, und jeder sollte dann die Geschichte des Skeletts erzählen. Die Freunde lachten, waren aber einverstanden, und man trennte sich. Der Archäologe und der Mediziner gingen, jeder für sich, in die Kasernen, Stadthäuser, Buchläden und Bibliotheken, der andere aber, ein Dichter, schritt wieder den Weg zurück zur Festung hinauf, setzte sich dem Skelett gerade gegenüber auf einen Stein und schaute bis zum Abend auf den armseligen Knochenmann und in den tiefblauen, langsam verlöschenden Himmel.

Am Abend saßen die drei unter den Weinlauben einer kleinen Schenke, der Archäologe und der Mediziner sichtlich mißgestimmt, der Dichter lächelnd und gutgelaunt. Die beiden ersten hatten so gut wie nichts erfahren, und so begann denn der Dichter seine Erzählung:

„Im Jahre 1810, als die Kämpfe zwischen Spaniern und Franzosen hin und her getobt hatten, waren wieder einmal Napoleons zahlreiche Heere Sieger und belagerten hartnäckig die Wälle dieser Stadt. Ebenso zäh verteidigten sich die Spanier gegen die mehr als zehnfache Übermacht. Da wurden die Lebensmittel knapp und knapp die noch wehrfähigen Männer. Napoleon zog zum entscheidenden Stoß frische Reserven heran und die Einnahme der Festung war gewiß. So beschloß denn der Kommandant, das Werk in die Luft zu sprengen und zu versuchen, sich mit der Besatzung nach Portugal durchzuschlagen. Die Befehle zur Sprengungsvorbereitung wurden erteilt, da meldete sich der Sergeant Manuelo Zarres zum Rapport beim Kommandanten. Glühender Haß gegen die Franzosen funkelte aus den dunklen Augen Manuelos, glühender Haß sprühte aus seinen Worten. Er schlug dem Kommandanten vor, sich mit der Besatzung in der kommenden Nacht durchzuschlagen, die Franzosen in die Festung einziehen zu lassen und dann erst diese mit der verwünschten neuen Besatzung und, wenn es das Glück gäbe,

Digitized by Google

mit dem Satanssohn Napoleon, in die Hölle zu sprengen. Der Kommandant lächelte ganz leicht: Dazu müsse irgend jemand ungesehen und unauffindbar hierbleiben und die kitzlige Reise in die Luft mitmachen. „Wißt Ihr einen?" Manuelo trat einen Schritt vor, straffte sich wieder wie eine eiserne Säule und sagte laut und schneidig: „Ich mache sie mit." Der alte Haudegen von Kommandant fand vor der heroischen Todesverachtung des Sergeanten nicht gleich Worte, — endlich sprach er: „Bravo, mein Sohn!", drückte ihm die Hand und hieß ihn gehen.

Die Befehle zur Sprengung wurden nun widerrufen, dafür schleppten die Soldaten in eine fensterlose Kasematte, die mitten unter dem Stabsgebäude der Festung lag, Pulverfässer und Stapel von großen Granaten. Gegen Anbruch der Nacht erhielt Manuelo das heilige Abendmahl. Er war finster und schweigsam, wie immer. Sein ganzer Körper schien Haß gegen die fremden Eindringlinge zu sprühen. Nur als er das heilige Brot nahm, ward sein Leib demütig, dann aber trotzte er wieder wie im Panzer auf. Manuelo nahm schweigend Abschied von den Kameraden, erhielt Lebensmittel für einige Tage, Laterne, Lichte, Feuerzeug und einen großen Knäuel Lunte. Als er in seinem freiwilligen Gefängnis steckte, wurde die Tür verschlossen und der Gang dazu mit Erde und Steinen ausgefüllt. Einen Rückweg gab es nun für Manuelo nicht mehr. Er hängte die brennende Laterne auf, packte die Lebensmittel auf die Fässer und legte die Lunte zurecht. Zwischen den Pulverfässern und dem Stapel der Granaten blieb ihm ein Gang zum bequemen Auf- und Abgehen. Die Wände waren glatt und kahl, nur die Mitte der einen Längswand war durch eine Falltür unterbrochen, die offenstand und Einlaß in ein kaum drei Meter langes, niedriges Gelaß gewährte, das zum Aufbewahren von Gerätschaften und dergleichen gedient haben mochte. Manuelo legte sich zwischen die Fässer und versuchte zu schlafen. Es gelang ihm nicht. Lange Stunden schlichen zögernd. Er hörte über sich leichten Lärm: die Durchbruchsvorbereitungen. Dann ward alles still. Nach langer Pause knatterten dann Gewehre, donnerten Kanonen. Der Durchbruch war im Gange. Dann war wieder alles still. Als es Morgen sein mußte, rollten Wagen in den Festungshof, dröhnten Tritte marschierender Truppen, schollen undeutlich Kommandorufe. Stille. Eine Stimme sprach. Dann brauste Musik ... Die Marseillaise! ... Die verhaßte Marseillaise ...! Manuelo sprang empor, riß die Laterne herab, um die Lunte anzuzünden ... dann besann er sich und lachte wuterfüllt auf. Wieder lauschte er ... Stille ... und jetzt ... tausendstimmig der Ruf: „Vive l'empereur!" Und dann eine herrische, in kurzausgestoßenen Worten sprechende Stimme: Napoleon!

Wieder Musik, Kommandorufe. Verteilung der Truppen in die Kasernen. Schritte über dem mit Pulver gefüllten Raum, dem Festsaal. Ansprachen und wieder jene willensstarke, lärmende Stimme. Manuelo entzündete mit teuflischem Lachen die Lunte.

Sie lief von der Hauptschnur in fünf Zweige, so daß in drei Minuten der gesamte Pulvervorrat mit einem Male in die Luft fliegen mußte. Manuelo setzte sich mit dem Rücken gegen die Lunte und wartete. Sekunde um Sekunde verrann. Er fühlte ihren Ablauf an den Schlägen des Herzens, die heller und heller wurden, daß er glaubte, der ganze Raum dröhne von der Pulsierung seines Blutes. Der Kopf fieberte und dicke Tropfen Schweiß perlten über die Stirn. Leicht war das Sterben nicht. Die drei Minuten schienen von höllischen Geistern zu Ewigkeiten gedehnt. Noch immer nicht die erlösende Explosion... Er schloß die Augen — aber die Nerven wirbelten einen satanischen Tanz, und er riß sie wieder auf und drehte sich mit einem Ruck nach der Lunte um ... sie war dicht vor der Verzweigung verlöscht. Manuelo schöpfte tief Atem und ihm war, als sei eben eine straffe Kette über seiner Brust gesprungen. Er befühlte die Lunte — sie war von der Kellerluft feucht geworden. Er nahm kein neues Stück, denn er wäre nicht imstande gewesen, noch ein zweites Mal die fürchterliche Nervenprobe auszuhalten. Aber die Explosion m u ß t e kommen, sicherer, rascher und mit e i n e m Schlag. Er zog seine Pistole aus dem Gürtel und lud sie. Zielte auf die Granaten, zwei Schritt vor ihm. Doch die Hand zitterte ... der Tod war zu nah. Da fiel sein Blick auf die Falltür, deren Öffnung gerade den Granaten gegenüber lag. Und in dem Gefühl, daß vier Schritte Distanz das Antlitz des Todes erträglicher machen würde, ging er in das anstoßende Loch, stellte sich an die Wand und drückte die Pistole ab. Ein gewaltiger Schall knallte gegen die Wände und schlug wie eine Eisenfaust ihm an den Kopf. Das Licht war verlöscht ...

Aber nichts weiter geschah. Kein Aufblitzen einer Feuergarbe. Kein Bersten der Wände. Tiefe Stille nach dem Schuß. Manuelo hatte ohne Zweifel gefehlt. Er tastete

Digitized by Google

sich vorwärts, stieß auf eine glatte Wand, schlich an allen vier Wänden des Raumes herum . . . nirgends eine Öffnung nach der Pulverkammer. Jetzt fühlte er wieder die Glätte unter seinen Fingern, hämmerte dagegen . . . es dröhnte dumpf . . . die eiserne Falltür war vom Luftdruck des Schusses zugeflogen. Vergeblich stemmte er sich gegen die Tür, suchte nach einem Verschluß — sie war nicht zu öffnen. Er war gefangen — und die Festung flog n i c h t in die Luft.

Diese Erkenntnis erfüllte den Unglücklichen mit rasender Wut. Er schlug unsinnig mit den Fäusten gegen das Eisen, bis ihm die Gelenke schmerzten und Blut über die Finger rann, warf sich mit den Schultern dagegen und stieß mit der Stirn an die starre Wand. Dann ward er wieder ruhiger und die verwirrten Gedanken klärten sich. Er dachte über seine Lage und seinen Auftrag nach. Wahrscheinlich hatten die Franzosen den Schall gehört — wußten aber natürlich nicht, woher er kam. Wiederholte Schüsse gaben ihnen sicherlich die Richtung an . . . sie fanden möglicherweise den verschütteten Gang, gruben nach, kamen in die Pulverkammer — hörten das Hämmern gegen die Falltür — öffneten diese . . . und — hier entrang sich Manuelos Mund wieder ein häßlicher Freudenschrei — der nächste, von ihm aufgesparte Pistolenschuß würde diesmal die Granaten treffen. Dieser Gedankengang erfüllte den Gefangenen wieder mit Eifer und Hoffnungsfreude. Er schoß in Abständen seinen Kugelvorrat ab, dann steckte er die letzte Kugel in den Lauf und wartete. — — — Niemand kam. Der Tag mußte längst verflossen sein, — die Nacht vorbei . . . noch immer hörte Manuelo nichts von nahenden Menschen. Er legte sich neben der Falltür nieder, die Pistole schußfertig in der Hand. Hunger und Durst quälten ihn. Die Luft des kleinen Raumes war verbraucht und bedrückte seine Lungen. Stunde um Stunde schlich als graues, krankes Gespenst dahin. Tag und Nacht mußten längst wieder gewechselt haben. Manuelo lag, schwer atmend aber noch immer haßerfüllt auf die ihm noch möglich scheinende Erreichung seines Zieles hoffend. Die Pistole entfiel seiner kraftlosen Hand. Hunger, Durst und Luftmangel vergifteten ihn mit Fieber, und als ein hilfloses, abgemagertes, erbarmungswürdiges Menschenkind holte ihn endlich der zögernde Tod.

Seine Geschichte hat bisher niemand erfahren. Die Franzosen hatten den verschütteten Gang nicht entdeckt. Der von der spanischen Festungsbesatzung versuchte Durchbruch war nicht geglückt. Der Kommandant und die meisten der Soldaten wurden getötet, ein kleiner Rest starb in der Gefangenschaft oder blieb verschollen, — so wußte niemand mehr von dem Geschick des Sergeanten Manuelo. Die Pulverkammer wurde nach Jahrzehnten bei Abbruchsarbeiten geleert, die Mauerreste ließ man stehen, und niemand gedachte die verrostete, schwere Falltür mit Gewalt zu öffnen. So fand man erst heute Manuelos Skelett."

Der junge Dichter schwieg. Seine Freunde tranken ihm zu. Dann sagte der Archäologe: „Deine Geschichte kann man glauben, obgleich sie nicht wahr ist."

Der Dichter entgegnete: „Nicht immer wird das W a h r e für möglich gehalten, immer aber das W a h r s c h e i n l i c h e."

Sie schwiegen erneut. Dann seufzte der Mediziner auf und sprach: „Es muß doch etwas Schönes um euch Dichter sein: Wir stoßen uns an der Wirklichkeit Kopf und Seele wund, ihr aber fliegt über alle Tiefen hinweg auf Flügeln eures Zauberrosses."

Dabei sah er mit Sehnsucht zu den Sternen empor, die in heiliger Ruhe über den Zypressen an schwarzblauer Himmelskuppel leuchteten.

Meeresnächte. Von Annemarie Schrobsdorff

Meere, die ihr in der Dämmerung
Eure Wogen wie zum Schlaf
Hingestreckt,
Schlummerlos sind eure Nächte,
Von des Sturmes Stimme
Aufgeschreckt.

Flattern eure Träume
Hilflos wie verirrte Vögel
Ihnen nach? — —
Eure Nächte sind so unruhvoll
Und wie helle Sommertage
Sind sie wach.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Meine Schulerinnerungen. Von Walter von Molo

Wenn die Reife dieses Lebens, die wir Tod nennen, die dauernde große Ruhe ist, so ist das Leben ein sonderbarer Traum. Zurückliegende Stücke dieses Traums nennt man Erinnerungen. Die Erinnerungen aus der Jugendzeit sind zumeist die stärksten, wohl deswegen, weil das menschliche Wesen, in das sie eingeprägt wurden, zur Zeit der Einprägung noch unbeschrieben war, weil es damals noch des Segens und des Fluchs teilhaftig war, keine Eindrücke in dem Maße zu besitzen, daß selbst die bittersten Erinnerungen verstreichen, was eine Vorstufe zur endgültigen Reife ist.

Kindheitserinnerungen werden, wenn man sie aufzeichnet, fast immer mit den Augen des Erwachsenen gesehen und daher verfälscht. Um dieser Verfälschung nach Möglichkeit zu entkommen, will ich meine Schulerinnerungen ohne jede Kritik und ohne jede Ausschmückung, rein so, wie sie noch als Fähnchen in mir wehen, zu schildern versuchen.

*

Ich habe in Wien die Volksschule besucht. Wir wohnten wegen der Nachwirkungen meiner schweren Lungenerkrankung vor dem sechsten Jahre, mit dem ich zur Schule gegeben wurde, vor der Stadt, in Döbling. Ich war dort in zwei Schulen, die eine war im Grünen, nahe dem Wertheimsteinpark, die andere in einer dunklen Straße mit vielen hohen Häusern. Dort mußte ich in einem unheimlich großen und finsteren Zimmer irgendeine Aufnahmeprüfung ablegen. Es ging sehr mystisch dabei zu. Es war mir, als sei ich in eine dunkle Grube versenkt, aus der ich vergeblich den hellen Himmel suchte. Ich sehe heute noch in der schreckenerregenden Düsternis um mich das besorgte Gesicht meiner Mutter, das mir, getrennt vom Körper, zunickte und zuwinkte, um mir Mut zu machen, um mich zu Antworten anzuspornen. Da ich mit elf Jahren in die Mittelschule kam, nachdem ich in fünf Jahren die Volksschule, wie vorgeschrieben, absolviert hatte, bin ich bei dieser Prüfung anscheinend nicht durchgefallen. Daß ich aber nichts „konnte", das war und ist von dieser Sache meine Seelenstimmung. Es wehte beschämend in dem unheimlichen Prüfungszimmer die Luft eines Gnadenaktes. Dann bin ich wieder schwer krank gewesen; ich wurde ein Jahr lang zu Hause unterrichtet, von wem, das weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich bloß noch, daß ich in den guten Jahreszeiten die Unterrichtsstunden im Garten hatte, daß in diesem große Trompetenbäume standen, daß diese sehr schön waren und mich viel mehr interessierten als die Fragen des Lehrers, deren Beantwortungen ich stets aus einem Buche ablas, ohne daß dies der Lehrer, der das genau wußte, beanstandete. Im Garten roch es immer sehr gut, durch die Trompeterbäume sah oft ein wundervoll blauer Himmel auf mich hernieder. Wespen gehörten auch zu dieser Stimmung. Dann kam ich in die Schule, die im Grünen lag, und zwar in der Nähe einer Kirche, in der ich ein Jahr später zum erstenmal zur Beichte geführt wurde. In diese Schule geriet ich deswegen, weil meine Mutter einmal mit mir spazieren ging, und eine Schneelast, die von einem Dach herabzurutschen drohte, uns die Anrede eines vollbärtigen Herrn mit einer goldenen Brille auf der Nase verschaffte. Er stellte sich als der Direktor der Schule vor, die er als im höchsten Grade hygienisch für mich krankes Kind pries. Immer, wenn ich einen Dackel sehe, der selbstbewußt schmerzvoll zu einem aufblickt, muß ich an die damalige Zeit denken: so klagend und stutzig äugte ich die Großen an, wenn meine Mutter diesen von meiner Krankheit erzählte. Die Großen, auch dieser Direktor, legten mir dann stets teilnehmend die Hand auf den Kopf oder auf die Schulter. Ich, Verruchter, nahm das zumeist mit dem häßlichen Gedanken auf, daß die Mitleidigen sich nur vor meiner schönen Mutter interessant machen wollten.

Vor dem ersten Beichtgang erforschte ich auf dem Bettvorleger vor meiner Mutter Bett liegend, sehr kräftig mein Gewissen. Ich war ängstlich bemüht, mir möglichst viele Sünden zu notieren. Meine Mutter und mein Bruder berieten mich dabei. Nach der Beichte zerriß ich das papierne Register meiner Sünden in kleine Fetzen und versenkte diese in ein Kanalgitter vor der Kirche. Sie war nahe dem Hause, in dem Bauernfeld starb, dessen Begräbnis ich als Zehnjähriger miterlebte. Unser Religionslehrer, Katechet genannt, hatte die Gewohnheit, uns abzuküssen. Er schenkte uns Heiligenbilder, die ich sportmäßig, wie später Ansichtskarten, Schokolade- und Reklamebildchen anderer Art, sammelte. Dieser heilige Mann roch furchtbar nach Schnupftabak.

Mit acht oder neun Jahren hatte ich mein erstes Liebeserlebnis; meine Angebetete war zwei oder drei Jahre älter. Wo und wie ich sie kennenlernte, das weiß ich nicht mehr. Ich weiß bloß, daß ich in der Freiviertelstunde von zehn bis ein viertel elf in der Schule wider Pflicht und Satzung

Digitized by Google

ausriß und ein Stück Weges lief, das für mich kleinen Kerl sehr bedeutend war. Ich galoppierte mit schlechtem Gewissen über die damalige Hirschengasse hinweg — in der Billroth wohnte, uns schräg gegenüber, sie heißt jetzt Billrothstraße — und in der Mariengasse, die bergauf zum Friedhof führt, traf ich hinter der Holzwand eines vor Frost geschützten Brunnens meine Liebe. Wir küßten uns heftig ab. Wie ich über die gefährlichen Pferdebahnschienen zur Schule zurückkam, ob ich das Mädchen noch einmal sah, wer es war, darüber kann ich heute keine Auskunft mehr geben. Ganz dumpf ist in mir eine Vorstellung davon, daß es die Tochter eines Übersetzers war; stimmt das, so war ich damals zum erstenmal mit der Literatur in Verbindung.

Eines Tages gab mir mein Lehrer einen Brief nach Hause mit, in dem er meinen Vater anpumpte. Ich fühlte mich sehr geehrt, als ich die Besorgung dieses Briefes übernahm. Mein Vater fühlte sich leider und unerwarteterweise nicht geehrt, er war wütend. Der Lehrer hatte mich während der Diktatstunde in ein Papiergeschäft geschickt, um sich von mir das Kuvert und Briefpapier für seinen Brief holen zu lassen. Das dafür ausgelegte Geld hat er mir nie zurückgegeben. Aber es war doch eine erhebende Sache, als ich, während die andern das Diktat schreiben mußten, zum ersten Male allein auf den leeren, hallenden Schulgängen schritt wie eine wichtige Amtsperson. Diese Stimmung habe ich sehr ausgekostet.

★

Als es mir gesundheitlich besser ging, zogen wir wieder in das Innere der Stadt zurück. Dort besuchte ich im neunten Bezirk, in der Grünen Torgasse, einer finsteren, engen Gasse, die letzten zwei Jahre oder das letzte Jahr die Volksschule. Gegenüber der Anstalt war ein Fröbelhaus, und daneben ein Tempel, vor dem ich an jüdischen Feiertagen große Menschenansammlungen sah, die mir schwarz und braun wie Rembrandtbilder in der Erinnerung haften geblieben sind. War die Schule aus, so fand ich stets meine Mutter im Gespräch mit anderen Müttern vor dem Schuleingang auf der Straße. Sofort, wenn ich in die freie Luft hinaustrat, hieß es: „Mach' den Mund zu!“ Dabei wickelte sie mir einen dicken Schlips um Hals und Mund. Das überfüllte, dumpfe Schulzimmer, in dem immer Gaslicht brennen mußte, lag zu ebener Erde und sah in einen trostlosen Lichthof hinaus. Einer meiner Kameraden war Epileptiker; oft stürzte er mit dumpfem Schlag nach rückwärts um und lag erstarrt, mit Zuckungen, die durch seinen ganzen Körper liefen, mit Schaum vor dem Munde, bis ihn der Schuldiener aus der Klasse schaffte. Wir rückten von dem Kranken weit ab; ich ganz besonders, um nicht wie der Epileptiker der Verachtung der Gesunden, denen ich ohnehin schon etwas anrüchig war, preisgegeben zu sein. Einmal schlug sich der arme Kamerad am Hinterkopf schwer blutig, von da an erschien er nicht mehr in der Schule.

An Schneeballschlachten und anderen ähnlichen Jugendunterhaltungen durfte ich mich meiner Gesundheit wegen niemals beteiligen. Ich beneidete meinen Bruder, der diese Feste alle mitmachte, ich bekam dadurch vor dem um zwei Jahre Älteren grenzenlose Hochachtung und sah zu ihm wie zu einem Gott auf. Ich war sehr stolz auf meinen Bruder, der die Familienehre in allen Raufhändeln vertrat; emsig folgte ich allen Vorschriften des Arztes und meiner Mutter, um auch einmal so weit zu kommen.

Mit elf Jahren wurde ich in die Realschule im ersten Bezirk gegeben, die ich bis zum Abitur besuchte. Die Aufnahmeprüfung in die Mittelschule war eine große Sache! Wir versammelten uns mit den Eltern in einem großen Saal der Anstalt, dort hielt der Direktor eine sehr stolze Ansprache. Es lag eine solche Überfülle von Anmeldungen vor, daß meine Mutter und ich es wie eine Gnade aufnahmen, daß ich überhaupt zur Prüfung zugelassen wurde. Ich legte sie in einem Klassenzimmer, rechts vorn in der ersten Bank sitzend, ab, und abends, es war im Frühsommer und daher noch hell, war meine Mutter wieder mit mir in dem großen Saal, dem Zeichensaal der Schule, in dem ich sieben Jahre später meine mündliche Abiturientenschlacht blutig ausfocht, und sonderbarerweise wurde mein Name unter denen verlesen, deren Träger die Prüfung bestanden hatten. Ich war auf meine Leistung alles eher als stolz, ich sah im Ergebnis einen unerwarteten, außerordentlich glücklichen Zufall.

★

Ich könnte heute noch jeden meiner Lehrer — sie wurden damals Professoren genannt — zeichnen und malen; ihre Bilder sind für immer in mich eingegraben. Mein erstes Spekulieren endete übel, ich kam, obgleich ich vorher in der Kirche gewesen war, um Gott zu bitten, er möge mich nicht drankommen lassen, trotzdem dran, und zufolge meiner völligen Ratlosigkeit vor der riesigen Landkarte, es war in Geographie, steckte ich meine erste Fünf ein; ich erkannte die Schwierigkeit des Lebens. Dann bekam ich einen Anfall von „galoppierender Schwindsucht“, ich mußte wieder ein Jahr zu Hause lernen. Meinen Unterricht leitete jetzt ein sehr magerer Abiturient, der lange Haare und sehr viele Schuppen hatte; er glaubte mir alles aufs Wort und kam nie drauf, daß ich alles, wenn er mich prüfte, von einem Zettel ablas, den ich mir vor der Stunde mit großer Emsigkeit anfertigte. Die Kristallformen für den Unterricht in Mineralogie wurden von einem Buchbinder-

Digitized by Google

meister aus weißem Pappkarton angefertigt; ich habe sie bis heute nicht begriffen. Später wurde behauptet, daß ich deswegen kein Vorstellungsvermögen besäße; da ich mir dieses aber inzwischen doch aneignete, ohne dem Geheimnis der Kristallformen näher gekommen zu sein, so liegt hier irgendeine Diskrepanz begraben. Als ich genug Latschenöl inhaliert und gräßlich schmeckende Kreosotpillen in Massen verschluckt hatte, wurde ich wieder gesund; nun war abermals eine Aufnahmeprüfung in die öffentliche Schule zu machen. Bei der Prüfung in Chemie begann ich zu heulen, dieser instinktiv klugen Handlung danke ich allein, daß ich, ohne ein Jahr zu verlieren, in die dritte Klasse versetzt wurde. In der vierten Klasse war ich — durch welche sonderbare Fügung ist mir immer schleierhaft geblieben — Vorzugsschüler, der fünfte unter einigen vierzig. Es herrschte grenzenlose Überraschung bei meinem Bruder und bei meinen Eltern. Dafür ging es mir in der fünften Klasse um so elender, und in deren erstem Semester flog ich in darstellender Geometrie fürchterlich durch. Knapp vorher hatte ich meine erste Strafe abzusitzen. Als der Direktor der Anstalt mich vor der Klasse fragte, warum ich nicht fleißiger sei, warum ich nicht weiter Vorzugsschüler geblieben wäre, ich könnte viel mehr leisten, hatte ich erwidert: „O, ich habe noch viel Zeit vor mir!“ Das zweite Nachsitzen kam bald: In der Zeichenstunde musizierte im Lichthof tief drunten ein Werkelmann, dem warf ich aus dem Fenster in Papier gewickeltes Geld zu. Ich habe damals zum erstenmal erfahren, daß es unpassend ist, anständig zu sein. Der Direktor unserer Anstalt hielt ein furchtbares Strafgericht, er sagte: „Kinder aus guten Häusern benehmen sich nicht wie Dienstboten!“ Für diesen Mann waren Rausen und Schneeballwerfen furchtbare Verbrechen, er hat vielen den Lebensweg verbogen, indem er sie, da sie „rauchend angetroffen wurden“, relegierte. Ein Hinausschmiß aus der Anstalt bedeutete damals: Rausschmiß aus allen Mittelschulen der Monarchie!

Bis zur fünften oder sechsten Klasse hatte ich, wegen meiner einstigen Erkrankungen, keinerlei Turnunterricht. Es war große Verzweiflung, als der Amtsarzt meiner Mutter das Zeugnis verweigerte, daß ich aus Gesundheitsrücksichten am öffentlichen Turnunterricht nicht teilnehmen dürfte. Mutter und Bruder waren fest überzeugt, daß damit mein baldiger Tod besiegelt sei. Doch es kam wie öfters anders: ich brachte es sehr bald zu einem der besten Turner, und der Rundlauf, wo man den Nachbar ganz wundervoll ins Hinterteil treten konnte, ohne daß man dafür bestraft werden durfte, ist mir in ebenso angenehmer Erinnerung, wie mein berühmter Weitsprung und die vielbelobte stramme Haltung am Barren. Noch einen Konflikt ergab der allsonntägliche Kirchgang: Da sich die Oberklassen nicht begeistert und zahlreich genug daran beteiligten, wurde vom Direktor eingeführt, daß jeder Schüler eine große braune Papptafel erhielt, auf der sein Name und seine Klasse vermerkt waren. Wenn wir uns nun im Turnsaal versammelt hatten und daraus zur Kirche hervorströmten, stand vor der Türe ein Schuldiener mit einem Kasten, in den jeder seine Legitimationskarte werfen mußte. Mit diesem Schuldiener waren wir sehr befreundet, es kam daher oft vor, daß ein Schüler außer seiner Karte zwei bis drei Karten für Kameraden abgab, die am Erscheinen verhindert waren. Eine grauenhafte Katastrophe nahte, als wir von der letzten Klasse einmal nur zu viert da waren und zwanzig Karten abgaben. Es war schlechte Organisation gewesen. Daraus wurde ein böser Skandal. In Zukunft stand der Direktor selbst neben dem Kasten und musterte jeden Einzelnen durchbohrend.

*

Unser Klassenvorstand war Jahre hindurch mein erbittertster Gegner, und er traf empfindlich den Stolz meiner Mutter, als er ihr bei einer Nachfrage einmal sagte: „Wenn mich dieser angefressene Bursche mit seinen blöden Augen anglotzt, dann weiß ich, ohne daß ich ihn zu fragen brauche, daß er nichts kann!“ Von diesem Augenblick an betrachtete ich ihn, auch wenn ich nichts wußte, stets mit leuchtenden Augen. Das hat mir über manche gefährliche Situation hinweggeholfen, aber nicht immer. Wenn wir auch in den Oberklassen keinen Religionsunterricht mehr hatten, so mußten wir doch mit den anderen Klassen zur Beichte und zur Kommunion gehen. Bei einem solchen Kommuniongang, als wir nach der Beichte — bei der es immer großen Andrang bei Pater Lamprechts Beichtstuhl gab, weil der Pater Lamprecht nur „drei Vaterunser und einen Glauben“ zur Buße beten ließ, — in der Kirche saßen, ertappte unser Direktor einen jetzigen Professor an der Technischen Hochschule in Wien dabei, daß dieser in der Kirchenbank kräftig in eine Salzstange biß, gerade bevor er zur Kommunion „mit nüchternem Magen“ gehen sollte. Das Geschrei des Direktors war ziemlich unkirchlich. Einmal schwänzte ich die allgemeine Beichte und sollte einen Beichtzettel nachbringen. Ich schickte die Köchin meiner Mutter in die Servitenkirche, um für mich zu beichten. Aber o Graus! Sie brachte einen Beichtzettel auf ihren Frauennamen mit nach Hause! Es gab plötzlich keine Beichtzettel mehr ohne Namen. Was tun? Ich schwieg die Sache tot. Vierzehn Tage später sprach mein Klassenvorstand zum großen Gaudium meiner Kameraden: „Mein lipper Molo, ich bin beauftragt, Ihnen zu vermelden, daß Ihr Beichtzettel noch nicht abgegeben ist.“ Worauf ich mich erhob und erwiderte: „Ja, ich habe ganz vergessen, mir einen geben

Digitized by Google

zu lassen. Ich war selbstverständlich beichten." Darauf mein Klassenvorstand: „Ja, da bleibt nichts anderes übrig, mein lipper Molo, als daß Sie nochmals beichten gehen!" Worauf ich sehr bestürzt rief: „Ja, aber das kann ich doch nicht! Ich habe doch gerade alle meine Sünden gebeichtet und vergeben bekommen! Was soll ich denn jetzt beichten?" Worauf mein Klassenvorstand unter wieherndem Gelächter meiner Kameraden die Antwort gab: „Mein lipper Molo, das ist natürlich sehr peinlich. Aber gelogen haben Sie sicherlich seither schon wieder. Also beichten Sie das und bringen Sie dafür einen Beichtzettel mit." Eines Tages vor der Schule ging ich also in die Servitenkirche beichten. Es war sehr früh, sehr kalt und sehr finster. Als ich im Beichtstuhl niederkniete und der Geistliche das Fensterchen seines Beichtstuhles zu mir öffnete, — es war diesmal leider nicht der Pater Lamprecht, — da sagte er zu mir Sechzehnjährigen: „Sie beichten wohl, um in den heiligen Stand der Ehe einzutreten?" Das mußte ich verneinen. Als ich dann diesen qualvoll erworbenen Zettel in der Schule abgab, sprach mein Klassenvorstand: „Sehen Sie, mein lipper Molo, es ist doch gegangen, wir sind alle sehr sündhafte Menschen."

*

Ich faßte, wie schon gesagt, die darstellende Geometrie nicht auf. Als ich nach grauenvollen Innenkämpfen und vergeblich durchbüffelten Nächten — zu Hause konnte mir ja niemand helfen — durchgefallen war, erhielt ich einen „Techniker" zur Nachhilfe. Nach einem Semester kam eine der wichtigsten Begebenheiten meiner Schulzeit: Hatte ich früher nächtelang hilflos und verlassen daheim über den geometrischen Aufgaben gebrütet, ohne sie lösen zu können — es war damals das erstemal, daß ich Nachtarbeit und das Unvermögen, einem Ding ganz auf den Leib rücken zu können, kennenlernte — so kam ich nun im zweiten Semester der Sechsten glatt durch, und in der letzten Klasse war ich einer der Besten in darstellender Geometrie. Das Wunder geschah so: Niemand meiner Umgebung merkte etwas von meiner Wandlung, ich überraschte alle, daheim und in der Schule, aufs höchste. Mich hat diese Überraschung und deren Anlaß die Kraft meiner Augen gekostet, denn ich lernte die Nächte durch heimlich und bei Kerzenlicht. Es hatte sich zwischen mir und meinem Klassenvorstand die Gepflogenheit entwickelt, daß er, ehe er mich fragte, sofort eine Fünf einschrieb. Eines Wintervormittags aber erhob ich mich, trotz des üblichen Satzes: „Ich habe schon die Finf geschrieben! Beunruhigen Sie sich nicht!" und schritt zur Tafel. Es gab ein sehr ernstes Gefecht, das ich siegreich bestand. Von da an datierte sich das Freundschaftsverhältnis zwischen mir und meinem Klassenvorstand für den Rest der Schulzeit. Ich danke diesem Manne viel, er löste in mir durch seinen Spott und seine Härte die Energie des Widerstandes zum ersten Male aus, ohne die ich nicht fähig gewesen wäre, etwas zu erreichen. Die schroffe Opposition dieses strengen, aber gerechten Lehrers war gewiß geeignet, Schwächere zu zerbrechen, mir hat sie sehr gut getan.

*

Neben unserem Mathematik- und Geometrieprofessor war der Geschichtsprofessor die stärkste Persönlichkeit. Ich verdanke auch ihm viel, vor allem die Kritik über historische Vorgänge, im Gegensatz zu der damals üblichen, stets auf einen schalen Patriotismus hinziehenden Darstellungsart. Der blondbärtige Mann mit der Brille, der bewußt komisch aussehen wollte und sich bewußt grotesk gab, hatte enormes Wissen und hielt sich nie an das Lehrbuch. Von Kultur wußten unsere Geschichtsbücher damals fast nichts, desto mehr arbeitete unser Geschichtsprofessor daraufhin, der in unversöhnlichem Gegensatz zum Direktor stand. Ich saß wegen meiner schlechten Augen stets in der ersten Bank. Mein Platz war der nächste zu der Türe auf den Gang hinaus. Stets bevor unser Geschichtsprofessor seinen freien Vortrag begann, der nach den damaligen Begriffen alles eher als staatserhaltend zu nennen war, gab er mir unter dem Beifall der Klasse die Weisung: „Molo, machen Sie die Türe auf. Es ist heiß. Schauen Sie nach, ob die Luft rein ist!" Damit meinte er, ob sein Feind, der Direktor, auf dem Gange sichtbar wäre. „Bleiben Sie an der Türe stehen, und wenn die Obrigkeit erscheint, dann setzen Sie sich in die Bank, damit ich weiß, was los ist." Und nun begann der Vortrag. Er beschäftigte sich sehr viel mit dem Hause Habsburg, das seinen Besitz vor allem erheiratet hätte, weswegen der österreichische Staat früh oder später zugrunde gehen müßte. Einmal hieß es: „Ihr werdet den Zusammenbruch noch erleben." Und als die schwarzgelbe Fahne bei irgendeinem patriotischen Fest in der Schule ausgehängt war, und das Schwarz-Gelb vor dem Schulfenster herniederwehte, da sagte unserer Historiker: „Die hat auch bald ausgeweht! Es wird alles einmal hier mit anderen Farben angestrichen werden." Unvergeßlich ist mir, wie unser Freund das Wesen der französischen Revolution, der Revolutionen im allgemeinen, uns klarzumachen suchte. Er setzte einige von uns in eine Bank, den Dicksten ganz rechts an den rechten Flügel und ließ ihn nach links drängen. „Der Esel hat keine Ahnung davon," sagte der Professor, „daß er, weil er so viel Platz für sich persönlich in Anspruch nimmt, die anderen natürlich nach links drängt! Und weil sie nicht von der Bank fallen wollen, geraten sie in Opposition und beginnen nach rechts zu drücken,

Digitized by Google

und schließlich werfen sie ihn von der Bank herab!" Das wurde zu unserem großen Gaudium sinnbildlich und sehr realistisch dargestellt. „So," sagte der Professor, als der Dicke auf dem Boden saß, „nun hat die Revolution gesiegt. Nun breiten sich die Linkser auf der Bank aus. Ihr seht, schon wieder sitzen infolgedessen einige rechts! Das ist nicht zu umgehen. Die haben jetzt die Macht. Am Anfang sitzen sie still. Weil die ganz links Sitzenden aber aus Gewohnheit weiter gegen rechts drängen, so beginnen sich die ehemals Linken, die jetzt rechts sitzen müssen, zur Wehr zu setzen, sie drängen wieder, wie die früher Gestürzten, nach links. Macht das! Was jetzt stattfindet, ist der Kampf der revolutionären Parteien um die Herrschaft! Einmal fliegen die Linkser herunter, dann siegen die Linkser, die jetzt rechts sitzen müssen und die jetzt Reaktion genannt werden, einmal fliegen die Rechtser herunter, dann siegt der Radikalismus, und zum Schluß, wenn beiden Parteien alles wehe tut, vertragen sie sich für einige Zeit, das ist dann die Stabilisierung der revolutionären Verhältnisse. Bis der Schwindel neu beginnt. Im Grunde bleibt alles beim alten."

Wir hatten eine Heidenangst vor dem mündlichen Abitur in Geographie und in Geschichte. Als wir dies unserem Geschichtsprofessor anvertrauten, war seine Antwort: „Selbstverständlich ist es ein Blödsinn, von euch zu verlangen und davon eure Zukunft abhängig zu machen, daß ihr aus der gesamten Weltgeschichte drei Fragen beantworten könnt. Aber ich bin k. k. Professor, ich habe das Gesetz im Nacken, und daher erkläre ich, es ist recht so! Ich habe mir nach dem Alphabet bei jedem von euch die drei Fragen bereits aufgeschrieben, ich werde euch diese Fragen durcheinander vorlesen, damit ihr eine Ahnung davon habt, wie ich die Fragen stellen werde." Und nun nahm er sein Notizbuch in die Hand, sah uns vielsagend an und sprach: „Daß mir keiner mitstenographiert! Es hätte ja auch keinen Sinn, weil ich euch die Fragen durcheinander sage!" Darauf schlug er sein Buch ganz vorne auf und las sehr langsam seine sechzig Fragen; wir waren zwanzig, die vor dem Abitur standen. Wir sahen, daß er genau von vorn nach rückwärts ging. Unsere Meisterstenographen waren in fieberhafter Tätigkeit. Als er einmal zu schnell sprach, schrie einer: „Langsamer!" Worauf der Professor lächelnd sagte: „Ich kann auch langsamer sprechen, weil ja keiner von euch mitstenographiert, und weil ich, wie ihr seht, die Fragen durcheinander diktiere!" Jeder von uns erhielt beim Abitur genau seine drei Fragen. Ich etwas über Xerxes, die Bedingungen des Westfälischen Friedens und eine Frage aus dem Siebenjährigen Krieg.

In Geographie mußte jeder Abiturient „auswendig" vor der Prüfungskommission ein Kronland der alten österreichisch-ungarischen Monarchie auf die Tafel zeichnen. Das war etwas Furchtbares. Alle Grenzen, alle Flüsse, alle Gebirge, alle Städte und Eisenbahnlinien, und dabei wurde man um jedes einzelne Detail auch noch besonders befragt! Von den Abiturienten des vorigen Jahrganges war die Kunde zu uns gedrungen, daß unser Geschichtsprofessor, bei dem wir auch Geographie hatten, auf private Anfragen, welches Kronland man zu zeichnen bekäme, nicht sehr zurückhaltend sei. Ich zog daher vor der mündlichen Prüfung mit zwei anderen aus, wir faßten unseren Geschichtsprofessor vor seiner Privatwohnung ab, als er mittags nach Hause kam. Er fuhr uns schrecklich an: „Meint ihr, ich sei ein Schwindler? Wenn man uns auf der Straße hier zusammen sieht, sind wir alle vier verloren. Kommt ins Haus hinein!" Drinnen vor seiner Wohnungstüre zog er sein schicksalschweres Notizbuch und sah nach. Und dann sagte er zu dem einen: „Sind Sie nicht aus Schlesien?", zum zweiten sagte er: „Steiermark ist ein schönes Land," und zu mir sagte er: „In Tirol sind viele Almen." Und danach verschwand er, nachdem er noch einmal geschimpft und versichert hatte, er sei kein Schwindler. Ich erhielt beim mündlichen Abitur die Aufgabe, Tirol zu zeichnen. Es ging blendend, aber es war immerhin Gewitterluft im Saal, denn am Tage vorher, als der, dem der Professor gesagt hatte, daß Steiermark schön sei, auf das Podium gerufen wurde, begann er, ohne daß die Frage getan war, sofort Steiermark zu zeichnen. Bewegung in der Kommission, der Prüfende tat Einhalt: „Was machen Sie denn da? Ich habe doch noch gar keine Frage gestellt?" Als der Verwirrte vorwurfsvoll erwiderte: „Ich zeichne Steiermark!", sprach der Professor: „Mir ist's lieber, Sie zeichnen Tirol!" Und der Mann flog durch. Bevor ich am Tage meiner Prüfung den Saal betrat, raunte mir mein gewogener Feind zu: „Nicht zeichnen, bevor ich gefragt habe. Wer ein Idiot ist, der ist fürs Leben nicht reif." Als ich an der Reihe war, betrat ich ernst das Podium, ich stand steif und sah meinen Geschichtsprofessor fragend und erwartungsvoll an. Er funkelte mich streng mit seiner Brille an und gab die Weisung: „Also zeichnen Sie mal — Böhmen, nein!" korrigierte er sich, „doch lieber nicht! Gestern war Tirol dran, da glaubten Sie sicher, daß Ihnen das erspart würde. Zeichnen Sie wieder Tirol." Es war ein Fest, wie wir zwei schauspielerten! Ich zeichnete sehr langsam und sehr nachdenklich, als ob mir die Frage mehr als unangenehm gewesen wäre. Ich vergaß absichtlich einen Berg und dessen Höhe. Als ich fertig war, hieß es: „Na, also, das haben Sie ja halbwegs gekonnt. Apage!"

Unser Germanist, — er unterrichtete auch in Englisch, — war ebenfalls ein Unikum. Wenn einer von uns irgend etwas ausgefressen hatte, dann kam stets das Strafgericht in

Digitized by Google

der Form über uns: „Nun werde ich Sie mal in deutscher Grammatik prüfen!“ Das hieß so viel wie „Fünf!“ Wenn die Belastung in Deutsch aber so zu groß wurde, dann durften wir ein englisches Gedicht auswendig lernen und in der Deutschstunde aufsagen. Dann wurde aus der Fünf eine Drei gemacht. Auf diese Art habe ich sehr viele englische Gedichte auswendig gelernt. Ein Jahr vor dem Abitur bekamen wir den ersten freien Aufsatz zu schreiben. Ich sehe heute noch die entsetzten Gesichter meiner Mitschüler, als unser Deutschprofessor an die Tafel schrieb: „Those evening bells“ und dazu sagte: „So, Kerls, mehr sage ich nicht, schreibt was darüber!“ Nach einer Woche brachte er die korrigierten Arbeiten in die Klasse und begann: „Daß ihr zu Trotteln erzogen werdet und Trottel seid, habe ich gewußt, daß ihr aber solche Trottel seid, das habe ich nicht geglaubt! Die Arbeit ist hundsmiserabel ausgefallen. Und was das Sonderbarste ist, einer von den Dümmsten hat die beste Arbeit geschrieben.“ Das war ich. Und nun las er meine Arbeit vor, und ich zitterte an Händen und Füßen vor Stolz und vor Scham. Das war die aufregendste Vorlesung — und Premiere —, die ich bisher erlebt habe. Bei der schriftlichen Klausurarbeit in Deutsch hatten wir ein Thema zu bearbeiten, ich glaube von Klopstock, ungefähr des Inhaltes: „Daß ein Mensch ich bin, senk' in Ergebung das Haupt, daß ein Mensch ich bin, heb' in Stolz es empor.“ Ich schrieb wie ein Tobsüchtiger los, einige dreißig Seiten, und weiß, daß der Schluß ungeheuer pathetisch war. Er muß gelautet haben: „Daß wir tüchtige Staatsbürger, tüchtige Menschen, tüchtige Weltbürger werden, das wollen wir uns geloben“ usw. Der allerletzte Satz aber war mit drei Rufzeichen: „Das walte Gott!!!“ Als diese Arbeit korrigiert war, hieß es: „Molo, Sie sind ein fürchterlicher Kerl! Jetzt haben Sie eine so gute Arbeit geschrieben, daß die mit Ihren bisherigen Leistungen gar nicht übereinstimmt. Wenn ich Ihnen die Note gebe, die Sie verdienen, dann muß ich Sie zur mündlichen Prüfung in Grammatik drannehmen! Da ich weiß, was dabei 'raus käme, habe ich Ihnen nur eine Drei gegeben, damit sind wir fürs Leben miteinander fertig.“

Während der Klausurarbeiten in Deutsch und in Mathematik hatte unser Geschichtsprofessor hie und da die Oberaufsicht. Als einer meiner Mitschüler, der heute einer der ersten Techniker ist und dem absolut nichts einfallen wollte, nach zwei Stunden noch keine Zeile geschrieben hatte, erklangen die Worte: „Molo, setzen Sie sich neben den Mann, damit Sie nicht gar so viel schmieren.“ Und als ich bei der mathematischen Klausur in der Tinte saß, da gab er dem späteren hervorragenden Techniker die Weisung: „Nun setzen Sie sich mal für zehn Minuten neben den Molo und revanchieren Sie sich!“ Dieser große Techniker von heute schrieb einmal eine deutsche Hausaufgabe über ein Denkmal in Wien in nachstehender, sehr sachlicher Weise: „Das Denkmal ist eine quadratische Pyramide von der Höhe ... die Basis hat eine Seitenlänge von ... der Sockel besteht aus drei Platten von den Dimensionen ... das Material des Denkmals ist Marmor. Sonst ist nichts zu sagen.“ Den Deutschprofessor traf fast der Schlag über eine „solche Unfähigkeit“. Das zu beschreibende Denkmal feierte doch einen Helden aus der Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken! Aber es war wirklich nicht viel mehr darüber zu sagen.

Im Zeichnen mußten wir Akanthusblätter kopieren, Aquarelle, Seestücke und Wäsche, die in irgendeiner farbigen Bauernlandschaft hing. Das Höchste war ein Stilleben mit einem Totenkopf, einem roten Plüschvorhang dahinter, mit einem Buch und Äpfeln. Die Äpfel wurden meist allzu früh aufgefressen, so daß das Stilleben nie fertig wurde. Einmal wurde sogar eine Aquarellkopie von mir auf dem Gang vor dem Zeichensaal ausgestellt, und der Zeichenprofessor riet meiner Mutter, mich Maler werden zu lassen, weil ich sonst zu nichts tauge.

*

In den Freiviertelstunden durften wir uns auf den Gängen des Schulgebäudes ergehen und dort unsere Frühstücksbrote verzehren. Die feinen Leute unter meinen Mitschülern pflegten das Frühstück nicht von zu Hause mitzunehmen, sondern kauften es an einem fliegenden Stand, den ein Schuldiener im untersten Stockwerk hielt. Solches Vorgehen erschien mir als die größte Verschwendung. Ich habe mir diesen Luxus nur ein einziges Mal während meiner siebenjährigen Mittelschulzeit geleistet. Es war ein brauner, knuspriger Wecken mit Schinken belegt. Ich weiß nicht mehr, was der Anlaß zu diesem Leichtsinn war, aber ich muß in sehr guter Stimmung gewesen sein.

Befreiende Heiterkeit gab es immer, wenn sich der Chemieprofessor am Laboratoriumstisch die Finger verbrannte. Ich sehe den Chemiesaal, amphitheatralisch gebaut, vor mir, als wäre ich gestern zum letztenmal darinnen gewesen. Und doch sind seither 27 Jahre vergangen. Der Saal erinnerte mich an einen Konventsaal in der französischen Revolutionszeit. Von den Kameraden ist mir am meisten Oscar Strnad, der heute berühmte Wiener Architekt und Ausstattungskünstler, in Erinnerung geblieben. Dieser Mann glänzte im Freihandzeichnen, im Malen und in allen technischen Disziplinen. Er war aber nie Vorzugsschüler. In der Oberprima kam ein neuer Lehrer für Physik, eine dürre, kleine, außerordentlich auf Würde bedachte Gestalt. Dieser neue Mann stand zu unserem saftigen Klassenvorstand in schroffstem Gegensatz. Er beherrschte sein Fach gar

Digitized by Google

nicht und mußte sich oft von Strnad und anderen aushelfen lassen. Auf mich hatte er von Anfang an Haß geworfen. Früher hatte ich stets in Physik die erste oder zweitbeste Note davongetragen, jetzt plötzlich kam eine Fünf nach der andern, und dabei tat er, als sei er um mich aufs äußerste besorgt. Mit seiner harten, näselnden Stimme sagte er immer wieder im Tone des tiefsten Mitleides zu mir, während er aufreizend meine Stirn betrachtete: „Geht es nicht? Sie fassen es eben nicht? Was? Das ist sehr bedauerlich. Ich tue ja, was ich kann, aber ich kann mich Ihretwegen nicht im Fortgang aufhalten lassen." Meiner verzweifelten Mutter gab er den Rat, mich sofort aus der Anstalt zu nehmen, da ich das Abitur in Physik auf gar keinen Fall bestehen würde. Nun begann ein ähnlicher Kampf wie seinerzeit in Geometrie, er wurde von mir aber verbissener und verbitterter geführt, weil ich erkannte, daß diesmal nicht Unvermögen von meiner Seite der Anlaß war, sondern die offensichtliche Aufsässigkeit meines neuen Lehrers. Ich pendelte im ersten Semester mit „minus Vier" und „plus Vier" herum, und drei Monate vor dem Abitur kam die Katastrophe. Wir waren im Physiksaal, und es wurde geprüft, und da in der nächsten Stunde deutsche Grammatik war, so dachte ich einen Augenblick an diese herannahende bedrohliche Situation. Ich überhörte dabei die Frage, die der Professor an den Schüler, der gerade vor der Tafel stand, richtete. Der Lehrer muß meine ihm sehr erfreuliche Unaufmerksamkeit bemerkt haben, denn er unterbrach die Prüfung sofort, indem er mich anschrie: „Molo, kommen Sie zur Tafel und beantworten Sie die Frage!" Ich ging zur Tafel und kam mir höchst ethisch vor, als ich sagte: „Ich bitte, meine Unaufmerksamkeit zu entschuldigen, ich habe die Frage nicht gehört." Darauf gab es sofort eine Fünf, die in diesem Stadium, so dicht vor dem Abitur, für mich soviel wie das Ende bedeutete. Ich erhielt die Weisung, „sofort in die Bank" zu gehen. In mir brauste alles auf. Ich war zum absoluten Autoritätsglauben von meinen Eltern erzogen worden, und ich hatte bis dahin weder zu Hause noch an meinen Lehrern, im Gegensatz zu meinen Kameraden, jemals irgendwelche harte Kritik geübt. Ich hatte im Grunde alles als richtig und gegeben hingenommen. Nun aber stand plötzlich etwas in mir auf und ließ mich, sehr im Gegensatz zu meinem sonst immer höflichen Ton, den schmalstirnigen Lehrer fest in den Blick nehmend, sagen: „Ich habe die Frage nicht gehört! Ich weiß, daß ich unaufmerksam war, und ich habe mich deswegen entschuldigt! Sie dürfen mir aber keine Fünf einschreiben, wenn ich nicht dazu komme, die Frage zu erfahren, so daß ich also nicht beweisen kann, ob ich sie beantworten kann oder nicht. Sie können mich wegen meiner Unaufmerksamkeit bestrafen, aber mit der Fachnote, die für das Abitur entscheidend ist, hat das nichts zu tun. Darf das nichts zu tun haben! Ich bitte nochmals um die Frage!" Daraufhin schrie er mich an: „In die Bank! Sofort in die Bank!" Ich ging, setzte mich heftig nieder und drosch mit dem Physikheft auf die Bank. Da sich bereits früher heftiges Fußetrampeln der Mißbilligung von seiten meiner Kameraden erhoben hatte, so war die Revolution, deren Anstifter ich geworden war, klar, um so mehr, als Strnad schrie: „Man muß ihm die Frage sagen!" Der Professor raste zu meiner Bank und schrie mich drohend an: „Sie gehen sofort wieder zur Tafel, drehen sich um und gehen still und anständig auf Ihren Platz zurück!" Das verweigerte ich. Wir funkelten uns gegenseitig mit den Blicken an, und der Schluß war, daß man mich zum erstenmal in meinem Leben ins Klassenbuch eintrug, als „renitent und frech". Es wurde in dieser Stunde nicht weiter geprüft, sondern den Rest der Stunde trug der Professor mit Erbitterung Neues vor. Als er wieder einmal nicht weiter wußte und mit der üblichen Gönnermiene, die er bei solchen Fällen aufzusetzen pflegte, sagte: „Strnad, setzen Sie fort!", ließ ihn dieser in der Tinte sitzen, indem er erwiderte: „Ich weiß es auch nicht!"

In großer Erregung leerte sich der Physiksaal. Zum erstenmal hatte ich offene Ungerechtigkeit erlebt. Die Klasse war auf meiner Seite, doch was hatte ich davon? Das Abitur und damit mein zukünftiges Hochschulstudium waren so ziemlich erledigt. Unser Deutschprofessor betrat das Schulzimmer. Selbstverständlich hatte mein Feind bereits die Sache nach seiner Weise erzählt. Als unser Germanist und Anglist das Klassenbuch aufschlug, sagte er: „Ei, siehe da, der Molo ist frech und renitent? Na, da wollen wir ihm gleich mal in Grammatik auf den Zahn fühlen. Kommen Sie an die Tafel!" In mir war wieder das bisher nicht Erlebte, es hieß mich sitzen bleiben. Ich antwortete: „Bitte, schreiben Sie gleich Ihre Fünf ein! Eine Gemeinheit zur andern." Nun sprang der Germanist erbittert hoch, kam an meine Bank heran und brüllte mich an: „Ich werde Sie auch ins Klassenbuch schreiben und dafür sorgen, daß Sie rausgeschmissen werden! Sind Sie denn mit einmal verrückt geworden?" Wilde Zurufe meiner Mitschüler durchschwirrten den Raum. Betroffen sah auch dieser Lehrer die Revolution. Als er den Sachverhalt vernommen hatte, kratzte er sich nachdenklich in seinem Vollbart und sagte: „Na, da wollen wir ihn sich beruhigen lassen." Er behandelte mich bis zum Schluß der Stunde mit größter Zuvorkommenheit. Die nächste Unterrichtsstunde an diesem kritischen Tage hatte mein Klassenvorstand. Als er das Zimmer betrat, begann er, mich demonstrativ anzusehen und setzte das so lange fort, bis die Klasse in Gelächter ausbrach. „Sie wissen, mein lipper Molo," sagte er dann, „daß Sie mir eine Bestätigung Ihres

Digitized by Google

Herrn Vaters zu bringen haben, darüber, daß Sie ihm mitgeteilt haben, daß Sie renitent und frech waren. Ich habe keinen Anlaß, meinem Kollegen zu widersprechen. Da ich aber weiß, daß Sie nicht feig sind, so nehme ich an, daß Sie Ihrem Herrn Vater auf jeden Fall davon Mitteilung machen werden. Mithin brauchen Sie Ihren Herrn Vater nicht zu bemühen, daß er diese Bestätigung schreibt. Ich rate Ihnen aber, studieren Sie sehr emsig Physik." Das tat ich.

Und trotzdem, ich wäre bei dem mündlichen Abitur in Physik und damit überhaupt durchgefallen, wäre mir nicht ganz unerwartet vom Vorsitzenden der Prüfungskommission — es war Dr. Gegenbaur, der damalige Dekan der philosophischen Fakultät der Wiener Universität — Hilfe geworden. Ich trat unter großer Spannung des gesamten Professorenkollegiums und der Zuhörer vor meinen Peiniger. Vorher hatte mich mein Klassenvorstand in darstellender Geometrie der Kommission demonstrativ in allen Schularten vorgeritten. Dann zeigte er dem Vorsitzenden die Kataloge der letzten drei Jahre mit den sehr laut gesprochenen Worten: „Sehen Sie, das kann man aus einem Schüler machen, wenn er fleißig ist!" Das war natürlich eine offene Kampfansage gegen meinen und seinen physikalischen Feind, der mir nun die schwersten Aufgaben stellte, aus einem Gebiete, von dem er vor der Klasse gesagt hatte, daß er daraus nicht prüfen würde. Ich beantwortete die Fragen gut, doch nun begann er in alles dreinzureden, um mich zu verwirren. Als er Zentrifugal- und Zentripetalkraft dauernd durcheinanderschmiß und mir die Schuld daran gab, sagte ich ziemlich energisch, es ging ja um meine Existenz: „Bitte, sprechen Sie klar, was meinen Sie eigentlich? Zentrifugal- oder Zentripetalkraft?" Darauf drehte sich der Prüfende zum Vorsitzenden der Kommission um: „Sie sehen, er ist renitent und frech, und dabei hat er keine Ahnung von Physik! Soll ich überhaupt noch eine Frage an ihn richten? Hat es einen Sinn?" Da erhob sich der Philosoph, der ein kleiner, dicker, gemütlicher Mann mit klugem Kopf war, und trat an mich heran. Ohne eine Antwort zu geben, begann er, mich liebevoll und sachlich zu prüfen, es war zum erstenmal, daß er persönlich eingriff. Ich blieb keine Antwort schuldig. Daraufhin reichte er mir die Hand: „Ich gratuliere Ihnen zum bestandenen Abitur." Und zu dem verstörten Physikprofessor sprach er im Vorübergehen: „Sie haben ihn verwirrt. Es wäre mir auch ganz unverständlich gewesen, wieso ein Schüler, der sonst in allen technischen Fächern so gut ist, in Physik nicht entsprechen sollte. Um so mehr, als er in den Jahren vorher in dieser Disziplin immer einer der Besten war." Der Französisch-Professor, der intime Freund des Physikers, der sich entschlossen hatte, mich in Französisch mündlich dranzunehmen, tat, als wäre dies nie seine Absicht gewesen. Ich habe ihm bei der Abiturientenkneipe, anläßlich deren ich zum erstenmal nach 8 Uhr abends nicht zu Hause war, das Nötige gesagt. Der Physiker war auf dieser Kneipe nicht anwesend. Ich kam erst um ¾7 Uhr in der Frühe nach Hause, — die entsetzten Eltern hatten bereits zur Polizei geschickt.

Unvergeßlich ist mir der Abschied von meinem Klassenvorstand. Dieser sonst so sichere und überlegene, spöttische Mann begann plötzlich zu schluchzen. „Seht ihr," sagte er, „so ist es! Ihr habt jetzt das ganze Leben vor euch, ich, ich muß jetzt wieder mit Knirpsen die alte Tretmühle anfangen und wenn man euch zu Menschen gemacht und lieb gewonnen hat, dann verlaßt ihr einen. Das ist . . . hart." Er küßte mich jäh und verschwand.

Altes Schloß

Börries,
Frhr. v. Münchhausen

*

Von deinen Zinnen, deinen Erkern hängen
Träume hernieder, tausend wirre Träume,
Wie wilder Wein in schwanken Ranken hängt,
Rotglühend in des Herbstes rassiger Luft.

Wie wilder Wein in wirren Ranken steigt
Vom Zwinger auf zu Fenstern, Giebeln, Dächern
Rotglühend in des Herbstes rassiger Luft, —
So stiegen meine Träume um dich auf.

Rotglühend in des Herbstes rassiger Luft
So wehten meine Träume um die Zinnen, —
Der Winter kam, da wehte Blatt und Blatt,
Und an der Wand die dürre Ranke kratzt.

Digitized by Google

Brücken

Von Paul Fechter

Als der Mensch zum erstenmal einen gefällten Baum, einen Ast, ein Brett über einen Wasserlauf legte, tat er einen der wesentlichsten Schritte von der Natur hinweg in sein eigentliches Reich, in das Reich des Geistes. Er machte sich unabhängig von der Erde, die ihm durch Berge und Täler, Höhenzüge und Pässe, Seen und Flüsse den Gang seiner Wege und Straßen bis dahin vorgeschrieben hatte. Er legte den ersten primitiven Grund zur Ablösung seines Weges von diesen Vorschriften der Natur, zog die erste abstrakte Straße, den ersten Weg an sich von Ufer zu Ufer.

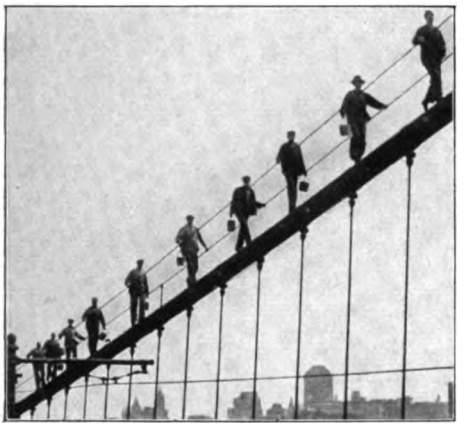
Auf diesem schlichten Uranfang ruht im Grunde noch heute der wesentliche Reiz der Brücke, mag sie nun aus grauen Zeiten stammend alt und ehrwürdig irgendeinen alten, ehrwürdigen Fluß überspannen, mag sie, modernstes Gebilde konstruierender Mechanik, Meerarme überwinden, Seen aus dem Wege räumen, Gebirgstäler ohnmächtig machen. Die erste Brücke wie die heutige war und ist die Straße an sich, in aller Realität und Konstruktion ein Abstraktum, ein ideelles Gebilde, Werk des menschlichen Geistes, der sich mit ihrer Hilfe zum unabhängigen Herrn über Hindernisse und trennende Grenzen der Natur machte.

Straße an sich — das ist die Brücke. Man kann das mit schöner Anschaulichkeit erleben, wenn man einmal, etwa in Dresden, vom Schloßplatz über die neue Augustusbrücke hinüberwandert nach der Neustadt. Noch schreitet man über die festgegründete Erde des Ufers; zwischen Häusern, Schlössern und Türmen; auf einmal trägt einen nur noch eine Straße, eine breite, ansteigende Straße mit dem geräumigen Fahrdamm in der Mitte, mit den Wegen für die Fußgänger zu beiden Seiten, mit Laternen und Lichtträgern, eine Straße, die sich frei in schwingenden Bogen durch die Luft über den Fluß geworfen hat. Die Häuser zur Rechten, zur Linken sind verschwunden; die niedrigen Brüstungsmauern über dem Fluß deuten sie nur noch mit leichter Geste an. Über den Pfeilern hat man kleine Ausbuchtungen angelegt: die Straße hat gewissermaßen, um ihre Idee vollständig darstellen zu können, eine leichte Begleitung von Plätzen wie auf dem festen Lande bekommen. So zieht sie über den Strom, erst steigend, dann sich wieder senkend, ein freies Gebilde, nicht mehr eingeengt von den Mauern wie drüben auf dem Lande, steingewordene Idee des Weges von Ufer zu Ufer.

Aus diesem ihrem Wesen ergibt sich im Grunde schon das meiste für ihre Form. Gerade die Dresdner Augustusbrücke ist ein gutes Beispiel dafür, was an Problemen sich ungeahnt der Gestaltung der Brücken entgegenstellen kann. Da war die alte Augustusbrücke Pöppelmanns, eine der schönsten der Welt, die mit ihren vielen Bogen und Pfeilern wie eine Riesenraupe von Ufer zu Ufer sich über den Fluß gelegt, sich in ihm mit ihren Saugfüßen verkrampft hatte und die beiden Ufer, obwohl nur Straße, fest und sicher verband, sie gewissermaßen zusammenzog, näher aneinander heranrückte. Gotthard Kuehl hat sie oft so gemalt, daß man sie noch im Bilde ganz stark als Brücke im schon bildlichen Sinn des Worts, als Verbindung empfand. Die neue Augustusbrücke, die Kreis erbaut hat, mußte den Strom mit weit weniger Bogen überspannen, mußte diesen Bogen größere Weite und Höhe geben, der drunten fahrenden Schiffe wegen. Ihr Scheitelpunkt liegt weit über dem Scheitelpunkt ihrer Vorgängerin; so liegt sie heute nicht mehr wie eine Raupe, wie ein die Ufer zusammenziehendes, verbindendes Wesen zwischen dem Schloßplatz und den grünen Elbwiesen drüben; sie hat sich vielmehr fast mit Gewalt zwischen die beiden Ufer gedrängt, so daß ihre Mitte über dem Fluß emporgebäumt ist. Sie zieht die Ufer nicht mehr zusammen, sie treibt sie auseinander. Die Straße ist viel wichtiger, viel bedeutsamer geworden als die beiden Städte oder Stadtteile, die sie miteinander verband, und zugleich ist sie sich dessen bewußt geworden, daß unter ihr der Fluß ebenfalls viel mehr Straße ist, den sie selbst auch weiten, dem sie Raum geben, den sie auseinandertreiben muß um des Lebens willen, das heute in viel höherem Maße als früher auf ihr und unter ihr, auf der alten natürlichen Straße des Stroms und der neuen, künstlichen, abstrakten oben auf der Brücke dahinströmt.

Die Formen, in denen die alten Meister von einst, die Architekten und Artillerie-Obersten die Brücken über die Ströme bauten, sind versunken. Statt mit grauem, verwitterndem Stein bauen wir heute mit dem strengen, mathematischen Eisen; statt des Architekten sitzt der Ingenieur im Konstruktionsbüro, berechnet und zeichnet seine Gitterkonstruktionen. Die Abstraktion, die einst bei dem Baumstamm ihren Anfang nahm, ist vorgetrieben bis in den Bereich der höheren Mathematik, dem Gesetz der Schwere wird nicht mehr mit Erfahrung und einiger Vorsicht, sondern mit Differentialgleichungen begegnet. Die Probleme aber, die Aufgaben und das Wesen dieser Gebilde von Menschenhand, sind im Grunde die gleichen geblieben. Die freie Straße oben in luftiger Höhe über dem Wasser — die freie Straße unten auf dem Strom, dem Meeresarm: das ist im Grunde heute wie einst das Bestimmende. Nur daß der zweckgewordene Geist

Digitized by Google

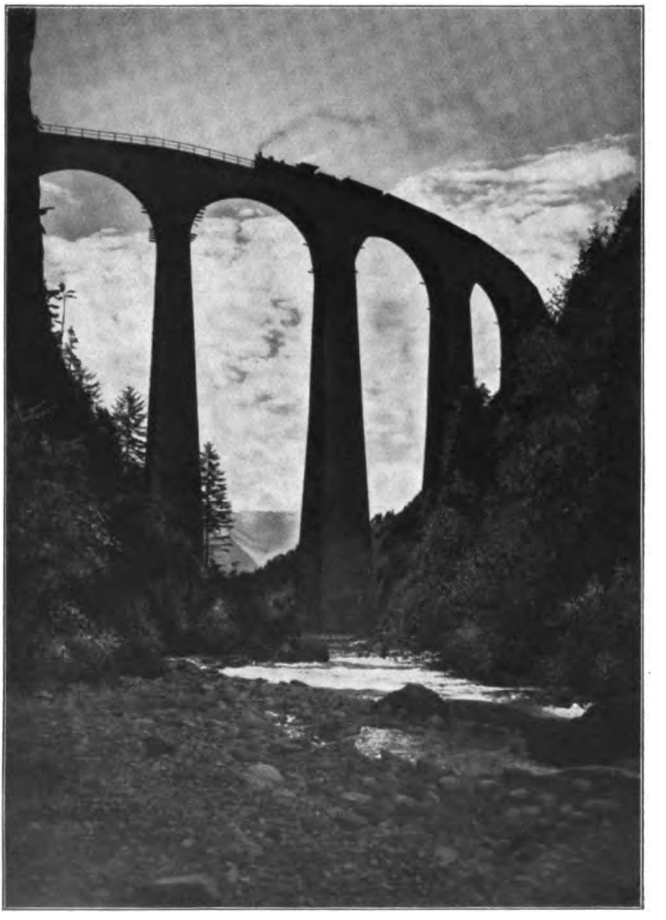


Reparaturarbeiten auf der Brooklynbrücke
Im Hintergrund Manhattan. Aufnahme Sennecke

des Menschen von heute, der Natur lediglich noch mit dem Willen zu strengster Beherrschung zugekehrt, die Abstraktion unendlich gesteigert hat, soweit, daß sie jetzt unverhüllt und nackt sich selbst und ihren Ablauf darstellt. Die alte steinerne Brücke mußte ebenfalls den Kampf mit der Schwere durchkämpfen und mit dem Verlauf ihrer Bogen und Wölbungen die Last der Materie überwinden. Das Gebilde, zu dem sie erwuchs, zeigte von diesem Kampf nur soviel wie der Baum, der auch eine schwere Last, jedes Jahr ein paar Zentner Blätter und Früchte zu tragen hat. Die neuen Gebilde dagegen enthüllen gewissermaßen den Weg der Abstraktion bis ins einzelne. Sie lassen das Kräftespiel, dem sie ihr Dasein, ihr Schweben über dem Abgrund, ihre Fähigkeit, ungeheure Lasten von Menschen und Eisenbahnzügen und Wagen zu tragen, verdanken, in lückenlosem Ablauf von einem Endpunkt bis zum anderen sichtbar werden. Der Weg des Gedankens vom Anfang bis heute liegt in ihnen nackt, abstrakt zutage. Die Brückenbahn ist noch immer der Stamm, das Brett; über ihr, unter ihr, um sie aber ziehen in strengen Linien die Bahnen der Kräfte, die ins Eisen gebannt das Riesenbrett der heutigen Brückenbahn von Neuyork nach Brooklyn, über die Meeresarme der Floridaküste, über den Rhein und die Weichsel, wie über den riesigen Lorenzstrom bei Quebec tragen müssen.

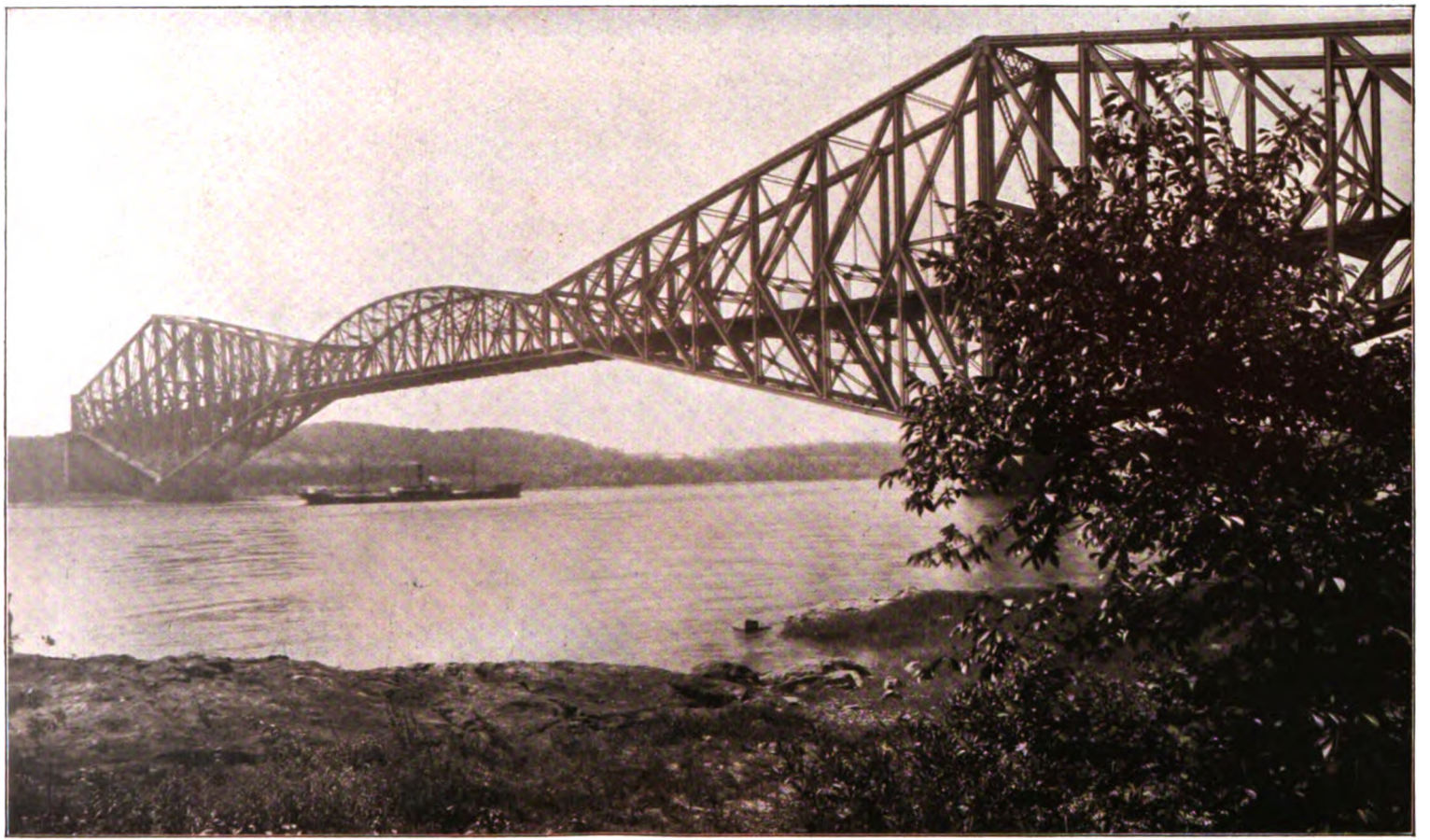
Von Uferpunkt zu Uferpunkt geht unentrinnbar die Bahn des Kräftespiels, eine Wirklichkeit gewordene Rechnung, die nichts mehr mit dem schwingenden Spiel der Linien draußen in der Natur zu tun hat, sondern in strengen, mathematisch-geometrischen Gebilden die Gewalt des Geistigen dem Natürlichen entgegenzubauen scheint.

Aber zuletzt scheint es doch nur so. Denn diese Gerüste der höheren Mechanik, diese Konstruktionen aus Metall und Mathematik: sie sind wie zuletzt alles, was der Mensch treibt und schafft, an die Natur gebunden,



Landwasser-Viadukt der Albulabahn. Aufnahme Wehrli

Digitized by Google



Die Quebec-Brücke über den Lorenzstrom in Kanada. Aufnahme R. Raffius

Digitized by Google

Die Verschiebebrücke im alten Hafen von Marseille. Aufnahme R. Raffius

Digitized by Google

Die Felseninseln, die die Südspitze von Florida gegen Kuba hin fortsetzen, sind durch die gewaltigste Bahnanlage miteinander verbunden, Brücken von vielen Kilometern Länge. Endpunkt der Hafen Key West
Aufnahme O. Hoppé

aus ihr hervorgegangen, von ihr vorweggenommen und bestimmt. Ein Berliner Mediziner stellte einmal kurz vor dem Kriege Untersuchungen darüber an, wie menschliche und tierische Knochen im Falle eines Bruchs die Bruchstellen wieder umbauen und stützen. Er machte Versuche mit Mäusen, ließ deren gebrochene Beinknochen in bestimmten flachen Winkeln wieder zusammenheilen und stellte im Verlauf dieser Untersuchung fest, daß die neuen Gewebe, die sich in dem stumpfen Winkel zwischen den beiden Knochenschenkeln bildeten, zierlich und fein in der gleichen Anlage und Gliederung wuchsen, die sich bei den errechneten Gitterträgern der Ingenieure, der Mechanik fanden. Die Natur benutzt, man darf wohl sagen selbstverständlich, dieselben Ordnungen der Stützen und Verstrebungen wie der Ingenieur. Es gibt plötzlich wieder eine Brücke von der Natur zu den Brücken.

Zwischen den oft für feindlich gehaltenen Brüdern Natur und Geist schwingt sich leicht und zierlich und doch sicher die Brücke, die den Geist, die gereinigte Natur mit der Natur, dem noch verhüllten Geist verbindet.

Digitized by Google

Die schwarze Frau

Novelle von Richard Eßwein

Der Lokomotivführer Enderle, dem die Geschichte mit der schwarzen Frau passiert ist, hat gesagt, daß er an diese Nacht denken werde sein Leben lang. Die Kollegen, wenigstens die ältern unter ihnen, nicken, wenn die Rede darauf kommt, bedenksam mit dem Kopf und meinen, der Enderle habe einen Schutzengel; und der Enderle, wenn er es hört, schmaucht sich eine Pfeife an und sagt gar nichts, denn wer die schwarze Frau war, das weiß keiner außer ihm.

Er hat es auch noch nicht gewußt vor jener Nacht. Er hatte noch am Abend keine Ahnung davon, als er ausfuhr; es war ihm nur ein bißchen sonderbar zumut, und wie der D-Zug, auf dem er stand und seinen Dienst tat, im ersten unwilligen Schnaufen über Weichen und durch kleine Vorortbahnhöfe polterte, dachte der Enderle, es sei ein besonderer Tag, und es liege etwas in der Luft, und er sei jetzt bald dreißig Jahr lang dran gewöhnt, mit so einer donnernden Schlange in die Nacht hinauszufahren, und ihr in den Kopf zu fassen, und dann gehe sie, wie er es von ihr verlange, — aber so, nein, so sei es noch nie gewesen. Es sei ihm noch nie vorgekommen, und er dachte, er wolle es um Gottes willen den Kollegen nicht erzählen, daß er bei der Ausfahrt Angst gehabt habe . . .

Er zog einen Hebel, und rief dem Heizer etwas zu, und dann streckte er den Kopf in den Wind; das war kühl und tat gut, und es war vielleicht nur am Tage zu heiß gewesen, daher kam es wohl, daß er immer diesen Druck im Magen hatte, und daß sein Herz gar nicht so recht parieren wollte: einmal stieß es ganz hart und spitz gegen die Wände, und ein andermal wurde es plötzlich still, und dann kam ganz langsam wieder ein Puls, ganz langsam, und so, als ob jeder Schlag eine Blase sei, die größer werde, und wenn sie so groß sei, daß sie schmerze, zerplatze sie, und das sei jedesmal zu spüren wie ein dünner und heißer Stich.

Jetzt war es wieder so weit, daß die Stadt hinter dem Zug, ganz hinten, wo das Geleis herkam, im Dunst versank; sie lief erst violett an, und wurde dann müder und grauer, und die Türme verschwanden, und die Häuser wurden ein undeutlicher Streifen, und dann lag da noch eine Zeitlang eine sonderbare, schmutzige Wolke, die bräunlich in den Himmel rauchte: das war die Stadt.

Eigentlich war das ja, dachte Enderle, immer so gewesen, und niemals anders. Und dann sei ihm so eine Erleichterung gekommen: jetzt sei man zwischen freien Feldern und Wäldern und unter dem herrlichen, nacht-ungeheuren Himmel, und hier sei das Leben erst schön und überhaupt erst ein Leben zu nennen. Und nun sei es doppelt merkwürdig, daß ihm heute durchaus nicht leichter zumut werden wollte, da draußen auf freier Strecke. Daß ihm gar nicht diese Erleichterung kam, sondern im Gegenteil eine Beklemmung und ein Albdruck, und ein Gefühl wie ein Stöhnen, daß er jetzt verantwortlich sei für die hundert und hundert Reisenden, die in den langen und schweren Wagen hinter ihm plauderten oder lachten oder eben den Lichtschutz über die Lampe herunterzogen und dachten, daß man nun schlafen könne. Für all diese, die ihr Billett bezahlt hatten und am andern Morgen in einer ungeheuer weiten Ferne aufwachen wollten, sei er jetzt ein Vater, der aufpassen müsse, und mit ganz hellen und scharfen Augen durch die Nacht lugen; all diese vielen mußten gesund und unversehrt bleiben, und er, der Enderle, mußte auch gesund und unversehrt bleiben, denn er hatte eine Frau daheim, die bei Jahren war, wie er, und einen Sohn, und ein paar Enkelkinder, die dem lieben Gott das Gras auf der Wiese in Grund und Boden tobten.

Er lachte ein bißchen vor sich hin, als er daran dachte, aber im selben Augenblick kam wieder das Herzdrücken, und er meinte, das Lachen sei sonderbar rauh gewesen, und es hätte auch ein Aufschluchzen gewesen sein können; das hätt' sicher nicht viel anders geklungen. ‚Herrgott,' dachte er, und die Hand krampfte sich ihm um den Dampfhebel, ‚ob denn heut was passieren sollt'?'

Über die Wiesen schlichen ganz müde und dünne Nebelfetzen, grau, wenn sie dicht neben dem Bahndamm lagen, und schneeweiß, wenn sie sich weitab über den Nachtboden senkten, und der Mond, wenn er aus den Wolken hervorsah, spielte ein wenig in der feuchten Kühle. Der Zug wälzte sich über die Schienen wie ein unaufhörlicher und gleichmäßiger Donner, er raffte in einem wahnsinnigen Tempo den eisernen Weg in sich hinein, um weiterzukommen, um weiterzukommen, die Fahrgäste wollten am andern Morgen in einer unendlich weiten Ferne aufwachen.

Digitized by Google

Der Lokomotivführer Enderle dachte, daß die Nebel, durch die man hindurchfuhr, gerade so seien, als lege sich ein weißes Tuch über den Zug, und kaum, daß es vorbei sei, noch eins, und immer wieder ein neues, und über jedes Tuch hieb die Lokomotive mit einem schnellen und schneeweißen Lichtstrahl hinweg. Es sei geradezu so, als legten sich all die wehenden Tücher auf den fahrenden und rasenden Zug, und die Last werde immer größer, und der Zug fahre immer schwerer, und die Maschine arbeite immer angestrengter, sie sauge den Dampf immer heftiger ein, sie reiße ihn förmlich in ihre Lungen, und fauche ihn immer schärfer und immer zischender von sich.

‚Ist das nun wirklich so,' dachte er, ‚oder meine ich nur, es sei so? Ganz gleich aber, ob oder ob nicht, — es ist beklemmend, wie ich es sehe und höre und fühle, und es ist beklemmend, daß ich dabei fürchten muß: — großer Gott, es passiert d o c h etwas, es wird tatsächlich etwas passieren. Die Nebel sind jetzt ganz dicht, und die Scheinwerfer von der Lokomotive her machen eine weiße Wand draus mit ihrem Licht, — ich werde auf einen andern Zug fahren, oder ich werde ein Signal nicht zeitig genug sehen, oder ich werde es ganz übersehen, ich weiß jetzt bestimmt, daß etwas passiert!'

Er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, und dabei merkte er, daß ihm die Kleider am Leib klebten; er war in Schweiß gebadet. Es war ihm geradezu eine Erleichterung, als er plötzlich merkte, daß er den Dampfhebel ein wenig herübergelegt hatte, und der Zug fuhr langsamer. „Ich kann nichts mehr sehen," murmelte er vor sich hin, „ich kann wirklich nichts mehr sehen. Die Nebel sind so dicht, und die Scheinwerfer sind so hell, — ich kann nichts mehr sehen!"

Er nahm die Mütze ab und trocknete sich mit dem Taschentuch den Kopf, und dann wischte er die Mütze aus, sie war naß, als wenn sie im Wasser gelegen hätte. ‚Wenn ich bloß einen klaren Gedanken hätte,' dachte er, ‚und wenn's mir bloß nicht so schwer auf der Brust läge!' Es tat ihm wohl, daß der Zug so langsam fuhr, aber dann fiel ihm ein, daß er ja die Zeit versäume, und er müsse ja schneller fahren, er müsse ja. Er gab wieder Dampf, und die Maschine zischte und keuchte von neuem auf.

Enderle dachte, daß die Zeit unendlich lang sei v o r der Lokomotive, und daß sie ganz, ganz kurz und klein werde, wenn sie h i n t e r dem Zuge liege. Diese Strecke, die er schon so oft gefahren sei, könne einem heute erscheinen wie eine Ewigkeit. Und dabei die Nebel, ohne Ende die Nebel, man könne tatsächlich nichts sehen, kaum daß die Telegraphenstangen wie ganz schwache Schatten vorüberhuschten.

Aber da war plötzlich — da vor der Maschine — da war ein Gespenst, — ein schwarzes Gespenst, — — Enderle fühlte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief, und wie sich eine Hand ganz hart in sein Genick krampfte. Es war nur eine Sekunde lang oder auch zwei Sekunden lang gewesen, — aber da war ein Gespenst, — nun würde man in etwas Schwarzes hineinfahren, in etwas Fürchterliches, Grauenhaftes, Entsetzliches. Ein Gespenst war dagewesen! Der Mann am Dampfhebel zitterte am ganzen Körper, er stand breitbeinig und ein wenig vorgebeugt und stierte in das Undurchdringliche, Weiße, das vor der Lokomotive hing.

Da war es wieder, — da kam es ganz langsam und richtete sich lang und schwarz auf, und reckte zwei lange Arme in die Höhe, und winkte, und winkte, das Gespenst, die Frau, — eine schwarze Frau! Da war sie wieder weg.

Enderle riß am Dampfhebel, daß es durch den Zug rüttelte, und riß an der Bremse, daß es zischte, und die Wagen jaulten auf den Schienen, — und da richtete sich die schwarze Frau wieder auf, ganz scharf umrissen im Nebelweiß, und winkte, und fiel in sich zusammen, und winkte wieder ganz hoch, und fiel wieder in sich zusammen. — Enderle keuchte und arbeitete, der Zug fuhr ganz langsam. „Ich fahr' nicht weiter," hastete er vor sich hin. Und dann war es mit einemmal beängstigend still. Der Zug stand, und wie in weiter Ferne wurden Türen geschlagen, jemand rief: „Nicht aussteigen, keine Station," und dann hörte er, wie das Zugpersonal von hinten herbeigelaufen kam, und stieg ganz langsam und schwer von der Maschine. Der Heizer stand oben und stützte sich auf seine Schaufel und wußte nicht recht, was das alles bedeuten sollte.

Was denn los sei, riefen sie draußen dem Enderle zu, und warum er hier auf freiem Feld anhalte?

Tja, er fahre hier nicht mehr weiter, sagte er langsam und schob die Mütze ins Genick, hier sei was nicht in Ordnung.

Was sei da nicht in Ordnung? Woher er das wisse?

Tja, das ließe sich nicht so sagen, aber hier sei was nicht in Ordnung, und er hätte die Verantwortung; er fühlte, wie er jetzt erst recht am ganzen Körper zu zittern anfing. Und wenn nun tatsächlich alles in Ordnung war, und sie würden ihn auslachen,

Digitized by Google

Rita, die Pudelschönheit. Aufnahme von Hehmke-Winterer

Digitized by Google

Digitized by Google

er sehe Gespenster, und in Berlin würde es bei der Direktion laut werden, und dann würden sie ihn pensionieren? Er hatte ja doch aber wirklich Gespenster gesehen, und das hatte was zu bedeuten, das ließe er sich nicht ausreden.

Naja, und nun? Na, wenn er denn durchaus nicht weiterfahren wolle, würden sie eben ein Stück die Strecke abgehen, sagten die andern und machten sich auf den Weg, und einer, der nicht mitgegangen war, ging wieder nach hinten und beruhigte die Reisenden, die zu den Fenstern heraussahen und fragten und aussteigen wollten: nein, nein, es sei nichts los, und man würde gleich wieder weiterfahren.

Enderle stand allein neben der Lokomotive und wischte sich von Zeit zu Zeit mit dem Handrücken über die Stirn: weiß der Deubel, was das sei, aber nun werde er es ja bald erfahren; na, und wenn's schlimm käme, sollten sie eben sagen, er hätte keine Nerven mehr, und er habe ja auch lange genug seinen Posten versehen, und nun wolle man seine Dienste vergelten, indem man ihn mit einer guten Pension sich zur Ruhe setzen lasse. „Mit einer guten Pension," seufzte er ganz tief und ächzend auf, und dann stapfte er mit unsicheren Schritten durch den knirschenden Schotter, zu seiner Lokomotive hinüber, daß nun auch da alles in Ordnung sei: er wolle doch schnell noch mal nachsehen. Er hörte Schritte, als er anfing, sich an den Scheinwerfern zu tun zu machen; da kamen die andern wohl schon wieder zurück.

Enderle fing wieder an zu zittern, die Erregung kam wieder riesengroß, er stand vor seiner Lokomotive zwischen den Schienen, die eine Hand neben dem Scheinwerfer, und hatte den Oberkörper weit vorgebeugt, als könne er so besser sehen, in die Dunkelheit und in den Nebel hinein. Und dann kamen sie zurück, und er hörte, in das leise und singende Zischen der ruhenden Maschine hinein, daß sie sich laut und beinah schreiend unterhielten; und nun war es also doch so: hundert Meter weiter war das Gleis aufgerissen, die Laschen waren abgeschraubt und die Schwellen herausgenommen, und es hätte eine unabsehbare Katastrophe gegeben, wäre der D-Zug da hineingerast.

„Enderle, Mensch, woher hast du das gewußt, du Glückspilz?"

Enderle sagte gar nichts, er hatte nur die Hände vor die Brust gehoben und schob nervös die Finger durcheinander. und seine Lippen bebten, und er dachte, jetzt müsse er ganz blaß sein.

„Mensch, wir hätten ja alle zum Deubel sein können," sagte der Zugbegleiter und lachte sehr laut, und Enderle meinte, daß der große Mensch jetzt gar nicht habe lachen wollen, und es hätte genau so gut ein Weinen sein können, es sei grad' so, wie bei ihm vorhin.

Woher er denn das nun eigentlich gewußt habe, fragten die anderen wieder, aber Enderle hatte grad' was Wichtigeres zu tun; wie er so halb beiseite geschaut hatte, meinte er, hätt' etwas gelebt hinter dem einen Scheinwerferglas, und da hatte er die Scheibe aufgemacht und hineingelangt, und hatte einen Falter herausgeholt, der zitterte ganz wenig und wie in einem schwachen Krampf mit den Flügeln. Er nahm das Tierchen behutsam mit seinen schweren, breiten Fingern, und legte es in seine Hand und hielt es ins Scheinwerferlicht. ‚Diese wunden und halb verkohlten Flügel,' dachte er, ‚gehören dem Gespenst und sind seine langen Arme, damit hat es gewinkt; und damit ich lebe, und damit hundert Reisende leben, mußte ein kleines Tier verbrennen.'

„Tja, woher er das gewußt habe," sagte er, und seine Stimme schlug um, „das könne er nicht sagen; das sei einmal so bei einem alten Lokomotivführer, daß er das merke." Und dabei war er so durchwühlt innerlich und so voll Dank gegen den kleinen, toten Falter, den er in der Hand hielt, daß er hell zu weinen anfing. Er sah, wie eine Menge Reisende herbeikamen, und wie sie ihn alle bestaunten und anriefen, und dann sagte einer, man wolle doch gleich eine Sammlung veranstalten für den Mann, dem sie alle ihr Leben verdankten; aber Enderle sagte zu all dem nichts mehr, denn er dachte, er könne ihnen doch nicht von der „schwarzen Frau" erzählen, und daß ein kleiner Falter vor einer großen Lampe gesessen hätte . . . Sonst würden sie ihn vielleicht doch nach Hause schicken: er sei alt, nervös und verbraucht.

Digitized by Google

Das Menu

Eine gastrosophische Plauderei von Anton Mayer

Jede Lebensäußerung ist im Laufe der wechselnden Zeiten Veränderungen unterzogen worden; unsere Sitten und Gewohnheiten wären vor etwa hundert Jahren recht unangenehm aufgefallen, in noch früheren Zeiten aber ganz und gar unverständlich gewesen. Ebenso blicken wir mit Erstaunen auf die Äußerungen längst vergangener Kulturen und Zivilisationen; wir erkennen aus den Überlieferungen jener Zeiten ihren Geist, der sich, stets in allen Erscheinungsformen einheitlicher Perioden, im Größten und im Kleinsten widerspiegelt. Die nach dem Stande der Erkenntnis und der Sehnsucht der Menschheit variierende Weltanschauung bestimmte ihn, und ließ aus dem Gefühl der Vitalität die Werke der bildenden und dichtenden, aber auch der kochenden Kunst hervorgehen. Es ist nicht zu leugnen, daß wir allerdings den Erzeugnissen der Malerei und Plastik größeres Verständnis entgegenzubringen vermögen, als den Denkmälern der Küche, welche uns in Gestalt von Menus von den Zeiten der Antike an erhalten sind: wir stehen ihnen ratlos gegenüber.

Die Menus der antiken Küche sind riesenhaft, sie entsprechen in ihrer übertriebenen Üppigkeit dem imitatorischen Marmorglanz des alten Rom. Im alten Hellas aß man einfach, und wenn auch Homer bereits gute Küche zu schätzen wußte und häufig vom „lecker bereiteten Mahle" spricht, so beschränkte man sich bei „Symposien" auf wenige Fleisch- und Fischgänge als kräftige Unterlage für die Hauptsache, das Trinken. Rom dagegen suchte, wie in der Architektur, durch Massenhaftigkeit zu wirken; eine Unzahl von Gerichten, die in verschiedenartigster Zusammenstellung gleichzeitig aufgetragen wurden, mußten den Reichtum des Hauses beweisen, sie entsprachen also der ersten Forderung einer gut zusammengestellten Speisenfolge in keiner Weise: denn diese heißt Geschmack, und nicht Überfluß. Dazu kamen Barbareien, wie das Servieren von Lerchenzungen, von Muränen, die mit Sklaven gemästet worden waren: Grausamkeit als Stimulans beim Essen verband sich mit einer unerträglichen Protzerei, die denn auch einigen wenigen auserwählten Kreisen der römischen Kaiserzeit sehr verachtenswert vorkam. Das derbere, in vielen tonangebenden Schichten mehr auf körperliche als auf geistige Leistung eingestellte Mittelalter bevorzugte weniger vielerlei als viel; riesenhafte Braten dienten zur Sättigung. Entsprechend dem stark mystisch-religiösen Zug mancher Volksteile finden sich aber auch sehr sonderbare Küchenzettel, die in ihrer Folge von Milchgerichten (Hammelfleisch in Milch, Bohnen in Milch, Hühner in Milch) sogar an der Tafel des Königs von Frankreich ganz asketisch wirken.

Erst nach dem Umschwung der Zeiten im 16. und 17. Jahrhundert können wir von einer gewissen Kultur im Zusammenstellen der Menus sprechen; sie beginnen nun, einen logischen Wechsel der Gerichte aufzuweisen: es war in das Chaos der Weltordnung durch die italienischen Naturphilosophen und die großen Astronomen Ordnung und Gliederung gekommen, die Architekturen weisen klare Übersichtlichkeit, aber auch festlichen Frohsinn auf. So beginnt auch auf den Menus der Zeit das Nasse vom Trockenen, Wald und Feld, Natur und Gutsbezirk sich säuberlich zu trennen: Dem Meere entstammende Gerichte werden von den Produkten des festen Landes gesondert, aber in kulinarische Beziehung gesetzt, das Wild vom geschlachteten Haustier getrennt, und dem ganzen Mahl eine feste Form mit Einleitung, Höhepunkt und Ausklang gegeben. Außerdem aber tritt jetzt an Stelle des sinnlosen Prunkes eine geistgetragene und hinreißende Festlichkeit; wir können sie auf Paolo Veroneses Bildern im Leuchten der Farben, in den Gesten der Personen, der Anordnung der Tafel erkennen.

Nun nähert sich die Gestalt der Menus immer mehr jenem Aussehen, das die klassische französische Küche verlangt und im großen ganzen bis zum Jahre 1914 zum internationalen, überall befolgten Gesetz erhoben hat. (Es ist selbstverständlich, daß neben den offiziellen Vorschriften jedes Land, vielleicht jeder Landstrich, glücklicherweise seine besonderen Eigenheiten bei der Festsetzung der täglichen Kost beibehalten hat.)

Der Sinn der klassischen Gerichtfolge, die während des ganzen 19. Jahrhunderts maßgebend blieb, ist ein sehr vernünftiger: Anreizung des Appetites, langsame Steigerung bis zur „Pièce de résistance", allmähliches Abklingen und ein Finale von ganz anderem Charakter, als ihn die während des steigenden und sinkenden Mahles gebotenen Genüsse aufweisen, so daß ein vollkommener Abschluß erzielt wird. Die Mannigfaltig-

Digitized by Google

keit, welche innerhalb eines solchen Programms leicht erzielt werden kann, ist augenfällig, die Logik des Unternehmens ist so klar, daß sie auch bei kleinen Tischfestlichkeiten — jeder Mahlzeit müßte eine gewisse Festlichkeit innewohnen — gewahrt werden sollte. Jede Jahreszeit hat ihre Vorzüge und Spezialitäten, die sehr häufig unschwer zu beschaffen und nicht allzu teuer sind; ein wenig Kombinationsgabe vermag Abwechslungen von ungewöhnlichem Reiz zu schaffen. Walter von der Vogelweide hat einmal gesagt, daß „niemand ohne Freude tauge"; ganz bestimmt darf der, welcher ein amüsantes Menu zusammenstellen und gar selber zubereiten will, ihrer nicht entbehren. Denn ein solches muß nicht nur den leiblichen, sondern auch den seelischen Bedürfnissen entsprechen; deshalb wirkt alles Konventionelle, das immer freudlos ist, niemals im wahren kulinarischen Sinne vollendet, so gut es auch gekocht sein mag. Vielleicht ist das Schema in der Gastrosophie noch tötender als in anderen Künsten, weil man am häufigsten und oft gezwungenermaßen mit ihm in Berührung kommt; jeder Kochbegeisterte sollte sich beim Komponieren der Speisenfolge überlegen, was ihm selber, fände er es auf fremdem Tische vor, Freude machen würde, und also mit seinen eigenen Wünschen das Verlangen der Gäste befriedigen. Hat man sich einmal von der Idee „natürlich Kalbsrücken" oder „eo ipso Poularde" freigemacht und besitzt die zu jeder Kunstübung nötigen seelischen Fingerspitzen, so werden die erfreulichsten Möglichkeiten sich offenbaren.

Es scheint mir am wichtigsten, von den Erfordernissen des Alltages und kleiner Einladungen zu sprechen, da diese angenehmerweise in unseren Tagen die fürchterlichen Massenabfütterungen früherer Zeiten verdrängt haben. Sie sind schon deshalb sehr viel reizvoller als personenreiche Diners, weil der Freiheit der Erfindung, der es an Kühnheit nicht zu mangeln braucht, infolge der Unformalität der Veranstaltung ein weit größeres Betätigungsfeld überlassen wird, als bei großartigen Gelegenheiten. Vor allem ist bei solchen intimen Essen, mögen sie nun ganz en famille oder mit einigen guten Freunden eingenommen werden, viel Variation durch Zuziehung fremdländischer, ganz unklassischer, aber sehr lustiger Gerichte möglich; die italienische, russische und die g u t e englische Küche (es gibt allerdings auch eine ganz entsetzliche im Lande des besten Fleisches und der zartesten Fische) können in verschiedenster Weise herangezogen werden, ja sogar jeder Gang aus einem anderen Gebiet stammen, ohne daß dem Ganzen die nötige Einheit entzogen würde. Ein Beispiel wird dies erklären. Russisches Vorgericht (Sakuska), z. B. Heringsfilets in Sahne, ein paar Scheiben kaltes Spanferkel, gefüllte Eier mit Sardellen, eine Auswahl der ganz ausgezeichneten russischen (jetzt in Riga hergestellten) Fischkonserven — Kaviar natürlich je nach der Größe des Portemonnaies, zwar sehr schön, aber an sich gänzlich überflüssig. Im Sommer vielleicht an Stelle der Sakuska Krebse à la Bordelaise, ebenfalls russisch; sie sind zwar, da sie in der dicken Bordelaisesauce schwimmend serviert werden, nicht ganz leicht zu essen, ohne Flecken zu machen, bedeuten aber nach meinem besten Kochgewissen eine ganz ungewöhnlich schmackhafte Art der Zubereitung. Dann als Entree ein italienisches Spaghetti- oder Makkaronigericht, mit Tomatensauce, mit Fleischsaft (der vorher eingekocht und Gelee geworden sein muß), mit kleingehackten Geflügellebern, oder, etwas üppiger, Spaghetti „à la Mattern" (der Besitzer des Hotels Mattern in Königswinter bereitete sie als Spezialität in ewig unvergeßlicher Vollendung), die mit Gänseleberpastete in der Form gebacken werden. Als Pièce de résistance könnte dann etwa ein französisches Huhn à la Marengo (mit Gemüsen im Topf geschmort und pommes frites) folgen; ein italienischer „Zabajone", Eier mit Rum oder Arrak zu Schaum geschlagen, im Glas serviert, kann den Abschluß bilden, wenn man nicht eine Wiener Torte vorzieht; Mehlspeisen wie Marillenknödel (mit Aprikosen gefüllt) oder ein böhmischer Abschluß in Gestalt von „Powidel-Taschtkerln" (Nudelteig mit Pflaumenmus gefüllt) sind ausgezeichnet, passen aber nicht zum Spaghettigang. Statt des Käses, den man nach brasilianischer Sitte auch auf frischem Obst, am besten Bananen oder Äpfeln serviert, kann man auch ein englisches „Sundries" einfügen, kleine Toastschnitten, die mit irgendeiner pikanten gehackten Fleisch- oder Fischmasse belegt, überbacken und mit Sardellen, Kapern und ähnlichen scharfen Sachen gewürzt sind — ein Gang, der uns merkwürdig erscheinen mag, aber seine Meriten hat, da er die vielleicht etwas erschlafften Geschmacksnerven wieder belebt und für die Schönheit des Trinkens, namentlich des (in England als Nachdinnergetränk selbstverständlichen) Portweins aufnahmefähig macht.

Zur Sakuska gehört unweigerlich ein etwas scharfer Schnaps, Wodka ist natürlich am stilechtesten, aber auch Kümmel, Nordhäuser und verwandte Sorten sind möglich, nur dürfen sie nicht süß sein. Als Haupt-

Digitized by Google

getränk bleibt ein guter und wenn irgend erhältlich ungezuckerter Mosel oder ein Pfälzer das ratsamste. Im übrigen sind in puncto bibendi nur einige Hauptregeln zu beachten, die aber jeder mit empfindlichen Organen Ausgestattete von selber richtig machen wird: der Gedanke, zum Fisch Rotwein oder zur Gänseleber Mosel zu geben, ist so absurd, daß über derartige Dinge kaum ein Wort zu verlieren ist. Ein Glas Sekt zu Anfang hebt die Stimmung immer; man freut sich der Wiederkehr des Mousseux bei der süßen Speise, und atmet mit Entzücken das Aroma eines alten Bordeaux oder eines vornehmen Rheinweines zum Braten. Ist man so glücklich, guten Portwein oder Sherry — in Deutschland eine außerordentliche Seltenheit — zu haben, so ist zum Käse ein Glas des wunderbaren Stoffes ein wahres Labsal: aber nur, wenn er wirklich fest und alt ist. Nach meinem subjektiven Empfinden ist es von größter Wichtigkeit, daß sogleich nach Beendigung der Mahlzeit am Eßtisch der sehr starke Mokka und ein trinkbarer Kognak — „une fine", wie die Franzosen sehr anmutig sagen — serviert wird; er gehört in der Tat zum Menu, und sollte niemals durch Aufstehen, In-ein-anderes-Zimmer-gehen, Unterbrechen der Gespräche und der Stimmung isoliert werden. Außerdem steht im Falle des Platzwechsels alles höchst unglücklich herum, ist stets in Gefahr, zum mindesten einen Löffel fallen zu lassen, beim Aufheben noch mehr Unheil anzurichten — kurz, die Situation ist höchst peinlich. Bleibt man dagegen in angeregter — durch gutes Essen und Trinken wird auch der Langweiligste erträglich — Tafelrunde beisammen, so kommt für den Zigarrenraucher der köstlichste Moment in aller Behaglichkeit zur Wirkung: der erste Zug, nachdem ein Schluck Kaffee einen bittersüßen Geschmack hinterlassen hat. Des Rauchens wegen muß ja auch der Mokka sofort nach dem Leerwerden des letzten Tellers auf dem Tisch erscheinen . . .

Sehr raffinierte Menus sind zu ersinnen, wenn alle Speisen der Farbe nach abgestimmt sein sollen. Es ist natürlich, daß nicht zwei dunkle Gerichte, z. B. Hase und Schokoladencreme, aufeinanderfolgen dürfen, es sei denn, man gibt, wie der Held des Buches „A rebours" von Huysmaes (eine Art Vorläufer des „Dorian Gray") ein Trauerdiner, bei dem nur dunkle Speisen von Negerinnen gereicht werden . . . Ich entsinne mich leider nicht mehr aller Gerichte eines „Diners in Violett", das ich vor Jahren mitmachte; eine fabelhafte Sauce dieser Farbe, Auberginés und ein Mittelmeerfisch mit stark in rosa-violett spielendem Fleisch habe ich im Gedächtnis. Gewiß sind das Spielereien; aber auch die hohe bildende Kunst weist zierliche Arabesken auf, die sich an ihre ernsten und gewaltigen Denkmäler schmiegen — warum sollte also die Muse des Kochens einmal ihrer Würde vergessen? Übrigens ist die Forderung, daß der Blumenschmuck des Tisches mit den gebotenen Gängen in der Farbe und im Charakter harmonieren muß, sehr berechtigt; ein Roastbeef auf einer etwa mit Veilchen garnierten Tafel nimmt sich reichlich lächerlich aus.

Es sei mir gestattet, als Beispiel und Anregung für jede Jahreszeit ein Menu für eine kleine Gesellschaft von der Art anzuführen, welche meinem persönlichen Empfinden am besten entspricht; mit nach eigenem Gutdünken vorgenommenen Änderungen werden die Vorschläge auch das Wohlgefallen andersgerichteten Geschmackes zu erringen wissen.

Winter: Kartoffelpuffer mit Kaviar. (Bedingung: Kaviar eiskalt, Kartoffelpuffer dünn und glühendheiß, ganz kurz in siedendem Fett kroß gebacken.) Dazu ein Pale Sherry. — Fasan mit Sauerkraut (dieses mit Gänsefett), Salat aus Sellerie und Ananas. Schokoladenauflauf. (Käse, Obst, Dessert usw., immer nach Wunsch.) — Tischdekoration: Christrosen und Tannenzweige.

Frühling: Gefüllte Eier. (Ein gutes Rezept: Hartes Eigelb wird mit Butter, geriebenem Parmesan, englischer Sauce oder englischem Senf gut vermengt und in das Eiweiß zurückgestrichen. Dazu frische Kresse.) — Seezungen (oder Rotzungen) Meunière. — Hühner mit Kopfsalat und neuen Kartoffeln. — Rotweingelee. — Tischdekoration: Narzissen. — Getränk: Maibowle.

Sommer: Krebse. — Bouillon mit frischen Gemüsen. — Rehrücken mit grünen Salaten. (Die Wichtigkeit der Salate, die einzeln und kombiniert gegeben werden können, ist nicht allgemein bekannt.) — Obsttorte (oder Vanillecreme mit frischen Früchten). — Tischdekoration: Wiesenblumen. — Getränk: „Kullerpfirsich", d. h. man sticht die Pfirsiche mit der Gabel an, legt sie in große Gläser und gießt Sekt darüber.

Herbst: Blätterteig-Pasteten mit Ragout fin. (Möglichst weißer Portwein dazu!) — Kalte Bouillon in Äpfeln. — Rebhühner. (Wir pflegten früher zu sagen, daß jeder Herbsttag verloren sei, an dem man keinen „Rebhengst" verzehre . . .) — Käseauflauf. — Tischdekoration: Gelbe und rote Blätter. — Getränk: Burgunder.

Digitized by Google

Aus Hebbels Heimat

Eine literarische Studienreise

Von Karl Strecker

Wesselburen gehört zu den wenigen Städten im Deutschen Reich, die heuer weder Tausendjahrfeier, noch Tennisturnier, weder Woche mit Musik, noch Motorradrennen, weder Freilichtspiele noch Schönheitskonkurrenz samt Fremdenverkehrs-Werbewoche veranstaltet hatten. Aber nicht nur aus diesem Grunde suchte ich es auf. Ich folgte einem Doppelruf, einem inneren und einem, der aus der Ferne kam.

Drei Jahre waren seit meinem letzten Besuch der Hebbelstadt vergangen. Was hatte sich inzwischen ereignet? Äußerlich nicht viel. Noch immer muß man in Heide den Hamburg-Sylter-D-Zug verlassen, um nach Wesselburen zu gelangen. Schade diesmal: eine Friesin saß im selben Abteil, die keine Schönheitskonkurrenz hätte zu scheuen brauchen, von jenem unwahrscheinlich hellen Blond der Holsteinerin, das Auge von einem Blau, das zwischen Vergißmeinnicht und Lavendel die Mitte hält, das schlanke Ebenmaß der Gestalt schon zu erkennen in der Hand, wie in einem kleinen Muster: schmal und doch kräftig — Gesundheit von Urzeiten her . . .

Heide! Es klingt so ganz anders als die sonstigen Ortsnamen dieses Küstenstriches, in das auch Frenssens Meldorf nicht ganz hineinpaßt, Heide klingt wie ein Jodler zwischen diesen Büsum, Husum, Wesselburen, Niebüll, Tondern, Sunden, Wittenworth. Das ist ein unfrohes Brummen, es stammt vom Raunen, Rauschen und Donnern der grauen Flut da draußen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert drohend an die Dämme klopft. Der schwere Ernst eines Sturm und Wogen abgerungenen Daseins, aber auch die zähe Kraft, die noch in dem Dithmarscher Maurersohn Hebbel zu spüren ist.

Nicht versäumen soll man, in Heide das Klaus Groth-Häuschen zu besuchen, dies Urbild heimlicher und heimatlicher Behaglichkeit. Hier — ebenso in dem altfriesischen Zimmer des Städtischen Museums in Husum, und im Wesselburener Zimmer des Hebbelmuseums — haben wir eine andere Seite norddeutschen Wesens und Lebens, die ebenfalls deutlich in der Literatur zu erkennen ist, man könnte sie die Ofenbehaglichkeit nennen, das Glück der warmen Stube. Man spürt etwas von diesem Wohlgefühl des Geborgenseins vor Kälte und Sturm, vor der ganzen bösen Welt da draußen besonders in jenem molligen Winkel, wo zwischen den in die Wand eingebauten Bettstätten und dem kleinen Ofen, der schon frühmorgens von der Küche aus geheizt wurde, der Großvaterstuhl mit seinen steifen Ohren neben dem Teekessel steht und ein wenig bramsig auf all die blanken Teller, Kannen und Kessel aus Zinn oder Kupfer blickt, die das saubere Stübchen füllen — hinweg über den weißgescheuerten Tisch, fällt der Blick durchs Fenster auf die verräucherten rotbraunen Dachpfannen und auf das blinkende Wattenmeer.

In der Wärme dieser Stuben, im engen Beisammensein der Familie wächst aus behaglicher Laune, aus Beobachtung im kleinen und der daraus wieder entstehenden Freude an Neckereien der nordische Humor, dessen eigentliche Wurzel die gemütliche Stimmung ist (viele nordische Erzähler, z. B. John Brinckmann, beginnen gern mit der Fiktion eines Erzählers hinter dem Ofen). Hier, in unentrinnbarer Gemeinschaft, gedeiht freilich auch etwas anderes: wehe, wenn hier Feindschaft oder gar Haß in engem Raum eingeschlossen sind! Sie wachsen hier in der steten Reibung, in der Unmöglichkeit einer Lösung zu furchtbarer Größe und Rachsucht, wie sie in der Plastik der schwedischen Gürtelkämpfer, wie sie in der Grausamkeit nordischer Sagen und schließlich noch in der Haßdichtung eines Strindberg künstlerischen Ausdruck findet.

Zu diesen letzten Folgerungen führen nun freilich die Eindrücke in der behaglichen Wohnstube des Klaus Grothschen Hauses gerade nicht, und was der in Heide geborene, sonst so liebenswerte Dichter in seinem Leben an ungerechtem Zorn ausgeschüttet hat (über Fritz Reuter), entstammt anderen Ursachen. Aber das kleine freundliche Lindenstädtchen Heide kann wirklich stolz sein auf sein Klaus-Groth-Haus. An einem versteckten Platz des weitläufig gebauten Ortes liegt das einstöckige geräumige Haus, das den Voreltern des Dichters schon gehört hat. Hier war liebevolle Pietät hütend und schaffend am Werk gewesen, ein wahres Schmuckkästchen altväterlicher Traulichkeit und Behaglichkeit zu schaffen. Diese alten Spinde und Lehnstühle, die eingebauten Bettschränke mit ihren gewürfelten Bezügen, die kleine Wiege und die großen Hochzeitsstiefel des Dichters

Digitized by Google

— nach damaliger Mode mit weichen grünen Lackschäften — alles wie zu jener Zeit noch, von der Groth singt:

Ick wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
Weest noch? bi Nahwers Sot[1])!

An Heben seil de stille Maan[2]),
Wi segen[3]), wa hei leep,
Un snacken, wa de Himmel hoch
Un wa de Sot wul deep.

Ein niedriger Staketenzaun umrahmt das kleine Anwesen mit Garten und Ställen, in denen man noch die „Grützkammern" sieht; die Eltern Groths waren Grützmacher und Mehlhändler. Aber wenn unlängst in einem Groth-Aufsatz zu lesen war, diese Gartenpforte sei „min Port", auf die der Dichter das ergreifende Gedicht geschrieben habe, so stimmt das nicht. Jenes Gedicht bezieht sich auf die Gartenpforte des Dichters in Kiel, wo er später Professor war, ein Autodidakt wie Hebbel, freilich beide mit höherer Bildung als der nur „akademischen".

Von Heide nach Hebbels Geburtsort fährt man mit der Kleinbahn knapp vierzig Minuten. Auf dem einsamen Bahnhof zu Wesselburen war nichts zu sehen, als der alte kleine dralle Schimmel, allen Besuchern der Hebbelstadt wohlbekannt als sicherer Beförderer in die „Stadt Hamburg", berühmt durch den großen Dramatiker, und nicht nur, weil er im Pferdestall des vortrefflichen Gasthauses seine ersten Inszenierungen veranstaltete. Was der Schimmel zieht, ist kein Hotelomnibus, auch kein bequemer Landauer, sondern ein nüchterner Gepäckwagen, hinten ein flacher Laderaum, in dem diesmal nur zwei federlose Hähnchen lagen, vorne ein federloser Brettersitz, auf den der Hotelgast sich über ein gewaltiges Vorderrad an die Seite des Kutschers schwingt, übrigens eines lustigen Burschen, dessen erstes Wort, gelegentlich eines gerade vorüberfahrenden Heuwagens, lautete: „Wie gut das Heu riecht!" Ein für Hotelkutscher sonst nicht gerade charakteristisches Wort.

Das Hebbelmuseum war an diesem Nachmittag nur noch zwei Stunden geöffnet, ich stieg daher vor seiner Tür aus. Da gab es freilich eine Überraschung, die schon meine ganze Reise lohnte! Aus den dürftigen zwei Räumen, die vor drei Jahren noch das Museum ausmachten, sind jetzt nach dem Erweiterungsbau neun geworden, und der ganze damalige Raum dient heute dazu, die Wesselburener Zeit des Dichters darzustellen. Daran schließt sich das Hamburger Zimmer, der große Autographenraum, das Wiener Zimmer usw. Mich zogen besonders die beiden wichtigen Funde und Neuerwerbungen an, zunächst die Briefe des jungen Hebbel an Uhland. Ein wahres Wunder, daß namentlich der erste, den der junge Kirchspielschreiber am 9. August 1832 an Uhland schrieb, um aus den engen Verhältnissen in Wesselburen herauszukommen, jetzt, nach fast 100 Jahren, plötzlich aufgetaucht ist. Die Handschrift ist gepflegt und sauber.

Der eigentliche Magnet des heutigen Hebbelmuseums ist aber die Sammlung der Briefe Elise Lensings, der treuen Geliebten und Gefährtin des Dichters. Im Jahre 1835 fand er bei ihr in Hamburg zuerst als Zimmermieter Unterkommen und Freundschaft. Elf Jahre später heiratete bekanntlich der berühmt gewordene Dichter in Wien die Burgschauspielerin Christine Enghaus. Die jetzt überraschend von den Erben Hebbels herausgegebenen Briefe umfassen die Jahre von Hebbels Ehe, genauer 1847 bis 1854, Elises Todesjahr. Die Briefe sind herausgegeben von dem Archivar des Hebbelmuseums Rudolf Kardel, in Berlin erschienen (B. Behrs Verlag) und von mir in diesen Monatsheften schon gewürdigt worden. Aber es ist doch etwas anderes, wenn man die Originale statt des gedruckten Buches vor sich hat, man meint sie erst jetzt ganz zu verstehen. Elise schreibt eine geläufige Hand, was mehr ist: einen geläufigen Stil. Daß sie es mit Rechtschreibung und Sprachlehre nicht sehr genau nimmt, ist für den Eindruck belanglos — aber Elise hat eine Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, ein klares, vernünftiges Urteil und kluge Gedanken, die manchmal der Prägung einer Sentenz nahekommen.

Jedenfalls ist mir erst nach Einsicht in diese Handschriften das Wirkliche, Wahrhafte und Wesentliche, um das es sich in diesen Briefen handelt, was aber mehr zwischen als in den Zeilen steht, ganz zum klaren Bilde geworden: damit zugleich eines der größten menschlichen Seelenprobleme und seine fast überirdisch tiefe, schöne Lösung.

Ein Dreieck: Hebbel, Christine, Elise. Unmöglich, daß das Band zwischen Hebbel und Elise, die ihn mehr als einmal vom Hungertode oder Selbstmorde gerettet, die ihm zwei Kinder geboren hat, einfach glatt durchschnitten werden kann. Aber ebenso unmöglich scheint es auch, daß Elise jetzt noch irgendwelche Einwirkung auf sein Leben, auf seine Ehe haben darf —, ebenso endlich, daß sich zwischen den Nebenbuhlerinnen Christine und Elise ein erträgliches Verhältnis her-

[1]) Nachbars Teich. [2]) Am Himmel segelt der stille Mond. [3]) sahen.

Digitized by Google

stellen läßt, daß die verwöhnte Hofburgschauspielerin und die arme gealterte Näherin sich etwas sein könnten.

Daß im Grunde alle von ihrem Standpunkt aus recht hatten, macht die Schwierigkeiten nicht geringer. Sie waren so ungewöhnlich, daß sie nur durch ungewöhnliche Menschen gelöst werden konnten. Das aber geschah. Die kleine arme Näherin hatte Größe genug, zu erkennen nicht nur, sondern auch anzuerkennen, daß Hebbel, wenn er nicht zugrunde gehen wollte, Christine heiraten mußte. Und Christine tat noch mehr, sie zeigte den Mut zu einem auf den ersten Blick aussichtslos scheinenden Wagnis: sie lud Elise zu sich ein, nicht etwa auf Tage und Wochen —: fünf Vierteljahre hat die ehemalige Geliebte aus niederem Stande mit den Jungverheirateten gelebt.

Und das Ergebnis? Die beiden Frauen scheiden als Freundinnen, als vertraute Schwestern. Elise nimmt sogar das uneheliche Kind Christines mit und erzieht es wie eine treue Mutter, nicht bitter und vergrämt, sondern: „er soll auch eine frohe Jugend haben, denn das trägt sich über aufs ganze Leben . . . Des Abends schläft er nie anders ein, bis ich noch einmal an sein Bett gewesen, ihn zugedeckt und geküßt habe — er ruft so lange: Nautz, deck mich zu und küß mich."

So gibt Elise sich gegenüber dem Kinde der Frau, die ihr den Liebsten, den Inhalt ihres Lebens genommen hat. Denn auch jetzt noch und bis an ihr Ende liebt sie Hebbel, noch auf dem Sterbebett schreibt sie mit zitternder Hand Liebes- und Segensworte für ihn nieder. Aber sie ist so zurückhaltend, daß sie an seinem Geburtstag sogar ihre Glückwünsche durch Christine bestellen läßt. Ohne Frage haben wir durch diese 50 Briefe ein beinahe neues, vertieftes Bild von Elises wahrem Wesen erhalten, wenn es auch schließlich nur eine unerwartet großartige Bestätigung dessen ist, was die vernünftige Hebbelforschung — geahnt hat. Und als sollte dieser offenbarten Seelenschönheit zugleich eine würdige Illustration nicht fehlen, hat das Hebbelmuseum mit den Briefen eine Stickerei Elises auf weißer Seide erhalten, die von ihrem musischen Wesen, von ihrer sinnigen Art und schließlich von ihrem ganzen Lieben und Leben ein in leuchtenden Farben versöhnendes, künstlerisch komponiertes Bild gibt. Das Herz ist aus dem dunkelblonden Haar Elises geflochten, rechts und links davon, wie kleine Ährenkränze, die hellblonden Löckchen ihrer beiden verstorbenen Kinder. Aber die sinnvollste Beschreibung und Deutung hat dem kleinen Kunstwerk die Enkelin Hebbels Alida Rosenfeld-Kaizl in folgendem Sonett „Alte Stickerei" gegeben, das der Herausgeber der Lensingbriefe, Rudolf, im Anhang veröffentlicht.

In farbenreichem Frucht- und Blütenkranze
Ruht eine Leier, selig und verschwiegen,
Indessen blaue Falter sie umfliegen,
Wie zarte Weihrauchwolken die Monstranze.

Ein Herz aus Haar von schlichtem, braunem Glanze,
An das sich eng zwei blonde Löckchen schmiegen —
Wohl Kinder, die im Mutterarme liegen —
Trägt unscheinbar und wurzeltreu das Ganze.

Es nährt mit seiner Glut die Blütenbrände,
Beseelt mit seinem Schlag die Saiten oben,
Daß sie in nie gehörtem Wohllaut beben.

Du aber fühlst: Hier haben Engelshände
In weiße Seide schimmernd eingewoben
Herzblut und Tränen — und ein ganzes Leben!

★

Die Tatkraft, der Eifer und das literarische Verständnis der Männer vom Hebbelmuseum (zu nennen sind in erster Linie der Gründer Engelhardt Herwig und der Archivar Rudolf Kardel) finden seitens der Stadtleitung rege Förderung, vor allem durch den Bürgermeister Hauffe, den Vorsitzenden des Museumkuratoriums. Bevor ich ihn noch aufsuchen konnte, lernte ich ihn durch den Besitzer des Hotels, Herrn Hemm, kennen (den Sohn von Hebbels Jugendgenossen, das Haus ist über hundert Jahre in der Familie, und seine „Kalte Küche" verdient noch immer ihren guten Ruf). Als der Bürgermeister hörte, wer und weswegen ich in Wesselburen war, begrüßte er mich sogleich, und wir sprachen lange über Museumsangelegenheiten und sonstige Hebbeliana.

Es waren schöne Stunden, die ich in Wesselburen verlebte, nicht zu vergessen eines Abendspaziergangs an dem halbverfallenen Maria-Magdalena-Brunnen vorüber in die Marsch hinaus mit ihren einsamen Gestalten und weidenden Kühen, dieweil aufsteigende Nebel mit einem wundervollen Abendrot kämpften. Man muß solche Abendstunden auf der Marsch verlebt haben, um Hebbels dramatische Gestalten zu verstehen. Sie sind mit dem weitsichtigen Friesenauge geschaut. Wie wird hier im Abendnebel die ferne Gestalt eines Hirten oder einsamen Wanderers vergrößert, wie erscheint sie in gespenstischen Umrissen auf der endlosen Fläche! So erschienen dem Dichterauge des jungen Hebbel zuerst seine Judith und sein Holofernes, überlebensgroß und einsam kamen sie ihm näher, nur sie — alles Beschränkende, Kleine fällt von ihnen ab oder wird von Nebeln verhüllt, nicht viel anders, als auch der Niederländer Rembrandt seine Menschen aus dem Dunst der Küste sich herauslösen sah.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Hanns Johst

Johann Fabricius: Charlottens große Reise (Paul Zsolnay Verlag, Berlin) — Hans Grimm: Das deutsche Südwesterbuch (Albert Langen, München) — Oskar Gluth: Der verhexte Spitzweg (L. Staackmann Verlag, Leipzig) — Walther Harich: Letzte Ferien (G. Martin Verlag, Berlin-Itzehoe) — Mary Lavater-Sloman: Isabellas Weg (Alster-Verlag, Hamburg) — Ricarda Huch: Neue Städtebilder (Grethlein & Co., Leipzig)

Charlottens große Reise von Johann Fabricius.

Wie dieser Roman ist?

Erlauben Sie, daß ich, ehe ich Antwort gebe, mir erst eine Zigarre anzünde? . . . Eine gute Holländer mit Sumatra-Deckblatt und etwas drin . . . ich meine etwas Leichtes, Sonniges an Tabak, nichts Gespritztes, mit Mehl Gestäubtes . . . Verstehen wir uns?

Sie erlauben keineswegs? Keine Zeit?

Ja, dann können Sie diesen Roman natürlich nicht lesen. Nein, dann kommt er für Sie gar nicht in Frage. Zeit müssen Sie haben, denn Herr Johann Fabricius schickt nicht nur Fräulein Charlotte auf eine große Reise, sondern alle, die dieses Buch lesen wollen, werden unbedingt 727 Seiten lang daran gehindert, auszubooten . . . sie gehen einfach mit auf große Fahrt . . .

Da ist zunächst einmal der Hafen von Rotterdam.

Kein Mensch wird leugnen können, daß da drin faules Obst, vermorschte Balken, leere Flaschen und Konservenbüchsen herumschwimmen.

Sie finden, daß Sie das gar nicht interessiert? Daß Sie das selbstverständlich vorausgesetzten?

So? Was Sie nicht alles wissen . . .

Aber daß die „Medusa", ein kleiner Tausendtonner, da vertäut liegt, der kleine Frachtdampfer, frisch gestrichen und putzsauber, das wußten Sie nicht, gelt?

Also . . . da läßt sich Ihnen ja doch noch etwas erzählen . . . Jetzt erst einen schönen, tiefen, sättigenden Zug aus der Zigarre . . . nur keine berlinische Hast, nicht wahr?

Ein holländischer Frachtdampfer ist kein europäischer Expreßzug!

Auf dieses Schiff also wird von Onkel und Tante und dem Freundinnen- und Kolleginnenkreis Fräulein Charlotte verfrachtet. Fräulein Charlotte ist Lehrerin. Und — wie so Lehrerinnen nun einmal es gern sind — ein bissel „herunter".

Mein Gott, der Schuldienst ist ja im Grunde wohl auch nicht die hygienisch einwandfreieste Tätigkeit für ein junges Mädel. Also Charlotte braucht Erholung. Sie geht ihr ganz romantisch an Bord dieses nunmehr sattsam vorgestellten Schiffes nach. Sie hat sich, wie jede gewissenhafte Lehrerin, exakt und fehlerfrei auf diese große Reise und ihr Programm eingearbeitet. Jeder Hafen, der angefahren wird, liegt mit seiner Architektur, seiner Geographie und Ornithologie, Mineralogie und Geschichte, mit seinen Museen und Sehenswürdigkeiten klar wie ein Panorama vor ihrem geistigen Auge. Sie braucht eigentlich nur re-vidieren, geschaut hat sie schon alles mit dem sehnsüchtigen Blick ihrer ausgezeichneten Bildung.

Da passiert ihr ein namenloses Unglück!

Der Dampfer fährt eine ganz andere Route!

Und sie kann keinen einzigen Baedeker kaufen. Nichts . . . nichts ist ihr bekannt von den exotischen Häfen und Gegenden, die ihr bevorstehen.

Sie zittert also vor jeder neuen Begegnung zunächst wie ein Kandidat, der in ein falsches Examen gestiegen ist. Sie sieht sich gezwungen, mit ihren beiden gesunden Augen alles persönlich, unbefangen anzuschauen, ein Zwang, der so übel nicht ist, wie es sich zu guter Letzt herausstellt.

An dieser großen Reise nehmen also die Häfen teil, die sehr schön erlebt werden, viel handgreiflicher aber und unbeholfener der Herr Kapitän und sein Stab.

Diese alten, ehrlichen Seeleute werden auch ihrerseits außer Rand und Band gebracht durch das eine Mädel an Bord.

Selbstverständlich tritt am Schluß Charlotte die allergrößte Reise dieser Welt und dieses Lebens an: Die Reise in die Ehe . . .

*

Auf dieses leichte und lustige Buch eines Holländers, dessen fröhlich bewimpelte Fahrt in einigen Häfen Nordafrikas anlegt, folgte in meiner Lektüre das neue Werk von Hans

Digitized by Google

Caffè espresso. Gemälde von Max Neumann

Digitized by Google

Digitized by Google

Grimm: Das deutsche Südwesterbuch.

Hans Grimm hat auf seiner Fahrt in die alte Kolonie sich die Geschichten und Lebensläufe von zwölf Familien erzählen lassen. Er gibt sie wieder als Tatsachen, als politische Mittel aus einem beteiligten Herzen.

Nichts an diesem Buche ist künstlerische Frisur, alles ist Stoff. Der Mangel am dichterischen Stil kommt der Unmittelbarkeit, der Wahrhaftigkeit des Materials zugute.

Wie Dürer seine Apostel in den Raum stellte, dicht an dicht, massiv und plastisch die Welt unseres Glaubens umschließend und erschließend, charakterisierend und verklärend, so schrieb Hans Grimm seine zwölf Kapitel, prall voll Genesis und Schicksal und Leben.

Aber wo Dürer auch in das Geheimnis der Farben stieß, verharrt Grimm, wie ein nüchterner Chronist, in der entsagenden Treue von schlichtestem Schwarz auf Weiß.

Die Farbigkeit an rein dichterischem Element vermißt man doppelt, wenn man gerade den Duft des malerischen Raumes bei Grimm von seinen ersten Novellen her liebt.

Hans Grimm muß sich hüten, nur zu zeichnen und aufzuzeigen. Wir wissen und verehren das Pathos seiner Überzeugung, aber wir fordern von ihm nicht nur Stoff und Material, sondern Bewältigung des Stoffes und Läuterung des Materials zur Dichtung. Das Wesen der Wahrheit wird nicht gefährdet, wenn man die Wahrheit in die Kunst eines Stiles erhöht, wenn man sie durch die Magie der Schönheit vertieft.

Die Einleitung als Geschichte von Deutsch-Südwest ist die beste Prosa des Buches überhaupt.

In den Erzählungen selbst verliert die Sprache an Eigenart und Zucht und an Bedeutung.

Dieses ist der Mangel des Werkes, von der ästhetischen Provinz her gewertet, aber vielleicht ist dieser Gesichtswinkel falsch. Vielleicht pfeift Hans Grimm in diesem Buch auf solchen Maßstab, und er will uns nur zum Thema selbst hinreißen.

Aber selbst bei dieser Absicht bliebe prinzipiell die Frage offen, ob eine Dichtung nicht hinreißender wirke, als die bloße Häufung von Vorgängen, ob die Erzählung als Kunstwerk nicht berechtigter wäre als die Aufzählung.

Das Thema selbst: herrlich, männlich, deutsch!

Der Auszug von Gustav Voigt etwa aus dem Braunschweigischen von einem kleinen Grundstück und das Ende: ein Besitz von 270 000 Hektar (die ganze Heimat Braunschweig umfaßt 370 000), das sind Rhythmen, in denen die Muskeln und Nerven eines Menschenschlages spielen, dessen Vorwärts auffordernd für ein ganzes Volk wirken könnte.

Ebenso ist es bei den Hälbichs und ebenso, im gleichen Schritt und Tritt, ist es bei den anderen Apostеln dieser Koloniegeschichte, diesen frischen, harten und knappen Evangelisten tapferer und leidvoller Menschenwege.

Und jede Sparte hat ihren Künder gefunden. Der Farmer erzählt und der Händler, der Waffenschmied und der Tierarzt, der Missionar und der Minenarbeiter.

Ein Kapitel für sich: „Die weiße Frau von Haruchas". Aber in allen Kapiteln klingt es an, setzt es sich durch, das Hohelied von der blonden Frau in der Fremde . . . im Durst . . . in der Wildnis . . . in der Arbeit und im Wechsel des Familiendaseins.

Wer sich Gedanken macht über Deutschland und seine Politik in Dingen unserer Kolonisten, der muß zu diesem Buch greifen, hier findet er Gedanken darüber und gute männliche Gedanken dazu . . .

★

Von einer schönen, ein wenig sentimentalen Reise in das Biedermeier und obendrein in das gemütsreiche Biedermeier Münchens erzählt Oskar Gluth in seinem Roman: Der verhexte Spitzweg. Das mit der Hexe, die den alten Spitzweg verhext, ist schon so eine Geschichte, wie wir sie, ob wir wollen oder nicht, immer wieder gerne einmal hören.

Der alte Spitzweg wohnt sozusagen unter einem Dach mit einer Witwe und ihren zwei Mädeln. Die eine schneidert, und die andere ist in allen Ehren beim Ballett.

Und dann spinnt sich etwas an . . .

Und der Meister malt halt das liebe Gesicht . . . und ein junger Bursche wird darüber eifersüchtig, und die Eifersucht wird vom Alten selber wieder aus der Welt geschafft.

Maxl, der Rechtspraktikant werden sollte und es als Dramatiker versucht und bei Bülow als Komponist hinausfliegt, wird Zuckerbäcker und wird der Ehemann von dem kleinen Mädel, das den alten Spitzweg zum allerletztenmal verzauberte und verhexte . . .

Die Geschichte ist anmutig und wehmütig erzählt, und ihre kulturellen Lichter, ihre Silhouetten und Profile, ihre bunte Mannigfaltigkeit und vielseitige Überschneidung haben von der Bildhaftigkeit Spitzwegs selbst gelernt.

Digitized by Google

Wer Spitzweg liebt und seine skurrile Emsigkeit im Detail, sein Fabulieren und seine ganze liebe und bunt verträumte Welt, der wird auch dieses Buch eben dieser Welt lieb gewinnen . . .

*

Ein Pastell von eigener Prägung läßt Walther Harich im G. Martin Verlag, Berlin-Itzehoe, erscheinen: Letzte Ferien.

Es geschieht in diesem, ein wenig absonderlich gedruckten Buche nicht viel.

Zwei junge Menschen begegnen sich auf der sommerlichen Insel einer Ferienzeit. Das romantische Geläute der Jugend und der ersten Liebe beginnt. Die jungen Leute hören, einer im anderen, Zukunftsmusik.

Helga sagt schließlich im Boot, unter den Zweigen einer Weide, den Kopf des Freundes im Schoß, ihre Verse vor sich her. Und dieser Freund, in die Verzückung getrieben von der Überwertung dieser Gedichte, schwört ihr, gleich ihr, bedeutend zu werden und ganz, ganz Großes zu leisten . . .

Und dieser Schwur, dieser unendlich schöne Schwur, den alle Jugend schwört beim ersten Kuß der ersten Leidenschaft, dieser Schwur wird gebrochen . . .

Das Leben bricht ihn.

Aber die zwei jungen Menschen zerbrechen an diesem Meineid nicht.

Sie werden gewöhnliche Menschen — eine Gewohnheit, auf deren Tatsache aller Alltag sein Recht und seine Berechtigung stündlich und, wie es scheint, ewig erprobt.

Dieses zarte Pastell einer klugen Resignation, die ihr Versagen eindeutig aussagt, und mit dieser Aussage aller Jugend einen redlichen Abschied gibt, dieses zarte Pastell beherbergt wie jede Pastellzeichnung die Gefahr in sich, daß der kreidige Staub, aus dem sie geschrieben ist, zu rasch verweht, seine intimen Reize zu schnell verliert.

Unsere Zeit der Erschütterungen ist dieser Art stiller Kunst nicht gewogen.

Aber wer einmal in seine letzten Ferien zurückschauen mag, und wer sich einmal entsinnen will der großen Zärtlichkeiten seiner Jugend und ihrer vielen Versprechungen, der tut gut, dieses kleine Buch behutsam in die Hand zu nehmen . . .

*

Isabellas Weg ist einer jener Romane, denen man das wirkliche Erlebnis seines Vorgangs schon nach wenig Seiten anmerkt, weil er gar zu privat und dilettantisch geschrieben ist.

Ein Roman wird leider nicht besser als Roman, wenn er „wahrhaftig" ist, sonst wären die Berichterstatter der Tageszeitung die größten und unsterblichsten Romanciers.

Diese Beichte nun einer Mary Lavater-Sloman trägt den Untertitel „von den Mahlsteinen der Seele und der Sinne" und führt eine unwiderstehliche Photographie der Bekennerin mit eigener Unterschrift im Schilde.

Es ist schon so eine Sache damit, wenn Frauen anfangen zu beichten.

Irgendeine sehr berühmte Französin, deren „lever" ebenso berühmt war wie ihr „coucher" berüchtigt, soll gesagt haben: „Eine Frau, die ihre Memoiren schreibt, erklärt nur ihren Bankrott, sonst nichts . . .!"

Das Wort ist natürlich unmoralisch, aber Frauen im Büßerhemd oder in Suffragettentracht, dergleichen sind nicht jedermanns Geschmack.

Heutzutage sind sie bestimmt nicht letzte Mode.

Zur Sache: Isabella bekommt in Hamburg von einem großindustriellen und verheirateten Grafen ein Kind.

Isabella ist restlos unabhängig und tröstet sich über dieses freiwillig-unfreiwillige Geschenk ihrer Liebe mit einem Privatdozenten, dem sie nach Rom nachreist.

Der Graf bekommt nämlich gleichzeitig von seiner Gattin auch einen schließlichen Sohn, bedarf also des Überangebots an Stammhaltern von seiten der „freien Liebe" nicht so dringend, wie es sich die romantische Seele Isabellas träumte.

Isabella erlebt sich, von Gott und allen alten Tanten Hamburgs verlassen, als sie sich außerhalb eines standesamtlichen Eintrags schwanger bekennt.

Alles ist konventionell gesehen, selbst das Innenleben, die „Mahlsteine" durchaus konventionell . . .

Weswegen ich auf dieses reichlich untalentierte document humain hinweise?

Es birgt in sich etwas von jener Schamlosigkeit, zu der nur schreibende Frauen befähigt sind, jene unglaubliche Leidenschaftlichkeit der Auseinandersetzung an sich. Diese Isabella, als sie sich Mutter fühlt, ist stellenweise so haarscharf beobachtet und in ihrem noblen Kampf um ihre innere Stellung derartig exakt verfolgt, wie es malerisch nur die große Becker-Modersohn konnte.

Sind diese Partien aber anerkannt, dann rasch die „Mühlsteine" um diese Seele und ihre Poesie, um diese Sinne und ihre Prosa, und das Buch in der Alster versenkt, wo sie am tiefsten ist . . .

*

Schließlich gibt der Verlag Grethlein & Co. das neueste Werk von Ricarda Huch

Digitized by Google

heraus unter dem Titel: Neue Städtebilder. Der Grethlein-Verlag ehrt sich mit diesem Buche selbst. Die neuen Städtebilder werden als zweiter Band der Silhouetten bezeichnet, die vor Jahresfrist unter dem Namen: Im alten Reich herauskamen und jetzt schon ihre neue Auflage erleben. 34 Städte sind aufgezeichnet, in ihrem Werdegang charakterisiert oder in ihrer Geschichte geschildert.

Immer nüchtern, sachlich, nie trocken.

Immer belehrend, nie lehrhaft.

Man reist ausgezeichnet an der Hand dieser Berichte.

Wie schön blüht Köln als ozeanische Stadt auf und erhält durch niederrheinische Horizonte ihre moderne Deutung und ebenso durch den Fluß, mit dem sie verwuchs, ihr beständiges Leben.

Aber darüber ragen die Gipfel der heiligen Kirchen, und unter ihrem Zeichen werden und vergehen die seltsamen Gesetze der historischen und modernen Stadt . . .

Es ist schon zum Teufelholen, wie wenig man von den Gründen und dem Wurzelwerk der Städte weiß, durch die einen immer wieder die Schnellzüge werfen.

Wie köstlich und notwendig dieses Lesebuch der Ricarda Huch! Ich weiß bestimmt, ich nehme mir dieses Buch auf meine nächste Reise in das Land hinein mit und lese die einzelnen Kapitel noch einmal nach, die einzelnen Orte, die von der Willkür der Lokomotive gerade aktuell gemacht werden.

Da ist etwa Würzburg geschildert, um eine beliebige Stelle aufzugreifen, die Burg vom würzigem Duft umbrandet . . .

„Zu Klingenburg am Main — zu Würzburg am Stein — zu Bacharach am Rhein — sollen nach einem alten Liede die besten Weine sein. Südliche Sonne wärmt Würzburgs Hügel und kocht die Trauben, die hier gepflegt werden. Rebenbekränzt ist die Stadt, und der Becher, den sie ihren Gästen kredenzt, entzündet Freudenfeuer in ihrer Seele. Auch die Heiligen, die hier herrschen, haben davon getrunken; ihre Gewänder flattern im Tanz, verführerisch winkt ihr Lächeln."

Wie dichterisch und erdnahe dabei ist hier das herrliche Barock erfaßt, dessen frohmütige Gebärden in der Tat diese Stadt und ihre ganze Umgebung verzaubern.

Ich erwähne noch das Städtebild: Straubing.

Welch ein Schatz an Geschichte, an Wechselfällen menschlichen und kulturellen Geschickes ist da gehoben. In wenigen, klaren, eindringlichen Sätzen wieviel Leidenschaft beschworen!

Hier wurde die schöne Agnes Bernauer, Tochter eines Barbiers und Badstubenbesitzers zu Augsburg, in der Donau ertränkt, während ihr rechtmäßiger Gemahl, Herzog Albrecht, aus der Stadt gelockt war.

Die Stadt ist in ihrem großen Ernst gesehen und ihr Gesicht gedeutet als eine frühe Ausschau nach dem Lauf des Stromes, an dem sie liegt, der Donau, der herauf Fremdes und Feindseliges drohte: die Völker Asiens, Hunnen und Türken . . .

Wundervoll ist auch Dinkelsbühl in neun Seiten aufgehoben, eingebettet.

Ricarda Huch schildert erst einen geruhsamen, gegenwärtigen Erntetag dieses kleinen, verlorenen Städtchens und führt uns dann zurück in seine große Bedeutung, in seine Kämpfe zwischen den Katholischen und den Lutherischen, um schließlich noch einmal „die lockeren Wölbungen der alten Bäume" zu umreißen, die heute unter den Giebeln und den Dächern atmen. Dankbar genießt man das Glück, daß hier das stillere Leben einmal eine Vergangenheit, wenigstens in ihrer Architektur, zurückließ und damit versöhnt, daß es die Stadt selbst nicht zu einer heutigen Metropole gebracht hat . . .

Ich habe aus dem reichen Programm dieses Buches besonders süddeutsche Orte genannt, sie lagen mir rein räumlich nahe, aber Aachen, Marburg, Braunschweig, Halle, Breslau sind ebenso verlebendigt.

Und das Schönste ist, daß ein Nachwort einen dritten Band verspricht.

Erwachende Stadt. Von Max Bittrich

Ein Wagen lärmt durch ferne Gassen,
Aufschrickt der Wind, heult hinterdrein,
Löscht Mond und Sterne aus und blassen,
Gespensternden Laternenschein.

Sirenenruf! Erwachte drängen,
Wuchtender Strom, zum Morgenrot,
Und uferlose Wogen zwängen
Sich immer neu zu Schlot und Brot.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Europäer bei den Geishas — Neues für den Wintersport — Ludwig Gies — Arthur Kampfs „Husar von Rheinsberg" — Max Körners Wandteppich — Der Trancemaler Heinrich Nüßlein — Zu unsern Bildern

Portugiesische Seefahrer waren es, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts Japan entdeckten, die Insel Zipangu, von der schon zweihundert Jahre vorher der Venetianer Marco Polo Wunderdinge berichtet hatte. Es war das Land der aufgehenden Sonne, wo die Häuser von Gold waren, wo man die Hufe der Rosse mit Silber beschlug und die Kinder mit Perlen statt mit Marmeln spielten. Seit der ersten ausführlichen Kunde über Japan, die wir dem 1558 in seine Heimat zurückkehrenden portugiesischen Abenteurer Fernand Mendez Pinto verdanken, hat sich das Antlitz des geheimnisvollen Inselreichs langsam entschleiert. 1867 fand das erneuerte Kaisertum Mutuschitos den Anschluß an die europäische Zivilisation, und Japan wurde eine Großmacht im westlichen Sinne. Aber so schnell diese Wandlung vor sich ging: noch immer besteht zwischen uns und dem fernen Osten eine tiefe Kluft. Selbstverständlich sind uns die Japaner nicht minder rätselhaft erschienen als wir ihnen. Sie haben sich nicht bloß über die Spielzeugeisenbahn gewundert, die ihnen 1854 der amerikanische Admiral Perry mitbrachte, sondern hatten auch eine Leidenschaft für Knöpfe, die sie als merkwürdige Kostbarkeiten sammelten, denn sie selbst hielten ihre Kleider mit Bändern und Litzen. Es gibt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Holzschnitte, welche die ersten Besuche der Europäer und Amerikaner schildern, und in diese Bilderfolge gehört auch das Gemälde Aus einem japanischen Teehause. Es ist uns ganz gesund, uns einmal in einem so fremdartigen Spiegel zu erblicken. Wir sehen trotz Smoking und Cut nicht besonders reizvoll aus. Die liebenswürdigen Mädchen, die da so höflich ihren Tee mit den Weißen von den schwarzen Schiffen trinken, verkörpern eine sehr selbständige Kultur, die in ihren letzten Quellen auch durch preußischen Drill

Europäische Touristen huldigen in einem Teehaus japanischen Sitten. Gemälde von Kitasawa (Paris, Staatl. Japanische Ausstellung)

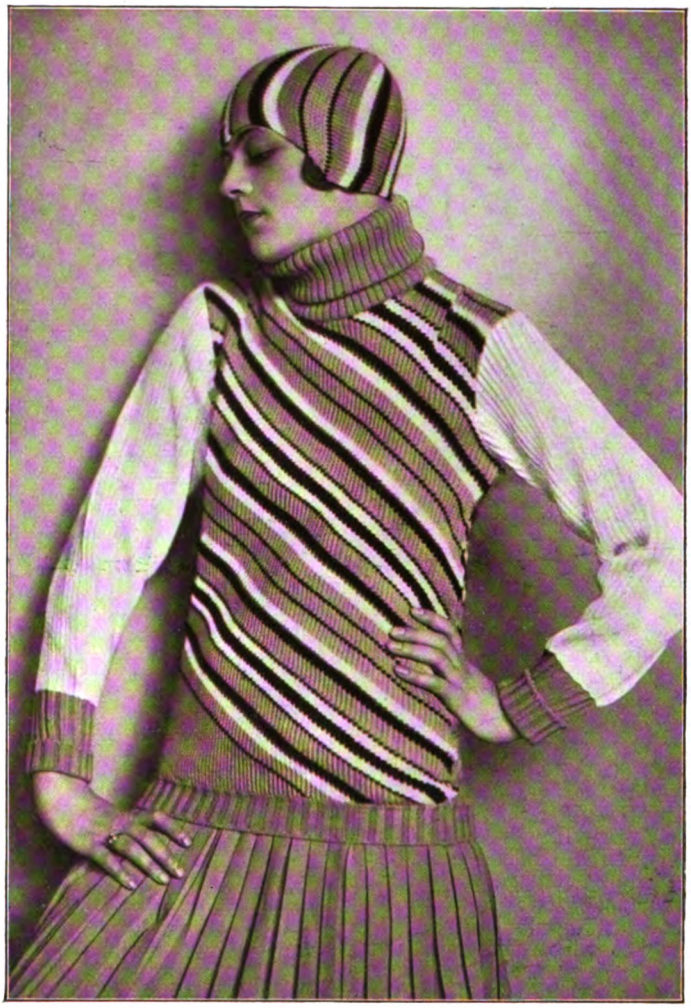
Digitized by Google

und europäische Bildung nicht getrübt werden kann. Diese Menschen des Ostens sind gefällig, wißbegierig, tapfer, ganz wie wir es wünschen. Aber dann auf einmal von einer rätselhaften Fremdheit, die Ost und West unverträglich trennt durch einen Abgrund, über den keine Brücke trägt.

★

Unsere Wiener Modenmitarbeiterin Claire Patek schickt uns eine hübsche Photographie, die etwas Neues für den Wintersport zeigt, eine Strickarbeit mit schräglaufenden Streifen in leuchtenden Farben, z. B. weiß, blau, rot, gelb; das eng anliegende helmartig geformte Mützchen paßt dazu. Diese schrägen Streifen sind für die Figur sehr vorteilhaft und kommen auch denen zugute, die trotz Sport und Rohkost nicht ganz so schlank sind, wie sie möchten und sein müßten.

★



Wiener Strickkunst für den Wintersport
Aufnahme Claire Patek & Hoffmann

Der in Berlin tätige, aber aus München stammende Professor Ludwig Gies (geb. 1887) ist aus der Schule Heinrich Waderes hervorgegangen. Er wirkt seit 1918 an der Berliner Kunstgewerbeschule als Lehrer für Kleinplastik und hat namentlich ausgezeichnete Medaillen und Plaketten geschaffen. Keine Schaumünzen aus kostbarem Material, sondern praktischen Zwecken als Schmuck, Abzeichen oder Andenken dienend und für billiges Geld zu erstehen. Gies zeigt so: er hat unsere Zeit verstanden. Es kommt auch bei angewandter Kunst nicht auf äußerliche, sondern innerliche Werte an. Gold, Silber, Bronze — schön. Aber nur wenige können sie bezahlen, und auch der Minderbemittelte sehnt sich nach Schönheit; diese zu befriedigen, ist eine schöne Aufgabe des Künstlers. Unsere Bilder zeigen, mit wie einfachen Mitteln Gies zu wirken weiß. Die Vasen und die Nußschalen sind aus denkbar einfachstem Werkstoff angefertigt, aber sie sind mit schöpferischer Liebe gebildet, und so ist etwas Neues und Schönes daraus geworden.

★

Wenige zeitgenössische Künstler sind nicht bloß den Lesern dieser Hefte, sondern dem deutschen Volk so vertraut wie Arthur Kampf. Er ist, ein würdiger Erbe Menzels, nicht bloß der Schilderer preußischer und deutscher Geschichte; wer Hans Rosenhagens Monographie, die vor einigen Jahren im Verlage von Velhagen & Klasing erschien, liest und betrachtet, staunt immer wieder über den Reichtum dieses Meisters, der neben der Historie auch die Landschaft, das Stilleben, das Gesellschaftsbild, das Porträt beherrscht und, jung und gegenwartsfroh, auch einige der besten Darstellun-

Digitized by Google

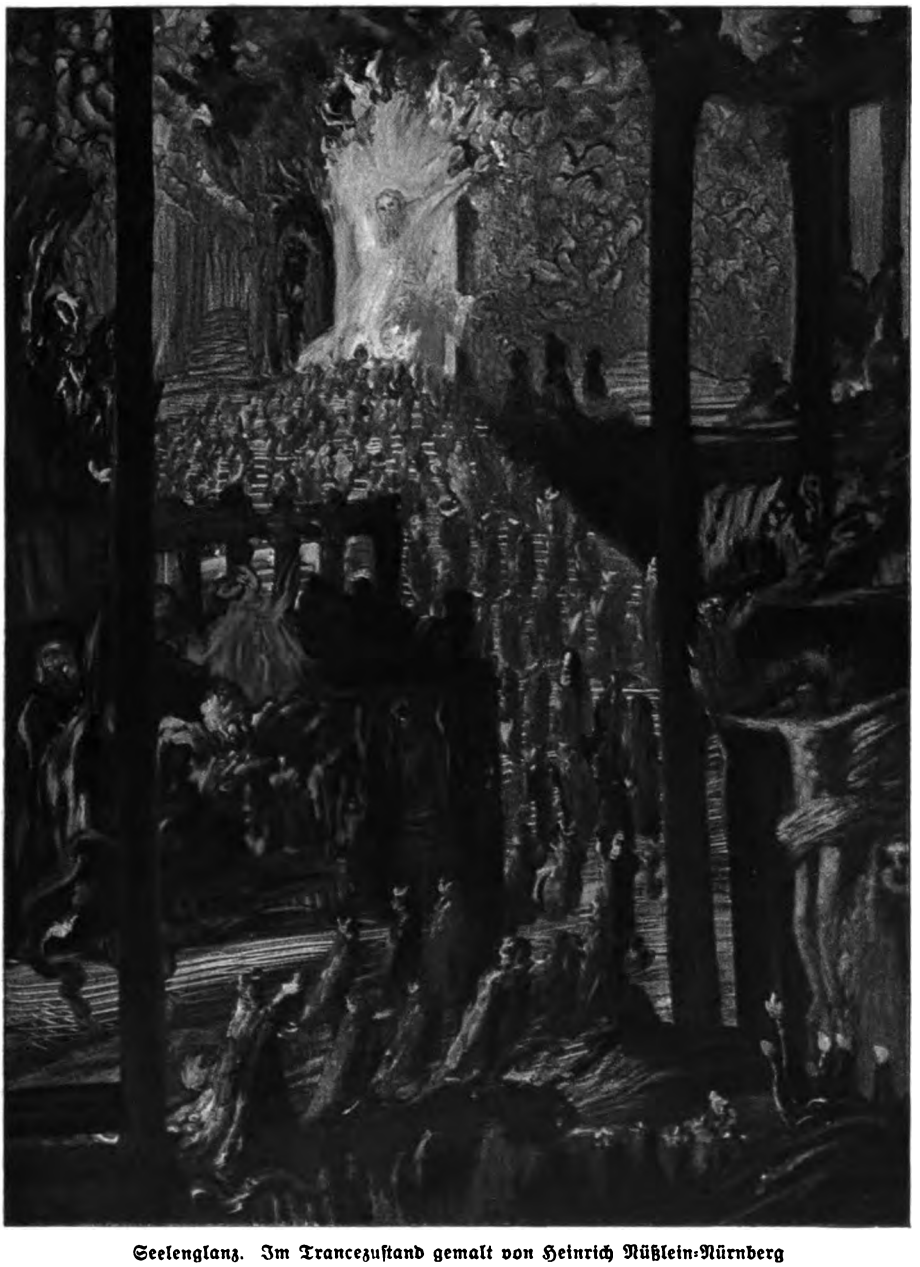
Wandbehang für ein Kinderzimmer mit Märchen- und Spielzeugmotiven
Entwurf von Prof. Max Körner-Nürnberg
In Kelimtechnik ausgeführt von Frau Elisabeth Körner-Nürnberg

auswirkt und malt oder schreibt. Ich selbst stehe dieser schöpferischen Arbeit meist staunend und mich freuend gegenüber, als Erlebnis oft in dämmeriger Stunde, ja manchmal im Dunklen, viel bei Lampenlicht. Ich gebe meiner Seele selbst den Auftrag, ich gebe ihr den Auftrag durch Vorlesen einer Literatur oder nach vorgetragener Musik oder eine bestimmte Person zu malen. Und es malt die Kraft, die wir alle mit Worten festhalten wollen, die aber nur mit dem Glauben sich zeigt, auswirkt und verständlich macht." — Wir bringen eins von Nüßleins Gemälden; es ist farbig von ungemeiner Glut und stellt den Zug der Gläubigen dar, die am Kreuz Christi und am Dunkel der Welt vorbei zur Anschauung des höchsten Glanzes wallen. Die Kraft, welche in Nüßlein wirkt, ist geheimnisvoll, aber im Grunde dieselbe, die jeden Schöpfer zum Wundermann macht. Wir haben von Künstlern und Dichtern ganz ähnliche Bekenntnisse über das Unerklärliche der Empfängnis wie den Rausch des Gestaltens.

★

Das wirkungsvolle Pastell des Berliners Ernst Klauß stellt die Filmschauspielerin Grit Haid dar und beschließt festlich das von Sorins vornehmer Bildniskunst eröffnete Heft. Der Russe Sorin hat sich von Paris aus Neuyork als Markt erobert; auch die hier dargestellte Dame gehört der Neuyorker Gesellschaft an. — Einen lustigen Stoff greift der aus dem Schwarzwald stammende Hans Schöpflin auf (geb. 1896): Die „Altweibermühle" (zw. S. 248 u. 249). Man sieht, dieser Maler liebt den Bauernbrueghel und seinen volksmäßigen Witz, und wer freut sich nicht, unter den jüngeren Künstlern einem so heiteren und behaglichen Erzähler zu begegnen! Schöpflin ist der Sohn eines Oberförsters und hat in

Digitized by Google



Seelenglanz. Im Trancezustand gemalt von Heinrich Nüßlein-Nürnberg

einer langwierigen Krankheit schon als Knabe mit dem Malen begonnen. Mit sechzehn Jahren verließ er die humanistische Schule und ging zu einem Kirchenmaler in die Lehre. Nach einer Verwundung im Felde besuchte er die Karlsruher Kunstgewerbeschule und Akademie und schloß sich vor anderen an Georgi und Bühler an. — Fritz Erlers „Varieté“ (zw. S. 256/257) ist eigentlich eine symbolische Darstellung und hat mit der gewöhnlichen Wirklichkeit nichts gemein. Aber auch hier bewährt der Münchner Meister die Kraft, das Symbolische lebendig zu machen und die Gefahr gedanklicher Kälte zu meiden. Der Begriff Varieté ist in den drei Gestalten sinnlich geworden. — Der „Genius“ von Fritz Klimsch (zw. S. 264/265) ist wie so viele Werke dieses Bildhauers streng aufgebaut. Klimsch liebt bei aller Mannigfaltigkeit und Bewegtheit

Digitized by Google

Grit Haid. Pastell von Ernst Klauß

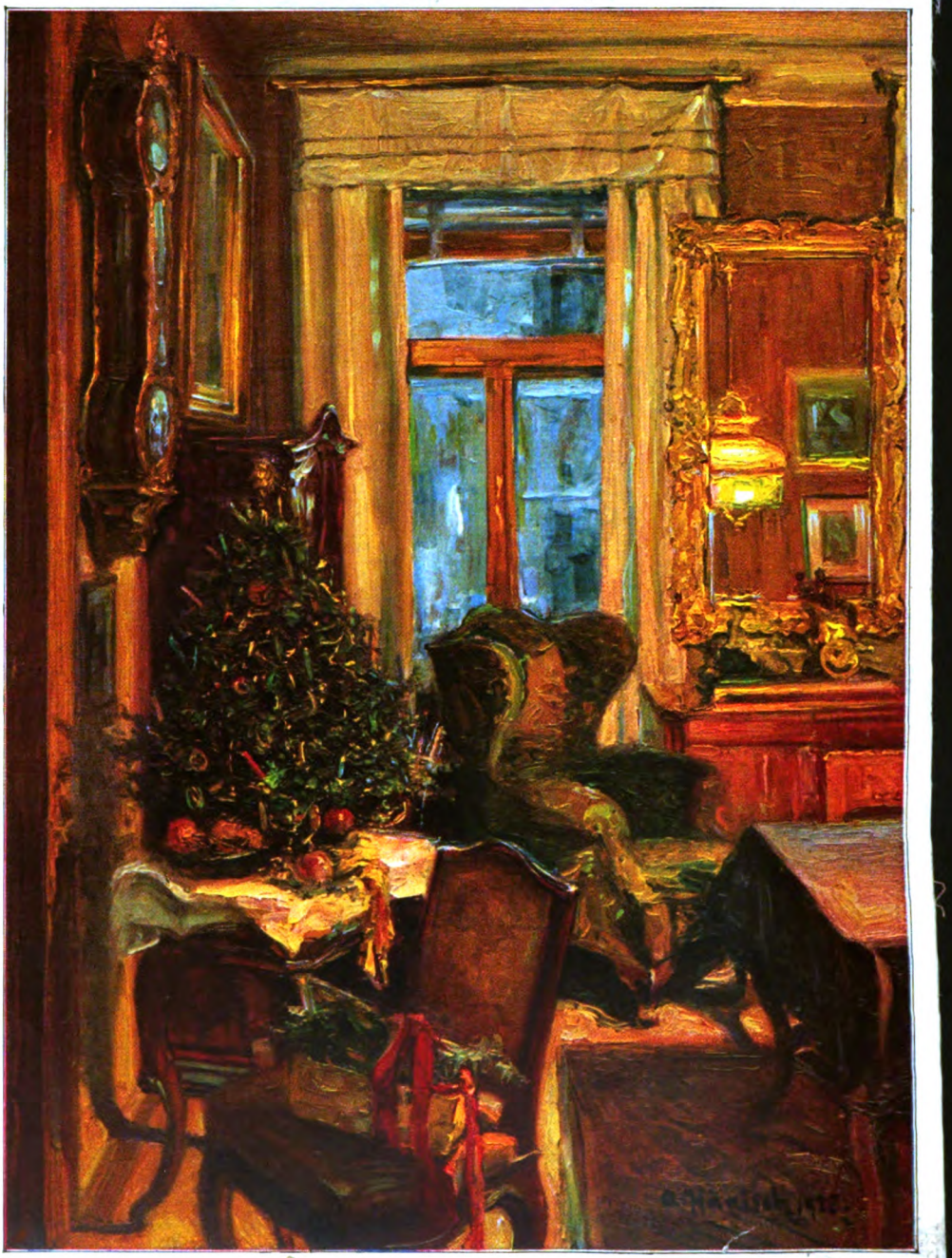
der Motive die geschlossene Form. Doch zwingt ihn diese Zucht nicht zu mathematischer Trockenheit. Seine Körper sind durchblutet, seine Köpfe beseelt. — In dem „Brunfthirsch" (zw. S. 272/273) hat Karl von Dombrowski die Erinnerung an Studien- und Jagdfahrten in den ungarischen Karpathenwäldern festgehalten. Die Darstellung eines Kapitalhirsches ist schwierig. Unter der Last des Geweihs wirkt das Tier gleichzeitig schwerfällig und majestätisch. Dombrowski ist kein „Jagdmaler", der an den Jäger als Käufer denkt, sondern ein Künstler mit hohen Anforderungen an sich selbst, auf keine Richtung eingeschworen, aber willig zu lernen, wo er kann. Er ist verheiratet mit Käthe Olshausen-Schönberger, die unsere Leser als Malerin und Graphikerin mehrfach kennengelernt haben. — Als Max Neumann einmal seine Bilder in einem Berliner Kunstsalon ausstellte, fragte ein Kritiker: „Steht der Mensch wieder auf?" Dieser Künstler befaßt sich mit dem Alltag und seinen Leuten. Er hält die Kunst nicht für zu hoch, ein Schnellcafé mit seinen Gästen zu malen. Und unsere Leser werden ihm zustimmen: so ein Bild aus der Wirklichkeit, wie sie jeder kennt, hat seinen Wert, hat sein Recht! —

Zum Schluß: Achten Sie auf den Aufsatz über unser neues Preisausschreiben (S. 279) und die beigefügte Postkarte. Der Aufsatz enthält wichtige Winke. Wer sie befolgt, erleichtert sich die Preisaufgabe!

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. **Alle Rechte** vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in **Berlin W 50**

Digitized by Google

Digitized by Google



Weihnachtsbaum im Abendlicht
Gemälde von Prof. Aloys Hänisch-Wien

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
44. Jahrg. / Dezember 1929/4. Heft

Die sieben Stufen

Roman von Paul Oskar Höcker

Als Minna, das Hausmädchen der ewig aufgeregten Frau Petrigkeit, auf ihrer ersten Berliner Stelle fristlos entlassen wurde, ersah Herr Petrigkeit aus den Meldezetteln, die ihm seine Gattin zur Unterschrift vorlegte, daß Minna überhaupt nicht Minna hieß sondern Dolores. Die flatternden Papiere in der linken Hand, stieß er die Tür zum Kinderzimmer auf, in dem Minnas Aufschlagbett stand, und nagelte diese Tatsache mit spöttisch-vorwurfsvoller Genugtuung fest. Minna, die still und bedrückt ihre Habseligkeiten packte, hätte darauf hinweisen können, daß Frau Petrigkeit ihr beim Dienstantritt den Namen Dolores als irgendwie überheblich selbst gestrichen habe. Aber sie schwieg, um Herrn und Frau Petrigkeit nicht noch mehr zu reizen. Auch die sofortige Entlassung hatte sie ohne Einwand hingenommen. Denn sie konnte ja nicht leugnen, daß die „Tagebuchblätter einer Perle aus dem Berliner Vogtlande", die in der letzten Sonntagsbeilage erschienen waren, aus ihrer Feder stammten. Doch zur Veröffentlichung waren diese Notizen, die ein ungeschminktes Bild ihrer Erlebnisse im Petrigkeitschen Hause hatten festhalten sollen, nie von ihr bestimmt worden. Es schien nur leider aussichtslos, Herrn und Frau Petrigkeit davon zu überzeugen, daß sie auch nicht die geringste Schuld an ihrem Abdruck trug, ja daß die Sache ihr selber außerordentlich peinlich war. Den wirklichen Schuldigen freilich, den wollte und durfte sie nicht nennen. Es war also schon besser, man trennte sich.

Herr Petrigkeit wollte seine Gattin jetzt glauben machen, er habe Minna vom ersten Tage an für eine Art Hochstaplerin gehalten; nie und nimmer sei sie in seinen Augen ein richtiges Stubenmädchen gewesen; ihre ganze Art sich auszudrücken habe so etwas Zweideutiges und Hinterhältiges gehabt. Doch darauf ging Frau Petrigkeit nicht weiter ein. Wenn Minna ihr nämlich je einen herzlichen Gefallen getan hatte, dann war es gerade die rücksichtslose Eindeutigkeit, mit der sie in ihrer sittlichen Entrüstung an dem bewußten Faschingsdienstag Herrn Petrigkeit die schallende Ohrfeige versetzt hatte. (Die war nun freilich auch mit in die Sonntagsbeilage gekommen.)

Minna klopfte an die Tür von Frau Petrigkeits rotem Plüschsalon und trat ein, ohne Häubchen, um Papiere und Gehalt sowie Kostgeld für den Monatsrest in Empfang zu nehmen. In ihrem unruhigen Nachmittagsschlaf hatte sich Frau Petrigkeit für diese Abschiedszeremonie die Wendung Judaslohn vorgemerkt: damit waren die Silberlinge gemeint, die Minna für ihren beispiellosen Verrat doch sicherlich von der Zeitung bekommen hatte. Aber als Minna so nett und bescheiden und bekümmert vor ihr stand, ward Frau Petrigkeit etwas versöhnlicher gestimmt. Sie richtete sich halb vom Sofa auf, streifte die Plüschdecke von den Knien und sagte, noch ein wenig fröstelnd: „Das wäre nun doch wirklich nicht nötig gewesen, Minna. Na, dann lassen Sie sich's also gut gehn. — Also pro Tag noch drei fünfzig. Eigentlich unerhört. Ganz unerhört, diese neuen Moden. Denn wer macht nun Ihre Arbeit bis zum Ersten? Ich. Und Sie krie-

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

gen bezahlt." Dabei packte sie plötzlich wieder der Zorn. „Wenn künftighin jedes erste beste Hausmädchen Tinte und Feder hernehmen dürfte, ei, da wäre man ja in seinem eigenen trauten Heim seines Lebens nicht mehr sicher . . . Nein, jetzt kein Wort mehr, es regt mich bloß auf. Ich habe schon Tropfen nehmen müssen. Den Hinterschlüssel haben Sie doch der Anna abgeliefert, wie? Na, nun ziehen Sie mit Gott. Es hat ja alles gar keinen Zweck. Die Kinder haben geradezu an Ihnen gehangen. Aber Undank ist der Welt Lohn."

Minna ging.

Sie hatte leichtes Gepäck, besaß nicht, wie die pratschig auf der Küchenbank hockende dicke Anna (die sie nie hatte ausstehn mögen), eine richtige Kommode, sondern bloß einen alten Schließkorb und ein Handköfferchen aus Pappe und braunem Segeltuch.

Aber ein Geheimnis nahm sie mit sich, hinter das weder die dicke Anna noch ihre gemeinsame Gnädige, die Frau Petrigkeit, bis zu dieser Stunde gekommen waren. Nicht nur, daß dieses Hausmädchen Minna nicht Minna hieß, sondern Dolores: in Wirklichkeit studierte sie Nationalökonomie, stand im sechsten Semester und hatte kurz vor der Diplomprüfung . . . Doch diese ganze Vorgeschichte läßt sich nicht so in zwei, drei Sätzen nebenbei erzählen, sie bedarf einiger besonderer Kapitel.

★

Am besten, man beginnt vier Monate vor Minnas unerwartet plötzlichem Abschied von der Häuslichkeit der köpfereichen ostpreußischen Familie, die im Herzen des Berliner Vogtlandes ansässig ist. Vielleicht an dem Sonntag, an dem der Akademische Sportverband den letzten großen Langlauf im Grunewald abhält. Das ist gegen Mitte November. Dolores Scholz beteiligte sich schon im vierten Semester am Langlauf. Es war die billigste Sportart. Auch ihre beiden Freunde, Theo und Lies Bennewitz, gehörten der leichtathletischen Abteilung an. Man brauchte dafür nur Laufschuhe, die kurzen Hosen und den Sweater. Das Zeug wurde den Sommer über im Schließfach des Sporthauses, mitten im Grunewald dicht beim Waldfriedhof, unentgeltlich verwahrt. Im Winter trainierten die jungen Leute auf der Aschenbahn im Poststadion am Lehrter Bahnhof.

Ein außerordentlich heller, in der Sonne fast warmer November. Freilich jetzt, früh um acht Uhr dreißig, sieht man noch den Atem in der Luft. Und manche Körper dampfen, sobald sie stillstehn. Aber Dolores dampft nicht. Sie ist abgehärtet, ist vorzüglich trainiert. Und sie ist knabenschlank. Ihr Lauf hat etwas Federndes und Schwebendes. Ihre Atmung bleibt ganz ruhig und gleichmäßig. Die Strecke geht heute über zwanzig Kilometer. Radfahrposten mit Sanitätern haben die Kontrollstationen besetzt. Der Weg ist so gelegt, daß Straße, Waldweg und Schneise abwechseln. So muß sich die Lauftechnik immer wieder verschiedenem Boden anpassen. Da und dort sieht man schon Schlappe. Am Wurzelwerk einer Grunewaldkiefer ist eine Studentin mit der Schuhsohle hängen geblieben und hat sich eine Sehnenzerrung zugezogen. Eine andere hat wegen Seitenstechen aufgegeben. Die Radfahrerinnen versehen diese Invaliden mit Regenmänteln, damit sie nicht in ihrem durchgeschwitzten Übungsdreß durch den Grunewald humpeln müssen. Denn das Gelände beginnt sich jetzt schon zu beleben. Der Berliner, der seine Steinwüste häufiger zu verlassen pflegt, weil er selbst irgendeinen Sport treibt, nimmt an der leichten Bekleidung der jungen Sportmädel keinen Anstoß. Nur die Kneipbrüder, die den Sonntagmorgen ausnahmsweise einmal zu einem Ausflug in die Umgebung benutzen — wenigstens zu einem Bummel vom Bahnhofsrestaurant bis zum nächsten Bierausschank —, bleiben schweratmend stehen, machen dumme Gesichter mit Stielaugen und suchen die auffallend luftige Erscheinung in die Reihe dumpfer Varieté-Erinnerungen einzugliedern. Da gibt es manchmal auch neckische Zurufe. Aber die Läuferinnen hören sie kaum. Sie sind meist schon außer Rufweite, wenn die Phantasie der Überraschten sich in Wortbildern zu äußern beginnt. Die Strecke, die für den Langlauf der weiblichen Junioren ausgesucht ist, kreuzt auch nur an wenigen Stellen die Hauptspazierwege des Grunewalds: sie beginnt am Waldfriedhof, macht eine Schleife um Teufelssee und Pechsee, benutzt den Kilometerberg, führt vom Großen Fenster zur Kette der Waldseen jenseits der Potsdamer Bahn und kehrt über Stern und Russenbrücke zum Sportplatz zurück. Die Strecke der männlichen Teilnehmer verläuft gerade umgekehrt.

Dolores, die vom Großen Fenster an sich ohne Schwierigkeit mit an der Spitze ihrer Gruppe hält, kennt die Mehrzahl der ihr begegnenden Läufer vom Ansehn oder auch beim Namen. Theo Bennewitz wollte erst mit der Halbzehnuhrgruppe starten, kann ihr also frühestens zwischen Stern und Russenbrücke entgegenkommen. Aber sie gelangt ans Ziel — immerhin als zweite, was ihr großen Spaß macht —, ohne seiner gewahr zu werden. Sollte es seiner Schwester heute vormittag wieder schlechter gehn? Als Dolores

Digitized by Google

in der Frühdämmerung die gemeinsame Studentenbude verließ, hatte Lies Bennewitz noch geschlafen. Theo war zurückgeblieben, um die Sonntagspost abzufangen. Sie befanden sich alle drei in ekliger Klemme. Nun sollte sich's doch endgültig entscheiden, ob sie diesen Winter noch in ihrem Notquartier wohnen bleiben durften. Es war eine Art Kellerbüro in der Oranienburger Straße; der Raum, dessen hohes Fenster sein Licht durch einen Schacht vom Hof empfing, war durch eine Bretterwand geteilt, die bis zum Hoffenster heranführte. Hier hatten sich früher Kontor und Lagerraum einer Fahrradhandlung befunden. In der Zeit der größten Wohnungsnot waren die drei miteinander befreundeten jungen Leute glücklich gewesen, die mehr als bescheidene Bude für ein paar Mark Monatsmiete beziehen zu können; Theo bekam die schmalere Abteilung links, seine Schwester Lies sowie Dolores richteten sich rechts der Trennungswand ein. Befand man sich, nach Überwindung der dunkeln Kellertreppe, erst im Innern der beiden Stübchen, so konnte man sich darin ganz gemütlich fühlen. Die Geschwister hatten, unterstützt von ihrer gemeinsamen Freundin, die Wände und die Decke frisch geweißt, Bilder, Zeichnungen und allerlei wichtige Tabellen aufgehängt und die elektrische Beleuchtung in Ordnung gebracht. Seit vierzehn Tagen aber drohte das Verhängnis: das ganze Keller- und Erdgeschoß sollte umgebaut werden, überhaupt hatte die Baupolizei den vorgeschriebenen Anstoß an der Benutzung dieser Räume für Wohnzwecke genommen.

„Theo!" Dolores hat ihn endlich entdeckt. Er steht am Zaun des Sportplatzes. Übrigens steckt er noch nicht einmal im Sportanzug. In seinem wenig eleganten „Zivil" sieht Theo nach nichts aus — nur mager, fast ein bißchen elend. Dabei hat er einen wundervollen Körper. Wenn er auf der Aschenbahn trainiert, bekommt er nicht nur von Sachverständigen anerkennende Blicke. Unzählig oft ist er schon „geknipst" worden. Ein großes illustriertes Blatt hat im Sommer eine Aufnahme von ihm aus dem Poststadion als Titelbild unter der Bezeichnung „Der neue Läufer von Marathon" gebracht. Ein bekannter Bildhauer schrieb dazu einen Artikel über neue sportliche Schönheit. Dolores kann es nicht so sehr imponieren, daß dieser Studentenkörper so gar keine Spur Fett aufweist, denn ihr ist bekannt, daß zu dieser neuen klassischen Linie mehr der Hunger als das tägliche Training beigetragen hat. Hervorragend schön findet aber auch sie seinen wirklich edel geschnittenen Kopf mit dem wie eine Kappe anliegenden braunen Haar. Und — natürlich! — seine hellgrauen Augen, die etwas so Strahlendes haben können.

Heute morgen strahlen Theos hellgraue Augen aber durchaus nicht. Er steht mißgestimmt unter den Wartenden am Ziel, ohne Hut, die Hände in den Jackentaschen des zu weit gewordenen Sommeranzugs, und erwidert den Anruf der Kommilitonin nur mit einem bekümmerten Achselzucken.

„Also schlechte Gazetten?" stellt Dolores fest, rasch zu ihm hintretend, sobald die Formalitäten beim Finish erledigt sind. „Hat der Hausverwalter geantwortet? — Und Nachricht von Brennecke?"

Theo blickt sie kaum an, während er seine verschiedenen Hiobsposten ablädt. „Es geht Lies miserabel. Unbedingt hat sie Fieber. Aber sie läßt mich ja nicht an sich heran. Schreckliches Mädel. Was soll man bloß noch mit ihr anstellen? Die Bude räumen müssen wir bis spätestens Mittwoch. Polizei-Obereunuche höchstselbst war da. Und Mister Brennecke ist uns also richtig durchgebrannt."

Für das Schreibmaschinenbüro von Brennecke in der Friedrichstraße haben sie alle drei, einander Tag und Nacht ablösend, auf der geliehenen Klappermaschine eilige Abschriften in französischer Sprache angefertigt. Brenneckes Betrieb ist aber aufgeflogen, der Unternehmer nicht mehr aufzutreiben, nachdem er die Maschine sowie die umfangreichen und schwierigen Kopien abgeholt hat. Sie müssen sich mit solcher und ähnlicher Werkarbeit kümmerlich durchschlagen, um ihr Studium fortsetzen zu können. Theo und Lies studieren Medizin. Theo, der sein Jahr als Medizinalpraktikant an verschiedenen Kliniken durchmacht, kann zu den Kosten des kleinen Studentenhaushalts gegenwärtig am wenigsten beitragen, weil der praktische Dienst ihm kaum Zeit läßt. Lies ist seit einigen Wochen recht schwächlich und hat bei der anstrengenden Nachtarbeit für Brennecke oft versagt. Um so eifriger hat sich Dolores des Auftrags annehmen müssen. Das ist nun also alles umsonst gewesen. Und diese 68 Mark und 35 Pfennig, mit denen Herr Brennecke ihnen durchgegangen ist, hätten doch als Anzahlung für ein neues Quartier dienen müssen.

„Hast du Zsolnowsky gestern noch deine goldne Uhr gezeigt, Theo?"

Theo bewegt kaum die Lippen, als er verächtlich erwidert: „Jawoll. Ist Tombak. Das goldne Uhrchen war ein Konfirmationsgeschenk."

„Von euerm famosen Onkel Zundt?"

„Nee, so hätte der sich denn doch nicht

Digitized by Google

lumpen lassen. Eine gewisse Tante Emilie. Irgend so etwas Altjüngferliches in Posemuckel oder Trippstrill, was ich gottlob nie zu Gesicht bekam. Übrigens hat Mutter Natur sie längst aus diesem Jammertal erlöst — sonst hätte sie ihre goldene Konfirmationsuhr jetzt todsicher wieder besehn."

„Du, nun muß also mein Schwimmpreis dran glauben. Die Zigarettendose. Der Neptun ist dafür bekannt, daß er keinen Tinnef schenkt."

„Aber die Gravur —! Menschenskind, wenn die Dose im Schaufenster von Zsolnowsky gesehen wird, dann kriegen sie dich womöglich an den Kanthaken!"

„Pä! Große Sache!"

„Exklusion — Du, darüber ist nicht zu lachen, Dol."

„Ach, ihr Mannsleute nehmt all den äußeren Kram viel zu tragisch."

Da ihr's beim Stehen kalt werden könnte, setzt sie sich in Bewegung. Theo geht ohne Lust neben ihr her. Ein paar Spaziergänger machen einander ziemlich indiskret auf das hübsche „Laufmädel" aufmerksam. Da erwacht der Trotz in ihm, die Eifersucht. Dolores ist nicht herausfordernd entwickelt, sie hat schlanke Knabenschenkel, Brust markiert sich unter dem Pullover gar nicht. Charakteristisch sind ihre frischen Farben. Einen gewissen pikanten Reiz bilden die dunkeln Wimpern, der Gegensatz des rötlich-blonden, kurz verschnittenen Haars zu den blauen Augen. Theo ist in dem täglichen Umgang mit Dolores und Lies vielleicht etwas gar zu brüderlich zu allen beiden geworden. Möglich, daß die geflissentlich zur Schau getragene Uninteressiertheit an ihrem Äußeren nur ein Schutzanstrich ist. Wenn nämlich so ein paar Banausen, wie diese Grunewaldbummler jetzt eben, sich anzügliche Bemerkungen erlauben, dann kann es kochen in ihm. Aber äußerlich bleibt er eiskalt, und etwaige Repliken bergen eine schneidend überlegene Ironie in sich, auf die nicht jeder Dutzendmensch zu erwidern weiß. „Ich schlage vor, Dol, du schlüpfst jetzt rasch in das Gewand des Berliner Spießbürgers, damit deine Knie nicht länger den Schellfischaugen betagter Lustgreise als ungesunder Magnet dienen." Dolores merkt natürlich, daß die Eifersucht sich wieder in ihm festgekrallt hat. Es ist ein seltenes Zeichen seiner Zuneigung. Wirklich die Cour gemacht hat er ihr schon lange nicht mehr. Aus seiner Selbstsicherheit und Überlegenheit ist er nur schwer herauszubringen. Statt daß die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Notlage ihn enger mit ihr verbündet hätte, ist er ihr eher entfremdet worden. Bei aller Plebejernot hat er immer noch einen Kavaliersrest retten wollen — aber das erscheint ihm unmöglich, wenn die Dame, an die seine Huldigung ergehen könnte, über die Verwendung eines jeden schäbigen Pfennigs mitzubestimmen hat.

Im Begriff, zum Tor des Sportplatzes zurückzukehren, gibt es eine Begegnung mit Grunewaldreitern, die soeben vom Galopp in Schritt fallen und sich vorbeugen, um ihren dampfenden Pferden die Hälse zu klopfen. Theo wie Dolores besitzen Pferdeverständnis. Sie sehen sofort, daß es keine Verleihgäule sind, sondern gut gepflegtes, edles Material. Bloß stimmt nicht alles, was im Sattel sitzt, dazu.

„Mein Gott, das ist doch Hallerbaum, der Justizrat!" sagt Theo und weist mit den Augen auf einen dicken Reiter, dem die in gelben Ledergamaschen steckenden Unterbeine entschieden zu kurz geraten sind. Der Justizrat hat die Sportmütze abgenommen und bearbeitet die glänzende und dampfende Billardkugel, die sich darunter zeigt, mit einem großen seidenen Taschentuch.

„Der Rechtsanwalt, der euern Prozeß gegen Onkel Zundts Witwe verloren hat?"

„Sieh mal bloß die Speckfalte, die dieser Gent im Nacken über dem Kragen trägt."

Dolores lacht kurz auf. „Irgendwie muß Gott der Herr einen Menschen doch zeichnen, der es versäumt hat, dich und Lies zu Halbmillionären zu machen. Etwa nicht?"

„Das Ungeheuer wagt es wahrhaftig, mich in hellichter Sonne anzusprechen."

Der kurzbeinige Reiter, dessen Sporen dicht unterhalb des Sattels sitzen, hat sich aus der Kavalkade herausgeschält, indem er eine kleine Volte rechts reitet. Nun zündet er sich eine Zigarette an. Dolores weiß Männerblicke zu taxieren. Dieser Herr hat nicht Theos halber, sondern ihretwegen verhalten. Er hat einen dreist entkleidenden Blick. Jetzt erst erkennt er den Begleiter der jungen Dame, deren knapper Laufdreß ihn interessiert hat, und begrüßt ihn — hocherfreut darüber, einen Anknüpfungspunkt zu haben.

„Na, mein lieber Herr Studiosus — oder inzwischen schon Kandidat, wie? —, habe Sie ja so lange nicht mehr ... Auch immer sportlich tätig? Heute wohl Juniorenlauf, wie? Famoses Material, ganz erstklassig, zum Teil ... Darf ich bitten, mich vorzustellen?" Er markiert den Kavalleristenton, wie er vor dem Kriege üblich war. Beugt sich und reicht die Hand hinunter. Da die junge Läuferin darüber hinwegsieht, pätschelt er den Pferdehals. „Auch Medizin, Gnädigste?"

„Nein, Nationalökonomie."

„Haben da schweres Studium vor sich, meine Gnädigste."

Digitized by Google

„Ich stehe bereits im sechsten Semester, kurz vor der Diplomprüfung, und sehe heute die Schwierigkeit weniger im Studium selber als in dessen lukrativer Verwertung."

„Also sozusagen teures Studium. Ja, ja. Gehört natürlich auch besondere Vorliebe dazu."

„Innere Berufung, Herr Justizrat, das ist die Hauptsache."

„Und ein Papa mit einem umfangreichen Geldbeutel," gibt der Justizrat zurück, dessen Blicke noch immer von oben her die leichtgekleidete, hübsche Mädchengestalt streicheln.

„Da ist nun auch kein Mangel! Papa Scholzens Wechsel sind die üppigsten der ganzen Friedrich-Wilhelm-Universität!" Theo sagt es unter lustig aufflackerndem Blickwechsel mit Dolores. Er möchte sich über den schneidigen Justizrat gern ein bißchen lustig machen, ebenso wie Dolores.

Aber Hallerbaum merkt die Übereinstimmung der beiden sofort. „Scholz? Doch nicht etwa der gute alte Oberleutnant Scholz? Mein Freund Ramses? Der hat nämlich auch ein Töchterchen, das Nationalökonomie studiert. — Mein Gott, dann sind Sie am Ende unser Stammtisch-Säugling, meine Gnädigste?" Hallerbaum lacht herzlich und patscht den nassen Pferdehals. „Natürlich! Jetzt sehe ich erst die fabelhafte Ähnlichkeit. Wenigstens Nase und so. Ja, unser guter Ramses hat uns über alles auf dem laufenden gehalten. Waren Sie nicht auch im vorigen Sommer mit Papa Scholz auf Ferien? Bei Johannes Müller?"

„Ich war ein paar Wochen Helferin auf Schloß Elmau. — Sie sind mit meinem Vater bekannt, Herr Justizrat Hallerbaum?"

„Bekannt? Das ist gar kein Ausdruck. Befreundet. Innigstens. Tja. Er teilt mir alle seine Sorgen mit, der gute Ramses, kann ich Ihnen sagen."

Theo fühlt: da liegt eine Peinlichkeit in der Luft. Dolores wird nicht gern an ihren Vater erinnert. Papa Scholz gilt weit und breit als verwegenes Pumpgenie. Möglich, daß eine der geringen Studienbeihilfen, die Dolores ihrem Vater zu verdanken hat, letzten Endes auf eine mildtätige Stiftung zurückzuführen ist, an der Hallerbaum beteiligt ist. „Sie selbst, Herr Doktor Hallerbaum, scheinen Ihre Sorgen Ihrem Freunde Scholz nicht restlos mitzuteilen," sagt Theo kampflustig. „Sonst wäre Herr Scholz schon zeitiger unterrichtet worden über den kapitalen Reinfall in unserem Prozeß wider Zundt."

Sofort meldet sich in dem gönnerhaften Reiter der Rechtsanwalt. „Ihre Sache wider Zundt ist mir nicht als Reinfall anzukreiden, mein lieber Herr Kandidat Bennewitz. Mir nicht. Ihr Onkel Bennewitz, der Herr Archivar, hat sehr übereilt gehandelt, als er einen Vergleich sofort so brüsk zurückwies. Frau Zundt wollte sich ja ganz generös aus der Affäre ziehen. Sie hätten mit Ihrer Schwester je fünftausend Mark besehen können... Aber Geschäfte hier im Walde, und am Sonntag, und vor einer so scharmanten jungen Sportdame . . . Warum haben Sie sich übrigens gar nicht mehr bei mir gemeldet, Herr Bennewitz? So ganz aussichtslos ist die Sache noch immer nicht. Die Witwe Ihres Onkels Zundt hatte inzwischen doch wieder geheiratet, das wissen Sie doch, wie? Na ja, und ist nun zum zweitenmal Witwe geworden, denken Sie mal an!"

„Ein Herr von Holleyn. Ich weiß. So, und der ist nun auch hinüber?"

„Millionenschwer gestorben. Frau von Holleyn wiederum Universalerbin. Sie hat fabelhafte Karriere gemacht."

„Allerhand für einen ehemaligen Mannequin."

„Mannequin. Na ja. Aber wissen Sie, Herr Bennewitz, diese Frau Ludowika hat doch schon mehr als bloß hübsche Beine. Verdammt klug ist sie. Und Geschmack hat sie."

„Und Glück."

„Stimmt. Aber ist Glück ein Charakterfehler? — Na, hat mich sehr gefreut. — Besuchen Sie mich mal, Herr Kandidat. Oder kommen Sie an den Stammtisch bei Mitscher. Zum Frühstück einmal, wie? Mit Herrn Scholz. — Grüßen Sie Ihren Papa von mir, wenn Sie ihn sehen, mein gnädiges Fräulein. Unser guter Ramses ist über Weekend auf Jagd mit Hullrich und Genossen, hört' ich . . . Das war mir ja eine außerordentlich interessante Begegnung... Ruhe, Ruhe, du Rackerchen . . . Nicht mehr zu bändigen, die Stute . . . Ein kleines Galöppchen . . ."

Die Stute schießt schon davon, noch bevor der Justizrat die Hilfen zum Galopp gegeben hat. Unter dem schaukelnden, dicken, kurzen Reiter galoppiert das Pferd der Kavalkade nach.

*

Was haben wir uns da für einen fabelhaften Gönner angebändigt!" sagt Dolores zu ihrem Freund. Es ist ihr eiskalt auf dem Rücken geworden und sie sucht rasch die Damenkabine auf, um sich umzuziehen.

Die Überheblichkeit, mit der dieser Fremde über ihren Vater sprach, hat sie wieder einmal bitter getroffen. Das Agentendasein ihres Alten Herrn bietet so mancherlei Angriffspunkte. Papa Scholz hat Hunderte von Stammtischbrüdern, bei denen er sich beliebt macht als Witzbold und Anekdotenerzähler,

Digitized by Google

er wird von ihnen auf Jagden und zu Herrenessen eingeladen, er sitzt im Vorstand von ein paar Dutzend überflüssigen Vereinen, für die er sich aufrappeln muß, — und darf als Erkenntlichkeit dafür die seiner Suada etwa noch nicht gewachsenen Mitglieder gegen Feuer, Tod, Autounfälle und Einbruchsdiebstahl versichern, gelegentlich auch mit Wein und Zigarren versorgen. Die Einkünfte daraus sind in den letzten Jahren immer dünner geworden. Seit den Sommerferien hat Dolores von ihrem Vater überhaupt nichts mehr gehört.

„Wirst du Hallerbaums gütiger Einladung Folge leisten?" fragt Dolores ihren Freund, als sie in der Stadtbahn heimfahren.

„Ich denke nicht dran. Etwa, um nachträglich noch so eine Art von Almosen bei Frau von Holleyn herauszuschinden?"

Nach kurzem Schweigen setzt Dolores wieder an: „Lies hat dir's verschwiegen: als sie nach dem Prozeß noch einmal bei Hallerbaum war, — sie hoffte, daß ihr das Armenrecht für die zweite Instanz durchsetzen könnt —"

„Unsinn. Das hätte schon Onkel Bennewitz aus archivrätlichen Prestigegründen konterkarriert."

„— ja, da ist also der Herr Justizrat in seinem Privatkontor sehr frech gegen Lies geworden."

Theo fährt hoch. „Der Kerl?! Und das höre ich erst jetzt?!"

„Es ist noch früh genug. Was hättest du damals tun können? Lies hat ihn schon energisch genug abgefertigt, das kannst du glauben. Aber wenn er nun abermals anbandeln wollte mit ihr — oder auch mit dir."

„Mit mir? Wieso?"

„Nun, vielleicht denkt er sich, daß seine schöne Klientin, die millionenschwere Frau von Holleyn, Interesse für einen dritten Mann hat."

„Der ich sein könnte? Du bist ein goldiges Schaf, kleine Dol." Er patscht ihr aufs Knie und zwickt sie ein bißchen.

„Oh, der Herr Assistenzarzt bemühen sich selbst!" sagt sie trocken.

Darauf lachen sie beide und werden trotz der schweren Sorge wieder jung.

*

Doch eine halbe Stunde später, als sie in der Oranienburger Straße eintreffen, packt sie die Lebensfurcht von neuem. Lies hat zweifellos Fieber, aber sie sträubt sich mit allen Mitteln, sich von Theo untersuchen zu lassen.

Theo kündigt an: „So, nun gehe ich ganz einfach zu Professor Renneforth, der kennt mich, vielleicht kommt er her, und wenn's nötig ist, schafft er dann für Lies gleich einen Platz im Krankenhaus!"

„Versuch's!" rät Dolores.

Aber der Professor ist über Sonntag bei seinen Kindern in Hamburg und kehrt erst zum Kolleg am Dienstag zurück.

Lies schläft fast den ganzen Tag. Wenn sie aufwacht, irren ihre Blicke wie flatternd durch die Kellerstube. „Wie sollen wir hier herauskommen, Dol?" fragt sie einmal die Freundin und preßt deren kühle Hand mit ihren feuchten, mageren Fingern. „Das Geld von Brennecke ist heidi. Gar kein Ausweg. Jetzt kann es kommen wie bei Esther, weißt du, voriges Jahr, als die den Gasschlauch nahm . . ." Hektisch lacht sie auf, krümmt sich aber gleich darauf und preßt die Zähne aufeinander.

„Wenn du doch nicht so kratzbürstig wärst, Lies. Du m u ß t dich untersuchen lassen."

„Ach, Theo weiß ja nicht viel mehr als ich. Ich bin mir selber ganz im Bilde. Das genügt. Nicht? Ich habe Umschläge gemacht und Öl getrunken. Kleine Blinddarmreizung. — Was haben dir die Stritts geantwortet? Hast du Aussicht, im Büro anzukommen? Es war doch ein Brief mit der Firma für dich da."

„Bloß die übliche Absage."

„Wer hat unterzeichnet? Findeysen?"

„Irgendwer im Büro."

„Sieh doch zu, daß du ihn morgen noch selbst triffst. Conny kennt ihn vom Golf und sagt, Findeysen sei ein feiner, verständiger Mensch . . . Und er hat doch schon mit ihm über dich gesprochen."

„Du siehst das Ergebnis."

„Nun, in so einem Riesenbetrieb. Bedenke doch, das Berliner Büro von Stritt-Kohle ist noch zwanzigmal umfangreicher als das von Stritt-Bank. Tu's mir zuliebe, Dol, versuch's morgen noch einmal."

„Gut, ich versprech' es. Aber dann mußt du auch endlich vernünftig sein. Theo bringt ein Fieberthermometer aus der Klinik mit. Für alle Fälle."

„Hat er heute Nachtdienst?"

„Aber er kommt spätestens morgen früh um acht."

Lies lächelt befriedigt. „Bis dahin ist mir längst wieder gut." Unmittelbar darauf schläft sie ein.

Dolores setzt sich an ihre Arbeit fürs Kolleg. Aber sie findet nicht die rechte Sammlung. Immer wieder schleicht sie ans Bett von Lies und lauscht auf ihren Atem. Die Stirn fühlt sich nicht übermäßig heiß an. Vielleicht ist das Fieber schon im Weichen.

Digitized by Google

Gerade hat Dolores Licht angedreht, da pocht es an die Tür.

„Wer ist da?“ fragt Lies, aus dem Schlaf schreckend.

Ein lang aufgeschossener Herr in kurzem Sportpelz und Jägerhütchen steht auf der Schwelle. Er schleppt einen vollgepackten Rucksack mit sich.

„Darf man? Gehorsamster Diener, meine Damen. Hier kommt der Weihnachtsmann. Etwas verfrüht, wie? Haben die allergnädigsten Herrschaften schon zu soupieren geruht? Wo sind der Herr Kandidat?“

„Ach — Papa!“

Der Eintretende lacht und ahmt übertreibend den traurigen Ton seiner Tochter nach. „Kinder, ich bringe ein Dutzend Rebhühner, vier Fasanen, zwei Pullen Burgunder, ein Postpaket Speck und Butter, und Dol flötet: Ach Papa!“

„Du, etwas leiser, bitte, es geht Lies gar nicht gut!“

„Mir? Glänzend! Immer hereinspaziert! Der erste Platz ist mit rotem Tuch ausgeschlagen! Studenten zahlen auf dem Olymp die Hälfte!“ Lies spielt die Forsche. Sie sieht jetzt auch gar nicht schlecht aus. „Laß doch deinen Alten Herrn vergnügt sein, Dol. Man hat so selten Gelegenheit. Bruzelt mal was auf dem Gaskocher. Ich rieche heute auch gern was Gutes.“

„Lies, du solltest jetzt ganz still liegen bleiben. Mucksmäuschenstill.“

„Liegen bleiben kann ich nach meinem Tode noch so viele, viele Jahrtausende. Herr Scholz, machen Sie Stimmung, Sie können das so famos.“

Papa Scholz hat inzwischen all seine Herrlichkeiten ausgepackt und auf dem Boden ausgebreitet. Aber er kramt und raschelt noch immer in den Papieren: die halbe Flasche Hennessy fehlt. „Die hat mir doch einer gemaust. Rasselbande.“ Er richtet sich mit rotem Gesicht wieder auf. „Von wegen Liegenbleiben, Fräulein Bennewitz? Kartoffeln von unten wachsen sehn? Ennuyant. Der Lebende hat recht, sagte das Rebhuhn, da kriegt es der Jagdhund am Schlafittchen zu packen. Ist der Herr Doktor in der Faustkemenate nebenan? Pro Nase ein Vogel, in Speck gewickelt. Wem drehen wir das andere Kroppzeug an? Natürlich nur gegen bar. Wie ist das eigentlich mit der Frau Postulat? Die hat doch schon einmal Hasen gekauft. Ob sie heute zu Hause ist?“

Natürlich käme er hier bei seiner Tochter überhaupt nicht so als Weihnachtsmann hereingeschneit, wenn es nicht Sonntag wäre und wenn er eine bequemere Gelegenheit, seinen Jagdbeuteanteil in klingende Münze umzusetzen, gewußt hätte. Gewiß ist ihm die Frau Postulat, die hier im Erdgeschoß des Vorderhauses das Stellenvermittlungsbüro innehat, erst eingefallen, als er sich auf dem Stettiner Bahnhof von den Jagdgenossen trennte. Er hat im Verlauf des Tages schon viel getrunken und hat nicht mehr allzu großes Bedürfnis nach Geselligkeit. Aber Lies sieht mit ihren heißen Augen besonders hübsch aus. Er macht ihr Komplimente. Ei, und sogar ein Spitzenhemd trägt sie. „Mir zu Ehren? Nein, Fräulein Doktor, das kann ich ja gar nicht annehmen!“

„Nicht auszuhalten, wie?“ Lies ist ganz munter geworden. „Betrieb, Betrieb!“ spornt sie Dolores an, die sich jedesmal schämt, wenn ihr Vater seine platten Späße anbringt, — und der er dann doch auch wieder leid tut.

„Ich werde mal diplomatisch bei Frau Postulat anklopfen,“ sagt Dolores und verläßt die Stube, während Papa Scholz ohne Säumen sich zwischen der Wasserleitung und dem kleinen Gaskocher an die Arbeit macht: er ist natürlich auch als Koch bestens erfahren. Das hat ihm schon in seiner kurzen seligen Leutnantszeit viel Anerkennung eingetragen.

Lies plaudert mit ihm. Etwas hektisch ist ihre Redeweise heute abend. Aber Scholz merkt das nicht. Ihr Lob freut ihn. So ein Rebhuhn rupft er in vier Minuten. „Als ich das Unglück hatte und das Vermögen meiner Frau verlor — die Ärmste hat es ja nicht lange überlebt —, da wäre es das Beste gewesen, ich hätte ein Lokal wie Pfordte aufgemacht. Pfordte in Hamburg, ein König in seiner Art. Aber damals hat man ja noch seinen Tick gehabt. Kadett gewesen, Sie verstehn . . . Na, ich hab' mich ja im Kriege wieder 'rausgepaukt. Sache, nicht? Als alter Kerl wieder den Tornister auf den Buckel genommen, Zugführer gespielt beim Vormarsch. Die Herren da oben haben zuerst noch lange gefackelt, aber schließlich mußten sie mich doch zum Stern einreichen . . . Na, als Oberleutnant dann in Warschau, bei der Kommandantur, da war's ja ein Vergnügen, so als Verpflegungsoffizier. Zehn Jahre hätt' ich den Krieg noch mitgemacht . . . Da hab' ich einmal Rebhühner mit Krammetsvögeln und Wachteln gegeben. Natürlich Weinbeeren, Speck, alles reichlich dabei . . . Der Prinz, der Poldi, der machte Augen . . . Ah, da kommt ja die Frau Postulat! 'n Abend, Frau Postulat! Verdammtes Schwein haben Sie, daß ich da gerade so 'reinsause, was? Also acht Prima Rebhühner, aber die können Sie nicht bei Borchardt so kriegen, keine blasse Ahnung,

Digitized by Google

und vier Fasanen, Kapitalsbiester. Speck und Butter wiegen wir ab, da bekommen Sie zwanzig Prozent Nachlaß vom Marktpreis. Rein geschenkt. Greifen Sie zu, solang ich in der Geberlaune bin!"

Die breithüftige Stellenvermittlerin ist wie immer zu einem ergiebigen Schwatz aufgelegt. Sie ist heute auch zu solch einem Gelegenheitskauf gern bereit, denn Montag früh wird sie das Zeug in der Nachbarschaft spielend los und macht dabei ihr gutes Geschäft. Aber sie ist nun einmal das Feilschen gewohnt. Der Oberleutnant Scholz wird darüber wütend, wenigstens tut er so, packt sogar all die Bündel wieder in den Rucksack und erklärt: er spreche mit ihr nun keine Silbe mehr. Aber damit fängt der Handel erst eigentlich an.

Vom Lachen ist Lies matt geworden. Am Essen wird sie sich natürlich nicht beteiligen, aber sie freut sich aufs Zusehen. Ein halbes Glas Burgunder darf der Oberleutnant a. D. ihr schon jetzt einschenken.

Dolores deckt den Tisch und hilft dem Papa. Frau Postulat, die endlich die Forderung des Gentleman-Jägers als gerecht anerkennt und das Geld herüberholt, wundert sich mächtig über die Geschicklichkeit von Vater und Tochter.

Scholz hat heute schon drei Mahlzeiten hinter sich, aber essen und trinken kann er stets, sobald es etwas Gutes gibt. Und die Rebhühner werden lecker, dafür garantiert er. Da Theo Bennewitz zum Abendessen nicht zu erwarten ist, wird Frau Postulat für das vierte Rebhuhn von ihm eingeladen. Hat er etwas im Kopf, dann macht er sich gern gemein. Dolores kennt das schon an ihm. Freilich kann er in noch weiter vorgeschrittenem Zustand dann plötzlich umschwenken und den alten schnarrenden Befehlston anschlagen. Ihr ist nie wohl in Gegenwart ihres Alten Herrn. Ununterbrochen sinnt sie darüber nach, ob sie's versuchen soll, ihn heute abend noch um ein paar Mark anzugehen. Bei dem wortreichen Gezerre mit Frau Postulat hat sie sich freilich sagen müssen, daß er wieder einmal selbst in argen Nöten steckt . . .

Es riecht ausgezeichnet. Dolores hat heute früh auf dem Sportplatz ein Glas Milch getrunken und mittags eine Brotsuppe gegessen, das ist alles. Sie müssen sich ja so schrecklich einschränken. Wenigstens bekommt Theo jetzt, so oft er Dienst im Krankenhaus tut, dort seine gute Verpflegung. Lies saugt den Bratenduft ein. Scholz will ihr zureden, wenigstens dieses leckere, kleine, appetitliche Jungfernbrüstchen zu kosten, aber Dolores warnt ernstlich . . . So schmausen sie ihr denn vor, und Lies schläft lächelnd dabei ein . . . Scholz ist sich selbst sein bester Gast. Besonders fix verschwindet bei ihm der Burgunder, den er in Ermangelung von Weingläsern in die Wasserbecher eingefüllt hat. Als er dann aber noch seine dickgefüllte Zigarrentasche zieht, gebietet Dolores Einhalt, der Kranken wegen.

Scholz fühlt sich nun gleich sehr unbehaglich und baut beschleunigt ab. „Sei überzeugt," sagt er, schon etwas konfuse, zu seiner Tochter, „das hat der Jungfer Lies überaus wohl getan. Das war die Krise. Tja. So ist das oft. Morgen ist sie wieder quietschfidel. Also, meine holdeste Frau Postulat, das Souper an Ihrer grünen Seite . . . Und um zwei Mark fuffzig hat sie mir nu doch belämmert, diese Seele von einer lebenden Zeitgenossin, pfui Deibel . . . Lebe innigst wohl, Dolores. Heute siehst du wieder mal ganz so aus wie deine arme Mama, Gott hab' sie selig . . . Madame Scholz war eine stolze Portugiesin, Frau Postulat, Dolores d'Alvarez, fabelhafte Frau, fabelhafte Frau . . . Reichen Sie mir Ihre schöne Hand, Gnädigste, in diesem Dreckloch von Kellerhals da draußen herrscht eine impertinente Dunkelheit, geradezu Affenschande . . . ‚Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären!'"

„Nicht singen jetzt, es ist ja schon so spät, Papa!"

Das hätte Dolores nicht sagen dürfen. Der Oberleutnant bekommt zuerst einen Wutanfall, darauf das heulende Elend. Immer werde er von seiner Tochter geschulmeistert, nie könne er ihr's recht machen . . . Und was halte ihn denn überhaupt noch auf dieser Misterde, dieser Hühnerleiter, dieser verdammten, wenn nicht die Rücksicht auf sein Kind, sein einziges Vermächtnis . . .

Endlich hat der Besuch das Feld geräumt. Frau Postulat kommt noch einmal zurück, um den Rest der Pakete abzuholen. Da ist das rotblonde Fräulein schon dabei, flink und geräuschlos die Töpfe und Bestecke und das Geschirr abzuwaschen, mit dem Frau Postulat ausgeholfen hat. Frau Postulat sagt in ihrem gemütlich breiten Ostpreußisch: „Wenn Sie ejnmal eine jutbezahlte Ställung haben mechten, Frailain, sicher und sorgenfrei, dann kommen Se man jetrost zu Mutter Postulat. Jastern waren einundzwanzig Damens bei mir und ich hatte bloß nainzehn Frailains zu postieren. Kajne jing weg unter fimfundfimzig Mark. Und bastes Essen und jutes Quartier und zwejmal Ausjang die Woche und krankheitversichert. Und da waren Sie noch ejn paar Trampels dabei, ich hätte mir rejn können schämen."

Dolores lacht melancholisch. „Ja, bei Gott, — man müßte sich's überlegen!"

Digitized by Google

Winter. Aufnahme von Renger-Patzsch

Digitized by Google

Digitized by Google

. . . Vierundzwanzig Stunden später sollte Dolores schon im Kinderzimmer bei den Landsleuten der Frau Postulat einquartiert sein, sicher und sorgenfrei, und ihre erste Nacht als Hausmädchen im Berliner Vogtland verbringen . . .

*

Frühmorgens um fünf Uhr klopft es ans Fenster. Draußen auf dem Hof steht Frau Postulat. Ob der Herr Doktor schon aus dem Krankenhaus da sei? Dolores schlüpft in den Regenmantel und kommt auf die Kellertreppe. Lies liegt in unruhigem Halbschlaf und soll durch das laute Sprechen dicht über ihrem Bett nicht aufgeweckt werden.

„Die Mile, nejn, dänken Se bloß, das Frailain von den Petrigkeits! Sie ist man bloß ejn ejnfaches Stubenmädchen, aber die Härrschaft jibt ihr Familienanschluß, und nun muß so etwas passieren! Dänken Se bloß, die Mile hat Ausjang und tanzt, sie hat wohl ein bißchen viel jetrunken und verspätet sich, und weil sie die Frau Petrigkeit nicht so bei Nacht herausinkommodieren will, da soll ich ihr aufnehmen bis in die Frühe, wo es kejner merkt, aber wie ich die Tür aufmache, da schlägt sie doch längelang hin und blejbt mit den rächten Bejn am Kratzejsen hängen . . . Nun such' ich rasch 'nen Arzt . . . Wo ist Ihr Härr Doktor? Er soll sich man sputen. Die sind ja alle in die Kasse, die Marjells, das wird janz jut bezahlt, warum soll man den Verdienst nicht so ejnen jungen Anfänger zuschanzen?"

Theo ist vor acht Uhr nicht zu erwarten. Selbständige Praxis darf er ja auch noch gar nicht ausüben. Aber Dolores kommt sofort mit. Obwohl sie in der Nacht immer wieder ängstlich nach Lies gelauscht hat, ist sie doch schon völlig munter.

Die junge Dame, die im Hausflur am Boden liegt, stöhnt sehr. Als Frau Postulat und Dolores sie aufheben, um sie ins Schlafzimmer der Stellenvermittlerin zu tragen, steigert sich ihr Schmerzausbruch noch wesentlich. Dolores tastet sie vorsichtig ab, fragt, ob es hier, ob es da weh tue. Aber jetzt lacht die Patientin nur. „Hu — Sie kitzeln mir ja!" Dolores hat den Eindruck, daß das Mädchen total betrunken ist.

„Drüben sah ich das Schild von einem Doktor Pätsch, Chirurg, vielleicht rufen Sie einmal bei ihm an," rät Dolores der Frau Postulat. Das geschieht, der Arzt ist auch sogleich bereit, herüberzukommen. „Es kann freilich sein, daß er grob wird und empfiehlt, das Fräulein möchte zunächst mal ihren Mordsrausch ausschlafen."

„Nejn, Frailainchen, da können Se die Härren Ärzte von heitzutage schlecht. Wätten wir, daß die Mile in längstens ejnem Stündchen im Krankenhause unterjekrochen ist?"

Doktor Pätsch untersucht die jetzt fast besinnungslos Schlafende und stellt eine leichte Sehnenzerrung fest. Frau Postulat gibt die Personalien des Mädchens aus ihrem Journal an. Der Arzt verhandelt darauf am Telefon mit zwei, drei Krankenhäusern. Und Frau Postulat hat ihre Wette gewonnen: nach kaum fünfzig Minuten fährt draußen der Krankenwagen vor, und Mile wird in ihrem etwas ramponierten Sonntagsstaat auf die Tragbahre gelegt und abtransportiert. Beim Transport durch den Hausflur beginnt sie freilich wieder mächtig zu stöhnen.

Dolores kämpft mit sich. Darf sie's wagen, den Arzt auch zu Lies herüberzubitten? Aber müßte sie ihm nicht sogleich gestehen, daß sie nicht einen Pfennig besitzen, um ihm Honorar zahlen zu können? Als sie Lies auch nur eine Andeutung davon macht, wird die sehr aufgebracht: „Ausgeschlossen! Ich weiß selbst genau genug Bescheid!"

Dann kommt Theo von der Nachtwache, und Dolores berichtet über alle Erlebnisse. „Das sehe ich mir nun nicht länger mit an," sagt er, „Lies muß in Behandlung . . ." Er wird jetzt von Frau Postulat aus nach allen Himmelsrichtungen telefonieren und die Notlage schildern. Aber Frau Postulat bestellt nach einem Weilchen: der junge Herr Doktor sei rasch einmal zur Werkhilfe gelaufen, um sich dort Bescheid zu holen, denn im Krankenhaus komme man ja ohne Bareinzahlung nirgends an, wenn man nicht Kassenmitglied sei.

Nun holt Dolores das allerletzte Wertstück aus dem Reisekorb: die Zigarettendose, die sie als Schwimmprämie im vorigen Sommer erhalten hat. Frau Postulat verspricht, bei der Kranken Wache zu halten, während Fräulein Scholz ihren Geschäftsgang ausführt.

Aber Dolores macht in ihrer gehetzten Art auf Herrn Zsolnowsky einen so schlechten Eindruck, daß er die 85 Mark, die er anlegen will, doch nicht so ohne weiteres herausrückt. Eine Quittung gibt er — das Geld könne das Fräulein daraufhin nachmittags abholen. „Aber ich brauche es noch in dieser Stunde — meine Freundin ist krank, soll ins Krankenhaus — wir sind in solcher Bedrängnis . . ." Nun will Herr Zsolnowsky auch gleich noch den Studentenausweis sehen, polizeiliche Meldung. „Gemeldet bin ich hier überhaupt noch nicht," sagt Dolores, „ich habe bloß die Abmeldung aus Oberstdorf im Allgäu, da war ich für die Universitätsferien Helferin in einem Pensionat . . ."

Digitized by Google

Herr Zsolnowsky lächelt. Ausreden haben sie doch alle —! Besser, er sichert sich. Hat das Fräulein den Mut, nachmittags zurückzukehren, dann ist das hübsche Döschen wirklich nicht gemaust!

Frau Postulat läuft ihr bis auf die Kellertreppe entgegen. „Ach Frailainchen, Ihr trautestes Marjellchen macht ejnen aber jroße Bange! Ich jeh' man eben mal auf'n Hof, und wie ich wieder ejntrete, da macht sich das Marjellchen doch am Jasschlauch zu schaffen. So was jäht doch nich. Ich mejne: das sind die rejnen Delirjen!"

Dunkelrot sind die Wangen von Lies. Die Augen glänzen. Ein gequältes Lachen steht in ihrem Gesicht.

„Was verbirgst du da, Lies?" fragt Dolores, mit den Tränen kämpfend.

Lies hat Bleistift und Papier unter der Bettdecke. „Bißchen — arbeiten!"

„Ach, gute, liebe Lies!" Dolores setzt sich bei ihr nieder und streichelt sie. „Bitte, bitte, Lies, sei doch vernünftig, laß artig die Temperatur messen!"

Als Theo von seiner vergeblichen Besorgungsfahrt heimkehrt, der alte Widerstand: um keinen Preis läßt sie sich von ihm anrühren. Nein, nein, die Temperatur wird sie nach wie vor selbst messen, sie ganz allein, die geht niemand etwas an —!

„Wenn du hohes Fieber hast, Lies, dann kann die Nothilfe einsetzen, sonst nicht. Also erschwer's uns doch nicht." Er hat unterwegs Papa Scholz angerufen, der will ihn um ein Uhr vor Mitscher in der Jägerstraße erwarten. „Auch eine Aussicht für dich, Dolores: Stadtrat Voigt wird da sein, weißt du, der sich doch für dich beim Magistrat verwenden wollte. Jedenfalls ist mir nun klar geworden: Geld muß her! So oder so! Ich lege einen Riesenpump an! Irgendwo! Das ist ja nicht mehr zu ertragen!"

„Geh doch nur, Theo, geh doch nur!" bittet Lies und schließt schmerzlich die Augen. „Heute abend wird sich ja zeigen, ob wirklich Fieber ... Und dann bin ich ganz artig ..."

„Aber schick' mir noch einmal Frau Postulat!" ruft Dolores ihm mit gepreßter Stimme nach, als er schon auf der Kellertreppe ist.

Frau Postulat muß Dolores den Gefallen tun, mit der Quittung zu Zsolnowsky zu gehn und das Geld von ihm abzuholen. Dolores will ihre Freundin nicht mehr längere Zeit allein lassen, nach dem Vorkommnis mit dem Gasschlauch.

Endlich hat Dolores das Geld in der Hand. Und nun wächst ihr Mut. Auch Lies gegenüber. Sie ruft bei Doktor Paetsch an und bittet ihn herüber.

„Unnötige Ausgabe," sagt Lies matt.

Dolores zieht das Thermometer aus der Achselhöhle und erschrickt: beinahe vierzig Grad!

Die Kranke läßt sich widerspruchslos von dem fremden Arzt untersuchen. „Operation — ja, ja, ich weiß," sagt sie, nun doch ein bißchen weinerlich, „aber es ist ja schon Vereiterung da — viel zu spät."

„Nanu, nanu, Fräulein! — Sie studieren Medizin? Aber da mußten Sie doch wissen —"

„Ja, ja, daß manchmal Wunder geschehen!"

„Also sofort ins Krankenhaus. Ist die Patientin irgendwo, irgendwie versichert? Haben Sie Mittel parat?"

Dolores zeigt gleich den ganzen Erlös von Zsolnowsky.

„Nicht für mich!" wehrt der Arzt ab und zeigt ein steifes Lächeln. „Bei einer werdenden Kollegin —!" Er übernimmt es selbst, für schleunigste Überführung zur Operation zu sorgen.

Ganz so rasch wie bei Fräulein Mile heute früh geht es nicht. „Montags melden sich immer so viele Hausanjeställte krank, da haben sie in die Krankenhäuser alle Hände voll zu tun," erläutert Frau Postulat.

Endlich kommt der Wagen vom Rettungsamt. Die Kranke muß ziemlich weit transportiert werden, in der Innenstadt sind alle Betten dritter Klasse besetzt. Dolores will bis zur Beendigung der Operation im Krankenhaus ausharren, aber Doktor Paetsch rät ihr entschieden davon ab. „Sie sitzen da nur gequält herum, ganz unnütz, denn vor morgen früh kann man Ihnen ja doch nichts Bestimmtes sagen. Aber die erste Einzahlung müssen Sie natürlich sofort besorgen. Fahren Sie mit der 76 und steigen Sie am Warschauer Platz in die 113 um. Sie brauchen eine gute Stunde; das Krankenauto schafft's natürlich rascher."

Ein kurzer, wortloser Abschied. Dolores fühlt einen Druck auf der Kehle, als die schlanke Mädchengestalt wie ein Kind aufgehoben und auf die Tragbahre gelegt wird.

Der Zettel, auf den Lies am Morgen im Bett geschrieben, flattert dabei zu Boden.

Frau Postulat wohnt dem häuslichen Ereignis wieder bei und versucht die Einsame zu trösten. „Ich hab' ja jar nicht jewußt, Frailainchen, daß unter die Studenten, Härren wie Damens, so ejne schräckliche Not herrschen tut! Nejn, bewahre, wie kann sich ejn junges Frailainchen frejwillig in so ejn elendigliches Leben ejnspinnen!"

Unter herabpurzelnden Tränen liest Dolores die letzten Zeilen ihrer Freundin.

Digitized by Google

„Liebe Dol, Du sollst mir nicht böse sein. Bitte, bitte. Es ist für mich keine Hoffnung mehr. Theo würde es auch sofort erkennen, darum lasse ich ihn gar nicht erst an mich heran. Blinddarm; unbedingt schon Eiterguß. Wenn es nicht so viel Geld kostete, wäre ja der Operationstisch lehrreicher. Aber der Gasschlauch kürzt viel ab. Ich habe mehr Mut zum Sterben als zum Leben. Lebewohl, liebe, liebe Dol. Hab' Dank und verzeih'! — Hab' auch Du Dank, lieber Theo! Du hast mehr Mut zum Kampf ums Dasein als ich, also wirst Du auch glücklicher sein. Weißt Du noch, unsere Mutter hat einmal gesagt . . ."

Da bricht es ab.

Dolores sinkt am Tisch nieder und wirft das Gesicht schluchzend in die Arme.

Die Nichte von Frau Postulat, die nachmittags im Büro aushilft, kommt herübergelaufen und ruft in ihrem schrillen Kommunalschulton: „Es sind Damens da, Tante Emma! Und Fräulein Bennewitz möchte mal an den Apparat kommen, da ruft ein Herr an, er sagt, er sei der Bruder!"

„Er i s ooch der Bruder, dumme Marjell!" weist Frau Postulat ihre Nichte zurecht.

„Du hast ihm doch noch jar nich gesehn!"

„Berliner Rübe!"

Am Telefon kommt Dolores nicht sogleich zu Wort. Theo spricht vom Weinrestaurant aus; in die Zelle klingt das Tellerklappern von der Pantry, das Stimmengewirr der Gäste, das Hin- und Herlaufen der Kellner, Lachen, das kommandomäßige Bestellen und Wiederholen aus dem Küchenschacht . . . Er scheint Dolores überhaupt nicht zu verstehen. „Aber mich verstehst du? Wie? Ja? Also höre: ich bringe Geld mit. Hallerbaum doch furchtbar anständig. Papa Scholz hat vermittelt. Ist großartig, dein Alter Herr. So beim Glase Wein riesig aufgezogen. Alle haben sich gekugelt. Und der wackere Archivrat, der Geizkragen, ist veräppelt worden, na, ich kann dir hier nicht alles so laut wiedergeben . . . Hörst du noch, Dol? . . . Aber mit Voigt, weißt du, mit dem Stadtrat, da wird es nun doch nichts Rechtes. Das Wohlfahrtsamt stellt keine eigentlichen Beamtinnen ein, nur Damen für die Recherchen und so etwas. Mehr ehrenamtlich. Da gibt es knapp 95 Mark den Monat . . . Ja, du lachst, natürlich, davon kann man nicht leben, und dafür auch noch sechs Semester studieren . . . Wie, Dolores? Was ist mit Lies? Krankenhaus? Welches? Wieso? . . . Ich komme sofort, Dol! . . . Aber das ist ja entsetzlich!"

Als Dolores vom Büro des Krankenhauses in ihre Kellerstube zurückkehrt, findet sie eine Art Kommission vor. Der Hausverwalter verteidigt sich: aus purer Gutmütigkeit habe er die Studenten da unten kampieren lassen, bloß für ein paar Tage, — nein, ein Mietsvertrag sei nie im Leben abgeschlossen worden! Und er kneift die Augen zusammen und macht stumm der Eintretenden wilde Zeichen, die sie nicht versteht.

„Sie müssen sofort Ihre Sachen packen und das Haus räumen!" fährt der Besitzer sie an. „Wieviel Personen haben hier ohne mein Wissen genächtigt?"

„Drei. Die Geschwister Bennewitz und ich. Fräulein Bennewitz ist aber heute mittag ins Krankenhaus gekommen. Wir sind jetzt nur noch zwei."

„Inwiefern sind Sie verwandt mit dem jungen Herrn?"

„Gar nicht."

„Dann wäre es sowieso ausgeschlossen . . . Wir wollen hier denn doch keine russischen Zustände einreißen lassen. Also kurz und gut: in zwei Stunden schicke ich die Polizei. Schluß."

Dolores packt ihren Schließkorb und ihr Segeltuchköfferchen. Auch die Habseligkeiten von Lies legt sie zusammen und trägt sie auf Theos Bett.

„Ich weiß nicht, wohin ich soll!" sagt Dolores zu Frau Postulat. „Darf ich meine Bücherkiste und meine Sachen ein Weilchen bei Ihnen unterstellen?"

Frau Postulat zieht sie mit sich ins Hinterzimmer. „Frailainchen, ich jebe Sie ejnen juten Rat. Mejne Landsmännin, bei der die Mile war, — die dumme Marjell mit ihren ewigen Tanzherrenjedanken! — die braucht sofort ejne Aushilfe. Sie verstähn doch alles, haben alles jelärnt, Sie müssen bloß sagen, auf Ihre lätzte Ställe da haben Se sechzig Mark jekriegt. Sehen Se mal, da kommen Se in ejn fejnes Haus, können sogar Familjenanschluß haben, und werden Se krank, da sind Se in die Kasse und werden fejn verpflegt, dabei Ausjang jenug, Trinkgelder auch, es sind zwej feine Untermieter da, und zwej rejzende Kinderchens . . . Greifen Se zu, Frailainchen, die Dame sitzt drinnen auf 'm Kanapee und sucht händeringend nach ejnen Ersatz . . . Mejn Jottchen, wenigstens versuchen könnten Se's man! Nich? Bloß nischt sagen von Studentenleben und so was, das mögen die Damens nich haben."

Und Dolores wird Frau Petrigkeit vorgeführt, die hundert Fragen über Servieren, Nähen, Plätten, Waschen, Zimmerdienst, Bohnern, Fensterputzen, Silberputzen, Blumengießen, Vorhängespannen an sie richtet und alle zur Befriedigung beantwortet bekommt. Bloß die fehlenden Zeugnisse!

Aus dem Hintergrunde, über die Sofalehne hinweg, dirigiert Frau Postulat das

Digitized by Google

Verhör. „Das Frailain war so lange in Bayern, in ejner jroßen Pension, zwanzig Personen zu bedienen, auch Kinder, und Öfen heizen, — und ich kenne doch ihren Vater, wir verkehren jesällschaftlich zusammen, erst jastern abend haben wir jemeinsam Schwejnevesper jemacht, nee, Frau Petrigkeit, ich rate Ihnen jut. Also sechzig Mark und Kündigung vom Fünfzehnten zum Ersten. Serviekleider werden jeliefert. Das Frailain kann jleich heute abend aufziehn. Na, sind Sie nu zufrieden mit der ollen Postulat? Und uns wollen se jesätzlich abschaffen, übers Jahr da jibt es bloß noch amtliche Vermittlungsställen. Na, ich werde man sagen wie die Majestät in China: macht euch euer bißchen Kram allejne!"

Theo faßt noch gar nicht, was da alles auf ihn eindrängt. Der Selbstmordversuch von Lies — der Abschiedszettel — ihr Abtransport! Er will sofort zum Krankenhaus fahren und den Arzt aufsuchen . . .

Aber das Fürchterlichste, das Unausdenklichste, das Unvorstellbarste: Dolores hat sich als Hausmädchen verdungen!

„Das ist ja Wahnsinn, Dol! Damit degradierst du dich! Damit vernichtest du dir deine ganze Karriere! Du denkst vielleicht, du kannst das Studium ja später mal wieder aufnehmen? Aber du ahnst die Schwierigkeiten nicht! Nein, so den Kopf zu verlieren, Dol! Und ich habe dir doch von der Stadt aus gleich telefoniert: ich hab' einen anständigen Pump angelegt. Selbstverständlich teilen wir ganz brüderlich."

Dolores schüttelt den Kopf. „Diesmal nicht, Theo."

„Warum nicht?" Theo ist von dem ungewohnten Weinfrühstück, zu dem er gleich Papa Scholz von dem Stammtisch bei Mitscher eingeladen war, noch leicht umnebelt. „Wie siehst du mich überhaupt an, Dol?"

„Ich habe dir doch gesagt, Theo, was Hallerbaum sich gegen Lies erlaubt hat."

„Ach, du denkst, das Geld stammt von Hallerbaum? Nein, absolut nicht. Das heißt, natürlich, er hat vermittelt, und er hat sich dabei wirklich sehr anständig benommen. Alles gentlemanlike. Aber das habe ich dir ja schon am Telefon —"

„Und wer ist nun dein Wohltäter geworden, Theo? — Oder dein Gläubiger?"

„Doktor Frey."

„So, Doktor Frey. Der Rechtsanwalt von Frau von Holleyn?"

„Für mich steht das eine fest: der dämliche Archivrat, unser wackerer Onkel Benno Bennewitz, hat die ganze Prozeßgeschichte bloß aufgebracht, weil . . . Er war's ganz allein, der damals das Gerede über Onkel Werners Heirat in Umlauf gesetzt hat. Werner Zundt konnte heiraten, wen er wollte. Etwa nicht? Sein Geld, sein Leben, sein Name gehörte ihm. Aber sein Vetter Benno war eben neidisch. Und darum hat er Lies und mich aufgehetzt, das Testament anzustreiten, geistige Umnachtung und all den Kram."

„Du wirst dich also jetzt in Güte mit Frau von Holleyn auseinandersetzen?"

„Onkel Benno soll mich keinesfalls daran hindern."

„Ich werde dich natürlich auch nicht hindern. Und Lies — die einzige, die es tun würde — wird dir wohl kaum mehr im Wege sein können."

„Ach Gott, Dol, so sprich doch nicht so fürchterliche Worte! Als ob Lies schon —! Du sollst mich nicht peinigen damit, Dol!"

Sie schweigt eine Weile. Mit ganz leiser Stimme sagt sie dann zu ihm: „Ja, siehst du, das wird nun immer zwischen uns stehn, Theo."

„Ich verstehe dich nicht."

„Nein, Theo. Eben. Wir verstehen uns wirklich nicht mehr."

„Dol! Du —! Mädel —!"

Mit gesenktem Kopf geht sie aus dem Zimmer, um ihr Gepäck von Frau Postulat abzuholen.

„Dolores!" schreit Theo hinter ihr her.

Sie ist schon auf dem Hof, hört nicht mehr auf ihn.

Da stampft er wild mit dem Fuß auf. Zorn packt ihn an. Zorn auf Dolores — aber auch auf die Schwester. Lies ist schon als kleines Mädelchen immer so überempfindlich gewesen.

Wenn Lies erst wieder gesund ist, dann wird er ihr alles richtig vorstellen, und dann wird sie einsehn müssen, daß es in der Situation, in der er sich befand — als einziger armer Schlucker mitten unter all den reichen Herren am Stammtisch —, geradezu lächerlich gewesen wäre, wenn er den unnahbar stolzen Mann hätte spielen wollen!

Vielleicht darf er Lies schon nächster Tage einmal besuchen?

Sobald er gepackt hat, geht er in den nächsten Zigarrenladen und läßt sich mit dem Krankenhaus verbinden.

Aber ihre Meinung über den Schritt, den er heute getan, wird ihm die überempfindliche Lies nie sagen können, denn die arme kleine Studentin ist aus der Narkose überhaupt nicht mehr zum Leben erwacht.

Digitized by Google

Tagebuchblätter einer Perle aus dem Berliner Vogtland

Meine erste Berliner Stelle begann mit einem kurzen, nicht besonders feierlichen Taufakt. — Der Mann aus dem Gemüsekeller neben der Vermietsfrau hatte meine Sachen aus der Oranienburger Straße in die Wohnung von Petrigkeits geschafft. Es ging auf der schmalen Hintertreppe drei Stockwerk hoch. Links und rechts, aus mehreren Küchen unterwegs, sahen neugierige Köpfe ins Treppenhaus, als der Reisekorb polternd am Geländer anstieß. ‚Ziehen Sie bei die Ostpreußen auf, Frollain?' fragte eine kleine, verschmitzt lachende Blonde. ‚Na, da können Sie sich gratulieren. Ich hab's bloß vierzehn Tage ausgehalten. Die Alte ist ein fürchterlicher Geizkragen, und der Alte, der Lüderjahn, der zwickt einen immer von hinten. Na, und erst die Mieter da oben! Der eine, der Reisende in Trikotagen, der ist der frechste, und dabei ist er krank. Und mit die beiden Rangen, da kann man auch was erleben, keine Ruh' bei Tag und Nacht, und alles stöbern sie einem durch. Kommen Sie doch hernach ein bißchen 'runter, ich erzähl' Ihnen noch alles, damit Sie gleich Bescheid wissen. Die Mile hat droben immer gesagt, sie geht nach dem Briefkasten, und da haben wir unsere Herren an der Ecke getroffen. Wenn man den ganzen Tag geschuftet hat, nicht?' — Ich kam gar nicht dazu, etwas zu erwidern. Oben öffnete mir die Köchin. ‚Na, hat sie also doch gleich Ersatz gefunden, die Olle. Wieviel kriegen Sie? — Jottedoch, Sie haben keine Kommode? Bloß 'n Schließkorb? Haben Sie ooch keine Wanzen? Na, ich meine man bloß! Die Alte hat schon dreimal gefragt. Sie müssen Jnädige auf ihr sagen. Haben Sie Wäsche mit übernommen? Na, Sie werden Bauklötze staunen. Er, der Alte, ist ein bißchen zudringlich, aber er läßt 'was springen, wenn er im Schumm ist. Vor Klenke, dem Mieter, der vorn den Separateingang hat, da müssen Sie sich in acht nehmen. Was der für Weiber oft mitbringt, das ist schon eine Schande. Hänisch, der Stiefbruder von der Jnäd'gen, der ist ungefährlich. Aber ein geiziges Aas — au Backe, fast noch schlimmer als die Olle. — Da kommen schon die Gören an, Jhnen bekucken!' — Ein Mädel von fünfzehn, ein Junge von vierzehn liefen den langen, dunkeln Korridor her und hin, rissen dann weiter vorn die Tür zum großen Berliner Eßzimmer auf und riefen aufgeregt: ‚Mutta, die Neue ist da!' — ‚Du, sie ist wie eine feine Dame! Und Bubikopf hat sie auch, ganz wie du, Mutta!' — Ich rechnete mit dem Gemüsemann ab und meldete mich bei meiner Herrin. ‚Wie heißen Sie eigentlich?' fragte Frau Petrigkeit, und drehte das Formular, das Frau Postulat ausgefüllt hatte, in den Händen, ‚wie werden Sie gerufen?' Ich nannte meinen Vornamen. Nun lächelte Frau Petrigkeit überlegen. ‚Nee, mein liebes Kind, da lachen ja die Hühner, wenn ich Sie Dolores nenne. Sie heißen bei mir ganz einfach Minna. Ist es Jhnen recht?' Natürlich war ich mit der Taufe einverstanden. Und so wurde ich denn bei Herrn Petrigkeit, bei den Kindern und den beiden Mietern als frischgebackene Minna in meinen Dienst eingeführt.

*

Der Familienanschluß, den mir Frau Petrigkeit bei der Mietsfrau in Aussicht gestellt hatte, läßt doch ganz seltsame Rückschlüsse auf die Begriffe von Familienleben zu, die in diesem Hause herrschen mögen. Anna, die Köchin, freute sich diebisch über meinen ‚Reinfall'; sie patschte sich minutenlang krähend vor Lachen auf die breiten Schenkel. ‚Weil der Ede, der Lausebengel, jetzt schon zu groß und zu frech ist, als daß er mit seiner Schwester noch zusammen in einem Zimmer schlafen soll — er ist eine ganz rüdige Bolle geworden —, da haben sie ihn auf den Hängeboden gestoppt. Und darum steckt man Jhnen ins Kinderzimmer. Aber der Junge hat noch immer seine Schulsachen dort, seine weißen Mäuse und sein Handwerkszeug, und wenn Sie sich gerade ausziehn, dann kommt er mit Fleiß herein, und schließen Sie ab, dann muckscht die Alte und meint, Sie hätten Geheimnisse. Und die kleine Griebe, die Rose, die hat der Mile einmal Brausepulver in den Nachttopf geschütt't. Und so 'was nennt die Jnädige Familienanschluß. Die Rose hat's hinter den Ohren. Noch nicht konfirmiert, aber einen Freund hat sie sich auch schon angeschafft, feste. Mit dem geht sie ins Kino. Und wo die Eltern nicht zu Hause waren, neulich, da hab' ich die beiden im kleinen Zimmer überrascht. Aber die Rose hat mir hernach vier Mark fuffzig gegeben — dreie waren von ihrem Freund —, damit ich bloß den Mund halte.'

*

Hier erst habe ich die Hausarbeit so richtig als Beruf einschätzen und hochachten gelernt. Mit dem Schuhputzen und Kleiderreinigen fängt der Dienst an, und es handelt sich alle Morgen um eine Stiefelparade für

Digitized by Google

vier Erwachsene und zwei Halberwachsene —, in fünf Zimmern sind Kachelöfen zu heizen, Betten zu machen, Waschtische zu säubern, Teppiche, Regale, Vorhänge mit dem Staubsauger zu bearbeiten, — das Unerfreuliche an dieser Vormittagsarbeit ist die ständige Unterbrechung: es klingelt am Telefon oder im Entrée. Oder: ‚Ach, Minna, springen Sie mal rasch hinunter, Bolle kommt und die Anna ist noch nicht vom Markt zurück! — Minna, Sie müssen schnell zur Post und das Eilpaket aufgeben! — Minna, laufen Sie doch eben in den Zigarrenladen und rufen Sie beim Amt an, Störungsstelle, es meldet sich dort niemand! — Ach, Minna, nun sind Sie schon wieder im Rückstand und sollten mir doch heute um zwölf Uhr die Fuchsboa vom Kürschner abholen, ich kann doch nicht ganz ohne Pelz zum Tee gehen, was denken sich sonst die Damen!' — Und diese Berge von Wäsche! — Anna lacht mich aus. Sie war mir von Anfang an nicht so recht gewogen. Ich arbeite ihr zu viel. Das sei kein Korpsgeist, meint sie. Im ganzen Hause hat sie mich verpetzt. Die kleine Blonde stellte mich am Milchwagen vor einem halben Dutzend anderer zur Rede. Ich verdürbe allen die Preise. Ob ich etwas Besseres sein wollte? Dann sollt' ich's doch gleich als Wirtschafterin versuchen, in einem recht großen Haushalt, als Antreiberin, nur ja immer auf seiten der Herrschaft, da könnte ich mich aber vorsehen. Empört erzählte eine Köchin, die bei reichen Leuten in Stellung ist, ihre Gnädige habe beim Frühkaffee zu ihrem Mann gesagt: Dienstboten seien nichts anderes als bezahlte Feinde im Haus. Am nächsten Sonntag sei Versammlung im Zentralverband der Hausangestellten, da werde das alles ja schon zur Sprache kommen. Anna ist organisiertes Mitglied und keilt dafür alle Mädchen in der Nachbarschaft. Wenn ich nicht auch hingehe, dann ziehe ich mir die Feindschaft in der ganzen Umgebung zu. ‚Los von der Sechzehnstundenarbeit!' heißt das Agitationsthema. Ich weiß nicht, wie gerade die dicke Anna sechzehn Stunden Tagesarbeit für sich herausrechnen will.

★

Ich war am Sonntag in der Versammlung am Rosenthaler Tor. Die sehr geschickt agitierende Einberuferin ereiferte sich zuerst über die ja schon längst gefallene Gesindeordnung und knüpfte daran an: neue Sklavenketten möchte man nun schmieden und dazu das Hausgehilfengesetz benutzen. Es handle sich um einundeindrittel Millionen Mädchen in Deutschland, die noch länger als vierzehn Stunden am Tage arbeiten müßten, ohne hierfür ausreichend entschädigt zu werden. Um Arbeitszeit und Lohnverhältnisse endlich zu regeln, müsse vor allem der Zustand beseitigt werden, der die Hausangestellte zwingt, auch die Nacht im Hause des Arbeitgebers zuzubringen. Welchen Schutz biete denn etwa der Haushalt des Arbeitgebers einem jungen unerfahrenen Mädchen? Und sie schilderte allerlei schreckliche Vorkommnisse. Ein paar Damen, die sich daraufhin zum Wort meldeten, um allerlei grobe Übertreibungen richtigzustellen, — sie waren der Einberuferin rednerisch nicht entfernt gewachsen — wurden kaum bis zu Ende angehört. Den Schluß der Versammlung bildete der Appell an alle: der Organisation beizutreten. ‚Vergeßt nicht,' rief die Einberuferin, ‚daß aus diesen körperlich und geistig versklavten Mädchen Frauen und Mütter werden, daß sie Erzieherinnen einer zukünftigen Generation sind, und daß es für die gesamte Arbeiterbewegung von ungeheurer Bedeutung ist, wenn es uns gelingt, diese Mädchen, die Tag für Tag im Hause unserer politischen und gewerkschaftlichen Gegner leben müssen und von ihnen beeinflußt werden, einzureihen in die Kampffront der klassenbewußten Arbeiterschaft!' Die Versammlung stimmte begeistert zu und löste sich auf. Ich ging recht nachdenklich weg.

★

Mit meiner Nachbarin in der Hausangestellten-Versammlung bin ich gestern beim Drogisten zusammengetroffen. Sie ist der Organisation ebensowenig beigetreten wie ich. Ihr Verlobter ist bei der Reichswehr. Er steht in Kottbus. Nur alle paar Wochen sehen sie einander. Heiraten können sie erst in drei Jahren, wenn er seine Abfindung bekommt. Von dem Geld wollen sie ein Installationsgeschäft aufmachen. Daraufhin — und auf ihre Aussteuer — spart Matilde nun schon das vierte Jahr jedes Fünfzigpfennigstück. Sie ist ein reizendes, offenes, flinkes Mädel. Immer guter Dinge und arbeitslustig. Sie hat hübsche Augen im Kopf und weiß sich sehr klug auszudrücken. Sie steht schon lange ganz allein; die Mutter war Köchin, ging später als Kochfrau in die Häuser; nach dem Vater soll man nicht fragen, wenn man einander noch fremd ist. Matildens augenblicklicher Dienst ist nicht schwer. Abends hat sie oft schon frühzeitig frei, weil ihre Herrschaft gewohnt ist, im Hotel zu speisen. So kann sie Aushilfen übernehmen in Häusern, wo Abendgesellschaft ist. Auch gute Trinkgelder gibt es da manchmal. Sie hat im Monat November an Gehalt, Abendverdienst und Extras gegen

Digitized by Google

zweihundert Mark auf die Sparkasse tragen können. Freilich gibt sie für sich kaum einen Pfennig aus. Nur wenn ihr Fritz da ist, Sonntags einmal, dann gönnen sie sich ein Vergnügen. Auch Fritz ist Berliner, ‚Vogtländer' wie sie —, worauf er besonders stolz sei, sagt Tilde. Man muß den Berlinern, die so viel verschrien sind, gut werden, wenn man so ein Prachtmädel wie die Tilde sieht. Ich hab' ihr versprochen, am ersten Sonntag im Dezember, wo ihr Schatz Urlaub hat, in Hellers Kolosseum mitzukommen. Man zahlt dort nur neunzig Pfennig für Kaffee und Kuchen und kann dabei noch unentgeltlich die neuen Tänze bei einem richtigen Tanzmeister lernen.

★

Matilde hat mich am Donnerstagabend nach neun Uhr besucht; ich sollte ihr helfen, ihren neuen Hut garnieren. Rose war mit ihrer Mama auf Einladung von Frau Schmittlein, deren Schwippschwägerin, im Staatstheater. So konnte ich Matilde ins Kinderzimmer führen. Wir saßen beide auf meinem Bett bei der Arbeit. Es war ganz still in der Wohnung. Unser Ede treibt sich nach der Konfirmandenstunde immer noch bis spät in die Nacht herum. Sein Vater sitzt Abend für Abend in der Kneipe und kümmert sich kaum um den Jungen. Anna hatte sich schon in ihre Kammer zurückgezogen. Matilde erzählte von Fritz: der wollte am nächsten Sonntag seinen Freund in Hellers Kolosseum mitbringen, den Karl, einen Monteur, einen sehr fleißigen Menschen, der mir gefallen würde. Mit einemmal hörte ich ganz leise die Tür vom Berliner Zimmer gehn. Ich drehte das Licht aus, weil ich annahm, daß Ede heimkam und vorsichtig, möglichst ungesehen, auf seinen Hängeboden schlüpfen wollte. Wir schwiegen. Die tastenden Schritte näherten sich, hielten. Nun wurde die Kinderzimmertür aufgeklinkt, eine Taschenlampe blitzte auf, und Herr Klenke, der Reisende, trat ein, schon halb ausgezogen, er schloß rasch hinter sich zu und sagte halblaut in seinem schnodderig-näselnden Ton: ‚Du, Minna —!' In demselben Augenblick machte ich auch schon Licht. ‚Sie wünschen, Herr Klenke?' Wir hatten beide noch Nadel und Faden in der Hand, die Bänder und den Hut vor uns auf dem Tisch. Ein so dummes Gesicht hatten wir beide wohl noch nie in unserem Leben gesehn. Er schluckte, hob zweimal zu reden an, endlich fiel ihm ein Vorwand ein: ‚Ich möchte noch ein Fläschchen Bier, Minna!' stotterte er. Ich sagte: ‚Das pflegt die gnädige Frau aber nicht in unserem Schlafzimmer aufzubewahren, Herr Klenke.' Wir erhoben uns beide und gingen nach der Küche. Er folgte uns. Als ich Flasche und Glas auf ein Tablett setzte, umfaßte er plötzlich Matilde. Vielleicht hatte er sie im Eifer mit mir verwechselt. Aber sie griff rasch nach seinem kleinen Finger und drehte den um. Im Nu lag der flotte Reisende auf einem Knie und wand sich. ‚Himmelkreuzdonnerwetter—!' schrie er auf. Matilde lachte. ‚Jiu-Jitsu!' sagte sie ganz seelenruhig. ‚Das hat mir mein Schatz beigebracht, sie lernen das bei der Reichswehr.' Herr Klenke erhob sich, preßte seine schmerzende Hand und verzichtete auf sein Bier. ‚Das sind ja Verbrecherkünste, verstehen Sie, — das — das ist eine Gemeinheit!' Seitdem hat mich Herr Klenke in Ruhe gelassen, unberufen.

★

Was das für eine Seligkeit ist, so einen Sonntagsausgang vor sich zu haben, das kann kein Mädchen begreifen, das nicht selbst in Stellung ist. Verabredungen bis zum letzten Augenblick. In vielen Berliner Häusern wird Sonntags besonders spät Mittag gegessen, es ist wohl auch gar noch Besuch da, und es soll nach Tisch Kaffee serviert werden. Natürlich brennt es den Mädchen, die Ausgang haben, unter den Sohlen und unter den Nägeln. Dann setzt es oft noch tüchtige Schelte. Aber endlich ist man in der Kammer und macht sich zurecht. Man hat sich vierzehn Tage darauf gefreut, hat sich auch schon alles zurechtgelegt. Ein großes Waschfest beginnt. Dann zieht man lauter frisches Zeug an. Und auf den neuen Hut oder eine neue Krawatte ist man sehr, sehr stolz. Freilich muß man sich leise und geschwind wie eine Diebin aus der Wohnung wegschleichen, sonst bekommt man noch in letzter Minute irgendeinen lästigen Auftrag. Und wehe, wenn man, zum Ausgehn fertig angezogen, ins Zimmer hereingeholt wird: dieses heimliche Aufjuchzen der Kinder, dieses spöttische Mustern der Erwachsenen! Und kaum daß man draußen ist, die empörte Feststellung: ‚Aufgetakelt sind diese Dienstboten heutzutage, unerhört, dagegen zu meiner Zeit —!' Aber man zittert, bloß schleunigst wegzukommen, und schließt die Ohren. Endlich hat man Wohnung, Küche, Dienst, Herrschaft, Sorgen, Arbeit, Verantwortung hinter sich gelassen. Acht Stunden lang ist man einmal sein eigener Herr!

★

Am Sonntag war Fritz aus Kottbus herübergekommen, konnte aber leider nur bis neun Uhr in Berlin bleiben. Das Brautpaar war trotzdem überglücklich. Matilde

Digitized by Google

hatte noch ein Geburtstagsgeschenk nach Wilmersdorf austragen müssen, darüber verfehlten wir uns und fanden uns alle vier erst gegen sechs Uhr vor dem Eingang von Hellers Kolosseum zusammen. Die Verlobten blieben die ganze Zeit Hand in Hand, ob sie tanzten oder aßen. Fritz mußte von seinem Abendkursus erzählen. Er hat Schlosser gelernt, bevor er zur Reichswehr ging, und bekommt jetzt noch Ausbildung in allem, was er später für sein Zivilfach braucht. Karl Döring, der Monteur ist, horchte auf. Er möchte auch ein bißchen höher kommen im Beruf, aber für ihn hat es eben nur die Lehre gegeben, die in den Kriegsjahren sehr mangelhaft war, und bei Borsig ist die Arbeit so anstrengend, daß er abends, noch dazu nach der weiten Fahrt, einfach nicht mehr die Kraft aufbringt, freiwillig einen Kursus zu besuchen. Er ist ein gutgewachsener, sauberer Mensch mit offenen, klaren Augen, er könnte Tildes Bruder sein. Blitzblanke, gute Zähne hat er. Es war ein Vergnügen, ihn in die Salzstange beißen zu sehen. Aber im Tanzen ist er weit hinter Fritz zurück. Zuerst nahm sich der Tanzmeister seiner an, hernach konnte ich ihm noch ein wenig beibringen. Er faßte mich nur immer viel zu fest um. Als ich ihm das vorhielt, meinte er:, Ich freue mich doch so, daß ich Ihnen im Arm hab', Fräulein Minna!' Man konnte ihm nicht gram sein. Nur als wir gegen neun Uhr aufbrachen, um Fritz noch zum Görlitzer Bahnhof zu bringen, da preßte er mich im Durchgang zur Treppe an sich und patschte mir dabei auf die Sitzgelegenheit. Das war mir doch eine zu primitive Zärtlichkeit. ‚Das müssen Sie nicht tun, Herr Döring,' sagte ich bittend, ‚sonst könnte ich nie wieder mit Ihnen ausgehn.' Er schluckte, offenbar genierte er sich. ‚Ich wollte Ihnen nur zeigen, Fräulein Minna, wie heiß Sie mir machen und wie gut ich Ihnen bin.' Ich war nun doch gerührt von seiner Hilflosigkeit und hängte bei ihm ein. ‚Ich weiß ja,' sagte ich, ‚daß Sie ein netter und anständiger Mensch sind; sonst wären Sie nicht mit Tilde und Fritz so befreundet.' Wir gingen hinter den Verlobten her und rühmten sie beide ehrlich. ‚Ich hab's immer sehr schwer gehabt, Fräulein Minna,' sagte er, ‚schon als Schuljunge mußt' ich mitverdienen. Mutter schickte mich überallhin zur Aushilfe. Und dann auch während der Lehre, wo die andern regelmäßig in die Fortbildungsschule gehen konnten. Ich mochte Mutter doch nicht anzeigen, und so log man eben das Blaue vom Himmel herunter.' Ich mußte lachen, denn er machte so kummervolle Augen dabei. ‚Ist Ihnen das nicht sehr schwer geworden, Herr Döring?' Da lachte er auch. ‚Ich glaube, sie haben mir's alle immer gleich angesehn.' Und indem er meinen Arm wieder etwas fester in den seinen zog, sagte er: ‚Ich könnte auch bei einem Mädchen kein Theater machen. Wie ich's sage, so meine ich's. Aber die Fräulein, die man hier in Berlin so trifft, die haben es oft faustdick hinter den Ohren.' Nun fragte ich ihn, ob er schon viel so schlechte Erfahrungen gesammelt habe. Ja, zweimal habe er eine feste Freundin gehabt. Ein Mädchen aus der Packerei sei die erste gewesen; aber das habe nicht lange gedauert, sie sei doch gar zu ordinär in ihren Ausdrücken gewesen. Und dann die Hede. Die schien ihm etwas Besseres. Auch ein Hausmädchen aus der Elsässer Straße, wie Tilde. Der habe er auch die Ehe versprochen gehabt, für den Fall, daß sie ein Kind bekäme. Sie seien den ganzen Sommer über jede freie Stunde beisammen gewesen. Dann, an einem Sonntag, habe sie gewollt, daß sie in ein Hotel am Stettiner Bahnhof gingen; aber er habe doch das Geld dafür nicht aufbringen können. Sie habe bloß geschmollt und ihn ausgelacht. Dann kam sie aber in der Woche an und hatte fünfzig Mark in der Hand. Das müsse jetzt verputzt werden, sagte sie. Ich war ganz erschrocken. Woher sie den Schein habe, wollt' ich wissen. Lachend antwortete sie: ‚Gemopst, du Dummerjahn, und niemand hat's gemerkt!' An dem Abend ging es zwischen uns auseinander. — Wissen Sie, Fräulein, ich bin organisiert. Mit Fritz darf ich ja nicht über Politik reden, mit Tilde noch weniger, denn die ist fast ganz rechts. Aber grade weil ich den Bourgeois hasse, grade darum widert mich's an, wenn ihn eines der Unsern bestiehlt. — Nun sind Sie verstimmt, nicht wahr, weil ich Ihnen von meiner Politik gesprochen habe?' Ich schüttelte den Kopf. ‚Durchaus nicht; darüber will ich noch viel mehr von Ihnen hören.' Er näherte seinen Mund meinem Ohr, so daß sein Hauch mich kitzelte. ‚Nur darüber, Minna?' Und schon hatte er mit seinen weißen festen Zähnen mein Ohrläppchen erfaßt. ‚Sie Vampir!' sagt' ich und befreite mich schmerzlich lachend. Es war noch gut für mich, daß er nicht zugebissen hat wie auf das Salzhörnchen in Hellers Kolosseum!"

*

Ich habe als Kind niemals so ein rechtes, glückliches Weihnachtsfest kennengelernt, wie es immer so schön in den Sonntagszeitungen beschrieben wird. Aber die Feier im Hause Petrigkeit hat mir nun so ziemlich die letzte Illusion genommen. Die beiden Kinder heulten laut unter dem brennenden Weihnachtsbaum, während das Grammophon ‚Stille

Digitized by Google

Knut Eckener. Gemälde von Max Rimboeck

Digitized by Google

Digitized by Google

Nacht' spielte —, weil sie das nicht bekamen, was sie sich gewünscht hatten; der Christabend endete mit Ärger, Schelte und Streit. Wochenlang hatte Frau Petrigkeit sich mit geheimnisvollen Vorbereitungen für die Geschenke getragen, die Anna und ich bekommen sollten. Die kleine Blonde, die jetzt Packmädchen bei Tietz ist, hat sie einmal dort bei den ‚Restern' gesehn und uns eine böse Schilderung ihrer Auswahl gegeben. In der Küche und im rückwärtigen Treppenhaus versammelten sich am Weihnachtsabend Abordnungen aus sämtlichen Stockwerken. Die Mädchen verglichen ihre Geschenke und schätzten genauestens den Wert ab. Natürlich eher zu tief als zu hoch. Bei mehreren Parteien gibt es bestimmt Kündigungen. Unheimlich ist mir's, daß ich jetzt jede Woche einmal unter meinem Kopfkissen einen Zehnmarkschein finde. Ich vermutete, er stamme von Herrn Klenke, der sich für meine Verschwiegenheit bedanken wollte. Aber am zweiten Feiertag, wo er verreist war, lag ein Zwanziger da. Ich wage Frau Petrigkeit nichts von dieser Adventüberraschung zu sagen. Rose mag ich noch weniger einweihen, diese ‚aufgeklärte' Berliner Range. Ich kann ihre häßlichen Reden einfach nicht länger mit anhören. Man müßte verzweifeln an der Berliner Mädchenwelt, wenn nicht in ihrer gleichen Schulklasse die kleine Schmittlein wäre, ihre Kusine, die zusammen mit ihr konfirmiert werden soll. Ein couragiertes Sportmädel ist das, gesund, mit einer kessen Berliner Schnauze und wirklich überlegenem Humor. Wie die sich lustig macht über all die Jungens und Mädels mit ihren ekelhaften ‚Geheimnissen'. Aber etwas Mütterliches steckt schon in ihr, das merkt man daran, wie sie ihre drei kleinen Geschwister betreut. Die Mama ist Witwe, war früher bei der Oper und ist nun wieder beim Chor angekommen, singt auch kleine Partien. Wenn Frau Schmittlein aus dem Hause ist, geht der Haushalt wie am Schnürchen: Friedel Schmittlein ist ja da! — Ich habe durch Tilde ein Engagement bekommen, soll am Neujahrsabend in einer Gesellschaft beim Servieren aushelfen, was sehr gut bezahlt wird. Ein reicher Junggeselle, ein Justizrat, gibt ein großes Essen. Fast nur Herren kämen hin, sagte Matilde, denn es sei wohl eine ‚Hausdame' vorhanden, aber keine Hausfrau. Die ‚Hausdame' sei ein recht unglückliches Geschöpf, sagte Tilde, sie könne einem sehr leid tun, denn der Justizrat lege es offensichtlich darauf an, sie loszuwerden, er halte sich schon längst eine neue Freundin. ... So lerne ich also das Leben, wie es in seiner Buntheit ist, erst jetzt mit meinen zweiundzwanzig Jahren so richtig kennen, wo ich nicht wie andere meines Alters an der schöngedeckten Tafel sitze, sondern, mit den Servierhandschuhen angetan, die Schüsseln anbiete ... Mögen auch manche spotten, ich sähe es jetzt nur aus der Froschperspektive!"

Die meist in der Nacht in ein blaues Schulheftchen rasch hingeworfenen Tagebuchaufzeichnungen müssen Dolores-Minna die Aussprache mit einem Freund, einer Freundin ersetzen. Sie steht ja ganz vereinsamt da seit dem Tod der armen Lies, seit dem Bruch mit Theo. In ihrer seltsam verwandelten Lebenslage hat die Benachrichtigung über die Bestattung der Studiengenossin sie zu spät erreicht: als sie sich ihren allerersten Ausgang in der Woche ihres Dienstantritts erbittet, nur auf zwei Stunden für die Trauerfeierlichkeit, und auf dem Friedhof in der Hasenheide anlangt, ist das Grab schon zugeschaufelt und verlassen. Ein paar Kränze liegen da, wohl von Theo, vom Archivrat, von der Wirtschaftshilfe und vom Akademikerinnenbund. Dolores hält eine stille Andacht in der Novembersonne.

Gewiß nimmt Theo an, daß sie an der Beisetzung nicht hat teilnehmen wollen, um nicht mit ihm zusammenzutreffen.

Aber an diesem armseligen Grab weist sie alle Gedanken von sich ab, die in die Irre führen können. Hier steht sie mit gefalteten Händen und gelobt der Freundin, daß sie den harten Kampf, den diese vorzeitig aufgegeben hat, allen Gewalten zum Trotz zu Ende führen wird. Irgendein plastisch formendes Wort, das aus dem Lebensbuch eines tapferen Großen stammt, beherrscht sie: ‚Man muß dem Schicksal in den Rachen greifen!' Ja, es ist wie das Ringen mit einem Raubtier. Und wer sich wie sie zur Wehr setzen muß, kann es nicht mit Glacéhandschuhen tun. Was tut's, wenn sie eine Weile gezwungen ist, Außenseiter zu sein. ‚Ich will und werde mich durchsetzen. Durch eigene Kraft. Und meine Arbeit, so niedrig sie dir erscheinen mag, Theo, kann m i c h nicht erniedrigen!'

Mit gesteiftem Nacken verläßt Dolores den Friedhof und kehrt als arbeitswillige Minna ins Berliner Vogtland zurück.

*

Der nächste Wochenausgang gilt einem Besuch in dem großen Verwaltungsgebäude von Stritt (Kohle) in der Französischen Straße. Das Berliner Büro des großen In-

Digitized by Google

dustriellen ist erst während des Ruhrkampfs eingerichtet worden. Der rheinische Industriekapitän ist der berühmtere, reichere und mächtigere Bruder des berühmten, reichen und mächtigen Berliner Bankiers. Hier in der Reichshauptstadt hält er sich selten auf. Ein Unternehmen fesselt ihn nur so lange, als es im Werden begriffen ist; sitzt es im Sattel, dann muß es allein reiten können. Natürlich verfügt er über ausgezeichnete Hilfskräfte. Das enorme Anwachsen erforderte u. a. auch die Zusammenfassung der Wohlfahrtsanstalten innerhalb der verschiedenen Betriebe. Dolores würde gar nicht gewagt haben, sich noch vor Erreichung des Doktorgrades um die in einem Fachblatt ausgeschriebene Stellung für einen nationalökonomischen Anwärter zu bewerben, wenn ihr Professor sie nicht kurz vor seiner Abfahrt zur amerikanischen Studienreise darauf aufmerksam gemacht hätte. ‚Bauen Sie Ihren Doktor später einmal, wenn Sie Zeit und Geld — und noch mehr Erfahrung — haben, jetzt kommt es für Sie darauf an, die sozialen Berufsaufgaben in der Wirtschaft praktisch kennenzulernen, je früher, desto besser!' Die Empfehlung, die der Professor ihr mitgab, wog gewiß ihr Teilchen. Es kam dann noch eine zweite hinzu: Theo überwand ihr zuliebe seinen Groll gegen den Archivrat Bennewitz und bat ihn, bei Herrn Doktor Findeysen für die Kommilitonin vorstellig zu werden. Zufällig kannte der Archivrat diesen Herrn näher: einen der Gewaltigen im Räderwerk des komplizierten Mechanismus Stritt (Kohle). So ein freundliches Wort konnte der Empfehlung des Professors noch Nachdruck verleihen. Aber man hatte wochenlang überhaupt nichts zu hören bekommen.

Lies hatte gemeint, Doktor Conny Berth, der ab und zu mit Findeysen auf dem Golfplatz zusammentreffe, könne ihr den Sesam vielleicht rascher als Bennewitz öffnen. Doch kannte Lies das Leben? Kannte sie Conny? Der reiche junge Herr hatte im Sportverband wohl ein paarmal nett mit Lies geplaudert, die damals noch sehr hübsch war, hatte ihr sogar die Cour gemacht, — aber welche nachwirkende Kraft übte die stille Tote nun noch auf ihn aus?

Immerhin: Dolores hat ihren einzigen Hut aufgesetzt, ihre Studentenmappe unter den Arm genommen und versucht es zum fünften Male, sich bei dem unerreichbaren, geheimnisvollen, jetzt fast schon sagenhaft gewordenen Doktor Findeysen in dem großen Verwaltungsgebäude melden zu lassen.

„Ausgeschlossen!" sagt der geschäftig am Telefonbrett in der kleinen Loge hantierende Pförtner. Immerhin läßt er sie diesmal wenigstens die Treppe emporsteigen, so daß sie droben einem Vorzimmer-Häuptling ihr Ansuchen vortragen kann. „Ausgeschlossen!" sagt auch der. Sie muß die ganze Rede, die sie dem Herrn Doktor Findeysen halten wollte, nun dem eiligen Unbekannten halten, der zwischendurch telefonische Auskünfte erteilt und sie darüber zweimal vergißt. „Aber Fräulein," unterbricht er sie dann ungeduldig, „das sind doch Personalangelegenheiten, damit dürfen Sie doch nicht Herrn Direktor Findeysen behelligen, wo kämen wir da hin, das ist ja ein ganz anderes Ressort."

„Aber Herr Doktor Conny Berth meinte —"

„Berth? Wer ist Herr Berth? In welcher Abteilung?"

Sie wird nun noch verwirrter. Zuckt die Achsel. „Wenigstens möchte ich meine Papiere wiederhaben," sagt sie in leichtem Groll.

„Nehmen Sie da drüben Platz, Fräulein, zehn Minuten, ich lasse mich gleich mit dem Personalchef verbinden. Oder noch besser: Sie lassen mir Ihre Adresse hier. Sie sind Studentin der Nationalökonomie? Fräulein Scholz. Dolores Scholz, schön. Wohnung? Es wird Ihnen alles eingeschrieben zugeschickt."

‚Der Mann ist hier wohl als vereidigter Hinauswerfer angestellt!' denkt Dolores bei sich. Sie will in ihrer augenblicklichen Stellung keine Post ins Haus geschickt bekommen. Und sie hat Zeit, auch noch die zehn Minuten hier zu opfern, nachdem sie volle fünf Wochen vergeblich gewartet hat.

Ein Hausbote bringt ihre Papiere. Sie muß quittieren.

Der Vorzimmer-Häuptling liest den Personalbogen, der in die Registratur zurückwandern muß, aufmerksam durch, wird dann etwas höflicher und erklärt: „Es war schon einmal Stadtpost eingeschrieben an Sie aufgegeben, Fräulein Scholz, aber die Sache ist zurückgekommen, weil Sie unauffindbar waren. Übrigens: Ihre Papiere wurden in der Recherchen-Abteilung gebraucht, Ihre Angelegenheit ist also sorgfältig durchgearbeitet worden, wie hier aus den Aufzeichnungen hervorgeht."

Noch ein letzter, schüchterner Versuch. „Das Ergebnis in der Recherchen-Abteilung hat dann zu dem Verzicht geführt?" Sie atmet tief und schwer auf. „Und ich kann nirgends erfahren —?"

„Ausgeschlossen, Fräulein."

Sie preßt die Studentenmappe mit den Papieren fest an sich, als ob sie daran einen Halt finden könne, und empfiehlt sich beschämt.

Digitized by Google

Die Arbeit im Hause Petrigkeit nimmt nun wieder Beschlag von ihr und ihren Gedanken. Aber manchmal durchzuckt sie's, zerrt es an ihr: wenn sie doch nur einen einzigen Blick in ihren Personalbogen werfen könnte! Was für eine Auskunft mag Theos Onkel, der Archivrat Bennewitz, über sie gegeben haben? Er kennt sie ja gar nicht — sie kennt ihn nicht!

Und wo sonst in aller Welt mögen Recherchen über sie angestellt worden sein?

Auf dem Hinweg zum Verwaltungsgebäude hat sie noch immer mit dem Gedanken gespielt: auch für den Fall, daß man für ihre nationalökonomischen Kenntnisse keine Verwendung hat, ihre Arbeit anzubieten. Sie beherrscht fremde Sprachen, schreibt sauber Schreibmaschine, kann doch immerhin mehr, als man bei einem Stubenmädchen vorauszusetzen pflegt. Aber sie ist so überraschend schnell aus dem Hause wieder herausgekommen . . . Vorläufig muß sie also noch als Packesel in der Familie Petrigkeit aushalten . . . Wie hat doch ihr Professor gesagt? Sie soll die sozialen Berufsaufgaben in der Wirtschaft praktisch kennenlernen, je früher, desto besser. Steht sie nicht im Begriff, wertvolle Einblicke auf einem gar nicht so unwichtigen Gebiet zu tun? Sie will sich jedenfalls bemühen, ihre persönlichen Erfahrungen ganz ungeschminkt aufzuzeichnen. Vielleicht dient das, was sie jetzt erlebt und als Material festhält, einmal als Steinchen zu einem Wiederaufbau. Gibt es denn etwa schon z. B. eine Doktorarbeit, die das neue Hausangestelltengesetz im Lichte der sozialen Fürsorge behandelt, dargestellt auf Grund eigener Anschauung?

Nein, sie wird sich durch die endgültige Ablehnung, die sie vom Hause Stritt (Kohle) erfahren hat, nicht einschüchtern und nicht entmutigen lassen. Das Leben liegt ja noch so lang und groß und weit vor ihr. Sie hat Zeit.

Aber natürlich quält sie das Bewußtsein doch: dort im Ressort der Personalangelegenheiten liegt der Bogen mit den über ihre Person angestellten Recherchen, und sie kann nicht erfahren, wer über sie geurteilt hat und was über sie und ihr ‚Vorleben' niedergeschrieben worden ist.

*

Am Neujahrstag um vier ein halb Uhr, während Herr und Frau Petrigkeit, ihre beiden Mieter sowie die Köchin Anna noch in tiefem Nachmittagsschlaf liegen — der Silvesterpunsch, den die Hausfrau nach einem geheimnisvollen Rezept zu bereiten pflegt, dürfte aus einer Essenz bestehn, die sehr rasch trunken macht und einen schweren Kater hinterläßt —, packt Minna-Dolores ihr Servierkleid und das weiße Häubchen in einen Karton. Punkt fünf Uhr soll sie sich bei der Hausdame des Justizrats melden, einer Frau van Muylen. Straße, Hausnummer, Stockwerk hat Tilde ihr aufgeschrieben. Auf der Hintertreppe trifft sie auch gleich mit Tilde zusammen, die wie sie mit dem bescheidenen Karton ausgerüstet ist. Erst als sie vor dem Kücheneingang mit dem Messingschild steht, wird ihr der Name des Justizrats, bei dem sie Servierdienste leisten soll, zu einem Begriff: Doktor Hallerbaum. Theo und Lies haben diesen Namen zuweilen genannt. Und nun fällt Dolores jener sonnenhelle Novembersonntag im Grunewald wieder ein, sie sieht sich in ihrem Leichtathletendreß neben der schönen Stute mit dem häßlichen Reiter, der sie so gönnerhaft-dreist von oben her mustert . . . Wenn es dieser Justizrat Hallerbaum ist, dann kann sie doch unmöglich bei ihm aufwarten!

Aber sie kommt zu keinem Überlegen mehr. Die Küchentür fliegt auf. Stimmengewirr, Lachen, Rufen umfängt sie. Eine Dame in kostbarem Abendkleid steht in der Tür zur Anrichte und verhandelt mit dem Stadtkoch, der eine hohe, weiße Papiermütze trägt. Ein fixer kleiner Küchengehilfe, eine dralle Köchin, ein lordähnlicher Diener im Frack und zwei Servierfräuleins sind eifervoll beschäftigt.

„Rasch, rasch, rasch, Kinder!" feuert Frau van Muylen — sie ist übrigens eine waschechte Berlinerin — die zuletzt Gekommenen an. Tilde präsentiert ihr die Neue. „Fräulein Minna, also Sie übernehmen den ersten Tisch links. Fräulein Tilde bekommt wieder den zweiten, den Jugendtisch. Fräulein Bertha und Frau Struve an die Tische rechts. Herr Mutius behält natürlich den Mitteltisch wie immer und dirigiert von da aus die ganze Schlacht. Kinder, ihr bekommt gut und reichlich zu essen, wenn abserviert ist. Auch genug zu trinken. Aber von dem Johannisberger Schloßabzug, der zum dritten Gang extra gereicht wird, versteht ihr doch nichts, den laßt also lieber den Herren Kennern allein. Und merkt euch: wer sich einen Zacken antrudelt, der fliegt!"

„Det jilt also nich bloß für die Jäste!" fügt der Koch hinzu. Und alle lachen.

Der Diener versammelt seine weiblichen Hilfskräfte in der Anrichte. Mehrere Zuber, mit Tüchern bedeckt, sind hier aufgestellt; sie enthalten Wein, Sekt, Liköre und Eis. Die Rotweine bilden eine Batterie für sich in der Nähe der Heizung. „Es sind fünf Tische zu je acht Personen. Die Teller wer-

Digitized by Google

den viermal gewechselt, meine Damen. Vier Gläser beim Gedeck; zwei Weine gibt's in besonderen Gläsern. Das Silberzeug muß noch leicht überputzt werden. Nun sollte mir das Blumenfräulein beim Dekorieren der Tische helfen, ist aber noch nicht gekommen; wer versteht etwas davon? Sie, Fräulein Minna? Gut, zeigen Sie mal Ihre Kunst. Der Herr Justizrat feiert seinen fünfzigsten Geburtstag. Vielleicht garnieren Sie eine Fünfzig auf den Mitteltisch."

„Denn haut er Ihnen jleich eene 'runter!" wirft der Koch wieder ein. „Wie ik den ollen Herrn Doktor kenne, will der noch nich für Vierzig jelten!"

Alle Anwesenden lachen. Nur Frau van Muylen verzieht ihr Gesicht etwas wehmütig.

Die Wohnung ist sehr gediegen eingerichtet mit kostbar geschnitzten antiken Möbeln. Service, Silber, Tafelaufsätze, Kandelaber, alles will Dolores fast zu prunkvoll für einen bürgerlichen Haushalt erscheinen. Ein paar Einzeldinge freilich verraten ihr den Spießer: zunächst das altdeutsche Trinkstübchen mit seinen neckischen Geräten. Und dann — an einem Fensterlehnstuhl baumelnd — eine vergessene Schlummerrolle.

Der Hausherr befindet sich im Herrenzimmer, wo er noch eine kleine Deputation zu bewirten scheint. Es werden Reden gehalten, es wird laut im Chorus gelacht. Nun Stühlerücken. Eine schnarrende Stimme schließt die Sitzung: „Meine Herren, es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut, aber nun muß ich mich schleunigst in den Frack werfen. Man kommt aus dem reinen Hemde schon gar nicht mehr heraus. Wer noch einen Kognak wünscht, antworte laut und vernehmlich mit Hier. Ich für meine Person danke, mir ist schon schlecht. Und jetzt noch Abendgesellschaft mit Damen, da bleibt wieder keen Ooge trocken! Auf Wiedersehn, meine Herren, auf Wiedersehn in fünfzig Jahren, bleiben Sie solange gesund!"

Amtsboten, Kanzleisekretäre, Bürovorsteher, Rechtspfleger und andere Würdenträger, mit denen der Justizrat zu tun hat, verlassen mit roten Köpfen und glänzenden Augen die ‚Opiumhöhle', wie Frau van Muylen das Herrenzimmer betitelt. Sie werfen noch einen bewundernden Blick auf die unter den flinken Händen der vier Hausmädchen festlich gedeckten runden Speisetische und verabschieden sich dann — etwas gönnerhaft — von der Hausdame.

„Kommt der Minister?" fragt einer der alten Herren im Vorbeigehn respektvoll.

„Nee, heute nich, es sind bloß die janz Intimen," erwidert Herr Mutius, der Silberdiener, der im Stadtbüro das hochgeschätzte Faktotum des Justizrats darstellt und über alles unterrichtet ist, was Berufs- und Privatleben seines Vorgesetzten anbetrifft. Von ihm stammt auch die Tischordnung.

„Warum haben Sie denn ausgerechnet das blutjunge Fräulein Kottschnigg mit an den Mitteltisch gesetzt, Herr Mutius? Und noch dazu links vom Herrn! Da gibt es doch Damen, die viel eher darauf Anspruch hätten. Frau Geheimrat Neese zum Beispiel. Oder meinethalben Frau von Droost."

„Befehl vom Herrn Justizrat. Gerade weil das Fräulein sonst noch ganz fremd hier ist."

Die Hausdame preßt die Lippen fest aufeinander. „Na!" sagt sie dann, als ob sie sich in ein schweres Schicksal ergäbe.

Plötzlich klirrt ein Glas. Dolores ist dagegen gestoßen. Sie entschuldigt sich bei der Hausdame. Zum Glück ist aber nichts zerbrochen, nichts gesprungen.

„Das Fräuleinchen ist vor Schreck ganz kreideweiß geworden," stellt Herr Mutius kordial fest. Er scheint an der Neuen Gefallen gefunden zu haben. Sie zeigt sich sehr anstellig.

Dolores hat an dem Tisch, an dem sie mit dem Blumenarrangement beschäftigt ist, auf einer Tischkarte gelesen: Dr. med. Bennewitz.

Ist es Theo?

Aber Theo kann doch noch nicht sein Doktorexamen erledigt haben? Sie rechnet nach. Es müßte denn knapp vor dem Fest gewesen sein.

Unmöglich, daß sie hierbleibt, ganz unmöglich! Aber wie wegkommen?!

„Telefon!" ruft der Justizrat aus einem der Nebenzimmer; er scheint sich dort umzukleiden. „Frau van Muylen! Wer klingelt da an? Absage?"

Die Hausdame ist ins Herrenzimmer geeilt, verhandelt, kommt zurück und ruft ganz atemlos: „Frau von Holleyn fragt an, ob hier schon Nachricht aus Würzburg vorliegt. Sie hat bei Doktor Berth angerufen, aber da konnte ihr niemand Auskunft geben. Die andern Silvesterautos seien alle durch Weimar durch, bloß das von Conny Berth noch nicht."

„Conny? Was soll mit ihm sein?" In der weißen Weste, aber noch ohne Frack, damit beschäftigt, die weiße Batistschleife zu binden, stürmt ein dicker, auffallend kleiner Herr ins Speisezimmer. Sein Kopf ist blank wie eine Kegelkugel.

Dolores erkennt sofort den Grunewaldreiter von dem Novembersonntag. Aber nun blickt sie nicht zu ihm empor wie dort, denn sie überragt ihn um mehr als Hauteslänge. Er schenkt keinem der anwesenden

Digitized by Google

Mädchen einen Blick, sondern eilt zum Telefon.

„Warten Sie mal mit dem Weiterdecken!" ordnet die Hausdame halblaut an. „Möglich, daß wir den Tisch der jungen Herren verkleinern müssen!"

„Was geschehn, Frau van Muylen?" fragt Herr Mutius, indem er auf alle Fälle schon eine diskret bedauernde Miene aufsetzt.

„Ach, da war doch der Silvesterkommers in Würzburg. Doktor Conny hat in seinem neuen Auto noch einen jungen Freund mit hingenommen. Sie sind heute früh um sieben von Würzburg abgefahren, neun Autos im ganzen, aber niemand weiß, wo der Wagen mit Berth und Bennewitz geblieben ist. Ein funkelnagelneuer Horch."

„Vielleicht bloß Panne — und sie kommen doch noch rechtzeitig."

„Nein, der Friseuse von Frau Holleyn ist erzählt worden: das eine der Berliner Autos sei in Thüringen gegen einen Baum gerannt und total zertrümmert."

„Und die Insassen?" Herr Mutius zieht etwas ungnädig die Taschenuhr. „Es wäre immerhin angebracht, wenn man wüßte, ob man nun doch lieber gleich einen Sechsertisch —"

Der Justizrat kommt ärgerlich vom Telefon zurück. „Wieder echt weibliche Berichterstattung. Die Friseuse hört läuten, aber nicht zusammenschlagen. Und die gute Frau von Holleyn bildet Echo und ist nun in schrecklichen Todesängsten."

„Um Conny?" fragt die Hausdame ziemlich spitz.

„Nee, wohl mehr noch um Bennewitz."

„Hat sie also wieder mal changiert?"

„Meine Teuerste! Meine Werteste! Meine Allerwerteste!" Der Justizrat, der schon den ganzen Tag hat feiern müssen, ist plötzlich zorngeladen. „Warum müssen die dummen Jungens auch am Neujahrsmorgen, wo sie todsicher noch molum sind von der Silvesternacht, durchaus Autorennen im Thüringer Schneematsch veranstalten? Den Bengels gehört der Popo versohlt. Jawohl, meine Damen, lachen Sie nicht —" Aber indem er die hübschen Servierfräuleins ansieht, verfliegt sein Zorn und er muß selber lachen. Die Neue fällt ihm auf, die jetzt allein ein ernstes Gesicht macht. „Kenn' ich doch, wie?" murmelt er und kneift die Augen zusammen.

„Das ist Fräulein Minna!" erklärt Herr Mutius eifrig, der die Frage seines Herrn sofort errät.

„Na ja. Also." Hallerbaum knipst mit den Fingern. „Ist noch keine Abendzeitung da? Ach richtig, heute kommt ja keine. Rufen Sie mal im Golfklub an, Frau van Muylen. Die müßten's doch wissen, wenn wirklich was Schlimmeres passiert sein sollte." Er läßt sich von dem nächsten der Servierfräuleins die weiße Krawatte binden, da er selbst zu unruhig geworden ist. „Da klingelt's, die ersten Gäste, und ich bin noch nicht im Frack. Dalli, dalli!" Er kneift der Helferin flüchtig in die Hüfte, ohne sie anzusehen, und stürmt davon.

Dolores hat während der letzten Minuten ihre Arbeit nur rein mechanisch getan und zwar mit zitternden Händen. Theo verunglückt! Theo im Auto mit Conny Berth verunglückt! Sie ist ihm diese schweren Monate hindurch sehr, sehr böse gewesen, ja, vielleicht hat sie seiner sogar mit Haß gedacht, weil er sich ohne Skrupel ein besseres Leben durch einen schmählichen Verrat an Lies und an seinem eigenen Stolz hat erkaufen wollen. Sie hätte ihm eine Strafe wohl gegönnt. Aber die Vorstellung, daß er durch einen so tückischen Unfall sein junges Leben eingebüßt haben sollte, macht sie schaudern. Nein, er darf nicht sterben! Er darf ihr nicht auch noch wegsterben, nachdem sie schon Lies hat hergeben müssen, ihre einzige Freundin! Sie zürnt sich, daß sie ihm eine Vergeltung gewünscht hat. Ach nein, nein, so hat sie's doch nicht gemeint!

Die ersten Gäste sind eingetroffen. Sie muß mit Tilde ins Entrée, um den Ankömmlingen beim Ablegen der Garderobe zu helfen. Aber nach knapp zehn Minuten wird sie durch Frau Struve abgelöst und ins Speisezimmer zurückgeschickt. „Sie sollen Herrn Mutius beim Umdecken helfen: Fünfertisch statt Achtertisch."

„Also doch — ein Unglück?"

„Ik hab' nich hinjehorcht. Bei so ville Jäste da kommt ja man leicht was vor."

Dolores fühlt ein Zittern in den Knien.

„Ist Nachricht über die Herren?" wagt sie Herrn Mutius beim Umdecken zu fragen.

„Conny ist heil geblieben. Aber der Wagen total hin. Es war in der Nähe von Schloß Banz. Natürlich keine Möglichkeit mehr, hierher zurechtzukommen. Der Tisch bekommt jetzt also nur fünf Gedecke."

„Nur fünf. So. Und was ist nun — mit Herrn Bennewitz?"

„Armquetschung. Vielleicht auch Rippe. Conny chartert wohl ein Gefährt und bringt ihn dann nach Würzburg in die Universitätsklinik. — Warten Sie mal, wie setzen wir die Leutchen nun? Da bleibt immer noch eine Dame ohne Tischherrn. Frau von Holleyn hat auch noch abgesagt, sonst wären zwei zuviel. Ja, sie sei von der Aufregung so mit ihren Nerven kaputt, daß sie unmöglich heute abend in Gesellschaft gehn könne."

Digitized by Google

Dolores zwingt sich zu einem Lächeln. „Also eine tiefe Leidenschaft bei der Dame für den jungen Herrn?“

„Sie hat ihn erst vor ein paar Wochen kennengelernt. Bei uns. Das heißt im Büro. Ja, der Bengel hat einen Riesendusel. Sie ist rein verrückt nach ihm. Dabei gut ihre sieben Jahr älter, wenn nicht achte.“

„Er hat wohl eben erst seinen Doktor gemacht?“

„Noch nicht einmal. Wir titulieren ihn bloß so. Gott, er ist ja noch das reine Baby. Übrigens ist das sehr anständig von Conny, daß er's ihn nicht entgelten läßt: denn nach dem Tod von Holleyn hatte er doch Aussichten bei der schönen Lu.“

„Sie scheint ihre Gunst oft zu wechseln, meinte vorhin die Hausdame.“

Der Silberdiener macht eine abschätzige Handbewegung über die fünf Tische hin. „Nicht öfter als sie alle hier. Und sie wählt aus Geschmack — oder Liebe — und nicht mit kalter Berechnung wie die meisten sonst. Sie hat es freilich auch nicht nötig, denn sie ist ja eine der reichsten Aktionärinnen. Na, Conny braucht gottlob auch keine reiche Partie, er ist selber eine. An Heirat hätte der wohl auch gar nicht gedacht. Das reicht bei ihm bloß immer für einen Berliner Winter.“

„Aber — aber so ein armer Teufel wie Bennewitz — Sie meinen, daß der —?“

„Daß der zugreift, wenn die Ludowika ihn will? Aber ob. Er ist doch kein Idiot. Zweieinhalb Millionen, Menschenskind. Würden Sie ‚Nee‘ sagen? Und sie steckt doch noch immer in 'ner guten Pelle. — Hier hab' ich die beiden Herren vom Mitscher-Stammtisch aufgebaut, Fräulein Minna. Da sorgen Sie immer tüchtig für Wein, sonst werd' ich maßlos beschimpft. Den alten Ramses hab' ich unserem Herrn diesmal gestrichen. Der paßt nicht mehr zur besseren Garnitur. Ewig im Schumm und pumpt Gott und den Deiwel an. — Die Frau von Drooste hat's früher mit dem Justizrat gehalten. Das weiß aber kein Mensch hier. Eifersüchtig ist sie auf uns noch immer. Dabei kriegt sie von uns ihre feste Rente jedes Vierteljahr. — Ja, und die kleine Kottschnigg, die müssen wir alle jetzt ein bißchen poussieren. Das ist die neue Conferencière vom Tauentzien. Vielleicht bringt sie was zum Vortrag nach Tisch mit. Dann aber bloß nicht all die Schweinereien verstehen, die sie singt, das macht sonst einen schlechten Eindruck auf die Damen, und die Herren kommen Ihnen später frech. Von Mitternacht an hat man Rücksicht auf die allgemeine Besäuftheit zu nehmen. Aber sonst ist es wirklich ein feines Haus hier, prima, prima, nee, alles was recht ist!“

Die Tische sind bereit, die Kerzen im funkelnden Silber angezündet, die elektrischen Lichter ausgedreht. Neben jedem Gedeck steht schon ein Glas Sherry eingeschenkt. Die beiden Schiebetüren zum Salon und zur Halle werden zurückgerollt.

Und der Einzug der Gäste beginnt.

*

In den folgenden Tagen ist Minna bei ihrer Arbeit so zerstreut, daß es Frau Petrigkeit auffällt. Sie verwarnt ihr Hausmädchen zum erstenmal ernstlich.

Minna-Dolores findet keinen Vorwand, um die Wohnung verlassen zu können. Sonst hätte sie da oder dort angefragt, wo sie hoffen durfte, nähere Auskunft über Theo zu erhalten. Die innere Unruhe steigert sich im Gefühl ihrer Ohnmacht. Frau Petrigkeit paßt scharf darauf auf, daß ihr Personal nicht auf ihre Kosten das Telefon in eigenen Angelegenheiten benutzt. Dolores fühlt, daß sie von der Hausfrau kontrolliert wird, so oft sie sich im vorderen Korridor zu tun macht, wo der Fernsprecher aufgestellt ist.

Spät abends wird sie von Tilde angerufen, die ihr noch über das Ende der Feier berichten will. Aber vom Schicksal des verunglückten Automobilisten weiß sie nichts. Sie kann bei Herrn Mutius anfragen, wenn Minna so viel daran liegt. „Nein, nein, durchaus nicht, Tilde!“ wehrt Minna ab. Und Minna muß ihr rasch noch erzählen, ob sie am Neujahrstag gut heimgekommen ist. „Der eine Stammtischbruder vom Justizrat hat dir doch so zugesetzt, Minna; wo du da mit hinunter mußtest, die Haustür aufschließen, da hatte ich schon Angst, er wird frech.“ Minna sagt: „Keine Sorge, Tilde, du hast mir ja gezeigt, wie man sich seiner Haut wehrt. Ich hab' dem Herrn noch ein Droschkenauto heranholen müssen, und dann hat er mir ein großes Silberstück geschenkt.“ Auch Tilde muß bestätigen: sie seien alle sehr nobel gewesen, die Herren. „Und wie bist du mit dem Justizrat fertig geworden, Minna? Er ist dir doch zum Schluß in die Anrichte gefolgt?“ Dolores hatte schon Furcht gehabt, der kurzbeinige Grunewaldreiter habe sie erkannt; aber das war zum Glück eine Täuschung. Als Minna in der Anrichte, von Frau van Muylen bereits abgelohnt, ihr Häubchen abnahm und sich dabei zu dem kleinen Spiegel hinabbeugte, da fuhren ihr plötzlich die kurzen Hände des Hausherrn, der hinter ihr hergekommen war, an beide Schultern, schüttelten sie, und er sang wie ein Operntenor: ‚Ach Minna — ach

Digitized by Google

Minna!' Die runden Wurstfinger schoben ihr dabei hastig zwei Geldscheine in den Ausschnitt. „Ich werde ihm das Geld wiederschicken, Tilde; weil er angetrunken war, wie die meisten, wollte ich an dem Abend nichts mehr sagen." Tilde lacht sie aus. „Da wärst du schön dumm, Minna. Er scheffelt das Geld. Was glaubst du wohl, wieviel ihn so ein Abend kostet. Mir hat er auch schon einmal zwanzig Mark so geschenkt. Aber er weiß genau, wer man ist und bleibt, — und ebenso, gegen wen er sich für sein Geld etwas erlauben darf. Zum Beispiel gegen die Kottschnigg, die ordinäre Person, die Chansonette, die das garstige Zeug gesungen hat. Beim Herumreichen der Liköre hört' ich, wie eine Dame sagte: Wenn ihr Mann nicht immer durch den Justizrat so guten Verdienst zugeschanzt bekäme, brächten sie keine zehn Pferde mehr in sein Haus; die Kottschnigg, die könne ein anständiger Mensch ja nicht anders als mit der Feuerzange anrühren." Minna-Dolores seufzt: „Ja, Tilde, aber Geld nehmen wir alle aus dem Hause mit." Tilde ereifert sich: „Aber doch für unsere Arbeit. Nein, Fritz denkt in solchen Dingen gewiß sehr genau, und er meint auch... Ach, ich weiß, Karl Döring hat dich mit seinen Theorien angesteckt. Darin mußt du aber nicht auf ihn hören. Hauptsache ist mir: ich will meine ordentliche Aussteuer beisammen haben, sobald Fritz und ich heiraten können. Karl denkt viel zu viel an die Partei, an die Organisation. Er ist ja so fanatisch."

Minna muß den Hörer schleunigst anhängen, denn Herr Klenke kommt im Nachtgewand aus seinem Zimmer heraus und meint höhnisch: „Ihre dummen Liebesgeschichten, Minna, brauchen Sie einem hier nicht haarklein bei Nacht vorzuflöten, ich verbitte mir das, verstehen Sie!"

Und am nächsten Mittag wird bei Tisch erzählt: Minna habe Liebeskummer. (Sie hört es, als sie gerade Suppe auftragen will.) Rose, die Fünfzehnjährige, platzt vor Lachen. „Die alte Person?!" Und so oft Minna das Zimmer verläßt, will sich Rose ausschütten bei der Vorstellung, ein dreiundzwanzigjähriges Dienstmädchen sei richtig verliebt!

In der Abendzeitung vom 2. Januar hat eine kurze Notiz über den Autounfall bei Schloß Banz gestanden. Tilde schickt Minna den Ausschnitt. Die Insassen haben außerordentliches Glück gehabt, denn das Auto ist den Abhang hinuntergesaust und hat sich zweimal im Schnee überschlagen. „Der einzig Verletzte, der frühere Würzburger Student, jetzige Medizinalpraktikant Bennewitz aus Charlottenburg, Hardenbergstraße 62, konnte nach Anlegung eines Notverbandes die Weiterreise nach Berlin in einem anderen Wagen antreten."

Im Adreßbuch ist als Besitzer des Hauses Hardenbergstraße 62 eine verw. Geh.-Rat Berth angegeben. Dolores vermutet: das ist die Mutter von Conny. Also hat Theo ein gutes Quartier gefunden... Sie möchte gern einmal dort anrufen, um nach Theos Ergehen zu fragen. Brauchte sich dabei ja gar nicht zu erkennen zu geben. Da er im Kreise Berth, im Kreise Hallerbaum so viel neue Freunde besitzt, kann es ja kaum weiter auffallen, wenn irgendeine Bekannte, die die Notiz in der Zeitung gelesen hat, Interesse bekundet... Aber Dolores muß daran denken, daß Frau von Holleyn bei der ersten Schreckensbotschaft über Theos Unfall einen Nervenzusammenbruch erlitten hat, und da verzichtet sie doch lieber darauf, ihre stillere Teilnahme zu bekunden.

Am nächsten Tage packt sie all ihr Geld zusammen und begibt sich — auf einem Besorgungsweg für Frau Petrigkeit — zur Universität. Am schwarzen Brett hängt ein Mahnschreiben für sie aus, das weiß sie längst. Das Kollegiengeld war ihr bis ultimo Dezember gestundet. Nun kann sie noch rechtzeitig ihre Schuld begleichen und entgeht dadurch dem Schicksal so vieler mittelloser Studenten, gestrichen zu werden. Das Semester wird ihr also gezählt — wenn sie jetzt auch weiter keinen Gewinn davon hat.

Fleißig sparen, geizig alles zusammenkratzen, recht oft einen Aushilfsdienst übernehmen —, dann kann sie's vielleicht ermöglichen, den Sommer ohne Stelle auszukommen und wieder Kolleg zu hören!

Die akademische Luft umweht sie für ein Viertelstündchen. Es ist wohl auch der gesunde Geruch der jungen, sportgestählten Körper im Übungssaal, in den sie flink einmal eintritt. Es ist das mit Tinte befleckte uralte Holz der Bänke, es ist der Staub, der beim Scharren der Studenten aufgerüttelt wird, sobald der Professor am Katheder erscheint. Und über dem allen: die Hoffnung, die all die Jugend erfüllt, einmal eine Leuchte der Wissenschaft zu werden und in der Welt mitzusprechen — oder doch wenigstens die akademischen Würden zu erreichen und eine Stellung auszufüllen, auf die man mit Achtung blickt!

„Dennoch!" Das Wort klingt in ihr, stärkt ihren Trotz und ihren Mut.

Aber als sie von der Universität heimkehrt, steht Frau Petrigkeit schon ungeduldig am Fenster und examiniert sie, wie es mög-

Digitized by Google

lich sei, daß sie von Lederer & Co. aus die Straße von rechts statt von links ankomme. „Wo treiben Sie sich bloß herum, Minna, am hellichten Tage! Nun sputen Sie sich, ich zahle Ihnen doch das Riesengehalt nicht für Ihre Rendezvous!"

*

Auf ihren Ausgang am Faschingssonntag will Minna verzichten, sie will nur den Erikakranz für Lies, deren Geburtstag auf dieses Datum fällt, auf den Friedhof bringen. Nach der Bezahlung der Kollegiengelder hat sie nichts mehr übrig behalten; sogar die geheimnisvolle Heinzelmännchen-Gabe, die sie unter ihrem Kopfkissen mehrmals vorgefunden, hat dafür mit verwendet werden müssen. Es heißt also sparen. Auch Tilde möchte diesen Sonntag, da Fritz nicht zu erwarten ist, kein Geld ausgeben. Aber deswegen auf ihren Ausgang verzichten? Man könnte einmal ins Schloß gehn, schlägt Tilde vor. „Das kostet nichts. Du mußt ja in der Schule immer sehr gut aufgepaßt haben, meint Fritz — und Karl meint es auch —, da könntest du einem dort alles noch viel besser erklären als der Mann von der Aufsicht." Minna ist einverstanden. Aber am Sonntagmorgen bekommt Minna einen Brief von Karl Döring, der sie beunruhigt. „Liebes Fräulein Minna, ich möchte Ihnen bitten, mir auch mitzunehmen, wenn Sie mit Fräulein Tilde in die Sammlungen gehn. Aber dann nicht ins Schloß, bitte, sondern lieber einmal schöne alte Bilder bekucken. Ich verstehe ja nichts davon, aber Sie werden es einem schon beibringen, was es vorstellen soll, nicht? Um vier Uhr an der Marmorschale im Lustgarten, dann haben wir gerade noch eine Stunde bis zum Dunkelwerden. Ich grüße Ihnen vielmals und will mich nennen Ihr Karl, nichts weiter."

In der Erinnerung an sein lebendiges Wesen, seine Natürlichkeit, seinen Drang nach Vervollkommnung hat Dolores ganz vergessen gehabt, daß er bloß die Durchschnittsbildung eines Berliner Arbeiters besitzt. Die ungeübte Handschrift, die orthographischen und grammatikalischen Fehler verdrießen sie nun sehr. Hat es einen Sinn, diese Bekanntschaft fortzusetzen? Gewiß, es wäre für sie von Wert, einmal festzustellen, wie ein einfacher, aber höherstrebender Mensch auf echte und hohe Kunst reagiert. Aber als Studienobjekt ist ihr Karl Döring jetzt fast schon zu schade. Er liebt sie. Er ahnt etwas in ihr, das ihm emporhelfen könnte. Sie darf ihn nicht enttäuschen. Eine feste Zusage gibt sie Tilde, die mittags auf einen Sprung an die Küchentür kommt, also lieber nicht. Sie wisse nicht, ob sie vom Friedhof aus so früh schon bei der Marmorschale sein könne. Sei sie nicht pünktlich um vier Uhr dort, so sollen die beiden ohne sie in die Nationalgalerie hinübergehn.

. . . Und dann hat sie auf dem Friedhof an der Hasenheide die sie aufwühlende Begegnung . . .

Das Grab der armen Lies hat inzwischen überraschend viel Gesellschaft bekommen: neun lange Reihen erdenmüder Pilger sind hinter ihr schon angebaut. Und ihr Hügel hat einen Denkstein bekommen mit Goldinschrift. Hat die Werkhilfe, die der Lebenden nicht zu helfen wußte, für die Tote so viel Geld aufbringen können? Oder haben sie im Sportverband zusammengelegt?

Sie wundert sich, daß das Grab am heutigen Geburtstag von Lies keinen einzigen Blumengruß aufweist. Schnee bedeckt den Hügel. Dolores legt ihr billiges Kränzchen am Fußende nieder und verflicht den Draht unterm Schnee im Rankenwerk des Efeus.

Im Schnee zuerst unhörbar nähern sich Schritte. Als Dolores sich erhebt, sieht sie: Theo ist mitten auf dem Weg stehengeblieben. Er trägt einen rundgebundenen Lorbeerkranz mit römisch umwundenem goldenem Band. Von der Verletzung beim Autounfall ist ihm nichts anzumerken. Er sieht sehr gut aus. Auch sein Äußeres ist gepflegt. Den dunkeln Winterpaletot und den grauschwarzen Hut, die tadellosen Handschuhe kennt Dolores noch nicht.

Endlich tritt Theo näher. „Ich bin erst jetzt gekommen, weil ich glaubte, du würdest vormittags hier sein und allein sein wollen."

„Ich habe ja nur nachmittags Zeit. Aber nun lege doch ruhig deinen schönen Kranz da ans Fußende, Theo. Ich tue das Erikakränzchen wieder weg."

„Du könntest es ja obenauf hintun."

„Da holt es dann zu bald der Wind. — Du bist also wieder ganz heil, Theo? Ich hörte von deinem Unfall, las davon in der Zeitung."

„Ich war darüber selbst ganz erschrocken, daß man die dumme Geschichte so großartig aufgebauscht hat. Im Grunde war es gar nichts weiter. Ich trage den Oberarm und die Schulter leicht bandagiert, aber wohl nur noch ein paar Tage."

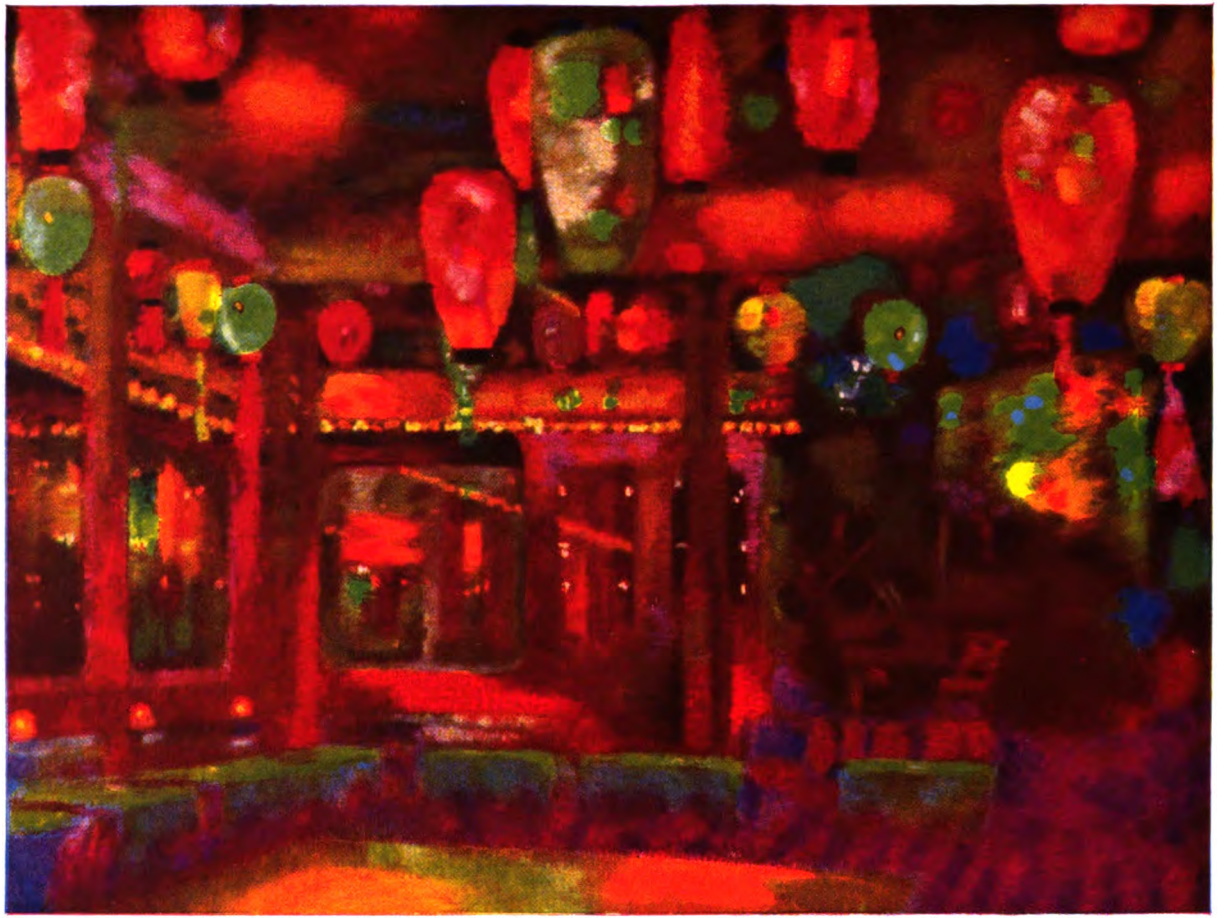
„Du wohnst jetzt bei Conny?"

„Wenigstens dort im Haus, in der Hardenbergstraße."

„Das freut mich, daß du so gute Freunde hast. Du bist Connys Gast?"

„Nein, das nicht. Ich habe dort gemietet, weil wir so öfter zusammensein können."

Digitized by Google



Bar Olympia. Gemälde von Auguſto Giacometti

Digitized by Google

Digitized by Google

„Und wer bezahlt es, Theo?"

„Wollen wir hier darüber reden?"

„Wenn du dich vor Lies genierst — aber sie hört es ja nicht."

Da Theo den schönen Kranz unsorgfältig hinlegt, läßt sich Dolores auf die Knie nieder, schafft ihm eine kleine Unterlage im Schnee und bringt darüber ihren bescheidenen Blumengruß an.

„Ich will dir alle häßlichen Reden von damals vergeben, Dol. Wir haben damals eben alle zuviel Schweres durchgemacht und waren überreizt. Und glaube mir auch, daß ich dir noch immer herzlich dankbar bin für die Liebe, die du Lies erwiesen hast. Aber all das noch einmal aufrühren kann ich nicht — und will ich nicht."

„Ich gehe schon, Theo!" sagt sie ruhig und erhebt sich.

Er hält sie am Ärmel ihres dürftigen Regenmantels fest. „Müssen wir Feinde sein, weil wir verschiedene Lebensauffassungen haben, Dol?"

„Wenn wir die haben — ja."

„Man kann sich also nicht sachlich über Ansichten und Überzeugungen, die voneinander abweichen, aussprechen?"

„Nein, wir zwei nicht, Theo. Zwischen uns würde das zu nichts führen. Du weichst mir ja auch nur aus, weil du dich fürchtest, Theo."

„Keinen Menschen brauche ich zu fürchten."

„Die Tote da unten, mein lieber Theo, die fürchtest du. Ich habe den Kreis kennengelernt, in den du durch Hallerbaum geraten bist. Es hat mir gegraut. Du weißt auch, wie Hallerbaum sich an Lies vergangen hat. Wer es mit einem solchen Kumpan hält!"

„Er ist ein Lebemann — mein Gott, du kannst mich doch nicht für diese ganze Großstädterwelt verantwortlich machen. Jeder mag hier nach seiner Fasson selig werden. Es gibt auch Kleinbürger, vor denen es einem grauen kann. Mir hat Hallerbaum jedenfalls durch ein paar vernünftige Worte geholfen, und für die bin ich ihm Dank schuldig."

„Deine Wohnung in der Hardenbergstraße, deinen neuen Winterpaletot, die auf Rand genähten Schuhe, deine Kollegiengelder, dein Leben, Essen, Trinken, Wäsche, Bücher, Handschuhe, Taschengeld —, das alles bezahlt dir also Frau von Holleyn?"

„Fühlst du gar nicht, Dolores, wie garstig, wie feindselig, wie kleinlich es von dir ist, an dieser Stelle all den Kram wieder aufzustöbern?"

Dolores stürzen die Tränen aus den Augen. „Du bist mir zu gut dafür, Theo, das ist es. Nicht weil ich garstig und kleinlich und dein Feind sein will."

„Also wenn dir jetzt ein reicher, entfernter Verwandter ein Darlehn anböte, damit du dein Studium beenden kannst —, du würdest es ablehnen?"

„Wenn es ein Herr Hallerbaum oder dieses Kaliber wäre, unbedingt."

„Oder dieses Kaliber... Du willst mir's also durchaus unmöglich machen, mit dir in guter Verkehrsform zu bleiben."

„Antworte mir, Theo. Ich frage dich nichts anderes als: stammt das Geld von Frau von Holleyn?"

„Ich müßte dir doch erst erklären, Dol..."

„Nein, nichts erklären. Bloß Ja oder Nein."

Er stampft auf. „Also: Ja."

Sie will die Tränen nicht wahrhaben, zwingt sich zu einem trotzigen Lachen. „Nun, da wünsche ich dir Glück auf deiner neuen Bahn, Theo! Du wirst es mit dieser Hilfe gewiß noch weit bringen! Aber siehst du, ich bin lieber Dienstmädchen geworden, als daß ich mich so erniedrigt hätte!"

„So, nun ist es aber genug, Dolores! Erniedrigt? Das Wort verbiete ich dir! Du sollst nicht in deiner Maßlosigkeit einen Abgrund zwischen uns aufreißen! Schon im Andenken an Lies nicht!"

„Laß die arme Lies aus dem Spiel. Mit der hast du nichts mehr zu tun, Theo."

„Das willst du entscheiden? Mit welchem Recht willst du mich von dieser Stelle vertreiben?"

Sie läßt plötzlich die Arme sinken. „Freilich — das Recht hab' ich ja nicht. Besser also: ich gehe. Ich wollte dir ja auch — eigentlich — gar nicht wehe tun. Es war doch nur, Theo, weil — weil mir bange ist um dich."

Rasch, aber unsicher, im Schnee etwas stolpernd, läuft sie aus der Gräberreihe heraus und dem Ausgang des Friedhofs zu.

Es ist Faschingssonntag, nur wenige Menschen haben sich heute in die Stille hergefunden. Dolores sieht sie durch ihren Tränenschleier auch kaum.

Aber da, am eisernen Gitter, neben dem Blumengeschäft mit den in den Schnee gelegten Kränzen, Kreuzen und Totensträußen, geht eine elegante junge Dame in kostbarem Nerzpelz ungeduldig auf und ab. Sie paßt eigentlich nicht so recht in diese ärmliche Vorstadtgegend. Da hält auch ein schönes, breites, blaulackiertes Auto mit einem Chauffeur, der feierlich unbeweglich hinter der Kristallglasscheibe sitzt.

Das also ist Lu. Und das ist ihr Auto. Und das ist ihr Chauffeur.

Und vor dieser lustigen, seidengestickten Maskotte, die an der rückwärtigen Scheibe

Digitized by Google

des Autos am Gummischnürchen herunterbaumelt, Seite an Seite auf der Polsterbank, werden Theo und seine reiche Gönnerin nachher aus der kleinbürgerlichen Vorstadt in den Glanz der Welthauptstadt fahren. Vielleicht wird Theo glauben, daß er seiner Trauer um Lies mit dem heutigen Besuch auf dem Friedhof genügt hat. Vielleicht wird die liebeshungrige und lebenslustige Frau ihn veranlassen, mit ihr zu einem der lärmenden Tees im Berliner Westen zu fahren, auf denen es heute, am Faschingssonntag, noch ungezwungener hergehen wird als sonst...

Sie ist wunderhübsch, diese Lu. Was für Farben! Das allzu hellblonde Haar ist freilich gefärbt. Die Augenbrauen sind abrasiert, nur ein schmaler Strich soll sie bezeichnen. Auch das ganze Gesicht ist geschminkt. Aber zu dieser mondänen Figur, zu diesen seidenen Strümpfen, zu diesem auffallenden Pelz gehört es wohl so. Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser ehemalige leichte Mannequin! Was sie hier vor dieses Friedhofstor mit sich geführt hat an kostbarem Besitz, das schon ganz allein hätte so manche Not stillen können von einer der verzweifelten Existenzen, die ihre letzte Ruhe in dieser Vorstadterde als Erlösung herbeisehnen mußten.

Dolores fühlt für eine Sekunde den forschenden Blick der schönen Frau auf sich ruhen. Nein, sie will den Blick nicht mit Haß erwidern. Und will auch ganz ohne Sentimentalität bleiben. Lu denkt ja weder an die Armut, die sie früher einmal verlassen hat, noch an das Ende, das auch sie einmal finden wird. Bei Lu heißt es: es lebe das Leben!

Bei Lu — und bei Theo.

Dolores springt dem Straßenbahnwagen nach, der sich schon in Bewegung gesetzt hat. Die Fahrgäste freuen sich über das Tempo, das sie sogleich anzuschlagen weiß in Erinnerung an ihr Training auf der Aschenbahn.

Oh, sie wird noch vor vier Uhr bei der Marmorschale im Lustgarten eintreffen und diesen Sonntagsausgang ganz nach ihrer Weise mit ihren neuen Freunden verbringen.

Jetzt freut sie sich darauf!

*

Für die Konfirmation von Rose und Edu sind im Hause Petrigkeit große Vorbereitungen getroffen worden. Wochenlang saß die Schneiderin im Kinderzimmer, und Minna mußte an der Nähmaschine eifrig mithelfen. Rose wird von Kopf bis zu Fuß wie eine Braut neu ausgestattet. Aus dem schwarzen und dem weißen Kleid für die beiden Feiern macht sie sich freilich nicht allzuviel. Aber für die große Gesellschaft in der Ressource wird ihr das erste ausgeschnittene Tanzkleid nach einem Pariser Schnitt angefertigt. Sie hat im Schneiderzimmer erklärt: wenn es wirklich ganz modern wirken sollte, dann müßte es hinten bis zur Unmöglichkeit tief ausgeschnitten sein. Edu hat seinen ersten Smokinganzug bekommen. Der Geschenkaufbau am Morgen des feierlichen Tages hat mit dem Sinn der Konfirmation nicht das geringste zu tun. Gleich dem Trousseau einer Prinzessin wird der Aufbau, der fast den ganzen Salon einnimmt, von den Verwandten und Freunden und Bekannten besichtigt. Die sonst so geizigen Petrigkeits wollen sich diese Gelegenheit, einmal den Kapitalwert ihres Hauses vorzuführen, nicht entgehen lassen. In seinem Holzhandelgeschäft hat Petrigkeit auch gerade jetzt, obwohl er ununterbrochen klagt und stöhnt, recht gut abgeschnitten, so daß alle Wünsche der Kinder, soweit sie wertbeständige Gegenstände betreffen, erfüllt werden können: es gibt goldene Uhren, eine Brillantnadel, ein Brillantarmband, Brillantknöpfe, Brillantringe und einen Brillantanhänger. Auf künstlerische Verarbeitung ist dabei kein Wert gelegt, das Material ist das Maßgebende.

Auch die Mädchen aus dem ganzen Hause strömen zusammen und bewundern die Ausstellung. Einzelne stoßen einander freilich vielsagend an, während sie die raffinierte seidene Wäsche begutachten. In der Küche wird dann offenere und liebloſere Kritik geübt.

Die dicke Anna hat die Gewohnheit, an hohen Festtagen eine besonders unfestliche Miene aufzusetzen. Dolores nennt sie so bei sich den „Landregen". Während die Mädchen aus den andern Stockwerken in bitteren Vergleichen anführen, was ihnen seinerzeit die Konfirmation gebracht hat — meist den ersten Schritt aus dem Elternhaus in den Dienst bei fremden Leuten —, kichert die Anna fast hämisch vor sich hin. Sie hat ihren großen Kakaotopf in der einen, eine Wurst- und Schmalzstulle in der andern Hand und genießt beides abwechselnd.

„Ik war 'ne Griebe von ebent vierzehn," erzählt sie, „und mein bisken Leibwäsche, det ik vor de Konfirmation krichte, war Kriegsware uff'n Schein. Meine Mutter konnt' nich mehr waschen jehn mit ihre Jichtknoten, aber sie hat noch die beeden Stuben mit die Möbel jehabt, die hat sie vermiet't, die eene an'nen Stadtreisenden, die andere an'nen Studenten. Mir zwee haben in die Küche jeschlafen. Aber am Abend von meine Konfirmation, da hat mir die Mutter zum Herrn Lengerke, det war der Studente, jebracht und dort ins Bette jelegt. Und wo der in die Nacht heimkommt und mir 'rausschmeißen

Digitized by Google

will, da sagt die Olle: Ach Jott, Herr Lengerke, sagt sie, eenmal muß es doch sind, und besser, sie hat so eenen feinen und jebildeten Herrn wie Ihnen, als wie das Aas, den Zwenk. Der Zwenk, det war nämlich der Stadtreisende. Na, mir is nischt passiert. Der Lengerke hat uff'm Sofa jeschlafen, und den andern Morgen da is er ausjezogen. Det war mein Ehrentag."

Ein paar der Mädchen krähen. Andere sind still und ernst geworden und gehn verstimmt aus der Küche.

Dolores ist erschüttert. Wenn sie bisher die dicke, materialistische Köchin so bei ihrer Dauerfutterei sah, in der Stumpfheit aller anderen Sinne, dann konnte sich in ihr fast etwas wie Haß regen. Aber dieses traurige Jugenderlebnis hat nun ein tiefes Mitleid in ihr ausgelöst.

*

Das Festprogramm ist umfassend. Nach der Kirche Gratulationsempfang, anschließend großes Mittagessen. Zahlreiche Verwandte werden erwartet. Die Ostpreußen haben freilich abgesagt. Aber die angeheirateten Berliner kommen alle. Herr Petrigkeit ist mit Frau Schmittlein verfeindet, er ist verstimmt darüber, daß die weibliche Partei im Hause die Einladung nun doch noch durchgesetzt hat. Der Nachmittagskaffee wird in der Schmittleinschen Wohnung stattfinden, da soll klassische Musik gemacht werden, ein Streichquartett von der Oper wird spielen. Herr Petrigkeit hat sogleich erklärt: nicht zehn Pferde brächten ihn dahin. Er ist auch trotz der tränenreichen Bitten seiner Gattin nicht zu bewegen, abends in die Ressource mitzugehen. Das ist eine Revanche für Frau Schmittleins Teilnahme am häuslichen Mittagessen.

Minna und Anna müssen sich nach Tisch mit dem Aufwaschen des Geschirrs sehr beeilen, denn sie sollen von vier bis sieben Uhr bei Schmittleins mit aushelfen. Anna brummt darüber sehr, denn sie hat heute ihren Ausgang, und Frau Schmittlein pflegt solche Hilfeleistung nicht mit Bargeld, sondern mit einem Buch zu belohnen. Schon zwei Bücher hat Anna in ihrer Kammer; sie ist noch nicht dazu gekommen, sie zu lesen; Lesen ist für sie eine größere und lästigere Arbeit als Strümpfestopfen.

Es gibt keine stärkeren Kontraste als die zwischen der Feier bei Petrigkeits und der bei Schmittleins. Und die kleine Friedel mit ihrem feinen, klugen, offenen Kindergesicht neben der durchtriebenen, schon angefaulten Großstadtpflanze, der Rose! Bei Petrigkeits viel deftige Gerichte, Torten, Wein, es wird einmal so recht aus dem vollen gewirtschaftet, und die Anna hat in den letzten Tagen Riesenschmu gemacht! Bei Schmittleins wird auf Essen und Trinken weniger Wert gelegt, aber es gibt wunderschöne Musik. Es wird Beethoven gespielt. Ein Herr vom Staatstheater spricht den Osterspaziergang aus dem Faust. Und dann singt Frau Schmittlein mit ein paar Kollegen und Kolleginnen ein Chorlied von Schubert.

Minna hat ein Tablett mit Teetassen in Händen, als das Vorspiel beginnt. Um im Zimmer bleiben und den Gesang mit anhören zu können, tut sie so, als fürchte sie, mit dem klappernden Brett auf dem Weg zur Tür zu stören, setzt es also leise nieder und bleibt still an die Wand gelehnt stehn. Niemand beachtet sie. Aber sie muß während des ergreifenden Gesangs immer das schöne, selige Kinderantlitz der weltentrückten kleinen Konfirmandin ansehn, in deren Augen die Tränen stehn.

Dann kommt Minna in die Küche hinaus. Die Anna ist außer sich, daß sie dringeblieben ist, statt hier draußen Tassen abzutrocknen. Einmal hat sie die Zimmertür aufgemacht, um sich nach der Kollegin umzugucken, es ist ihr aber von einem der Zuhörer abgewinkt worden. „Ik denke ja, mir laust der Affe, wie ik Ihnen da drinne wie uffjehangen an die Wand kleben sehn tue! Nu aber dalli 'raus aus die olle Kirche hier, et wird eenem ja kottrig ins Jedärme von die Heilsarmeemusike!" Mit selten erlebter Energie geht die Anna ins Zeug, um bis sieben Uhr fertig zu sein, denn heute abend ist ja wieder Versammlung!

Im Hause Petrigkeit ist von sieben bis halb neun Uhr der Teufel los: Mutter und Tochter und Sohn machen Staat für den Tanzabend in der Ressource. Der Hausherr hat sich der Stiefel entledigt und geht in Pantoffeln durch die Wohnung. Er ist gereizt, weil er sich so maßlos langweilt. Es gibt im Schlafzimmer mehrere eheliche Auseinandersetzungen, die stets damit enden, daß eine Tür ins Schloß geworfen wird, einmal von ihm, einmal von ihr, abwechselnd. Auch Minna bekommt die schlechte Laune des Hausherrn zu spüren. Sobald die Ballgäste die Wohnung verlassen haben, holt er Herrn Klenke, der gerade von der Reise angekommen ist, ins Speisezimmer herüber. Minna muß Bier bringen, noch mehr Bier. Und Gilka. Die Herren qualmen. Herr Hänisch fehlt heute, er hat sich mit Frau Schmittlein ausgesöhnt und muß dort ‚Familie simpeln', wie Herr Petrigkeit verächtlich-schadenfroh berichtet. „Und scheren Sie sich endlich 'raus!" schreit Herr Petrigkeit das Haus-

Digitized by Google

mädchen an. „Ich habe nun bald genug von Ihrer suffisanten Miene hier!“

Am Faschingsdienstag ist Herr Petrigkeit, als er mit ihr allein in der Wohnung war, sehr zudringlich gegen sie geworden. Dolores hat sich nicht anders helfen können als durch die Abwehr mit einer Ohrfeige. Die kam ihr so urplötzlich aus dem Handgelenk — und noch viel stärker als beabsichtigt —, daß sie über den Riesenknall selbst ganz erschrocken war. Aber der Schreck, die Wut des Herrn Petrigkeit waren noch größer. Von den Bezeichnungen, mit denen er Minna traktierte, war die einer „Kuhmagd“ noch eine der milderen. Sollte sie den Schutz der Hausfrau anrufen, sollte sie kündigen? Gerade am andern Morgen gab Frau Petrigkeit ihr aus freien Stücken Zulage. Vielleicht war doch irgend etwas von ihrer Notwehr bis zu den Ohren oder dem Ahnungsvermögen der Hausfrau durchgesickert. Jedenfalls genießt Minna seit diesem Zusammenprall das ganz besondere Vertrauen von Frau Petrigkeit. Aber der verschmähte Bonvivant grollt ihr. Und seitdem hat auch das geheimnisvolle Dukatenmännchen seine Tätigkeit eingestellt.

Dolores hat sich um neun Uhr ins Kinderzimmer eingeschlossen und holt eine Reihe von Tagebuchaufzeichnungen nach.

Aber nach einer Weile hört sie die Küchenklingel anschlagen. Vielleicht kommt Tilde noch auf einen kleinen Plausch. Sie hängt ja so an ihr, die Verlobte des Kottbuser Reichswehrsoldaten. Leise begibt sich Dolores zur Küchentür und öffnet. Draußen steht Papa Scholz.

*

Es ist dem alten Herrn in den letzten Monaten miserabel ergangen. Er sieht arg reduziert aus. Rasiert ist er wohl seit zwei, drei Tagen nicht. Sein ‚Ramses‘-Schädel ist silberweiß geworden. Scholz färbt nicht mehr. Obwohl er, als letzten Glanz, noch immer den kurzen Sportpelz trägt: den Oberleutnant glaubt man ihm nun kaum mehr.

„Hunger!“ sagt er und schluckt. Er ist von seiner Notlage selbst gerührt.

Dolores sieht sich voller Verzweiflung um. Wenn sie hier in der Küche einen Gast aus den Vorräten der Speisekammer bewirtet und Herr Petrigkeit ertappt sie dabei, so gibt es einen bösen Auftritt. Sie muß den alten Herrn also verstecken — wie etwa die Köchinnen in abgeschiedenen Zeiten ihren Grenadier. Denn in seinem offenbar sehr schlechten Zustand kann sie ihn doch nicht bloß mit ein paar Mark Unterstützung abspeisen — sie muß und will ja auch mit ihm sprechen, von ihm hören.

Nun sitzt Ramses im Kinderzimmer und ißt mit einem Riesenappetit. In kurzabgerissenen Zwischenbemerkungen schildert er seine Lage. An den Mitscher-Stammtisch darf er nicht mehr; da hat irgend jemand gegen ihn gepetzt. „Und ich weiß nicht wer und ich weiß nicht was. Und das hat sich auch auf den Dämmerschoppen im Leistbräu übertragen. Es ist eine ganze Kamarilla. Seitdem überall geschlossene Türen. Niemand läßt sich mehr von mir versichern. Die Sekuritas hat mich verklagt, angeblich weil ... Aber das würde zu weit führen ... Dabei meine tausend guten Beziehungen, die doch anerkannte Tatsachen sind. Du weißt, ich kann, wenn es sein muß, durch den Stadtrat Voigt bis zum Oberbürgermeister vordringen, bis in die Ministerien!“ Sobald er halbwegs gesättigt ist und wieder ein Fläschchen Bier in sich fühlt, erwacht gleich wieder der alte Renommist in ihm. „Und sich vorzustellen: meine leibliche Tochter, für die ich alles —“ er schluckt — „wie ein Pelikan —!“

„Ach laß doch!“ fleht Dolores.

„Na ja. Und heute Dienstmädchen. Und hat studiert.“

„Ich studiere hier auch, Pa. Gestrichen bin ich zum Glück noch nicht aus der Matrikel. Zum Sommer hoffe ich ins Examen zu steigen.“

„Was studierst du hier, Dolores?“

Sie schließt ihre Schublade auf und zeigt ihm die blauen Schulheftchen. „Das soziale Leben, Pa. Gesehen aus der Froschperspektive eines Berliner Dienstmädchens.“

„Interessant. Fabelhaft. Ja, das hast du von deinem Alten Herrn, Mädel: sich nicht ins Bockshorn jagen lassen. Weißt du, wie ich bei Kriegsausbruch als ältester Landwehrmann wieder den gepackten Affen auf den Buckel genomen habe, da —“

„Ich kann dir grade nur den Rest von meinem letzten Gehalt geben, Pa. Für die Kollegiengelder sind alle Ersparnisse draufgegangen. Und gestern mußt' ich Schuhsohlen bezahlen. Man läuft schon was ab so im Dienst.“

„Das Dasein ist gespickt mit spitzen Häßlichkeiten, nicht nur auf dem Küchenboden. — Ich danke dir, mein Kind. Natürlich bekommst du deine Zechinen mit höchsten Zinsen von mir zurück. — Ich war vorhin nochmal in eurer alten Bude. Nicht wiederzuerkennen, das ganze Erdgeschoß neu, kein Kellerdurchgang mehr zu sehn. Und die gute Postulat ist zu ihren sämtlichen Vätern versammelt.“

„Tot?“

„Ich dachte nämlich: gehst lieber zuerst zu der treuen Seele und legst einen stillen Pump

Digitized by Google

bei ihr an, bevor... Effektiv, Dolores, es ging mir so kotzjämmerlich, daß ich mich am liebsten gar nicht vor dir zeigen wollte... Du mußt mir die Hefte mal zu lesen geben, Dolores, damit ich doch weiß, was du erlebt hast. Die Gemeinheit von Theo Bennewitz, sich da ins warme Nest zu setzen und sich den Deiwel um dich zu scheren — na, ich habe viel über ihn zusammengehört, verdammt viel. Nein, nein, mein armes Kind, ich will dich nicht kränken, nicht quälen."

Die Zimmerklingel schrillt. Dolores fährt auf und eilt den Korridor entlang.

Die Herren wollen noch Bier. Sie soll die große Kanne nehmen und aus der Wirtschaft drüben holen.

Ramses futtert noch immer unerschütterlich. Dolores gönnt es ihm. Sie gibt ihm also seine feste Instruktion und schließt ihn ein. Erst als sie wieder zurückkommt, hat Papa Scholz seinen wütendsten Hunger gestillt. Dolores befreit ihn nun aus seiner Gefangenschaft und begleitet ihn zur offenen Küchentür. „Ich bringe dich gleich hinunter, Pa —"

Da kommt nun aber schon Herr Petrigkeit polternd den Korridor entlang. „Was ist denn nur los? Wo bleiben Sie denn, Minna? Und ein Mordszug ist das hier. Wieder die Tür auf. Natürlich. Was für Besuch haben Sie sich da mitgebracht? Was ist das für ein Gentleman?"

„Ein — ein Herr Scholz. Er fragt nach Frau Postulat. Bei der hatten wir uns zuletzt getroffen. Die ist aber doch verstorben, nicht wahr? Da wollt' ich eben Herrn Petrigkeit bitten, ob ich vielleicht noch im kleinen Fernsprechbuch von der gnädigen Frau nachsehn könnte —"

Dolores ist keine Meisterin im Schwindeln. Wenn Herr Petrigkeit nicht schon sein gehöriges Quantum Bier und Gilka zu sich genommen hätte, so müßte er's merken. Er sieht einen Sportpelz, sieht, daß der späte Gast die Hacken zusammenschlägt, und hört eine schnarrende Stimme sagen: „Oberleutnant Scholz."

Herr Petrigkeit ist in Filzpariſern und kann die Höflichkeit nicht erwidern. „Na, denn treten Sie mal näher, Herr Oberleutnant. — Das sollen zwei Liter sein, Minna? Verdammt schlecht messen die da drüben. — Also die ist tot, die Frau Postulat? Merkwürdig. Na ja, da bedienen Sie sich man, Herr Oberleutnant. Das kleine Fernsprechbuch... Jotte doch, Minna, so tanzen Sie einem doch nicht vor die Beene herum!"

Besser und rascher als seine Tochter weiß sich Ramses in solch merkwürdige Situation zu fügen. Er holt sofort seine elegantesten Manieren als ehemaliger Vertreter der Sektfirma aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Auch um Themen ist er nicht verlegen. Ob Herr Petrigkeit — nicht wahr, pardon, Petrigkeit? — das Ergebnis von Mariendorf schon kennt? Trabrennen in Mariendorf! Und zwischen Jüterbog und Bitterfeld ist also das Flugzeug 213 —

„Besuch, Herr Klenke! — Was, da staunste! — Herr Klenke, Vertreter von Obronski, Leiser & Co."

„Oberleutnant Scholz, Mitarbeiter der Direktion der Sekuritas."

„Dritter Mann zum Skat!" stellt der Trikotagenreisende trocken fest.

„Soll ein Wort sein," sagt Herr Petrigkeit, der froh ist, daß er nun für den Rest des Abends schweigen kann. „Minna, drittes Glas! — Hier, mein Herr, zuerst mal 'ne Zigarre in die Physiognomie!"

Das Fernsprechverzeichnis wird von Ramses noch der Form halber zurate gezogen. Dann sieht er sich behaglich um und reibt sich die Hände. Den Sportpelz will er durchaus nicht ausziehen, er habe die Quadrille mitgeritten, bei Beermann, hernach zu rasch umgezogen, der Allerjüngste sei man doch auch nicht mehr.

„Minna, bevor Sie sich in die Klappe legen, stellen Sie noch den Magenbitter hierher, den Stonsdorfer, der bei mir auf dem Fensterbrett steht!" ordnet Herr Klenke an und fügt großmütig hinzu: „Ich bringe den Herrn dann selbst zur Haustür hinunter."

Minna gehorcht.

Die drei Herren trinken, rauchen, spielen. Man hört das Aufklatschen der Karten, hört ab und zu Husten oder Lachen oder einen kurzen, gereizten Fluch.

Dolores besitzt nicht die Seelenruhe, sich zu Bett zu begeben, gar zu schlafen. Soeben kommt die Anna heim. Ihr erster Gang ist der in die Speisekammer. Sie setzt sich dann noch in der Küche nieder und futtert. Hoffentlich hat sie den Raubzug in die Überbleibsel von der üppigen Mittagstafel nicht gemerkt. Die Hausfrau wird ja erst morgen früh die Bestände aufnehmen. Das Fest in der Ressource dauert bis drei Uhr. Vor halb vier ist Rose also nicht im Schlafzimmer zu erwarten. Sie wird dann noch hundert Dinge erzählen wollen. Jedesmal bringt sie einen Haufen bösartiger Nachreden mit — wollte man dem Klatsch Glauben schenken, dann gäbe es überhaupt kein anständiges weibliches Wesen in ihrem ganzen Umkreise. Dolores hilft sich meistens, indem sie tut, als ob sie einschläft.

Ein Mordslärm entsteht plötzlich da drü-

Digitized by Google

ben im Speisezimmer. Alle drei Herren schreien durcheinander. Die Stühle werden gerückt, einer der Stühle fällt zu Boden, ein Glas zerklirrt.

Dolores wagt sich zitternd in die Tür.

„Wer sind Sie überhaupt? Wie kommen Sie hier herein? Was für ein Oberleutnant? Herr! Sie mogeln ja! Ich sage, Sie mogeln!"

Der Vertreter von Obronski, Leiser & Co. steht mit erhobenen Fäusten vor dem Besuch im kurzen Sportpelz. Der Herr Oberleutnant a. D. Scholz sucht sich mit einem eisigen Lächeln in seine vornehmsten Allüren zu retten. „Ich brauche mir das nicht bieten zu lassen, aber der Klügere gibt nach, man hat eben seine gute Kinderstube oder man hat sie nicht. Beleidigungen gegenüber ist heutzutage der Gentleman leider wehrlos."

„Wer will Sie beleidigen? Niemand will Sie beleidigen," sagt der Hausherr mit schwerer Zunge, indem er die Karte, die Herr Klenke vom Boden aufgehoben hat, durch die Luft schwingt, „aber Sie müssen zugeben — das müssen Sie doch wohl zugeben, Herr, daß der Verdacht verdammt nahe liegt, daß Ihr letzter Gewinn —"

„Eher verzichte ich auf meinen ganzen Gewinn, als daß ich mir nachsagen lasse —"

„Gewinn is überhaupt nich, Männeken!" schreit Herr Klenke dazwischen.

Dolores preßt die Hände ineinander. „Ist denn — etwas geschehen?"

„Was geht das Sie an?" fährt Herr Petrigkeit auf. Die Ohrfeige fällt ihm plötzlich wieder ein. „Sie sind diejenige, die mir den ganzen Abend verdorben hat, die ganze — ganze Konfirmation, verstehen Sie!"

„Scheren Sie sich in Ihre Klappe!" schreit nun auch Herr Klenke. „Wir brauchen Sie nicht! Das ist hier Männersache, zum Henker!"

Herr Petrigkeit fürchtet die üble Nachrede im Haus. Das ernüchtert ihn. Man soll nicht herumtratschen, in seiner Wohnung sei falsch gespielt worden. „Spiel aus. Einsätze zurück. Ganz einfach."

„Ich habe zweiundfunfzig sechzig zu beanspruchen," beharrt Herr Klenke.

„Ich komme — für den ganzen Kitt auf!" erklärt der Hausherr mit einer runden, nicht mehr ganz sicheren Handbewegung.

„Denn is jut."

„Ich gehe nun also, meine Herren," sagt Ramses hoheitsvoll und schlägt den Pelzkragen hoch, die Hände in die Taschen des kurzen Paletots steckend, „ich bedaure das Mißverständnis und hoffe, Ihnen gelegentlich einmal beweisen zu können —"

„Bloß jetzt — Ramses halten!" rät Herr Petrigkeit. Er überläßt es Herrn Klenke, den dritten Mann vom Skat zur Haustür hinunterzubegleiten, und setzt sich, die Stirn in die Hände pressend. Nur ja schon im Bett liegen, wenn Muttchen heimkommt! Nur ja schon fest schlafen! Nur ja keinen Ton mehr sagen müssen! Fast demütig wendet er sich an Minna, die noch immer käseweiß in der Korridortür steht. „Nischt is jewesen, jar nischt, verstehen Sie. Bloß die Stiebel — ich glaube — die krieg' ich heute alleine nicht herunter!"

Nun muß Minna aber doch lachen. „Ja, Herr Petrigkeit, ich würde Ihnen gern helfen —, aber Sie haben doch gar keine Stiefel an!"

„Nicht? Merkwürdig. Na, an diese Konfirmation werde ich denken. Sie sind ein gutes Mädel, Minna. Ich war neulich etwas rauh gegen Sie, Minna, das ist so meine ostpreußische Art — aber der Kern ist nicht schlecht. Nacht, Minna! Licht ausdrehen! Da kommt Klenke zurück! Nur stille jetzt! Nischt is jewesen!"

Die plötzliche Verträglichkeit des Hausherrn ist Herrn Klenke verdächtig vorgekommen. Am liebsten möchte er die ganze Sache nun noch einmal unter vier Augen mit ihm durchsprechen. Als er ins Speisezimmer gelangt, um seinen Block und seinen Stonsdorfer zu holen, hat sich der Hausherr aber schon ins Schlafzimmer verfügt. Herr Klenke deutet in die Richtung, in der er verschwunden ist, und sagt zu Minna: „Ebensogut kann er gemogelt haben. Die zweiundfunfzig sechzig sind ihm jedenfalls nicht geschenkt. Aber wo er den verstorbenen Oberleutnant aufgegabelt hat — das ist mir ein Rätsel. Höchst verwunderlicher Zeitgenosse." Er erwartet von Minna keine Erwiderung auf seine Rede und schwankt in sein Zimmer.

Dolores hat das breite Fenster nach dem Hof geöffnet, damit der dicke Tabaksqualm abziehen kann, und hat das Licht ausgedreht. Im Dunkeln lehnt sie sich ans offene Fenster und blickt zum Nachthimmel auf. Sie möchte weinen, aber die Angst um den Vater zittert noch zu sehr in ihr, sie findet die erlösenden Tränen nicht.

Sie sucht ihr Bett erst auf, als sie die Tanzgesellschaft heimkommen hört.

★

An die Vorkommnisse dieses Abends bewahrt Herr Petrigkeit nur die dunkle Erinnerung, daß er Herrn Klenke zweiundfunfzig Mark und sechzig Pfennige schuldig geworden sein soll. Der dritte Mann verschwimmt ihm im Nebel von Patzenhofer und Gilka. Auch Herr Klenke kommt auf

Digitized by Google

den wüsten Spielabend und sein tumultuarisches Ende nicht mehr zurück, nachdem er sich mit dem Gastgeber auf fünfzig Prozent geeinigt hat.

Dolores hört und sieht nichts mehr von ihrem Vater. Sie hat nicht einmal seine augenblickliche Adresse. Das beunruhigt sie, denn sie kann mehrere Heftchen mit den Aufzeichnungen nicht finden und will bei ihm anfragen, ob er sie etwa mitgenommen hat. Sie möchte sie nicht verlieren, denn sie sind doch immerhin Niederschriften, die unter dem ersten frischen Eindruck entstanden sind. Für ihn aber haben sie ja kaum Interesse.

An einem Montagmorgen ruft Herr Petrigkeit aus dem Büro der Holzhandlung entsetzt bei seiner Frau an: ob sie die gestrige Sonntagsbeilage gelesen habe, worin sich die „Tagebuchblätter einer Perle aus dem Berliner Vogtland" befinden. „Die Namen sind durch Buchstaben ersetzt, aber sonst stimmt alles — wenigstens eine Menge!"

Es gibt ein hochnotpeinliches Verfahren im Hause Petrigkeit. Rose und Ede sind zum Glück über Wochenend zum Wintersport am Scharmützelsee, sonst würde es noch peinlicher sein. Aber im ganzen übrigen Haus hat sich's inzwischen herumgesprochen. Die Zeitung wandert von Küche zu Küche.

Um eine Stunde früher als sonst kommt Herr Petrigkeit heim. Es regnet dieselben Vorwürfe. Nur wird jetzt ganz unnötiger Stimmaufwand dabei getrieben.

Frau Postulat, an die man sich etwa halten könnte, um ein Exempel zu statuieren, hat dieses Schmerzenstal zu ihrem Glück schon verlassen.

Dolores kann sich natürlich vorstellen, auf welchem Weg ihre kulturgeschichtlichen Versuche in die Zeitung gelangt sein mögen. Papa Scholz hat sie vermutlich einem der Herren gebracht, an deren Stammtisch er früher hat verkehren dürfen, vielleicht Herrn Hullrich, dem Papierfabrikanten, der ihn zuweilen als Anekdotenerzähler auf die Jagd, d. h. zum Schüsseltreiben mitgenommen hatte ... Aber sie würde sich ja eher die Zunge abbeißen, als daß sie ihren Vater verriet ... Als Glücksfall empfindet sie's, daß Herr Petrigkeit das fatale Vorkommnis nicht sofort mit dem von ihr eingeschmuggelten Abendbesuch in Zusammenhang bringt, dem dritten Mann zum Skat.

Sie muß die furchtbare Sturmflut wehrlos über ihr Haupt ergehen lassen.

Ohne Kündigung entlassen, fristlos, zudem ohne Zeugnis, wird ihr's natürlich sehr schwer werden, sobald wieder eine Stelle zu finden. Sie wird sich ja nirgends auf ihre Tätigkeit in diesem Hause berufen dürfen.

Beim Kleinkohlenhändler an der Ecke kann sie ihre Sachen einstweilen einstellen. Sie sucht dann Tilde auf, um sich von ihr zu verabschieden.

Dabei erst fällt ihr Karl Döring ein.

Wenn der erfährt, was sie über ihn geschrieben hat, wird er in seinen Klassenhaß künftig gewiß auch sie einbegreifen.

Wäre nur erst die Auseinandersetzung mit ihm überstanden!

*

Tilde liest. Über ein paar Schilderungen muß sie herzlich lachen. „Wer hat das in die Zeitung eingerückt?" fragt sie. „Das hast du doch sicher einem Herrn erzählt, auf der Versammlung damals, und der hat es zu Papier gebracht, nicht?" Sie fühlt sich über ihr Porträt sehr geschmeichelt. Und daß Minna auch so nett über Fritz ausgesagt hat, macht sie geradezu glücklich. „Aber Karl Döring erfährt besser gar nichts davon, weißt du, er ist ja so schon empfindlich genug." Minnas Besorgnisse für ihr nächstes Unterkommen teilt Tilde durchaus nicht. „Nun hast du ja Bargeld in der Hand und kannst durchhalten, um in aller Ruhe etwas Passendes zu suchen. Und wenn der erste Schreck bei Petrigkeit vorbei ist, bittest du sie ganz einfach um Bescheinigung über deine Arbeitszeit, und dann lassen sie am Ende noch mit sich reden. Hauptsache, daß sie dir hineinschreiben: geschickt, fleißig und ehrlich. Du willst ja auch nicht ewig Stubenmädel bleiben. Ich möchte bloß einmal in die Zukunft gucken können: ob aus dir und Karl noch einmal ein Paar wird."

Nun ist Dolores fast so weit, die Freudin ins Vertrauen zu ziehen, aber sie schiebt die Beichte dann doch wieder hinaus: Tilde würde ja ihre Studienjahre sogleich als trennende Wand empfinden!

Zunächst soll sich Minna im Hospiz einquartieren, empfiehlt Tilde aus ihrer eigenen Erfahrung. Dort sei es billig und sauber —, freilich langweilig für solche Mädchen, die abends tanzen gehn wollen, denn die Hausordnung sei streng. Aber gerade darum fände man dort immer Platz.

Und schon am dritten Tag Wartens wird Dolores zur Vermittlungsstelle gerufen. Ihr Zeugnis von Frau Petrigkeit ist durchaus sachlich ausgefallen. Die Oberschwester fragt, ob sie für kürzere Zeit eine Vertretung annehmen wolle? Eine sehr feine Herrschaft suche ein zweites Hausmädchen, das eingestellt werden solle, solang das jetzige einen Näh- und Schneiderkursus durchmache. Ein älteres Fräulein, das mit der Oberschwester verhandelt, hat die im Lesezimmer versam-

Digitized by Google

melten Mädchen durch den offenen Schalter lange und genau gemustert und schließlich auf Dolores gezeigt. Vor allem werde Tadellosigkeit in moralischer Hinsicht gefordert, betont die Oberschwester.

Zwei Mädchen, die mit zuhören, stoßen sich unter dem Lesetisch an und kichern. „Da kommen Se zu 'ne janz verdrehte alte Schraube, Fräulein!" sagt die eine. „Ik warne Neujierige."

Dolores berichtet, was alles sie perfekt versteht.

„Sie sind erst seit kurzer Zeit in Stellung?" fragt das ältliche Fräulein. „Sie haben, wie ich merke, bessere Schulbildung."

„Die Hausarbeit soll für mich nur ein Übergang sein. Ich bin mittellos, muß mir alles selbst verdienen, und als Hausangestellte habe ich wenigstens keine Sorge ums tägliche Leben."

Die Pflichten, die sie übernehmen soll, werden von der Dame aufs genaueste umrissen. Es ist ein Fräulein von Lessemer. Sie steht dem großen Hausstand des Bankiers Stritt vor. Die Hausfrau ist kränklich und schonungsbedürftig. Kinder sind nicht vorhanden. Im Hause ist sonst nur noch ein erwachsener Sohn. „Der Dienst ist an sich nicht schwer. Aber unser Herr hat viele Repräsentationspflichten, es sind häufig Auslandsgäste da, bis zum letzten Angestellten wird da tadelloses Benehmen verlangt. Das Gehalt ist gut. Sie werden wohl auch manches Trinkgeld erhalten. Unsere Leute sind zum Teil schon viele Jahre da. Niemand geht aus Unzufriedenheit. Wechsel tritt nur ein, wenn ich wahrnehme, daß sich jemand nicht in den Geist des Hauses fügt. Es muß alles sauber bei uns sein. Sie verstehen? Schön."

Das ältliche Fräulein wirkt eher wie eine Schulvorsteherin als wie eine Hausdame. Es fehlt auch nicht der goldene Kneifer. Dolores ist fast versucht, wie früher als artiges Schulmädchen einen Knicks zu machen, als Fräulein von Lessemer ihr die Hand gibt, um den Abschluß des Dienstverhältnisses zu bekräftigen. „Und Ihr Vorname, Fräulein?" fragt ihre künftige Vorgesetzte, das Formular der Vermittlungsstelle noch einmal überblickend.

„Ich werde Minna gerufen," erwidert Dolores sofort.

„Gut, Minna, ich hoffe, daß Sie sich nett einfügen. Sie können sofort mitfahren. Ihre Sachen werden später abgeholt."

Draußen steht ein Auto. Fräulein von Lessemer gibt dem Chauffeur aus einer kleinen Liste noch ein paar Adressen und steigt ein. Minna darf links neben ihr Platz nehmen.

Ob dieser Bankier Stritt der ältere Bruder des berühmten Großindustriellen ist, in dessen Berliner Büro sie sich ebenso hartnäckig wie vergeblich um eine Anstellung beworben hat? Sie wagt das gestrenge Fräulein von Lessemer unterwegs nicht auszufragen, die Hausdame hat auch gar keine Zeit für sie, sondern fügt auf dem Klapptischchen vor ihrem Autoplatz Rechnungen aufeinander, addiert, trägt ein, macht sich neue Notizen. Es muß ein Riesenhaushalt sein, dem sie vorsteht.

*

Ein Riesenhaushalt allerdings. Aber nach dem kleinbürgerlich tumultuarischen Betrieb im Berliner Vogtland wirkt das Leben in dieser palaisartigen Villa geradezu feierlich still auf Dolores.

Dabei tauchen immer mehr Hausangestellte auf. Sie betrachten die Neue kritisch, begrüßen sie aber freundlich, von vornherein jede Vertraulichkeit ablehnend. Die Jungfer der gnädigen Frau und der weißhaarige erste Diener scheinen die vornehmsten Stellen innezuhaben. Die Hausmädchen sind diesem ersten Diener unterstellt. Mit dem Gärtner und dessen Gehilfen sowie dem Chauffeur kommt das eigentliche Hausgesinde kaum in Berührung. Minna bekommt vom ersten Hausmädchen gleich zu hören, daß ihre Vorgängerin, die Emmi, auf Kosten der Gnädigen in einen Ausbildungskursus geschickt worden sei. „Sie ist perfekt in allem und sehr gut zu leiden, nur im Nähen genügt sie für die Stelle bei uns noch nicht. Können Sie etwas Maschine nähen? Nun, für die kurze Zeit werden wir ja wohl auskommen." Nachdem sich zwischen die Hausdame und das zweite Hausmädchen zunächst der erste Diener als Zugführer eingeschaltet hat, ist es nur recht und billig, daß nun auch noch das erste Hausmädchen ihre Feldwebelrechte geltend macht. Es scheint hier im Hause eine militärfromme Überlieferung zu herrschen.

Aber schon in den ersten Tagen erkennt die neue Minna, daß über all diesen Vorgesetzten noch eine Generalstabsmacht thront, mit der es sich keiner verderben darf, selbst die Hausdame nicht: das ist die Köchin Frau Marie. Die ist als Küchenmädchen vor dreißig Jahren bei den Eltern des Herrn Stritt noch im Stadthaus tätig gewesen, allmählich dort zur ersten Köchin avanciert und nach Erledigung einer kurzen Ehe ununterbrochen hier draußen in der Grunewaldvilla tätig. Sie hat die große Medaille vom Vaterländischen Frauenverein und tyrannisiert das ganze Haus. Wenn sie Ärger hat und ihre Migräne bekommt, dann hilft selbst das Zu-

Digitized by Google

Bogenschütze. Bronzebildwerk von Prof. Fritz Behn

Digitized by Google

Digitized by Google

reden der gnädigen Frau nicht. In verzweifelten Fällen muß da Herr Stritt senior in die Küche kommen und ein paar leutselige Worte sprechen. Für den Hausherrn schwärmt Frau Marie. Er hat ja auch eine so weiche, musikalische Stimme. Dem etwas rollenden Bariton ist es bisher noch immer gelungen, Frau Marie zu besänftigen. Sie kocht hervorragend. Selbst bei Borchardt kann es der berühmte Koch nicht besser, der das Gehalt eines Ministerialrats bezieht.

Dolores fühlt sich in diesem gutgeregelten Haushalt wie im Himmel. Es tut ihr fast schon leid, daß die Stellung nur von so kurzer Dauer sein soll. Was ihr besonders wohltut, das ist die Achtung, die hier die Angestellten einander erweisen. Es gibt weder Zank noch Intrige. Etwas wie Stolz darauf, die übertragene Arbeit auf das korrekteste auszuführen, ist überall erkennbar. Dolores bemerkt, daß sie nicht nur von Fräulein von Lessemer, vom ersten Diener und vom ersten Hausmädchen überwacht wird —, nein, der ganze Regimentsstab scheint darüber wachen zu wollen, daß hier nicht etwa ein Element aufkommt, das sich nicht tadellos einzufügen gewillt ist. Sie scheint indes die große Prüfung bestanden zu haben.

Freilich ist noch ein zweites Examen durchzumachen: wie und wo verbringt sie ihre freien Abende?

Nicht daß man sie ausfragt. Nein, das soll sich bloß so gelegentlich in einem Gespräch ergeben. Es hätte nicht schlecht in den Stil des Hauses gepaßt, durchblicken zu lassen, daß sie ihren zweiten Ausgang im Lesesaal der Staatsbibliothek verbracht hatte, wo sie eine nationalökonomische Broschüre einsah. Aber man hätte das doch wieder als ein unvornehmes Sichaufspielenwollen auffassen können. Den einen oder andern freien Abend verbringt sie auch in ihrer Dachkammer, durch deren Fensterchen sie in die Wipfel alter Grunewaldbäume blickt. Sie muß ihre Ausstattung von Grund aus aufbessern, denn man geht hier tadellos angezogen. Die Arbeits- und Servierkleider, die von der Herrschaft geliefert werden, müssen alle passend gemacht werden, auch wenn sich's für sie nur um eine Vertretung von unbestimmter Dauer handelt.

Die Hausfrau und der Sohn des Hauses, der einen verkürzten Fuß hat und täglich von einem Arzt behandelt und massiert wird, sind vormittags im Erdgeschoß, dessen Säle und Zimmer Minna im Verein mit dem zweiten Diener aufzuräumen hat, nie zu sehen. Die kleine Familie versammelt sich erst um sieben Uhr, zum Essen, im kleinen Speisezimmer. Aber auch nur in den — seltenen — Fällen, daß weder Gäste erwartet werden, noch die Familienmitglieder zu Gesellschaften ausgebeten sind. Bei größeren Empfängen wird im oblongen Speisesaal serviert, der dem entzückenden Bibliothekzimmer in Sanssouci nachgebildet ist. Zuweilen sieht der Hausherr berühmte Musiker bei sich, mit denen er musiziert. Er selbst ist Meister auf der Bratsche. Von ihren Kollegen und Kolleginnen im Haus erfährt Dolores fast nichts über die Herrschaft. Beim Servieren von Kaffee, Tee und Likören, wo sich die Gäste in einzelnen Gruppen über das ganze Erdgeschoß verteilen, fängt man wohl diese und jene Einzelheit auf. So ist es in letzter Zeit in der Öffentlichkeit anscheinend viel besprochen worden, daß der Bankier Stritt ein ihm angebotenes Ministerportefeuille abgelehnt hat. Er habe erwidert: es genüge, wenn *einer* aus der Familie der Kritik aller Besserwisser im Vaterland ausgesetzt sei, er wolle als guter Haushalter still für sich weiterleben, der Öffentlichkeit immerhin auch in seinem Gewerbe nicht unnütz, und die wenigen Jahre, die ihm verblieben, gedenke er möglichst eifrig noch für seine Ausbildung im Quartettspiel zu verwenden.

Ein einziges Mal hat Frau Stritt das neue Hausmädchen ins Gespräch gezogen. Es ist eine feine, stille, liebenswürdige Vierzigerin. Ihr Leiden ist nervöser Art, sie ist dem Großstadtleben nicht so recht gewachsen. Langes Aufsein, Geselligkeit, viel Stehenmüssen, viel Sprechen, Unregelmäßigkeit in der Ernährung hat sie immer mit einigen Tagen Herzunruhe zu büßen. In ihren persönlichen Ansprüchen ist sie — an ihrem großen Reichtum gemessen — fast überbescheiden. Und anderseits fehlt ihr jeder Geiz. Der große Kummer ihres Lebens ist nicht das eigene Leiden — sondern das ihres Sohnes.

Unten auf dem großen Rasenplatz hinter der Villa übte Herr Doktor Herbert Stritt mit seinem Trainer Golfschläge. Die Mutter sah vom Fenster aus zu, während Dolores eintrat, um der Hausfrau in Abwesenheit der Jungfer die Nachmittagspost zu bringen. „Finden Sie nicht, daß der junge Herr den Fuß schon bedeutend weniger nachzieht? — Ach so, Sie sind es, Minna. — Sie haben es vor Weihnachten nicht gesehen. — Treiben Sie in Ihrer freien Zeit denn auch ein bißchen Sport, liebes Kind? Ich turne noch täglich und mache Atemgymnastik. Aber Sie halten sich ja sehr gut, Minna. Gewiß sind Sie auch eine begehrte Tänzerin?"

Dolores freut sich über den herzlichen, unbefangenen Ton und erwidert ebenso offen: „Als ich noch nicht in Stellung war, gnädige

Digitized by Google

Frau, habe ich Leichtathletik getrieben. Ich bin sehr ausdauernd im Schwimmen. Und im letzten Herbst hatte ich gerade angefangen, mich im Langstreckenlauf auszubilden. Das werde ich auch nie ganz aufgeben."

„Ein gesunder, schöner Körper ist die höchste Gnade, Minna."

Dolores hat seitdem das Gefühl, daß man sich dieser Frau unbedenklich anvertrauen könnte. Aber sie kommt leider viel zu selten in ihre Nähe. Und als Bittstellerin möchte sie sich auch gar nicht an sie heranwagen. Sie sieht ja die Berge von Briefen, die der Privatsekretär aus dem Bankhaus fast täglich mit der Hausfrau und Fräulein von Lessemer durchsieht. Die fremdesten Menschen schicken Bettelbriefe. Gesuche, die begründet sind, werden im Büro noch sorgfältig geprüft. Der Etat für Unterstützungen und Wohltätigkeit scheint in diesem Hause fast ebenso hoch wie der für die tägliche Wirtschaft. Dolores will sich jedenfalls ein freundliches Andenken hier sichern. Das Zeugnis, das sie bekommen wird, ermöglicht ihr fraglos den Aufstieg. Im Herbst kann sie sich dann vielleicht schon wieder selbständig machen.

Da ist es die Begegnung mit Doktor Herbert Stritt, die ihrer Schicksalskugel wieder einen neuen Antrieb, eine neue Richtung gibt.

*

Es läßt sich nicht länger mehr verheimlichen: Doktor Herbert Stritt hat ein unglückliches Liebesverhältnis. In seinem Zimmer stehn mehrere Bilder von einer wunderhübschen, vielleicht überschlanken und überzarten Blondine, einer Schwedin, die — nach der gymnastischen Gruppenaufnahme im Trikot zu schließen — einer jungen Tanzrhythmik-Gruppe anzugehören scheint. Quer über das große Bild im Ständerrahmen ist mit großen Buchstaben geschrieben: „Ihrem geistig beweglicheren Freunde die wohl nur körperlich beweglichere Ebba Sörensen."

Im vorigen Herbst, als der junge Herr Stritt aus Schweden zurückkehrte, war das Glück sehr groß. Aber im November kamen die Briefe mit der großzügigen Handschrift, die bisher aus Stockholm an Doktor Herbert gerichtet waren, aus Arosa. Den ganzen Winter über. Und im Hause Stritt wußte man: Ebba Sörensen ist lungenkrank. Dolores hört einmal, als sie in die Halle eintritt, Fräulein von Lessemer darüber mit einer Bekannten des Hauses sprechen. Die Damen gehen sofort zum Englischen über, das Dolores natürlich ebensogut beherrscht. „Es ist ein großes Unglück für die arme junge Dame, deren ganze Karriere ja auch in Frage gestellt ist, ein ebenso großes Unglück für Herbert, der das Mädchen tief und ehrlich zu lieben scheint — Sie wissen, daß er schon seines Leidens halber nie ein Springinsfeld war und daß man ihm ein bißchen Jugend und Sonne gegönnt hätte —, aber das größte Unglück ist es doch für Herberts Eltern. Was grämen und ängstigen sie sich, ihr Einziger könnte den Leichtsinn begehn, das Mädchen zu seiner Frau zu machen."

„Natürlich drängt auch sie auf die Heirat?" fragt der Besuch.

„Sie liebt ihn. Ach, Herbert hat mich damals ja zu seiner Vertrauten gemacht, mich gebeten, ihm und ihr zu helfen. Ihre Eltern sind nämlich ebensosehr dagegen."

„Ich denke, es ist eine kleine Tänzerin?"

Fräulein von Lessemer zuckt die Achsel. „Vielleicht zählt für sie der Reichtum des Hauses Stritt wirklich nicht mit. Vielleicht ist es ebenso die Verkrüppelung des jungen Mannes wie die Erkrankung ihrer Tochter — vielleicht sind es auch noch andere Gründe — kurz, es ist jetzt ein furchtbares Gezerre entstanden. Herbert hat es durchsetzen wollen, daß seine Eltern die junge Dame wenigstens für eine Woche in der guten Jahreszeit hierher ins Haus einladen, — aber wie können das Herr und Frau Stritt riskieren, angesichts der Ablehnung ihres Sohnes durch die Familie Sörensen?"

„Was soll nur daraus werden? Fügt sich Herbert? Hat er Ihnen nichts verraten?"

„Nichts. Das macht mich eben besonders verzagt."

Das Hauspersonal meidet jeden Klatsch. Aber alle wissen Bescheid. Und alle halten zu den Eltern, ob ihnen auch der Sohn des Hauses sehr sympathisch ist.

Herbert hat den durchgeistigten Kopf seines Vaters, auch seine großen, schönen, braunen, etwas melancholischen Augen und das schnebbenartig in die Stirn vorspringende Haar, das er meist ganz kurz abgeschoren trägt. Da der verkürzte Fuß ihn zu einem etwas hinkenden Gang zwingt, so hat er schon auf der Schule den Spottnamen Mephisto bekommen. Das Übel war auf einen ärztlichen Mißgriff bei der Zangengeburt zurückzuführen, der der Mutter ein zweites Wochenbett unmöglich und den einzigen Sohn zum Krüppel machte.

Offenbar weiß Herbert, daß die Angestellten eine geschlossene Phalanx gegen ihn bilden, seitdem auch seine frühere Erzieherin, Fräulein von Lessemer, gegen ihn eingeschwenkt ist. Nun hat er zufällig festgestellt, daß das neue zweite Hausmädchen, die Aushilfe für Emmi, Englisch versteht, und hält sie einmal an.

„Haben Sie für den Hochsommer schon

Digitized by Google

eine Stelle, Minna?" fragt er sie, als sie die frischgeplätteten Krawatten in sein Schrankzimmer bringt. Und da sie verneint: „Sie beherrschen fremde Sprachen? Waren Sie im Ausland tätig? Können Sie auch ein bißchen Schwedisch? Es brauchten nur eben die dreihundert Worte für den täglichen Verkehr zu sein."

Dolores schöpft Mut. „Ich könnte es lernen."

Prüfend sieht er sie an. „Also wissen Sie, wofür."

„Ich denke: ja. Bei Fräulein Sörensen eintreten. Nicht wahr?"

„Das ist es. Aber nicht als zweites Hausmädchen. Es wird kein erstes geben. Fräulein Sörensen braucht einen ehrlichen, verständigen, gebildeten Menschen in ihrer Nähe. Wenn Sie sie sehen, werden Sie gern bei ihr sein wollen. Sie brauchten auch keine Angst zu haben — Sie wissen, sie ist jetzt in einer Lungenheilstätte —, daß Sie sich anstecken. Das ist bei der modernen Hygiene ganz ausgeschlossen."

„Ich habe einmal einen Ferienkursus beim Roten Kreuz mitgemacht."

„Sie sind ja ein Unikum, Minna. Können Sie auch frisieren und ondulieren? Fräulein Sörensen trägt nämlich seltsamerweise keinen Bubikopf. Dafür hat sie aber auch das schönste Goldhaar, lang bis über die Hüfte, das Sie sich nur denken können. Wie in dem schwedischen Film die königliche Bauerntochter, wissen Sie. Würden Sie auch noch Frisieren lernen, Minna? Dann können Sie Fräulein Sörensen nach jeder Richtung hin betreuen, solang sie hier in Berlin sein wird. Und vielleicht findet sie Gefallen an Ihnen und nimmt Sie auf Reisen mit."

„Es täte mir nur leid, Herr Doktor, wenn Ihre Frau Mutter mir es übelnähme."

Ein Schatten huscht über sein froh gewordenes Gesicht. „Meine Mutter. So. Hat sie denn mit Ihnen . . . Das ist doch nicht denkbar."

Dolores hebt die Schultern. „Mit mir hat niemand darüber gesprochen. Aber ich bin doch nun einmal in vieles eingeweiht, weil ich die fremden Sprachen verstehe, die man benutzt, wenn die Bedienung eintritt."

„Sie tun kein Unrecht, Minna. Meine Mutter wird die allerletzte sein, die Ihnen auch nur den geringsten Vorwurf machen wird. Dafür stehe ich ein."

„Dann sehe ich keine Schwierigkeit, Herr Doktor."

„Über Gehalt und alles sprechen wir noch, Minna. Auch über den Zeitpunkt." Er nickt ihr zu, geht, bleibt aber wieder stehen. „Wenn Sie mir irgend etwas zu sagen haben, Minna, dann kommen Sie nie hier herauf, denn das würde auffallen. Am besten unten im Flur, wenn ich zum Golf gehe. Sie können es schlimmstenfalls auch Herrn Doktor Berth ausrichten, der ist eingeweiht."

„Doktor Berth — jawohl." Ihre Stimme ist unmerklich ins Schwanken geraten: da Conny Berth hier auftaucht, muß sie fürchten, daß auch sein Intimus Theo Bennewitz sich demnächst im Hause Stritt zeigen wird.

*

Dolores hat nun wieder ein bestimmtes Ziel vor Augen. Das Sprachenstudium ist ihr schon auf der Schule leicht gefallen, also kauft sie die schwedischen Selbstunterrichtsbriefe und benutzt die Abende und die Zeit der Ausgänge zum Lernen. Über ihr langes Schweigen ist Matilde indes sehr traurig; sie besucht die Freundin einmal an einem Sonntagabend. Aber das ist eine ziemlich umständliche Angelegenheit hier: im Torgebäude wird man vom Pförtner ausgefragt, dann schlagen die Hunde an, sobald die Schritte auf dem Kiesweg knirschen, der zweite Diener erscheint am Seitenaufgang, vom Pförtner inzwischen telefonisch unterrichtet, und meldet durchs Haustelefon weiter ans erste Hausmädchen . . . Und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Fräulein von Lessemer zufällig die Treppe des Betriebsgangs benutzt, wenn sich bei einem der Hausangestellten ein neuer Besuch blicken läßt . . . Endlich ist Tilde aber oben in Minnas kleinem Giebelstübchen. Sie findet es hier, sie weiß nicht warum: „wie in einer Schiffskoje".

Zwischen Ostern und Pfingsten hat Tilde wenig Nebenverdienst, es sind zu viel Herrschaften nach dem Süden gereist. Um für ihre Aussteuerkiste zu hamstern, näht sie Hauswäsche. Übernächsten Sonntag kommt nun Fritz wieder auf Urlaub. „Karl Döring hängt jetzt schon jeden dritten Tag am Telefon und fragt, wann wir wieder einmal alle vier zusammen ausgehen werden, — was soll ich ihm sagen, Minna?"

„Daß ich leider gar keine Zeit hab'." Dolores vertraut ihr die Aussicht an, die ihr winkt, zeigt ihr die schwedischen Briefe, spricht ihr auch schon ganz geläufig ein paar Sätze vor.

„Mädel, du bist ja ein Genie! Und da wirst du dann in Schweden bleiben?"

„Ich weiß noch gar nichts Genaues."

„Und lernst bloß so auf gut Glück?"

„Irgendwie und irgendwo im Leben kann man so etwas ja immer gebrauchen."

„Ich werde noch einmal ganz stolz auf

Digitized by Google

dich sein, Minna!" sagt Tilde begeistert. „Ich könnte so was ja nie. Ja — in feinen Handarbeiten hätt' ich's auch zu etwas Höherem bringen können, wenn ich die Gelegenheit zur Ausbildung gehabt hätte. Aber mit dem Geistigen hapert's bei mir. Und so ganz allein sich hinsetzen und eine Sprache auswendig lernen, das muß haarig schwer sein. Fritz muß jetzt im Ausbildungskurs richtig deutsch sprechen und schreiben lernen, du, und das wird ihm sauer genug. Ich weiß so oft selber nicht, ob es mir oder ob es mich heißt. Und schrecklich, wenn sie dann alle lachen, die es richtig können. Karl Döring bekommt ja immer einen roten Kopf darüber. Ja, du, Minning, und was wird Karlemann sagen, wenn du ans Auswandern denkst?"

Dolores seufzt. „Ich bin Karl Döring wirklich gut, Tilde, aber es wäre wohl besser, er hätte mich nie gesehn."

„O —! Du hast einen Bräutigam?"

„Nein, nein, Tilde. Aber für ein Techtelmechtel von ein paar Wochen sind wir beide nicht geschaffen. Und ans Heiraten ist ja nicht zu denken."

„Du, er bringt es sicher noch mal weiter. Ich sage, er gehört in die Politik. Da kann ein Kopf, wie er, viel erreichen. Parteisekretär und dann Regierungsrat oder so etwas. Du, Minna, da hättet ihr einmal Dienstwohnung. Ach, ich kann mir dich ganz gut vorstellen. Weißt du, bei Ehrenkamps neulich, bei dem großen Tee, da war die Frau von einem Minister, die hat auch als Hausmädchen angefangen. Und wie sie jetzt alle um sie herum sind! — Na, Minna, hast du keine Traute?"

„Du tätst mir einen großen Gefallen, Tilde, wenn du ihn so sachte darauf vorbereiten wolltest, daß es zwischen uns nichts werden kann."

„Ach, wird ihm das an die Nieren gehn, Minna!"

„Aber es muß, es muß sein."

„Er wird bloß nicht glauben wollen, daß kein anderer dazwischensteht."

Noch mehrmals ruft Tilde in den nächsten beiden Wochen bei ihr an und dringt in sie, sie möchte Karl Döring wenigstens noch eine einzige Gelegenheit geben, selbst mit ihr zu sprechen. So willigt sie denn endlich ein.

*

Inzwischen ist es Frühling geworden und der wundervolle, große Garten, der zu der Strittschen Riesenvilla gehört, entfaltet alle seine Prächte. Den ganzen Tag, von früh an, ist der Gärtner mit seinen beiden Gehilfen tätig. Fast ununterbrochen hört man die Mähmaschine auf den Rasenplätzen oder man hört Kies harken oder die Regenanlage rauschen.

Für den Sohn des Hauses ist der Teil des Parks, der an die noch unbebaute Grunewaldseite grenzt, als Golf-Übungsplatz hergerichtet. Es sind freilich nicht alle achtzehn Löcher vorhanden, dafür würde das Grundstück nicht ausreichen, aber mehrere Greens in verschiedener Höhenlage sind da, sehr schlau angelegt, um sich für schwierige Abschläge zu trainieren. Herberts Gesundheitszustand verträgt nicht alle Tage das stundenlange Stehen auf dem weiten Klubplatz draußen in Wannsee; hier sind ihm überall Korbsessel ins Grüne gestellt, wo er kurze Sitzpausen einlegen kann.

Nun besuchen ihn hier auch seine Klubfreunde gelegentlich für ein Spiel mit den lokal bedingten Ausnahmeregeln. Dolores paßt voller Spannung auf. Theos Name ist noch nicht genannt worden. Aber Doktor Conny Berth hat mit dem Sohn des Hauses schon öfters geübt.

„Nehmen Sie rasch das Tablett, Minna," weist die Köchin Frau Marie sie eines Morgens an, „und bringen Sie's den jungen Herren auf den Golfplatz hinaus, sonst fahren die wieder ohne Frühstück ins Geschäft!"

Die Bedienung im Garten ist Sache des zweiten Dieners, der augenblicklich die Halle bohnert. Minna wäre für Frau Marie ein für allemal erledigt, wenn sie jetzt auch nur einen kurzen Blick in die Richtung der Halle riskierte. Also nimmt sie besinnungslos das Tablett mit Yoghurt, Obst, zierlichen belegten Brötchen, Tellern, Bestecken, Fingerschalen und Servietten in beide Arme und begibt sich, mit etwas unsicheren Knien, über die rückwärtige Freitreppe in den Senkgarten, in dessen äußerster Ecke sich eines der Golflöcher befindet. Der Trainer will den beiden jungen Herren gerade den vorbildlichen Schlag zeigen — aber die Dazwischenkunft des Hausmädchens, das Tellerklappern lenkt ihn ab, und der Ball saust nicht über den kleinen Tempel und die drei Parkfeuer-Rosenbüsche hinweg auf das letzte Golfgreen, sondern endigt irgendwo auf dem gelben Kies eines Fußweges.

„Kleine Unglückskatze!" sagt er auf Englisch und steckt den Schläger in den Sack.

Die jungen Herren amüsieren sich über seinen Zorn. Es ist Zeit aufzubrechen. Sie sind beide im Bankhaus Stritt tätig, haben seit Ostern aber ihren ersten Dienst am Schalter schon erledigt und werden soeben in die Verwaltung eingeweiht, die ihre Bürostunden etwas später beginnt, oft allerdings auch erst tief in der Nacht beendigt.

Digitized by Google

Dolores präsentiert das kleine Frühstück, die Herren bedienen sich im Stehen. „Danke, Minna; aber sagen Sie Frau Marie, sie habe es durchaus darauf abgesehen, meine moderne Linie zu zerstören."

Doktor Conny Berth hat einen Augenblick gestutzt, als er über dem Tablett in das frische Mädchenantlitz sieht; die blauen Augen mit den dunkeln Wimpern erinnern ihn an irgendwen. Aber das Hamburger Häubchen nivelliert doch wieder so sehr, daß die Ähnlichkeit ihn nicht weiter festhält. „Warum läßt sich Findeysen nie mehr draußen in Wannsee sehn?" wendet er sich an den Sohn des Hauses. „Er war doch drauf und dran, Champion zu werden."

Herbert lächelt. „Drüben bei Stritt-Kohle führt man nicht so ein Bummelleben wie bei Stritt-Bank. Dort wird wahnsinnig gearbeitet, mein Herr: der Tag hat siebzehn Stunden für den Chef, vierzehn für die Unterchefs, elf für die Direktoren — und acht bloß für solche Durchschnittsköpfe wie dich und mich, die von der Mutter Natur stiefmütterlich begabt sind."

„Ich bin von Natur aus nicht so harmlos, teuerster Herbert, daß ich deinen Mephistoschädel für solche Lästerungen nicht gelegentlich einmal ganz kaltblütig mit dem Golfschläger erledige."

„Ich zittere vor Angst, Conny. — Da, nun zittert Minna auch schon. Sie fürchten doch nicht etwa, Minna, daß Sie hier Zeugin eines entsetzlichen Blutbads sein müßten, wie? Keine Bange. — Mister Smith, nehmen Sie nichts mehr? Dann bringen Sie alles wieder hinein, Minna. — Danke, Minna." Indem er sich umwendet und sie an sich vorbei läßt, setzt er in leiserem Ton hinzu: „Lernen Sie wirklich schon Schwedisch, Minna?"

„Ich bin bei der dritten Lektion."

„Bravo!" Er schwenkt den Apfel, den er zurückbehalten hat, plötzlich sehr frohgestimmt, fast ausgelassen, und wirft ihn mit überraschender Kraft hoch in die blaue Luft zwischen den Grunewaldkiefern — und fängt ihn dann, ein paar Schritte weiterhumpelnd, mit ebensolcher Geschicklichkeit auf. Zur Erklärung sagt er: „Manchmal wette ich mit mir selber. Diese Wette habe ich gewonnen."

„Und der Einsatz, Herbert?" fragt Berth. „Natürlich tiefstes Geheimnis?"

„Ach, Conny," sagt der glückliche Gewinner, mit dem Apfel weiterjonglierend, während sie zu dritt ins Haus gehn, „als ob es für mich im Leben noch einen anderen Einsatz gäbe!"

Dolores hört, während sie zusammenräumt, gerade noch die nächsten Reden.

„Übrigens hab' ich's jetzt aufgegeben, Herbert, den Bennewitz herzubringen. Da du eben von Einsatz sprichst: er ist ja geradezu besessen. Tatsächlich hat er den Ehrgeiz, ein zweiter Nurmi zu werden."

„Hat er seinen Doktor inzwischen gebaut?"

„Hat er. Aussicht ist auch vorhanden, daß er in der Charité ankommt. Aber irgendwie ist ein Stachel in ihn geraten."

„Seitdem Frau Lu mit der ‚Resolute' die Weltreise macht?"

„Es mag zeitlich so ungefähr zusammenfallen. Er sagt, er wolle nicht nur so ein Feld-, Wald- und Wiesendoktor werden. Auf irgendeinem Gebiet müsse sich heutzutage jeder Mensch hervortun."

„Als ob es unter den allzuvielen Spezialärzten nicht schon wieder tausend Unterspezialisten gäbe."

„Es reizt ihn wohl nicht einmal, einer von dieser Million zu werden. Von früh bis spät trainiert er für den Hundertmeterlauf. Etwas ganz Außerordentliches muß es sein, unter dem tut er's nicht. Es ist schon krankhaft. Ich habe ihn gewarnt. Er sieht hundemager aus . . ."

Das ist nun seit Wochen das erstemal, daß sie Theos Namen aussprechen hört. Sie zerpflückt bei sich jeden einzelnen Satz.

Also in Theo ist doch ein Stachel zurückgeblieben? Es drängt ihn, irgendwie sich auszuzeichnen? Es genügt ihm nicht, auf Kosten seiner schönen Gönnerin bequem in seinen Beruf hineinzugleiten? Nein, der Ehrgeiz hat ihn gepackt, auch noch aus eigener Kraft etwas zu erreichen! Etwas Besonderes! Bloß um der schönen Frau Lu zu imponieren? Oder vielleicht, weil er sich vor der ehemaligen Kommilitonin und Freundin schämt?!

Ein leichtes Gebiet hat er sich nicht ausgesucht. Im Hundertmeterlauf mit in die Spitzengruppe zu kommen, das erfordert eine ungeheure Anspannung der Muskeln und der Nerven. Wer außerdem noch einem Beruf genügen will, gar einem so komplizierten, wie es der ärztliche ist, der hat dann nur wenig Feierstunden.

Dolores ist froh gestimmt. O, sie findet, daß Theo sich jetzt gar nicht genug Arbeit und Pflichten aufpacken kann.

. . . Oder trainiert er jetzt nur deswegen so angespannt, weil Frau von Holleyn sich auf ihrer großen Schiffsreise befindet und ihn nicht weiter in Anspruch nimmt? . . .

Das Zittern steckt Dolores noch immer in den Knien.

‚Ich bin doch nicht eifersüchtig?!' sagt sie zu sich. (Fortsetzung des Romans folgt)

Digitized by Google

Stresemann und Weimar

Von Rochus Freiherrn v. Rheinbaben

In einer von Stresemanns letzten Unterhaltungen mit mir kam wieder sein wehmütiger Wunsch zum Ausdruck, noch einmal unerkannt durch Weimar zu wandern, noch einmal als Mensch zu der großen Menschlichkeit Goethes zu sprechen, an ihr sein eigenes Leben, sein Tun und Lassen zu prüfen.

Goethe hat Stresemann durch sein ganzes Leben begleitet. In der umfassenden Welt goethischen Geistes, der Weimarer Humanität, fand er in allen Altern seines Lebens wie jeder echte Deutsche den Spiegel seiner eigenen Seele und seiner Auffassungen. Goethe war ihm Spiegel; er war ihm Maßstab für das, was deutscher Art gemäß wäre, denn er fand in der weit vorausschauenden Prophetie Goethes schicksalmäßig den Weg bestimmt, den Deutschland geistig und letzten Endes auch politisch zu gehen hätte.

Der Normaldeutsche wird in der Schule mit dem „Erlkönig", mit goethischen Zitaten als Aufsatzthemen, mit törichten Vergleichen der verschiedenen Iphigenien, mit Charakterschilderungen einzelner Goethe-Helden geplagt, so daß es erst eines oder mehrerer Jahrzehnte nach seiner Schulzeit bedarf, bis er Goethe als Präzeptor vergessen hat und wieder in eine innerliche Stellung zu dem Olympier von Weimar kommt.

Anders bei Stresemann. Bei der geistigen Regsamkeit und wirtschaftlichen Begrenztheit seines elterlichen Hauses bedeuteten ihm die klassischen Epochen deutscher Geschichte und deutscher Literatur ein Erlebnis. Was ihm die engen Straßen der Großstadt nicht geben konnten, was ihm auch die wenig gesuchte Kameradschaft mit gleichaltrigen Kindern und jungen Menschen nicht ersetzte, das fand er im Sinnen und Träumen über vergangene Zeiten. In dem curriculum vitae, das er am Ende seiner Schulzeit verfaßte und das weit über den üblichen Rahmen einer solchen von der Schule verlangten Darlegung hinausgeht, indem es ein freimütiges Selbstbekenntnis darstellt, geht er sorgfältig auf die Bedeutung ein, welche die Literatur für die Formung seines Geistes und seines Wesens gehabt hat. Aus der Fülle der Eindrücke, die ihm das Andreas-Realgymnasium vermittelte, ist Goethe bei weitem der stärkste geblieben und hat im Laufe seines Lebens alle anderen überstrahlt. Goethe wurde ihm Maßstab der Größe.

Eines mag vorweggenommen werden: Im Gegensatz zu der Generation, die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts blühte, für die Gregorovius und Burckhardt, Dante, Raphael und Michelangelo sowie die griechische Plastik Maßstab für Form und Inhalt alles wahrhaft Edlen war, blieb Stresemanns Liebe zu Kunst und Literatur fast ausschließlich auf Deutschland begrenzt. Soweit ich mich erinnere, war er nie im klassischen Italien, und ich habe nicht gehört, daß er nach italienischer Kultur besondere Sehnsucht verspürt hätte. So war auch die Epoche Goethes, die sich mit römischer und griechischer Klassik beschäftigte, die am wenigsten wichtige für Stresemann. Er sah in Goethe in erster Linie den Deutschen, den Menschen des Faust und Mephisto, der beiden urdeutschen Gestalten. In seinen Reden finden sich goethische Worte schon zu der Zeit, als er noch der „Wirtschaftspolitiker" war und niemand vermutete, daß sich aus dem kleinen Syndikus der sächsischen Industrie ein europäischer Staatsmann entwickeln würde.

In dem Tagebuche seiner amerikanischen Reise, das nur Notizen enthält, die er stichwortartig für sich mit Bleistift gemacht hat, um sie später auszuwerten, finden sich zwischen Bemerkungen über Technik und Industrie, über Deutschtum, Sozialismus, Städtebau immer wieder Hinweise auf goethische Ahnungen. So gibt ihm Goethe oft den Schlüssel zum geistigen Verständnisse materieller Entwicklungen.

*

Die Periode tiefen, eigenen Forschens in Goethe beginnt aber eigentlich erst im Kriege. Und zwar ist bezeichnend, daß Stresemann hier auf dem Wege der Politik zu Goethe gekommen ist, wie er so oft auf dem Wege der Literatur zu politischen Problemen gelangte. Mitten im Kriege, als das „Gott strafe England" und der Haß gegen Frankreich in Deutschland zur Weißglut gekommen waren, hielt Stresemann im Herrenhause einen Vortrag über Napoleon. Er betonte darin, daß wir Napoleon falsch

Digitized by Google

sähen, lediglich vom preußischen Standpunkte aus, nur als den Unterdrücker, den Menschen, der von Krieg zu Kriege getaumelt wäre, besessen von einer sinnlosen Eroberungslust, die Gottesgeißel der Menschheit. Mehr noch als mit preußischen sähen wir Napoleon mit englischen Augen. Denn der Hauptkampf Napoleons habe sich gegen die Übermacht Englands gerichtet, das den Franzosen ihr Kolonialreich nicht lassen wollte. Napoleons Ziel sei auf die Formung eines kontinentalen Europa gerichtet gewesen, um das geeinte Festland in den Kampf gegen England zu führen. Diese Einigungsbestrebungen hätten Napoleon in Recht, Verwaltung, Verkehr wertvolle Aufbauarbeit leisten lassen und ihn vor allem dazu getrieben, mit einem großen Teile deutscher Kleinstaaterei im Reichsdeputationshauptschluß aufzuräumen.

Über Napoleon kam Stresemann zu Goethe zurück. Gerade weil er Goethe als einen durchaus deutschen Menschen empfand, mußte ihn die Frage fesseln, was Goethe, der in „Hermann und Dorothea" mit dem deutschen Volke gelitten hatte, an der Persönlichkeit Napoleons, auch in seinem politischen Wirken, in so hohem Grade fesselte. Wir finden hier wieder, wie so oft in Stresemanns Leben, eine Verbindung von Geschichte und Literatur, die sich letzten Endes umwertet in Erkenntnisse für seine eigene Zeit.

Stresemann war der Ansicht, daß die Weltgeschichte Wiederholungen liebe, soweit man die Wiederholung nicht in Kleinigkeiten, sondern in den grundsätzlich immer gleichbleibenden Gesetzen über Aufstieg und Niedergang menschlicher Gedankengänge, über Werden und Vergehen der Völker erkennen will. „Goethes Werke," so führt Stresemann in einem seiner Aufsätze aus, „sind deshalb so unvergänglich frisch, weil sie das Symbol des ewig währenden, immer wiederkehrenden Wechselspiels der Leidenschaften der Völker und Menschen sind und darum in jedes Jahrhundert und jedes Jahrtausend passen; so wie sein Faustwerk nach seinen eigenen Worten dreitausend Jahre Zeitgeschichte umspannt, so sind die Gedanken seiner Werke Ewigkeitswerte. Und doch ist der Geist von Weimar, so weltumspannend er in seinem Wesen und Denken ist, innerlich ein deutscher Geist. Gerade gegenwärtig können wir so manches tief nachempfinden, was in den Dichtungen der revolutionären Zeit der damaligen Epoche Gestaltung gewann. Ist doch die Zeit von 1789 bis 1815 der heutigen unendlich verwandt. Revolutionen durchsickerten die Völker, immer bereiter Kampf oder mindestens Kriegsdrohung war an der Tagesordnung. Reiche stürzten oder wurden neu geschaffen, alles war in Bewegung und Umsturz, nichts Feststehendes schien Gewähr für die Dauer zu geben. Wie damals empfinden wir heute das Leben in einer Zeit, in der die Grundgesetze sich lösen der festesten Staaten und der Besitz sich trennt vom alten Besitzer. Man lese heute ‚Hermann und Dorothea' und man beantworte die Frage, ob die Werke Goethes deutsches Wesen in sich atmen und ob das Jahrhundert, das vergangen ist, in seiner Entstehung irgend etwas genommen hat von der Frische der Empfindung, in der sie heute wie damals wie eine Erhebung auf uns wirken."

*

In der ersten Zeit nach der Revolution, als Stresemann selbst im Innern zwiespältig war, sich gefühlsmäßig zurücksehnte nach dem alten Kaiserreiche und gleichzeitig die Notwendigkeit erkannte, einen grundsätzlichen Neubau des Reiches vorzunehmen, wie er ihn selbst schon in den Jahren des Kaiserreichs entschieden vertreten hatte, vertiefte er sich in jenen Goethe, der gleichzeitig ein treuer Freund seines Fürsten war, ein guter Deutscher, ein Bewunderer Napoleons und doch weit über seine Zeit hinausschaute zu neuen Entwicklungen, unbeirrbar um die Ereignisse des Tages, unbeirrbar auch um das Nichtverstehen seiner eigenen Landsleute.

Das grundsätzlich Konservative, das ihm eigen war und aus seinem Werden erklärlich ist, verbunden mit der freien und freiheitlichen Gesinnung und dem Drang zur gestaltenden Mitarbeit am Staate, hat Stresemann in den ersten Jahren nach der Revolution innerlich viel zu schaffen gemacht. Deshalb hat er wohl am sorgfältigsten Goethes Stellung in der Zeit von Deutschlands tiefstem Unglück durchforscht. Es ist nur eine Vermutung von mir, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Goethes Gabe, in den Kämpfen der napoleonischen Zeit, in der Unruhe, in dem Zerfall der Reiche, in dem Zerfall Europas neue bessere Entwicklung seherisch zu erblicken, gefühlsmäßig dazu beigetragen hat, nach ähnlichem in der Zeit unserer Entwicklung zu suchen.

Daß der Weltkrieg und die revolutionäre Bewegung mit ihren unmittelbaren Folgen nur Zeitabschnitt, nicht Zeitwende war, hat Stresemann schon während des Krieges ausgesprochen, denn er sah bereits damals die tiefe Umwälzung im geistigen Leben wie in der politischen Welt. Goethe empfand die

Digitized by Google

Freiheitskriege nicht als heiße Freude, wie sie in Preußen empfunden wurde, weil ihm die russische Hilfe gefährlich erschien, wie sie sich ja später unter Alexander I. und dem geistig verwandten Metternich für Deutschlands geistige Entwicklung tatsächlich als gefährlich erwiesen hat. Europäisch und weltpolitisch gedacht sehen die Freiheitskriege anders aus als vom preußischen Standpunkte, und wer die damalige Kleinstaaterei in Deutschland sah, wer bedachte, in welcher Weise die Rheinbundfürsten, je nachdem der Wind wehte, sich einstellten, der mußte erkennen, daß jetzt der napoleonische Druck unser Erzieher zur Einheit war.

Die Auffassung, daß die Schuld der Staatsmänner und Völker in der Geschichte gesühnt wird, um so neue Kräfte zu neuem Werden zu lösen, teilte Stresemann mit Goethe. So suchte er in dem Goethe der Freiheitskriege, in dem Bewunderer Napoleons und in dem deutschen Goethe den Glauben daran, daß auch die Not, durch die das Deutsche Reich in Krieg und Revolution ging, ihren Sinn haben müsse für eine neue, bessere Zukunft. Aus dieser Erkenntnis erwuchs ihm die Pflicht, solchen kommenden Dingen nachzuspüren und sie nach Kräften selbst zu fördern.

Der Versuch Napoleons, Europa zu einigen und das Europäertum Goethes führten die beiden Größten dieser Tage zusammen. Ihre Zusammenkunft in Erfurt am 2. Oktober 1808 bildete für Stresemann den Schlüssel zum geistigen Verständnis ihrer Kongenialität, bildete gleichzeitig die geniale Vorausahnung der Entwicklung, die ein Jahrhundert später wieder in Fluß gekommen ist.

*

Je stärker die Not der Entwicklung, um so größer das Sehnen nach einer Befreiung im allgemeinen großen menschlichen Rahmen. Damals wie heute. In dieser Weimarer Geistigkeit suchte Stresemann seine Bestätigung. Er selbst legte, als er sich nach der Ermordung Erzbergers im August 1921 aus der Unruhe der Zeit auf einige Tage nach Weimar zurückzog, ein Bekenntnis dahin ab: daß im Aufblick zu dem Sternenhimmel, im Gedanken an die Harmonie des goethischen Lebens eine leise Hoffnung auf den Sieg der Harmonie des Lebens des einzelnen im Zusammenleben des Volkes und vielleicht in weiter, weiter Ferne im geistigen Verstehen der Völker keime.

Noch in einer anderen Hinsicht fühlte sich Stresemann goethischem Wesen verwandt. Das war in dem starken Sinn für Symbolik. Das Wort: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!“ galt für Goethe im höchsten Sinne für seine Religiosität. In der Ehrfurcht sah Goethe die höchste Ahnung wahrer Religiosität, das bedeutete ihm gleichzeitig, daß die letzten Dinge durch geweihte Symbole allein auszudrücken seien.

In einem Vortrage im „Deutschen Bühnen-Club“ — „Rätsel um Goethe“ —, der sich mit dem verloren gegangenen dritten Bande zu „Wilhelm Meister“ befaßte und die Symbolik Goethes in seiner Eigenschaft als Freimaurer berührte, ist Stresemann dem religiösen Menschen Goethe vielleicht so nahe gekommen wie selten einer seiner Erklärer.

Er konnte ihm nahekommen, weil er selbst goethischem Wesen nahekam in dem Sinne, wie dieser sein Gartenhaus aufgefaßt wissen wollte: in der Anlage, in jeder Stufe, jedem Stein von symbolischen Beziehungen:

„Blick' auf! Hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der heilige Tempel da.“

Bei alledem hat sich Stresemann immer dagegen gewandt, daß der Geist von Weimar im Gegensatz stünde zum Geiste von Potsdam. Auch hier allerdings fand er das Gleichnis auf dem Friedhof zu Weimar, als ihm dort ein Grabmal in der Form des Eisernen Kreuzes mit gekreuzten Schwertern die Erinnerung weckt an die Kämpfe, in denen Preußen das deutsche Banner vorantrug und Weimar unter Karl August ihm treulich Heeresfolge leistete. Aber wie ein Heldenlied erklingen Stresemann die Worte des Grabsteins:

„Soldat schon im Knabenalter kämpfte er für sein Vaterland in vier Kriegen gegen die französischen Heere. Den Künsten des Friedens war sein Leben gewidmet, als die Waffen ruhten, bis zum Tode schlug sein Herz für Preußen und seinen König.“

Und schließlich stimmte Stresemann in dem einen grundlegenden Zuge mit Goethe überein, daß er nichts wissen wollte von „der träumenden Erinnerung“, die Goethe in einem Gespräch mit Eckermann einmal verurteilte. Jede Erinnerung, jedes Sichversenken in den Geist der Großen, die vor uns gelebt haben, wurde ihm selbst zu neuer Kraft und neuem Antrieb. Er hat nie gesprochen von dem arbeitenden und schaffenden Goethe, von dem Mann des unendlichen Fleißes, vielleicht deshalb nicht, weil Arbeit ihm wie allen Großen der Welt als das erste und wichtigste Kennzeichen des wahren Menschen und Mannes erschien.

Digitized by Google

Rheinische Malerei im 19. Jahrhundert

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Koetschau

Was denn eigentlich rheinisch an rheinischer Kunst sei, das scheint zunächst eine fast überflüssige Frage zu sein oder wenigstens eine, auf die sich unschwer die Antwort finden läßt. Sobald man aber diese zu formen versucht, fühlt man sich in einen wahren Sturzbach von Schwierigkeiten hineingerissen, und es bedarf aller Anstrengungen eines kräftigen und erfahrenen Schwimmers, damit man aus ihm sich heraus- und in den ruhig gleitenden Fluß klarer Erkenntnis sich hineinrette. Denn es ist keineswegs damit allein getan, auf die Vermittlerrolle dieses deutschen, ja recht eigentlich europäischen Stromes hinzuweisen und zu ihr die Kunst, die an seinen Ufern blühte, in entsprechende Beziehung zu setzen. So anpassungsfähig die geistige Kraft eines Grenzlandes auch sein mag, nur darauf kommt es ganz gewiß nicht an. Entscheidend bleibt vielmehr das Eigene, das Bodenständige. Dieses aber aus der Amalgamierung herauszulösen wird nur der geduldigen, das Kleinste beachtenden Analyse gelingen. Dabei ergibt sich dann sehr bald, daß man die Kultur des langgestreckten Rheintales nicht als eine geschlossene geistige Einheit auffassen darf. Für den Oberrhein bestehen ganz andere Voraussetzungen als für den Mittelrhein, und von deren Kunst ist wieder die niederrheinische so von Grund aus verschieden, daß die verbindenden Fäden aufzufinden nur einer im Entwirren lange geübten Hand gelingen mag.

Frau von Ammon geb. Delius mit ihren Kindern. Gemälde von Wilhelm Trautschold. 1815—1876
Königswinter, Sammlung M. Lessing

Digitized by Google

Die Gattin des Künstlers. Gemälde von Heinrich Christoph Kolbe. 1772—1836
Elberfeld, Städtisches Museum

Immerhin ist in der jüngsten Vergangenheit die kunstgeschichtliche Forschung nicht unbeträchtlich vorwärtsgeschritten. Sie hat die Wurzeln der rheinischen Kunst im Mittelalter in wesentlichen Teilen, einigermaßen auch in der Renaissance und deutlicher wieder im Barock bloßgelegt. Aber noch muß der Blick den vielen Verästelungen und Verzweigungen genauer folgen können, bis der Baum als Ganzes in der Fülle seiner Kraft und Schönheit verstanden werden mag. Haben wir hierbei nun die Hoffnung, uns doch unserm Ziele stetig zu nähern, so verblaßt sie sogleich, wenn wir die Schwelle unserer Zeit überschreiten, beim Beginn des 19. Jahrhunderts uns fast erstaunt umsehen, wohin denn die freilich nicht mehr allzu zahlreichen Zeugen rheinischer Besonderheit, die uns noch durch das achtzehnte begleiteten, fast plötzlich verschwunden seien. Wir winken noch den Baumeistern des Klassizismus einen Abschiedsgruß zu, in deren Zügen wir mancherlei Rheinisches wiederzuerkennen glauben, aber vor ihren neugotisch-romantischen Nachfahren stutzen wir wie vor Fremden, die uns unvermittelt entgegentreten. Denn wenn auch die Bemühungen um den Ausbau des Kölner Domes, die dieser Epoche das Gepräge geben, von einem Rheinländer ausgingen, von dem Kölner Sulpiz Boisserée, sein geistiges Rüstzeug empfing er doch nicht so sehr von seiner Heimat wie von dem Niedersachsen Friedrich Schlegel, und die Künstler, die dem neuen Stilwillen zum Ausdruck verhalfen, waren fast noch mehr den von Berlin kommenden Anregungen und Schuldiktaten verpflichtet als den dekorativen Elementen der neuzeitlichen Gotik Englands, wenn diese sich auch, namentlich beim Profanbau, auffällig genug in den Vordergrund zu schieben scheinen.

Klopfen wir nun in bezug auf das 19. Jahrhundert bei der sonst für unsere Frage so aufschlußreichen Architektur vergebens an, bei der Bildhauerkunst brauchen wir es erst gar nicht zu versuchen, denn sie tritt in dieser Zeit im rheinischen Kunstleben fast ganz zurück, und wenn sie sich späterhin häufiger äußern darf, so gebraucht sie die Sprache der preußischen Hauptstadt. In stillschweigendem Einverständnis meint man immer, wenn man von der rheinischen Kunst des 19. Jahrhunderts spricht, die Malerei. Als nun im Jubiläumsjahr 1925 ihr eine Ausstellung in Düsseldorf gewidmet wurde, beschäftigte uns, die wir sie schufen, die Frage nicht am wenigsten, welcher Ertrag sich dabei für rheinische Eigenart ergeben könne. Wir, Dr. Walter Cohen, Dr. Bernd Lasch und ich, haben dann darüber in einem Buche Rechenschaft abgelegt, dessen

Digitized by Google

Titel „Rheinische Malerei in der Biedermeierzeit“ die Einschränkung auf die allerdings ausschlaggebenden Anfänge der Epoche erkennen läßt. Wenn heute darüber hinaus ein freilich nur knapper Überblick gegeben

Familienbildnis von 1870. Gemälde von Otto Rethel. 1822—1882. Bruder von Alfred Rethel. Barmen, Sammlung Molineus

werden soll, so weiß ich, daß es nichts anderes heißt als von den Schicksalen der Düsseldorfer Schule sprechen. Denn sehr bald bestimmt Düsseldorf maßgebend das rheinische Kunstleben, wird es als Sitz der Preußischen Kunstakademie sein Mittelpunkt, wenigstens in dem nunmehr abgeschlossenen Bezirk der Rheinlande, der Rheinprovinz, und

bleibt es dort auch. Daß daneben am Mittelrhein, in Frankfurt, eine Kunstblüte von ansehnlicher Schönheit sich entwickeln kann, am Oberrhein, in Karlsruhe, eine Tochtergründung Düsseldorfs gedeiht, die sehr bald einen eigenen Charakter erkennen läßt, kann hier außer Betracht bleiben und beweist nur die schon vorhin angedeutete Uneinheitlichkeit der Kulturen des Rheintals. —

Schwierigste Pionierarbeit nahm Walter Cohen auf sich, als er in das unwegsame Dickicht rheinischer Malerei des Jahrhundertanfangs einzudringen versuchte. Heute

Digitized by Google

Bildnis des Herrn Franz Chenet. Gemälde von Joh. Baptist Joseph Bastiné. 1783 oder 1785 bis 1844.
Aachen, Sammlung A. Pelzer

hingegebene, doch deshalb noch längst nicht sentimentale Liebe zur Landschaft sich recht eigentlich als das Band darstellen dürfte, welches die außerhalb des offiziellen Düsseldorf tätigen rheinischen Künstler zu einem ausgeprägten, eben zu einem wahrhaft rheinischen Ganzen zusammenschließt.

Wenn es nun auf diese Weise gelingen mag, das Eigenleben rheinischer Malerei von der Düsseldorfer, die zunächst gar nicht rheinisch ist, abzuheben, so müssen zur Klärung des Gesamtbildes doch noch von vornherein zwei Künstler ausgeschieden werden, die, obwohl von Geburt Rheinländer, sich weder hier noch dort angliedern lassen, sondern die in der Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts wie erratische Blöcke, weit von ihrer Ursprungsstätte entfernt, in einer fast mythenhaften Einsamkeit aus der Fläche emporragen: Peter Cornelius und

hat er die Pfade freigelegt, die zu den wichtigsten Plätzen in ihm hinführen, und es gilt nun für die Lokalforschung, an diesen selbst noch aufmerksame Nachsuche zu halten. Wodurch sie sich dann zu geistigen Bezirken von bestimmter Abgeschlossenheit, zu Enklaven in dem von Düsseldorf beherrschten Gesamtgebiet zusammenfassen lassen, bleibt abzuwarten. Es will mir scheinen, als ob dabei die bereitwillige Aufnahme westlicher Maltradition, die fast überall auf die verschiedensten Pariser Ateliers zurückweist, ein belangvolles Wort mitzusprechen habe, daß aber der Sinn für eine lebensnahe, von stofflichem Behagen erfüllte Anwendung der Farbe, das frische Temperament in der Auffassung der Menschen, die

Bildnis von Frl. Christine Dernen, der späteren Frau Aldenhoven
Gemälde von Johann Heinrich Richter. 1803—1845
Koblenz-Lützel, Sammlung F. H. Aldenhoven

Digitized by Google

Die Geschwister. Gemälde von Fr. Wilhelm von Schadow. 1788—1862
Hagen i. W., Sammlung Dr. Schoettler

Alfred Rethel. Allenfalls läßt sich rheinische Tradition bei Cornelius noch in den wenigen Bildnissen finden, die er in seinen Anfängen geschaffen hat, aber schon in den Faustzeichnungen ist er der engeren Heimat unendlich fern gerückt, gehört er ohne jede Einschränkung dem weiten deutschen Vaterlande allein, seit der Berührung mit Rom aber, wo er zwar in den nazarenischen Kreis eintritt, sich ihm aber niemals völlig ein- oder gar unterordnet, der Weltkunst. Einer eindeutigen klaren Etikettierung hat sich dieser universale Geist immer entzogen, und während rings um ihn in raschem Wechsel die verschiedensten Strömungen der Kunst vorbeifließen, vollendet er sich unbeirrt „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". Eben dieser scharfen persönlichen Ausprägung wegen hat Cornelius wohl auch in der kurzen Zeit, in der er die Akademie seiner Vaterstadt Düsseldorf leitete (1819 bis 1825), keinen bedeutsamen Einfluß auf sie ausüben können. Selbst noch viel zu sehr mit dem eigenen Werden beschäftigt und fast in

Digitized by Google

Bildnis der Frau Adolf Simons geb. Kyllmann
Gemälde von Carl Ferdinand Sohn. 1805—1867
Bonn-Friesdorf, Sammlung Simons

Digitized by Google

Die Gattin des Künstlers. Gemälde von Eduard Bendemann. 1811—1889
Düsseldorf, Städtisches Kunstmuseum

Gefahr, im Feuer der eigenen Phantasie dahinzuschmelzen, konnte er nicht Lehrer sein. Wer sich ihm nahte, zerbrach an ihm oder konnte nur mit Preisgabe seiner Individualität ein schwächliches Scheindasein neben ihm leben. Zudem war er nicht mit vollem Herzen bei seiner Aufgabe, da höhere Ziele von München her lockten, und so war denn die Folge jenes Übermaßes der Kräfte wie dieser Halbheit der Zustände, daß die Spuren seiner Tätigkeit in einer Stadt sehr bald verlöschen mußten, in der nur ein einseitig eingestellter Wille und eine behutsam sich vorfühlende Hand die wenigen aus der Vergangenheit herüberführenden Fäden mit den Forderungen der Gegenwart zu einem dauerhaften Gewebe verknüpfen konnten. Tiefer als Cornelius war der Aachener Alfred Rethel, in die Kunst von einem jener westlich orientierten rheinischen Meister, von Bastiné, eingeführt, Düsseldorf verpflichtet, allerdings einem Düsseldorf, das sich inzwischen in entscheidender Weise gewandelt hatte, und wenn er sich auch in früher Jugend von ihm gelöst hat, er blieb doch länger, als er sich vielleicht selbst ein-

Digitized by Google

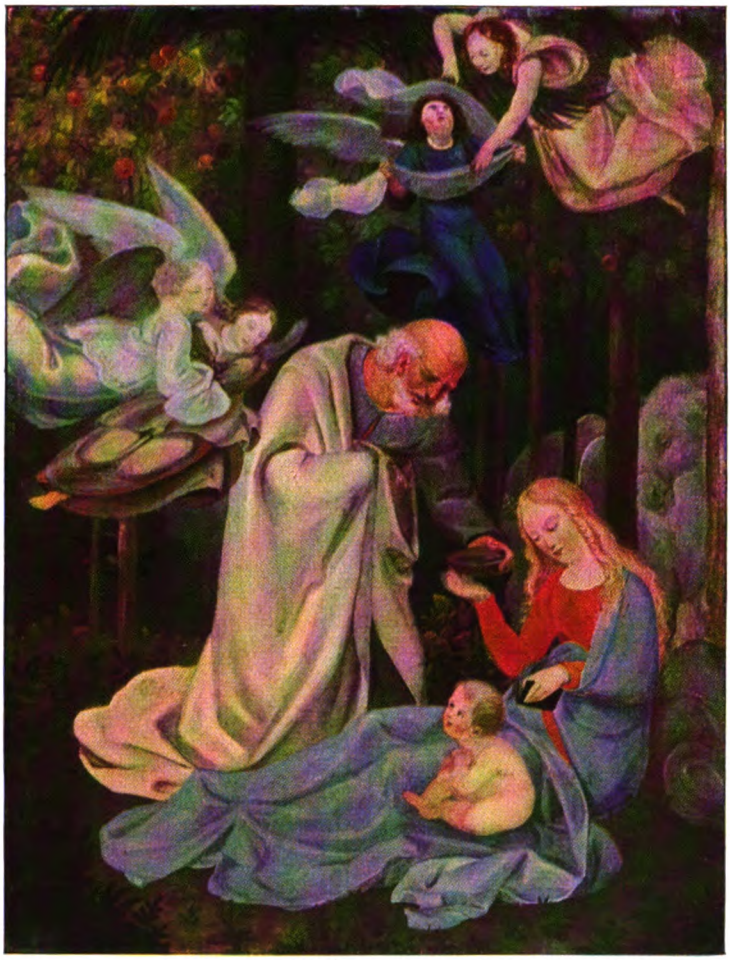
Bildnis der Anna und Kunigunda Ittenbach. Gemälde von Franz Ittenbach. 1813—1879
Berlin, Sammlung Dr. Ittenbach

gestanden haben mag, wenigstens in der Handhabung der malerischen Mittel von ihm abhängig. Sobald er aber sein Ziel erkannt hat, läßt auch er die Stadt seines künstlerischen Ausgangs weit hinter sich zurück „in wesenlosem Scheine" und, frei von allem Ballast der Schulmeinungen, sucht er sich seinen Weg empor zu einsamer Höhe. Von ihr herab schweift sein Blick über weite, weiteste Fernen, das Kleine tritt vor ihm zurück, ja verliert sich völlig, und nur die wesentlichen Linien und Flächen erfaßt er in kristallheller Klarheit. Alle anderen, die neben Rethel Geschichte zu gestalten suchten, erscheinen uns, mit ihm verglichen, als mehr oder minder getreue Erzähler von Geschichten, er allein als der Künder höherer Wahrheit. Damit aber rückt er sich selbst über jede lokale Begrenzung hinaus. Er erfand sich eine Sprache, frei von jedem Dialekt und rings in der Welt jedem verständlich.

Peter Cornelius und Wilhelm Schadow haben in Rom am Freskenschmuck der Casa Bartholdy in engster künstlerischer Verbindung zusammen gearbeitet. Aber während Cornelius weiterhin von Werk zu Werk zu größerer Vollkommenheit fortschreitet, erreicht Schadow später nie wieder die Tiefe der Anschauung, die Kraft und Klarheit der Formensprache, die in der Jugendschöpfung eine glückliche Entwicklung anzukündigen scheinen. Als Künstler bleibt er weit hinter jenem zurück, aber als Führer einer lernbegierigen Jugend, als Organisator einer Lehranstalt für Kunst übertrifft er ihn durchaus. Hier doktrinäres Wesen, das berlinischer Art gemäß ist, dort Phantasie, die als beste Gabe des Mutterbodens aus den blühenden Ufern des Rheins erwuchs. Und so wenig Cornelius das Haupt einer Schule werden konnte, so reich war gerade Schadow für diese Rolle ausgerüstet. Denn wenn bisweilen auch behauptet worden ist, daß man von einer eigenen Düsseldorfer Schule so wenig wie von anderen deutschen Schulen im 19. Jahrhundert sprechen könne, wie anders soll man denn das bezeichnen, was seit Schadows Berufung an die rheinische Akademie sich dort entwickelte? Nur hier ist es einem Führer gelungen, seine geistige Art völlig durchzusetzen, andere mit ihr zu befruchten, sie dadurch miteinander zu verbinden und eine handwerkliche Tradition zu begründen, die auch von späteren wesensungleichen, ja vielleicht wesensfremden Künstlern nie ganz zur Seite geschoben werden konnte. Gewiß, auch Schadow hat den Tribut zahlen müssen, der keinem Erzeuger erspart bleibt: es sind Kräfte von ihm ausgegangen, die sich anders entwickelt haben, als er wünschte, veränderte Zeiten haben mit ihren neuen Anschauungen an ihnen gemodelt, aber Tropfen seines Blutes findet der aufmerksame Forscher noch bis zum Ende des Jahrhunderts in Düsseldorfs großer Künstlerschar immer wieder. Für ihren Stammbaum ist Wilhelm Schadow recht eigentlich die Wurzel.

Damit ist aber zugleich auch ein entschei-

Digitized by Google



Ruhe auf der Flucht. Gemälde von Johann Anton Ramboux. 1790—1866
Magdeburg, Kaiser Friedrich-Museum

dendes Wort über die Düsseldorfer Kunst ausgesprochen. Sie ist Kolonistenkunst. Die Gäste aus dem Osten— denn begleitet wird der zum Akademieleiter berufene Berliner Maler von Freunden und Schülern, die aus der Mark, aus Schlesien, einer auch aus Pommern stammen, — diese Ostländer kommen zu dem rheinischen Wirtsvolk, bringen ihm ihre Sprache mit und können ihr Geltung verschaffen, weil auf dem neuen Boden keine zusammengeschlossenen Kräfte altes Erbgut mehr zu verteidigen vermochten. Junge Kultur, die voller Beweglichkeit und Aufnahmelust ist, trifft auf eine alte saturierte, die sich ihres Besitzes gewiß fühlt, und der diese Gewißheit zum Schicksalswandel wird. Typische Kolonistenentwicklung erkennen wir, wenn der Verschmelzungsprozeß ein wenig später, sobald die fremde Macht als solche empfunden wurde, durch Widerstand der Eingesessenen aufzuhalten versucht wird, der endlich erwachte Wille zur Rettung des Einheimischen nicht mehr genügt, weil längst die Kräfte zu seiner Verteidigung dahingeschwunden waren, und schließlich offenbart sie sich auch darin, daß man sich weiterhin schiedlich friedlich verträgt, nachdem auf beiden Seiten die Erkenntnis durchgedrungen war, daß jeder dem andern Wertvolles zu geben hatte. Hier endet der Prozeß der Kolonisierung: das im Gegenspiel erkämpfte Neue stellt sich als ein organisch gewachsenes Ganze dar.

Vielleicht erklärt sich aber aus diesen Zusammenhängen auch die Kritik, die im Mutterlande die Düsseldorfer Kunst erfuhr. Zunächst wird sie dort mit freudigem Beifall begrüßt, der sich im Verwandtschaftsstolz zu gefährlichem Überschwang steigert, bis es gelungen ist, eine Berliner Meinung zu einer allgemein deutschen, zum mindesten zu einer allgemein norddeutschen zu machen. Dann

Digitized by Google

Jobſt in der Schule. Gemälde von Johann Peter Haſenclever 1810—1853. Berlin, Privatbeſitz

Digitized by Google

Die ſchleſiſchen Weber. Gemälde von Karl Hübner. 1814—1879
Rheiniſcher Privatbeſitz

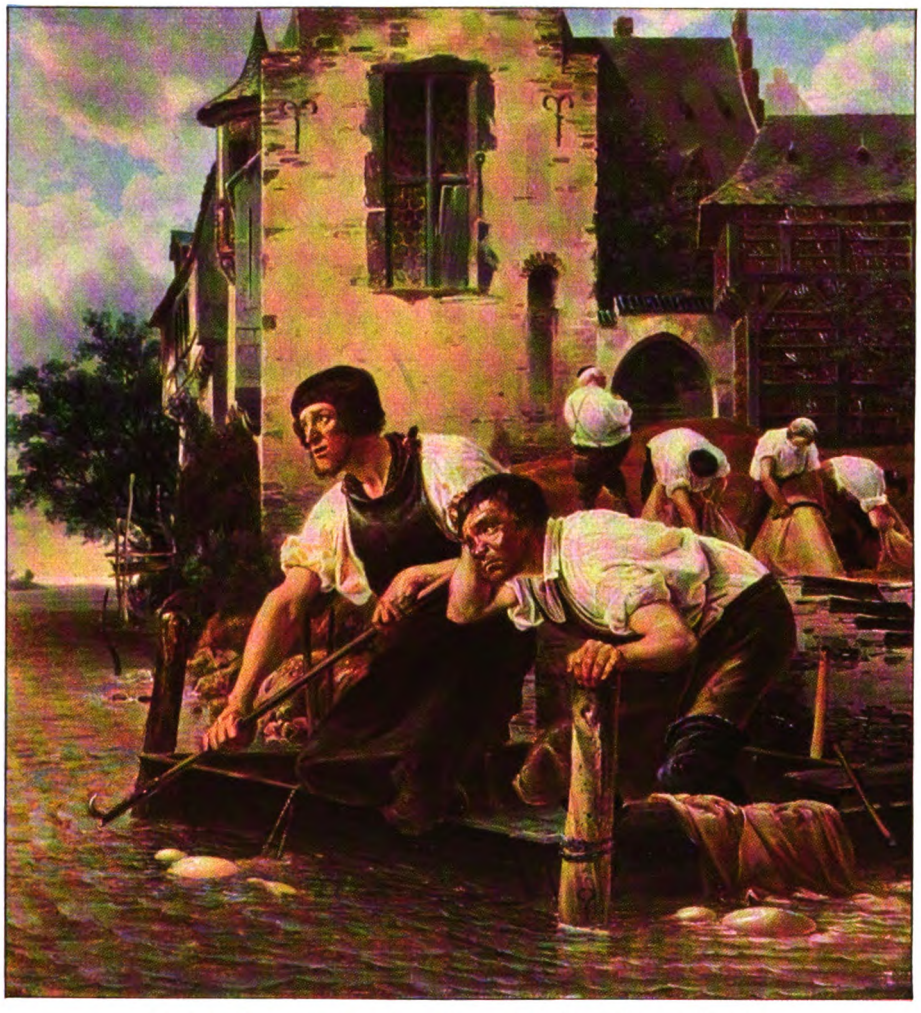
Digitized by Google

Frühstück im Freien. Gemälde von Ludwig Hugo Becker. 1833—1868
Elberfeld, Städtisches Museum

tritt, je selbständiger die entsandte Kolonie wird, Entfremdung ein, die Entwicklung schreitet hier wie dort auf ganz verschiedenen Bahnen vorwärts, die Verbindung ist abgerissen. Je mehr die Düsseldorfer Kunst sich selbst isoliert, um so schärfer wird sie getadelt. Sie ist eben wegen ihrer Eigenwilligkeit eine höchst unbequeme Verwandte geworden, die man — auch dieses Menschliche bleibt ihr nicht erspart — mit scheelsüchtigem Auge betrachtet, wenn sie sich gelegentlich an den angestammten Tisch setzt und mit gesundem Appetit zugreift. Es kommt so weit, daß sie, ganz gewiß nicht ohne eigene Schuld, kaum noch einen Verteidiger in Berlin findet, und wenn dieser, ungeschickt genug, sich in einen Lobredner um jeden Preis verwandelt, glaubt man sich moralisch berechtigt, das Anathema laut hinauszurufen. So stand es am Jahrhundertende, so steht es zum Teil noch in der Gegenwart, und trotz manchen Bemühungen in den letzten Jahren wird es wohl auch noch eine Weile dauern, bis der objektiven Geschichtschreibung eine gerechte Verteilung von Licht und Schatten gelingen mag. Wer das Wertvolle herauszuarbeiten versucht, wird leicht zum Apologeten gestempelt.

Es ist tragisch genug, daß aus Vorzügen der Schadowschen Organisation sich Hemmungen entwickeln konnten, die der Düsseldorfer Schule lange anhafteten, um so tragischer, als diese Vorzüge aus menschlich sehr schätzbaren Überlegungen sich entwickelten. Gewiß galt Schadows Eifer zunächst dem Ideal, das er sich von der Kunst gebildet hatte. Aber er hat doch als ein rechter Vater der Künstler seine Sorge auch auf ihr leibliches Wohl ausgedehnt. Keine Gelegenheit ließ er ungenutzt, ihnen ein Absatzgebiet für ihre Werke zu schaffen, auf das sie mit einiger Sicherheit rechnen konnten. So erzog er den kleinen hohenzollernschen Hof, der in Düsseldorf residierte, so erzog er die Bürger zum Mäzenatentum, und so schuf er im Kunstverein für die Rheinlande und West-

Digitized by Google



Die betrübten Lohgerber. Gemälde von Adolf Schrödter. 1805—1875
Frankfurt a. M., Städtische Galerie

falen eine Kollektivmacht, die selbst dann, wenn bei schlechten Zeiten dem einzelnen die Mittel fehlten, nicht zu versagen brauchte, und die um so größere Stoßkraft hatte, als sie bei geschickter Werbung bald über die engen westlichen Grenzen ins übrige Deutschland hinübergreifen konnte. Der Künstler durfte sich darauf verlassen, daß er die Werke seiner Hand verkaufte, wenn er es nur an Eifer in seiner Ausbildung nicht fehlen ließ, und damit wurde eine Überbetonung des künstlerischen Handwerks großgezüchtet. Weil aber die Masse der Käufer aus dem Durchschnittsbürgertum kam, dieses seiner Zahl wegen auch jederzeit im Kunstverein sich Geltung verschaffen konnte, so lag die Gefahr sehr nahe, daß sich die Künstler auf dessen Bildungsniveau einstellten, sobald ihre eigene geistige Kraft nicht stark genug war, sich dem Bürger gegenüber durchzusetzen. Nun hat es Schadow wahrlich nicht an sich fehlen lassen, alles an Kräften der Stadt heranzuziehen — und es lebten damals in ihr ein Schnaase, ein Immermann, ein Uechtritz —, was zur Förderung seiner Künstler dienen konnte, aber die geistige Gesamthaltung der Zeit war zu zerrissen und zu flach, als daß hervorragende Einzelne sie hätten entscheidend beeinflussen können. So war der Kompromiß unausbleiblich. Nicht der Künstler zog den Bürger zu sich empor, beide steigerten sich nicht aneinander, sondern sie begegneten sich auf einer bequemen mittleren Linie. Bei der Betrachtung der Geschichte blieb man an der Oberfläche äußerlich charakterisierender Merkmale, und als der eine Lessing in den Sinn der Ereignisse einzudringen suchte, weigerte

Digitized by Google

Jülichsches Dorf. Gemälde von Caspar Scheuren. 1810—1887
Elberfeld, Städtisches Museum

ihm die Menge stillschweigend die Gefolgschaft. Viel weniger anstrengend war es ja, sich Geschichten und Geschichtchen aus dem Alltag erzählen zu lassen, und wenn man sich zunächst noch von ihnen rühren oder in erregte Neugier versetzen lassen wollte, bald gefiel am meisten, was „mit wenig Witz und viel Behagen" vorgetragen wurde oder von fremden Ländern Kunde gab. Trat man aber vor ein nicht erzählendes Bild, vor eine Landschaft oder ein Stilleben etwa, so wußte man freilich damit nichts anderes anzufangen, als daß man es mit der Natur verglich, es auf seine Naturnachahmung hin prüfte, nicht aber auf die Naturerkenntnis, nicht auf das Naturerleben. Hätte man in Düsseldorf nicht nur immer das gesehen, was dort geschaffen wurde, hätte man die Kunst anderer Zeiten, anderer Länder, ja auch nur anderer deutscher Städte zum Vergleich heranziehen können, es wäre nicht zur Befriedung der Gemüter, nicht zu dieser Selbstgenügsamkeit gekommen, die wir hier eine ebenso lange wie verhängnisvolle Herrschaft führen sehen. Aber die alte, weit berühmte Galerie war der Stadt schon zu Anfang des Jahrhunderts genommen und München gegeben worden. Nicht zuletzt deshalb verlief dort die Entwicklung der Kunst anders als hier.

Immer wieder hört man die Reize der alten Kunststadt Düsseldorf preisen. In den ruhigen Jahrzehnten unserer Epoche kann man nirgendwo idyllischer, bequemer gelebt haben, den Freuden des Daseins mehr hingegeben gewesen sein als hier. Man hatte eine chinesische Mauer um sich gezogen und hatte hinter ihr mitten in schönen Gärten und freundlichen Häusern seinen Frieden gefunden. Was an erregender Entwicklung draußen vor sich ging, mochte sich austoben, und wenn sich doch einmal ein Eindringling hereinschlich, so ließ man ihn mit seinen Schrullen beiseite stehen. Denn man hatte sein Dogma, und darauf schwor man. Wer hätte auch etwas einwenden sollen, da man das, was man zu sagen hatte, immer in einer wohlgepflegten Sprache artig vorzubringen wußte? Aber die Welt wollte etwas anderes, wenn sie nach Düsseldorf hereinschaute. Nur machte sie den Fehler, nicht nach den einzelnen zu suchen, die dort ihr Eigen-

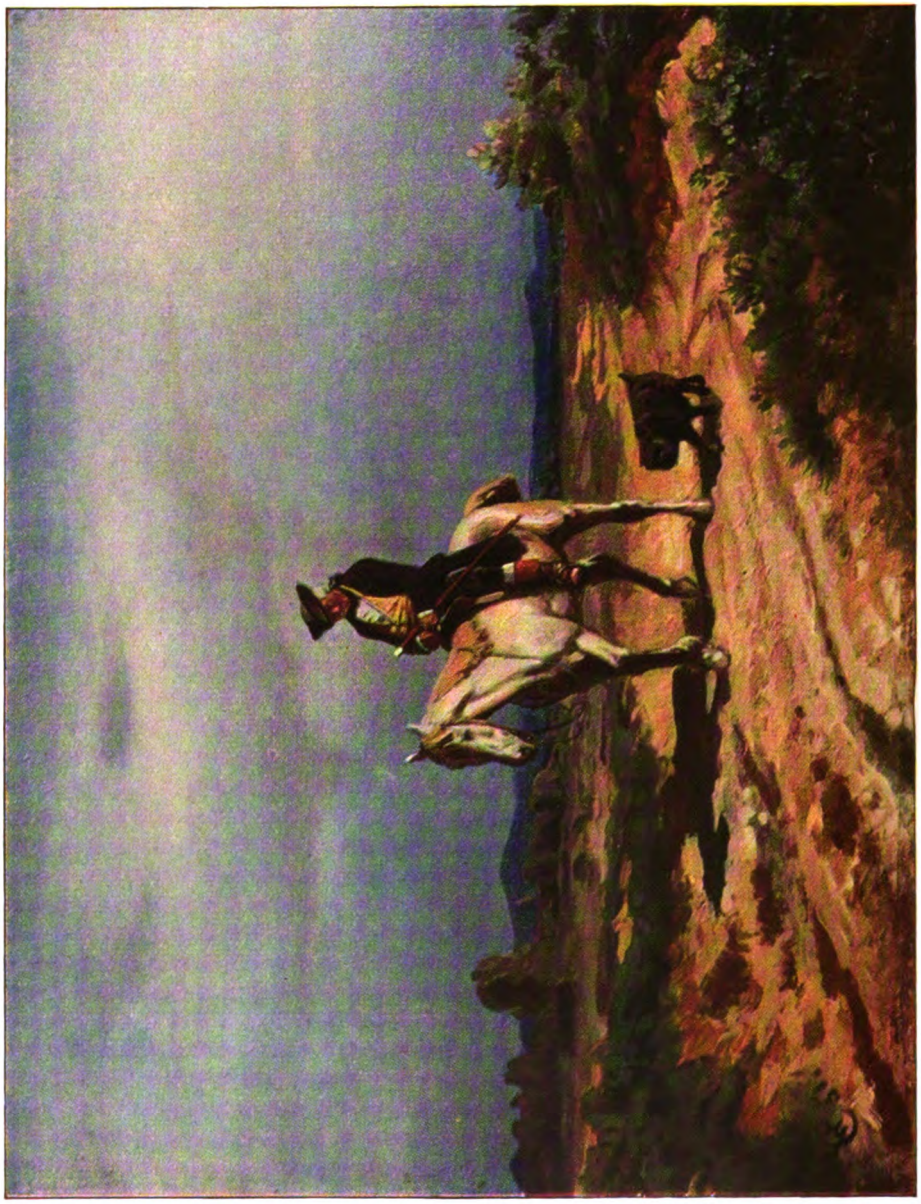
Digitized by Google

Martinsabend
Gemälde von Peter Schwingen. 1815 (oder 1813)—1863
Düsseldorf, Sammlung Lissauer

Digitized by Google

leben führten, sondern sie urteilte immer nur nach dem Geläufigen und nach der Menge, nach dem, was sich ihrem raschen Blick ohne weiteres darbot. Sie wird, nachdem in den letzten Jahren oft genug auf jene hingewiesen worden ist, ihr Urteil revidieren, wird aber auch denen Genüge tun müssen, die innerhalb der Schultradition Bedeutendes schufen. Man kann um der Gerechtigkeit willen Düsseldorf nicht anders als andere Kunststädte betrachten, nicht das eine Mal nur auf die große Zahl der Mitläufer und Nachtreter, das andere Mal nur auf die hervorragenden Individualitäten blicken.

In dieser Skizze konnte es sich bei beschränktem Raum nicht darum handeln, einen, wenn auch noch so knappen Abriß der Künstlergeschichte zu geben. Es kam vielmehr darauf an, den Standpunkt für die Betrachtung des Ganzen festzulegen. Von ihm aus mag man dann die Dinge erkennen, nicht, wie sie einer vorgefaßten Meinung erscheinen, sondern wie sie wirklich einmal gewesen sind.



Der Dorfpastor. Gemälde von Wilhelm Camphausen. 1818—1885. Düsseldorf, Sammlung Lissauer

Digitized by Google

Der Weg nach dem Pol

Von Professor R. Samoilovitch

Direktor des Russischen Instituts zur Erforschung des Nordpols

Auf keinem Gebiet menschlichen Strebens zeigt sich solch ein rastloses Suchen nach Ergründung des Unbekannten wie beim Studium der Polargegenden. Dank dem eisernen Willen der menschlichen Natur, das Wissen um die uns umgebende Welt beständig zu erweitern, sind wir endlich soweit gelangt, daß wir unbekannte, ewig anlockende Polargebiete erforschen können. Wir haben eigentlich den geheimnisvollen Strich des Unbekannten schon übertreten: Wir haben das Schweigen der Nordwüste gestört. Wir dringen immer tiefer in die Geheimnisse der Natur des fernen, ungastlichen, aber wunderbaren Nordens.

Doch nicht dem Streben, Unbekanntes zu erforschen, danken wir unser Vordringen bis zur Arktik, sondern dem Wunsche der Schiffahrt nach einem kürzeren Wege zum fernen Osten. Seit dem 16. Jahrhundert haben die Versuche, einen Weg über das Meer nach China zu finden, holländische und englische Expeditionen gezwungen, die sog. nordöstliche Passage, d. h. den Weg von Norden nach Osten längs der nördlichen Küste Europas und Asiens, zu suchen. Wie bekannt, ist es nur dem schwedischen Polarforscher Dr. Nordenskioeld 1878 bis 1879 gelungen, in dieser Richtung vorzudringen.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand unter den Gelehrten verschiedener Länder das Bedürfnis, viele wissenschaftliche Probleme auf dem Wege der Erforschung der Natur der Polargegenden zu lösen. Einer der ersten, die die hohe Bedeutung wissenschaftlicher Erforschung der Arktis für die Lösung vieler geophysischer und geographischer Probleme erkannten, war der geniale russische Gelehrte Michail Lomonossow. Er darf als Urahne jener Schule angesehen werden, deren glänzender Vertreter in Deutschland August Petermann war. Petermann hat der Polarforschung tatsächlich die gelehrte Basis gegeben. Dieser berühmte Geograph hat vor mehr als einem halben Jahrhundert der Wissenschaft eine Reihe von Fragen gestellt, die in ihren wichtigsten Punkten bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst sind.

Und in der Tat: welche Aufgaben stellen wir uns heute, um die Polargegenden zu erforschen? Vor allen Dingen müssen die Probleme der Geophysik im weitesten Sinne des Wortes gelöst werden. Eine richtige Wetterprognose wäre sogar in den Südbreiten ohne die Kenntnis der meteorologischen Faktoren im fernen Norden unmöglich. Prof. Nansen hat auf dem Kongreß der „Aeroarktik" in Berlin im Jahre 1926 die Veränderungsprozesse der Luftströmungen richtig mit dem System der Zentralerwärmung verglichen. Der äquatoriale Teil der Erdkugel kann einer Kesselanlage gleichgestellt werden. Die Polargegenden spielen die Rolle von Kühlern heißer Luftströmungen, und wie wir bei der zentralen Erwärmung die Gesetze der Abkühlung der Röhrenleitung kennen müssen, so müssen wir auch für die synoptische Meteorologie (d. i. die Kenntnis und Auswertung gleichzeitiger Witterungserscheinungen an möglichst zahlreichen Stellen der Erdoberfläche) unbedingt jene meteorologischen und aerologischen Elemente in der Arktis erforschen, die auf das Klima unserer Gegend einwirken. Nicht minder wichtig ist in dieser Hinsicht auch die Erforschung warmer und kalter Meeresströmungen. Endlich sind die Beobachtung der hohen Luftschichten sowie die Erforschung der Elemente des Erdmagnetismus und der Luftelektrizität von allergrößtem wissenschaftlichem Interesse. Mit alldem muß man auch die Erforschung des Eises, geologische Arbeiten, die Biologie, die Zoologie und die Botanik verbinden.

Wenn man hierzu noch die hohe Bedeutung der Bestimmung der Meerestiefen, der Ausdehnung des sog. Schelfs, d. h. des Sockels der Kontinente, endlich die Verteilung von Land und Meer in der Arktis nimmt, so wird man fast vollkommen die hier in Frage stehenden wissenschaftlichen Probleme erschöpfen.

Man soll indes nicht glauben, daß die Erforschung der Polargegenden ein nur abstraktes wissenschaftliches Interesse habe. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche große, rein praktische Bedeutung die synoptische Meteorologie für die ganze nördliche Halbkugel hat. Die Erforschung biologischer Faktoren gibt uns den Schlüssel zur Erkenntnis des Lebens an den Küsten des Nordens.

Welche Wege konnten wir nun betreten, welche Methoden der Erforschung der Arktis anwenden, um die uns gestellten Aufgaben zu lösen?

Rein sportliche Versuche, den Nordpol zu erreichen, sind zweifellos als nützliche Zeit- und Kraftvergeudung anzusehen. Vor uns steht die viel verlockendere Aufgabe des langwierigen und systematischen Studiums der Polargegenden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es für die Lösung der Aufgaben mit allgemeinem geographischem Charakter unbedingt zweckdienlicher wäre, wenn man die modernen mächtigen Verkehrsmittel ausnützte, d. h.: Luftschiffe und Flugzeuge. Was könnte besser als ein Luftschiff mit seiner ungeheuren Bewegungsfreiheit für die Lösung der Fragen über die Ver-

Digitized by Google

teilung von Land und Meer sowie für die Erforschung der örtlichen Verhältnisse der Oberflächenformen des Landes in der Arktis verwendet werden?

Aber anderseits eignen sich andere Arbeitsmethoden für andere Zwecke auch besser für das langwierige Studium der Arktis. Tatsächlich kann die Untersuchung von einem Luftschiff oder Flugzeug aus nur wenige Stunden oder Tage dauern, während für unsere Zwecke eine Arbeit von vielen Monaten und sogar von Jahren notwendig ist.

Für diese Art von Erforschung eignet sich die Arbeit in der Luft am allerwenigsten. Wir müssen auf Land und Meer forschen.

Im ersteren Falle errichten wir geographische Stationen mit drahtloser Telegraphie. Solche Stationen sind an dem Nordstrand Rußlands, auf den Inseln Wajgatsch, Dickson, Nowaja Semlja und endlich, im letzten Jahr, auf den Neusibirischen Inseln erbaut worden. Radiostationen gibt es auch in Spitzbergen, in Grönland und an der Nordküste von Alaska.

Doch wie wichtig die geographischen Arbeiten auf den Polarobservatorien auch sein mögen — sie können die hauptsächliche Lücke doch nicht ausfüllen, nämlich: die systematische Erforschung des Nordpolarmeers, d. h. jenes gewaltigen Meeresgebietes rings um den Nordpol herum, das von den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas umschlossen wird.

Die Erforschung dieses Meeres scheint nur durch das Schiff möglich. Aber durch welche Art Schiff?

Wir kennen die glänzenden Forschungen mit der „Fram", die langjährigen Arbeiten Amundsen-Sverdrups mit dem Fahrzeug „Maud". Wie sind diese Arbeiten bewerkstelligt worden? Ein hölzernes Schiff, so kräftig gebaut, daß es von dem Eise nicht zerdrückt wird, ging ins Packeis und setzte dann, zusammen mit der Strömung und der Drift des Eises, passiv seinen Weg fort — möglichst weit nach Norden. Dies war die Arbeit der „Fram", die ein glänzendes Blatt in der Geschichte der Polarforschung geschrieben hat.

Heute, in der Zeit der größeren technischen Vervollkommnung, des verstärkten Lebenstempos und der Möglichkeit der Ausnützung von Flugzeugen und Radio, muß man sich fragen, ob man nicht die veraltete Methode der Erforschung der Arktis mit Hilfe sich passiv vorwärtsbewegender Schiffe wesentlich vervollkommnen kann.

Mir scheint, daß die Lösung der Frage eines allseitigen Studiums der Arktis in der Anwendung eines mächtigen Eisbrechers für langwierige Arbeiten liegt.

Ist das eine neue Idee? Nein. Schon im Jahre 1900 hat der bekannte russische Seemann Admiral Makarow behauptet, daß man mit einem Eisbrecher den „Durchbruch zum Pol" unternehmen kann. Aber damals hat dieser Gedanke viele Einwendungen hervorgerufen. Ohne Radio, ohne Luftschiff-Kundschafter mußte man ein solches Unternehmen für gewagt halten. Wie aber steht es jetzt? Wenden wir uns der Arbeit des Eisbrechers „Krassin" im Sommer 1928 zu.

Unserer Expedition, an deren Spitze zu stehen ich die Ehre hatte, fiel die Aufgabe zu, die Italiener zu retten; wir hielten es aber zu gleicher Zeit für notwendig, bei dieser Gelegenheit wissenschaftliche Forschungen auszuführen, soweit wir hierin an unserer Hauptaufgabe nicht gehindert wurden. Wie bekannt, hat unsere Expedition ihre Aufgaben erfolgreich gelöst. Der hauptsächlichste Grund des Erfolges muß auf die Anwendung eben dieses Eisbrechers zurückgeführt werden, der imstande war, mit dem Eis zu kämpfen. Tatsächlich war die ausgezeichnete Eigenschaft dieses Schiffstypus — seine Bewegungskraft. „Krassin" hatte drei Maschinen mit zusammen 10 700 PS und konnte gegen Eisschollen von 2½ Meter Dicke vorrücken. Der Rumpf war so gebaut, daß der Eisbrecher, indem er, mit allen seinen Maschinen arbeitend, das Eis erklomm, es mit seiner Schwere niederdrückte, zerteilte und wie mit einem Keil die sich bildenden Sprünge erweiterte. Es ist klar, daß unter solchen Umständen der Eisbrecher am besten dort arbeitet, wo er wenigstens vor einem kleinen Raum eisfreien Wassers steht oder da, wo zwischen einzelnen Eisfeldern Kanäle, Sprünge usw. vorhanden sind. Dann hat das vor dem Eisbrecher weichende Eis genügend Raum auseinanderzugehen und erleichtert damit dem Schiff das Vordringen. Umgekehrt hat der Eisbrecher viel schwierigere Arbeit zu leisten, wenn vor ihm große, gedrängte Eismassen ohne Sprünge und Kanäle stehen.

Als wir beispielsweise auf dem „Krassin", gegen Ende Juni 1928, den Versuch machten, den in Not geratenen Italienern zu Hilfe zu kommen, gingen wir etwas südlich von den sog. Sieben Inseln und stießen auf schweres Eis, das den ganzen Raum zwischen diesen Inseln und der Nordküste Spitzbergens einnahm. Wir mußten umkehren — wegen Heiz- und Kraftersparnis und auch, um zu versuchen, das Polareis nördlich dieser Inseln zu passieren. Doch hier war das schwimmende Eis noch stark zusammengedrängt; es hatte sich das sog. Packeis gebildet, d. h. es hatten sich im Laufe der Jahre große Polareismassen angehäuft, ohne daß auch nur eine geringe Spur von eisfreiem Wasser vorhanden gewesen wäre. Man weiß, daß wir sieben Tage und sieben Nächte auf südliche Winde warten mußten, die dann das Eis zerteilten. Nun konnte sich „Krassin", wenn auch mit großer Mühe, so doch erfolgreich vorwärtsbewegen.

Indes hat die Arbeit des „Krassin" ohne Zweifel bewiesen, daß man mit Hilfe des Eisbrechers Polareis bewältigen kann, das jedem anderen Schiffahrzeug unzugänglich ist. In dieser Hinsicht ist ein Beispiel charak-

Digitized by Google

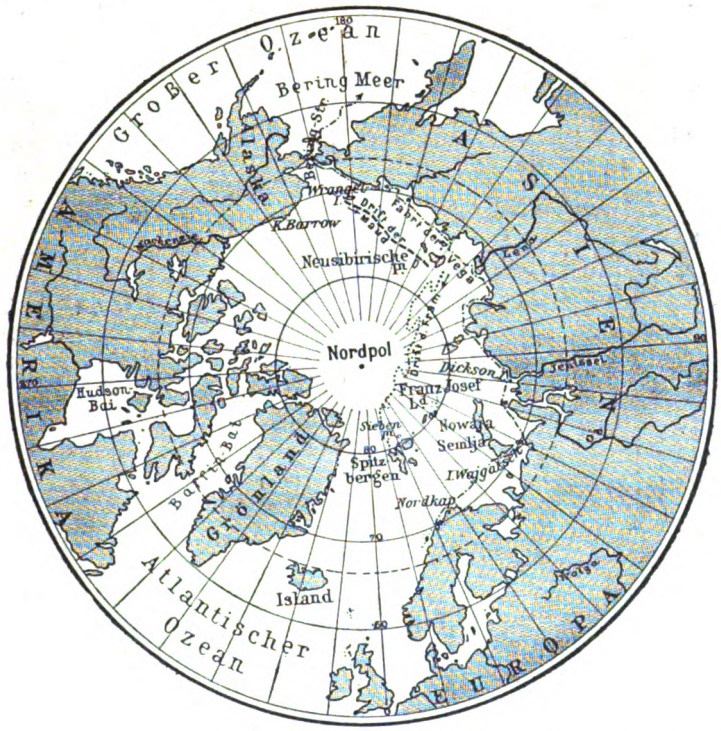
teristisch, das sich gleichfalls aus der Praxis dieses Sommers ergeben hat.

Nach der Rettung der Italiener und nachdem der Flieger Tschuchowski und sein Freund an Bord gegangen waren, trafen wir am Nordkap Spitzbergens das Schiff „Braganza“; es stand in ziemlich zerklüftetem Eis. Dieses Wasserfahrzeug, das in Norwegen eigens für Seefahrten in Eis erbaut worden ist, konnte sich um diese Zeit nicht selbständig aus dem Eise herausarbeiten; es konnte nicht einmal dem „Krassin“ im Kielwasser folgen: weil das Eis, das hinter dem Heck des „Krassin“ zurückblieb, von der „Braganza“ nicht bewältigt werden konnte.

Bezeichnender ist die Arbeit des „Krassin“ im Eis in der zweiten Hälfte unserer Expedition, im September 1928. Der Eisbrecher drang ohne jede Schwierigkeit bis zu 81° 47' nördlicher Breite vor, d. h. bis zu jenem Punkt, den kein Schiff in dieser Gegend vorher erreicht hat.

Wenn wir an die Erforschungsgeschichte dieser Gegend des Polarmeers denken, können wir folgende Breiten vermerken, die von anderen Expeditionen erreicht worden sind:

Phipps	an Bord des Schiffes Carcas hat erreicht im Jahre 1773:				Franklin	„	„	„	1818: 80° 34 „ „
Buchan	„	„	„	„	Sofia	„	„	„	1868: 81° 42 „ „
Nordenskioeld	„	„	„	„	Jermak	„	„	„	1899: 81° 28 „ „
Makarow	„	„	„	„	Krassin	„	„	„	1928: 81° 47 „ „
Samoilovitch	„	„	„	„					



Man muß dabei im Auge behalten, daß „Krassin“ Spezialaufgaben in bezug auf die Hilfeleistung für die Italiener zu lösen hatte; darum war für ihn die Erreichung dieser Breiten günstig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Eisbrecher im Notfall noch nördlicher vorgedrungen wäre. Um diese Jahreszeit war das Eis ganz dünn, und „Krassin“ hätte mit Volldampf weiter nach Norden steuern können.

Wir können uns also mit gutem Grund die Frage stellen: Ist es möglich, daß man mit Hilfe eines Eisbrechers die Schwierigkeiten, die auf dem Wege nach dem Pol liegen, überwinden kann? Unser Ziel ist ein langwieriges Studium des nördlichen Polarmeeres nach verschiedenen Richtungen in jenen Tiefwassergegenden, als deren Zentrum der Nordpol erscheint. Zu diesem Zweck ist zweifellos die Anwendung eines großen, mit Flugzeugen ausgestatteten Eisbrechers das gegebene Mittel. Versuchen wir einige Berechnungen anzuführen.

Der Wirkungsradius eines Eisbrechers vom Typus des „Krassin“ ist sehr hoch. „Krassin“ verbraucht durchschnittlich 100 Ton-

Digitized by Google

nen Kohlen in 24 Stunden und kann 3200 Tonnen Kohlen mitführen, d. h. Kohlen für 32 Tage Fahrt in eisfreiem Wasser. Indem er durchschnittlich 10 Seemeilen in der Stunde oder 240 in 24 Stunden zurücklegt, ergibt sich ein Kohlenbedarf (24 × 32) für 7700 Seemeilen. Tritt „Krassin" seine Fahrt von den Nordküsten Spitzbergens aus an, so hat er zu Beginn der Expedition einen vollen Kohlenvorrat. Die Entfernung vom Nordkap bis zum Nordpol beträgt 600 Seemeilen. Rechnet man den Rückweg dazu, so ergeben sich 1200 Seemeilen. Somit führt „Krassin" den sechsfachen Heizvorrat mit.

Aber noch zweckmäßiger wäre die Umwandlung des „Krassin" in ein Schiff mit Ölfeuerung. In diesem Fall würde sich die Leistungsfähigkeit des Schiffes um mindestens 40 Prozent erhöhen, d. h. es würde unbedingt 11—12 000 Seemeilen Aktionsradius erreichen. Die Umwandlung der Schiffsheizung in eine Naphthaheizung wäre auch insofern lohnend, als sie die Besatzung des „Krassin" um 50—60 Menschen herabmindern würde. Natürlich muß der Eisbrecher mit Luftfahrzeugen ausgerüstet sein. Zweckentsprechend wäre die Ausrüstung mit zwei Flugzeugen: eins davon sollte kräftiger und für weitere Flüge geeignet sein, das andere leichter, um Kundschaftsdienst zu verrichten; dieses Fahrzeug wäre somit gleichsam das Auge der Expedition. Derartige Flugzeuge, mit Radio ausgestattet, können unschätzbare Dienste leisten — nicht nur in bezug auf Aufklärung, sondern auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Beobachtungen, die sie beim Fluge über das Eis oder den Ozean ausführen können. Die Flüge des ausgezeichneten Fliegers Babuschkin, der fünfzehnmal flog und sich — während der Rettungsarbeiten der Expedition auf der „Malygin" im Jahre 1928 — glücklich auf Eis niederließ, haben augenscheinlich bewiesen, wie zweckmäßig die Anwendung von Flugzeugen ist, auch für die oben erwähnten Ziele.

Wie weit kann eine solche Expedition auf dem Eisbrecher gegen Norden vorrücken? Das hängt natürlich von dem Stande der Eisströmung ab. Wir wissen aus den Erfahrungen früherer Reisen, daß das Eis sich in steter Bewegung befindet. Bald bricht es auseinander, bald verhärtet es sich von neuem. Sowohl Nansen als auch Amundsen haben das Vorhandensein von Sprüngen und Kanälen festgestellt — sogar in ganz hohen Breiten. In dem Buch „Problems of Polar Research", herausgegeben von dem Amerikaner George Joe in Neuyork, befindet sich eine Photographie von Ellsworth, die hergestellt wurde, als das Luftschiff „Norge" den Pol überflog. Wir sehen im Eis einen ungeheuren Sprung, in einer Länge von vielen Kilometern, d. h. also, daß auch beim Pol jene Bedingungen herrschen, die zur Erlangung eines erfolgreichen Vorwärtsrückens für den Eisbrecher notwendig sind.

Somit ist es möglich, den Pol selbst zu erreichen. — Wie muß der Tätigkeitsplan einer solchen Expedition beschaffen sein?

Die Expedition auf einem Eisbrecher muß mit Lebensmitteln für drei bis vier Jahre ausgestattet sein. Im August verläßt die Expedition die Küste Spitzbergens mit Kurs auf Norden. Bis Mitte, vielleicht auch bis Ende Oktober bewegt sich der Eisbrecher unverändert vorwärts, wobei er danach strebt, einen möglichst nördlichen Punkt zu erreichen. Hier bleibt er über Winter. Im Laufe dieser Zeit werden die notwendigen Arbeiten verrichtet. Im Frühjahr des nächsten Jahres setzt die Expedition, wenn es die Verhältnisse gestatten, die Fahrt gegen Norden fort oder kehrt um, wenn sie die Aufgabe erfüllt hat, die sie sich gestellt hatte. Die Verwendung von Luftfahrzeugen für die wissenschaftliche Arbeit wird den Mitgliedern der Expedition die Möglichkeit geben, wissenschaftlich weite Strecken zu erkunden.

Es braucht nicht betont zu werden, welche unzählig wichtigen Ergebnisse die wissenschaftliche Arbeit auf einem großen Eisbrecher zeitigen kann, wenn er ausgerüstet ist mit modernen Instrumenten, die nach den neuesten Erfahrungen der wissenschaftlichen Technik konstruiert sind.

Es ist interessant hervorzuheben, daß das Studium des Polarbeckens so anziehend ist, daß in der letzten Zeit wieder das Projekt aufgetaucht ist, den Pol sogar mit Hilfe eines Unterseebootes zu erreichen. In der Presse erschien die Mitteilung, daß der bekannte Polarforscher Wilkins die Absicht habe, sich in einem Unterseeboot, Typ 1906, zum Nordpol zu begeben. Man muß mit großer Besorgnis auf dieses durchaus gewagte und aussichtslose Unternehmen blicken.

Nehmen wir an, daß ein solches Unterseeboot höchstens 30 Stunden unter Wasser bleiben kann. Bei einer Geschwindigkeit von 5 Seemeilen ergäbe das eine Strecke von 150 Seemeilen. Welche Garantie ist dafür gegeben, daß, nachdem das Unterseeboot diese Strecke zurückgelegt hat, es eisfreies Wasser haben wird, um sich über den Wasserspiegel zu erheben? Selbstverständlich gar keine!

Ferner können in dem Packeis einzelne Eisschollen vorkommen, die tief ins Wasser reichen (20—70 Meter). Wie wird das Unterseeboot in der Meerestiefe einen Zusammenstoß mit Eis vermeiden? Endlich zwingen der verhältnismäßig geringe Aktionsradius, der unbedeutende Heizvorrat und die Beschädigungsgefahr der Steuer zu außergewöhnlichen Bedenken.

Man muß mit aller Entschiedenheit sagen, daß als einzig zuverlässiges und zweckentsprechendes Mittel für eine systematische und vielseitige Erforschung des arktischen Gebiets nur ein mächtiger Eisbrecher in Frage kommt, der mit Flugzeugen ausgerüstet ist.

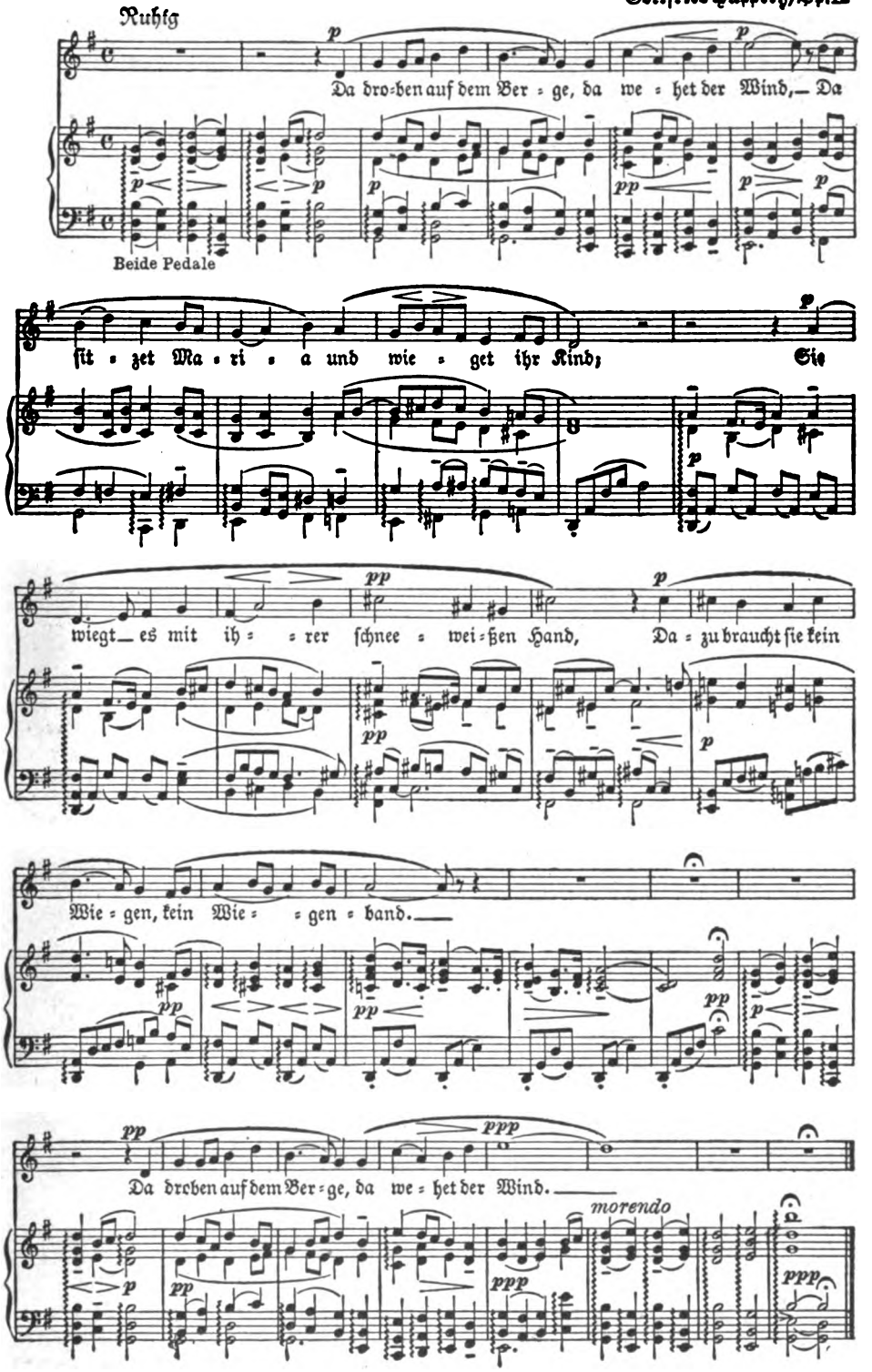
Hoffen wir, daß die Idee, den Eisbrecher für die Polarforschung zu verwenden, in allernächster Zeit verwirklicht werden wird.

Digitized by Google

Marias Wiegenlied

(Aus des Knaben Wunderhorn)

Gottfried Huppertz, Op. 12



Digitized by Google

Mosaik oder die große Hilflosigkeit

Skizze von Heinz Liepmann

„— — — haben Sie etwas zu bemerken?" fragt der Vorsitzende, als die Plädoyers vorbei sind; der Staatsanwalt hat zwei Jahre Zuchthaus beantragt.

Der Angeklagte erhebt sich, ein Mensch von Mitte zwanzig, blaß, hohles Gesicht, Augen klein, glänzend, er hat geweint, hat nicht um mildernde Umstände gebeten, erst geleugnet, bis zuletzt; es ist erwiesen, daß er eine Frau, die mit Blumen handelte, kaltblütig niedergeschlagen und beraubt hat.

„Ja, ich habe etwas zu sagen," sagt er. Die Schöffen blinzeln erbost zum Vorsitzenden. Der Schöffe, Geheimrat A., zieht ostentativ seine Uhr.

„Als ich zehn Jahre alt war, ein Betteljunge, der träumte, lief ich am Weihnachtsmorgen rum, ja, seid ihr schon mal so rumgelaufen? — Mein Gott, ein Kind, ein Kind — blaue Finger und so hoffnungslos! Da gehe ich: überall ist Licht. Weihnachten, Kerzen, alle Läden silbern, — schleiche vorbei, so hoffnungslos, so traurig, — da ruft mich jemand an: ‚Komm, hier hast du einen Baukasten zum Spielen!' — Ich sehe ihn an; das ist ein feiner Herr, vor einem wunderbaren Spielwarengeschäft, — das von L., er war der Geschäftsführer, — und er schenkt mir einen Kasten, gelb, er ist glänzend, — ‚ich kann ihn doch nicht verkaufen,' sagt er zu einem andern, der ihm Vorwürfe macht, — ‚es fehlt ein Stein. Der Junge hat sicher kein Weihnachten.'

Ich halte den Kasten, halte ihn, starre hoch, nie vergesse ich das Gesicht, nie —, nie! Ein weißhaariges Gesicht, gute Augen, wer ist sonst so gut? — Ich starre bloß immer hoch —

Ich sagte ja schon, es war Weihnachten, alle hatten es sehr eilig, auch der Schnee, und man zündete schon die Laternen an; so kalt war es, ich habe zwei Stücke Brot mit Käse den ganzen Tag verdient und vierzig Pfennig. Hol's der Teufel, ich mag nicht nach Hause, zehn Jahre war ich alt. Ich kann das nicht so erklären: plötzlich geht die Erde auf, und da habe ich ein Mosaik, einen gelben Kasten mit Steinen, einen ganz nagelneuen Kasten. Wissen Sie, auf einmal dachte ich: jetzt bin ich wie andere Kinder, genau so. Wie Karl Mauer zum Beispiel, — der in der Klasse neben mir sitzt und immer Äpfel hat und nie zu fehlen braucht, weil er keinen Husten hat, — und ich setze mich sofort auf der Straße hin, — ich sehe es noch, ich weiß es ganz genau, — zum Spielen setze ich mich hin, zum Leben! Es fängt an zu tauen, es ist Feierabend, stille Nacht, heilige Nacht, die Lichter der Läden erlöschen, immer mehr Himmel sieht man, plötzlich sind die Straßen leer.

Was ich bekommen habe, — ein Mosaik, — das sind viele verschieden geformte, bunte Steine, die, wenn ich sie passend zusammengesetzt haben werde, ein Bild ergeben, — Soldaten — hören Sie? — richtige Soldaten, die marschieren und singen; Blumen in den Gewehrläufen, Mädchen am Arm, alle Münder sind auf, das heißt: sie lachen, und die Wangen sind rot: Gesundheit, — die Sonne scheint, — am Weg wachsen Blumen, — ein sehr schönes Bild!

Ich saß da, grad gegenüber dem Geschäft, es war fast ganz still und dunkel um mich, die Menschen feierten jetzt, ich saß da.

Ich setzte zusammen; nie wieder war ich so fieberhaft glücklich.

Da, — hören Sie! — fehlte ein Stein! Ich suchte, suchte, aber es blieb dasselbe, das Bild hatte ein Loch, ein dickes, krummes Loch, ein Loch! Man hat mich betrogen? Man hat mich also betrogen! — (Ich war ein Kind, nicht wahr? — vergessen Sie das nicht!) — Es ist wieder so wie mit den Anzügen, wissen Sie, die ich immer nur bekommen habe, wenn andere sie schon getragen hatten . . . Man hat mir etwas geschenkt, was die andern — Karl Mauer zum Beispiel — doch nicht gekauft haben würden, denn ein Stein fehlte, ein Stein! Können Sie sich das vorstellen? Ein Stein! Nie werde ich sehen, was hier ist —

Das war sehr grausam! Noch niemals bin ich so grausam gewesen, wie ihr, ihr es damals mit mir gewesen seid! So grausam!

Ich bin nach Hause gegangen, der Kasten roch schön nach Leim, zu Hause roch es nach Schweiß; — ich habe ihn versteckt, zwischen Hose und Leib, ihn bei mir herumgetragen, keiner sollte davon wissen, vielleicht finde ich doch noch eine Lösung, daß die Steine auf andere Art zusammenpassen, — daß kein Loch da sei —, und daß ich nicht glauben muß, daß alle böse und gemein sind und mir zu Weihnachten schenken, was sie wegwerfen, — und ich sehe noch: wie ich da auffitze, nachts, alle schlafen. Mond sieht blaß ins Zimmer, ich greife und hole ihn, den Kasten, und ich setze die Steine, — still ist es, — so

Digitized by Google

und so und so, und manchmal hoffe ich: es geht, denke ich, mir kommen Tränen, und da geht es doch nicht, es geht doch nicht! Ich weiß, wie ich — ihr! ihr! — geweint habe, — das hat Jahre gedauert. Und je mehr ich gesehen habe, daß alles aussichtslos war, wie ich die Steine stellte und wie ich zu leben versuchte, es war alles egal, — ich habe gehaßt, und wie kann ich heute hassen —! Ihr!" schrie er, „ihr seid schuld! O, wie hilflos ich bin —!"

*

Der Schöffe, Geheimrat A., winkt dem Chauffeur, der ihn am Parkplatz des Gerichtsgebäudes seit sieben Stunden erwartet hat, ab, er soll ohne ihn fahren. „Sehr wohl," sagt der Chauffeur, er ist diszipliniert, weiß Bescheid, hat sich zum Privatchauffeur emporgearbeitet, kennt alles: Hasten und doch nicht Unruhe, nachts und tags, Gesichter aller Städte der Welt, Schecks, Konferenzen bis vier Uhr, und nachts, — eine schöne Geliebte von 22.10 Uhr bis 22.30 Uhr. Sein Herr ist mächtig, hat graue, knappe Befehle, denen niemand widersteht, — man vergißt sogar die Gewerkschaft.

Er starrt ihm nach: wahrhaftig, da geht der zu Fuß! Mit einem Satz springt der Chauffeur zum Wagen, dreht sich nochmal um: ja, da geht er, die graue Gestalt wird kleiner zwischen den abendlichen Bäumen, die Hände auf dem Rücken, — der Chauffeur zieht alle Gänge los, saust los: der Herr ist verrückt geworden!

Der Schöffe, Geheimrat A., geht durch die Allee. Breite Straße, Asphalt, spiegelnd von Autos und Dunkelheit, — um die Wipfel der Bäume leiser Wind; wenig Menschen, Schatten, Liebespaare, verschlungen, huschend — Lauben, Bänke, Bäume rauschen, — ‚stimmt alles, es ist April,' — denkt er, er atmet die Luft ein, — die Luft macht müde.

Ein langer, ruhiger Weg; ab und zu sieht er nach den Schildern, auf denen die Straßennamen stehen, er kann sie kaum lesen, nicht nur wegen der Dämmerung des Abends, sondern auch, weil er an Maschinenschrift gewöhnt ist.

Es ist gegen halb neun, als er das Spielwarengeschäft findet; als er davor steht, wundert er sich, daß so etwas Zerbrechliches ihm gehöre, drei große Schaufenster aus Glas! Konjunktur ist Überstahl und Glanzstoff, — und wie lächerlich rührend, wie vergessen, schmerzlich und dumm sind diese Affen aus Stoff! Rote Hohlkugeln sind Augen. Hände wie warme, weiche Greisenhände.

Ein Lehrling, der gerade das Geschäft verläßt, erkennt den grauen, großen Mann vor dem Glas aus der Illustrierten; atemlos stürzt er zum Personaleingang wieder hinein, zum Chef, Herrn L., draußen stehe Geheimrat A.

Der Chef verliert den Kopf, er ließ gerade den Kontrollstreifen der Registrierkasse durch seine Hände gleiten, — zerreißt das Papierband, schreit den Lehrling an: „Warum passen Sie denn nicht besser auf, Sie Esel," stürzt in Hemdsärmeln hinaus, so wie er ist, die Brille hat er auch vergessen.

Geheimrat A. fährt zusammen und ist grau und wie immer. „Ich habe Sie etwas zu fragen, gehen wir hinein! Ist Geschäftsführer Naumann noch tätig?"

Sie gehen hinein.

„— seit zwanzig Jahren! Sie wollen ehrende Anerkennung persönlich —" atemlos, „ganz außerordentliche Ehre!"

Sie sitzen im Privatkontor. Der Chef kommt dadurch, daß A. schweigt, immer mehr in Atemnot. Geheimrat A. denkt: ‚Unmenschlich! Rote Glaskugeln! — Frühling! — Man müßte abstrakte Romantik industrialisieren, lächerlich! — Glanzstoff 45½, muß man in Brüssel handeln, — rasieren kann ich mich im Auto lassen — Frankfurt soll kaufen — Werbetext für Bank der Kleinrentner: Spekulation, der Weg zur Sozialisierung durch Kapitalverteilung.'

Er sagt: „Bitte, genaue Charakteristik des Geschäftsführers Naumann! Er soll draußen warten!"

Der Chef rennt auf seinen kurzen Beinen zur Tür, ruft hinaus, dreht Licht an: „Wird ekelhaft früh dunkel." —

„— über jedes Lob erhaben, der Naumann, — gut, alle mögen ihn sehr gern, wie, na sagen wir wie: Vater. Gerecht, kleinbürgerlich, wahrheitsliebend."

Geschäftsführer Naumann kommt, bleibt in der Tür stehen. A. sieht ihn: ein weiches, altes, gutes Gesicht, Haare von der weißen Farbe, die gute, milde Väter haben. Warum hat er einmal ein Mosaik verschenkt?

„Machen Sie das Licht aus, öffnen Sie ein Fenster!" sagt Geheimrat A., und zu Naumann: „Bitte, setzen Sie sich!"

Pause. Dunkle Dämmerung: man sieht gerade noch halbe Schatten der Gesichter. Warme Luft, ein Duft von natürlichen Blumen, ein Stück einfachen Himmels.

Verlegenes Schweigen. Geheimrat A. sieht dem Geschäftsführer ins Gesicht: ‚Ein gutes Gesicht,' denkt er, ‚er ist nicht schuld. Wer ist denn schuld?'

Er erhebt sich, ohne Abschied geht er hinaus. Und denkt: ‚Wer ist schuld? Es ist eine große Hilflosigkeit!'

Digitized by Google

Revue der leichten Muse in den Berliner Bühnen

Vielleicht ist nur der unvergleichlich herrliche Spätsommer daran schuld gewesen, daß die Berliner Theaterdirektoren den Mut nicht aufgebracht haben, dem Publikum mit ernster Kunstübung aufzuwarten. Vielleicht auch ließ es ihnen die Geschäftsflaute des Frühherbstes geraten erscheinen, lustige Miene zum bösen Börsenspiel zu machen. Tatsache ist, daß bis weit in den Oktober hinein in fast allen Musentempeln der Cancan kicherte. Oberflächlichkeit war Trumpf. Die Bühne galt als die gefällige Vermittlerin von allerlei Vorfreuden des Berliner Nachtlebens.

Dieses berühmt-berüchtigte Berliner Nachtleben wird für die Geschäftsreisenden aus allen Winkeln Europas arrangiert. Es ist flotter und eleganter als das der Lichtstadt an der Seine. Das wissen längst die Amerikaner, deren Dollars anzulocken das innigste und demütigste Bestreben der reichshauptstädtischen Fremdenindustrie ist. Also galt es, auf der Szene alles zu vermeiden, was das Begriffsvermögen dieser Gästeschar übersteigen könnte. Man kennt ihr Weh und Ach, das aus einem Punkte zu kurieren ist, und bietet tausend nackte, hellgeschminkte Mädelsbeine.

Wer Berlin und die Berliner kennt, darf hierzu bemerken, daß nicht nur in den Schichten der Intelligenz, sondern auch bis weit in die behäbigen Bürgerkreise hinein der Ruf nach einer Renaissance des Theaters immer stärker vernehmbar wird. In wirklicher Besorgnis befinden sich die Eltern der heranwachsenden Jugend: die Bühnen, die vor dem Krieg musterhafte Wiedergaben der Klassiker geboten haben, lehnen die Aufgabe zur literarischen Miterziehung rundweg ab, das politisierte Staatstheater allen voran. Wir Berliner, die wir als Schüler und Studenten die Meisterwerke der dramatischen Literatur und ihre Heldengestalten durch Matkowsky, Kainz, Mitterwurzer verkörpert sahen, in Vorstellungen, deren Glanz noch jahrzehntelang nachleuchtet, können unserem jungen Volk auf diesem Boden nichts bieten. Das „Theater der höheren Schulen" sucht einzugreifen, ein an Umfang und Bedeutung stetig wachsender Verein; er bietet Nachmittagsvorstellungen mit gut gewähltem Programm. Aber die große Ensemblekunst mit ersten Schauspielkräften, wie wir sie einstmals bei Reinhardt erleben durften, ist auch vom ernstesten, ehrgeizigsten und unermüdlichsten Vereinsvorstand nicht aus dem Boden zu stampfen.

Unsere Hoffnung bleibt, daß irgendein in Premièren-Verlegenheit geratener Theaterdirektor in seiner letzten Verzweiflung doch einmal wieder nach einem großen Klassiker greift und ihn mit den abenteuerlich hochbezahlten Festgästen besetzt, die jetzt dauernd Kitsch spielen müssen, und daß dann — dank der glänzenden Regiekunst, über die die ersten Berliner Bühnen verfügen, — eine Erfolgsreihe zustandekommt, deren wir uns nicht zu schämen brauchen, wenn sie auch die Theatergeschäftsinhaber maßlos überraschen sollte.

Denn so amerikanisiert sind wir Berliner noch lange nicht, daß unsere geistige Kost die von Mr. Ziegfeld und Genossen den Neuyorkern dargebotene nicht überragen dürfte. Die Berliner Jugend insbesondere hat für die naive Verführungskunst himbeerfarbener Beleuchtung, massenhaft pendelnder Girlbeine und schmalziger Walzerarien nur ein spöttisch überlegenes Lächeln.

Mit einem Riesentamtam hat das neu herausgeputzte Metropoltheater die Operette „Marietta" von Sascha Guitry, Musik von Oskar Straus, herausgebracht. Michael Bohnen und Käthe Dorsch sind dafür aufgeboten worden. Schon nach wenigen Vorstellungen teilte das Theaterbüro mit, daß der große Bariton sich für hundertfünfzig Abende habe verpflichten müssen, damit der Erfolg später noch an anderer Stätte ausgenutzt werden könne. Armer Michael Bohnen! Und arme Käthe Dorsch!

Der dramatische Vorwurf dieses Spiels ist sehr dünn und gebrechlich. Prinz Louis Napoleon Bonaparte verliebt sich als Logengast des Theaters in Amiens in die jugendliche Soubrette Fräulein Fleury, ein nettes, braves, unverbildetes und unverdorbenes Mädel, sie erwidert die Neigung, kämpft noch ein Weilchen mit sich, nimmt aber schließlich die Soupereinladung des eleganten Fremden an, der sich Armand Dupont nennt. An diesem Abend wird Louis Napoleon Präsident der Republik und führt die Geliebte mit nach Paris. Hier erleben wir im Palais der Marietta Fleury die Nacht zum 1. Dezember 1851: der Diktator wird Kaiser der Franzosen und muß sich von Marietta trennen. Diese Szene hat Käthe Dorsch schon einmal gespielt — im Kostüm der Friederike Brion, als sie begreifen muß, daß ein noch höherer Weltgroßer sich nicht mit

Digitized by Google

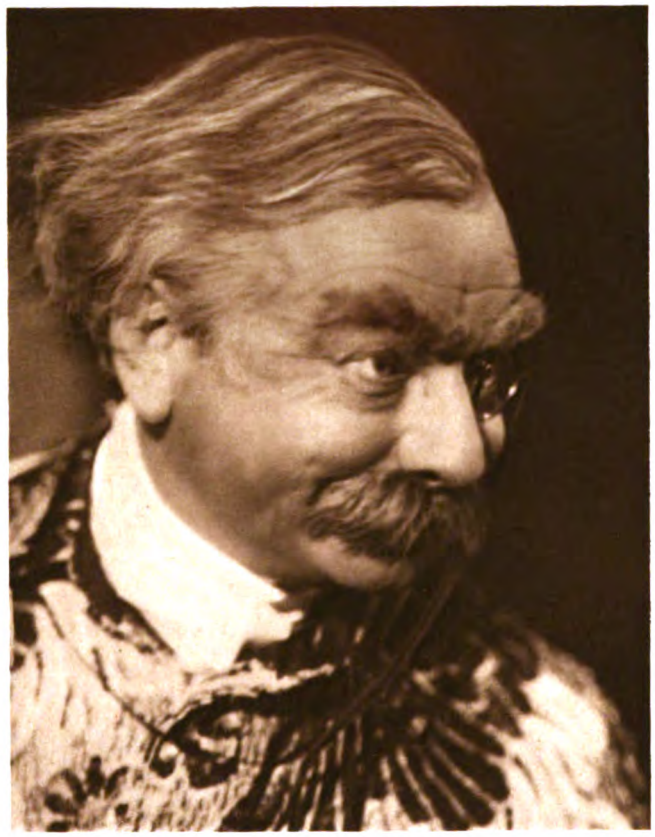
ihr als einem lieben kleinen Mädel belasten darf. Ein Nachspiel zeigt die hundertjährige Marietta, die von einem Enkel jenes Dupont interviewt wird, auf dessen Paß der Prinz Louis damals von Amiens nach Paris gereist ist. Die auf „Gemütstöne" eingestellte Walzerwalze des Komponisten Straus, die vor einem Vierteljahrhundert den „Walzertraum" rund um die fünf Erdteile gedreht hat, versagt in der „Marietta". Man kennt schon den vierten und fünften Takt, wenn man nur den ersten und zweiten hört. Und alles, was hier Marschtempo ist, kann jeder leidlich begabte Tanzbegleiter mühelos am Klavier improvisieren. Es ist dem Vertoner herzlich wenig Neues eingefallen — und das Alte mag man heute kaum mehr hören. Ein etwas opernhaft herausfallendes „Maestoso" gibt Bohnen Gelegenheit, sein immer noch schönes und edles Stimmgold erglänzen zu lassen. Im übrigen muß man mit seiner blendenden Erscheinung, seiner charakteristischen Napoleon III.-Maske und seinem virtuosen Spiel fürlieb nehmen. Käthe Dorsch ist lustig und ist rührend, ist Mädel aus dem Volk wie grand' dame. Ihr Stimmchen, das in kleinem Raum sehr innig wirken kann, zerflattert dem ziemlich grob herunterspielenden Orchester gegenüber. Die Einsätze beider Prominenten waren betrüblich unrein und erinnerten manchmal an die Opernparodie, mit der sich im ersten Bild das Theater von Amiens einführt. An dem Abend, an dem ich 14.50 RM. für einen schlechten Parkettplatz anlegte, wies das Theater zwar nur wenig Lücken auf, aber das Publikum überließ die Veranstaltung von Applausdonner den offenbar geschäftlich dafür angestellten Zeitgenossen, die geschickt im Hause verteilt waren. Mit dem sinkenden künstlerischen Niveau hebt sich die Bedeutung der Claque. Indes: die dröhnenden Beifallsalven hatten nach der bedenklich einschläfernden Wirkung der altmodischen Operettenklischeemusik immer wieder etwas Aufmunterndes, dem man dankbar sein mußte.

★

Mischa Spoliansky, der das Revuestück „Zwei Krawatten" von Georg Kaiser musikalisch illustriert hat, bietet in knapp hundert Takten mehr als Oskar Straus am ganzen Abend. Er hat schon einmal — in der Untermalung des Lustspiels „Olympia" — sein verblüffendes Können bewiesen. Seine Rhythmen vor allem sind einfallsreich. Und er weiß Dutzende von neuen Melodien. Vielleicht sind sie in der Jubiläumsreife später einmal ebenso ungenießbar wie heute

Lucie Englisch, Grete Walter und André Mattoni in E. Ch. Carpenters Komödie „— — — Vater sein, dagegen sehr!" Berlin, Theater in der Behrenstraße. Aufnahme Elli Marcus

Digitized by Google



Ralph Arthur Roberts in E. Ch. Carpenters Komödie „— — — Vater sein, dagegen sehr!" Berlin, Theater in der Behrenstraße
Aufnahme Elli Marcus

die der rasch antiquierten Nachbeter des klassischen Johann Strauß, — aber noch wirken sie. Spoliansky hat sich ein gefügiges Kammerorchester zusammengestellt, das zu locken und zu streicheln weiß. Er beherrscht die Instrumentation so gewandt, daß er eine geistreiche, oft witzige Sprache sprechen kann. In jedem der neun Bilder erlebt man pikante musikalische Überraschungen.

Der Text dieses Revuestücks ist ein echter Georg Kaiser: niemand wird eine Dichtung von ihm verlangen, aber die Geschehnisse sind originell, die Fabel ist bunt, das Drumherum ist von einem gescheiten Kopf erfunden, das Tempo ist Hetzjagd, und ein paar Couplets erheben sich beträchtlich über den Kneipenton, wie ihn die üblichen Revue-Lieferanten anzuschlagen pflegen. Natürlich kommt letzten Endes kein Autor ungestraft auf eine Berliner Bühne, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß eine Menge Durchschnitt, die der Abend dazwischenstreut, den findigen Einfällen ungebetener Mitarbeiter die Entstehung verdankt.

Der Kellner Jean wird auf einem Ballfest von einem kriminell verfolgten Ballgast, der sich durch die Flucht über die Angestelltentreppe retten möchte, um seine schwarze Krawatte gebeten. Jean erhält für diese Gefälligkeit nicht nur die weiße Ballkrawatte des Flüchtlings, sondern auch noch dessen Ballkarte und Tombolalos und einen Tausender. Jean ist nun plötzlich Ballherr und wird sogleich festlich gefeiert als Inhaber des Hauptgewinns: Schiffsreise 1. Klasse nach Neuyork! Mabel, die reiche Amerikanerin, interessiert sich für ihn. In übermütiger Laune läßt sie sich von ihm ins dunkle Hafenviertel führen. Hier steckt Jean seiner Trude zum Abschied die tausend Mark zu. Und weg ist er. An Bord des Ozeandampfers wird Jean der Kabinennachbar der schönen Mabel. Aber in der 3. Klasse fährt Trude mit nach Neuyork, ungesehn von Jean, väterlich betreut von dem Rechtsanwalt Bannermann. Dieses Volksstück-Rauhbein (goldenes Gemüt natürlich, als Urberliner von Tiedtke verkörpert) entdeckt in Amerika, daß die Millionenerbin in dem von ihm ausgefochtenen Prozeß seine kleine Schutzbefohlene, die arme Trude, ist. Das Mädel ist ihm jetzt aber abhanden gekommen, da es hinter Jean herjagt. Jean wieder gerät in tausend Nöte in der Rolle des unlustigen Americangirl-Begleiters, sehnt sich nach seiner Trude zurück, — und so gibt es auf der Heimfahrt nach Hamburg vertauschte Rollen: jetzt fährt die millionenschwere Trude in der 1. Klasse und, ungesehn von ihr, Jean im Zwischendeck. Natürlich entdecken sie einander gleich nach der Landung, und es gibt das selbstverständliche Happyend. Soviel Möglichkeiten zu billigem Kitsch hier gegeben wären: das Schlimmste ist vermieden, denn wenn es allzu sentimental werden könnte, dann hilft immer etwas schnoddriger Selbstspott über die Gefahr hinweg.

Eine brillante Leistung gibt Hans Albers. Er spielt hier nicht den kessen Kellner mit der schmutzigen Seele aus Ferdinand Bruckners „Verbrechern", sondern einen Burschen, dem man gut sein muß. Sein Coupletvortrag verrät Hintergrund. Es steckt Rhyth-

Digitized by Google

mus in ihm. Und kaum einer der Operettenbonvivants besitzt seine sportliche Gewandtheit (von der er außerdienstlich freilich schon aufsehnerregenden Gebrauch gemacht hat). Die beiden jungen Frauenrollen sind bei der eleganten Marlene Dietrich und der rührendgeduckten Margarete Koeppke bestens aufgehoben. Und Rosa Valetti, nicht ganz so unangenehm grotesk wie oft, bringt das Couplet „Man muß dem Menschen eine Chance lassen" virtuos zur Geltung. Die amüsante kleine Spiel- und Singbande „Six Comedian Harmonists" durchflicht die Szenen mit hübsch erfundenen musikalischen Stimmungszutaten. Darin liegt viel Können, viel exakte Arbeit und allerlei guter Humor. Natürlich ist auch für eine kleine Kompagnie flott einexerzierter Tanzmädels gesorgt, die sich dem militaristischen Drill mit derselben pazifistischen Seele gefügt haben wie ihre schlanken Kolleginnen am Broadway, an der Seine und der Themse.

Käthe Dorsch als Marietta und Michael Bohnen als Prinz Louis Napoleon Bonaparte in Sascha Guitrys Operette „Marietta"
Berlin, Metropoltheater. Aufnahme Zander & Labisch

★

War einst der Zauberkünstler für den literarisch gebildeten — oder auch nur interessierten — Theaterbesucher der Max Reinhardt des Deutschen Theaters, so ist heute der Wunscherfüller aller im Großen Schauspielhaus vertretenen Steuerstufen Erik Charell. Dem zusammenhanglosen Mischmasch seiner ersten Revuen ließ er Schaustücke folgen, die durch ihr Stilgefühl ebenso berückten wie durch ihren Reichtum an Farbe, Fleisch und Licht. Wer nach Berlin kam, wollte seine üppige Inszenierung des „Mikado", der „Madame Pompadour", des „Dreimäderlhaus" und des „Casanova" sehen. Nun hat er sich „Die drei Musketiere" frei nach Dumas von Schanzer und Welisch zurechtschneiden lassen und durch ein unerhörtes Aufgebot von hervorragenden Kräften des Schauspiels (Paul Wegener, Max Schreck), der Oper (Göta Ljungberg, Alfred Jerger), der Operette (Trude Hesterberg, Trude Lieske, Siegfrid Arno, Max Hansen, Paul Morgan), des Balletts (Marianne Winkelstern, La Jana, Iwan Orlik) die größte Sehenswürdigkeit geschaffen, die der Berliner seinen Gästen zu bieten vermag.

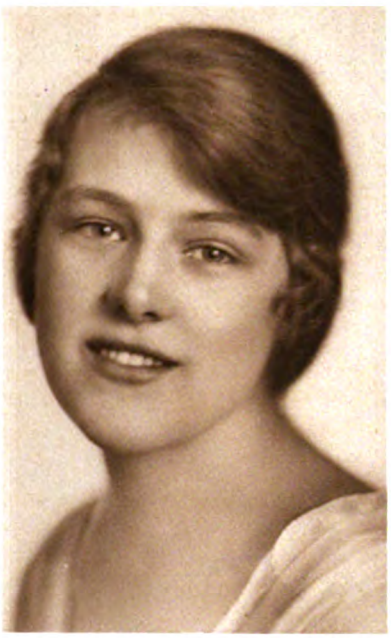
Die schwülstig umständliche Romanhandlung aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts wiederzugeben lohnt nicht. Sie ist ja nur Vorwand, um in der Zeit der politischen Kardinäle höfischen Pomp und Straßenrevolten, einen Heeresausmarsch, spielerische Parkszenen, Volkskneipen, Schloßinterna und Riesenaufzüge auf die vielgegliederte Schaubühne zu bringen. Zwischen die eigentliche Bühnenhandlung sind Intermezzi gelegt, die hart an die Grenze des Varietés streifen. Jetzt dröhnt die Orgel und bezeichnet den Prunk im Palais des imponierend von Wegener gespielten Kardinals — dann klappert ein Holzschuhtanz der Marketenderinnen im Heerlager von Rouen — oder Harmonikaspieler geben ein Ensemble vor der rasch sich im Vordergrund schließenden Stadtmauer bei der Kirche St. Eustache.

Die Musik hat Ralph Benatzky zusammengestellt. Er hat Auber fleißig benutzt, um das Zeitkolorit zu betonen. Der Rest ist

Digitized by Google

Max Hansen und La Jana in der Revue „Die drei Musketiere"
Berlin, Großes Schauspielhaus. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Digitized by Google



Karin Evans als Alice in Georg Kaisers Komödie „Kolportage". Berlin, Komödie. Aufnahme E. Sandau

meistens Jazz. Aber auch die sogenannten Originalnummern sind ihrer Wirkung sicher. Das eingefügte Duett einer Opernparodie — das einzige Stück, das gänzlich aus dem Rahmen fällt — findet den frenetischsten Beifall, vielleicht gerade um seiner Stillosigkeit willen.

Denn was den Erfolg dieser Charell-Revue ausmacht, das ist eben die raffinierte und skrupellose Vereinigung von allem, was noch je auf der Schaubühne gefallen hat. Der Barbierlehrling, der seine anderthalb Mark für den obersten Ring erlegt, braucht — nach seiner Meinung — nur ein einziges Mal vor Weihnachten ins Theater zu gehn, um den Stand der in- und ausländischen Bühnenkunst festzustellen.

Wenn man davon absieht, daß das Nebeneinander kirchlicher Töne und billiger Späße im Kardinalsmilieu von jedem Katholiken als gewollt frivol empfunden werden muß, so läßt sich im übrigen gegen den Rahmen der bunten Geschehnisse nichts einwenden. Es ist viel vornehmer Farbensinn aufgeboten. Einige Bilder sind von bezaubernder Wirkung. Die großen Schleppen des Königspaares und des Kardinals im Schlußbild auf der Schloßtreppe des Louvre erinnern an Velazquez. Das Faszinierendste aber ist die Wirkung des Truppenauszugs, den wir über die Mauer hinweg in den Schattenrissen an der gegenüberliegenden Hausfront sehn, mit Reitern, Fahnen, Geschützen, Pferden, Marketenderwagen, Trommeln, Pauken und Trompeten . . .

★

Der Dichter Julius Berstl hat vor Jahren im Komödienhaus einen durchschlagenden Erfolg eingeheimst mit seinem hübschen Lustspiel „Dover—Calais". An derselben Stelle brachte er's mit seinem neuen Dreiakter „Scribbys Suppen sind die besten" nur zu freundlicher Duldung. Eine Verulkung amerikanisch-marktschreierischer Propaganda, die sich überkugelt im Kampf zweier Suppenwürfelfirmen, hätte man sich ganz gern gefallen lassen. Aber der Verfasser hat nicht die witzige Leichtigkeit besessen, den Vorwurf auszumünzen. Die Geschichte der Milliardärstochter, die bei der Konkurrenz als Gemüseputzerin eintritt, den

Hans Albers als Jean in Georg Kaisers Revuestück „Zwei Krawatten" Berlin, Berliner Theater. Aufnahme Elli Marcus

Digitized by Google

Reklamechef, den Junior und auch den Senior des Hauses in sich verliebt macht, ein bißchen in der Fabrik und deren Geheimnissen herumspioniert und ihren drei Bewerbern schließlich eine lange Nase dreht, genügte ihm nicht; er hat dem Spiel eine „ernstere" Note geben wollen. Die Milliardärstochter mußte ihr soziales Herz entdecken und allerlei Leitartikel sprechen. Ein U. S. A. kam hinzu, so weltfremd, wie man sich's einstmals am deutschen heimischen Herd vorstellen mochte, ein Dialog, wie etwa Kadelburg ihn in alten Leutnantszeiten schmackhaft zu machen wußte. Heute kommt so was doch um schier dreißig Jährchen zu spät. Fräulein Lennartz, die Herren Vallentin, Hörbiger und Koch gaben gute, allbekannte deutsche Familienlustspieltypen. Curt Bois aber entwickelte als junger Reklamechef so viel tänzerische Spritzigkeit und an Chaplin geschulte Drolligkeit, daß er doch eben noch das Stück retten konnte.

Wenig glückte der Regieversuch in der Komödie, Georg Kaisers „Kolportage" als faustdicke Parodie zu spielen. Die Bühnenweisen hielten da wieder einmal das Publikum für abgrundtief dämlich, ohne selbst die genügende Einsicht in die Sachlage zu beweisen. Karin Bratt, die geschiedene Gräfin Stjernenhö, hat aus Trotz gegen ihren adelsstolzen Gatten eine Kindesunterschiebung vorgenommen: nun zieht der Graf den unehelichen Sohn der Landstreicherin Appeblom als seinen eigenen auf. Nach zwanzig Jahren ist aus dem Jungen ein vornehmer Gent geworden — des Grafen richtiger Sohn

Max Hansen, Alfred Jerger und Siegfried Arno als die drei Musketiere in der gleichnamigen Revue des Großen Schauspielhauses zu Berlin. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Digitized by Google

aber, der bei der Mutter blieb, ein besserer Knote. Das gibt bei der Enthüllung ein paar billige Streiflichter auf den Wert von Blut, Erziehung und Geburtsadel. Amüsant, wenn eine leicht überlegene Ironie durchblitzt, aber quälend, wenn ein jeder betont: bin ich nicht furchtbar komisch als adelsstolzer Baron, als fromme Erbgräfin? Und man kann mit all diesen verkalkten Vorkriegsspesiflagen wirklich keine Theatergeschäfte mehr machen. Der Bedarf ist gedeckt. Das Angebot war zu groß. Dabei hatte man die Leopoldine Konstantin, die Ida Wüst, die Hedwig Bleibtreu und das hübsche Fräulein Evans, hatte Gülstorff, Wallburg und Winterstein bemüht . . .

Einen entzückenden Abend verlebt, wer sich einmal die englische Komödie von E. Ch. Carpenter „The Bachelor Father" ansieht, der das Theater in der Behrenstraße den Busch-Titel gegeben hat: „. . . Vater sein, dagegen sehr!" Sil Vara hat in die Bearbeitung viel Wienerisches hineingebracht, das hier stark zum Erfolg mit beigetragen haben mag. Sir Winterton, der alte ausgekochte Junggeselle, kommt auf seine späten Gichttage auf die Idee, seine drei unehelichen Kinder auf sein einsames Schlößchen einzuladen, um überhaupt einmal festzustellen, für wen er eigentlich 18, 19 bzw. 21 Jahre lang Alimente gezahlt hat. Im Grunde kann er die Bälger schon gar nicht ausstehn, noch bevor er sie zu Gesicht bekommt. Dann erfüllen die beiden jungen Damen aus Wien und Mailand und der Herr Sohn aus London das stille Haus mit ihrem amüsanten Lärm: es sind ganz originelle Persönlichkeiten aus ihnen geworden. Und der alte Sir Winterton macht durch sie eine fabelhafte Wandlung durch. Er verliebt sich in seine Kinder. In alle drei. Auch in den Sohn, der, wie sich zum Glück für den Lustspielschluß ergibt (einer Heirat unter den vermeintlichen Geschwistern halber) gar nicht sein Sohn ist. Aber sie entflattern ihm wieder, die drei lockeren Vögel, wie sie kamen. Der alte Papa sieht ihnen mit einer Träne der Rührung nach. Ralph Artur Roberts, der das Stück brillant in Szene gesetzt hat, feierte als Sir Winterton wieder einmal einen Triumph. Und die erste große Entdeckung des Theaterwinters war die kleine Österreicherin, Lucie Englisch, die sich zu einer ersten komischen Kraft entwickeln dürfte: — für den Fall nämlich, daß sie ebenso natürlich wirken sollte, wenn sie einmal kein Weaner Madel zu spielen hat!

Erika von Thellmann als Julia und Gustav von Wangenheim als Proteus in Shakespeares Lustspiel „Die beiden Veroneser"
Berlin, Deutsches Volkstheater. Aufnahme Jacobi

★

Neuentdeckungen gab's auch in dem kleinen Saaltheater des alten Landwehrkasinos am Zoo, das der neue Leiter, Joachim von Ostau, stolz und bescheiden Deutsches Volkstheater getauft hat. Man spielte dort Shakespeare.

Digitized by Google

Mitulsky und Hasse als Diener in Shakespeares Lustspiel „Die beiden Veroneser"
Berlin, Deutsches Volkstheater. Aufnahme Jacobi

Nicht William den Großen, sondern nur den fruchtbaren Theaterdichter Shakespeare einer unbekannten Londoner Season, in der unter anderem auch das Lustspiel „Die beiden Veroneser" entstand. Wenn ein Durchschnittsspielleiter es mit Durchschnittskräften aufführt, dann könnte es stellenweise gewiß herzlich langweilen. Aber der neue Regisseur Leo Mittler hat dem Spiel so viel Tempo und Laune und lustige Einfälle gegeben, daß der ganze Abend eine Erquickung bedeutet. Er hat neben der köstlichen Erika von Thellmann, die lachen und weinen und sehr hübsch und rührend singen kann (was kann sie nicht alles noch!), und einigen anderen hier schon gut eingeführten Kräften wie der hübschen Erika Meingast und der drolligen Annemarie Hase eine neue Schauspielertruppe vorgestellt, auf die das junge Theater stolz sein darf. Das Stück ist eine Talentprobe für junge Darsteller. Hart neben Lyrik und Tragik sind ausgelassene Rüpelszenen gesetzt, der Wechsel bietet allerlei Gefahren. Aber es war alles auf eine auch die Clownerien mit vergoldende poetische Grundstimmung abgetönt. Der jugendliche Heldenton der beiden Veroneser besaß nichts Theatermäßiges. Gustav von Wangenheim, der den Proteus spielt, verrät musikalisches Gefühl in der Behandlung seines schönen Organs und der Kunst, Shakespearesche Verse zu sprechen. Franz Nicklisch, als Freund Valentin, wird sich durch die Helligkeit seines Wesens und den sieghaften Klang seiner Sprechstimme bald ein gutes Feld in Berlin erobern. Der Inhalt des Lustspiels jagt die beiden jungen Menschen durch hundert Stimmungen. Proteus, mit Julia, der heißgeliebten Veroneserin, verlobt, folgt seinem Freunde Valentin nach Mailand, lernt dort des Freundes heimliche Braut kennen und macht sich eines doppelten Treubruchs schuldig. Wie Leidenschaft, Eifersucht, Haß, Trauer, Falschheit, Verzweiflung die vier Menschen in die Irre führen, wie eine fest und doch leicht zupackende Lustspielwendung, nicht ohne innere Bedeutung, die Wirrnis zum guten Ende führt, das ist durch den graziös behandelten szenischen Aufbau und die Mitwirkung stimmungsvoller Musik (meist Mozartscher Motive) zu dramatischer Spannung gebracht. Diesem lustigen Abend ist viel ernste, tüchtige Arbeit vorangegangen. Die Rollen der drei Diener, die die Handlung mit ihren Clownerien ebensooft unterbrechen wie vorwärtstreiben, sind drei jungen Schauspielern von bester Schule anvertraut: E. W. Mitulsky, Fritz Schönfeld und O. E. Hasse. Der letztere mag vielen noch als ein Gemisch von Grock und Waßmann erscheinen. Aber vermutlich entwickelt sich aus diesem Komiker ein Menschendarsteller. Es ist eine Freude, solche Entdeckungen und Überraschungen aus dem Berliner Theaterleben melden zu dürfen.

J. V.: Martin E. Schlosser.

Digitized by Google

Die Strandwache

Novelle von Vicki Baum

Es fing damit an, daß Fräulein Wehrle ihre kleine Armbanduhr im Strandkorb vergaß, als oben im „Strandheim" der Gong zum Abendessen geschlagen wurde. Fräulein Wehrle war an jenem Nachmittag erst ziemlich spät zu dem Entschluß gekommen, zu baden, denn das Wasser sah kalt aus, flaschengrün mit kleinen zuckerweißen Kämmen, die wie Schaumgebäck ans Ufer gerollt kamen; aber schließlich war die Sonne kurz vor halb sieben Uhr noch hinter einer Wolke hervorgekrochen, und so war Fräulein Wehrle doch noch mit zaghaften Schritten über den harten, bunten Kieselrand ins Meer hineinbalanciert, und hatte sich leise juchzend von den Wellen ablecken lassen, die vergnügt wie kleine Hunde und eigentlich doch nicht sehr kalt waren. Der erste Gongschlag betraf sie deshalb noch im Wasser, das sie eilends verließ, um zu ihrem Strandkorb, dem Strandkorb Nummer 11, zu laufen, beim zweiten Gongschlag kriegte sie ihre Schuhe nicht zu, und beim dritten, als die pünktlicheren Gäste des „Strandheims" eben die Halle verließen und dem Speisesaal zuströmten, rannte Fräulein Wehrle erst in höchster Eile die Holztreppe über die Dünen zum „Strandheim" hinauf.

Die Armbanduhr blieb indessen an dem kleinen Schirmdach von Badekorb Nummer 11 hängen, daran sie mit einer Sicherheitsnadel befestigt war: eine ziemlich mittelmäßige kleine Armbanduhr, vergoldet, mit einem schwarzen Bändchen, die Uhr einer berufstätigen jungen Dame von mittlerer Einkommensstufe, die ihren Sommer im „Strandheim" verbrachte . . .

*

Jeden Abend Schlag acht Uhr verläßt der Strandwächter Friedrich Helmke seine Wohnung, um die Tour zu machen. Helmke ist ein überlanger Mensch, der vom Aufenthalt in niederen Stuben die Gewohnheit angenommen hat, den Kopf im dritten Halswirbel abzuknicken und gebückt vorzustrecken. Die Zollwächtersuniform, die er trägt, ist adrett, aber sie sieht gewissermaßen schimmlig aus. Helmke wohnt mit Hund, Frau und Kindern am Südende von Woeritz, noch hinter der Kirche, nicht weit von dem flachen, brackigen Binnenwasser des Boddens. Die Woeritzer nennen diese Gegend das Poppenloch, aber dies ist keine offizielle Bezeichnung. Das Haus, in dem Helmkes zur Miete wohnen, gehört dem Fischer Golkow, es sitzt voll Muff und Moder, und Helmke wird den Verdacht nicht los, daß zwischen den Balken der Schwamm steckt. Frau Helmke ist siebenundzwanzig Jahre alt, hat zwei Fehlgeburten und drei Kinder gehabt, eines ist gestorben, und seit dem letzten kränkelt sie ein wenig, trägt immer Filzbabuschen an ihren ewig kalten, ziehenden Füßen und klagt manchmal, daß sie es im Leibe habe. Trotzdem kocht sie gut, das Haus ist ziemlich sauber gehalten, im gepflegten Gärtchen steht dicker Duft von Lilien, und Frau Helmkes Fensterblumen — die nach der Straße hin sehr bunt sind und der Stube innen das Licht wegfressen — sind in ganz Woeritz berühmt.

Zwei Minuten nach acht, gleich wenn er bei der Kirche vorüber ist, kommt Otto Bublitz, der zweite Strandwächter, um die Ecke von Vossens Gasthof her geschlendert, in ziviler Haltung, Hände in den Taschen, Zigarette im Mund, und gesellt sich wortlos dazu. Es ist die Stunde, zu der die Woeritzer Fischer ihre Boote in den kleinen Hafen des Boddens einzubringen pflegen, die Alten sitzen vor den Hausschwellen und halten die steifen Hände auf den Knien wie Pfundgewichte. Woeritz duftet nach Speck, nach Holzrauch, nach frisch eingefahrenem Heu. Auf der neuen Landstraße surrt ein fernes Sommerfrischlerauto den Bodden entlang zur Bahnstation nach Hillenkamp. Die untergehende Sonne zielt mit einem knallroten Strahl mitten auf Otto Bublitz' Uniformknöpfe, die an dem kleinen, runden Mann ein wenig spannen — und dann wird es ganz plötzlich kühl und dämmergrün, während die beiden Strandwächter in den kleinen, gepflasterten Birkenweg einbiegen, der Woeritz mit dem Strand verbindet.

Da Bublitz und Helmke seit achtzehn Jahren diese Tour zusammen gehen — ausgenommen jene vier Jahre, die sie bei der gleichen Kompagnie im Krieg verbrachten — da sie sich seit ihrem zweiten Lebensjahr persönlich und genau kennen, da sie Schule, Prügel, Konfirmation, Militär, Verwundung, Lazarett und Beruf gemeinsam absolviert haben, da also anzunehmen ist, daß sie ganz das gleiche denken, sind die Gespräche zwischen Bublitz und Helmke ziemlich knapp.

Digitized by Google

Da sagt etwa Bublitz, während sie schon an der Villa Seeblick vorbeikommen, aus deren beleuchteter Veranda ein Grammophon befremdlich jazzt: „Nach Mitternacht könnte es regnen." Und Helmke, über die Dünen witternd, auf denen das taunasse Strandgras aneinanderschleift und mit einem Blick auf den abdunkelnden Horizont, erwidert: „Tjawoll. Könnte sein."

Auch bei der Villa Seeblick, die ein größenwahnsinniger Woeritzer zwecks Aufnahme von Sommergästen an den Strand herausgebaut hat, führen Holztreppen zum Meer hinab. Helmke und Bublitz in ihren zu schweren Kommißstiefeln trampen über die sandverwehten Stufen hinunter, ihre guten, braven Feldwebelgesichter empfangen den feuchten Salzwind und die letzte Helligkeit von der Seite, während sie ihre Tour zu gehen beginnen, die ganze Woeritzer Bucht entlang, immer auf dem schmalen Streifen Sandes, den die Wellen naß, ein wenig fest und doch elastisch gemacht haben. Gegen neun Uhr sind sie unterhalb der „Hohen Dünen", die wie eine englische Küstenlandschaft aussehen und in den Sommerprospekten der Gegend sehr gerühmt werden. Unter den „Hohen Dünen" steht ein Grüppchen von Strandkörben, die zu einer kleinen Künstlerkolonie gehören. Bublitz schaut ohne viel Aufmerksamkeit in die leeren hinein und geht taktvoll an denen vorbei, die von schwärmenden Paaren besetzt sind. „Neue Meldung bekommen?" fragt Helmke etwas später. „Tja. Soll ja wohl nicht stimmen," antwortet Bublitz. Helmke zieht eine kleine Pfeife heraus und raucht. Zwanzig Minuten später fragt er: „Noch immer mit die Autos?" Aber sie sind nicht mehr weit von Dehnhagen, bevor Bublitz seine runden Schultern hebt und antwortet: „Der Alte wird ja wohl nicht richtig sein."

Der Alte ist der Zollinspektor, der in der kleinen Stadt Hillenkamp sitzt und darüber wacht, daß nicht zu viel Sprit von Dänemark herübergeschmuggelt wird. Ein paarmal sind ihm große Dinge geglückt, und seither ist er ganz wild auf Sprit und die Strandwächter in seiner Bucht werden höllisch scharf gemacht. Überall die Küste entlang gehen nachts Strandwächter ihre Touren, 25 Kilometer und wieder 25 Kilometer, immer zwei Männer, die mit Augen, deren Schärfe Generationen von Seeleuten ihnen vererbten, auf das dunkle Meer visieren und jeden Schatten in den Dünen verfolgen.

„Wie geht's der Frau?" fragte Bublitz, als sie an dem kleinen Föhrenwald vorüber waren, der Gut und Dorf Dehnhagen vom Strand trennte. „'s geht," antwortete Helmke einsilbig. Er zog ein paarmal heftig an seiner Pfeife, und als Bublitz den Tabak aufglühen sah, dachte er, daß es Helmkes Frau nicht gut gehen möge. Er verspürte ein schwerfälliges Bedauern und etwas wie Neugierde dabei, denn er war vor dem Krieg mal in Helmkes Frau — damals war sie aber noch nicht Helmkes Frau — verknallt gewesen. Jetzt allerdings war er froh, daß er sie nicht gekriegt hatte. „Die wird schon wieder," sagte er deshalb gutmütig. Das bedurfte keiner Antwort, und so schwiegen sie, bis sie halbwegs auf der Höhe von Lütte angelangt waren. Lütte war das verfallene und verkommene Vorwerk des gleichfalls verkommenen Rittergutes Dehnhagen, es hockte dunkel und unwohnlich in den sauren Wiesen, etwa eine halbe Stunde landeinwärts. Gleich hinter Lütte begann das große Boltenhagener Moor, ein Zaun trennte die Gemarkungen von Dehnhagen und Boltenhagen, er lief am Moor entlang, über die Dünen und watete mit seinen ausgebleichten und gepökelten Baumstämmen noch eine Strecke weit ins Meer hinaus. Gerade bei diesem Zaun hatten Bublitz und Helmke vor acht Jahren ihre große Sache gehabt, von der sie bei gehobener Stimmung noch zuweilen in Bossens Gasthof berichteten. Ein Kutter war mit Motordefekt an den Strand getrieben, mitten in einer eiskalten Winternacht, sehr gegen den Willen der dänischen Besatzung, bei Windstärke 11 annähernd, und proppenvoll mit Sprit geladen. Erst gab es Keilerei, dann schoß einer, dann schoß Helmke, dann kriegte Bublitz ein Ding in die Hüfte, ließ sich aber nicht schlapp machen, sondern feuerte weiter. Zielen konnte keiner richtig, denn es schneite zu toll und der Wind trieb Eis und Schnee gegen die Augen. Helmke hatte Wut im Leibe, wie er nachher angab, und schlug mit seinem Dienstrevolver zwei von den Burschen auf den Kopf, dann wurden sie zufrieden und ließen sich einliefern. Bublitz blutete wie ein Schwein die ganzen acht Kilometer bis Boltenhagen, aber er schaffte es. Wenn Bublitz und Helmke davon erzählten, dann ließ sich dies alles wie eine äußerst kurze, rohe und verworrene Keilerei zwischen erbosten Schuljungen an. Was wirklich dahinter steckte an Mut und Kameradschaft, das konnten sie nicht recht ausdrücken. Helmke hatte sich seit jener Nacht angewöhnt, am Zaun einen Augenblick zu verweilen, seine Uhr herauszuziehen, mit der Taschenlampe das Zifferblatt zu kontrollieren und zufrieden auszuatmen, wenn sie pünktlich, das heißt zehn Minuten vor elf, hier angelangt waren. Auch trennte er sich an dieser Stelle gewöhnlich für einige Minu-

Digitized by Google

ten von Bublitz. Bublitz, der mit zunehmendem Fett ein wenig kurzatmig geworden war, pflegte seufzend über den Zauntritt zu klettern, der zum Boltenhagener Gebiet hinüberführte. Helmke aber stieg auf die Dünen hinauf, stand ein paar Sekunden dort still, nachher zwängte er seine lange Gestalt durch eine Zaunlücke, um einige Meter weiter unten wieder an Bublitz' Seite einzutreffen.

Kurz nach 11 Uhr kamen sie bei den ersten Strandkörben an, die zum „Strandheim" gehörten, das als ein mattgetönter Würfel oben aus den Dünen herauswuchs. Die Balkons des „Strandheims" lagen deutlich gezeichnet da, und auf einzelnen flatterten Bademäntel und Trikots, die zum Trocknen im Nachtwind hingen. Dem bürgerlichen und soliden Charakter dieser Gaststätte entsprechend, schliefen die Gäste vom „Strandheim" schon, das Klavier war verschlossen, das Grammophon abgestellt, und nur Herr Gohde, der in einer Kammer neben der Anrichte Kasse machte, ließ den Lichtschein eines einsamen Fensters in die Dünen blinken. Bublitz zeigte stumm mit dem Daumen hinauf, was so viel hieß, wie: „Wollen wir uns bei Gohde noch einen kleinen Schnaps holen?" Helmke schüttelte den Kopf dazu. Nein. Bublitz zuckte die Achseln. Auch recht, hieß das. Die Strandwächter untersuchten jede Nacht auf dem Hin- und Rückweg die Strandkörbe, manchmal jagten sie Gesindel fort, das sich darin ein billiges Bett bereitet hatte, und dafür holten sie zuweilen eine kleine unentgeltliche Stärkung bei Herrn Gohde. Aber diesmal hatte Helmke eben keine Lust. Ihm ging wieder mal die Sache durch den Kopf, ob Schwamm in seiner Wohnung säße und ob darum so viel schief gegangen wäre mit den Kindern und der Frau. Bublitz pfiff inzwischen ein bißchen und legte einen Strandkorb neben den andern flach in seine Burg nieder. „Na?" fragte Helmke. „'s gibt Regen," sagte Bublitz. Helmke machte die Nasenlöcher rund, und roch den nahenden Regen und ging zu den nächsten Strandkörben, um auch sie umzulegen. Die roten Streifen ihrer Bezüge sahen schwarz aus im ungewissen Licht der Sommernacht.

Als Helmke mit beiden Armen in den Strandkorb Nummer 11 griff, um ihn umzulegen, fand er die Armbanduhr von Fräulein Wehrle. Das heißt, er fand sie nicht sogleich, sondern er bemerkte nur — während der Strandkorb schon das Übergewicht bekam und sich in den Sand legte — daß da irgendein kleiner, leise klingelnder Gegenstand an seiner Hand vorbeigeglitten war. Er stellte den Strandkorb wieder auf, holte die Taschenlampe hervor und suchte den Sand ab. ‚Da war doch was —?' dachte er dabei. In dem Lichtkreis, den er kniend absuchte, sah er Sand, ein Stückchen schwarzgetrockneten Tang, ein paar flache Strandkiesel. „Was is'n los?" fragte Bublitz herankommend.

„Ich dachte, da wär' was," sagte Helmke aufstehend und putzte den feuchten Sand von den Knien.

„Was denn?"

„Weiß ich nicht. Ich dachte bloß, da wär' was."

„Leucht mal in'n Korb," sagte Bublitz. Helmke leuchtete. „Da is es," sagte Bublitz. Helmke wunderte sich. „'ne Uhr," sagte er. Bublitz dachte nach. „Die gehört ins ‚Strandheim'," sagte er. Er war etwas schneller von Gedanken als Helmke, schon seit der Schulzeit. Aber auch Helmke fand etwas: „Es is 'ne Damenuhr," sagte Helmke. Er nahm die Uhr vom Strandkorb ab, mitsamt der Sicherheitsnadel, mit der sie befestigt war, und besah sie genau, während Bublitz die Lampe hielt. „Wertvoll," sagte Bublitz. „Glaub' ich auch," sagte Helmke. Bublitz begann zu lachen. „Die kann sich freuen, daß sie sie wiederkriegt," sagte er; er hatte viel für Mädchen übrig.

Obwohl es den beiden Strandwächtern nicht gegeben war, sich in stürmischen Worten auszusprechen, waren beide sehr aufgeregt, als sie die Holztreppe zum „Strandheim" hinaufstiefelten. Schließlich passierte es nicht jedes Jahr, daß man auf der Tour eine goldene Damenuhr fand. Eine freudige Bewegung hatte sich der beiden bemächtigt. „Ich dachte doch gleich: da is was; da is was, dachte ich doch gleich," wiederholte Helmke immer wieder, während sie oben anlangten und ihren Weg um die große Glasveranda des „Strandheims" nahmen. Und Bublitz, sein Bäuchlein stramm zurechtrückend, sagte im Feldwebelston: „Wollen Gohde mal Meldung erstatten. Wollen mal sehen, was Gohde dazu sagt."

Aber als sie zu Gohdes Fenster kamen, war es dunkel geworden, das Haustor fest verschlossen und das „Strandheim" stumm, schlafend und unzugänglich. Also steckte Helmke vorläufig die Uhr in die Brusttasche, und während er von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte und sagte: „Komisch, nich? Komisch, daß wir 'ne Uhr finden sollen?" nahm sein immer vorgebeugtes Gesicht den verwunderten, horchenden und begriffsstutzigen Ausdruck an, den Bublitz schon seit Kinderzeiten an ihm kannte.

*

Morgens um acht entdeckte Fräulein Wehrle, daß sie ihre Armbanduhr im Strandkorb vergessen hatte. Mit einem Schrei fuhr sie

Digitized by Google

aus dem Bett, riß den Bademantel vom Balkon und schlüpfte in die Sandalen, um zum Strand hinunterzulaufen. Der Bademantel war naß und schwer, denn kurz nach Mitternacht hatte es begonnen, in Strömen zu regnen. Fräulein Wehrle, mit zitternden Fingern, bequemte sich dazu, ihren Gummimantel über ihr Negligee zu knöpfen und in all die strömende Nässe hinauszuwaten. Im „Strandheim" schlief man noch, des schlechten Wetters wegen; das Treppenhaus roch nach Bohnerwachs und Kaffee, in der Halle unten surrte der Staubsauger die roten Kokosmatten sauber. In der offenen Tür des Speisesaales stand Herr Gohde und beaufsichtigte die Mädchen beim Decken der Frühstückstische. Bei der Anrichte, hinter einer Rollwand, zählte die Mamsell, Witwe Schmitthenne, Zuckerstücke in kleine Schälchen. „Herr Gohde, ich habe meine Uhr am Strand vergessen!" rief Fräulein Wehrle und flitzte vorbei. Der Ostwind stieß so hart gegen die Glasveranda, daß Fräulein Wehrle die Türe kaum aufkriegen konnte. Draußen floß das Meer grau und verwischt und mit langen, rollenden Wellen in den Himmel hinein. Fräulein Wehrle schlitterte die nassen Holzstufen zum Strand hinunter, kämpfte sich gegen den Wind zu ihrem Strandkorb hin, der ordentlich in die Mitte seines kleinen Sandwalles gelegt war und aussah, als schliefe er. Sie stemmte ihn hoch und suchte. Die Sicherheitsnadel war noch da. Die Armbanduhr war weg.

Fräulein Wehrle weinte ein bißchen, als sie zum „Strandheim" zurückwanderte. Einerseits konnte sie in ihrer Stellung als erste Sekretärin der Papierfirma Popper & Pinnes nicht ohne Armbanduhr auskommen; anderseits war sie nicht in der Lage, hundert Mark für eine neue auszugeben. Die Alte, die Vergessene oder Verlorene oder Gestohlene war überdies ein Geschenk gewesen, ein Andenken an eine Geschichte, aus der dann nichts geworden war . . .

Beim Frühstück sprach das ganze „Strandheim" von Fräulein Wehrles Mißgeschick. Das tat ihr wohl. Sie gab sich Haltung. „Es war ja keine kostbare Uhr," sagte sie, „nein, wirklich nicht. Nur weil sie ein Andenken war — deshalb —"

Übrigens war zu Mittag die ganze Aufregung erledigt. Zu Mittag telefonierte nämlich Bublitz aus Woeritz herüber, daß sie in Strandkorb 11 eine Uhr gefunden hätten und daß Gohde abends aufbleiben möge, damit sie beide, Helmke und er, heute abend auf der Tour die Uhr hineinbringen könnten.

Fräulein Wehrle begriff erst nach einer Minute. „Heute abend? Aber es regnet ja. Das Wetter ist ja so miserabel —" sagte sie. „Strandwache geht bei jedem Wetter," erwiderte Herr Gohde und schwenkte die Gemüseplatte an ihre linke Seite. Helmke und Bublitz waren seine Freunde seit Jahren.

„Merkwürdig! Strandwächter! Ich hatte keine Ahnung, daß es so etwas gibt. Was bewachen die denn?"

„Wegen Sprit. Meistens," sagte Herr Gohde.

„Sprit. Ah. Interessant. Was sind das eigentlich für Leute, diese ‚Strandwächter'?"

„Zollbeamte."

„So. Beamte — ach. Ich frage nämlich, Herr Gohde, weil ich mich doch auf irgendeine Weise bedanken muß, revanchieren. Kann man Finderlohn geben? Oder wie?"

„Nee. Is ja wohl denen ihr Amt. 'n kleinen Korn trinken sie ja gern," empfahl Herr Gohde.

„Ja, danke. Ich will dann also auf die Strandwächter warten —" sagte Fräulein Wehrle etwas beklommen.

Kurz vor elf kam Gohde nochmals zu Fräulein Wehrle, deutete mit dem Kinn gegen das Eingangstor, an das der Regen prasselte, und sagte: „Würde empfehlen: nicht Korn. Grog."

„Danke. Jawohl. Ausgezeichnet. Grog also für die Strandwächter — wenn sie wirklich kommen," sagte das Fräulein.

Pünktlich zehn Minuten nach elf wehten Bublitz und Helmke tatsächlich in die Halle, der Sturm riß die Tür auf, fauchte naß herein und schmiß sie dröhnend wieder zu. In ihren triefenden, wasserdichten Mänteln und Kapuzen entsprachen die beiden durchaus der romantischen Vorstellung, die sich während dieses verwarteten Tages in Fräulein Wehrles Phantasie festgesetzt hatte. Sie schaute zu, wie sie ihre großen, rotbraunen Hände aus den Manteltaschen holten, um wortlos Gohdes dünne Kellnerfinger zu schütteln; sie verspritzten eine Menge kalter Nässe, als sie die Mäntel ablegten, und hinterließen eine Garnitur riesiger, sandiger Stiefelspuren auf dem roten Kokosläufer, während sie hinter Herrn Gohde in den Speisesaal trappsten, wo nur mehr eine einzige elektrische Lampe vorn bei der Anrichte brannte. Das Fräulein folgte befangen.

„Diese Dame is es," sagte Herr Gohde vorstellend. Bublitz und Helmke standen stramm, Bublitz mit seinem runden Speckwänstchen, Helmke mit melancholisch eingeknicktem Halswirbel. „Ich habe auf Sie gewartet," begann Fräulein Wehrle mit Herzklopfen das Gespräch — „setzen Sie sich doch. Sie müssen etwas trinken, setzen Sie sich doch. Ich bin so glücklich, daß Sie meine Uhr

Digitized by Google

gefunden haben. Können wir Grog für die Herren bekommen, Herr Gohde? Rauchen die Herren? Zigarren, Herr Gohde! Sie haben also meine Uhr gefunden? Ich bin so glücklich —"

Nachdem Bublitz und Helmke demnach unter Scharren und Husten Platz genommen hatten, Gohde die Zigarren und die Mamsell, Frau Schmitthenne, den Grog gebracht hatten, nachdem das Fräulein sich mit der schüchtern-liebenswürdigen Bewegung der Gastgeberin an den Tisch gesetzt hatte, sagte Bublitz: „Wir haben sie." Und Helmke griff sogleich in die Brusttasche, um die Uhr herauszuholen.

„Halt," sagte Bublitz. „Erst muß die Dame die Uhr beschreiben; das muß seine Ordnung haben." Ihm gefiel Fräulein Wehrle und er schaute ihr pfiffig auf den Mund. Ihm gefiel übrigens auch die Schmitthenne und nicht erst seit heute. „Die Uhr beschreiben? Aber natürlich kann ich sie beschreiben," sagte das Fräulein eifrig und dann beschrieb sie die Uhr, vergoldet, mit arabischen Ziffern und etwas schadhaftem schwarzen Bändchen. „Da —" sagte sie und legte ihren Arm auf den Tisch, „da können Sie die hellen Streifen sehen, wo die Uhr sonst immer gesessen hat; da bin ich nicht braun geworden, sonst überall." Bublitz sah hin. Helmke sah weg. „Na, Mensch, nu rück' mal die Uhr raus," sagte Herr Gohde, und Helmke holte die Uhr aus seiner Tasche. Sie war aufgezogen und tickte pflichteifrig. Darüber war das Fräulein ein wenig gerührt. Es war, als hätte sich etwas Lebendiges zu ihr zurückgefunden, ein Tier, eine Freundin, ein Andenken eben. Sie dachte die ganze Zeit nach, ob und wie sie den beiden ein Trinkgeld oder Finderlohn anbieten konnte. Während sie schweigsam wurde, hörte sie mit halbem Ohr das mecklenburgische Gespräch, das sich zwischen Herrn Gohde und den Strandwächtern entwickelte.

„Was Neues?" fragte der gesprächige Bublitz.

„Nee —" sagte Gohde.

„Was macht der Dehnhagener?"

„Macht so fort."

„Mensch, der macht auch nicht lange."

„Tja — nee —"

Dehnhagen nämlich war im Frühjahr unter den Hammer gekommen, nachdem ein Besitzer nach dem andern sich auf dem verluderten Grund heruntergewirtschaftet hatte, und nun prophezeite die Gegend dem neuen Dehnhagener das gleiche, ungute Ende.

„Wie war's mit dem Waldbrand?" fragte Helmke stotternd.

„Bis nach Hillenkamp konnte man's sehen," warf die Mamsell dazwischen; „die Hillenkamper Feuerwehr war ja voll noch vor den Boltenhagenern da, das war sie."

„Wir sind die ganze Nacht auf den Balkonen gestanden und haben durch die Ferngläser geschaut," sagte Fräulein Wehrle.

„Waldbrand kommt leicht aus; kann überall mal vorkommen," sagte Bublitz und zwinkerte. Herr Gohde ereiferte sich. „Der war nicht gelegt," sagte er. „Mensch, was denn sonst?" rief Bublitz. Helmke horchte mit seinem verwunderten und begriffstutzigen Gesicht hin. Fräulein Wehrle, die die Männer beschäftigt sah, griff in ihr Täschchen, darin sie einen zusammengefalteten Fünfmarkschein wußte, und zog die Hand unschlüssig wieder heraus. Plötzlich schwiegen alle drei und die Strandwächter kippten den Rest ihres Grogs in sich hinein. Man hörte den Sturm draußen und hinter dem Sturm das Meer mit seinem dumpfen Aufschlag.

„Ich würde mal nach Lütte 'reinsehen —" sagte Herr Gohde schließlich.

„Was ist in Lütte?" fragte Bublitz heftig.

„Da sind doch die schönen Mohnblumen?" sagte Fräulein Wehrle. „Alles voll Mohnblumen, und kein Mensch, der sie pflückt. Bißchen unheimlich, so leer und verfallen —"

„Ich ginge da nicht hin. Mich brächte da keiner hin," bemerkte Frau Schmitthenne, legte sich über Bublitz' Schulter und nahm das leere Grogglas fort. Lütte, das Dehnhagener Vorwerk, war nicht mit ersteigert worden und lag nun ohne Besitzer und Bewohner in seinen moorigen Wiesen, ein Paradies der Ratten und Ringelnattern.

„Was in Lütte ist?" fragte Bublitz aufstehend.

„Da sitzen Kerls drin," sagte Herr Gohde.

„Was für Kerls?" fragte Helmke auffallend wach. Aber Gohde gab keine Antwort mehr. „Das ist nur so 'ne Ansicht vom Moorwächter. Der Moorwächter meint, es sitzen Kerls drin, Zigeuner oder solche —" sagte Mamsell Schmitthenne. „Na, nun mußt du wieder 'raus ins schlimme Wetter, Bublitz?" fügte sie zärtlich hinzu. Um Helmke kümmerte sich keiner. „Tja. Is gar nich so schlimm heute. Na, nun wollen wir zahlen," sagte Bublitz, der Form halber. „Nein bitte, das ist schon erledigt," warf Fräulein Wehrle schnell dazwischen und wurde rot. „Ich weiß überhaupt gar nicht, wie ich mich Ihnen erkenntlich zeigen soll —"

„Da kann doch die Dame beim Kriegervereinsfest mal mit mir tanzen zur Revangsche," schlug Bublitz vor, galant wie ein Spanier, und kroch schon in seinen wasserdichten Rock. Helmke stand daneben mit seinem schweren Kopf; er hatte einen Gedan-

Digitized by Google

ken, es hing mit den Kerls im Vorwerk Lütte zusammen, war aber noch nicht ganz klar. „Schönen Dank also," sagte er, machte stramm, trappste durch die Halle, hängte sich mit aller Kraft an das Haustor und kriegte es auf, dem Sturm zum Trotz, der sich sogleich wüst fauchend in die Halle legte. Gohde versuchte, die Türe offen zu halten, aber sie entglitt seinen schwächeren Fingern und krachte zu. „Wart' mal, Bublitz, ich lass' dich bei der Veranda hinaus," sagte er. Bublitz hatte sich mit der Mamsell hinter den Kleiderständer gedrückt. Fräulein Wehrle, die kurz zuvor den Fünfmarkschein verlegen wieder weggesteckt hatte, holte ihn jetzt mit schnellem Entschluß hervor, als es ihr vorkam, als zögere der dicke, kleine Strandwächter noch mit dem Fortgehen. „Wo ist Helmke?" fragte Bublitz, der in den letzten Minuten zu heftig mit der Mamsell beschäftigt gewesen war, um auf Helmke zu achten. „Schon 'raus? Wie kann der ohne mich 'raus?" sagte er, als wäre von einem unbeschützten kleinen Kind die Rede.

Im letzten Moment erwischte Fräulein Wehrle ihren Fünfmarkschein und die Hand des Strandwächters. „Gute Nacht. Und vielen Dank. Das ist für Sie beide," murmelte sie und drückte das zusammengefaltete, mürbe Papier gegen Bublitzens dicken Daumenballen. Sofort danach klirrte die Verandatüre hinter seinem Rücken ins Schloß.

Bublitz draußen vor der Veranda steckte erstaunt die Hand mit dem unerwarteten Geld in die Manteltasche. Am Fuß der Dünentreppe stand Helmke mit nachdenklicher Miene im Unwetter und hatte sogar seine Pfeife in Gang bekommen. Das aufglimmende Fünkchen verursachte Bublitz ein unerklärliches und neues Mißbehagen. „Na, Mensch — mach'," sagte Helmke und stapfte voran. Bublitz, der bis dahin den Fünfmarkschein festgehalten hatte, ließ ihn jetzt los und zog die leere Hand aus der Tasche.

„Nettes Mädchen war das," sagte er.

„Pfeife auf Mädchen," antwortete Helmke.

Und dann sprachen sie kein Wort mehr bis Boltenhagen.

★

Niemals wird es sich schlüssig erklären lassen, welcher Teufel Bublitz ritt, den Fünfmarkschein für sich allein zu behalten und Helmke nichts davon zu erzählen. Auch weiß kein Mensch, wieso Helmke dahinter kam, daß Bublitz fünf Mark bekommen und ihm nichts davon abgegeben hatte. Jedenfalls waren Bublitz und Helmke auf dem Kriegervereinsfest in Boltenhagen noch einträchtig und guter Dinge. Das heißt, Bublitz hatte den widerstrebenden Helmke mit hineingeschleppt zu dieser rauchverqualmten und girlandengeschmückten Vergnüglichkeit, und sie hielten sich eine Stunde dort auf, bevor sie die Strecke wieder zurückgingen. Bublitz tanzte, obwohl er dick war und außer Atem kam, und Helmke stand an der Wand herum und schaute mit hängendem Kopf und scheuem Lächeln zu — dem gleichen, etwas hilflosen Lächeln, mit dem er schon vor vierzig Jahren bei Keilereien hinter dem Schulhaus dabeigestanden hatte. Bublitz holte ihn her und machte ihn munter und bezahlte eine Lage für ihn und noch eine Lage. Hernach tanzte auch der lange Helmke einmal um den Saal. Die Dame aus dem „Strandheim" wünschte mit ihm zu tanzen; sie behauptete mit schelmisch gestrecktem Finger, daß sie es ihm versprochen hätte und schuldig sei als Revanche für die Uhr, die nun wieder ruhig und mit pflichtgetreuem Ausdruck an ihrem gebräunten Handgelenk tickte. Helmke tanzte vorsichtig und setzte seine gewichsten, schweren Stiefel mit großer Hochachtung und Behutsamkeit neben Fräulein Wehrles kleinere und flinkere Strandsandalen. Nachher stellte es sich heraus, daß sie ihn mit Bublitz verwechselt hatte. Herr Gohde war auch anwesend; er war es, der die Herrschaften vom „Strandheim" nach Baltenhagen herüberkutschiert hatte. Wahrscheinlich war auch er es, der den Stein ins Rollen brachte. „Das geht vom Finderlohn," sagte er nämlich, als Helmke achtunddreißig Pfennig beim Schafskopfspielen an ihn verlor. Helmke begriff den Spaß nicht. Er ging mürrisch an den Schanktisch, um eine Mark zu wechseln. Bublitz machte sich dazwischen und bezahlte indessen die achtunddreißig Pfennige für ihn. Helmke ging vors Haus hinaus, es war eine warme, übermäßig helle Nacht, stand eine Weile vorm Haus, dachte nach, hörte die Grillen zirpen und spuckte scharfen Tabaksaft aus. Hernach ging er wieder hinein, suchte Gohde und fragte: „Wer hat Finderlohn gekriegt? Hat Bublitz Finderlohn gekriegt?"

„Ich dachte," erwiderte Gohde. Helmke ging wieder vors Haus, der Hals war ihm innen wunderlich trocken geworden. Plötzlich hörte er das Meer unten in die Nacht schlagen, dumpf und schwer wie sein eigenes Herz. Hinter ihm waren die hellen Fenster vom Boltenhagener Krug und der Rauch, der herausnebelte, und die Musik, immer nur Brummbaß und Trompete.

Pünktlich, als die Kirchenuhr hinten im Ort zwölf schlug, trat Bublitz heraus, er schnallte noch seinen Gürtel um und schwitzte unmäßig.

„Na, nun los!" sagte er und setzte sich in

Digitized by Google

Marsch, den Damm entlang, mit dem die Rückstrecke anfing. Weit draußen hörte man im Dunklen ein Motorboot kluckern. „Bollejohann sein," sagte Bublitz. Helmke nickte.

‚Hast du Finderlohn gekriegt?' wollte er fragen, brachte es aber nicht heraus. Bublitz seinerseits, den die verheimlichten fünf Mark schon seit Tagen mit einem trüben, undurchsichtigen Bodensatz von Mißbehagen, Feindseligkeit und dumpfer Unruhe erfüllten, würgte auch an einigen Worten. ‚Da hat mir die Dame etwas für dich gegeben,' fing der Satz an, den er in sich zusammenbaute. Aber es war zu schwierig. Es war zu spät. Es konnte nicht mehr nachgeholt werden.

Sie wanderten am „Strandheim" vorbei, kamen zu dem Zaun, der Boltenhagen und Dehnhagen trennte und bleich in der Mondnacht stand. Helmke watete die Dünen hinauf, schaute gegen Lütte hinunter, dann aufs Wasser hinaus, wo weit, weit das Blinkfeuer von Fehmarn sich drehte. Dann gingen sie weiter.

Als sie schon weit von Dehnhagen weg waren, hörten sie in der klaren Luft einen ungeschickten, jungen Hahn auf dem Gut krähen. Brackwassergeruch schwamm feucht vom Bodden über das Land. Bublitz blieb stehen und wühlte mit der Stiefelspitze in einem Tangbündel; der Sand wurde schon blaß und perlmuttergrau und das Meer, mit einemmal ganz still und glatt, hörte auf zu atmen, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang.

„Mensch," sagte Bublitz, „weißt du —"

„Na, was?" fragte Helmke, viel zu laut in das atemlos Stille und Erwartungsvolle des Augenblicks.

Bublitz setzte sich wieder in Marsch. Er konnte es nicht sagen. „Nee. Nichts," antwortete er nur.

★

An einem Sonntag nachmittag erschien Helmke im „Strandheim" und verlangte die Dame zu sprechen, die damals die Armbanduhr verloren hatte. Man wies ihn zum Strandkorb Nummer 11, wo er Fräulein Wehrle in schwarz-weiß-kariertem Trikot vorfand und mit der er in strammer Dienststellung ein kurzes Gespräch hatte.

Ob es wahr sei, daß sie seinem Kameraden fünf Mark Finderlohn geschenkt habe? fragte er, zwar etwas schwerzungig wie immer, aber ohne Umwege.

Ja, allerdings, meinte das Fräulein erschreckt und verlegen.

Und ob der Finderlohn nur seinem Kameraden allein vermeint gewesen sei, oder halb und halb?

Natürlich halb und halb; selbstverständlich auch ihm zur Hälfte. Sie hätte ausdrücklich gesagt: ‚Für Sie beide,' das hätte sie gesagt, das wisse sie noch ganz genau, daran könne sie sich ganz genau erinnern, erklärte das Fräulein eifrig. Darauf schwieg Helmke und schüttelte nur den Kopf, schüttelte seinen schweren Kopf unter der Dienstmütze fast eine Minute lang, daß es aussah wie eine Krankheit, wie ein Anfall, und das Fräulein Angst bekam.

„Hat er Ihnen denn nichts abgegeben?" fragte sie.

„Nee," sagte Helmke.

„Das begreife ich nicht," murmelte das Fräulein. Eine Pause im Gespräch trat ein, während Helmke trübe auf seine Füße hinunterstarrte und das Fräulein langsam errötete. „Dann bin ich Ihnen natürlich noch etwas schuldig," sagte sie schließlich schüchtern und griff nach ihrem Täschchen.

Nun aber wurde auch Helmke rot.

„Das gibt's nicht," sagte er heftig. „Ich nehme nichts, auf keinen Fall. Ich wollt's nur wissen. Ich konnt's mir nicht denken. Is aber so. Weiß den Dübel — wo man an einem Strang zieht, lebelang. Wo wir nie was miteinander gehabt haben. Na schön. Gut. Nee, ich nehme kein Geld. Was denkt die Dame! Ums Geld war's mir nicht. 's war mir wegen Bublitz. Also dann adjüs. Schönen Dank." Und nach dieser ausnehmend wortreichen und erregten Rede begab sich Helmke auf die Flucht strandabwärts. Fräulein Wehrle blieb nachdenklich zurück. Die romantische Vorstellung von den zwei Strandwächtern, die jahraus, jahrein jede Gefahr miteinander teilten, jede Nacht ihren Weg zusammen gingen, zwei Männer, ganz aufeinander angewiesen und miteinander verbunden in Sturm, Finsternis und Kämpfen mit Schmugglern, diese romantische Vorstellung hatte ein Loch bekommen.

Übrigens ging Fräulein Wehrle an diesem Sonntag zeitig zum „Strandheim" hinauf, umwölkt von einer leichten Melancholie, denn es war ihr letzter Urlaubstag und sie mußte nun auch ihre Koffer packen und mit dem Zug sechs Uhr dreißig morgens von Hillenkamp nach Berlin reisen.

Sie entschwindet, mit dem Taschentuch wehend, mitsamt ihrer Armbanduhr, eine erholungsbedürftige junge Dame des Mittelstandes, die vielleicht nach drei Jahren wieder einmal das „Strandheim" aufsuchen wird . . .

★

Helmke aber wurde von diesem Tag an ein wenig sonderbar. Er konnte es lange nicht in seinen Kopf bringen, daß Bublitz ihn

Digitized by Google

betrogen, um bare fünf Mark betrogen und beschmuht hatte. Als diese Tatsache aber erst einmal in seinem Kopf Platz gefunden hatte, brachte er sie nicht wieder heraus, und das war viel schlimmer. Er mußte darüber nachdenken, immerfort und immerfort. Je mehr er über Bublitz nachdachte, je fremder wurde ihm der Freund und Kamerad. Unmöglich war es, trotz allem Grübeln, einen Schlüssel zu seinem Verhalten zu finden. Zum Beispiel war Bublitz flott, aber er besaß trotzdem ein Sparkassenbuch von der Kreissparkasse in Hillenkamp. Wahrscheinlich hatte er die fünf Mark auf die Sparkasse getragen, ganz still, wie ein Dieb und Hehler. Dann hatte er hinten in Söddekum ein Mädchen sitzen mit einem Kind, dafür zahlte er nun Alimente, vierzehn Mark jeden Monat. Ein Grammophon hatte er sich angeschafft auf Abzahlung, Mensch, was brauchte der ein Grammophon, wo er doch nie zu Hause war? Lauter Rätsel, über die Helmke schweigend grübelte, während sie Seite an Seite die Tour gingen. Eines Tages fuhr Bublitz zum Viehmarkt nach Boddensen, landeinwärts, und kaufte seiner Mutter, bei der er wohnte, eine Kuh. Helmke spürte das Gefühl, diese Kuh sei mit seinem, Helmkes Geld bezahlt, wie einen schartigen, brennenden Schnitt quer durch sein Wesen. Bublitz wurde rund und fett von all der warmen Kuhmilch, und Helmkes Frau schnurrte ein, die Kinder waren Blaßschnäbel, und sein bißchen Butter mußte man im Laden kaufen.

Im September fing Helmke dann zu angeln an. Viele Stunden lang saß er auf einem der Bootsstege hinten beim Poppenloch, umschwärmt von den müden Herbstmücken, und angelte. Man muß wissen, daß rund um den Bodden das Angeln ein Sport ist, den nur Kinder und Badegäste ausüben, eine lächerliche und unwürdige Beschäftigung für erwachsene Männer. Wer etwas auf sich hält, hat Boot und Netz, und die kleinen Leute legen zumindest Reusen aus. Aber Helmke bot nun das wunderliche Schauspiel eines Zollbeamten, der ernsthaft halbe Tage dasaß und auf den Schwimmkorken schaute. Es war an dem, daß er sich dabei mit Bublitz aussprach, endlose Zwiesprachen hielt.

„Warum hast du's getan, Bublitz, ich frage dich, warum du's getan hast?" fragte er Bublitz, der in seinen Gedanken und seiner Vorstellung täglich flotter, dicker, heimtückischer und verstockter wurde. „Hast du vielleicht gedacht, das ganze Geld gehört dir? Konntest du nicht hören, daß es halb und halb war? Wer hat die Uhr gefunden, wie? Wie? Ich habe die Uhr gefunden, nicht du; ich sage: ‚Da ist doch was,' das sage ich, ‚da ist doch was.' Ich habe sie gefunden. Du bist nur dazugekommen und hast hingefaßt. Einmal hat man Glück und findet eine Uhr, da kommst du und schnappst sie weg. Aber so warst du immer. Immer hast du es gut gehabt und ich schlecht. Ich bin vorne im Dreck gelegen und dich haben sie drei Monate in Etappe geschickt wegen Nieren. Ich hab' das Ding an den Kopf gekriegt — was? Hab' ich nicht? Und du zwei Streifschuß und dann noch E. K. 1. Wie wir die große Sache gehabt haben vor acht Jahren: Dir haben sie Krankengeld gegeben und Zulage, wegen Verwundung im Dienst — und mir 'ne Belobigung. Kauf' ich mir was dafür. Du drängst dich vor, vordrängen tust du dich, Bublitz, Mensch, soviel sage ich. Immerlos zum Alten nach Hillenkamp und Meldung erstatten und dich anschustern, das tust du. Ich sitze da mit dem kranken Weib und du gehst tanzen, unrecht ist das von dir, Bublitz, unrecht, ein Schwein bist du, aber warte nur, man wird's erleben, wir sind noch nicht quitt . . ."

Solcherart sind die Gedankenkämpfe, die Helmke während des Angelns mit Bublitz auszufechten hat und die zu keinem Ende führen. Manchmal fällt die frühe Dunkelheit ihm schon naßkalt über die Schultern, ohne daß er es merkt, Frau Helmke muß den Hund nach ihm ausschicken, daß er ihn heimhole. Trübe tappt Helmke durch das Dorf, einen alten Marmeladeneimer in der Hand, in dem zwei stachlige Barsche schwimmen.

Im November wurde Helmkes Frau so krank, daß sie nicht mehr stehen konnte; die Gemeindeschwester schaute nach ihr, dann kam sie nach Hillenkamp ins Hospital. Im Dezember starb sie und Helmke saß da in seinem unwirtlichen Haus mit den unbehüteten Kindern. Es war Bublitz, der in dieser Lage Rat schaffte. Bublitz nämlich veranlaßte die Mamsell aus dem „Strandheim", die verwitwete Schmitthenne, die winterüber stellungslos war, als Wirtschafterin in die Wohnung am Poppenloch einzuziehen. Das war eine zweischneidige Wohltat. Zwar wurde alles ein wenig behaglicher und wärmer im Haus davon und die Kinder gediehen besser unter Mamsell Schmitthennes Fingern, die immer verrunzelte Kuppen hatten vom vielen Waschen und Schrubben. Aber zugleich war es Helmke so, als hätte er mit der Schmitthenne ein Stück Bublitz in seine Stube hereingenommen, ein Stück runden, glanzbäckigen und vordringlichen Lebens, das ihn selber ganz und vollends in die Ecke drückte. So ging der Winter hin, ziemlich milde, wie Küstenwinter sind, aber mit ein paar harten Schneestürmen

Digitized by Google

Meereswalten. Gemälde von Albert Wenk

Digitized by Google

Digitized by Google

nachts auf der Tour. Die Schmitthenne briet Kartoffeln mit viel Schmalz und Zwiebeln und sang ganz laut, wenn Helmke im Ofenwinkel saß und sinnieren wollte. Übrigens bekam Witwe Schmitthenne im April ein Kind, das von Bublitz war, die Woeritzer lächelten dazu und Helmke kam sich als der Hereingelegte vor, er wußte nicht recht wieso. Er schmiß die Mamsell hinaus mitsamt ihrem Kind. Ihr machte das nicht viel. Es war indessen Frühsommer geworden, im „Strandheim" strich man die Türen neu und besserte das Dach aus und Witwe Schmitthenne kehrte in ihre Stellung hinter der Anrichte zurück. Das Kind wurde in Pflege geschafft und Bublitz mußte nun für zwei Alimente zahlen; er tat es munter und ohne daß er deshalb den Eindruck eines Pechvogels machte. Helmke sah es mit Gram und dem Vorgefühl eines Gewitters in seinem schweren und zuweilen sonderbar ausgeleerten Kopf.

*

Die Kreuzottern, die zu Hunderten das Moor zwischen Dehnhagen und Boltenhagen bevölkern, sind von einer merkwürdig dunklen Färbung. Sie haben moorbraune Flanken, von denen sich die Rückenzeichnung nur verwischt abhebt, und gedeihen ausnehmend gut zwischen den blühenden Preiselbeerstauden, dem dumpfbitteren Duft der Farne und dem fetten Sumpfgras mit den weißseidenen Köpfchen.

Das Tier, das Helmke am 14. Juli in die Hand biß, war lang und dick und beinahe schwarz. Bublitz hob es am Schwanz hoch, nachdem er es mit dem Absatz totgetreten hatte, es maß weit über einen Meter. „Verdammich," sagte Helmke und schaute seine Hand an, in der er noch ein paar Himbeeren hielt.

„Hat sie dich gepiekt?" fragte Bublitz.

„Ich kann's nicht sehen," sagte Helmke.

„Tut's weh?"

„Och — nee, bloß 'n bißchen."

Bublitz, obwohl er vif war, brauchte ein paar Minuten, bis seine Tatkraft erwachte. Aber dann machte er alles, wie es sich gehörte, die Aufregung trieb ihm den Schweiß auf den Nasenrücken.

Er schnallte seinen Gürtel los, band mit aller Kraft Helmkes Handgelenk ab, er saugte die Wunde aus, spuckend und murmelnd, während er gleichzeitig Streichhölzer und Zigaretten suchte, um auszubrennen.

„Machst du schlapp?" fragte er, als Helmke bei dieser Prozedur die Augen schloß. Es war viel verheimlichte Freundschaft in dieser Frage. Helmke wollte es nicht hören. „I wo," sagte er und kam mit aller Energie wieder aus der sausenden und brummenden Schwäche hoch, die sich seit einigen Sekunden seiner bemächtigt hatte. „Schnaps —" setzte er noch hinzu, dann drehte es ihn wieder. Es war wie bei der Typhusimpfung im Krieg, da waren auch die Soldaten umgefallen wie tote Fliegen, keiner wußte warum. Bublitz faßte ihn unter. „Du mußt nach Hillenkamp ins Spital. Dort haben sie Serum," sagte er. „Marsch, marsch, Mensch." Helmke ließ sich ziehen, die Knie waren ihm weich und zitterig geworden. „So geht's nicht," sagte er ein paar Minuten später und setzte sich hin, setzte sich einfach auf die kleine Holzbrücke, die über einen der Moorgräben führte. Bublitz schaute ihn ernsthaft an und überlegte. „Warte hier," sagte er. „Du wirst doch hier warten können, Mensch? Ich laufe zum Moorwächter."

Helmke gab keine Antwort, er lächelte töricht. Erschossene Kameraden hatten zuweilen so gelächelt, gleich nachdem eine Granate eingeschlagen war. ‚Das Luder!' dachte Bublitz und meinte die Kreuzotter. Gleich darauf holte er tief Atem und begann zu rennen, am Moorsaum hin und den fußbreiten Seitenweg, der zum Haus des Moorwächters führte. Es war ein brütend heißer Tag. Bublitz rannte wie um sein Leben. Er war ein Mann, nicht weit von fünfzig, kurzatmig, mit Fett auf dem Herzen. Er spürte, wie ihm der Schweiß in den steifen Uniformkragen rann. Er riß sich im Rennen den Rock auf, aber der Atem blieb trotzdem weg und die Schläfen wurden ihm dick. Er kam mit ausgepumptem Herzen am Rand des verbrannten Waldes an, stolperte den Rain entlang. Eine tiefffliegende Schwalbe stieß gegen sein Knie. Schnell, schnell, weiter. Kartoffelfeld. Der Rübenacker. Heiß. Angst. Keine Luft. Es fehlte nicht viel und auch Bublitz hätte schlapp gemacht. Er fiel über die Schwelle des Moorwächterhauses wie ein Halbtoter.

Der Moorwächter war ein alter, tauber Mann. An Bublitz' aufgelöster Erscheinung aber begriff er schnell, daß etwas los war.

„Die Kerls in Lütte?" fragte er sogleich, denn es war seine fixe Idee, daß in dem verlassenen Vorwerk Lütte Kerls sich eingenistet hätten, landfremdes und gefährliches Gesindel. Bublitz, noch keuchend und mit tobendem Herzschlag, fuhr den Moorwächter an: „Du spinnst wohl mit deinen Kerls. Eine Otter. Helmke. Hinten bei der Brücke. Das Luder. Schnaps, schnell! Telefonieren, man muß nach Hillenkamp telefonieren um ein Auto. Er muß 'rein ins Spital! Ich bringe ihn. Fahrrad, schnell! schnell! schnell!"

Digitized by Google

Das Rad lehnte draußen neben dem Ziegenstall, es war alt und klapperte unmäßig. Bublitz, in jeder Tasche eine Flasche voll Korn, legte sich über die Lenkstange wie ein Rennfahrer und sauste los, zurück zu Helmke. Es war ihm zuweilen schwarz vor den Augen und sekundenlang so, als fahre er mitten durch einen Brand. Er fuhr an diesem Tag knapp neben einem Schlaganfall her, der Strandwächter Bublitz, der zwei Mark fünfzig veruntreut hatte . . .

Helmke indessen hockte auf dem Brückchen, die Hand war jetzt geschwollen und schmerzte auch ganz tüchtig. Er konnte das nicht so richtig spüren. Es war so, als wenn es außerhalb von ihm geschähe. Die abgebundene Hand war tot, sie schmerzte auch nicht mehr. Dafür begann ihm der Gaumen seltsam krank und trocken zu werden. Er starrte Bublitz' durchgeschwitzten Ledergurt an, der um sein Handgelenk geschnürt war, und hatte gute Lust, ihn abzunehmen und alles seinen Lauf gehen zu lassen.

Helmke hatte eine ungeheure, eine erstickende Wut auf Bublitz. Bublitz hatte ihn hochgebracht zu diesem Gang durchs Moor, mit seinem Gerede von den Kerls in Lütte und Zulage, wenn man was aufstöbern konnte, und Aufrücken in höhere Gehaltsklasse. Bublitz hatte gesagt: ‚Sieh mal, Mensch, die Himbeeren!' und hatte hineingegriffen. Aber nicht Bublitz war gebissen worden, sondern er. Das war falsch. Grundfalsch war das. Die ganze Welt lief verkehrt, wenn es Bublitz immer gut ging und ihm immer schief.

„Na, wie geht's?" keuchte Bublitz forsch, als er wieder bei dem gelben, eingesunkenen Helmke anlangte und vom Rad mehr fiel als stieg.

„'s geht," antwortete Helmke gewohnheitsmäßig. Bublitz goß ihm eine ordentliche Ladung Schnaps in den Mund, er selber trank nichts, obwohl er umkam vor Durst. Er hängte nur eine Sekunde lang die Hände bis über den Puls in das laue, dicke, dunkelbraune Wasser des Moorgrabens, weil ihm so war, als käme er jetzt nicht mehr weiter. Helmke drehte den Kopf und sah zu Bublitz hinunter. Bublitz war bläulich bis unter die Haare, der Schweiß drang in großen Flecken durch seine Uniform, seine Lippen sahen geschwollen aus unter dem Feldwebelschnurrbart. Einen Augenblick war Helmke geneigt, dieses Gesicht gern zu haben, wie er es von jeher gern gehabt hatte. Es war ihm so, als könne er den Zorn und Haß wegwerfen und eine große Last los werden. Bublitz fuhr sich mit den nassen Händen übers Gesicht und lächelte ihm zu. „Na, Junge? Na, Mensch? Wirst du denn aufs Rad können?" fragte er. Plötzlich schnappte etwas in Helmke wieder ab, die Sekunde war vorbei, es schlossen sich harte Schalen um ihn wie um ein Muscheltier. ‚Du denkst wohl, jetzt sind wir quitt?' dachte er. ‚Aber quitt sind wir noch lange nicht.'

Er stand auf und versuchte aufs Rad zu kommen. Treten konnte er, aber halten nicht. „Versuche nur. Bis zur Chaussee. Auto von Hillenkamp kommt und holt dich," sagte Bublitz, beinahe flehend. „Trödel nicht, Mensch. Mach' doch voran. Und trink' so oft du kannst dazwischen."

„Geht nicht," sagte Helmke und schlug auch schon mit dem Rad hin in das Binsengras. Jetzt machte er wirklich schlapp.

Bublitz riß das Rad hoch, setzte sich auf und stellte Helmke hinter sich auf das Hinterrad. Als Kinder waren sie manchmal so gefahren. Das Rad taumelte und stöhnte, aber es hielt aus. Bublitz zwang alle Kraft in seine Knie und trat los. Drei kostbare Minuten waren inzwischen verloren gegangen. Bublitz verspürte einen wütenden Kummer und Zorn um Helmke. Himmelherrgott, was war das für ein hilfloser Kerl sein Leben lang. Immer hatte man an ihm zu zerren und zu schleppen und zuletzt krepierte er einem noch mitten im Moor. Er trat und trat. Helmkes Körper klebte schwer und willenlos an seinem schweißnassen Rücken. Die Hände hatte Helmke auf seine Schultern gestützt und sie zitterten wie Tiere, die Angst haben. Bublitz trat, trat, trat.

‚Du glaubst, daß wir quitt sind?' dachte Helmke. ‚Aber quitt sind wir nicht. Quitt sind wir noch lange nicht.'

*

Das Hillenkamper Hospital war ein kleines Krankenhaus mit zwanzig Betten. Sechs davon standen in dem Zimmer, wo Helmke lag, drei waren leer, in einem starb eine Lungenentzündung, im andern befand sich ein Blinddarm auf dem Wege der Besserung. Geredet wurde nicht. Helmke lag im Bett. Der Schlangenbiß und die Vergiftung waren durch eine Spritze beseitigt worden, aber der Arzt schien im übrigen nicht zufrieden mit Helmke. Er redete etwas von den Nerven und von einem Chok und befahl eine Woche Bettruhe im Krankenhaus zur Erholung und Beobachtung.

Am dritten Tag kam Bublitz zu Besuch, lächelnd, mit blankem Gesicht und viel zu lauten Stiefeln. „Na, wie geht's?" fragte er munter.

„'s geht," antwortete Helmke, sah aber Bublitz nicht an.

Digitized by Google

„Mensch, du hast ja keine Ruhe hier, hast du ja wohl," sagte Bublitz.

„Nee, Ruhe habe ich nicht," äußerte Helmke mit beleidigtem Gesicht, „wo die Kinder allein sind, da werde ich vielleicht Ruhe haben, jawoll!"

„Mit den Kindern, das ist in Ordnung. Meine Mutter ist bei sie," erwiderte Bublitz. Helmke schaute ihn an, seine Augen hatten eine sonderbare Farbe, wie Zinkbecher voll Wasser waren sie, grau und ohne Schimmer und Grund. „So. Na —" sagte er, auch damit unzufrieden. Bublitz kratzte mit seinen Stiefeln auf den geölten Dielen herum. „Macht keinen Spaß, die Tour so alleine zu schieben," sagte er, was einem Gefühlsausbruch gleichkam. Helmke bewegte unruhig die Hände auf der grauen Wolldecke, antwortete aber nichts. „Beim Alten war ich vorhin. Scheint, daß doch etwas los ist in der Bucht, weiß der Teufel. Aus Rostock haben sie ihn scharf gemacht, da ist ja wohl eine Ladung abgefangen worden. Droben am Darß haben sie sich auch gekeilt, drei Männer in 'nem Auto und alles voll Sprit. Mensch —"

Helmke setzte sich auf. „Na, nächste Woche bin ich wieder bei," verhieß er finster, als ob die Aufdeckung großer Schmuggellager nur von ihm abhinge. „Ja, mach' du nur," sagte Bublitz gutmütig. „Da habe ich dir auch was zur Stärkung mitgebracht." Aus der Tasche holte er eine Flasche hervor, die in grüngestreiftes Seidenpapier gewickelt war und einen überaus vornehmen Eindruck machte. Er packte sie aus und stellte sie auf den Nachttisch. „Ia Malaga Gold" stand auf der Etikette. „Ist 'was Feines," sagte Bublitz. Helmke nahm die Flasche, drehte sie in den Händen, legte die Nase auf die kupferfarbene Kapsel über dem Korken und zog den metallenen Geruch ein, der seinen überreizten Nerven eine sonderbare Angst und Drohung übermittelte. ‚Wieso denn, ich spinne ja,' dachte er dabei ganz deutlich. „Teure Geschichte!" sagte er, ein wenig gezwungen. „M—m," erwiderte Bublitz nicht ohne Stolz. Mit einer plötzlichen und heftigen Bewegung schob Helmke seinen Kopf vor, ganz nahe unter Bublitz' blanke, rundliche Augen. „Für so 'ne Flasche, da hast du vielleicht — zwei Mark fünfzig — hast du da vielleicht ausgegeben. Zwei Mark fünfzig, Bublitz?" fragte er heiser. Bublitz schaute ein wenig erschreckt in die leeren, zinkgrauen Augen von Helmke.

„Zwei Mark fünfzig?" sagte er langsam. „Mehr, Mensch. Viel mehr —"

Helmke hatte sich schon wieder hingelegt und zur Wand gedreht, fort von Bublitz' Kameradengesicht. ‚Du denkst, jetzt sind wir quitt?' dachte er. ‚Aber quitt sind wir noch lange nicht —'

*

Bublitz hatte blaue Lippen, als er eines Mittags im Vorwerk Lütte anlangte, diesmal nicht von der Hitze, obwohl die arg genug war, sondern von den Heidelbeeren, die er unterwegs gepflückt hatte. Es war sehr heiß, seit vierzehn Tagen lag die Hitze dick über den flimmernden Wiesen, manchmal stand ein Luftzug auf, der sonderbarerweise noch heißer war als die unbewegte Luft.

Bublitz, bedrückt von dieser lastenden Stille, räusperte sich und drückte mit der Schulter gegen das verschlossene Tor; es schwankte ein wenig, aber gab nicht nach. Bublitz pfiff leise.

Er war an diesem Mittag nach Lütte gewandert, weil ihn die Sache nicht in Ruhe ließ. Überall in der Bucht war eine versteckte Unruhe, bald fingen sie da welche ab und bald dort, nur auf seiner Strecke ging nichts vor. Das einzig Verdächtige war das Gefasel des Moorwächters von den Kerls in Lütte, von Lichtsignalen bei Nacht, von einer unerklärlichen Autospur quer durch die Wiesen, und daß einmal um vier Uhr früh Rauch aus dem Schornstein gekommen sei. Bublitz, der vorankommen wollte und auch ein wenig Jagdfieber hatte, beschloß nach Helmkes Unfall, nun mal auf eigene Faust zu sehen, was denn in Lütte los wäre — und da stand er nun, sehr allein in all der Schwüle, und schaute an dem Wohnhaus hinauf.

Nein, aus dem Schornstein kam kein Rauch, der stand, abgebröckelt und mitgenommen von den Küstenstürmen, wie ein hohler Zahn aus dem Dach hervor. Das Dach selber trug große Löcher in seiner Ziegeldecke, und verfaultes und gebrochenes Sparrenwerk kam darunter her. Die Fensterscheiben waren zerbrochen und mit Lappen und Brettern verstopft, das sah trübsinnig aus. Bublitz preßte die Nase an eines der Fenster, die in Kopfhöhe herausfahen, und hatte ein wunderliches Jucken der Angst im Zwerchfell bei dem Gedanken, von drinnen könne jetzt auch ein Kopf gegen die Scheiben gepreßt werden und ihn ebenso anstarren, wie er die schmutzige Dämmerung drinnen. Aber das geschah nicht. Vielmehr erkannte er nach einiger Gewöhnung das Innere der Stube, völlig leer, und mit einem großen Ofen an der Hinterwand. Bublitz wendete sich pfeifend und erleichtert ab und verfolgte den Fußweg weiter. Ein Graben, mit Weiden, Himbeeren und wildem Hopfen dicht ver-

Digitized by Google

wachsen, trennte den Garten vom Weg. Bublitz turnte hinüber. Im Ententümpel neben den Ställen quarrte ein einsamer Frosch, sonst war es still, so still, so still —

Bublitz riß plötzlich den Kopf herum; er hatte wieder das Gefühl, wie vorhin an der Fensterscheibe: daß jemand ihn anstarre. Aber es war nicht an dem. Im stummen Viereck standen die verwahrlosten Gebäude um den Hof herum, schweigsam, ohne Stimme, ohne Blick, ohne Spur von Menschen.

Bublitz stellte sich mit gegrätschten Beinen in die Hofmitte und betrachtete alles, sein Bauernblut empörte sich. „Sauerei," murmelte er, als er sah, daß Mauerwerk in großen Trümmern aus dem Fachwerk der Scheune gebrochen war und in den Öffnungen die nassen Balken sich verzogen und einsanken. Als Bublitz eine Zeitlang diese Verwüstung besehen hatte, kam es ihm geradezu so vor, als wären die Löcher mit Absicht in die Wand gebrochen. Ein Mensch konnte durchkriechen, wenn er sich zusammenquetschte. Bublitz steckte die Hände in die Taschen, um sie vor den Brennesseln zu schützen und watete quer durch die hohen Wedel bis an die Scheunenmauer. Er steckte den Kopf in die Öffnung, sah aber nichts als dichte Dunkelheit und roch den Modergeruch verfaulenden Strohes. Er zog den Kopf wieder heraus, atmete ordentlich und überlegte. Ihm war ungemütlich zu Sinn. Er war nicht gewöhnt, irgendeine Unternehmung allein ins Werk zu setzen, von Kindesbeinen an. Zwar hing sein Freund Helmke von jeher wie ein Bleigewicht hinter ihm her, aber er war doch dabei, er war doch sein Kamerad, sie waren zu zweit, man konnte reden miteinander. Jetzt, hier, in diesem verwahrlosten Hof, aus dem etwas Unheimliches ihn durchdrang, eine Drohung, eine Erwartung, eine Vorahnung — jetzt hätte er gerne Helmke dabei gehabt, nur um mit ihm zu sprechen und seine Meinung zu hören.

„Mensch," — sagte er ganz laut — „hier stinkt's." Und damit meinte er nicht nur den Ententümpel und das faule Stroh und den dicken Geruch von Mohn und Nessel — sondern vielmehr noch das Ungewisse, nicht Nachweisbare und tief Verdächtige, das diese stummen, zerfallenden Mauern zu verstecken schienen.

Er schaute zum Himmel hinauf, der war weit oben, und ein paar dünne, weiße Wolken zogen eilig über sein gläsernes Blau. Bublitz, in einem dunkeln Gefühl, kam sich wie ein Gefangener vor, wie verurteilt und abgeschnitten von aller Welt, obwohl er doch diesen Besuch in Lütte freiwillig und in einer verschmitzten und abenteuerlustigen Art von guter Laune unternommen hatte. Er seufzte. Dann holte er seinen Dienstrevolver aus der Tasche, entsicherte und steckte ihn vorsichtig in die Rocktasche, die Hand fest darum geschlossen. Dann kroch er, nicht ohne Mühe, durch das Mauerloch in die Scheune hinein.

Als er drinnen stand, fand er zunächst, daß es gar nicht so finster war. Die Scheune war mit Riedgras gedeckt, das Dach war schadhaft, durch die Risse sickerte der Mittag. Die Scheune sah aus, wie jede unbenützte Scheune. Ein wenig altes, zerbrochenes Gerät lehnte an den Stützbalken. Bublitz fand eine Flasche, eine leere Bierflasche, die er dicht vor die Augen nahm und lange und nachdenklich betrachtete. Sie war nicht schmutzig, diese Flasche, sie sah frisch und ziemlich neu aus. Er hob sie mit der linken Hand vor die Nase, während er mit der Rechten den Revolver in der Tasche festhielt. Sie roch säuerlich, wie Vossens Gaststube beim Erntefest. Er kehrte sie um: es rannen noch ein paar Tropfen Bier aus der Flasche.

Bublitz stand einige Zeit wie angenagelt und überlegte das. Ihm war scheußlich ungemütlich ohne Helmke bei dieser Sache. Nur um sich nicht vor sich selber zu schämen, ging er weiter; in der Hinterwand der Scheune fand sich ein zweites Loch, ähnlich dem in der Außenmauer. Bublitz schwitzte. Aber er kroch auch hier durch. Der Raum, in den er gelangte, war stockdüster, nichts zu sehen. Nur die Bauernnase des Strandwächters verriet ihm, daß dies wohl die Milchkammer sei, er kannte den Geruch und die Kühle. Er fingerte nach Streichhölzern, fand auch im aufflammenden kleinen Lichtkreis die Börte an der Wand. Ein Kochtopf stand da und zwei Kummen. Bublitz hielt den Atem an. Hinten in der Schwärze war ein noch schwärzeres Loch: die Kellertreppe, wußte Bublitz. Plötzlich, während er da stand, hörte er im Keller unten zwei Männerstimmen reden. Er riß sich zusammen und ging vor.

Gerade als er auf die erste Stufe trat, erschreckte ihn etwas über alle Maßen. Er schrie leise auf und verfluchte sich im nächsten Augenblick murmelnd, weil er geschrien hatte. „Verdammtes Aas!" brummte er und meinte sich selber damit. Unten wurde es still.

Übrigens war es nur eine Katze gewesen, die ihn so erschreckt hatte. Sie war mit weichem, warmem Anprall gegen seine Schulter gesprungen und an seiner Wange vorbei in die Dunkelheit gefegt. Ihre Augen phosphoreszierten. Bublitz strich ein neues Streichholz an und schaute auf das Tier. Sie saß still auf einem der Milchbörte, eine große, dicke, trächtige Katze, und starrte ihm

Digitized by Google

unbeweglich, abgefeimt und gemein in die Augen. Dies aber war es, was Bublitz' Nerven den Rest gab. „Nee, nee, nee," sagte er übermäßig laut. „Nicht ohne Helmke. Das ist mir zu unbequem ohne Helmke. Nee, nee, nee —"

Und während er dies sagte, hatte er schon kehrtgemacht, war durch die Mauer gekrochen, durch die Scheune gestolpert, wieder durch eine Mauer gekrochen, quer durch Brennesseln, Hof und Graben gerannt und hatte Lütte verlassen, in dem Eiltempo einer flüchtenden, von Panik ergriffenen Kompagnie.

*

Da is es," sagte Helmke, der oben auf der Düne stand und in die Finsternis hineinsah, hinter der sich Lütte versteckt hielt. Pünktlich zehn Minuten vor elf waren sie bei dem Zaun angekommen und nun standen sie schon mehr als eine Stunde auf der Düne und beobachteten. Es war die dritte Nacht, in der sie das Licht in Lütte sehen konnten. Es war ein winziges, aber hartes Licht, eine Radfahrlaterne vielleicht, und es gab deutlich Zeichen, — kam, verschwand, beschrieb kleine, einfache Figuren in der Schwärze. Helmke biß auf seine Pfeife, in der Anspannung, diese Zeichen zu verstehen. Er fühlte sich noch etwas weich in den Beinen nach der Bettruhe im Hospital, hatte aber ein Gefühl von Klarheit und guter Lüftung im Kopf. Bublitz steckte das Fernglas weg und wischte sich den Schweiß von der Nase. „Die haben ihr eigenes Abc," brummte er.

Die Nacht war bedeckt; die Finsternis war tief, sie begann zwei Zentimeter vor den Augen und ließ nichts durchkommen: wie ein dickes, heißfeuchtes, schwarzes Tuch hing sie um die Strandwächter herum. Helmke, der Bublitz nicht sehen konnte, drehte den Kopf in der Richtung von dessen Stimme und wartete. Im Puls und in den Schläfen saß ihm die Erregung wie ein gepfeffertes Kribbeln. „Wird das beste sein, mal nach Lütte 'reinzugehen," sagte er schließlich. „Is gut," erwiderte Bublitz nach einem Augenblick, in dem ihm die Gefahr des Unternehmens ins Bewußtsein gedrungen war. Er löste sich von dem Zaun ab und latschte die Dünen hinunter, landeinwärts. Helmke war schon voran mit seinen großen Stiefeln, die in den Sand einsanken, bis sie den festeren Boden einer flachen Wiese hinter den Dünen und bald darauf den Rand des Dehnhagener Föhrenwäldchens erreicht hatten.

Weil ihnen Zweige ins Gesicht schlugen, leuchtete Helmke einmal mit seiner Taschenlampe. „Laß das," sagte Bublitz heftig.

Dann schwiegen sie, zwei kleine, aufglühende und ablöschende Funken, Pfeife und Zigarette, allein im Gestrüpp der Nacht.

Als sie aus dem Wäldchen herauskamen, stehen blieben und die Köpfe nach der Richtung von Lütte über die Ebene richteten, hatte das Signalisieren dort aufgehört. Im Moor rechter Hand von ihnen sangen die Unken wie jammernde Kinder und Glocken. „Die Poggenbiester," sagte Bublitz.

„Die sind schlafen gegangen," setzte er viel später munterer hinzu, sie waren schon nah an Lütte und sahen die einzelnen Föhren trotz aller Finsternis neben dem schwarzen Gebäudeklumpen stehen.

„Im Keller sitzen sie, sagst du?" fragte Helmke und zog die Augen zusammen, um zu visieren. „Ja, ich habe sie reden gehört," erwiderte Bublitz und holte den Revolver hervor, denn nun hatten sie schon den Fußweg erreicht, der um das Haus führte.

„Warum hast du sie nicht hochgenommen, wenn du schon da warst?" fragte Helmke. „Weiß nicht. War mir zu ungemütlich ohne dich," antwortete Bublitz aufrichtig. „Mensch," sagte Helmke darauf. Sie gingen um das Haus herum. „Hier durch," flüsterte Bublitz und warf sich vor Helmke in das Pflanzengewirr, das aus dem Graben aufwucherte, der den Garten abgrenzte. Brennesseln schlugen Helmke ins Gesicht, der Schmerz erfüllte ihn mit einer plötzlichen und wunderlichen Wut, obwohl er nicht der Rede wert war. Die ganze Unternehmung, von der Bublitz nun seit Wochen quasselte, kam ihm mit einemmal sinnlos vor. Gott weiß, was für Sorte von Gesindel hier binnen saß. Mit Schmuggel hatte das alles am Ende gar nichts zu tun und ging nur den Moorwächter an. Aber während er dergleichen Einwände in sich hinuntermurrte, saß ihm eine scharfe Freude und Erwartung im Blut. Bublitz schlich vor ihm her durch den verwilderten Grasgarten und in den Hof, und es war sonderbar, wie lautlos der dicke Mann das zuwege brachte.

Aus dem Ententümpel stieg fauliger Geruch. Haus, Stall und Scheune hockte im Viereck um den finstern Hof und lauerte. Bublitz wandte den Kopf und suchte Helmke, konnte Hemke in der Dunkelheit nicht sehen, spürte nur seine Nähe und seinen Atem als etwas Freundliches hinter sich.

Plötzlich pfiff jemand beim Stall drüben hell auf zwei Fingern. Die Strandwächter standen starr und rissen die Revolver hervor. „Halt!" schrie Bublitz laut. Um die Ecke der Scheune schoß eine niedrige Gestalt hervor, ein Mensch, gebückt, mit vorgestrecktem Kopf, warf sich mit aller Wucht gegen Helmkes

Digitized by Google

Knie und riß ihn zu Boden. „Verdammt," murmelte Helmke und schlug mit dem Hinterkopf hin, griff aber gleich nach dem andern, faßte auch in ein keuchendes Gesicht, konnte es nicht halten. Gleich darauf knallte es zweimal, Bublitz hatte hinter dem fliehenden Schatten hergeschossen. Helmke mit einem klopfenden Summen im Kopf zog sich aus dem Nesselgebüsch hervor, in das er gestürzt war. Der Pulvergeruch regte ihn auf. Er suchte Bublitz, aber Bublitz kümmerte sich nicht um ihn. Helmke, dem es unklar zu Sinn war, leuchtete mit seiner Taschenlaterne einen Kreis in die Schwärze. Der Hof war wieder leer und still. Bublitz stand auf gegrätschten Beinen neben der Scheune und schnaufte laut: „Marsch. Hier 'rein," sagte er atemlos und wies auf das Loch in der Mauer. Es klang wie ein Kommando. ‚Was hast du mir zu kommandieren?' dachte Helmke aufsässig und blieb draußen, während Bublitz wie ein Bohrwurm im Fachwerk verschwand. Er hatte Lust, den davongerannten Kerl zu suchen. Aber Bublitz' Gesicht erschien wieder in der Maueröffnung. „Leucht' mal," flüsterte er laut. „Los, komm doch!"

Helmke hatte keine Lust zu kommen; ihm kam es so vor, als säße drüben auf dem Dach des Wohnhauses einer neben dem zerbrochenen Schornstein. Er nahm die Hand mit dem Revolver aus der Tasche, zielte sorgfältig und schoß. „Knall' nicht, zum Donnerwetter!" flüsterte neben ihm das Gesicht von Bublitz in dem Mauerloch. „Komm 'rein." Helmke bequemte sich dazu, in die Scheune zu kriechen; er lächelte dabei. ‚Hast wohl Bammel, Mensch?' dachte er höhnisch in seinem langsamen Kopf. Drinnen machte er die Lampe an seinem Uniformknopf fest und schaute. Die Scheune war hoch und Helmke richtete seinen brummenden Kopf ganz gerade auf. Weil er das selten tat, schmerzte es ein wenig im Genick und sah merkwürdig aus. Bublitz spähte in das Gesicht seines Kameraden, dessen höhnischer und verbissener Ausdruck ihm unverständlich blieb. Obwohl er große Forsche zeigte, war es ihm ungemütlich ums Herz. „Vielleicht ist gar keiner mehr drinnen," flüsterte er zu seiner eigenen Beruhigung und drückte sich in das zweite Mauerloch, das zur Milchkammer führte. Diesmal folgte Helmke dicht hinter ihm: eine Sekunde lang war es wie im Krieg, der Geruch von faulem Stroh, der Männergeruch ihrer verschwitzten Körper, das enge Beieinander und die Gefahr.

Bublitz pfiff leise und hoch, als sie drüben waren. Mitten in der ehemaligen Milchkammer standen zwei Kisten, die unlängst nicht da gewesen waren. Der Laternenschein holte sie aus der verwischten Dunkelheit hervor. Bublitz klopfte auf ihr Holz. „Mensch, wenn's diesmal keine Zulage gibt —!" sagte er verschnaufend. Er sah so unschuldig aus, als wenn er niemals einem Kameraden zwei Mark fünfzig gestohlen hätte. Helmke hatte draußen in den Brennesseln seine Mütze verloren, die Hosen rutschten ihm und seine Hände waren mit weißen, brennenden Blasen dick bedeckt, auch in seinem hellhäutigen Gesicht brannte es eklig. Bublitz hingegen stand blank und adrett da und wartete auf Zulage. Er klopfte auf die Kisten und tat, als ob es seine wären.

Helmke wandte sich ab, ihn würgte es, er suchte die schmale Kellertreppe, von der Bublitz ihm erzählt hatte, als er von seiner einsamen Inspektion in Lütte berichtete. „Meinst du, da unten sind sie?" fragte er und begann die Leiter hinabzuklettern, die in eine ungewisse Schwärze und Tiefe führte. Aber gleich war Bublitz bei ihm. „Halt. Laß mich voran," flüsterte er hastig, er hatte rote Lippen, die immer naß waren. In der Bewegung, mit der er sich an Helmke vorbei auf die Stufen zwängte, lag etwas wie Schußneid. Helmke empfand es wie Schußneid.

‚Gut. Geh du nur voran,' dachte er, es war etwas Endgültiges in dem Gedanken. Bublitz drehte sich noch einmal zurück und gab Befehle aus. „Bleib hinter mir. Gib acht. Nur knallen, wenn es mulmig wird," sagte er, dann tauchte er unter.

Was dann geschah, dauerte kaum eine Minute. Helmke blieb auf der obersten Stufe der Leiter stehen, er folgte nicht, er atmete auch nicht. Bis zum Zerpressen war er angefüllt mit dem Gefühl des zurückgesetzten, verbitterten, zum Pechvogel geborenen Menschen, des Menschen, den man um zwei Mark fünfzig betrogen hatte, um sein Glück betrogen, um sein Leben betrogen hatte. Er atmete nicht. Plötzlich legte er den Daumen auf die kleine Taschenlaterne und verlöschte das Licht. „Mensch — leuchte — wo bist du?" zischte Bublitz schon weit unten. Helmke lachte im Finstern und rührte sich nicht. Vor seinen Augen sah er viele menschengroße Ameisen laufen, dann wurden in der Schwärze überall Falltüren aufgeklappt und schwarze Männer kamen hervor, aber dies war vielleicht schon Irrsinn —

Im Keller unten schrie es, dann kam Poltern und Knurren wie von kämpfenden Tieren. Helmke stand da, den Revolver vor seinen Magen gestemmt und sein Herz ging mit einem wilden Stoß los. Jemand schoß unten, zweimal, so schnell nacheinander, daß der

Digitized by Google

Knall fast ineinander überging. Dann schrie jemand, schrie mit Bublitz' unkenntlich gewordener Stimme: „Fritz! Fritz! Fritz!" Dann Stille. Dann schoß es noch einmal. Helmke schwamm in einem scharfen und grellen Rauch davon. Die Leiter unter seinen Füßen zitterte unter dem Stoß von jemandem, der sich stöhnend daran heraufzog.

Helmke machte kein Licht. Er schoß blind auf den ersten, der da heraufkam. ‚Herrgott, es ist d e i n e Sache,' dachte er dabei.

Und in dieser Sekunde, in der er Gott die Entscheidung zuschob, war es ihm, als stürze er in einen Abgrund von Klarheit und Helle.

*

„Nein, daß Sie sich noch an mich erinnern!" sagte Fräulein Wehrle zu Herrn Gohde, der sie in der Halle in Empfang genommen hatte und in seiner einsilbigen Weise begrüßte. „Das ist doch schon, — warten Sie mal, — das ist mehr als drei Jahre her, daß ich hier war. Und wo Sie so viele Gäste im ‚Strandheim' haben, daß Sie sich da noch an mich erinnern können —"

Herr Gohde rieb seine höflichen, dünnen Finger ineinander. „Das werde ich mir doch merken," sagte er. Die Dame ist doch die Dame, die einmal die Uhr verloren hat. Das vergißt man doch nicht."

Fräulein Wehrle schaute ihre Armbanduhr an, die auf dem Handgelenk tickte, auf dem stadt- und stubenblassen Handgelenk einer mittleren Büroangestellten. „Die Uhr?" sagte sie. „Nee, die habe ich nie verloren."

„Doch," erwiderte Herr Gohde einsilbig. „Doch."

Fräulein Wehrle runzelte die Stirne und dachte nach. Ganz ferne dämmerte ihr etwas, als hätte sie die Uhr mal ein paar Stunden vermißt, aber sie fand in ihrem Gedächtnis keinen festen Punkt. „Da ist die Dame wieder, die damals die Uhr verloren hat," sagte Herr Gohde zur Mamsell. „Ach ja, du lieber Gott," sagte die Mamsell, „natürlich. Bißchen blaß sieht die Dame aus, muß tüchtig 'rausgefüttert werden. Nein, wenn ich denke, das war ja eine Sache, wie die Dame damals die Uhr verloren hat!"

Fräulein Wehrle schaute sich in der Halle um. Alles war unverändert. Von der Decke hing ein Segelschiff; an der Wand stand ein Spruch: ‚Wer refft, ist feige.' Als das Fräulein diesen Spruch las und die roten Kokosläufer und die Vasen auf den Tischchen sah, gefüllt mit gelben, strohigen Blümchen aus den Dünen, fiel ihr manches wieder ein. „Hier ist es wirklich, als wenn die Zeit still stehen täte," sagte sie. „Ja, jetzt erinnere ich mich an alles. Natürlich habe ich die Uhr mal unten im Strandkorb liegen lassen. Und dann hat jemand sie gefunden, ein Gendarm, nicht wahr?"

„Die Strandwächter," sagte Herr Gohde. Die Mamsell verzog sich in den Speisesaal, hinter die Anrichte, denn es hatte zum erstenmal gegongt und war gleich Essenszeit.

„Wahrhaftig: die Strandwächter!" sagte Fräulein Wehrle und blieb mitten auf der Treppe stehen, während Herr Gohde mit ihrem Koffer weiterwanderte. „Was machen meine Freunde, die Strandwächter?"

„Bublitz haben die Spritschmuggler abgeschossen," sagte Herr Gohde, öffnete Fräulein Wehrles Zimmer, das voll feuchter Salzluft und ein wenig Odol vom vorigen Gast war. Unten lag Düne und Meer und der breite, stille Taktschlag der Ostsee. Fräulein Wehrle lief mit einem kleinen Entzückensschrei gleich auf den Balkon. „Ach — erschossen?" fragte sie zerstreut. „Wie denn?"

„Bei Nacht. In Lütte. Wünscht die Dame noch etwas?" sagte Herr Gohde, im Begriff, sich zurückzuziehen.

„Denken Sie mal an: erschossen. Was das für ein gefährlicher Beruf ist. Und der andere?"

„Der andere ist verrückt geworden. Sitzt bei Rostock in der Irrenanstalt. Der war immer schon komisch," antwortete Herr Gohde, etwas ausführlicher, als es sonst seine Art war. Er machte die Verbeugung eines Lords mit achtzehn Ahnen und schloß die Türe hinter sich.

Fräulein Wehrle schaute in den Spiegel, puderte ihre Nase und hob mit einer mechanischen Bewegung die Armbanduhr an ihr Ohr. Sie ging, sie tickte. Merkwürdige Geschichte mit den Strandwächtern. Zwei starke Mannsleute mit Riesenfüßen, fest und stumm wie die Bäume — und beide kaputt. Und die kleine Armbanduhr war da, sie war vorhanden, ein solides Andenken an eine unsolide Geschichte, aus der dann nichts geworden war. Sie ging, sie tickte, sie lief ein wenig voraus, aber sonst war alles in Ordnung.

‚Ja ja, so ist das Leben,' dachte Fräulein Wehrle in ihrem kleinen, mittelmäßigen Kopf. Unten schlug der Gong zum zweitenmal, und über dem Meer stand eine Wolke mit zinnglänzenden Rändern, so unbewegt, als wenn sie sich die ganzen Jahre hindurch nicht von der Stelle gerührt hätte . . .

Digitized by Google

Weihnachtslied. Von Hans Bethge

Die allerſüßeſten Glocken
Klingen durch Schnee und Wind:
Es iſt das große Frohlocken
Über das holdeſte Kind.

Du Kind, du Kind in der Wiege,
Bezauberndſte Leuchte der Welt,
Der Menſchheit edelſte Siege
Wurden durch dich beſtellt.

Du haſt die Herzen gereinigt
Von Hochmut und falſchem Stolz,
Man hat dich dafür gepeinigt
Am grauſamſten Marterholz.

Doch das Kind, das Kind in der Wiegen,
Hat noch nichts von den Qualen gewußt;
Es lag ſo ſelig verſchwiegen
An ſeiner Mutter Bruſt.

Die allerſüßeſten Glocken
Klingen durch Schnee und Wind:
Es iſt das große Frohlocken
Über das holdeſte Kind.

Patenlegende. Von Alfred v. Keſſel

Als verſtummt der Engelslippen
Lied vom Kindlein in der Krippen,
War vorm Stall im Sternenſchein
Wunderliches Stelldichein:

Hirten kamen aus dem Tale
Auf demütiger Sandale, —
Könige in ſtolzem Trab
Ritten von der Höh herab.

Ihres Herzens Fülle taten
Sie dem Kindlein dar als Paten,
Schenkte jeder ſeine Art:
Daß es Hirt und König ward!

Digitized by Google

Die Puppenwelt der Fürstin Augusta Dorothea

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrh.

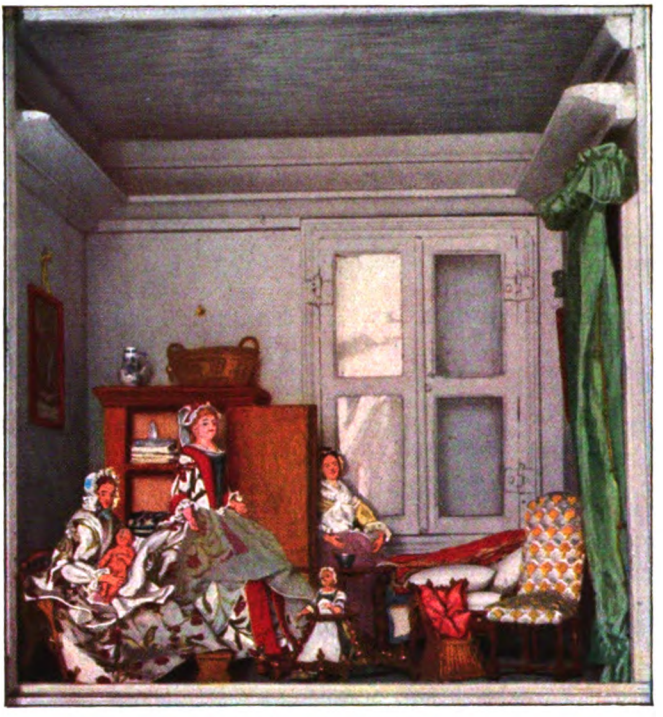
Von Dr. Karl Gröber

Mit Aquarellen von Ursula Brendel-Weimar

Von jeher reizt es den Menschen, einen Blick in das Leben und Treiben vergangener Zeiten zu tun. Man freut sich, wenn man sieht, wie unsere Vorfahren wohnten, wie sie sich kleideten und wie sie ihren Berufen nachgingen. Die Reste alter häuslicher Kultur, von den Möbeln angefangen bis herab zu den einfachsten Gegenständen aus Küche und Haus, werden gesammelt und in Museen aufgestellt. Oft vereinigt man die Einzelstücke zu ganzen Zimmern, in der löblichen Absicht, Räume zu schaffen, wie sie einstmals wirklich eingerichtet und bewohnt gewesen sein sollen. Der Kenner aber weiß, daß es nur in den allerseltensten Fällen gelingt, ein echtes und wahres Abbild des Wohnens vergangener Zeiten nachzuschaffen, und zwar um so seltener, wenn es sich um die bescheidenen Zimmer bürgerlicher Verhältnisse handelt, und beinahe nie, wenn man versucht, Kaufläden oder Handwerkerstuben früherer Jahrhunderte oder auch nur Jahrzehnte mit alten Möbeln und altem Beiwerk zu rekonstruieren. Kein Museum kann eine Küche, einen Keller, eine Bügelstube oder eine Bodenkammer aufweisen, die sich unberührt bis auf unsere Tage herüber gerettet hat. Wie selten finden wir alte Tapeten, Bettzeug oder Tischwäsche! Einfaches Gebrauchsgeschirr und Glas für den täglichen Tisch ist überhaupt kaum mehr erhalten. Jede Generation brachte neue Möbel und neue Ausstattungsgegenstände in die junge Ehe mit, und das nächste Geschlecht brauchte wiederum Platz für seine eigene neumodische Einrich-

Die Fürstin läßt sich malen
Aus dem Puppenhaus in Schloß Gehren. Entstanden 1714—1740

Digitized by Google



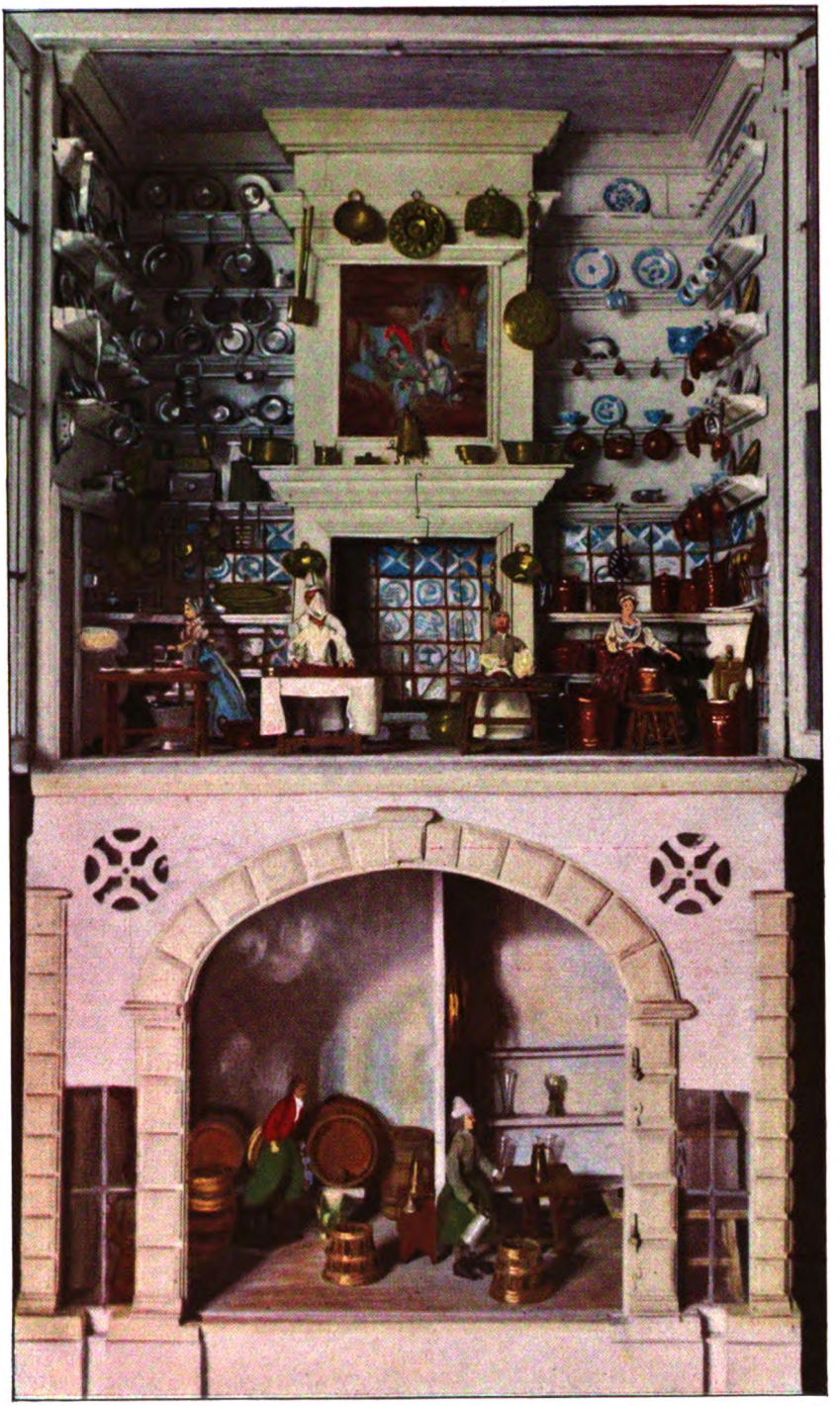
Fürstliche Kinderstube

tung. Zudem waren die Zeiten unserer Väter und Urgroßväter nicht so retrospektiv, daß sie das Alte um seiner selbst willen geschätzt hätten. Ganz im Gegenteil! Das frühe 19. Jahrhundert hatte eine recht feindliche Einstellung gegen alles, was Zopf oder gar Rokoko hieß, und hat fast restlos, wenn es nur irgendwie ging, die Möbel des 18. Jahrhunderts aus seinen Räumen verdrängt. Wie dann in den siebziger und achtziger Jahren mit dem Großväterhausrat der Biedermeierzeit umgegangen wurde, wissen wir ja alle selbst zur Genüge. So wäre unsere Kenntnis des alten Wohnens oft nur ein arges Stückwerk, wenn nicht seit dem 16. Jahrhundert liebenswürdige Nachbildungen alter Wohnräume jeder Art erhalten geblieben wären: die Puppenhäuser. Ein Spielzeug, mehr der Erwachsenen als der Kinder, zeigen sie bis ins letzte Detail die Ausstattung der Häuser und die Tracht ihrer Bewohner vom Herrn bis herab zum letzten Diener.

Deutsche, holländische und englische Museen bergen Köstlichkeiten von größtem kunstgeschichtlichen Wert in ihren Puppenhäusern. Es sind aber immer nur einzelne Häuser, die nur das Heim ihres Besitzers mit Wohn- und Wirtschaftsräumen nachbilden. Das bürgerliche Haus hatte auch nicht den Raum, um weitläufige Schöpfungen dieser Art, die sich über mehrere Häuser erstreckten, aufzustellen. Zudem gehörte recht viel Geld dazu, um schon ein einzelnes Puppenhaus bis ins kleinste getreu dem Vorbild nachzugestalten. Wenn aber der Versuch gemacht und auch bis ins letzte durchgeführt wird, einen ganzen Fürstenhof darzustellen mit all seinen Erscheinungen, von den Prunkräumen der höchsten Herrschaften bis zur Wohnstube des Kammermohren, vom Hofkavalier bis zum Stallburschen, Theater, Kirche und Kloster, Beamte und Handwerker bei ihrer Tätigkeit, Bauer und fahrendes Volk, so entsteht ein Zeitdokument, das mehr Aufschluß geben kann, als Bände mit gelehrten Abhandlungen über das Leben unserer Vorfahren. Es ist ein echtes Kind der Rokokozeit, welchem wir diese Schöpfung verdanken, eine Thüringer Fürstin, die sich die Einsamkeit ihrer Witwenjahre damit vertrieb, ihren ganzen kleinen Hof von der Puppenperspektive aus nachzubilden, und damit unbewußt ein Werk schuf, dessen Bedeutung ihr selbst sicher nicht zum Bewußtsein gekommen ist, auch als es vollendet dastand.

Augusta Dorothea war die Tochter des Herzogs Ulrich von Braunschweig und die Tante der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Kaiser Karls VI. Sie hatte sich 1684 mit dem Grafen Anton Günther II. von Schwarzburg-Arnstadt, der 1709 den Fürstentitel annahm, vermählt. Die Ehe blieb kinderlos. Das Leben der jungen Fürstin verlief bis zum Tode ihres Gemahls (1716), wie das der meisten kleinen Herrscherinnen der Rokokozeit. Man baute sich ein schönes Lustschlößchen, legte darum stilvolle Gärten an, trieb Musik, freute sich am Theater und gründete, wenn man etwas ganz Besonderes tun wollte, sogar eine Porzellanmanufaktur. So schuf sich auch Augusta Dorothea in der Nähe von Arnstadt Anno 1700 ihr hübsches, nicht sehr weitläufiges Schloß Augustenburg und legte unweit davon in Dorotheental eine kleine Porzellanfabrik an. Dem Beispiel ihres Vaters und ihrer hohen Nichte folgend, trat sie 1715 zum Katholizismus über, was in dem damaligen protestantischen Thüringen nicht gerade gerne gesehen wurde. Nach dem Tode ihres Gemahls, der 1716 starb, führte sie auf Augustenburg ein den gesellschaftlichen Freuden ihrer Zeit gar nicht

Digitized by Google



Prunkküche und Keller
Aus dem Puppenhaus in Schloß Gehren

Digitized by Google

Die Fürstin bei der Morgentoilette

abholdes Witwenleben, bis es allmählich um sie stiller wurde. 1751 schloß sie hochbetagt im Alter von 85 Jahren ihre Augen.

Schon in den letzten Jahren ihrer Ehe hatte die Fürstin ein Werk begonnen, das Schloß und Porzellanfabrik überdauern sollte. Sie begann mit der genauen Nachbildung ihrer Umgebung, und so groß war die Freude an diesem spielerischen Unternehmen, daß noch die 75jährige Greisin auf den Ausbau ihrer Schöpfung bedacht war, wie Jahreszahlen an einzelnen Gegenständen bezeugen. Monplaisir nannte sie diesen reizvollen Zeitvertreib, und der ganze Hof mußte mithelfen, um das Werk zur Vollendung zu bringen. Die Köpfe und Hände bossierten aus Wachs ihre kunstfertigen geistlichen Berater, zwei Erfurter Kapuzinerpatres. Die Vorbilder für die durchwegs individuell aufgefaßten Gesichter fanden sie an den Herren und Damen des Hofes. Die Fürstin selbst wurde konterfeit. Die Kleider der Puppen schneiderten die nähgewandten Hofdamen, und auch geschickte Bürgermädchen wurden hierzu herangezogen. Alle Handwerker mußten mit ihrer Kunst beisteuern. Der Tischler lieferte die kleinen Möbel, der Kupferschmied und Zinngießer das Küchengeschirr; Dorotheental, das sie vielleicht nur gegründet hatte, um für ihr Monplaisir kleine Köstlichkeiten zu erzeugen, lieferte das Porzellan. Glas- und anderer Bedarf, den man nicht an Ort und Stelle beziehen konnte, wurde von auswärts herbeigeschafft. Man ließ sich Zeit. Jahreszahlen, die überall angebracht sind, geben Kunde vom Fortgang der Arbeiten. Die frühesten datierten Stücke, kleine Servietten mit dem eingestickten Monogramm der Fürstin, stammen aus dem Jahre 1714. Der allmählich herangewachsene sogenannte Albertinische Garten wurde erst 1744 vollendet. 30 Jahre lang hatte die Begeisterung der hohen Dame für ihre Arbeit angehalten. Dabei hielt sich die Darstellung durchweg auf einer beachtenswerten künstlerischen Höhe, die dem zeitgenössischen figürlichen Porzellan in nichts nachsteht. Zum Reiz der Form gesellte sich der Reiz der Farbe. Die Steifheit, die Puppen und Puppenstuben so gerne anhaftet, fehlt völlig. Lebenswahr stehen die kleinen Figuren in ihrer nie gegen die Proportion verstoßenden Umgebung. Jede Bewegung ist scharf beobachtet und wiedergegeben. Man hat oft das Gefühl, als ob sich die höfischen Liebhaberkünstler an italienischen Krippen zuerst geschult hätten, bevor sie an das immerhin gewagte Unterfangen gingen, ihre Umwelt im kleinen wiederzugeben. Von der hohen Qualität des Einzelnen, sowohl wie des Ganzen, zeugen die Bilder. Szenen, wie die Fürstin beim Mahle, die Dame und der Herr bei der Morgentoilette oder auch das höfische Terzett, sind mit einer so unerhörten Sicherheit und Wahrheit gesehen und wiedergegeben, daß man kaum glauben kann, es nur mit nicht zünftigen Künstlern zu tun zu haben. Als das ganze Werk fertig war, umfaßte es nicht weniger als neunzehn mannshohe Schränke, die in mehreren Geschossen die

Digitized by Google

einzelnen Zimmer bargen. Über 110 Stuben zählen wir heute noch, und über 1000 Puppen bevölkern auch jetzt noch die Räume. Da heute das Puppenkabinett „Monplaisir" nicht mehr die alte Aufstellung zeigt und manches verschwand, so ist eine kurze Beschreibung hier am Platze, die 1820 in den immer interessanten und aufschlußreichen „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser" in Weimar erschienen ist. Das Puppenkabinett war damals in Arnstadt im Waisenhause aufgestellt und zugunsten der Waisenkinder allgemein zugänglich. Der ungenannte Betrachter „des merkwürdigen Puppenkabinetts zu Montplaisir innerhalb Arnstadts" fand damals noch folgendes vor:

Schrank Nr. 1 (links vom Eingang). Die Wiederkunft des verlorenen Sohnes. Allerlei Handwerkzeug; Holzarbeiten.

Schrank Nr. 2. Eine Prozession von Geistlichen von mancherlei Orden und Graden zu einer Kirche, wo ein hohes (vielleicht das Fronleichnams-) Fest gefeiert wird. Vor dem Hochaltare knien Betende; es wird an einem anderen Platze gebeichtet; anderswo gepredigt, dort Messe gelesen und dort musiziert.

Schrank Nr. 3. Christus am Berg Tabor. Die ganze Passionsgeschichte. Christi Begräbnis und Auferstehung.

Schrank Nr. 4. Eine Landschaft; ein See; eine Feldwirtschaft.

Schrank Nr. 5. Ein Erziehungs-Institut von Ursulinernonnen im Kloster. Der Nonnen und Zöglinge Beschäftigungen mit ihren Eleven, Unterweisungen und anderes mehr. Kunstarbeiten usw.; ihr Bethaus und ihr Beichtstuhl. Das ganze Innere des Klosters in 5 Etagen und 8 Zimmer abgeteilt.

Schrank Nr. 6. Der 1744 angelegte sogenannte Albertinische Garten, sehr zierlich und fein in Wachsbildungen gearbeitet.

Schrank Nr. 7. Das Innere eines Schlosses. Die Fürstin, auf einem Thron-Kanapee sitzend, gibt Audienz. Die Hofdamen, Kavaliere, Räte, Pagen, Kammerdiener, der Mohr usw., alle in ihren damaligen Uniformen, Livreen und Kostümen nach der Natur. Neben dem Audienzzimmer der Fürstin Schlafgemach. Unten: Kutschen, Kutscher, Bediente usw.

Vorstellung bei Hofe. Aus dem Puppenhaus in Schloß Gehren

Schrank Nr. 8. Die Fürstin gibt einer

Digitized by Google

Herrschaften beim Damespiel

Dame Audienz im Prunkzimmer. Daneben ein Unterhaltungszimmer. Der Musikmeister spielt auf dem Pandor, wozu ein Hündchen tanzt. — Darunter eine wohlbesetzte Apotheke. — Tiefer eine Schneiderei.

Schrank Nr. 9. Die Fürstin läßt sich malen. Der Maler sitzt ihr gegenüber. Das Zimmer hat kleine Bilder und allerlei Schnitzwerk. Durch eine geöffnete Türe sieht man die Bibliothek, den Bibliothekar (in philosophische Spekulationen, bei seinen wenigen Büchern, vertieft, die Witterung ergründen wollend), und an der Seite hängt ein sehr gut gemaltes Bild einer geistlichen Büßerin, zwei Spannen hoch. Darunter eine Konditorei und Küche. Ganz oben darüber eine Komödie, aufgeführt von Zwergen, in den Kleidungen erscheinend als Pantalon, Harlekin, Brighella, Colombine usw. Das Theater ist recht artig dekoriert.

Schrank Nr. 10. Eine Bettmeisterei. Darunter: Die Fürstin sitzt mit einer Dame an der Tafel, bedient von drei Bedienten in grauer, mit Silber besetzter Hoflivree. Darunter: Eine bürgerliche Haushaltung. Tiefer: Eine Stadt, in welcher sich auf dem Markte ein kaiserliches Posthaus befindet, worin die ankommenden Postfuhren, Stafetten, Kuriers usw. expediert und besorgt werden. Im oberen Stockwerk wartet die Frau Postmeisterin ihren Besuch ab; der Postmeister fertigt seine Rechnung im Nebenzimmer. Darunter: Eine Altenburger Bauernhochzeit.

Schrank Nr. 11. Die Fürstin am Stickrahmen. Daneben im Saale Privat-Konzert, in welchem die Fürstin am Klavier sitzend nach Noten singt; ein Pandor akkompagniert. (Hier liegt am Boden ein Ei, in welchem das Leiden Christi in kleinen Wachsfiguren sehr künstlich gebildet zu sehen ist.) In einem anderen Zimmer sitzt die Fürstin beim Schachspiel mit ihrem Geheimrate, der im roten, mit Gold stark besetzten Kleide, einen Stein ziehend, ihr gegenüber sitzt. Daneben: ein Staatszimmer. Die Fürstin auf einem Thron-Sofa, unterhalten von einem Flötisten. Alles damals gewöhnlich möbliert.

Digitized by Google

Kavaliere im Porzellankabinett mit Dorotheentaler Miniaturporzellan

(Bemerkung: Die Fürstin gibt nach und nach ihre Unterhaltungen selbst an.) Darunter: Eine bürgerliche Haushaltung. Tiefer: Bauernhochzeit.

Schrank Nr. 12. Eine sterbende Dame im Bette, an welchem zwei ihr zusprechende Kapuziner sitzen. Darunter: Ein Spiegelzimmer, dekoriert mit Porzellan-Vasen. Tiefer: Allerlei Handwerker.

Schrank Nr. 13. Der Fürstin wird eine Dame vorgestellt, die, eine Rose an der Brust (nach damaliger Sitte), eine Braut zu sein scheint. Darunter: Ein Wohnzimmer; ein Putzzimmer; eine Barbierstube mit diese Kunst ausübenden Figuren.

Schrank Nr. 14. Die Fürstin an der Toilette. Darunter: Eine Raritätenkammer. Tiefer: Ein Jahrmarkt; unweit den Barfüßern zu Erfurt, mit Buden, Puppenspielern, Hanswurst, Wurmdoktor, Ausrufern und dergleichen. Darunter: Eine Seifensieder-Werkstätte.

Schrank Nr. 15. Sessionszimmer. Die Fürstin mit zwei Räten im Konseil. Daneben: Session eines Konsistorii von drei protestantischen Geistlichen. Daneben: Eine Damen-Präsentation bei der Fürstin. Darunter allerlei Trachten, Tiroler, Läufer, Mohren, Bauern usw. Tiefer: Eine vollständige Wagnerei.

Schrank Nr. 16. Ein Konzert ohne die Fürstin. Darunter: Ein Schnittkram-Laden.

Schrank Nr. 17. Assemblée bei Hofe, wo auch Damen der Fürstin vorgestellt werden. Darunter: Eine Wirtschaft und ein Bauernhof.

Schrank Nr. 18. Besuch bei einer männlichen angesehenen Person. In der Mitte sein Billard. Die Herren mit langen Tabakspfeifen; Diener mit Bierkannen usw.

Schrank Nr. 19. Die fürstliche Küche, prächtig aufgeputzt, die Köchin, Küchenburschen . . .

In das Waisenhaus zu Arnstadt war das Puppenkabinett nach dem Tode der Fürstin gekommen. Mit der Aufhebung dieses In-

Digitized by Google

Der Hofmedikus in seiner Studierstube

stitutes, die 1819 erfolgte, verfiel und verstaubte es immer mehr, worüber schon der obenerwähnte Anonymus klagt. Die Puppenhäuser mußten bald auf den Dachboden des Gebäudes wandern, wo sie allmählich ganz in Vergessenheit gerieten. Die damalige Zeit hatte kein Interesse mehr an den Zeugen des Rokokos, das ihr wesensfremd geworden war. Erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das Puppenhaus wieder entdeckt und aus dem Staube der Vergangenheit gezogen. Die letzte regierende Fürstin von Schwarzenburg-Sondershausen ließ das Kabinett in Stand setzen, verständnisvoll restaurieren und in zwei Sälen auf ihrem Schlosse in Gehren aufstellen.

Die bösen und traurigen Schicksale konnten diesem seltsamen Zeugen der lebensprühenden Rokokozeit keinen Eintrag tun. Die Stuben und Puppen blieben, wie sie waren, und wenn auch manche Herren und Damen sich heute vielleicht auch nicht mehr gerade in dem Zimmer aufhalten, in das die Hand der Fürstin sie gestellt, so ist das Ganze doch unberührt geblieben und atmet heute wie einst den ganzen Charme seiner Entstehungszeit.

Das Vorbild für diese Schilderungen, das Schloß Augustenburg, ist längst verschwunden; kaum fünfzehn Jahre nach dem Tode der Fürstin wurde es bis auf die letzten Mauern eingerissen. Die Porzellanfabrik in Dorotheental war schon 1724 eingegangen und der alte Schloßgarten wurde wieder Ackerfeld, was er einst gewesen. Nichts würde mehr an die alte Fürstin und ihre Zeit erinnern, wenn nicht ihr Lebenswerk, das „Monplaisir", mit beinahe mehr als photographischer Treue das Leben und Treiben ihres Hofes wie verzaubert festgebannt hätte. Die Spielerei der hohen Dame wurde zum Zeitdokument.

Die innere Kultur eines kleinen thüringischen Fürstenhofes, wie er wenig später im nahen Weimar Heimat und Boden zur höchsten Entfaltung für den jungen Goethe werden konnte, tritt hier sinnfällig vor das Auge.

Was Augusta Dorothea in all den kleinen Stuben schildert, ist ja nicht allein ein Bild ihrer eigenen Lebenshaltung, es ist viel mehr, es ist ein Konterfei des deutschen Rokoko überhaupt, einer Zeit der höchsten Lebenskunst, aber auch einer Zeit, die Sebastian Bach, die Lessing und Friedrich den Großen hervorgebracht hatte.

Digitized by Google

Hildegard von Bingen

Lebensbild einer deutschen Nonne

Von Kurt Aram

Zur 750-Jahrfeier der Heiligen

Im Jahre 1098 wurde Hildebert und Mechthild, einem reichen, rheinischen Ehepaar von Adel, eine Tochter geboren, die bei der Taufe den Namen Hildegard empfing. Eltern und Gesinde erschien das kleine, schwächliche Mädchen gar bald als ein ungewöhnliches Kind. Es war ernst, frühreif und galt in der Familie allerhand merkwürdiger Reden wegen als ein wenig absonderlich und geheimnisvoll, vielleicht sogar unheimlich.

Die Eltern gaben die kleine Hildegard schon mit acht Jahren in das Nonnenkloster, das dem Mönchskloster auf dem Disibodenberg benachbart war, wo es unter der Vorsteherin Jutta etwas buchstabieren, in der Hauptsache aber Chorgesang und die Psalmen lernte. Die beiden Mönche Gottfried und Theoderich, die Hildegard persönlich gekannt haben, legen in ihrer kurzen Lebensbeschreibung besonderen Wert auf die Feststellung, daß das junge Mädchen im Kloster weder Sprach- noch Musikunterricht, noch sonst eine irgendwie wissenschaftliche Bildung erhalten hat. Auch für die Begriffe ihrer Zeit war sie nach Erziehung und Unterricht kein gebildeter Mensch. Sie selbst ist sich dessen ebenfalls stets bewußt und betont es immer wieder.

Das macht es ohne weiteres verständlich, weshalb es sie lange Kämpfe und schwere Überwindung kostete, bis sie sich entschloß, was sie erlebte, schaute und grübelte, laut werden zu lassen und aufzuschreiben, wo sie doch weder richtig schreiben noch lesen gelernt hatte. Deshalb war sie sich und ihrer Zeit ein Phänomen oder in der Sprache ihrer Zeit ausgedrückt: ein Wunder.

Als Siebzigjährige schrieb sie in einem Brief über ihre Visionen, von denen manche meinen, Dante müsse sie gekannt und sich von ihnen haben beeinflussen lassen, an den Mönch Wibert von Gembloux: „Seit meiner Kindheit genieße ich bis auf diesen Tag die Gnade solcher Schau. Ich vernehme es nicht mit den leiblichen Ohren, ersinne es nicht in den Gedanken meines Herzens und nehme es nicht durch einen meiner fünf Sinne auf. Ich schaue all das nur in meiner Seele mit offenen Augen wachend während des Tages und der Nacht, ohne jemals eine Ekstase erlitten zu haben. Das Licht, das ich schaue, ist an keinen Ort gebunden, es ist unendlich heller als eine Wolke, welche die Sonne trägt. Ich sehe an ihm keine Höhe, keine Breite, keine Länge. Es wird mir als ‚der Schatten des lebendigen Lichts' bezeichnet. Wie die Sonne, der Mond und die Sterne im Wasser erscheinen, so formen sich mir und erglänzen mir Schriften, Gespräche, Tugenden und mancherlei Werke des Menschen in ihm. Was ich in diesen Gesichten schaue und erfahre, behalte ich lange im Gedächtnis, so daß ich, wenn ich dies Licht sehe und höre, ich mich erinnere und zugleich sehe, höre, weiß und gleichsam in einem Augenblick, was ich weiß, lerne. Was ich aber nicht schaue, das weiß ich nicht, denn ich bin ungelehrt, man hat mich nur unterwiesen, in aller Einfalt die Buchstaben zu lesen. Und was ich in meiner Vision niederschreibe, das sehe und höre ich. Ich schreibe auch keine anderen Worte als die, welche ich höre, nieder und bringe sie in ungefeilten lateinischen Worten vor, wie ich sie eben in der Vision höre; denn ich lerne in den Gesichten nicht, wie ein Philosoph zu schreiben, auch sind jene Worte nicht wie Worte, die von Menschenmund ertönen, es ist vielmehr wie eine blitzende Flamme und wie eine Wolke, die sich in reiner Luft bewegt."

Hildegard von Bingen gehört danach zu den großen Sensitiven, wie auch echte Medien von heute, dazu aber war sie noch eine dichterische Natur von ungewöhnlicher Kraft der Intuition.

Hildegards Eltern haben den gewaltigen Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. erlebt, von dem Gregorovius einmal so treffend sagt, daß damals der Kampf eines Königs mit einem Papst war wie der eines gewöhnlichen Menschen mit einem Magier. In dem Jahr, da Hildegard in das Kloster geschickt wurde, starb Heinrich IV. Gregors Bannstrahl hatte durch Wiederholung nicht an Wirkung gewonnen, und in Klein-Hildegards engerer Heimat hielt das Bürgertum sich weniger an Canossa als an den königlichen Brief des jugendlichen Heinrich, der so anhob: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heiligen Willen König, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falscher Mönch. Diesen Gruß hast Du Unruhstifter verdient ..." Und der mit dem Satze

Digitized by Google

schließt: „Ich rufe Dir mit allen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab vom apostolischen Stuhl!“ Die rheinischen Bürger und Bauern waren besonders kaisertreu, was damals reichstreu war. Das Geld hatte die Städte mächtig gemacht. Es war die Zeit eines ersten, materiellen, bürgerlichen Aufschwungs in Deutschland und damit eine erste Zeit der „Habsucht“, wie die Chronisten klagen. „Da wurden viel harte Herzen durch silberne Hämmer weich geklopft.“ Die Bürger aber nannten dies Deutschland stolz „wehrhaft und nährhaft“. Mit der Erwerbsgier wuchs die Genußsucht. Der Luxus begann seine Rolle zu spielen. So herrisch man gegen die Slawen war, so liebedienerisch gegen Frankreich, und da Bürgerkriege die deutschen Bildungsstätten in Fulda, Hersfeld und St. Gallen zerstört hatten, wurde zum erstenmal Frankreich auch in allen Fragen der Bildung Mode. Als die Nonne von Bingen 1179 mit 82 Jahren die Augen schloß, hatte sie noch die Hauptzeit Barbarossas und die Kreuzzugsbegeisterung miterlebt. Neben die Zerrüttung des römisch-deutschen Reichs trat die starke deutsche Bewegung nach Osten, sozusagen der erfolgreichste Kreuzzug der Deutschen. In diese Zeit fällt auch die letzte Fassung des Nibelungen-, des Gudrunliedes und des Sagenkreises um Dietrich von Bern. In der Baukunst stand der romanische Stil auf der Höhe (die Dome von Limburg und Bamberg, die Pfalzen von Wimpfen und Gelnhausen). Noch war die Zeit, da Wolfram, edler Herr zu Eschenbach, dichtete, und Walter von der Vogelweide sang. An das alles muß man sich, wenn auch nur flüchtig, erinnern, will man in solcher Zeit unsere Nonne recht verstehen, die hinter Klostermauern nicht weniger reich war als die deutsche Welt rings um sie her.

*

Eine wissenschaftlich befriedigende Biographie über diese Frau gibt es leider noch nicht. Was über sie bei uns und in Frankreich erschien, dient meist nur erbaulichen Zwecken. Ihre Schriften sind gesammelt in der Patrologia Latina von Migne (Paris) und, vor allem ihre Briefe, in den Analecta sacra des Kardinals Pitra (Paris). Deutsch ist bisher nur einzelnes oder in Auswahl im Inselverlag erschienen. Die wenigen Daten, die hier noch angeführt werden können, sind den eigenen Aussagen in ihren Werken entnommen, wonach jedenfalls feststeht, daß sie früh zur Ablegung des Nonnengelübdes zugelassen wurde und dann unter der schon erwähnten Jutta nach den Regeln ihres Ordens in der Zurückgezogenheit des Klosters auf dem Berge des heiligen Disibod viele Jahre verbrachte. Ihr Kloster unterstand den Benediktinern. Nach ihren Regeln hat auch sie gelebt. Meditation, Kontemplation und eine sorgsame, aber keineswegs überspannte Askese wurden geübt. Die Benediktiner, die so viele tief gelehrte Leute zu den Ihren zählen, waren stets für Maßhalten. Es ist bezeichnend, daß die Visionen der Hildegard Früchte der Meditation und Kontemplation waren, aber nicht der Ekstase, wie sie ausdrücklich bezeugt. Unter anderer Zucht wäre diese Übersensitive, deren Nerven außerordentlich empfindlich waren, die z. B. jeder Witterungsumschlag stark beeinflußte wie übrigens auch die heutigen Medien, sicher eine Ekstatikerin geworden. Die Benediktiner waren nie für Hysterie und Gefühlsüberhitzung. Das widersprach durchaus ihrer „discretio“. Kein Wunder, daß diese Nonne, von Kind an ein scheues Wesen und durch das Klosterleben in solcher Scheu vor jedem Aus-sich-heraustreten oder gar vor der Öffentlichkeit noch bestärkt, erst spät von ihren Visionen sprach oder sie gar niederschrieb, und daß es bei ihrer Schreibungewandtheit und Scheu oft jahrelang dauerte, bis eine Vision glücklich zu Papier gebracht war. Ihre seelischen Kämpfe warfen die Sensitive immer wieder auf das Krankenlager, und erst wenn sie sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, dem Zwang zur Niederschrift endlich nachzugeben, wurde sie plötzlich wieder gesund — bis zum nächsten Seelenkampf. Sensitive Dichter machen ähnliche Martyrien durch.

Der Benediktiner Diskretion entsprach es auch, daß ihre visionäre Begabung erst spät selbst innerhalb des Ordens bekannt wurde. Als Seelenkämpfe sie wieder einmal für lange Zeit krank machten und sie zwangen, das Bett zu hüten, offenbarte sie sich endlich ihrem Seelenleiter. Der Benediktiner berichtete darüber seinem Abt. Der Abt berief den Konvent und legte ihm die Sache vor. Die gelehrtesten unter den Konventualen prüften, was Hildegard niedergeschrieben hatte, und der Abt selbst inquirierte Hildegard eingehend auf ihrem Krankenlager. Das alles beendete bei ihr augenscheinlich den Seelenkampf, beseitigte alle Hemmungen, wie wir sagen würden; und die eben noch Schwerkranke war in der nächsten Minute sozusagen wieder frisch und gesund. Dem Abt erschien das als ein Wunder. Da er sich auf sein und seiner Konventualen Urteil allein nicht verlassen wollte, begab er sich mit den Schriften der Nonne nach Mainz zum Erzbischof und zu den Prälaten. Der Erzbischof wandte sich an den Papst, der gerade in Trier weilte. Wir wissen, daß Eugen III. sich hier 1147 oder 48 aufhielt. Hildegard war also inzwischen 50 Jahre alt geworden. Der Papst sandte eine besondere Kommission in das Nonnenkloster auf dem Disibodenberg, welche die ganze Angelegenheit nach allen Seiten hin genau untersuchte und dann mit Hildegards Niederschriften nach Trier zurückkehrte. Die geistlichen Oberen machten es sich also durchaus nicht leicht. In einer Versammlung von Kirchenfürsten, unter denen sich auch Bernhard von Clairvaux befand, las der Papst aus den Schriften vor, und da alle ihm zustimmten, approbierte er sie. Erst

Digitized by Google

damit drang Hildegards Ruhm in die weitere christliche Öffentlichkeit.

Der Zustrom rheinischer Edelfräulein zu dem Disibodenberg wurde jetzt so groß, daß der Raum des Nonnenklosters nicht mehr reichte und der Abt einen Umbau oder gar einen Neubau plante. Da sah die 50jährige Hildegard in einer Vision einen Hügel an der Stelle, wo die Nahe in den Rhein fließt, als Stätte ihrer weiteren klösterlichen Wirksamkeit. Der Hügel hieß damals der Rupertsberg, weil dort einst der Binger St. Rupert, zu dessen natürlichem Erbe der Hügel gehörte, mit seiner Mutter und Wibert, dem Bekenner, in Frömmigkeit gehaust hatte. Hier sollte ihr neues Kloster stehn. Aus leicht begreiflichen Gründen wollte der Abt davon nichts wissen. Sofort wurde die Fünfzigjährige wieder schwer krank. Kaum gab er seinen Widerstand auf, war sie auch schon wieder gesund.

Nun gab es aber wiederum Schwierigkeiten, weil der Bau auf dem Rupertsberg zwar den Kanonikern der Mainzer Kathedrale gehörte, der Grund und Boden aber dem Grafen Bernhard von Hildesheim. Das machte langwierige Unterhandlungen zwischen Mainz und Hildesheim nötig, deren Ende nicht abzusehen war. Wieder wurde Hildegard schwer krank, sie konnte nicht mehr gehen, oft auch nicht mehr sprechen, und je nachdem die Verhandlungen für sie günstig oder ungünstig standen, wurde sie kränker oder fühlte sich wohler, obwohl sie bei ihnen nicht zugegen war. Als dann eines Tages der Abt an ihr Lager trat, auf dem sie wie gelähmt lag, und ihr meldete, es sei alles in Ordnung und sie solle sich zu ihrer neuen Wohnstätte begeben, sprang sie sofort gesund aus dem Bett und übersiedelte mit achtzehn Nonnen unter großem Kummer auf dem Disibodenberg und unter gewaltigem Jubel des Adels und der Bürger- und Bauernschaft von Bingen und Umgegend nach dem Rupertsberg. Wenn Kinder krank werden, weil man ihnen nicht zu Willen ist, nennen wir sie unartig und Papa oder Mama verabreichen eine Ohrfeige. Erwachsene bezeichnet man unter solchen Umständen gerne als hysterisch. Für gewöhnlich mag das richtig sein, denn eine labile Gemütsverfassung, des himmelhoch jauchzen und gleich darauf zum Tode betrübt sein, ist beim Durchschnittsmenschen außer im Zustand jugendlichen Verliebtseins kein normaler Zustand. Die mittelmäßige Seele hält sich, wenn sie zu Jahren kommt, auf einer mittleren Temperatur, die jedem Extrem abhold ist. Die ungewöhnliche Seele aber, ob sie nun größer ist als andere oder wirklich zu einem Hysteriker gehört, verliert immer wieder die Gleichgewichtslage, die aurea mediocritas, bis sie dies Leben hinter sich gebracht hat. Leider können wir die richtige Diagnose für sie meist erst finden, wenn ihr Träger tot ist.

*

Wie war es damit nun bei unserer Nonne, die noch als Greisin, noch als Achtzigjährige immer wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen war und deren Körper darunter immer wieder schwer zu leiden hatte? Von der Äbtissin Hildegard wird eine ganze Anzahl Krankenheilungen berichtet, die als Wunder angesehen wurden und ihren Ruf als Heilige vollendeten. Aberglaube, Hysterie? Die heutige parapsychische Wissenschaft beginnt über derlei auch in Deutschland etwas anders zu denken, nachdem sich endlich auch bei uns Naturwissenschaftler, Physiker und Psychiater rein wissenschaftlich mit Untersuchungen über Levitation, Telepathie und dergleichen befassen. Daß derlei immer auf Aberglaube und Hysterie beruhe, nehmen unter heutigen Fachgelehrten von Ruf eigentlich nur noch jene älteren Damen und Herren an, die aus der materialistisch-mechanistischen Betrachtungsweise durchaus nicht herauskönnen. Gerade die neuere Wissenschaft, soweit sie nicht alte Weisheit des 19. Jahrhunderts unbesehen nachplappert, ist durch ihre einwandfreien Experimente mit Medien sehr zurückhaltend geworden. Wer sich dafür interessiert, dem sei Professor Dacqués, des Münchner Geologen, außerordentliches Buch „Urwelt, Sage und Menschheit" besonders empfohlen, wo er nähere Hinweise findet. Was von unserer Äbtissin nach dieser Richtung erzählt wird, würde ein heutiger Gelehrter nicht als „Wunder" nach Art der Aufklärungszeit ansehn, sondern als Wirkung einer stark medial veranlagten Person, deren es noch heute einige gibt.

Die Äbtissin Hildegard benimmt sich durchaus nicht wie ein lebens- und menschenunkundiger Schwarmgeist, sondern mit sehr viel gesundem, praktischem Frauenverstand, der bei dieser Nonne nicht weniger groß ist als ihre visionäre Begabung. Als es das Verhältnis zwischen ihrem neuen Kloster und den Benediktinern zu ordnen gilt, begnügt sie sich nicht in Ehrfurcht mit vagen Versprechungen, sondern alles muß bis ins Kleinste schriftlich festgelegt werden. In der Ordensdisziplin schließt sie sich der früheren Abtei an. Aber die Mönche für Gottesdienste, Seelsorge und wirtschaftliche Angelegenheiten, soweit Männer dabei nötig sind, bestimmt nicht der frühere Abt, sondern ausschließlich sie als Äbtissin nach eigener, freier Wahl, bei der niemand dreinzureden hat. Als der frühere Abt ihr das alles endlich schriftlich gibt, genügt es ihr immer noch nicht, sondern sie läßt sich die Abmachungen noch Punkt für Punkt vom Erzbischof in Mainz schriftlich bestätigen. Ebenso umsichtig und praktisch sorgt diese große Visionärin auch für eine gesunde wirtschaftliche Grundlage ihres neuen Unternehmens. Auch ein heutiger Wirtschaftsorganisator müßte Respekt bekommen vor diesem resoluten, alten Frauenzimmer, das wahrhaftig nicht nur über den Wolken zu Hause ist. Ebensowenig

Digitized by Google

wird die Äbtissin zur Kopfhängerin oder Duckmäuserin, läßt sie doch ihre Nonnen nur in festlichen Gewändern, mit Kränzen und Schleiern im Haar, zum Abendmahl gehn.

*

Fortan treibt es die Fünfzig-, Sechzig-, Siebzigjährige immer wieder aus den Klostermauern, um vor den Konventen der großen Klöster in Ebersbach, Hirschau, Zwiefalten, Maulbronn, Rodenkirchen, Kitzingen, Kraustal, Herde, Werth, Andernach, Marienberg und Winkel von ihren Visionen Zeugnis abzulegen, ja sogar vor allem Volk auf die Märkte der Städte Köln, Trier, Metz Würzburg und Bamberg. Erwägen wir nur einen Augenblick, welche großen körperlichen Strapazen das für einen alten Menschen mit sich brachte, denn es gab ja noch keine Eisenbahnbequemlichkeiten, so muß die Diagnose dieses Charakters doch wohl lauten, daß wir es bei dieser Hildegard von Bingen mit einem Menschen großen Formats, ungewöhnlicher Begabung und außergewöhnlicher Energie zu tun haben. Nicht Hysterie, Eigensinn, Unerzogenheit wirft sie aufs Bett, wenn man ihr nicht zu Willen ist. Vielmehr ist ihre Willenskraft so groß, daß jeder ernsthafte Widerstand sie bis zum Sterben krank macht. Und wenn sie noch als Greisin aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht werden kann, ist das kein Beweis einer kindischen oder kranken Seele, sondern das untrügliche Zeichen eines ungewöhnlichen Geistes, der das Mittelmaß menschlichen Durchschnitts weit überragt. Das religiös bestimmte Mittelalter nannte solche Menschen Heilige, wir nennen sie Genies.

Ihre Genialität offenbart sich den heutigen Menschen vielleicht am unmittelbarsten in Hildegards naturwissenschaftlichen Schriften, in denen die Visionärin sich als Naturmystikerin von hohen Graden kund tut. Da sich die Naturwissenschaftler jetzt sogar wieder für Paracelsus zu interessieren beginnen, dessen riesiges Gesamtwerk ein angesehener Mediziner herausgibt, finden vielleicht auch Hildegards „Causae et curae" (Ursachen und Heilungen) und das Buch der „Physika" wieder leichter Verständnis. Uns fesselt neben dem tief dichterischen schweren Ringen um den anschaulichen Ausdruck das persönliche Verhältnis dieser Nonne zur Natur. Es umfaßt alles von Stein, Pflanze, Tier und Mensch bis zu Sonne, Mond und Sternen. Ein so persönliches Verhältnis zur Natur dämmert im Mittelalter sonst erst seit Wolfram von Eschenbach auf. Der Drang des Mystikers, jeden Dualismus zu überwinden, arbeitet in diesen Büchern der Nonne mit gewaltiger Kraft. Dabei bewegt uns immer wieder, wie ihr Verfasser sich in Vergleichen und Bildern als echte Frau zeigt, die in Haus, Hof, Garten und besonders in der Küche genau Bescheid weiß. Auch wimmelt es zwischen allen Naturvisionen bei dieser praktischen Äbtissin von Rezepten gegen allerlei Leiden, über die man recht oft lächelt, wie man in tausend Jahren wohl auch über Rezepte von heute lächeln wird.

Ein Leiden hat die Menschheit offenbar geplagt, seitdem sie existiert, und je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, um so greulicher muß diese Plage gewesen sein: Zahnschmerzen. Hildegards Rezept lautet:

„Wer gesunde und kräftige Zähne haben will, nehme morgens, wenn er sich von seinem Bett erhebt, reines und kaltes Wasser in seinen Mund und lasse es während einer mäßigen Stunde darin, so daß es faulige Stoffe, die um die Zähne sind, auflöse ... Benagen Würmer die Zähne eines Menschen, so nehme er zu gleichen Teilen Aloe und Myrrhe, tue sie in ein irdenes Gefäß mit einem engen Schnabel, in dem glühende Buchenkohlen sind, und lasse den Rauch durch den engen Schnabel an den leidenden Zahn hinziehen. Dabei habe man die Lippen offen, die Zähne jedoch fest zusammengepreßt, damit nicht zu viel Rauch in die Kehle komme. Das mache er zwei- bis dreimal am Tage, und hat er es fünf Tage lang getan, wird er geheilt werden. Da nämlich die Wärme der Aloe und der Myrrhe zugleich mit der Wärme und Kühle der glühenden Kohlen erweckt wird, vernichtet deren Rauch die Zahnwürmer."

Man darf annehmen, daß eine Visionärin und Mystikerin, eine Heilige, weil sie auf so praktische Weise, wie sie im Grunde auch heute noch geübt wird, den Zahnschmerzen zu Leibe geht, bei ihren Zeitgenossen auch für andere Schmerzen, selbst seelischer Natur, leichter ein williges Ohr fand.

Als Maria das Kindlein gebar ...

Als Maria das Kindlein gebar,
Und es zum erstenmal Weihnacht war,
Da ist aus ihren Augen entronnen
Seligen Glückes kristallener Bronnen.
Sie fühlte der heiligen Liebe Strom ...
Ihr Herz ward ein abseits betender Dom ...

Als Maria den Knaben wiegte,
Und Strahl sich um ihren Scheitel schmiegte,
Da lief ein Licht in die Welt hinein,
Das jubelte: Weihnacht will Liebe sein,
Und nirgends sollten Wolken und Mauern
Über Weihnacht dauern ...

Gerty Hau

Digitized by Google

Tiergesichter

Von Prof. Dr. L. Heck

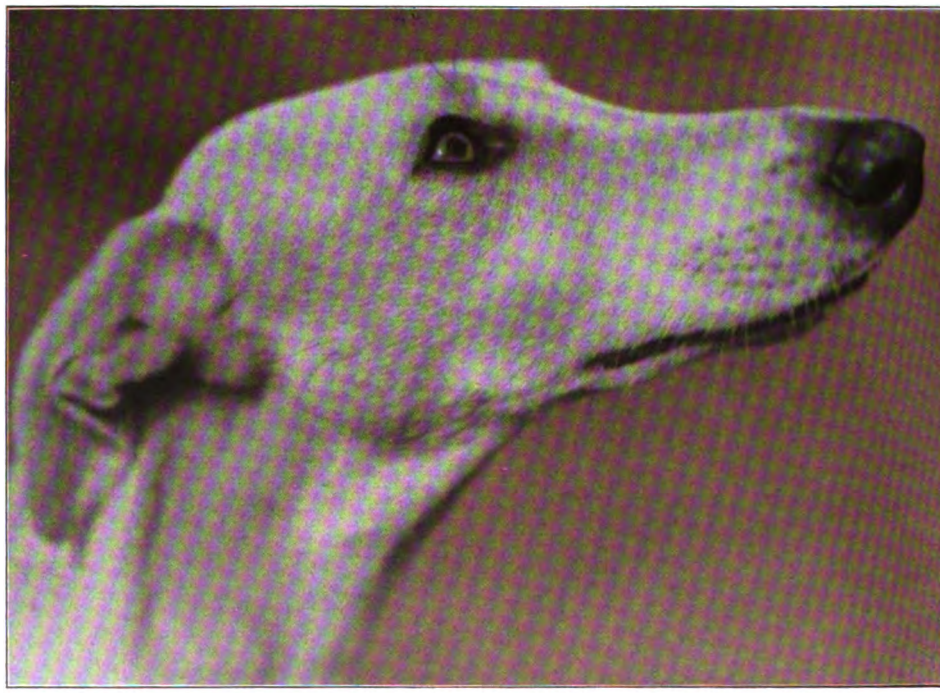
Heute, im 20. Jahrhundert, kommt es mir manchmal so vor, als ob alle Geisteskraft, die der Mensch, insbesondere der deutsche Mensch, neben seiner beruflichen und fachlichen Arbeit etwa noch übrig hat, durch die gewaltigen, im vorigen Jahrhundert noch für unmöglich gehaltenen Leistungen der Technik aufgebraucht würde und für Natur und Naturwissenschaft, insbesondere die Tierwelt, nur noch das Gemüt aufnahmefähig wäre. Oder man muß vielleicht sagen: das Stück Sentimentalität, das in jedem Menschen drinsteckt. Da stellt er sich dann so ein, daß nicht mehr er die Tiere ansieht, sondern vielmehr er sich von den Tieren ansehen läßt. Aber mit menschlichen Augen, menschlichen Gedanken und Empfindungen.

Was wird heute nicht alles in die Tier-

Junger Löwe. (Zoologischer Garten, Berlin.) Aufnahme Hedda Walther

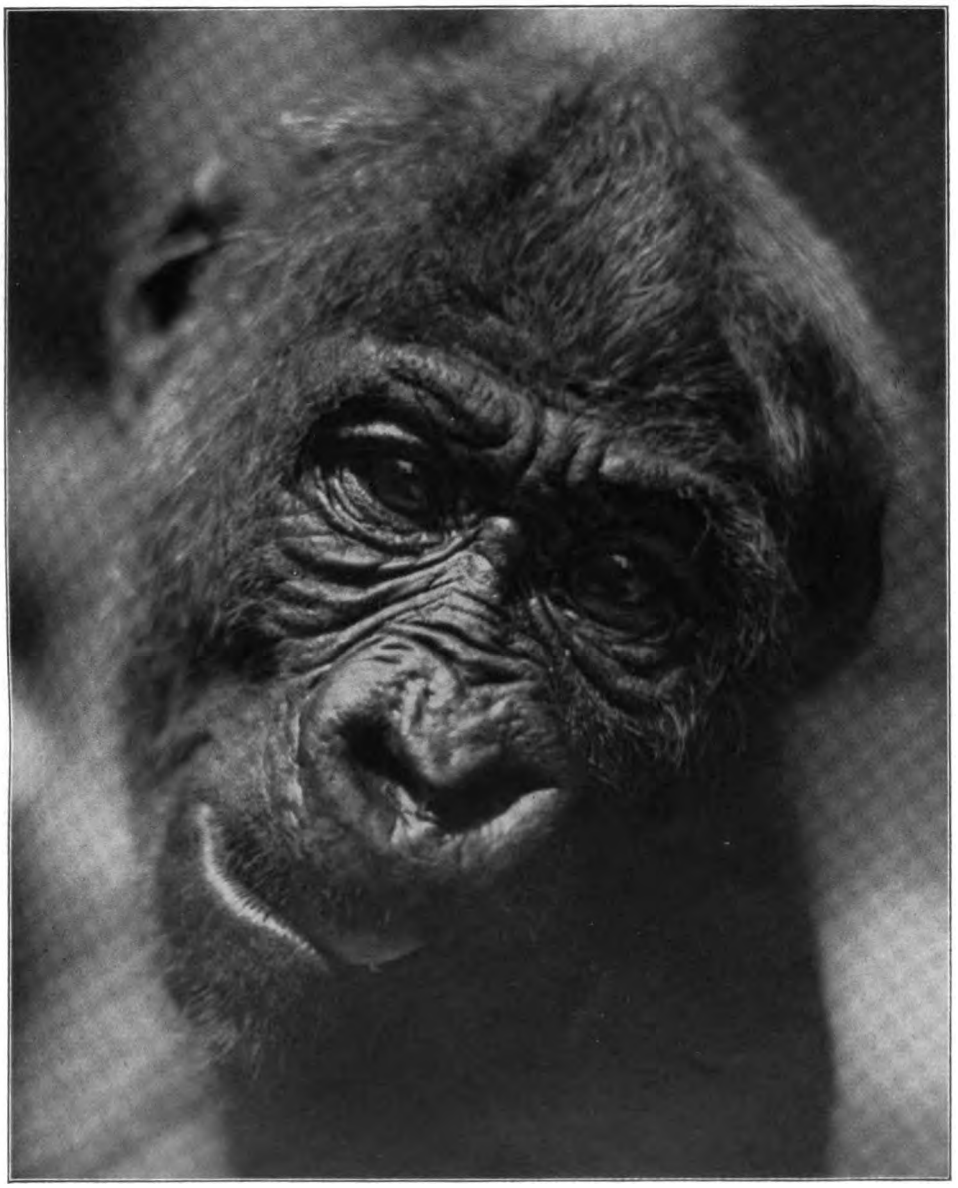
Digitized by Google

Strauß. (Zoologischer Garten, Berlin.) Aufnahme Hedda Walther



Weißer Grey-Hund. Aufnahme Hedda Walther

Digitized by Google



Junger Gorilla. (Zoologischer Garten, Dresden.) Aufnahme Hedda Walther

seele hineingeheimnißt! Da liest man, um mit den menschenähnlichsten Tieren, den mit Fug und Recht sogenannten Menschenaffen, anzufangen, von dem rotzottigen hinterindischen Orang-Utan, weil er ein ruhiger, bedächtiger Einsiedler ist und kleine, dunkle Augen hat, über die er die Lider manchmal etwas herabfallen läßt: daß aus seinem Antlitz tiefe Melancholie und Schwermut spreche, daß er gewiß Heimweh habe nach seinem Urwald auf Sumatra. Im Nachbarkäfig turnt und tobt laut und vergnügt, man möchte sagen: quietschvergnügt der schwarze afrikanische Schimpanse umher und müßte doch eigentlich dasselbe Heimweh nach seinen Kongo- und Nigerurwäldern haben. Er ist aber ein lebhaftes, unruhiges, ja etwas jähriges Herdentier, und seine von vornherein mit der Mitleidsbrille bewaffneten Beschauer kommen also bei ihm nicht auf ihre Kosten. Sie vergessen das aber schnell und amüsieren sich köstlich über den

Digitized by Google

Junges Walroß. (Aus Hagenbecks Tierpark.) Aufnahme Hedda Walther

Unband und den Unfug, den er verübt. Wenn man Glück hat, gesellt sich auch noch die dritte und bei weitem seltenste Menschenaffengattung, der gleichfalls schwarze und gleichfalls afrikanische Gorilla, hinzu, der wohl am menschenähnlichsten ist. Körperlich ganz gewiß; denn er hat die kürzesten Arme und die längsten Beine, ist am wenigsten einseitig dem Kletterleben angepaßt. Und geistig, im Benehmen, hält er die Mitte zwischen Orang und Schimpanse, ist nicht so ruhig wie jener, und nicht so unruhig wie dieser. Solange er gesund ist, ist er wohl nur mit besonderer Anstrengung der Schwermut und des Heimwehs zu verdächtigen; wohl aber darf man ihm einen ruhigen, verständigen, beobachtenden Blick nachrühmen. Er hat ihn tatsächlich, beobachtet alles,

Digitized by Google

was um ihn her vorgeht, und das tritt auf unserer ausgezeichneten Aufnahme unverkennbar hervor. Deswegen kann er aber, mindestens, solange er jung ist, sehr lustig und übermütig sein, vor Vergnügen seine Brust beklatschen, und er kann nur deshalb nicht so toll „über Tisch und Bänke" gehen wie der Schimpanse, weil er nicht so flink und gewandt ist wie dieser, mehr Erdentier.

Verglichen mit diesem fast menschlichen Antlitz, glotzt das junge Walroß aus seinen kleinen Knopfaugen scheinbar höchst dämlich in die Welt. Und doch ist es ein sehr kluges, gelehriges Tier, das sich, gefangen, in geradezu rührender Weise an den Menschen anschließt, man möchte fast sagen: anhängt, zumal wenn es keine Art- und Schicksalsgenossen um sich hat. An ihm konnten also von jeher mehr die Spötter ihren Witz üben durch wenig schmeichelhafte Vergleiche mit schnauzbärtigen Mitmenschen, Typen allerdings, die man in unserer „rasierten" Zeit kaum mehr sieht. Bei Hagenbeck in Stellingen, in dessen Polarpanorama seit einigen Jahren eine ganz eigenartige Robbensammlung vereinigt ist, hatte sich gewissermaßen eine Umkehrung des Sprichworts „Wie der Herr, so der Hund" vollzogen, indem der alte jetzt verstorbene Wärter ungefähr ebenso schnauzbärtig aussah wie sein Walroß. Wenn die beiden sich „küßten", das war schon rührend-komisch. Das Walroß blies aber das Horn, allerdings ohne Klappen, und machte noch viele andere schöne Sachen. Es ist überhaupt ein merkwürdig gelehriges Tier, dieses im Alter ganz gewaltige Meeresungetüm, und das gilt für alle Robben. Die dressierten Seelöwen sind ja weltbekannt, und Seehunde sind ebenso dressurfähig, soweit ihre viel geringere Beweglichkeit auf dem Lande das erlaubt.

Ein schönes, großes Auge hat der Strauß. Es spricht aber daraus so wenig Geist und Seele, daß selbst der mitleidgeschwollenste Tierbetrachter da keine Wüsten- und Steppensehnsucht hineinlesen kann. Tatsächlich ist der Strauß wohl eines der dümmsten Tiere. So dumm ist er aber doch nicht, daß er die „Vogelstraußpolitik" triebe, die ihm sprichwörtlich nachgesagt wird: verfolgt, steckt er nicht den Kopf in den Sand, sondern rennt auf seinen langen, oben kolossal bemuskelten Beinen mit solcher Windeseile davon, daß schon ein arabisches Rennpferd dazu gehört, ihm nachzukommen. Daß der Strauß nicht klug sein kann, zeigt schon die einfache Überlegung, wenn man die Größe seines Kopfes und Gehirns mit der Größe des ganzen Körpers vergleicht. Dieses winzige Gehirn hat in seinen verschiedenen Teilen schon so viel damit zu tun, die notwendigsten „niederen" körperlichen Tätigkeiten anzuregen und im Gange zu halten, daß für „höhere" Leistungen nichts mehr übrig bleibt.

Seelenvoll könnte man schon eher das Auge des Windhundes nennen, zumal wenn der Kopf so geschickt gefaßt wird, wie auf unserem Bilde. Tatsächlich gehört der Windhund aber doch zu den weniger klugen Hunderassen. Er ist eben ganz einseitig auf den Schnelläufer gezüchtet, und dieser Leistung ist er geradezu vollkommen angepaßt mit seinen hohen, sehnigen Läufen und dem schmalen, der Luft wenig Widerstand bietenden Körper, der aber für die Lunge einen desto tieferen Brustraum enthält. Das alles schließt natürlich nicht aus, daß der Windhund seinem Herrn sehr treu sein kann. Geschichtlich berühmt sind ja die Windspiele des großen Friedrich, die in Sanssouci begraben liegen. Neuerdings sind Windhundrennen auch bei uns in Deutschland in Aufnahme gekommen. Hinter dem „elektrischen Hasen".

Der Löwe ist ein mehr oder weniger geselliges Steppentier, das seiner Nahrung, den Zebra- und Antilopenherden, nachzieht. Seine Verwandten, die Tiger, Leoparden, Jaguare, Pumas, sind dagegen mehr einzeln lebende Urwald- und Gebirgstiere, gehen wenigstens nie sehr weit in die freie, flache Ebene hinaus. In dieser richtet sich der Blick unwillkürlich in die Ferne, wird die Beute vielfach von weither schon erspäht und dann beschlichen. Das prägt sich unverkennbar im Löwenauge und Löwengesicht aus. Wenn im Zoo von weitem ein Fuhrwerk herannaht, das erregt ihn. Dahin schaut er, hocherhobenen Hauptes, gleichgültig hinweg über die vor ihm stehenden Beschauer, und das macht eben den stolzen, königlichen Eindruck. Die Mähne, die keine andere Katzenart hat, hängt wohl mit dem abweichenden, mehr geselligen Leben des Löwen zusammen. Da gibt es gewiß öfter Streit um die Löwinnen, und dann ist der Löwe mit seinem Paukhemd, der Mähne, ganz vortrefflich gewappnet zum Zweikampf. Die Mähne mildert die Tatzenschläge des Gegners und läßt sein Gebiß nur Haare fassen.

Herbstende. Von Arnt Hochberg

Und immer stärker geht das Mahnen.
Wie stille, tote Vögel wehn
Die großen Blätter der Platanen
Lautlos herab aus den Alleen.

Die Birken rückten schmal zusammen.
Im Stadtteich mit dem feinen Hauch
Spiegelt sich letztes Blätterflammen
Und ein korallenroter Strauch.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Hanns Johst

Erich Brautlacht: Die Pöppelswycker (Greifenverlag, Rudolstadt) — Ludwig Finckh: Urlaub von Gott (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) — Edzard Hellmuth Schaper: Der letzte Gast und Die Bekenntnisse des Försters Patrik Doyle (A. Bonz & Co., Stuttgart) — Jakob Wassermann: Christoph Kolumbus, der Don Quichote des Ozeans (S. Fischer, Berlin)

Es fällt mir oft sehr schwer, über ein Buch zu schreiben, weil ich weiß, daß mit einem einzigen Buch nichts getan ist. Was ist Gottfried Keller mit dem „Grünen Heinrich" allein anderes als eine Hoffnung? . . . Was Goethe mit dem „Werther"? . . . Ein Versprechen! Die Folge . . . die Folge ist alles. Auf die Treue zu einem Leben der Darstellung als Ganzes, zu einer tief atmenden Lebensarbeit, auf diese schlichte und selbstverständliche Treue und ihre Notwendigkeit kommt es an. Die künstlerische Gestalt kostet ein Leben, das siebzig Jahre währt und das, wenn es köstlich gewesen ist, mühselig Arbeit an Arbeit reihte. So kommt es, daß ich in einem Buch immer leidenschaftlich nach dem Kerl Ausschau halte, der dahinter steht, ob er bodenständig ist, ob er eine breite Brust hat und einen guten Blick.

Da sind etwa „Die Pöppelswycker" von Erich Brautlacht. Auf der letzten Seite dieses Buches steht: „Ende des ersten Bandes."

Und ich gehe zu den gesammelten Werken meines geliebten Jeremias Gotthelf, streichle mit der Hand über die Rücken einer Herde von breiten, fruchtbaren Bänden und sage: „Lieber Herr Pastor, dieser Brautlacht, das wäre seit langem wieder einmal ein Kerl von Ihrem Schlag. Einer, der es vermöchte und der es hat, den Himmel und die Scholle seiner Heimat, ohne Ismus und ohne literarische Mode, lebendig der schwarzen Kunst zu schenken. Ob er den Atem besitzt und die Treue, die Ruhe und die Gnade des Lebens, Band an Band zu reihen, bis diese Heimat wie ein Jahrhundert und ein irdisches Evangelium besteht?" Mir ist es, als ob der alte, rechtschaffene, pausbäckige schweizerische Pfarrherr lächelte und von diesem Anfang bestrickt voller Zuversicht sagte: „Er wird es schon schaffen, der Herr Brautlacht. Du mußt ihm Mut machen, denn mit der stillen Demut allein ist es heutigentages nicht mehr zu machen."

Nun, das erste Buch ist wirklich und wahrhaftig ein Anfang, von dem es zu reden lohnt. Der Mittelpunkt der Erde liegt nämlich plötzlich und unzweideutig in Pöppelswyck. Wie immer in der Welt gibt es Konkurrenz. Hier in Form des Ortes: Pöppelswyckerhamm!

Belassen wir die Frage, die Streitfrage nach dem Mittelpunkt der Erde, den Autoritäten dieser zwei Gemeinden. Sicher ist, daß diese zwei Siedlungen Menschen beherbergen und daß diese Menschen runde Beine haben, einen Wirt und einen Pfarrer, den Niederrhein, einen schönen Glauben und einen guten Durst.

Das wäre in großen Zügen das Gemeinsame . . .

Getrennt sind sie durch den Pöppelswycker Bach. Das Interesse aber an der Brücke hinwiederum ist gemeinsam. Während die Kosten dieser Brücke wiederum . . . Nun, jeder ehrliche Deutsche weiß jetzt Bescheid, wie es um die Pöppelswycker und die Pöppelswyckerhammer steht, nicht wahr?

Es würde zu weit führen, wollte ich hier mehr andeuten als die köstliche Liebesgeschichte, die sich auf dieser wunderlichen Gemarkung ereignet. Da ist also der Johannes, der Sohn des Baumeisters zu Pöppelswyck . . . und da ist die Bella, die Tochter des Baumeisters zu Pöppelswyckerhamm . . . Und Johannes . . . ja, das läßt sich nicht so einfach berichten, da kann man nicht nur so sagen: der Johannes liebt die Bella. Das ist alles viel umständlicher und durch die Politik der Gemeinden verstrickter, als daß man das in eine nüchterne Besprechung stecken könnte. Kurz und schlecht, neben der Bella tritt ein Vagabund auf. Ja . . . Vagabund . . . das ist auch wieder nicht das Richtige . . . Jedenfalls schaut die Bella diesem Zugewanderten in die Augen. Die zwei Burschen wollen ein Turnier oder ein Duell, jedenfalls einen Entscheid. Und dann ist Schützenfest. Und da ist der berühmte Lukas, den man mit dem Hammer aufbolzen muß. Da messen sie, ohne großes Federlesen, ihre Kräfte. Fünfmal verneigt sich der Hampelmann vor Johannes, nur viermal vor dem Vagabunden Hannes Pempelforst. Da ging der besiegte Hannes Pempelforst wieder seines Weges, mit einer Träne im Auge.

Aber Johannes hatte gesehen, wie Bella besorgt um diesen Hannes war und bekümmert, daß er verlor. So gab er sich auch verloren und hat auch eine Träne im Auge und geht auch seines Weges und wird nicht mehr gesehen. Und Bella sitzt vor ihrem geweißten Haus und wartet. Und Hannes denkt: ‚Ja, der Johannes, der ist glücklich . . . er war stärker als du . . .' Und Johannes denkt: ‚Ja, der Hannes, der ist glücklich . . .

Digitized by Google

der ist geliebter als du . . .' Und Bella wartet . . .

Das sind so Geschichten, nicht wahr?

Der Vater vom Johannes sucht die ganze Gegend ab nach seinem Sohn, da findet er den Tyras, den halb verhungerten Hund, der nach Johannes Ausschau hält und auch wartet. Der Vater will ihn nach Hause ziehen. Der Hund läßt sich schleifen und kriecht immer wieder zu der Stelle zurück, an der ihn sein Herr, der Johannes, verließ. Da nimmt der Herr Vater einen Knüppel und schlägt ihn auf die Schnauze und den Dickkopf, und Tyras ist mausetot. Da liegt der Hund begraben, genau an der Stelle, wo ihn sein Herr verließ, und wartet . . .

Das sind so kleine Geschichten . . . der Wind spielt darüber hin . . . Man baut Brücken zwischen Pöppelswyck und Pöppelswyckerhamm und man feiert Feste, wenn die Brücken endlich zustande gekommen sind.

Aber Bella wartet, und irgendwo liegt immer ein alter, treuer Hund begraben, der sich nicht über die neue Brücke schleifen läßt . . .

Doch in Pöppelswyck am Niederrhein gibt es nicht nur Schützenfeste, Umtrunk und Liebeskummer, sondern es gibt auch den Schuster, der nicht bei seinem Leisten bleibt, sondern ausgerechnet am Talmud herumtüftelt. Der Schuhmacher Wendelin Wehrhaus. (In Nürnberg heißt er Hans Sachs und wird vom Rat unter dem 27. März 1527 vermahnt, daß er seines Handwerkens und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einig Buechlin oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen . . . Und in Görlitz heißt er Jakob Böhme . . .) Der Schuster vom Niederrhein legt den Talmud aus und gibt hebräische Stunden. Und dann kommt eines Tages die Zunft der Fachleute zusammen. Wer tritt da auf und redet seine Weisheit frisch von der Leber weg? Obgenannter Schuster! Kein Mensch versteht ein Wort, aber das ist ja in der Wissenschaft so, einer versteht den anderen nicht, keiner versteht sogar sein eigen Wort. So nimmt man also anfangs den Schuster sehr ernst. Erst als er deutsch spricht, der Tropf, steckt man ihn in das Narrenhaus. Hätte er weiter hebräisch gefaselt, er säße sicher im Ausschuß oder im Vorstand oder im Komitee oder wie man sonst die Spitzen heißt, die auf jeden Unsinn mit einem Programm hineinfallen.

Auch diese Geschichte ist lebendig erzählt, aus der Freude heraus am weiten Horizont, der wie ein Seil geworfen wurde, die Erde an den Himmel zu festigen. Die Menschen wirken im Flachland bedeutend und überaus behäbig. Sie sind in der weiten Runde, neben ein paar derbstigen Bäumen, das einzige, was lotrecht, aufrecht besteht. Dieser Schlag Menschen trägt auch schwer an diesem rechten Winkel zu allem Irdischen, so schwer, daß er pokuliert, bis er umfällt, oder daß er wie der Schuhmacher den Kopf aufbläst wie eine Art Luftballon, mit fixen Ideen vollgefüllt, bis er auffliegt und an der Stubendecke zerplatzt . . .

*

Den Rhein hinauf, bis in ein Linzgaunest vor dem Bodensee, führt uns Ludwig Finckh in seinem Roman „Urlaub von Gott".

Seit Friedrich Huchs herrlichem „Pitt und Fox" spuken die Brüder, die der Sturm und Drang als Zwillingsbrüder in das dramatische Leben Deutschlands berief, in epischen Breiten. Ludwig Finckh heißt sie schlagfertig: Potz und Blitz, nach dem fassungslosen Ausruf des Herrn Postmeisters, als man ihm diese seine kleine, jähe Serie von Söhnen unterbreitet.

Die zwei Jungen werden von ihrem Dichter in die Welt geschickt, das Deutschland der ersten Nachkriegszeit zu erleben. Der eine als Landmann, der andere als Arzt. Helfen, ihrer Heimat helfen, das wollen sie beide, und sie finden Genossen und schließlich meistern sie als zwei Ehemännner die schöne Zelle ihres gesunden und beispielfrohen Lebens. Alle Jugendbewegungen werden geschildert, Schule und Klinik, Landwirtschaft und Stadtwirtschaft gestreift. Das Wort: gestreift steht vor mir, und dieses Wort stellt sich gegen die schöne Fabulierkunst dieses dichterischen, frohgemuten Buches. Ein heiterer Optimismus streift allen Ernst, alle Problematik der Zeit.

Das Dichterische, das bunte und schöne Wort des Dichters, das ist schon eine Zauberformel, die viel zu erlösen vermag, gewiß, aber tragische Zeitumstände lassen sich nicht berühren, ohne daß sie mehr fordern als die flatternden Bänder wohlgemuter Schilderungen. Es befriedigt nicht, es hilft nicht, zwei Knaben und deren Liebe zu beschwören, wenn diese zwei Menschen nicht auch zwei Seelen in der Brust haben. Das Leid scheint nur in der Welt, damit Potz und Blitz es aus der Welt schaffen können. Das Leid selbst noch wird mit hellem „Finckhenschlag" gegeben, und an diesen Stellen, den Begegnungen der gegebenen Menschen mit dem Dunkel und dem Leid, versagt das Buch. Wohl hebt Melancholie dann an und legendärer Stil, aber das Leid ist eben nicht nur Stilfrage und Melodie. Das Leid ist Stoff und Sachlichkeit und Gegenspieler. Potz und Blitz werden immer nur vom Leid gestreift. Sie haben dieses tragische Element nicht in sich.

„Herrlich! Herrlich! Endlich ein Buch ohne den verdammten Pessimismus! Ein Buch, in dem sich der Welt zum Trotz noch das Reine rein durchsetzt, das Gute das Schlechte bessert . . ."

„Ganz richtig, solch ein Buch!"

„Ha! Endlich! Danach hungere ich!"

„Gut.. Dann kaufen Sie sich sofort das Buch ... Sie werden gut unterhalten. Sie werden ein paarmal lachen, häufiger lächeln. Sie werden wehmütig und übermütig . . ."

Digitized by Google

„Ja, was werde ich in Gottes Namen denn eigentlich nicht ...?"

„Vertieft, mein Freund, vertieft werden Sie nicht ..."

*

Die Tiefe und die Weisheit oder wenigstens die Sehnsucht, die dichterische Sehnsucht nach Erweiterung des seelischen Raumes im Menschenleben, das ist nun der schwere Kampf in den Büchern, die Edzard Hellmuth Schaper verlegen ließ.

Da ist zunächst „Der letzte Gast". Ein junger Mensch begräbt den Vater, damit die Jugend, und, durch dieses Begräbnis gereift, sehnt er sich und verzehrt er sich nach der seelischen Heimat der Kindheit, sucht er in den Frauen die Mütter und in dem magischen Bezirk der Liebe: die Mutter. Es ist rührend und im tiefsten Sinne des Wortes romantisch, wie dieser Jüngling, dem das Leben Mutterliebe versagte — sein Vater, der vereinsamte Bildhauer, ließ ihn nie wissen, wer seine Mutter gewesen —, wie dieser nach dem Tode des Vaters also zutiefst Verwaiste die Erde und sein Leben umgräbt und umwühlt, um seiner Mutter, ihrer Liebe und seines Ursprungs teilhaftig zu werden.

Die Schwermut dieses Buches will es, daß Melchior zwei Mädchen liebt, ehe er die dritte findet, zu der er sein tiefstes Liebeswort „Mutter" sagen kann. Diese Frau gibt sich ihm als seine Mutter, um ihn zu töten, als sie ihm gesteht, daß es nur ihre Frauenliebe war, ihre Sehnsucht, ihn ganz zu besitzen, die sie lügen ließ. Die Frau ist natürlich nicht seine Mutter. Als er sich so ohne Weg weiß, mutterseelenallein fühlt, überläßt er sich der Weglosigkeit des Meeres, versinkt er in den Abgrund, weil sich ihm die Gründe seines Lebens versagen.

Es ist die Melancholie der Pubertät, die Krise der Jugend, daß sie, ehe sie restlos selbständig wird, zuvor noch einmal Vater und Mutter umarmen und überwältigen will. Versagen sich Vater und Mutter in diesem großen Augenblick, durch Tod, Schicksal oder Zufall, so verlieren sich die Betroffenen in romantischem Geschick, in schmerzlichen Zerwürfnissen, in tödlichem Verfall. „Der letzte Gast" ist ein Roman, der diese Gebärde der Anbetung eines Jünglings verherrlicht. Das Triptychon: Vater, Mutter und Sohn in seiner leidvollen Verwirrung ist ehrlich und edel gestaltet. Die Sachlichkeit des Vortrags — da verrät sich die Hand des Anfängers -- wird freilich noch zu häufig durch Erörterungen unterbrochen. Die Nachdenklichkeit des Schreibenden läßt ihre Figuren unvermittelt stehen bleiben, und der Schreiber denkt nach über ihren mehr oder weniger berechtigten Standpunkt. Sätze wie: „Irgendwann aber mußte das Schweben im Rundflug in der erlösenden Zielstrebigkeit nach der Achse des Gesetzes glücken, und dann würde wohl des Höhenwegs ein Ende sein, und der Fall in eine Leere des Raumlosen das Bewußtsein auslöschen" — dergleichen Sätze sind die Gefahren, aus dem dichterischen in das philosophierende Element zu geraten, aus der Gestaltung in das Gerede ...

Das zweite Buch des gleichen Verfassers, „Die Bekenntnisse des Försters Doyle", hat aus dieser Not eine Tugend gemacht, die genannte Gefahr beim Schopf gepackt und das Weltanschauliche berechtigt in den Vordergrund gestellt durch die Wahl der Tagebuchform. Dieser Roman ist die Niederschrift eines Menschen, der abgeschlossen hat mit Europa, mit Liebe und Reichtum, mit Himmel und Hölle. Dieses Buch ist mir ein schönes Erlebnis geworden. Es ist gründlich und es beherbergt trotzdem den Duft unausgesprochener Gefühle. Es ist streng und es bleibt dennoch melodisch.

Patrik Doyle fährt nach Europa, nach Deutschland und erlebt in Kassel das Märchen einer namenlosen Liebe. Und kaum hat das Liebesspiel begonnen, beginnt mit ihm gleichzeitig auch die Lockung des Verzichts. Das Herz des Patrik will Anker werfen, aber die Brust bleibt in voller Fahrt, und so gibt es schmerzlichen Abschied, eine Handvoll Blumen und eine Stirn voller Schwermut ... Damit reist er weiter ... Genf ...

Hier erlebt er einen ekstatischen Musikanten. Der Tod des Vaters und der Beginn des Weltkrieges guillotinieren diese unendlich tolle und tiefe Begegnung. Heimkehr in die Staaten, in das Geschäft. Abkehr von der Heimat und dem Geschäft. Lösung selbst von der Mutter. Selbstbesinnung in den nördlichen Wäldern von Kanada. Patrik Doyle, Förster auf Station II Forst Belly Banks ... Schlaf der Welt und tiefer Traum der eigenen Seele ... Selbstbesinnung! Ein billiger Friede steht dabei nicht in Aussicht, aber die kostbare Offenbarung der Herrlichkeiten Gottes!

Die Lehre von der Askese, die hier männlich, herb, trotzig und unendlich lyrisch ausgesagt wird, ist in ihrer Reinheit und Notwendigkeit so selten, daß ich fürchte, nicht innig genug auf dieses Buch hinzuweisen.

*

Das Abenteuer in geschichtlicher Schau und in einer bedeutenden Sicht auf ein historisches Porträt beschwört Wassermann: „Christoph Kolumbus, der Don Quichote des Ozeans". Der Untertitel sucht eine Gleichung, die, glücklich oder unglücklich, jedenfalls eindringlich die Vision aufzeigt, aus der heraus Jakob Wassermann der Persönlichkeit des Kolumbus naht.

Das Prahlerische, das Schweifende, das Manische, das Heimatlose ist mit dieser Metapher angedeutet: Der Italiener, der als Spanier die Welt um einen Kontinent bereichert, der in Ketten geworfen wird und dessen Sterben ein überlebtes und veraltetes Dasein beendigt. Die Ballade eines großen Lebens ist in dreizehn Kapiteln, in dreizehn

Digitized by Google

Strophen karg und mächtig zugleich eingeschlossen. Und das Porträt dieses ungewöhnlichen Menschen ist nicht phantastisch, freizügig hingeworfen, sondern herausgearbeitet aus dem magischen Stoff der Geschichte, aus dem trockenen Stoff der Pergamente und der Urkunden.

In diesem Buche Wassermanns spüre ich zum erstenmal wieder das Glück der schöpferischen Liebe, einer Liebe, der er sich entfremdete bei der Analyse und Vivisektion von Gesellschaftswerten, denen seine Kunst in den letzten Arbeiten zu erliegen drohte. Das Dilettantische im goethischen Sinne, gibt das Persönlichste frei, und so sehr auch diese Biographie auf der Ebene exakter Forschung steht und besteht, darüber hinaus ist sie ein Bekenntnis zu Größe, Schicksal und Abenteuer. Die Werte der Konventionen, der Individuen; der Gesellschaft verblassen, und der Rausch der ewigen Sterne verklärt menschliche Züge, die unter der Hand ihres Dichters die zufälligen und notwendigen Merkmale des Christoph Kolumbus annehmen. Grandiose Augenblicke sind bewältigt ohne Pathos, ohne Rhetorik. Wir sind alle Namenlose und werden angetrieben an die neue Heimat, die erst Portugal, dann Spanien heißt. Wir sehen den überreifen Mann vor einer Königin stehen und wir erleben, wie er plötzlich und ohne jede Wahrscheinlichkeit Admiral heißt und Vizekönig.

Wir stechen mit in die See, Anfang August, und wir schreien mit: Land! Land! Mitte Oktober. Wir erleben die Heimkehr mit und die unsterblichen Ehren. Und wir erleben die Sterblichkeit dieser Ehren und die erneute Ausfahrt. Wir erschauen die Tragödie der Indios und erfühlen die übermenschliche Komödie des gehetzten Daseins dieses Christoph Kolumbus, dieses Menschen, dessen einzige Berührung mit der Wirklichkeit sein phantastischer Glaube scheint und dessen Wirklichkeit wie eine Fiktion, wie eine Erfindung, wie eine Dichtung anmutet.

Dieses Buch Wassermanns, finde ich, muß man lesen, und man soll sich von ihm beunruhigen lassen, auch wenn man, wie ich, aus anderen Voraussetzungen heraus das Leben und die Welt zu sehen sich gewöhnte. Dieses Buch gewinnt Sätze, wie etwa diesen: „Was bleibt letztlich übrig von Schuld? Vergessen." Das sind Gemeinplätze, deren Gegenteil auch stimmt, nicht wahr? Oder die Quintessenz: „Erkenntnis macht feig!" Dabei weiß aber Wassermann auch, daß Ideen unter allen Umständen „mörderisch" sind. So müssen wir also doch die Tapferkeit, die die heutige Mode gern als Dummheit verschreit, auf uns nehmen, um in die Welt der Ideen vorzustoßen? Es ist hier nicht der Raum, in die Grundlagen dieses Denkens einzudringen, es sei nur angedeutet, daß die geschichtliche Auffassung dieses Buches von einer Art ist, die zu solcher Formel vorstößt: „Wäre bisher nicht mit einem zu großen Respekt von den Tatsachen und einer übertriebenen Bewunderung für die sogenannten Tatmenschen Geschichte geschrieben worden, so stünde vielleicht die Menschheit auf einer höheren Stufe des Rechts, der Gesittung und der Kultur." Es ist immer leicht, das Gegenteil einmal unter den Aspekt eines Vielleicht zu stellen.

An einer anderen Stelle vergleicht Wassermann in bezug auf Verbote das mittelalterliche Spanien mit dem „wilhelminischen Deutschland". Dieser Vergleich ist billig und wenig vornehm. Aber lassen wir diese kleinen Bezüge auf sich beruhen, das Werk selbst packt ein großes Thema und bewältigt es!

Kriegsbücher des Auslands. Von Professor Dr. Max J. Wolff

Unmittelbar nach dem Kriege erschien eine Fülle von Memoiren und Aufzeichnungen aus der Feder der führenden Feldherren und anderer Persönlichkeiten, die während der vier Jahre des Kampfes an einer leitenden Stelle gestanden hatten. Sie waren in erster Linie bestimmt, den eigenen Anteil der Verfasser an den Ereignissen darzulegen, sei es, daß die Besiegten sich von der schweren Verantwortung für die Niederlage entlasten, sei es, daß die Sieger ihren Völkern erklären wollten, warum der Erfolg trotz der größten Überlegenheit an Menschen und Material so lange auf sich hatte warten lassen und warum er, als er endlich eintrat, weniger der eignen Aktivität als dem Versagen des Gegners zu danken war.

Diese Schriften machten den Versuch, den Krieg als historisches Ereignis zu würdigen. Für diese Betrachtungsweise fehlte aber und fehlt noch heute der erforderliche zeitliche Abstand. Die Menschheit steht noch zu stark im Banne des Entsetzlichen, das sie durchgemacht hat, und wird außerdem zu sehr von der Sorge gequält, daß sich dies Entsetzliche in noch schlimmerer Form wiederholen könne, um sich zu einer objektiven Beurteilung der Geschehnisse zu erheben. Sie bilden für sie noch keine abgeschlossene Vergangenheit, sondern ein persönliches Erlebnis. Diesem Eindruck wollen die zahlreichen Kriegsbücher in deutscher und fremder Sprache gerecht werden, die von Kriegsteilnehmern geschrieben sind, die nicht auf einer übergeordneten Kommandostelle, sondern an der Front selber in der vordersten Reihe der Kämpfe gestanden haben. Dem Erlebnis der Führer wollen sie das des gemeinen Mannes, allenfalls das des Subalternoffiziers, gegenüberstellen. Zu dieser Art Kriegsliteratur gehören die drei vorliegenden Bücher: „Das Feuer" von dem Franzosen Barbusse (Rascher & Co., Zürich), „Der spanische Pachthof" von dem Engländer Mottram (Inselverlag, Leipzig) und „U. S. A. an der Front" von dem Amerikaner

Digitized by Google

Wharton s (im Montana-Verlag, Stuttgart, erschienen).

Alle drei Werke handeln von fingierten Personen, und in das englische ist sogar eine romanhafte Liebesgeschichte eingeflochten; trotzdem ist es die Absicht der Verfasser, die Wahrheit über den Krieg zu sagen. Sie halten sich streng an die historischen Ereignisse, ebenso streng an deren Schauplatz, und die Kämpfe, die vorgeführt werden, sind die aus den offiziellen Heeresberichten bekannten. Die Dichtung ist nach dem klugen Wort des Aristoteles wahrheitsgetreuer als die Geschichte; sie erhebt das Individuelle zum Allgemeinen, das Zufällige zur Notwendigkeit. Aber dazu müssen die Dichter über den Ereignissen stehen, und wenn sie sich auf den Standpunkt des Frontkämpfers stellen, so liegt darin eine beabsichtigte Einseitigkeit.

Bei dem gewaltigen Umfang, den der Krieg 1914 bis 1918 hatte, konnte der Mann an der Front kein Verständnis für den Sinn und die Bedeutung der einzelnen Kampfhandlung besitzen. Auch die Soldaten Napoleons und Moltkes haben Schweres durchgemacht, aber ihre Anstrengungen wurden durch unmittelbare und augenfällige Erfolge belohnt. Am Abend eines Schlachttages wußten sie, daß sie gesiegt hatten, und konnten auch die Bedeutung des Sieges übersehen. Im Weltkrieg war das nicht der Fall. Die Vorbereitungen einer Offensive nahmen Monate in Anspruch, die Kämpfe mit dem meist unsichtbaren Feind dauerten Wochen, ungeheure Opfer an Menschen und Material wurden gebracht, und das äußere Ergebnis war der Gewinn von einigen Kilometern verwüsteten Geländes. Der Held des englischen Romans berechnet, daß es bei diesen Fortschritten 180 Jahre dauern wird, ehe die Verbündeten den Rhein erreichen.

Diese Art des Krieges erscheint in allen drei Büchern den Frontsoldaten als etwas Sinnloses, als ein zum Selbstzweck gewordenes Gemetzel. Sie fühlen sich als Opfer eines Wahnes, der die Menschheit ergriffen hat, und in diesem Gefühl verachten sie alles, was außerhalb der Reichweite der Granaten und der Giftgase lebt, nicht nur die Heimkrieger und die Etappe, sondern auch die höheren Stäbe, die bei ausreichender Verpflegung und in sicheren Quartieren das scheinbar zwecklose Vernichtungswerk organisieren. Diese Verachtung steigert sich zum Ekel und zur Empörung gegenüber den „Patrioten", die die Phrase am lautesten gebrauchen, das eigene Leben aber vorsichtig vor jeder Gefahr bewahren. Die Schilderung des Drückebergers wird bei Barbusse, gerade weil sie gewöhnlichen Soldaten in den Mund gelegt ist, zu einer erschütternden Anklage, während bei dem Engländer und Amerikaner diese dunkle Seite des Krieges mehr zurücktritt, da ihre Front nur in loser Verbindung mit der Heimat steht. Gegen den Feind dagegen verspüren die Leute keinen Haß. Die Deutschen sind in ihren Augen Menschen, die das gleiche Ungemach mit dem gleichen Mute ertragen. Der Engländer fühlt sich nach seinem innersten Wesen sogar mehr zu ihnen hingezogen als zu den verbündeten Franzosen oder gar zu den von den Alliierten aufgebotenen Exoten.

Die Verfasser selber verfolgen mehr oder weniger pazifistische Tendenzen; die Soldaten dagegen — und das spricht für ihre Lebenswahrheit — sind weder Pazifisten noch Kriegsgegner oder Dienstverweigerer. Im Gegenteil, sie tun als tapfere Männer ihre Pflicht, aber diese Pflichterfüllung erfolgt nicht aus innerer Begeisterung, sondern in einer fatalistischen Ergebung in das Unvermeidliche, in einer zum Lebensgefühl gewordenen Gleichgültigkeit gegen den Tod und gegen alle Schrecken des Krieges. Diesen seelischen Zustand hat Mottram am tiefsten erfaßt und erfassen können. Seine Engländer haben sich ja freiwillig zur Fahne gemeldet, sie haben alle Ideale von Freiwilligen. Sie versinken in dem Schlamm Flanderns, versacken in erfolglosen Offensiven, bis ihnen der Krieg zum Handwerk wird wie ihren Verbündeten. Keiner von ihnen empfindet Freude über den Sieg.

Die Bücher der beiden Angelsachsen sind Jahre nach dem Krieg geschrieben. Sie enthalten eine Auffassung der historischen Vorgänge, eine Kritik, die seitdem unzählige Male ausgesprochen und längst literarisch abgestempelt ist. Anders das Buch von Barbusse. Es ist im Dezember 1915 abgeschlossen und erschien schon 1916. Damals, als der Höhepunkt des Völkerhasses erreicht war, gehörte Mut dazu, mit dieser entsetzlichen Anklage des Krieges an die Öffentlichkeit zu treten. Mag man nun seine Tendenz billigen oder nicht, das Werk selbst war eine Tat, es war revolutionär, während der Engländer und der Amerikaner trotz starker Worte und trotz der Schilderung des furchtbarsten menschlichen Elends im Literarischen stecken bleiben. Dazu kommt, daß der Franzose im Vergleich mit ihnen der größere Dichter ist, zum mindesten über eine stärkere Darstellungskraft verfügt. Sein Buch wirkt wie eine mitleidlose Enthüllung menschlicher Dummheit und Böswilligkeit, und diese Wirkung wäre noch gewaltiger und unmittelbarer, wenn sie nicht durch die sozialistische Tendenz abgeschwächt würde.

Die drei Autoren schildern den Krieg mindestens ebenso niederdrückend wie Remarque, aber zum Unterschied von ihm fühlen sich ihre Soldaten nicht als vernichtete Existenzen, nicht als Menschen ohne Zukunft. Bei Barbusse erkennen sie wohl, daß der Krieg die schlechtesten Triebe in ihnen erweckt, sie glauben auch, daß sie ihre Kräfte an die entsetzlichste Dummheit der Menschheit vergeuden und daß sie wegen eines Wahnes die furchtbarsten Leiden bestehen müssen, aber sie wissen, daß sich mit dem Frieden die Vergessenheit über all das Erlittene legen wird.

Digitized by Google

Schulhof. Gemälde von W. Schulz-Matan

Digitized by Google

Digitized by Google

„Hirnloser Quatsch," sagen die Amerikaner Whartons'. „Oder ist noch einer hier, der heut nacht an die Front gehen will, um für sein Vaterland zu kämpfen? Der soll sich's Gehirn untersuchen lassen." Aber sie gehen doch, sie tun ihre Pflicht, und obgleich von der dargestellten Korporalschaft nicht einer am Leben bleibt, lautet das letzte Wort des Verfassers doch: „So'n Krieg muß Männer machen."

Auch das Buch des Engländers klingt in keinen verzweifelten Pessimismus aus. Sein Held ist ein Freiwilliger, der zum Offizier aufgerückt ist. Nach Bildung und Stellung steht er über den Mannschaften, die der Franzose und der Amerikaner vorführen, aber er macht auch vier Jahre lang alle Schrecken der Front durch. Als er nach seiner Entlassung auf die Zeit zurückblickt, sagt er sich, daß er in einen Abgrund der Selbstverachtung versunken wäre, wenn er — „tauglich und im richtigen Alter" — nicht in den Krieg gezogen wäre. „Das war es: Der Ruf war gekommen, und er war ihm gefolgt; sein Lohn bestand darin: Ich war dabei!"

Der Krieg hat die Menschen in zwei Klassen geschieden, in solche, „die dabei waren und die nicht dabei waren". Beide Teile können sich nicht verstehen. Das wird von Mottram als eine psychologische Tatsache ohne jede Bitterkeit, als eine Folge der ungleichartigen Erlebnisse festgestellt, bei Barbusse wird es zur Tendenz, denn bei ihm erscheinen die Leute an der Front als die Opfer, die in der Heimat als die Nutznießer des Krieges. Romain Rolland hat die Verbindung zwischen dem Erlebnis beider Gruppen in seinem „Clerambault" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) herstellen wollen. Sein Held erwacht aus dem sinnlosen nationalistischen Taumel, nicht weil sein Sohn gefallen ist, sondern weil ihm allmählich klar wird, daß er den Gefallenen, der ihm bei seinem letzten Urlaub die Stimmung des Frontsoldaten anvertrauen wollte, nicht verstanden und unter dem Einfluß der patriotischen Zeitungsphrase von sich gewiesen hat. Clerambault nimmt den Kampf gegen den Nationalismus auf und unterliegt, aber doch mit einem Ausblick auf den Sieg seiner Ideen und auf eine bessere Zukunft. Freilich wenn der Autor diese Hoffnung mit dem Namen Lenins verknüpft, wie sein Landsmann Barbusse mit dem Liebknechts, so sehen wir, daß das letzte Wort über den Krieg damit noch nicht gesprochen ist.

Noch eine Bemerkung möchte ich machen, die allerdings nicht in diesen Zusammenhang gehört: Übersetzen ist nicht leicht; warum werden zu dieser schweren Tätigkeit so häufig Autoren berufen, die entweder die deutsche oder die fremde Sprache nur mangelhaft beherrschen, oft sogar in beiden versagen? Es ist geradezu eine Kühnheit, einem ein derartiges Deutsch vorzusetzen. Weiß jemand, was futieren ist? Sicher keine Verdeutschung für das französische foutre. Bloody Englishmen sind keine blutigen, sondern verfluchte Engländer. Und so geht es Seite für Seite. Die vorliegenden Bücher sind von sehr angesehenen Verlegern herausgebracht; die Herren sollten sich doch darüber klar sein, daß eine gewisse Kenntnis des Französischen und Englischen sowie der Besitz eines Lexikons zur Anfertigung einer Übersetzung nicht ausreichen.

Velhagen & Klasings Büchertisch 1930

Hugo von Hofmannsthal, der zu den tragischen Opfern des zur Küste gehenden Jahres 1929 zählt, hat einmal gesagt, man stelle sich den deutschen Menschen mit dem Buch in der Hand vor. Wie er in seiner erlesenen Kultiviertheit zu veralten begann, so ist es auch diesem seinem Ausspruch geschehen. Auch der Gebildete läßt sich heute öfter mit dem Tennisschläger oder einem anderen Sportgerät als mit einem Buch sehen. Und dennoch: ein Tag im Jahre ist dem Buche frei, unwidersprochen und unerschütterlich. Wir meinen damit nicht den „Tag des Buches", der im März, zu Goethes Geburtstag, mit amerikanischen Werbemitteln die Bedeutung des Buches selbst dem Stumpfsinnigsten einzupauken sich müht, sondern das Weihnachtsfest, dessen Glück und Glanz unvollständig wären, wenn unter den Gaben der Liebe Bücher fehlten. Aus einem Buch wird uns die ehrwürdige Wundergeschichte von der Geburt des Heilands alle Jahre wieder verlesen, und alle Jahre wieder suchen neue und gute Bücher den Weg zum Herzen empfänglicher Leser.

Die Freunde dieser Zeitschrift finden in dem vorliegenden Heft eine klare und reizvoll ausgestattete Übersicht über die Bücher, die Velhagen & Klasings Verlag zu diesem Fest mit besonderer Wärme empfiehlt. Der Verlag hat sich nie in den Grenzen eines engen Sondergebiets gefallen. Trotzdem hat er im Laufe vieler Jahrzehnte ein bestimmtes Gesicht gewonnen und bewahrt: seine Bücher wenden sich an das gebildete deutsche Haus. Es sind keine „Saison"- oder „Wochenschlager". Ihre Wirkung ist tiefer und dauerhafter, und wer sie erwirbt, darf gewiß sein, keine flüchtigen Bekannten, sondern gute Freunde zu gewinnen. Das trifft auch auf die

Jugendbücher

zu, die sonst oft schnellem Veralten ausgesetzt sind. Die Werke von Wörishöffer, von Roeldchen, von Hanns von Zo-

Digitized by Google

beltitz, die wir vor dreißig, vierzig Jahren mit roten Backen verschlungen haben: sie wirken noch heute, und unseren Jungen schlägt das Herz, wenn sie von Robert dem Schiffsjungen oder Onnen Visser lesen. In diesem Jahre sind „Die Diamanten des Peruaners" und „Ein Wiedersehen in Australien" von Wörishöffer, „Lambert Hadewart" und „Unter dem roten Adler" von Noeldechen in neuer, geschmackvoller Ausstattung erschienen. Völlig neu ist ein anderes Jugendbuch, von Friedrich Freksa, dem bedeutenden modernen Romandichter: „Der Husar von Rheinsberg", eine friderizianische Geschichte, die Meister Arthur Kampf geistvoll illustriert hat. Dieser „Husar" ist das Muster eines Jugendbuches, wie es Storm vom Dichter fordert: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben." D. h. was dem kleinen Hans behagen soll, muß auch dem großen Peter gefallen. Diese Aufgabe hat Freksa glänzend gelöst. Das gilt auch für viele Beiträge und Bilder der „Arche Noah", des Jugendjahrbuchs des Daheim; sie erscheint zum zweitenmal und steht einzig da in der bunten Fülle ihrer Geschichten und Gedichte, Basteleien und Rätsel, Scherze und Bilderbogen. Wer sie hat, hat Unterhaltung und Anregung für Jahr und Tag.

Zu Weihnachten haben auch in dieser Bücherschau die Kinder, wie unter dem Lichterbaum, den Vortritt. Aber selbstverständlich hat der Verlag den Tisch nicht nur für sie gedeckt. Auch

die Dame des Hauses

findet ihre Bücher. Da ist Velhagen & Klasings Almanach, wohl der einzige unter den vielen „Almanachen", der seinen Namen verdient, denn er ist nicht ein Verlagskatalog mit Kosthäppchen aus neu erscheinenden Büchern, sondern mit seinen spannenden Novellen, seinen glänzenden Aufsätzen, seinen zahlreichen Kunstblättern ein selbständiges Werk mit durchweg unveröffentlichten Beiträgen. Elegant wie der in diesem Jahr besonders abwechslungsreiche Inhalt ist die Ausstattung. Wer dieses Buch auch nur durchblättert, sieht: das Buch gehört in schöne Hände. Frauen sind es auch heute, die am fähigsten und am willigsten sind, Kunst und Dichtung zu genießen. Gern werden sie Martin Frehsens besinnliche Geschichten „Botschaft vom Mars" lesen oder zu Velhagen & Klasings Monographien zur Kunstgeschichte greifen. Diese zuerst haben es verstanden, gründliche Kenntnisse in künstlerischen Dingen auf eine anschauliche und liebenswürdige Weise mitzuteilen, und diese Vorzüge sind geblieben, sind vertieft. Ihre Verfasser sind Fachleute wie Waldmann, der Direktor der Bremer Kunsthalle, der den neuen Leibl-, Knapp, der Würzburger Professor, der den neuen Van-Gogh-Band verfaßt hat, aber Fachleute, die anschaulich und leicht zu schreiben verstehen und den Leser nicht mit ihren wissenschaftlichen Boxerhandschuhen knockout schlagen. Ein echtes Weihnachtsbuch ist die gleich allen andern farbenreich ausgestattete Steinhausen-Monographie von F. Lübbecke, und wer Sport übt und liebt, greift auf das von Toni Schönecker farbenfroh ausgestattete Buch: „Wintersport". Geschrieben hat es P. O. Höcker mit der ganzen Frische seiner gegenwartsfreudigen Kunst.

Selbverständlich freut sich auch

der Hausherr

über alle diese Bücher. Aber es gibt noch ganze Gruppen, die ihn, so scheint mir, besonders nahe angehen. So die Monographien zur Erdkunde, deren stattliche und kostbare Reihe um die Bände „Wien und der Wiener Wald" von Prof. A. Karl Toth, „Berlin und die Mark Brandenburg" von Prof. Dr. F. Lampe und „Berge und Bergsteiger" von Jos. Jul. Schätz vermehrt worden sind. Herrliche Bilderbücher nicht nur, sondern Werke, die in das Wesen einer Stadt, einer Landschaft führen. Ähnliche Ziele verfolgen die kleineren Volksbücher, in jüngster Zeit von namhaften Dichtern wie Zahn, Finckh, Moeschlin geschrieben; in dem neuesten behandelt Rudolf Stratz die oberbayrischen Seen. Wir leben in einer reiselustigen Zeit. Solche Bücher sind besonders willkommen, und wer sich nicht bloß zur Reise Lust machen oder Reiseerinnerungen sammeln will, wem auch die Reise selbst ein Genuß werden soll, der braucht Velhagen & Klasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende; er wird auf alles hingewiesen, was er vom Abteilfenster sieht, in Deutschland, Österreich, Böhmen, Oberitalien, fast in ganz Mitteleuropa. Willkommene Gaben für den Hausherrn, aber nein,

Standwerke fürs Haus

sind neben Andrees weltberühmtem Handatlas die großen Geschichtswerke des Verlages, alle reich und streng nach den Quellen illustriert: die Kunst- und Stilgeschichten von Haendcke, Knackfuß und Zimmermann, Rosenberg, Ueding, alle auf den Stand von heute gebracht, die politischen und Kulturgeschichten von Oskar Jäger und Eduard Heyck, die Literaturgeschichten von Busse, Oehlke und Koenig. Diese, die älteste und bahnbrechend für zahllose Nachfolger, ist von zwei starken Bänden wieder auf einen handlichen Band gebracht, reich und treu illustriert, von Dr. Paul Weiglin gründlich bearbeitet und fortgesetzt. Dieses Buch gibt dem Freund deutscher Dichtung in spannender Darstellung jenen „nötigen Vorrat" von Tatsachen, den er kennen muß, um die geistigen Strömungen auch der Gegenwart zu verstehen und zu würdigen. Dr. **K. R.**

Digitized by Google

Weihnacht. Radierung von Harry Schultz

Illustrierte Rundschau

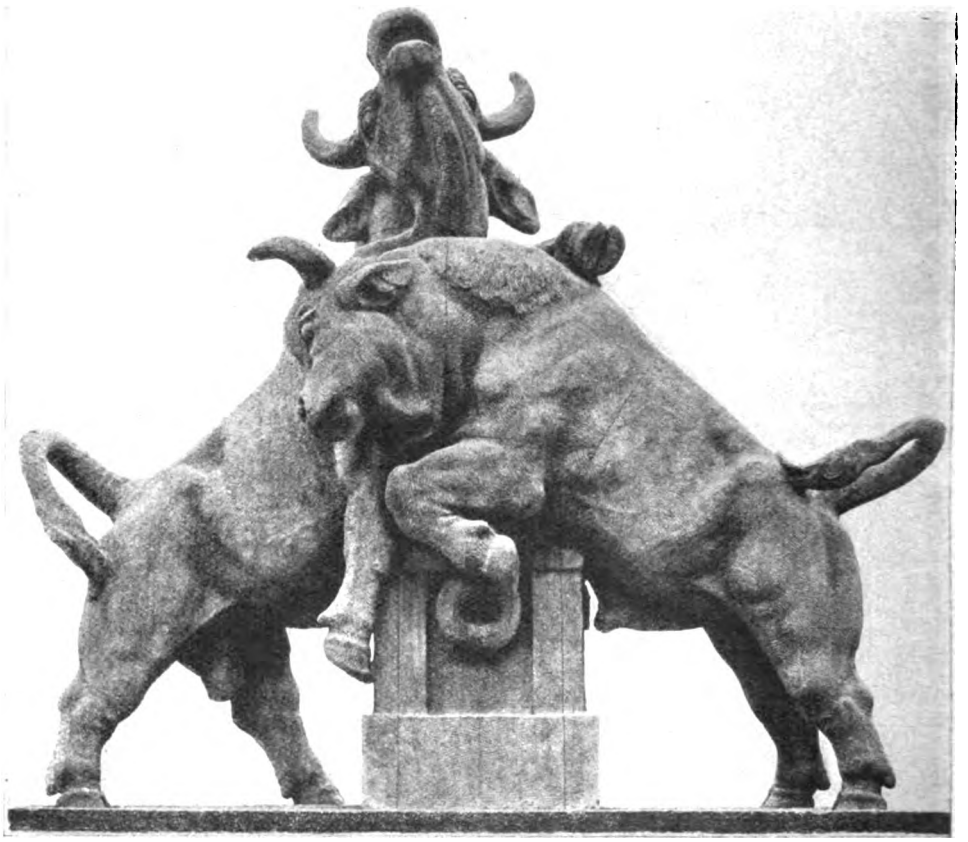
Die Weihnachtsstimmung hält ihren Einzug nicht mehr mit dem Duft gebratener Äpfel; die Zentralheizung hat der Kachelofenpoesie den Garaus gemacht. Es gibt auch nur noch wenig Großmamas, die ihre Enkelkinder in den Dämmerstunden der Adventszeit um sich versammeln, um ihnen wundersame Märchen zu erzählen, während sie Lebkuchenherzen verzehren. Die Großmama mit dem Bubikopf sitzt am Autosteuer . . . Aber selbst der verhärtetste Großstadtmensch unserer Tage kann sich auf die Dauer dem Zauber nicht verschließen, der von dem großen Lichtfest ausstrahlt, mag er

Mode von 1859. Zeichnung von Marlice Hinz

Mode von 1929. Zeichnung von Marlice Hinz

auch noch so oft die Rührseligkeit von Dickens' berühmtem Christmas-Bekehrungs-Geschichtchen belächelt haben. Eine ganz gewaltige Industrie ist aufmarschiert, um Sturm zu laufen gegen gepanzerte Herzen und ängstlich verschlossene Geldbeutel. Die Schaufenster schreien die Wünsche der zu Beschenkenden gut vernehmbar über die lauteste Straße, Weihnachtskataloge flattern ins Haus, der Sammelbeutel für die großen Bescherungen zieht um, die Schulen singen Weihnachtslieder, der Rundfunk erreicht mit seinem Stimmungsprogramm auch den Welt-

Digitized by Google



Stierbrunnen. Steinbildwerk von Prof. Fritz Behn

flüchtigsten ... Und seit dem ersten Adventstag liegen ja Velhagen & Klasings Monatshefte auf dem Tisch des Hauses, das bunte Weihnachtsheft, dessen Titelbild unfehlbar den Blick zum Bescheertisch mit dem Lichterbaum zwingt! Es hilft also alles nichts, man wird die Taschen aufknöpfen müssen, das innere Ohr den Weihnachtschorälen, — und der Kinderjubel wird wie alle Jahre so auch diesmal wieder die Alten aus ihren Sorgen um Politik und Handelsflaute, teures Geld und steigende Kohlenpreise herausreißen. Also halten wir Rundgang durchs Heft und freuen wir uns, allmählich wieder mit jung werdend, an allen Gaben mit, die unmittelbar oder in ihrem Stimmungsgehalt mit der Stillen Nacht zusammenhängen. Unter der feinen Radierung „Weihnacht" von Harry Schultz beginnt dann auch gleich schon die reizendweltliche Betrachtung der graphischen Modemeisterin Marlice Hinz, die diesmal ein überlegenes Lächeln über die Damenwelt von heute zeigt: euer Stilkleid vom Weihnachtsfest 1929 ist ja schon siebzig Jahre alt! Auch der Fächer, der lange Handschuh, den ihr nun wieder in den Salon und in den Ballsaal mitführt! Ach, und wie hättet ihr gelacht, wenn eine Dame vor etwa drei Jahren in diesem „historischen" Kostüm im Wintersporthotel oder auf dem Presseball oder beim Silvesterdiner aufgetaucht wäre! Reizend, diese „neue" Linie, — grauenvoll bloß, wenn man's für möglich hielte, daß unsere Damenwelt, die doch Sport treibt, die Universität besucht und an die Wahlurne tritt, hygienisch noch so unkultiviert sein sollte, daß sie sich wieder zur freiwilligen Folter des Schnürkorsetts verurteilte! Die Weihnachtswünsche unserer gesunden Jugend von 1929 dürften sich kaum mit denen der Pariser Modediktatoren decken, — so hoffen wir vorläufig.

*

Von Fritz Behn, dem großen Gestalter, zeigt unser Heft zwei starke Werke: als Kunstbeilage eine Wiedergabe seines Bronzebildwerks „Bogenschütze" und hier in der Rundschau die seines Steinbildwerks „Stierbrunnen". Professor Behn liebt die Ge-

Digitized by Google

Schachspieler. Holzschnitt von Christian Arnold

walt, liebt Kraft und Machtgefühl in all seinen Gestalten, ob Mensch, ob Tier. Er will nicht gefällig wirken, um alles in der Welt nicht „hübsch". Aber zu einer oft ergreifenden, manchmal erschreckenden, stets mitfortreißenden Schönheit steigert er seine Schöpfungen durch die schlichte, immer edle Wahrheit. Auch der Beschauer, den das Antlitz des Bogenschützen zuerst abstößt, wird sich mehr und mehr gefangen nehmen lassen von der Wucht, der Schwere, dabei der Energie, die in diesem gedrungenen Körper versammelt ist. Der Meister hat das fünfzigste Lebensjahr erst knapp zurückgelegt. In voller Reife rüstet er sich zu neuem Aufstieg. Die härteste, die schwerste Schule hat er hinter sich: das war die, als er das Studium in den zoologischen Gärten verließ, um nach Afrika zu ziehen und das Tier in der freien Wildbahn zu beobachten. Strapazen und Enttäuschungen und Gefahren konnten ihn in seinem Willen nicht beugen, er mußte sehen, wie Wesen und Kraft der ungebändigten, der von Europa noch nicht verkümmerten und versklavten Tiere sich in ihrer Heimat offenbaren. Seitdem kann nichts mehr den Künstler verführen, seine Geschöpfe zu verniedlichen. Und wer ihn hiernach versteht, wird an seinen Schöpfungen doppelten Anteil nehmen.

Digitized by Google

Plakat der Stadt Lübeck von A. Mahlau
(München, Plakat-Ausstellung 1929)

Plakat von H. Pfeil
(München, Plakat-Ausstellung 1929)

Die „Schachspieler" von Christian Arnold zeigen wieder einmal die Technik des Holzschnitts, die seit dem Krieg immer mehr Pflege findet. Im Zusammenhang damit steht es auch, daß Künstler von hohem Ruf sich heute der Plakatkunst zuwenden. Gewiß: es ist eines der wenigen Gebiete, auf denen die Industrie dem frei schaffenden Künstler noch Auftrag und Brot verspricht. Aber rein künstlerisch lockt doch auch die Aufgabe: mit wenig Strichen, gewissermaßen monumental, in einer Anordnung der Farbflächen, die auf weite Sicht ihre Wirkung tut, einen werbenden Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Aus der großen Münchner Plakat-Ausstellung sind hier ein paar Proben zusammengestellt, die auch in der gebotenen starken Verkleinerung eine Vorstellung von den ungeschriebenen Gesetzen der neuen Plakatkunst geben.

Bücherplakat des Börsenvereins
der Deutschen Buchhändler zu Leipzig

*

Unter den Porträts, die unser Weihnachtsheft bietet, wird das des jungen Knut Eckener von Paul Rimboeck gewiß sofort das Interesse unserer Leser — vielleicht sogar die Herzen unserer Leserinnen gewinnen. Die meisten kennen ihn aus Filmaufnahmen an Bord des „Grafen Zeppelin", als er am Steuerrad stand, und aus den Berichten über die erste Amerikafahrt seines Vaters, des prächtigen Schwaben, der

Digitized by Google

mit seiner Ruhe und Überlegenheit und Willensfestigkeit dem Ansehen des Deutschtums in aller Welt wieder um ein ganz großes Stück vorwärts geholfen hat. Rimboeck hat auf die Attribute eines Luftbezwingers verzichtet. Ganz undramatisch setzt er den jungen Mann in die Ecke, drückt ihm das englische Tabakspfeiflein in die Hand, — und läßt bloß Knuts gutes deutsches Gesicht mit der klugen Stirn und den zuverlässigen blauen Augen sprechen. — Bei weitem schwerer war die Aufgabe, die Rimboecks Münchner Landsmann, dem Professor Hermann Groeber, gestellt wurde: das große Gruppenbild der Verwaltungsorgane der Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken zu malen. Die ersten Meister sind an solchen Aufträgen oft gescheitert — wenigstens waren die Abgebildeten von ihren Konterfeis nie restlos beglückt, und selbst ein Rembrandt mußte bei seinen Gruppenbildern die schmerzlichsten Vorwürfe anhören. Professor Groeber ist bekannt dafür, daß er naturnahe Ähnlichkeit mit allen Kräften anstrebt — und auch erreicht —, die Bekannten und Verwandten der von

Verwaltungsorgane der Gemeinschaftsgruppe Deutscher Hypothekenbanken
Gemälde von Prof. Hermann Groeber-München

Digitized by Google

ihm hier Porträtierten mögen's bekunden; uns ist die Hauptsache, daß die Verteilung im Raum in wirklich vollendeter Harmonie gelungen ist. Die klugen und charakteristischen Köpfe sind eindrucksvoll, sind sprechend, es liegt keine Starrheit über der Versammlung, und doch scheint sie in einem Augenblick erfaßt, in dem die Bewegung pausiert, — ohne daß man den Verdacht einer Momentaufnahme auch nur aufkommen lassen könnte. Die Dargestellten sind am Tisch im Vordergrund links: D. Dr. de Weerth-Elberfeld (Westdeutsche Bodenkreditanstalt); dann von links nach rechts: Justizrat Thormann-Wismar (Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank); Bankdirektor Dr. Dr. Theusner, Deutsche Bank-Breslau (Schlesische Boden-Kredit-Aktien-Bank); Justizrat Dr. Albert Katzenellenbogen, Mitteldeutsche Kreditbank, jetzt Kommerz- und Privat-Bank Aktiengesellschaft-Frankfurt a. Main (Meininger Hypothekenbank); Geheimer Finanzrat Dr. Hartmann, Vorsitzender des Gemeinschaftsdirektoriums, stehend; Bankdirektor Michalowsky, Deutsche Bank-Berlin (Preußische Boden-Kredit-Aktien-Bank); Geheimer Justizrat Dr. Dr. Oswalt-Frankfurt a. Main (Frankfurter Pfandbrief-Bank Aktiengesellschaft); Oberbürgermeister Dr. Dr. Rothe-Leipzig (Leipziger Hypothekenbank); im Vordergrund rechts: Bankdirektor Harter, Commerz- und Privat-Bank Aktiengesellschaft-Berlin (Norddeutsche Grund-Kredit-Bank).

★

Maja Serger van Panhuijs, von der das Bildwerk „Trabendes Pferd" stammt, ist eine Schülerin von Tuaillon, der unsterblich verbunden bleibt mit seiner „Amazone". Man darf das harmonisch empfundene Werk natürlich nicht etwa mit der Kunst Fritz Behns in Vergleich setzen, denn die Künstlerin hat sich — im Sinne ihres Meisters — ganz andere Aufgaben gestellt. Aber unter den Pferdekennern und Reitern wird es eines starken Beifalls gewiß sein. Es ist in Bronze ausgeführt und befindet sich im Besitz des Kunsthistorischen Instituts in Rom. Am bekanntesten ist das Marmorbildwerk einer tanzenden Nymphe geworden, das die Künstlerin in Lebensgröße geschaffen hat.

Der Schluß der Rundschau ist hübschem Kunstgewerbe gewidmet. Wir zeigen neben dem ansprechenden Toilettentisch von Prof. F. A. Breuhaus in Düsseldorf eine reizende künstlerische Spielerei: Puppenfigürchen aus Krepp-Papier und Draht von Frau E. von Pezold-Berlin. Mit Geschmack und Laune, mit geschickter Schere und graziösen Fingern ist hier gearbeitet worden — und wir können uns denken, daß heuer auf vielen, vielen

Trabendes Pferd. Bildwerk von Maja Serger van Panhuijs

Digitized by Google

Tänzer

Verliebter Tänzer

Bildwerkchen aus Krepp-Papier und Draht von Elmir von Pezold-Berlin

Weihnachtstischen so kleine Bildwerkchen, Zwillingsbrüder oder Vettern der hier zum Muster dienenden, als Wächter und Begleiter hübscher Weihnachtsgaben die Beschenkten überraschen werden ... Das Schlußgemälde „Der Gärtner" des Wieners Dr. Franz Sedlacek bedarf in seiner sinnigen, von leichtem Humor durchwehten Auffassung und Darstellung keines erklärenden Worts. Der Raum wird auch schon so knapp, daß kaum der Kunstblätter mehr im Zusammenhang gedacht werden kann.

★

Als eine Art Weihnachtsköstlichkeit ist in der Reihe der Kunstbeilagen auch eine Photographie in Tiefdruckwiedergabe wieder einmal geboten. Renger-Patzsch hat uns eine besonders schöne Winteraufnahme gegeben. Da ist Einfühlung in die Waldlandschaft. Man riecht den Schnee und riecht die Baumrinde. Und wie ist die Weite dieses Waldes unserem Blick erschlossen!

So recht den stärksten Kontrast empfinden wir, wenn wir uns dem Farbenrausch überlassen, in den uns Augusto Giacometti versetzt: seine Schilderung der Bar Olympia gibt Klang und Parfüm, die Phantasie erfüllt diese pomphaft rot erglühenden Räume mit dem ganzen lustig-leichtsinnigen Gesindel einer großstädtischen Winternacht ... Und es wirkt wahrhaftig dann wie ein innerliches Bad, wenn wir vor die Staffelei treten, auf der Wenks dramatisch bewegtes Mittelmeerbild steht. „Meereswalten" nennt er's. Es tönt aus diesem gigantischen Spiel der Wogen eine ganze Sinfonie mit ihren Sätzen: dem Allegro, dem Largo, dem Scherzo und der an Bach gemahnenden Schlußfuge!

Toilettentisch. Entwurf von Prof. F. A. Breuhaus, Düsseldorf

Digitized by Google

Der Gärtner. Gemälde von Dr. Franz Sedlacek-Wien

Schulz-Matans „Schulhof" schließt die Reihe unserer Kunstbeilagen. Der Künstler ist unsern Freunden längst vertraut. Seine Lebensgeschichte schilderten wir, als wir im Septemberheft des abgelaufenen Jahrgangs das charakteristische Gemälde veröffentlichten: der Maler an der Staffelei, die Bildleinwand aufziehend. Die Wehmut, die uns erfaßt, wenn wir die ärmliche Kinderfreude auf dem winterlichen Spielplatz mit dem Künstler miterleben, hat etwas Weihnachtliches: inniges Mitleid rührt ans Herz!

Weihnachtsstimmung, ins Festliche gehoben und gesteigert, Weihnachtsstimmung, die sich dem Alltag entzieht und in den grauen Winter einen hellen Sonnentag zu zaubern weiß, wünschen wir allen unsern Lesern und rufen ihnen zu: auf Wiedersehn im neuen Jahr!

Unsere Hefte sollen im neuen Jahr unsern Lesern ja so viel künstlerische und literarische Überraschungen bringen — Schübe und Kasten und Mappen harren segenschwer wie die reichsten Weihnachtsstuben! **H. G.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in **Wien I. Verantwortlich**: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts **verboten. Alle Rechte** vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings **Monatsheften in Berlin** W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Sonja Henje, die Olympia-Weltmeisterin
Gemälde von Gino von Finetti

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Januar 1930/5. Heft

Die sieben Stufen

Roman von Paul Oskar Höcker

(Fortsetzung)

Vor dem Sonntagsausgang mit Karl Döring hat Dolores geradezu Furcht. Sie wagt aber doch keine Absage.

Als Treffpunkt ist der „Clou" verabredet, die große Halle in der Mauerstraße, wo man Kaffee trinkt, tanzt und Musik hört. Aber Karl Döring dringt in Minna, sich von dem Brautpaar, das sich ja selbst genug ist, zu trennen, und noch „um ein Haus weiter" zu gehn. Er will allein mit ihr sein. Es kommt also eine weite Fahrt im Straßenbahnwagen, wo sie dichtgedrängt sitzen, Knie an Knie, und er über ihre Hand streicht, ohne daß er den Mut findet, ihr zu sagen, was er auf dem Herzen hat.

„Wir könnten schließlich einmal ins Eden in der Großen Frankfurter," meint er, während die Straßenbahn immer weiter nach Osten rattert, „da sind Verwandte von mir als Artisten tätig. Sie müssen nicht denken, daß es leichtsinnige Leute sind. Nein, sie machen ihre schwere Arbeit. Ich sehe sie nur selten. Das ist diesmal leider kein besonderes Engagement, das augenblicklich. Aber sie werden sich freuen, wenn ich mich einmal zeige — und nun gar, wenn ich Sie mitbringe, Fräulein Minna. Und vielleicht wird es ganz lustig dort."

Es ist ihr wertvoll, Verwandtschaft von ihm kennenzulernen. Er selbst ist nicht leicht zu begreifen. Viel Widerspruchsvolles streitet in ihm. Wenn der Parteigeist über ihn kommt, dann ist er von allen guten Geistern verlassen, dann ist alles Anklage in ihm, und der Haß macht ihn blind. Im Innersten aber ist er ein fast zarter Mensch.

Sie gehen also ins Eden. Das ist ein vielbesuchtes Vorstadtkino mit wechselndem Beiprogramm. Die Vorstellung geht ohne Unterbrechung von Nachmittag bis Mitternacht. Neben dem langen, strumpfähnlichen Vorführungsraum mit seinen engen Bänken und dunkeln Logen befindet sich ein großes Volkslokal, in dem getanzt wird. In einer Art Kolonnaden sind Buden aufgestellt, in denen man um ausgestellte Basarware würfeln kann. Auch eine Schießbude, die stark benutzt wird, ist da, ein Kraftmesser, eine Kartoffelpufferbäckerei. An einem langen Tisch in der Saalecke, dicht an dem Durchgang zur Bühne, sitzen Karl Dörings Verwandte: das Artisten-Ehepaar. Sie haben über ihre bunte Berufskleidung farblose Regenmäntel gestreift. Seit Jahren arbeiten sie auf Zweirädern, die sie während der Fahrt auseinandernehmen, um schließlich, auf den schmalen Vorderrädern, einen grotesken Tanz aufzuführen. Ihre Tricks sind von jüngeren Truppen längst überholt, sie finden nur noch in kleinen Varietés Verwendung. Jetzt verdienen sie knapp so viel, daß sie leben können. Da der Lichtspieltheaterbesitzer hier zugleich der Gastwirt ist, so gewährt er den Musikern und Varietékünstlern freies Bier und Abendessen. An dem „Künstlertisch" gibt es grade Heringssalat und warme Wurst. Auch die Kartoffelpufferbäckerin kommt hinzu, vor Mitteilungsbedürfnis sprühend wie ihre Fettpfanne. Schließlich auch noch die behäbig strickende Rotundenfrau, die ihren einsamen Betrieb in der Großen Frankfurter Straße Sonntags

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

zuweilen einer Nichte überläßt, um vom Leben und Treiben der Großstadt doch auch noch die andere Seite kennenzulernen.

Großer Lärm herrscht in dem starkbelebten Lokal. Die Musik der Würfelbude, das Schießen, das Amboßschlagen des Kraftmessers, die Tanzmusik, das Harmonium des Kinos, das Gläser- und Tellerklappern am Büfett, das Schwatzen, Lachen, das Scharren der Tanzenden, das geht alles schrill durcheinander. Und zu dem Tabaksqualm und Bierdunst gesellt sich der Fettgeruch der Pufferbude. Gemütlich fanden sie's hier von Anbeginn nicht, aber nach einem Weilchen geht der sonst so ernste Karl Döring, obwohl er im Biertrinken sehr mäßig ist, doch mehr und mehr aus sich heraus. Er patscht Dolores einmal auch aufs Knie. „Jetzt seien Sie doch nicht so steif, Minna. Mir zuliebe. Die Leute können doch nichts dafür. Die säßen auch lieber in einer hochherrschaftlichen Villa im Grunewald und sprächen ein gebildetes Deutsch. Sie haben's man nicht gelernt. Es geht eben ungleich in der Welt zu, ungerecht. — Komm, Fritzi, wir machen Brüderschaft. Nun sind wir doch schon fast zwei Jahre miteinander verwandt!"

Die Radfahrkünstlerin, die den Vetter von Karl Döring geheiratet hat, ist noch leidlich hübsch, aber stark geschminkt. Sie erwacht, als sie angeredet wird, aus ihrer maskenhaften Erstarrung und erhebt ihr Glas, das mit einer giftgrünen Limonade gefüllt ist. „Sollst leben, Karl." Sie stellt das Glas aber, ohne getrunken zu haben, wieder hin. „Vorhin bin ich ausgerutscht," sagt sie heimlich zu ihm, „Otto hat's aber nicht gemerkt. Wenn er's merkt, schlägt er mich. Ich hab' jetzt immer Angst, wenn wir auftreten." Zu Dolores sagt sie: „Sie wissen gar nicht, wie gut Sie's haben, Fräulein, auf so einer besseren Stelle. Es ist ein furchtbares Geackere so als Künstlerin."

„Der Otto schlägt dich?" sagt Karl grollend. „Ist er so einer geworden?"

„Er hat zu trinken angefangen. Wenn er auf den Brettern arbeitet, merkt man's noch nicht. Aber es kann ja nicht ausbleiben. Und das ist dann das Ende."

Karl zuckt die Achsel und brütet vor sich hin, indem er das Glas im Kreise auf dem Tisch reibt und die zahlreichen kleinen Bierringe miteinander verbindet. „Was kann man sonst anfangen, wenn einen das Leben enttäuscht? Man sucht eben ein neues Leben im Rausch. Selbst auf die Gefahr hin, daß man schließlich einmal ganz vor die Hunde geht." Er hat zuletzt den Blick erhoben und starrt wie flehend — oder wie drohend — seine Begleiterin an.

„So sollen Sie nicht sprechen, Herr Döring!" sagt Dolores.

„Ach — ihr seid einander noch so fremd, ihr zwei?" ruft nun Vetter Otto vom oberen Tischende ihnen zu. „Na, Karlemann, sei man nicht zimperlich gegen die Frauensleute. ‚Das haben die Mädchen so gerne —!' Und nun gar, wenn man so 'ne fermoste Person zur Freundin hat!"

Das Klingelzeichen ruft ihn und seine Frau wieder auf die Bühne. Eine Chansonette wird von ihnen abgelöst. Hustend kommt sie an den Tisch und bestellt sich einen heißen Tee.

„Das ist aber gar nicht lustig hier, Herr Döring," sagt Dolores zu ihrem Begleiter.

Er hat sich's auch anders vorgestellt gehabt. Mit dem Aufbruch ist er also gern einverstanden: nun steht doch noch ein langer Heimweg vor ihnen. Er wird Arm in Arm mit ihr gehen und sie endlich fragen, wie es denn nun mit ihnen beiden werden soll.

Im Augenblick, als sie gehen wollen, passiert drinnen die Störung: die Radfahrerin ist gestürzt. Ein Teil des Publikums hat aufgeschrien, ein anderer Teil höhnisch gelacht. Die Nummer wird wiederholt und geht nun tadellos. Das Publikum klatscht um so stärker.

„Heut krieg' ich meine Dresche," sagt Fritzi, als sich die beiden von ihr verabschieden, und unter der Maske der Schminke und des gefrorenen Lächelns steht die Furcht.

Darüber kommt nun Dolores lange nicht hinweg, und das Gespräch der beiden dreht sich um ernste Dinge.

„Das wäre schlimm, Herr Döring," sagt Dolores, „wenn ein bißchen Unglück den Menschen gleich dazu bringen müßte, sich dem Trunk oder sonst einem Laster zu ergeben."

„Sie können da nicht mitreden, Fräulein Minna. Ihnen ist wohl immer alles im Leben glatt gegangen. Was für ein Unglück haben Sie schon gehabt?"

„Wenn ich Ihnen das alles erzählte, Herr Döring, dann würden Sie sich wundern, daß ich noch so quicklebendig mit Ihnen durch die Große Frankfurter Straße spazieren geh'. Meine Freundin, ein lieber, feiner Mensch, hat sich damals, als es uns beiden so miserabel ging, mit dem Gasschlauch aus dem Leben wegstehlen wollen. Sie ist dann bald darauf unter dem Messer des Chirurgen gestorben. Das war damals, bevor ich zu Petrigkeits kam. Und zehnmal, zwölfmal vorher hat mir das Leben noch viel ekliger mitgespielt. Ich bin wirklich immer ein armer Teufel gewesen, Herr Döring. Aber eins könnte auch das größte Unglück mir nicht rauben: die Achtung vor mir selber."

Digitized by Google

Lange geht er nun schweigend neben ihr her. Er fühlt, daß das ein Trost sein soll, ein aufmunterndes Beispiel. Denn das Unglück, das ihn treffen soll, empfängt er ja aus ihren eigenen Händen — den Abschied.

„Ich bin Ihnen zu einfach, Fräulein Minna," sagt er und zieht seinen Arm aus dem ihren. „In so einem feinen Haus, wie das im Grunewald draußen, da sehen Sie lauter elegante Herren. Bourgeois. Da sticht unsereiner natürlich gegen ab."

„Ach — lieber Herr Döring — wenn man vom Schicksal so viel in der Welt herumgepufft wird wie ich, dann achtet man wirklich nicht bloß auf ein bißchen manikürte Nägel und glattes Deutsch, — dann sieht man den Menschen schon in die Seele."

Er schluckt. „Man hat doch auch seine herzliche Bildung, Fräulein Minna."

„Ich weiß, Herr Döring." Sie bleibt stehen — es ist an der Untergrundbahn Alexanderplatz — und drückt ihm die Hand zum Abschied. „Und wie ich Sie nie vergessen werde, so sollen Sie auch an mich zurückdenken. Ich meine: so gut, daß Sie sich zu schade wären, je ein Mädel gern zu haben, dessen Sie sich schämen müßten."

Schweigend preßt er die Zähne aufeinander. Aber plötzlich fährt seine Faust hoch, und ein fast wilder Ausdruck flammt aus seinen Augen. „Nur das eine darf nicht sein —!"

„Was denn, Herr Döring?"

„Wenn es dann doch einmal ein anderer ist, der Sie kriegt, Fräulein Minna, — daß der sich lustig machen darf über mich!"

Sie wehrt ab, mit einer traurigen Handbewegung, und geht mit dem Strom, der sich in den unterirdischen Schacht ergießt und da verschwindet.

Karl Döring steht unentschlossen noch eine ganze Weile allein da.

*

In diesen Tagen einmal läßt sich Emmi in der Grunewaldvilla blicken. Sie wird von allen Hausangestellten aufs herzlichste begrüßt. Es ist ein flinkes, nettes Ding. Sie genießt sogar die Protektion von Frau Marie. Im Schneiderkursus hat sie nicht gebummelt, versichert sie. Am 1. Juni ist er nun zu Ende. Sie hofft, daß sie dann so lang im Haus wird bleiben können, bis sie sich einmal verheiratet. „Denn schöner bekomm' ich's nirgends!" Mit etwas Eifersucht betrachtet sie ihre Stellvertreterin. Sie hat immer Sorge gehabt, daß die neue Minna sie etwa ausstechen könnte und daß man auf ihren Wiedereintritt gar nicht mehr so großen Wert legen würde. Aber sie wird sogar von der gnädigen Frau empfangen und muß über ihre Erlebnisse im Kursus erzählen.

Bei Kaffee und Kuchen im Reich der Frau Marie erzählt sie dann alles noch einmal.

Dolores hat bereits ihre Pläne festgelegt: am 1. Juni wird sie die Stelle bei Frau Täschner in der Nürnberger Straße antreten, die ihr durch Tilde vermittelt worden ist. Der Frau Täschner gehört der berühmte Schönheitssalon, der mit der „ersten Friseurkompanie der Weltstadt" verbunden ist, wie die Lichtreklame abends immer weit über die Tauentzienstraße verkündet. Hauptsächlich kommt ihr's darauf an, all das Fachliche zu erlernen, was sie versprochen hat, in ihren Dienst als Jungfer bei Ebba Sörensen mitzubringen.

Aber zu ihrer Bestürzung erfährt sie nun, daß die Verbindung zwischen dem jungen Doktor Herbert Stritt und Fräulein Ebba Sörensen soeben gewaltsam gelöst worden sei: zwischen Herrn Stritt senior und dem aus Stockholm herübergereisten Vater der noch unmündigen jungen Dame sei's zu einer sehr ernsten Auseinandersetzung gekommen, die einen Machtspruch von Herberts Altem Herrn zur Folge gehabt habe.

Die Gnädige hat von der Aufregung einen Herzklaps. Doktor Herbert wird von seinem Vater nach Buenos Aires geschickt: er muß dort in die Filiale eintreten. Das geschieht natürlich, um ihn von der jungen Schwedin zu trennen. Herr Stritt senior sei in den paar Tagen geradezu um Jahre gealtert, hat der Privatsekretär zu Fräulein Lessemer gesagt.

In den nächsten Tagen herrscht im ganzen Hause eine Art Trauerstimmung. Über Mittag kommen die beiden Herren nicht heim. Abends speisen Mutter und Sohn allein. Nur der erste Diener und das erste Hausmädchen servieren. Es soll wohl niemand sonst bemerken, daß sie beide mit nassen Augen stumm dasitzen. Der Hausherr muß Repräsentationspflichten genügen. Er kehrt von den großen Abendempfängen aber schon sehr früh zurück. Dann sucht er immer noch seinen Sohn auf. Nie hört man ein lautes Wort zwischen ihnen. Nach außen hin sieht sich's überhaupt so an, als ob sie alle nach wie vor in innigster Harmonie miteinander lebten.

Aber als Herberts Mutter dann auf dem Flur die beiden Kofferschränke sieht, die von den Dienern aus der Kofferkammer herausgeholt und sauber gemacht werden, wird sie von einem Weinkrampf erfaßt. Nun fährt wieder täglich zweimal das Auto des Ge-

Digitized by Google

heimrats vor. Und dann wird auch für die gnädige Frau gepackt: sie soll für ein paar Wochen ins Sanatorium des Geheimrats.

Dolores versucht, den jungen Herrn abzufangen, wenn er ins Geschäft fährt oder von da zurückkehrt, denn Sport treibt er nicht mehr. Er empfängt auch keine Besuche. Doktor Berth, der sich bei ihm melden läßt, muß unverrichteter Dinge wieder abziehen. Es scheint ein ganzes Netz rund um ihn aufgestellt, um alles fernzuhalten, was die Anordnungen des Hausherrn stören könnte. Fräulein von Lessemer entfaltet eine Meisterschaft darin, stets den Augenblick abzupassen, in dem ihre Anwesenheit erforderlich ist. Sie hört alles, was im Hause vorgeht, sieht alles, sie sieht wohl durch die Wände. So hat sie auch längst in Erfahrung gebracht, daß die neue Minna Schwedisch treibt. Die heimliche Verbindung zwischen ihr und Fräulein Sörensen ist damit erwiesen. Also darf sich Minna dem jungen Herrn unter keinen Umständen mehr nähern.

Herbert Stritts überstürzte Abreise kann womöglich erfolgen, ohne daß Dolores dazu gelangt, dem jungen Herrn mitzuteilen, wie weit ihre schwedischen Sprachstudien gediehen sind, und welche Schritte sie schon eingeleitet hat, um das „blonde Prinzessinnengoldhaar" von Fräulein Ebba sachgemäß pflegen zu können . . .

Da hört Dolores eines Abends spät den humpelnden Schritt des jungen Herrn auf der obersten Treppe. Auf dem letzten Absatz hält er an. „Minna!" ruft er, ohne die Stimme zu dämpfen, über den Flur.

Sie ist sofort in der Tür.

Aber auch die Jungfer, das zweite Hausmädchen und die beiden Küchenhilfen, die hier oben schlafen, erscheinen. Vier helle Türrahmen unterbrechen den dunklen Gang unter dem Giebel.

„Vielleicht sehe ich Sie vor meiner Abreise nicht mehr, Minna. Ich wollte Ihnen noch danken." Er drückt ihr einen geschlossenen Briefumschlag in die Hand und humpelt wieder die Treppe hinunter, den mit der hohen Absatz- und Sohlenunterlage versehenen linken Fuß viel mühsamer als sonst nachziehend.

Noch eine Weile bleiben die Zeuginnen dieses außerordentlichen Vorkommnisses in den verschiedenen Türen stehen und starren das zweite Hausmädchen verwundert fragend an. Aber Minna verschwindet sofort wortlos in ihrer Kammer.

Als Dolores den Umschlag öffnet, findet sie drei Hundertmarkscheine und einen noch tintefeuchten Zettel: „Ich habe die Abmachung nicht vergessen. Ihre Mühe ist hoffentlich nicht umsonst aufgewendet. Geben Sie mir nach Buenos Aires (i. Fa. Gomez y Francisco Perhuana) Nachricht, über welche Adresse ich Sie in den nächsten Monaten erreichen kann. Fräulein Sörensens Reise nach Berlin ist bis zu ihrer Großjährigkeit verschoben. Sie freut sich, daß Sie zu ihr kommen werden. Das bleibt aber unter uns. Dr. St."

Am andern Morgen, als Dolores wie stets mit dem Glockenschlag sieben ihre Kammer verläßt, um ihre Arbeit in den Erdgeschoßräumen zu beginnen, steht schon Fräulein von Lessemer fertig angekleidet in der oberen Diele. Sie ist ausgesucht freundlich zu Dolores.

„Sie haben die Aushilfe hier sehr nett gemacht, Minna. Wir waren zufrieden, und ich habe Ihnen ein gutes Zeugnis geschrieben. Aber der Haushalt wird jetzt für einige Zeit vereinfacht. Sie brauchen heute nichts mehr zu tun. Gehen Sie nur gleich in Ihre Kammer und machen Sie Ihr Gepäck fertig. Franz kann es mit Luttermann um elf Uhr hinunterbringen. Das zweite Auto fährt sowieso in die Stadt und nimmt es mit. Sie bekommen natürlich Gehalt und Kostgeld bis zum 1. Juni. Melden Sie sich bei mir, Minna, sobald alles parat ist."

Also wiederum fristlos entlassen!

Dolores möchte Fräulein von Lessemer bitten, daß sie sich noch von der gnädigen Frau verabschieden darf. Sie hat das Verlangen, sich wenigstens mit ein paar Worten zu rechtfertigen. Aber Fräulein von Lessemer muß ihr das leider abschlagen: die gnädige Frau habe sehr, sehr schlecht geschlafen und dürfe nicht gestört werden. „Dann lasse ich der gnädigen Frau recht gute Besserung wünschen — und recht gute Erholung auf der Reise." Ernst nickt die Hausdame ihr zu. „Das gebe Gott. — Schönen Dank, liebes Fräulein. Ich werde es ausrichten. — Und auch Ihnen alles Gute."

Leise, behutsam, sehr vorsichtig ist heute alles im Hause. Jeder einzelne aus dem großen Personal — soweit gerade in der Nähe — kommt und gibt der Scheidenden freundlich die Hand.

In einem Ministerium, in dem ein abgesägter Oberregierungsrat sich von den bisherigen Vorgesetzten verabschiedet, kann es nicht korrekter zugehen.

Jedoch an den Wagen, der von der Garage aus unmittelbar durchs zweite Tor hinausfährt, ist niemand mitgekommen.

*

Mit dem Abschiedsgeschenk von Doktor Herbert hat Dolores jetzt so viel beisammen, daß sie für das Sommersemester belegen, sich im

Digitized by Google

Studentenheim einquartieren und drei Wochen lang Vorlesungen hören kann. Sie hat natürlich nur Kollegien gewählt, die besonders stark besucht sind, so daß späterhin ihr Fehlen nicht bemerkt wird. Denn sie weiß ja, daß ihre Mittel nicht weit reichen, und in so furchtbare Not wie in den Tagen der Operation ihrer Freundin Lies will sie nicht wieder geraten.

Übrigens fühlt sie auch dem jungen Herrn Stritt gegenüber die Verpflichtung, das Geld, das er ihr gegeben, sich erst wirklich zu verdienen. Sie hat es dafür bekommen, daß sie sich für ihren Dienst bei Fräulein Sörensen weiter ausbildet. Gewiß, es ist im Augenblick fraglich, ob sie diesen Dienst jemals antreten und ausüben wird. Aber keinesfalls will sie — wie ein gewisser junger Medizinalpraktikant, jetziger Dr. med. — ein Gnadenbrot annehmen. — Sie kann nicht Drohne sein — wie Karl Döring sich ausdrücken würde.

Und so tritt sie denn am 1. Juni gehorsam ihren Dienst bei Frau Täschner an — nachdem sie volle drei Wochen lang sich wieder in spannende soziale Probleme, juristische Fragen, sozialphilosophische und psychologische Themen hat vertiefen können. Studienfreundinnen hat sie in keinem der Kollegien mehr angetroffen. Die sind nun schon über das erste Examen hinaus. Der Wechsel wird ihr diesmal gar nicht einmal so schwer. Sie hat ja inzwischen erkannt, daß die Zeit, die sie jetzt als junger und doch schon gereifter Mensch im praktischen Werkdienst verbringt, durchaus nicht verloren für sie sein wird. Man muß bloß Augen und Ohren aufhalten.

*

Die „erste Friseurkompanie der Weltstadt" mag in ihrem äußerst sachverständig, hygienisch und gewandt ausgeübten Tagesdienst wirklich den fabelhaften Zulauf verdienen, der die schmalen Kojen der Damen- und Herrenabteilungen fast ständig füllt und in den beiden engen Warteräumen überdies noch immer ungeduldige Kunden in Bereitschaft hält. Aber der „Schönheitssalon", den Frau Täschner im Zwischenstock über dem Erdgeschoßladen aufgemacht hat, erscheint der neu eingetretenen Minna sehr bald als Nepplokal ersten Ranges.

Die besonderen Verhältnisse ihres Berufs bringen es mit sich, daß Frau Täschner, die ihre bevorzugtesten Kundinnen persönlich bedient, von ihrem Hausmädchen keinen pünktlich geregelten Dienst verlangen kann. Denn in dieser Häuslichkeit kommt fast täglich alles anders als vorgesehen. Das Mittagessen soll, einem sagenhaften Herkommen gemäß, um zwei Uhr eingenommen werden. Aber das erlebt die Köchin nie. Die Damen, mit denen Frau Täschner zu tun hat, haben nun einmal gerade um diese Stunde am besten Zeit. Es kann also halb vier Uhr, es kann vier und fünf Uhr werden, bis Frau Täschner die Tür, die vom Gang der verschiedenen Schönheitssalons zu ihrer Privatwohnung führt, endlich hinter sich ins Schloß wirft. Dann bleiben ihr aber meist auch nur ein paar Minuten, und Minna und die Köchin müssen sich ebenso sputen, um das meist verbrutzelte Essen auf den Tisch zu bringen, wie Frau Täschner, um es hinunterzuschlingen. Mitten in ihrer Mahlzeit wird sie ans Telefon gerufen — sie persönlich, die ungeduldige Kundin will unter keinen Umständen mit irgendeiner Vertreterin sprechen! — oder eine der Assistentinnen kommt im weißen Kittel vom Schönheitssalon in die Tür gelaufen und ruft aufgeregt: „Frau Täschner! Frau Täschner! Das Metropoltheater!"

Als Hausmädchen zählt die neue Minna, so intelligent und fix und gewandt sie sich gleich in den ersten Tagen anstellt, im Geschäft nicht mit. Die gelernten Friseure und Friseusen fühlen sich himmelhoch erhaben über so ein armes Wesen, das von Haarschneiden, Schamponieren, Ondulieren, Frisieren, von der modernen Schönheitspflege überhaupt, keine Vorstellung hat. Eine Himmelsleiter kann kaum den Abstand bezeichnen, der zwischen einer solchen Unglücklichen und einem dieser obersten Spezialisten klafft. Auf den untersten Sprossen klettern die pikkoloartigen Lehrjungen und Lehrmädchen herum. Dann kommen auf den verschiedensten Mittelstufen die Gehilfen, die beim öffentlichen Schaufrisieren um Preise und Medaillen kämpfen dürfen. Ganz hoch oben aber thronen die eigentlichen Herren, die Meister, die bereits die akademischen Würden und Weihen erlangt haben.

Wenn Dolores sich nicht mit Monsieur Daubertin, dem Chef der kosmetischen Abteilung, so fließend französisch unterhalten könnte, so würde sie es nie erreicht haben, daß er sich persönlich nach Geschäftsschluß herbeiläßt, eine krasse Dilettantin in die Kunst des Bobbens, Ondulierens und Frisierens, der Hautbehandlung und Augenwimperkosmetik einzuweihen.

Das erste Opfer von Dolores wird nach mehrwöchigem Sonderkursus ein neu eingeliefertes Lehrmädchen, eine kleine Rübe, die sich in Positur setzt und die Brauen vornehm emporzieht, wie sie's verschiedenen „Gnädigen" abgesehen hat. Monsieur Daubertin findet Mademoiselle Minnas Lei-

Digitized by Google

stung — als die eines Außenseiters — gar nicht so schlecht. Nur wäre zu empfehlen, daß Mademoiselle, wenn sie vorhaben sollte, sich ernsthaft diesem Beruf zu widmen, lieber sofort noch richtig in die Lehre eintritt, — denn wenn sie nicht ihre Gesellenprüfung und ihr Meisterexamen ablegt, dann wird sie ja niemals selbst Lehrlinge ausbilden können. „Und Ihre Intelligenz, Mademoiselle Minna, weist Sie wohl hauptsächlich auf die philologische Seite unserer Kunst, während ich heute noch nicht entscheiden möchte, ob Ihre manuelle Veranlagung ein wirkliches Genie verrät!"

Es kommt Dolores nicht auf das Meisterdiplom an. Aber sie ist nun einmal so veranlagt, daß sie alles, was sie angreift, mit Eifer erledigt. Und wenn in dem vom Laden abgetrennten (und von den Gehilfinnen nicht beaufsichtigten) Schönheitssalon künftighin nach Geschäftsschluß eine besonders bevorzugte Kundin noch zur Behandlung angenommen wird, dann gibt Frau Täschner der Mademoiselle Minna einen Augenwink.

Mit heißen Dämpfen, Gesichtsmassagen, trockenen, heißen Tüchern, Salben, Anti-Falten-Pasten, Muskelölen, Punktrollern, Haarzerstörern, Porenkremes, Augentropfen und elektrischen Strömen verschiedener Art und Stärke wird in Frau Täschners Schönheitssalon gearbeitet. Dolores, die den Betrieb auch hinter den Kulissen zu sehen bekommt, hat den Jahrmarktsschwindel, der hier gang und gäbe ist, bald durchschaut. Es sind die Damen von vierzig und darüber, die ihre schwindenden Reize um jeden Preis festzuhalten suchen. Sie sind blind bereit, Unsummen dafür zu opfern. Und lächelnd schreibt ihnen Frau Täschner ihre großen Rechnungen für ihre Spezialmittel gegen Sommersprossen und Pickel, Faltenkinne, abgemagerte Hälse, lästigen Haarwuchs, erweiterte Poren und Augenhöhlungen.

Innerhalb der „ersten Friseurkompanie der Weltstadt" hat sich nun so etwas wie ein Betriebsrat erhalten. Vor diesem Gremium wird auch der Fall der Mademoiselle besprochen. Die weiblichen Angestellten möchten ihr jede Betätigung im Schönheitssalon untersagen. Monsieur Daubertin tritt aber als ihr gewandter und liebenswürdiger Verteidiger auf. Der Schönheitssalon, führt er aus, rangiere nicht eigentlich in das Friseurgewerbe. Hier könne man eher von ärztlicher Kunst sprechen. „Auch psychologische Einwirkungen sprechen da häufig mit!" Aber selbstverständlich ist es ausgeschlossen, daß Mademoiselle Minna je im Laden innerhalb der Kompanie arbeitet. Übrigens wird man sie gewiß bereit finden, von ihrem Extraverdienst im Salon einen gewissen Prozentsatz in die Unterstützungskasse abzuführen.

Diese Entscheidung wird Dolores eine Woche vor dem gemeinsamen Sportfest mitgeteilt, das die Kompanie zusammen mit ihren Freunden und Gönnern beiderlei Geschlechts am Templiner See veranstaltet. Sie wird zur Teilnahme freundlichst eingeladen — und sie nimmt die Einladung selbstverständlich an, schon um es sich mit niemandem zu verderben.

Die Zeit bis zu Himmelfahrt ist voller Aufregungen. Unter den jungen Damen und Herren der Kompanie gibt es stets eine größere Anzahl bekannter Flirts. Aber die Klugheit, das Geschäftsinteresse, dabei auch ein Quentchen persönlicher Eitelkeit, bringen daneben noch allerlei zarte Beziehungen mit sich, die bei einer solchen Gelegenheit lästig fallen könnten. Also wird an den drei Apparaten des Hauses Täschner in den Tagen vor dem Fest von den Friseuren und Friseusen sogar noch mehr zusammengeschwindelt, als sie es bei ihren Kunden zu beobachten gewohnt sind.

Dolores hat hiervon die drolligsten Stichproben erlebt. Neuerdings ist sie der erklärte Liebling einer Russin geworden, einer Sprachlehrerin und Übersetzerin, die immer nach Geschäftsschluß erscheint, nervös, eilig, abgehetzt, und eine komplizierte, sehr kostspielige Gesichtsmassage verlangt, — aber nur Mademoiselle Minna darf sie ausführen! Da muß nun Dolores zunächst einmal den Fernsprechapparat neben der Kundin aufstellen. Und während sie duscht, massiert, geheimnisvolle Kremes einreibt, dämpft und trocknet, benutzt die Russin jede Gelegenheit, wo sie den Mund zum Sprechen offen behält, um irgendeinem Wesen im weiteren Berlin die unglaublichsten Märchen aufzubinden. „Ich bin nicht zu Hause — nein, ich bin in einem Hotel — ich bin mit Sascha mitgegangen — ach, ich bin so glücklich, so glücklich —" Oder sie phantasiert dem Gegner vor, sie spiele mit ihrem Revolver, ach nein, sie könne nicht garantieren, daß sie jetzt nicht d o c h ein Ende macht . . .

Und da wieder ruft eine verheiratete Kundin während der Behandlung ungeniert ihren Freund an und trifft lachend eine Verabredung mit ihm, und läßt gleich darauf ihren Mann ans Telefon kommen und klagt ihm mit Grabesstimme von ihrer wahnsinnigen Neuralgie . . . „Nein, es ist mir unmöglich, heute abend mitzukommen, mein armer Liebling, du mußt schon ohne mich . . ."

Dolores lernt ein ihr ganz neues Berlin kennen.

Digitized by Google

„Der Leo S. und die Maria D. lassen sich nun doch scheiden, um ein Paar zu werden." — „Die kleine Kottschnigg, das kesse Persönchen, hat richtig ihren alten Justizrat, den H., Sie wissen, herumgebracht!" — „Er gibt seiner Wirtschafterin — nun ja, er nannte sie Hausdame — den Abschied?" — „Und heiratet die Kottschnigg." — „Mann von fünfzig fällt auf so was herein, unglaublich!" — „Warum der schöne K. diesen Winter nicht im Trianon auftritt? Aber er macht doch die Weltreise mit der ‚Resolute' mit!" — „Trotz seiner fürchterlichen Schulden?" — „Ei, er ist ja Gast von Frau Lu!" — „Unheimlich, was die für einen Männerverbrauch hat! Sie hatte sich doch eben erst den blutjungen Bennewitz angebändigt! — Au, au, aber Mademoiselle, Sie haben mich ja verbrannt! Rasch Vaseline! O mein Gott, so kann ich ja gar nicht ins Adlon zum Hausball! Was ist denn plötzlich los? . . ."

Wie im alten Rom der Klatsch im Barbierladen am besten gedieh, so im modernen Berlin in Frau Täschners Schönheitssalon.

Dolores hat all diesen Redereien gleichgültig zugehört. Was geht Leo S. sie an oder Maria D., oder die erdichtete Neuralgie der leichtsinnigen Frau von T.? Aber seitdem sich ihr von diesem Schönheitssalon aus eine Art Ausguck in das Leben und Treiben der Frau von Holleyn geöffnet hat, wird sie doch von steigender Unruhe erfüllt. Einmal wagt sie's sogar, Frau Täschner selbst, die schon oft ein ganz gesundes Urteil verraten hat, nach der Millionärin zu fragen.

„Was kann man über so eine elegante und mondäne Frau viel sagen? Sie hat keinen Mann, den sie täuschen müßte, also ist es wohl nicht allzu spannend für sie. Sie kann eben leben, wie sie gerade will. Was man so nennt: sich amüsieren. Hübsch ist sie noch immer, trotz ihrer einundvierzig Jahre. Sie tut ja aber auch viel für sich. Eine der besten Kundinnen. Bloß daß sie sich für die große Schiffsreise durchaus hat tizianblond färben lassen, das fand ich unvorsichtig. Wer soll ihr denn das an Bord so sorgfältig weitermachen, wie ich es hier angefangen habe? Sie wird in einem netten Zustand zurückkommen. Meistens ist das Ende: daß das Haar grün wird."

Mehrmals setzt Dolores an, um den Namen Bennewitz in die Diskussion über die reiche Frau zu werfen, — aber im letzten Augenblick zaudert sie dann doch.

— — — — — — — — — —

Auf dem Sommerfest am Himmelsfahrtstag tritt Theo dann selber wieder in ihren Gesichtskreis.

Der Meister der Perückenabteilung erinnert sich, daß man in seiner Jugend derlei Feste am Himmelfahrtstag mit einer Kremserfahrt begonnen hat. Da ging es schaukelnd durch das Zentrum von Berlin, meist nach der Jungfernheide, bei Saatwinkel wankte man durchgerüttelt und schon leicht angesäuselt (denn im Kremser stand ein Faß Bier) ins Grüne, es wurden kindliche Spiele im Freien gespielt, Polka, Schunkelwalzer und Rheinländer getanzt, und man hatte bunte Lampions mit, die an den Bäumen aufgehängt wurden. „Ja — damals war noch alles wie eine große Familie!" meint er. Und der Frechdachs, das jüngste Lehrmädchen, meint: „Der janze Irunewald en eenziges Himmelbett!"

Die „Kompanie" von heute hat ein großes Motorboot gechartert. Man führt Schallplatten und Radiovorrichtung mit. Getrunken wird nur wenig. Aber am Templiner See geht es sofort ins Familienbad.

Es sind nicht nur Fachgenossen mitgekommen. Frau Täschner hat ihren ganzen Bekanntenkreis aufgeboten. Auch aus den verschiedenen Theatern, für die sie Lieferungen auszuführen hat, ist der und jener vom technischen Personal erschienen, — und Filmkomparserie, Bürodamen aus der Nachbarschaft des Schönheitssalons, Verkäufer und Verkäuferinnen aus dem Warenhaus.

Die Schwimmkünste von Mademoiselle Minna erregen große Bewunderung. Sie stellen sogar die Leistung des jungen Bengt Larsen, der bisher in diesem Kreise als Champion galt, in den Schatten. Das ist ein blutjunger, blauäugiger Bursch, Dekorationsmaler in einem Revuetheater. Zu seinem sonnenverbrannten Gesicht wirkt das hellblonde Haar, das aufrecht aus der hohen Stirn gestrichen ist und vorn eine Delle aufweist, ganz abenteuerlich.

Monsieur Daubertin fühlt sich heute etwas zurückgesetzt und darum enttäuscht. Sein bisheriger Schützling gibt in allen Wasserspielen, die nun angestellt werden, immer mit Larsen zusammen das siegreiche Paar ab. Daubertin scheut das Wasser. Nun kommt er den spottlustigen Lehrlingen wie eine Henne vor, die ein Entlein ausgebrütet hat. Er muß es schließlich aufgeben, vom Lande aus seine Werbung um die schlangengleich durch die Flut sich schlängelnde Mademoiselle fortzusetzen. Unzählige Zigaretten rauchend widmet er sein Temperament fortan den ihn umschwärmenden Mücken.

Dolores fühlt sich heute endlich wieder einmal in ihrem Element. Sie ist ein Freiluftmensch. Das Fehlen jeder Möglichkeit zu sportlicher Betätigung hat sie in

Digitized by Google

ihrem Dienst am meisten bedrückt. Im Wasser lebt sie wie neu auf, ist aller Sorgen ledig, kann wieder jung sein wie in ihren ersten Semestern, als sie noch das Stipendium hatte, das ihr über alle Not hinweghalf, — und ihr helles Lachen mischt sich mit dem des jungen Blonden. Für die „Kompanie" ist es eine neue Sensation, daß Mademoiselle Minna sich nun sogar auch schwedisch unterhalten kann.

Es ist bei Herrn Bengt Larsen ziemlich angebracht, denn sein Deutsch spottet jeder Beschreibung. Als er schließlich mit den Damen der „Kompanie" allein im Wasser zurückbleibt, sagt er, Wörter und Begriffe verwechselnd, so gewagte Dinge, daß sie vor Entsetzen aufkreischen und ihn, mit einem halben Dutzend Übermacht, von allen Seiten überfallen und tauchen. Jedesmal wenn er mit dem Kopf wieder hochkommt und den Mund öffnet, um sich zu verteidigen, schlagen ihm ganze Schütten von Havelwasser ins Gesicht. Dolores hört das Geschrei und das Lachen und will mitlachen, aber die Erklärung versteht sie nicht, weil sie den Tauentzien-Jargon noch nicht beherrscht.

Während die Sonne untergeht, sitzt dann alles ziemlich ermattet, in Bademäntel oder Frottiertücher gehüllt, auf dem sandigen Strand und genießt den warmen, etwas gewitterschwülen Abend. Das ist die Hauptstunde des Flirts an diesem Ferientag.

Niemand hat es anders erwartet, als daß Bengt Larsen sich zu Mademoiselle Minna gesellt. Die Damen der „Kompanie" sind ja alle ein bißchen in ihn verliebt. Aber ist das eine Schande? Er ist sehr wählerisch. Im Revuethater wird er seines blonden Schopfes wegen von sämtlichen Tanzgirls angehimmelt. Frau Täschner, die ihrer schwimm- und sprachenkundigen Minna während des gemeinsamen Anziehens im Motorboot allerlei Komplimente macht, erklärt ihr, daß die Auszeichnung durch Herrn Larsen sehr viel bedeuten will. „Denn wissen Sie, Mademoiselle, er läßt sich zum Beispiel niemals mit den Mädels ein, die sich so im Theater an ihn heranmachen wollen. Ach nein, dazu ist er viel zu vorsichtig. Und er hat wohl auch keine Zeit zu Abenteuern: wenn er nicht beim Professor im Bühnenatelier arbeitet, dann liegt er meistens draußen auf dem Wasser. Er hat ein eigenes Paddelboot mit Zelt und allem."

Dolores nickt lächelnd. „Ja, ich weiß, er hat mich eingeladen, zu Pfingsten mit ihm eine große Haveltour zu unternehmen."

Da solle sie doch nicht dumm sein und sich zieren, meint Frau Täschner und macht glänzende Augen. „Über Wochenend bin ich zu Pfingsten ja auch weg. Wir schließen die Bude. Ganz einfach. Ich fliege mit Doktor Preuß nach Paris. Aber am vierten Feiertag spätestens bin ich wieder im Geschäft."

Inzwischen ist es dunkel geworden. Das Motorboot ist mit elektrischen Girlanden ausgerüstet. Die buntglitzernde Pracht quert See und Havel und landet an einem Uferlokal bei der Heerstraße, wo gegessen und getanzt werden soll. Hier stellt sich auch der neueste Busenfreund von Frau Täschner ein, Herr Doktor Preuß, ein junger Jurist. Die Wogen des Festes schlagen nun sehr hoch, denn Frau Täschner spendet — zur Überraschung der ganzen ‚Kompanie' — Freibier für alle Teilnehmer. Das Glück ihres Herzens darüber, daß Herr Doktor Preuß doch noch Wort gehalten hat, bedarf eines Ventils.

Bengt Larsen tanzt ausgezeichnet. Ein bißchen verwegener und dabei zärtlicher, als Dolores es bisher gekannt hat. Aber sie schwimmt in dem allgemeinen Jubel und Trubel mit. Es ist ein erster froher Festtag nach einer langen Werkzeit.

Mitten in den Tanzlärm hinein ruft der Gehilfe Beerwald (unter dem Namen „Justav" bei den Kunden bekannt): „Die Staffel B hat gesiegt! Draußen wird eben das Ergebnis bekanntgegeben!"

„Staffel B?" „Wieso denn?" „Welche?" „Wobei?" ruft der oder jener. Nicht alle lassen sich im Tanz stören. „Justav" gilt für den eifrigsten Sportsmann der Nürnberger Straße, denn er verfolgt jeden Kampf der Leichtathletik. Neuerdings zwar auch Boxmatches, aber sein Hauptgebiet ist und bleibt der Laufsport.

„Ich wußte gar nicht, daß Herr Beerwald so eifrig Sport treibt?" sagt Dolores zu ihrem Nachbar.

Doch Bengt Larsen lacht sie aus. „Justav nicht selbst treibt Sport, niemals, — er auch nicht sieht andere treiben Sport, niemals, — er nur liest in der Zeitung sehr viel von Sport und wettet im Wettbüro — und am Telefon dann er siegt oder verliert."

Draußen ertönen „Heil"-Rufe. Irgendwer hält eine kurze Ansprache. Und dann gibt es erneute Ovationen.

Nun wird im Umsehen der Tanzsaal leer. Auch Bengt Larsen stürmt hinaus und zieht seine Tänzerin mit sich.

Auf der Straße, zwischen dem Uferlokal und der Waldparzelle, die an die Villenkolonie grenzt, sind ein paar hundert junge Leute, anscheinend Studenten, zusammengeschart, die meisten im Sportdreß: Sandalen, kurzen Läuferhosen und Sweatern. Mehrere haben Wolltücher oder Mäntel über den Rücken geworfen, weil sie noch heiß vom

Digitized by Google

Erinnerung an den Opernhausball. Gemälde von Robert E. Stübner

Digitized by Google

Digitized by Google

Laufen sind. Ein hagerer, junger Mensch mit Hornbrille sitzt auf den Schultern von zwei anderen und liest von einem schmalen Zettel die Sportergebnisse ab. Mit Taschenlämpchen wird ihm dabei geleuchtet. Der Lichtschein huscht über die dichtgedrängten Köpfe und blendet da und dort ein gespannt aufgerissenes Auge. Es handelt sich um den großen Stafettenlauf Berlin-Brandenburg-Berlin des akademischen Sportverbandes. Ein paar Ziffern, die besonders auffallende Zeiten bringen, lösen stürmische Begeisterung aus. Einzelne Namen werden dazwischengerufen. Man applaudiert. Zum Schluß werden zwei junge Läufer der siegenden Partei, die hier anwesend sind, unter allgemeinem Jubel auf die Schultern gehoben und ins Lokal hineingetragen.

Der eine der beiden Gefeierten ist der frischgebackene Dr. med. Theo Bennewitz.

Im Wirtschaftsraum entsteht ein dichtes Gedränge. Freilich macht der Wirt, der an der Theke steht, von vornherein kein allzu glückliches Gesicht über diesen Zuwachs. Er weiß aus Erfahrung, daß die jungen Sportsleute höchstens Selterwasser oder Milch verlangen; das Bier wird von dieser neumodischen Jugend verschmäht.

Theo steht, ein wenig fröstelnd, mitten in einem größeren Kreis und berichtet noch verschiedene Einzelheiten des Endspurts. Ein Kommilitone hat ihm eine brennende Zigarette zwischen die Lippen gesteckt. Seine lebhaften Bewegungen, deren begleitenden Text die Weiterstehenden nicht verstehen können, wirken wie eine spannende Pantomime. Nun endet er, lacht und raucht die Zigarette in hastigen Zügen weiter.

Der Sportsmann Beerwald hat sich den Studenten als wohlunterrichteter Fachmann zu erkennen gegeben. Ein paar der jungen Leute sind daraufhin mit in den Tanzsaal eingetreten. Sie haben keine Ahnung, welche Korporation hier ihr Himmelfahrtsfest feiert, lassen sich aber mit den hübschen und sehr schick gekleideten jungen Damen gern auf einen Tanz ein. Es wird gerade ein Tango gespielt.

„Ihr sollt euch doch jetzt nicht erhitzen, Jungens!" ruft ein ‚Alter Herr' ärgerlich warnend in den Tanzsaal. „Bloß einmal herum!" tönt's aus lustigen Kehlen zurück.

Bengt Larsen hat genug von der Sensation. „Ich nicht liebe Sport mit Laufen auf Beinen, ich nur liebe Sport mit Sitzen auf Ruderbank, Froeken Minna!"

„Dann lieben Sie den Tanz nicht?"

„Tanz mit Ihnen, Froeken Minna, ist nicht Sport mit Beinen, das ist Musik in Rückenmark!"

„Wir wollen lieber wieder Schwedisch sprechen, Herr Larsen, jeder deutsche Satz von Ihnen enthält eine Verfänglichkeit."

Dolores spricht, ohne selbst hinzuhören. Denn Theo ist jetzt in die Tür zum Tanzsaal getreten. Sie ist sehr erregt und will bloß äußerlich beschäftigt sein.

„Das ist Bennewitz!" flüstert Beerwald der nächsten Gruppe ehrfurchtsvoll zu.

„Hübscher Mensch!" sagt Frau Täschner zu dem angehenden Rechtsanwalt, den sie zum Flug nach Paris eingeladen hat. „Ach, ich schwärme für Sport." Und sie preßt mit Feuer den Arm von Doktor Preuß.

„Aber noch so schrecklich jung!" stellt Monsieur Daubertin fest. „Das ist doch der junge Herr, welcher —" Er will den Namen der bewußten Kundin natürlich nicht laut nennen, Frau Täschner wirft ihm aber schon einen erschrocken abwehrenden Blick zu.

„Der neue Nurmi ist das!" läßt sich „Justav" vernehmen, stolz auf seine Sensation.

Den neuen Nurmi wollen sie natürlich alle aus nächster Nähe sehen.

„Hoch Bennewitz!" ruft der Sportsmann Beerwald. Das ganze Lokal stimmt ein. Der und jener entsinnt sich, den Namen schon in der Zeitung gelesen zu haben.

Mitten im Tanzsaal ist Bengt Larsen, als die Ovation ausbricht, mit seiner Tänzerin stehengeblieben, Brust an Brust mit ihr, und rührt sich nicht vom Fleck, weil die Musik von dem Geschrei vollkommen übertönt wird.

Und in diesem Augenblick erkennt Theo in der von dem Blonden umarmten Tänzerin seine erbitterte Feindin Dolores.

Wie mit einem großen Herrn lassen sich ein paar junge Mädchen der ‚Kompanie' mit dem neuen Nurmi bekannt machen. Sie wollen ihm wenigstens die Hand gegeben haben, um später einmal, wenn er die Weltmeisterschaft hat, sich damit brüsten zu können.

Er bringt es nun doch nicht über sich, Dolores zu schneiden.

„Es scheint dir gut zu gehn, Dol," sagt er mit etwas Spott in Ton und Blick.

Bengt Larsen gibt sie nicht frei. Er mustert den Nähertretenden. „Was wollen Sie von meiner Tänzerin, mein Herr? Die ist für Sie nicht zu haben, mein Herr. Sie müssen gehn aus dem Wege, mein Herr. Hier wir wollen tanzen, wir zwei."

„O bitte, ich will nicht stören, mein Herr. — Es hat mich unendlich gefreut, dich in so fester Hand zu sehen, Dol."

„Immer — als eigene Herrin — über mich und mein Leben!" erwidert sie atemlos

„Ist er ungeschämt, Mademoiselle? Soll ich boxen mit ihm?" In dem Nordländer ist tatsächlich so eine Art Koller erwacht.

Digitized by Google

„Bitte, nur jetzt keinen Streit, Herr Larsen!“ flüstert Dolores ihm bittend ins Ohr.

„Platz da!“ befiehlt Bengt Larsen und hebt sie hoch über sich.

Die Nächststehenden, die wohl merken, daß ein Zwist im Entstehn begriffen ist, drängen den neuen Nurmi und die mit ihm Eingetretenen zur Tür.

„Jetzt ich fühle Musik in Rückenmark, Froeken Minna, jetzt ist gut für uns beide, zusammen tanzen.“ Er singt den Refrain des Tango mit seinem hellen Bariton mit; es ist der Schlager der Saison: „Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären —!“

Der ganze Mensch ist von Musik und Sonne und Sinnenlust erfüllt. Sie fühlt, während er singt, das Vibrieren seines Körpers an dem ihren.

Bei der nächsten Drehung in der Tour trifft ihr Blick plötzlich wieder den von Theo, der von seinen Freunden mit hinausgezogen wird, aber den Kopf ihr zugewandt hält.

Eine jähe Röte ist in Theos Gesicht erkennbar. Vielleicht fühlt er sich beleidigt von dem jungen Nordländer. Vielleicht ist der Student in ihm erwacht, der keine Herausforderung schweigend hinnehmen will . . . Aber nein, es ist Eifersucht! O, Dolores fühlt: es ist Eifersucht! . . . Und sie empfindet es mit großer Genugtuung. Vielleicht sogar mit Freude, mit Schadenfreude. Sie gönnt ihm den bohrenden Schmerz, den er auch ihr bereitet hat. Fast zärtlich schmiegt sie sich den lockenden Rhythmen an, in denen ihr junger Tänzer sich mit ihr wiegt. Und sie stimmt summend in die Melodie ein, Brust an Brust mit ihm: „Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären —!“

Die Studenten haben das Lokal verlassen. Die Festgesellschaft zerflattert jetzt allmählich. Paarweise löst sie sich auf.

Frau Täschner läßt sich beizeiten einige Droschkenautos sichern. Mit Dolores und den letzten Gästen kehrt sie dann heim.

„Ist er nicht ein goldiger Mensch?“ sagt Frau Täschner zu ihr, als sie in der Nürnberger Straße angelangt sind. Dolores nickt lächelnd. Nicht nur der Triumph über Theo war ihr eine Genugtuung: sie glaubt auch wirklich, daß man sich in diesen rassig-blonden jungen Schweden trotz all seinen Ungezogenheiten verlieben könnte!

Aber Frau Täschner hat gar nicht von Bengt Larsen, sondern von Herrn Doktor Preuß gesprochen. Das Mißverständnis ist nie aufgeklärt worden.

*

Mademoiselle Minna ist eine Perle, um die Frau Täschner viel beneidet wird. Sie ist eigentlich viel zu schade für den Dienst als Hausmädchen. Es gibt schon Damen, die sie ihrer jetzigen Stelle durchaus abspenstig machen möchten. Als Jungfer könnte sie in die ersten Häuser kommen, stacheln sie Mademoiselle Minna auf, wenn sie allein mit ihr im Schönheitssalon sind. Ihr ganzes Wesen und Auftreten, ihre taktvolle Art sich auszudrücken, ihre Kenntnisse im Ondulieren, in der Gesichtspflege und Massage, — und ein bißchen fremde Sprachen beherrscht sie ja auch (die hat sie sich wohl so auf Reisen ihrer Herrschaften in den Hotels angeeignet) — und ihre frischen Farben, die Gesundheit, die von ihr ausstrahlt, — das stellt man alles gern mit in Rechnung!

„Aber mit Spitzenwäsche-Behandlung hapert's wohl? Und können Sie auch schneidern, Mademoiselle?“

„Ich hab' es noch nicht versucht,“ meint die Mademoiselle mit leisem Schalk.

Die Antwort wird dann noch mehrmals kolportiert. Sie hat Witz, die Person!

Frau Täschner hat in der Zeit vor Pfingsten kaum die Sammlung, sich um Angelegenheiten ihres Personals zu kümmern: alle paar Stunden telefoniert sie mit Herrn Doktor Preuß, der die Flugkarten besorgen und in Paris Quartier bestellen wird. Sie zittert vor Erwartung. Als sie Sonnabend früh ins Auto steigt, um nach dem Tempelhofer Flugplatz zu fahren, wo Herr Doktor Preuß sie erwartet, wendet sie ihr erstes französisches Zitat an: „Après nous le déluge!“

Zahlreiche Kundinnen, die vor ihren Autotouren und anderen pfingstfestlichen Ereignissen noch bei Frau Täschner einer durchgreifenden Behandlung teilhaftig werden wollten, können es gar nicht fassen, daß die sonst so gewissenhafte Patronin sie in so kritischer Stunde im Stich läßt.

Da muß nun Mademoiselle Minna wieder aushelfen, die ja wie keine andere der Assistentinnen in die Geheimnisse der speziellen Kremes, Hautstärkungsmittel, Haarfärbetinkturen, Öle und Pasten eingeweiht ist. Und es ist später Abend, als Dolores endlich die letzte Kundin, bis zur Unkenntlichkeit verschönt, durch die Privatwohnung — da der Ladenausgang längst geschlossen ist — zur Haustür begleitet.

Aber für den Pfingstsonntagmorgen hat sie keinen Auftrag mehr angenommen. Sie verläßt das Haus schon gleich nach fünf Uhr früh und fährt mit dem allerersten Autobus zur Havel. Bengt Larsens Paddelboot ist auf Pichelswerder untergebracht. Sie hat versprochen, ihm bei der Zusammensetzung und beim Flottmachen zu helfen.

Als um sieben Uhr der eigentliche Zulauf der Berliner Sportgäste auf Pichelswerder

Digitized by Google

einsetzt, stößt ihr schmales Boot bereits von der Rampe der kleinen Inselwerft ab.

Und nun beginnt ein großer Sporttag.

Sie sitzen im Schwimmtrikot in der prallen Sonne. Die Kleider sind in den beiden Ölleinwandtaschen verstaut. Spielend leicht haben sie sich miteinander eingearbeitet: den Riemen links einsetzen, dann rechts, ihn dazwischen eine bestimmte Anzahl Fahrtmeter dicht über der Wasserfläche halten, parallel, nie schräg, so daß kein Tropfen ins Boot abrinnt, federnd der Bewegung folgen, zusammen atmen —!

Es geht havelwärts. Links grüßt vom steilen Waldufer der rote märkische Turm, dann kommt der Wannsee, am Sandstrand links fleischrosa gefärbt von den zehntausend Badenden, in der Mitte tiefblau mit unzähligen weißen Segeln, denen es flink auszuweichen gilt. Die Dampfboote und Fähren sind schon überfüllt, von vielen Fahrzeugen klingt fürchterliche Musik in den herrlichen Pfingstmorgen. Darauf wird es für ein Weilchen stiller. Bei der Durchfahrt durch Potsdam hört man sogar das treuherzige Glockenspiel.

„Cousin, kannst du noch?" fragt Bengt Larsen von Zeit zu Zeit, wie er's von den Clowns im Zirkus gehört hat.

Und Dolores versichert lachend, so paddle sie noch ein ganzes Jahrhundert weiter.

Aber sie kochen innerlich schon beide, und ihre Haut ist krebsrot geworden.

Bengt Larsen hat bis zur Schleuse am Heck gesessen, dort ist gewechselt worden. Nun sitzt er vor Dolores. Sie freut sich über das Muskelspiel des schönen Körpers, der wundervoll durchtrainiert ist, und vergleicht ihn natürlich mit Theo, den sie beim Sport ja fast täglich in seinem knappen Dreß gesehen hat. Theo ist der „Läufer von Marathon" genannt worden; zu seinem ernsten Antinouskopf und dem braunen Haar stimmt auch die etwas dunkle Hautfarbe, er hat wirklich etwas vom Griechen. Bei Bengt Larsen ist alles blond: der aufrechtstehende Haarschopf, die langen Wimpern, die etwas überragenden, dichten Augenbrauen, und auch der zarte Flaum auf seinem Nacken, auf seinen Armen und Beinen. Es ist ein ästhetischer Genuß, den gesunden, appetitlichen, immer frohgestimmten Menschen so vor sich zu haben. Vielleicht ist das, was er zu sagen weiß, nicht allzutief; sie kann es nicht entscheiden, weil ja keines die Sprache des andern gut genug beherrscht, um über ernstere Dinge reden zu können. Aber auch sein lustiger, offener, übermütiger Ton, seine helle Baritonstimme genügt ihr in dieser jugendfrischen Sportstimmung.

„Cousin, kannst du noch?" fragt Bengt Larsen noch einmal, zieht aber gleichzeitig den Riemen ein, so daß auch sie abstoppen muß. „Jetzt, ich habe Hunger. Du nicht auch, Minna? In Paretz wir werden frühstücken."

Sie sind ins Duzen gekommen, ohne daß Dolores es gemerkt hat.

Die mächtige Tour hat sie viel mehr angestrengt, als sie zugeben will. Denn als sie an einer waldumsäumten Uferwiese anlegen und die Frühstückspakete an Land bringen, zittern ihr die Knie. Er bemerkt es lachend und macht ihr mit starker, komischer Übertreibung vor, wie krumm sie gegangen sei. Da eilt sie auf ihn zu und packt ihn an seinem blonden Schopf. „Du — du blondes Ungeheuer!" ruft sie, fast ein bißchen überreizt von der ungewohnten Anstrengung, und zaust ihn ein paarmal hin und her. Er läßt sich's eine Weile gefallen, folgt willig mit dem Schädel, dann auch mit den Schultern. Aber plötzlich umfaßt er sie, preßt ihren Kopf über seinen rechten Oberarm zurück und küßt sie lange und stürmisch. Sie hat sich zuerst wehren wollen, gibt den Widerstand aber auf, weil plötzlich alle Sinne jäh in ihr geweckt sind. Mit dem rechten Knie hat er sich niedergelassen. So gleitet sie mit ihm zusammen ans Ufer, noch immer Mund an Mund. Aber der Sand ist an dieser Stelle so heiß, daß sie beide wie gebrannt auffahren . . . Taumelnd blickt Dolores um sich und flüchtet in den Schatten des nächsten Baumes . . . Sie fühlt und hört ihr Herz laut und heftig schlagen. Von ihm abgewandt bleibt sie lange still stehen, unfähig, etwas zu sagen.

„Warum du sprichst jetzt nicht, Minna?"

Sie ist noch immer atemlos. „Du hast mich erschreckt, Bengt. Das darfst du nicht wieder, Bengt."

„Hat dich noch nie einer Mann geküßt?"

Sie schüttelt ernst den Kopf. „Es haben manche schon versucht. Aber so wild nicht. Und ich habe ihnen immer Ohrfeigen dafür gegeben."

Er hat das Zelttuch aus dem Boot geholt, die beiden bunten Kimonos, und packt das Frühstück aus. Dann zeigt er ihr, wie sie sich ausstrecken muß beim Essen. „Wie die alten Römer, du weißt. So ganz faul daliegen, Minna. Das ist herrlich." Er schenkt ihr kalten, wenig gesüßten Tee ein und legt ihr gewandt vor. „Nun dir geht besser, Minna?" Und als sie, von seiner Sorgfalt etwas gerührt und freundlicher gestimmt, ihm zunickt, sagt er: „Aber eine gute Tat von dir, Minna, daß du mir keinen Ohrfeigen gegeben hast. Das ich muß loben."

Digitized by Google

Im Nu sitzt sie aufrecht da und sieht ihn funkelnd an. „Du bekommst sie doch noch, Bengt, gib nur acht!“

Er richtet sich sofort ebenfalls auf, bleibt aber auf den Knien und legt bittend die Hände zusammen. „Also bitte, sei so gut und tu mir ganz furchtbar weh, Minna. Du bist eine wundervolle Mädchen. Ich noch nie habe eine Mädchen so gern geküßt wie dir. Willst du mir glauben? Du mußt, bitte.“

In der Nähe haben noch mehrere Paddelboote angelegt, auch ein Segler und ein Motorboot. Meist sind es junge Paare. Nur das Motorboot setzt eine ganze kopfreiche Familie mit Korbstühlen, Tisch, Futterkorb und Reisegrammophon ans Ufer. Um die Stille ist es nun geschehen.

Nach dem Essen soll geschwommen und dann ein Stündchen geschlafen werden. Aber Bengt ist unzufrieden damit, daß sie so viel Gesellschaft bekommen haben. „Weil man nun muß im Schwimmdreß bleiben.“

Fast erschrocken sieht sie ihn an. „Ja, hast du denn etwa geglaubt —?“ Dolores wird es bei der Vorstellung ganz kribbelig.

„In Schweden wir nie baden anders. Nur die Kranken, die gehen bekleidet in Wasser. Ist nicht gut so bei uns in Schweden? Man sieht sich gesund und freut sich.“

Er sagt es so harmlos und selbstverständlich, daß sie ganz irre an sich wird. Gewiß, was wäre schließlich dabei? Bei solchem Sport, solcher Nähe und solcher Gemeinsamkeit bewahrt der Körper des Partners ja doch kein Geheimnis mehr. „Aber es ist besser, wir bleiben hier in Deutschland,“ sagt sie und springt lachend mit einem Hechtsprung in die Havel. Sie spürt eine Art Sonnentrunkenheit. Aus dem warmen, wohligen Wasser mag sie hernach kaum mehr heraus. Doch er will nicht, daß sie sich zu müde macht. Sie müssen ja heute noch bis nach Brandenburg, stellt er ihr vor. So greift er sie denn mit festem Handgriff im Wasser auf und zieht sie trotz ihrem Sträuben ans Ufer. Im Umherschlendern lassen sie ihr Schwimmtrikot auf dem Körper von der heißen Luft trocknen. Dann legen sie sich an ihrem Frühstücksplatz nieder und schlafen stundenlang fest in der Sonne, nur den Kopf mit dem weißen Leinenhütchen geschützt.

*

Dolores träumt wildes Zeug. Beim Erwachen, noch im Halbschlaf, fühlt sie einen warmen Atem in ihrem Nacken: Bengt Larsen hat sich im Schlaf eine bequemere Lage, dicht bei ihr, ausgesucht. Aber Dolores träumt nicht von ihrem blonden Sportkameraden, sondern von Theo.

Daß sie Theo lieb hatte, empfand sie nur, wenn sie mit ihm tanzte. Im Winter vor dem Tod von Lies haben sie oft miteinander getanzt. Wirkliche Zärtlichkeit zeigte Theo fast nie. Vielleicht hat auch die stete Gegenwart seiner Schwester ihn und sie gestört und gehindert. Höchstens des einen Males entsinnt sie sich, wo sie nach dem Akademikerball noch auf seiner Bude saßen und auf Lies warteten, die von Conny heimgebracht werden sollte. Sie hatten auf dem Fest viel gelacht, getanzt, viel Unsinn zusammengeschwatzt. Und nun wollten sie kein Wort mehr reden, auch keine Zigarette mehr rauchen. Theo knipste das Deckenlicht aus, sie saßen auf dem schmalen Sofa nebeneinander im Dunkeln, und Theos Hände streichelten sie, und indem sie eben einschlummern wollte, fühlte sie seinen Mund in ihrem Nacken, dicht unter dem Haaransatz ... „Liebe Dol!“ ... „Lieber Theo!“ ... „Liebe Dol!“ ... Da kam schon Lies. Und mit Bällen, mit Tanzen und Jungsein war's dann bald ja ganz vorbei. Onkel Bennewitz starb, und die Unterstützung der Geschwister blieb aus, der häßliche Prozeß gegen seine Witwe Lu begann, — und fast gleichzeitig setzte die Not in Dolores' Finanzen ein. Da hieß es verdienen, verdienen, jede Stunde ausnutzen, um das Studium fortsetzen zu können ...

„Lieber Theo!“ flüstert Dolores und kuschelt sich ein bißchen zurecht, um seinem Munde näher zu sein, läßt die linke Hand fallen und fühlt auf dem sonnenheißen Stoff des Kimonos das nackte Knie des fremden jungen Körpers.

„Oh, das mich kitzelt, du!“ ruft Bengt lachend und richtet sich auf.

Nun liegt sie da und reibt sich verwundert die Augen. Sie sieht blauen Himmel, zitternde Luft, Baumkronen, weites Wasser, blau, mit stillstehenden weißen Segeln, nur ein paar ockerfarbene mischen sich dazwischen ... Bunte Gruppen am Ufer schwatzen, Plätschern und Rufen kommt von der Havel her, auf der Wiese, weiterhin, dort woher der Kaffeeduft dringt, bei der Motorbootfamilie, leiert das Grammophon immer denselben Schlager der Saison.

„Das ist doch nicht möglich!“ sagt sie. Sie findet sich noch gar nicht wieder zurecht.

Bengt hat sich über sie gebeugt und sieht ihr in die blauen Augen. „Wie einer kleiner Baby du liegst da. Willst du einen Fläschchen trinken?“ Er beginnt schon wieder allerlei Unfug zu treiben.

Aber sie wehrt ihm. Ganz fremd ist er ihr geworden.

Die Mücken stechen und bringen das Blut in Unruhe. Bengt ist schon dabei, den

Digitized by Google

Frühstücksplatz abzubauen. Er tut das gewohnheitsmäßig in einer bestimmten Reihenfolge, kümmert sich dabei kaum um sie. Daß sie schweigt, in tiefes Sinnen versunken dasitzt, merkt er gar nicht. Er singt mit seiner hübschen, unverbildeten Stimme ein schwedisches Volkslied. Ein Trupp Wandervögel ist am Ufer stehengeblieben; ein Bürschlein nimmt, von den andern gedrängt, die mit viel bunten Lautenbändern geschmückte Gitarre vom Rücken und versucht, den Gesang zu begleiten, erwischt aber lauter falsche Bässe.

„Alle Mann an Bord!" kommandiert Bengt Larsen. Dolores wickelt ihren Kimono zusammen und wirft ihn dem Kapitän zu, der ihn verstaut. Dann geht die Fahrt und die Arbeit weiter.

Stromaufwärts schaffen sie an diesem Nachmittag nicht mehr viel. Dolores gesteht endlich ein, daß sie sich schlapp fühlt. Also paddeln sie nur noch zum Vergnügen auf den Seen rund um Potsdam herum, ohne eigentlichen Ehrgeiz. Gegen Abend wird in Ferch gelandet und auf die einfachste Art Toilette gemacht: Bengt schlüpft in die weiße Hose und die Hemdbluse, und Dolores zieht ihr seidenes Hängerchen mit dem Gürtel über das Sporttrikot. Die weißen Segelschuhe vervollständigen das bürgerliche Gewand. In dem Gartenlokal, das sich in steilen Terrassen am Ufer aufbaut, ist reger Tanzbetrieb. Aber der Bier- und Tabaksdunst stößt nicht nur Dolores ab, sondern auch Bengt. Sie beschließen, in den Wald zu spazieren. Das ist hier Hochwald, Laub- und Nadelwald gemischt. Dolores findet Maiblumen und ist davon ganz entzückt. Bengt Larsen horcht auf das Vogelkonzert. Er kennt alle Singvögel an ihren Kadenzen und ahmt sie nach. Die Spaziergänger, die hier durch den Forst streifen, scheinen von einer viel besseren Sorte als die in dichterer Nähe der Großstadt. Es wird hier nicht gejohlt, nicht gelärmt. Wahrer Friede herrscht.

Dolores erholt sich allmählich auf diesem Schlendergang durch den stillen Wald. Sie sprechen wenig. Eine weiche Stimmung überkommt Dolores.

Sie hat ein unbestimmtes Heimweh.

Liebt sie Theo noch immer? Oder ist er jetzt sachte verdrängt worden von diesem drolligen, sonnigen Gewaltmenschen?

Oh, sie würde es Theo wünschen, daß er wüßte und daß er sähe, wie sie hier mit Bengt durch den Wald wandert! Es würde wohl wieder aufflammen in seinem Gesicht, vor Zorn und Eifersucht, wie am Himmelfahrtstag! Und im Boot müßte er sie sehen mit ihrem blonden Gefährten! Irgendwo am Havelufer würden sie im Mondschein sich ihr Zelt errichten, ihr Abendbrot verzehren, Zigaretten rauchen, Bengt würde mit seiner schönen, weichen Stimme lustige und traurige Volkslieder singen . . . Und er würde sie küssen wollen, und sie würde es dulden . . . Es zittert ja eine solche Sehnsucht in ihr . . . Und der Trotz gegen Theo ist's, ja, ganz allein der Trotz, der sie von sich selber immer weiter abtreibt . . .

In weitem Kreis sind sie gewandert und kehren nach Ferch wieder zurück.

„Jetzt du willst tanzen, Minna?" fragt er. „Ja?"

„Ja! Toll!" sagt sie. Und lacht.

Im Saale ist die Hitze unerträglich. Als sie nach ein paar Tänzen ans Wasser kommen, finden sie's beide fast kühl.

Am Strand nehmen auch noch andere Paddler, die das Gartenlokal besucht haben, die äußere Metamorphose vor, indem sie flink alles wieder abstreifen, was nicht sportgemäß ist. Jetzt kommt sich Dolores aber doch fast wie nackt vor und geniert sich vor Bengt. „Du mußt doch nicht hersehen!" sagt sie ganz entrüstet.

„Oh, ich denke, dann du wärst noch viel mehr böse auf mich!"

Sie packt ihr Kleid und die Schuhe in die große Tasche, ohne etwas zu erwidern. Innerlich amüsiert sie sich über seine Beobachtungsgabe. Er weiß, daß sie ihm gefallen will, wie er ihr.

Die Fahrt in den golfartigen See, der von tiefdunklen Waldbergen umschlossen ist, sieht sich zunächst fast abenteuerlich an. Die Lichter in der Ferne, die lange Lichtbahnen auf dem Wasser ziehn, blenden das Auge. Man erschrickt dann plötzlich über dunkle Schatten: Paddler, die den Kurs schneiden wollen. Im Wasser schwimmen die Sterne. Alles ist geheimnisvoll.

Aber für Bengt Larsen gibt es auf den Gewässern der Mark keine Geheimnisse; er kennt jedes Wasserloch. So kommen sie in knapp zwei Stunden zur Römerschanze. Dort weiß er eine Stelle, wo man schönen Wiesengrund für das Zelt findet und wo es keine Frösche gibt, deren Konzert die Nachtstille stört.

Zwei, drei kleine Bootszelte stehen schon da. Man kann vom Wasser aus nicht erkennen, ob die Paare, die davor sitzen und Zigaretten rauchen, Pärchen sind. Sie sprechen nicht, als die Neuen ankommen.

Dolores ist die Vorstellung, hier im Freien übernachten zu sollen, noch ganz wunderlich.

Zum Glück sind die drei Zelttücher, die festgerollt im Innern des Bootes verstaut

Digitized by Google

waren, nicht naß geworden. Flink und sachgemäß schlägt Bengt die beiden Zeltstöcke in den Boden; nach knapp einer halben Stunde ist der kleine Wigwam aufgerichtet und mit Stricken und Zeltheringen im Boden verankert. Man hüllt sich in den Kimono, legt das Kissen unter den Kopf, rollt sich todmüde zur Seite und schläft sofort ein. In vier Stunden wird es dann schon wieder hell.

Das Mondlicht liegt so grell auf der Wiese, daß man jeden Gegenstand auf fünfzig Meter Entfernung unterscheiden kann. Geräuschlos haben sich die verschiedenen Zeltgenossenschaften ins Dunkel verzogen.

„Ich will noch sitzen bleiben, Bengt, und aufs Wasser sehn," sagt Dolores leise, als er fertig mit dem Aufbau ist. Er setzt sich zu ihr und schlingt den Arm um sie. „Das blitzt wie Silber da draußen. Nicht?" Sie lehnt die Wange auf seine Schulter. Er küßt sie ganz zart ins Haar.

Dolores kommen die Tränen. Sie denkt: ‚Er hätte mich haben können, Theo, und hat mich preisgegeben, er ist ein schlechter Mensch,' und sie preßt ihr Gesicht an Bengts Hals und sagt zu sich: ‚Oh, es geschieht ihm recht!'

So sitzen sie still, zärtlich aneinander geschmiegt, und genießen die wundervolle, warme Pfingstnacht. Die letzten Dampfer sind nun schon, menschenüberfüllt, mit Gesang und Lachen und Musik, in der Ferne vorbeigeschwommen. Aber auf dem Wasser herrscht noch immer Leben. Motorboote muckepicken vorbei. Ab und zu kommen Paddler in nächste Ufernähe. Auf einem Ruderboot wird Harmonika gespielt.

„Komm, Minna!" Er zieht sie in den Schutz des kleinen Zeltes zurück. Sie läßt es geschehen. Der Raum reicht nur eben aus, daß sie sich nebeneinander ausstrecken.

„Gute Nacht, Bengt!" sagt sie leise, ein wenig zitternd.

Er schiebt seinen rechten Arm unter ihren Nacken und bleibt still mit ihr liegen. „Es war eine schöne Tag. War es nicht? Und morgen wir haben noch einmal Feiertag. Dienstag ist wieder Arbeit. Ich habe meinen Werk gern. Aber der Professor ist sehr grob. Du nichts kannst ihm recht machen. Nur ich bin froh, er sagt, ich werde Zulage haben."

Sie hört gar nicht, was er sagt. Sie fühlt seine Wärme. Sie weiß, daß sie ihm gehören wird. Aber sie sind beide sehr müde. „Ein bißchen schlafen, bitte!" flüstert sie und küßt ihn auf die Schulter.

Er ist von ihrer Hinfälligkeit und Ergebenheit ganz gerührt. „Du — du!" sagt er zärtlich und nimmt ihren Kopf und bettet ihn auf seiner Brust. „So du liegst gut?"

„Sehr gut."

Sie schläft auch wirklich ein. Ihr Kopf muß sich aber heben und senken bei seinen Atemzügen. Und als sie sich im Schlaf ein wenig umdreht und davon erwacht, rollt auch er sich mehr zur Seite.

Nun lauscht sie seinen leisen, ruhigen Atemzügen. Sie weiß nicht wie lange. Aber schlafen kann sie nicht. Sie wartet. Ihr Blut ist in Unruhe.

Plötzlich schrickt Bengt zusammen. Und sitzt im Nu aufrecht.

„Oh, denke doch, in Ferch, auf der Bank, da habe ich . . ." Er tastet im Dunkeln die Tasche ab, die er als Kopfkissen benutzt hat. „Nein, o denke doch, sie ist nicht da!"

Sie ist so erschrocken, daß sie kaum sprechen kann. „Wer — wer ist nicht da?"

„Meine Uhr. Die goldene Uhr. Oh, ich nehme sie sonst nie mit."

Allmählich findet sie sich zur nüchternen Gegenwart zurück. „Du bist sicher, daß du sie mithattest?"

„Aber du weißt, im Wald, wo rief der Pirol, weißt du nicht —?"

„Ja, ich erinnere mich. Da hattest du die Uhr in der Hand."

„Oh, das ist schlimm. In zwei Stunden, wenn die Sonne ist da, dann die Leute sie sehen, und weg ist sie. Meine goldene Uhr."

„Vielleicht hebt sie einer auf," will Dolores trösten.

„Oh, wir müssen sogleich wieder hin."

„— — Jetzt?!"

Zum Ärger der Insassen der übrigen Zelte wird von diesen Spätankömmlingen nun schon Tag gemacht, stundenlang vor Sonnenaufgang. Dolores hilft, so gut sie's versteht. Ihre Hände sind recht ungeschickt geworden. Sie hat auch grausame Kopfschmerzen.

Endlich sind sie wieder auf dem Wasser. Aber in der Morgendämmerung will Dolores nun alles, was noch vor wenigen Stunden so lockend und poetisch war, grausam nüchtern erscheinen.

Allmählich packt der alte Trainingseifer sie wieder an. Sie setzt den Riemen taktmäßig ein, genau wie der Bootsgenosse. Auf das, was er sagt, hört sie gar nicht mehr. Sie entschuldigt sich: Kopfschmerzen.

Gerade spielt der erste Sonnenstrahl über den Schwielowsee, da landet ihr kleines Boot in Ferch. Bengt Larsen springt heraus und stürzt auf die Bank neben der ersten Wirtschaft zu. Richtig, unter der Bank liegt die goldene Uhr. Sie ist unbeschädigt, sie geht auch noch. „Du weißt, im Wald, ich hab' sie aufgezogen!" frohlockt er. Er ist glücklich wie ein Kind. „Du freust dich auch, Minna, freust du dich nicht?"

Digitized by Google

„O — sehr, Bengt!“ beeilt sie sich zu versichern.

Die um die Ohren geschlagene Nacht macht sich nun rasch in der Frühsonne geltend. Sie suchen sich am Freibad einen neuen Ruheplatz aus. Aber ins Zelt mag Dolores nicht mehr. Er braucht es gar nicht erst aufzuschlagen. Sie friert, sie braucht die Sonne.

Und nachdem sie ausgeschlafen haben, beide, schlägt Dolores vor, daß sie die Tour nach Brandenburg aufgeben, denn sie sei geradezu gerädert . . . Oder noch einfacher wäre die Lösung: „Du machst die Tour allein und ich fahre mit der Bahn zurück.“

Er ist untröstlich, daß sie nicht den ganzen zweiten Feiertag mit ihm auf dem Wasser bleiben will. Aber er hat sich doch so auf die Fahrt nach Brandenburg gefreut — und morgen früh beginnt seine Arbeit schon wieder — also willigt er schließlich ein.

„Ein andermal, Minna, dann ich lasse auch die Uhr zu Hause.“

„Ein andermal!“ sagt sie melancholisch.

Sie trennen sich in alter Freundschaft. Er will sie auf den Mund küssen, aber sie überläßt ihm nur die Wange.

Im Rückgrat wie zerschlagen, fährt sie heim. Und dieser stechende, bohrende Schmerz in den Schläfen!

Aber es ist noch anderes, was sie schmerzt und quält. Es ist Scham. Und Ärger.

*

Liebes Fräulein Scholz! — Haben Sie schönen Dank für Ihre Zeilen. Am 22. September wird Fräulein Sörensen nach Deutschland übersiedeln. Bleibt ihr Gesundheitszustand so vortrefflich, wie er jetzt ist, dann wird sie zunächst in Berlin wohnen, in einer Privatpension, die ich schon ausgesucht habe. Nur die härtesten Wintermonate soll sie wieder im Engadin zubringen. Ich rechne also damit, daß Sie sich von Mitte September ab für sie frei halten. Fräulein Sörensen wünscht keinen Domestiken, keine Jungfer, sondern ein gebildetes, nettes Fräulein, das ihr Gesellschaft leisten kann und ihre Sprache versteht. Sie sollen neben Ihrem Dienst bei Fräulein Sörensen noch genug Zeit übrig behalten, um sich selbst weiterzubilden, wenn Sie Wert darauf legen, was wir nach Ihrem Eifer, Schwedisch zu treiben, annehmen möchten. Ich bin spätestens Mitte September in Berlin. Meine Adresse ist dann die der Bank, mit dem Zusatz Persönlich. Eine Bestätigungszeile erwartet Ihr bestens grüßender

Dr. H. Stritt.“

Dieser Brief, mit dem Poststempel Buenos Aires, gibt Dolores wieder einen gewissen inneren Halt. Sie kam sich nach ihrem Pfingstabenteuer schon wie ein verlorenes Korkstückchen auf Brackwasser vor.

Selbstverständlich wird sie Herrn Doktor Herbert Stritt nun über nichts mehr im unklaren lassen. Er soll wissen, daß nur die nackte Not sie in die untergeordnete Dienststellung bei seinen Eltern getrieben hat. Sie wird ihm Aufschluß über ihr ganzes Leben, über die Wechselwinde, in deren Gewalt es stand, geben: ging's ihrem Vater leidlich, dann fand sie in einer guten Schulpension Unterkommen, hatte er Pech in seinem unsicheren Agentenberuf, dann blieb er das Vierteljahrsgeld schuldig, und sie mußte schon als halbes Kind da und dort Arbeitsdienst tun, um den Unterhalt für sich selbst zu verdienen. Sie hat es schwerer als andere gehabt, so vielen Widerständen zum Trotz ihr Abiturium zu machen. Wäre nicht das Stipendium der bayerischen Stiftung gekommen, dann hätte sie's ja niemals wagen können, ihr Studium zu beginnen. Das Stipendium für Theologie, Medizin, Philologie und Rechtswissenschaft war dort schon vergeben; das für Nationalökonomie war noch frei, sie griff also rasch zu, obwohl sie viel lieber neue Sprachen studiert hätte. Die Wahl brauchte sie auch jetzt noch nicht zu bereuen, wenn sie nur eine Aussicht vor sich sähe, nach der Diplom-Prüfung noch die beiden für die Promotion als Dr. rer. pol. erforderlichen Semester durchhalten zu können. Denn dieser Beruf kann gerade einem vom Schicksal schon weidlich gebeutelten Menschen eine tiefe innere Genugtuung geben. „Ihr Anerbieten nehme ich mit wirklicher Freude an, — wenn Sie es noch aufrecht erhalten wollen, nachdem ich Ihnen diese Geständnisse gemacht habe. Ich würde in meinem Dienst bei Fräulein Sörensen bemüht bleiben, mir die Freistunden, die Sie mir für meine Weiterbildung gewähren wollen, durch ‚ehrliche und treue Pflichterfüllung‘ — wie mein letztes Zeugnis es ausdrückt — zu verdienen. Fräulein Sörensen würde von dem deutschen Studentlein an ihrer Seite gewiß nur Dank und Hilfe und keine Belästigung und Beeinträchtigung zu erwarten haben.“

Der Brief schwimmt auf dem Atlantischen Ozean, aber er braucht drei Wochen, bis Doktor Herbert Stritt ihn in Händen haben wird. Und weitere drei Wochen heißt es dann auf Nachricht warten.

Vielleicht enthält das Antwortschreiben des reichen jungen Herrn wieder eine Bareinlage oder einen Scheck. Sie würde das Geld als Vorschuß auf ihr späteres Gehalt ohne Bedenken entgegennehmen. Dann wäre

Digitized by Google

sie für die Sommermonate gesichert, könnte auf jede Dienststelle verzichten, sich wieder im Studentinnenheim einquartieren und bis zum Semesterschluß Vorlesungen hören. Unter Umständen ist Professor Authendiek inzwischen schon von seiner Amerika-Studienfahrt zurückgekehrt. Mit seiner geistigen Hilfe könnte sie's dann bald wagen, sich zur Diplom-Prüfung zu melden. Der berühmte Silberstreifen am Horizont zeigt sich ihr . . :

Aber es geht nicht an, dabei die Gegenwart mit ihrer neuesten Dienstpflicht zu vergessen. Und diese neueste Dienstpflicht macht ihr nun leider fast jeden Nebenverdienst im Schönheitssalon unmöglich.

Frau Täschner hat nämlich von Herrn Doktor Preuß einen mehrfach prämierten Tschin zur Pflege erhalten. Bobby ist eigentlich eine Karikatur von einem Hund; man muß schon grundgelehrter Kynologe sein, um die außerordentliche Schönheit dieses Prachtexemplars voll zu begreifen. Herr Doktor Preuß hat seinem Chef, dem vielbeschäftigten Rechtsanwalt, das Tier, das in einem Prozeß eine Rolle spielt und sich gewissermaßen in Zwangsschutz befindet, abnehmen müssen, weil der Chef in seiner Wohnung laut Mietvertrag keine Hunde halten darf. So ist der berühmte Tschin Bobby in die Nürnberger Straße gelangt. Frau Täschner findet auch dieses haarige Zwergungeheuer „goldig". Irgendwelche Schwierigkeiten erwachsen ihr ja aus dem neuen Mitbewohner nicht, denn selbstverständlich muß Mademoiselle Minna für Bobby sorgen. Wofür ist Mademoiselle eigentlich da? fragt sie sich jetzt schon manchmal mit einigem Groll. Das bißchen Hausarbeit rechnet ja kaum (gewiß, es ist auch noch im Schönheitssalon die Sauberhaltung aller Apparate hinzugekommen) — und für ihre Aushilfe bei einzelnen Kunden erhält sie außer gelegentlichen Trinkgeldern noch die reichlichen Prozente, das ist freiwillig übernommene Nebenarbeit, rechnet also erst recht nicht. Es ist daher selbstverständlich, daß Mademoiselle künftighin den Tschin betreut. Das bedeutet indes für Dolores eine arge Einschränkung. Bellen darf Bobby nicht — er bellt aber, sobald man ihn allein läßt. Die treue Pflegerin müßte das Prinzenbett des verzärtelten, zitternden kleinen Köters also geradezu auf Schritt und Tritt bei sich führen. Die Inhaberin der Fremdenpension über dem Entresol hat schon energische Schritte angedroht, wenn die nervenschwache Dame, die die beiden Eckzimmer innehat und sowieso nur mit künstlichen Mitteln ein bißchen Schlaf finden kann, immer und immer wieder durch das verdammte Bellen dieses giftigen Hundeviehs im Einschlafen gestört wird, jeden Nachmittag und jeden Abend. Frau Täschner darf sich's mit ihrer Überwohnerin aus hundert Gründen nicht verderben, also wird Mademoiselle Minna stürmisch und dringlich verwarnt, zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male. Und Dolores darf sich nun überhaupt kaum aus der Wohnung rühren. Die ordnungsgemäß eingestellten Assistentinnen von Frau Täschner freuen sich darüber sehr herzlich, denn Mademoiselle Minna kann jetzt nicht mehr jeden Augenblick herüberflitzen und andern Zeitgenossinnen ihr Brot wegstibitzen. Verschiedene Damen freilich sind außer sich darüber, daß bei Täschners junge Hunde den ältesten Kundinnen vorgezogen werden, und das Verhältnis zwischen ihnen und der Patronin, zwischen dieser selbst und Mademoiselle — und schließlich zwischen Mademoiselle und dem Tschin Bobby — wird recht gespannt.

Und an dem Abend, an dem Dolores den Anruf von Frau von Holleyn erhält, die dringende Anfrage, ob sie sofort einmal, wenn auch nur auf eine Viertelstunde, zu ihr nach der Kaiserallee kommen wolle (Auto hin und zurück wird vergütet), ereignet sich in dem Hundeleben der Nürnberger Straße ein richtiges kleines Drama.

Dolores hat keine Ahnung, was Frau von Holleyn von ihr will. Natürlich bringt sie den Anruf irgendwie mit Theo zusammen. Aber woher sollte denn Theo ihren augenblicklichen Aufenthalt wissen? Sie sucht der am Telefon sehr geheimnisvoll, wenn auch sehr liebenswürdig verhandelnden Dame irgendeinen Hinweis abzulocken. Aber Frau von Holleyn meint: „Sie können ja mit dem Auto in wenigen Minuten hier eintreffen — es ist dringend, Mademoiselle, — ich glaube, es wird für Sie selbst von Wert sein!" Und hängt ab. Dolores ist von ihrer eigenen Beunruhigung viel zu stark gepackt, als daß sie die ihres kleinen Quälgeistes und damit die der nervenschwachen Überwohnerin bedenkt, die heute abend nach dem dritten Veronal noch immer keinen Schlaf findet. Sie läßt die Wohnung, läßt Bobby und ihre Pflicht im Stich, und es passieren in ihrer Abwesenheit unangenehme Dinge. Frau Täschner sitzt mit Herrn Doktor Preuß am Kurfürstendamm bei Kempinski, und die Köchin tanzt in Halensee, sie ahnen vorläufig nichts.

*

Das Haus in der Kaiserallee ist schon geschlossen, als das Droschkenauto vorfährt. Der Portier läßt die junge Dame, die nach Frau von Holleyn fragt, ein, macht Licht

Digitized by Google

Schiffszieher. Gemälde von L. Broquet

Digitized by Google

Digitized by Google

und befördert sie im Aufzug drei Treppen hoch. Ein tadelloser Diener empfängt sie. „Mademoiselle Scholz? — Jawohl, die Frau Baronin erwartet Mademoiselle."

Eine ganze Flucht von Zimmern öffnet sich. Das sind wahre Säle. Dolores hat bei ihren Abendaushilfen im neuen Westen eine Anzahl sehr luxuriöser Wohnungen zu sehen bekommen, aber noch nie solchen Prunk.

In einem kleineren Salon, der intimer gehalten ist als die Repräsentationsräume, in die Dolores den ersten Einblick getan, liegt Frau von Holleyn auf einem Halbdiwan und liest, d. h. sie treibt Nagelpflege, das Buch liegt nur aufgeschlagen da. Eine Spitzendecke ist über den Lampenschirm von melonenfarbener Seide gebreitet. Der warme Schimmer bemalt den zarten Teint der tizianblonden Frau. Sie erscheint Dolores noch immer hübsch, wenn man ihre einundvierzig Jahre in Betracht zieht, vor allem außerordentlich gepflegt. Eine wirkliche Schönheit ist sie durchaus nicht. Dolores kennt ja auch längst all die Mittel, die von diesen reichen und verwöhnten Frauen, welche durchaus nicht alt werden wollen und können, angewendet werden . . .

„Also liebes Fräulein, es handelt sich — bitte, setzen Sie sich doch — um eine sehr pressante Angelegenheit. Hören Sie einmal zu. Ich will mich nicht länger ärgern."

‚Aha, jetzt kommt es!' denkt Dolores und sitzt wie auf Nadeln.

„Ich habe es nicht nötig, eine teure Hausdame zu bezahlen, die mit Herren meiner Bekanntschaft hier in meinem Hause ein Techtelmechtel anfängt, und daneben noch ein Hausmädchen, das in der Colibri-Bar — oder war's die Barberina? — in meinem teuersten Abendkleid erscheint und sich auch noch Rotwein und Sekt auf den Seidensamt gießen läßt . . . Das werden Sie doch zugeben, nicht wahr? . . . Nun hat mir die Gräfin Nast Sie aufs angelegentlichste empfohlen. Sie können alles, was eine Jungfer können muß, nicht wahr? Sie verstehen auch ein wenig Französisch? Ich lasse nur bei der Körber arbeiten, Tiergartenstraße, also kommt Schneidern bei mir gar nicht in Betracht. Die Stellung ist gut. Ich zahle Ihnen hundertundzehn Mark, damit können Sie zufrieden sein, nicht wahr? Geizig bin ich nicht, also sagen wir hundertundzwanzig. Ich habe Frau von Pöchlarn ersucht, mein Haus zu verlassen. Ein Hausmädchen an Fannys Stelle ist jeden Augenblick zu finden, man ruft morgen früh ganz einfach bei der Vermietsfrau an. Aber es läge mir daran, daß Sie sofort bei mir eintreten. Meine Freundin sagt mir, daß Sie bei Frau Täschner sowieso nicht die richtige Verwendung fänden. Sie haben die Gräfin Nast öfters behandelt, nicht wahr? Sie ist sehr zufrieden mit Ihnen gewesen und von Frau Täschner weggegangen, eigens deshalb, weil Sie nicht mehr in den Salon gekommen sind. Das ist doch allerhand, nicht wahr? Vielleicht fahre ich bald nach Ostende, ich weiß es noch nicht genau, dann hätten Sie richtige Ferien hier, denn ich nehme diesmal niemand auf Reisen mit. Natürlich muß ein zuverlässiger Mensch in der Wohnung bleiben. Wollen Sie noch Bedenkzeit, Mademoiselle Scholz? Am liebsten wäre mir's ja, wir würden jetzt gleich handelseins, nicht wahr?"

Dolores hat lang genug Bedenkzeit gehabt, denn Frau von Holleyn scheint gewohnt zu sein, auf Dialoge zu verzichten, sie spricht lieber ganz allein.

‚Welch drollige Vorstellung,' überlegt Dolores, ‚daß ich diese abenteuerlich reiche Frau, über die sich Hunderte, nein Tausende den Mund zerschlagen, auf diese Weise kennenlernen soll! Sie mit meinen eigenen Augen sehen — nicht mit denen eines vielleicht Verblendeten, wie es Theo sein mag!' . . . Sie hat die Bilder, die auf dem Diplomatenschreibtisch stehen, in aller Ruhe betrachten können. Es sind lauter großformatige Photographien mit Widmungen von berühmten oder schönen Männern, Größen des Films, der Konfektion, der Finanz. Frau von Holleyn veranstaltet wohl viel festliche Empfänge in diesen glänzenden Räumen. Sie hat einen ‚Salon', den zu besuchen für Modeberühmtheiten keine Schande ist, denn man wird da in guter Umrahmung gesehen . . . Dolores hat erwartet, auch ein Bild von Theo hier zu entdecken. Ihr Blick schweift von der stattlichen Versammlung auf dem Diplomatenschreibtisch, in der er sich nicht befindet, weiter zum Konzertflügel. Richtig: in einem schmalen Goldrahmen steht da der ‚Läufer von Marathon' — die Aufnahme Theos, die in großem Format damals zum Sportfest veröffentlicht worden ist. In seinem knappen Läuferdreß wirkt er fast wie ein Akt. Man kann ihm schon eine wahrhaft klassische Gestalt nachrühmen. Gegen den edlen Kopf, den stolzen Ausdruck, die großen, hellgrauen Augen, in denen geradezu etwas Fanatisches liegt, — dagegen kommt die blonde Marzipanschönheit des kindlich-einfältigen Bengt Larsen denn doch nicht auf.

„Also abgemacht, liebes Fräulein Scholz. Natürlich bekommen Sie auch das Zimmer von Frau von Pöchlarn. Kommen Sie gleich einmal mit, ich zeige Ihnen alles. Der Diener hat gebeten, bei seinem Zunamen Hiller gerufen zu werden. Er ist mit der Köchin

Digitized by Google

verheiratet. Tadellose Leute. Dem Bruder von Frau von Pöchlarn, der Direktor bei den Rusch-Werken ist, kann ich natürlich kein Wort davon sagen, wie die Dame sich mir gegenüber benommen hat. Er würde es kaum glauben. Übrigens hat ihn die Gräfin Nast heute früh gleich angerufen. Wenn Sie noch irgendwelche Wünsche haben, so sagen Sie's, nicht wahr? Für die Leute sind Sie Mademoiselle. Das gibt den erforderlichen Abstand. Und natürlich benutzen Sie die Vordertreppe, ebenso wie Frau von Pöchlarn sie benutzt hat. Also hundertfünfundzwanzig Mark den Monat, Mademoiselle. Sie telefonieren mir morgen früh, sobald Sie sich mit Frau Täschner auseinandergesetzt haben. Ich sehe, wir werden sehr gut miteinander auskommen, nicht wahr?"

Dolores ist entschlossen, das Wagnis auf sich zu nehmen.

Ein Studium steht ihr bevor, das vielleicht stärkere Nerven voraussetzt, als sie sie besitzt. Aber voraussichtlich ist es die letzte Etappe auf diesem abenteuerlichen Weg. Allerdings ist es eine Etappe auf feindlichem Boden.

Theo hat ihr Kampf angesagt.

*

Als Dolores zur Nürnberger Straße zurückkehrt, erhält sie ihre dritte fristlose Entlassung.

Durch eine Lüftungsklappe ist die mächtige Katze des Pförtners in das Täschnersche Entresol eingedrungen. Bobby, der sich in seiner Verlassenheit schon heiser gebellt hat, springt aus dem seidegefütterten Körbchen, das ihm als Bett dient, und faucht das funkeläugige Tier an. Die schwarze Katze setzt sich auf den Schwanz und beginnt dem preisgekrönten Tschin kurze, flinke Ohrfeigen mit den Vorderpfoten zu erteilen. Darauf entsteht bald eine leidenschaftliche Katzbalgerei, die mit allerlei Unglücksfällen und fatalen Nebengeräuschen verknüpft ist: das Tischchen mit Frau Täschners Aquarium fällt um, ein Vorhang, in den die Katze sich verkrallt, wird mitsamt der Stange heruntergerissen, die große japanische Vase geht in Scherben (zum Glück stammt sie nicht aus Japan, sondern aus dem Warenhaus). Der Lärm wird in der Fremdenpension vernommen, die Pensionsinhaberin kommt zornentbrannt an die Entresoltür und klingelt, wohl zehnmal, immer länger und energischer, weil niemand öffnet, und schließlich ruft der Pförtner, der Frau Täschner mit Herrn Doktor Preuß hat ins Auto einsteigen sehen, bei Kempinski an, wo die Inhaberin des Schönheitssalons natürlich allbekannt ist. Acht Minuten darauf erscheint sie, den Geschmack von Krebsen, Spargel und Erdbeerbowle noch auf der Zunge, in ihrer Wohnung und stellt die ungeheuerliche Zerstörung ihres Salons und ihres Vertrauens in die Zuverlässigkeit von Mademoiselle fest.

Der Tschin bedarf der Behandlung durch den Tierarzt. Die Katze verkriecht sich und wird ein paar Tage lang nicht gesehen.

Dolores ist — nachdem Frau Täschner sich die wütendste Entrüstung vom Herzen gewälzt — ehrlich genug, über ihre Abmachungen mit Frau von Holleyn zu berichten. Worauf Frau Täschner am liebsten die sofortige Entlassung wieder zurücknehmen möchte. Aber sie will sich's vor allem mit der Gräfin Nast nicht dauernd verschütten. Nur fällt es ihr nicht im Traume ein, auch nur einen Pfennig Gehalt über den heutigen Tag hinaus zu zahlen; und von Kostgeld kann selbstverständlich keine Rede sein.

„Nein, nein, Frau Täschner, das hätte ich ja auch gar nicht beansprucht. — Dann ziehe ich also morgen."

„Bitte!" sagt Frau Täschner kühl und hebt die Schultern hoch.

Als sie das unterbrochene Frühlingsmahl bei Kempinski mit Herrn Doktor Preuß fortsetzt, verschweigt sie die Blessuren, die der preisgekrönte Tschin davongetragen hat, sie läßt von dem bowlenschwelgenden Freund, dessen Augen schon ganz klein geworden sind, nur die Wunden bedauern, die ihrem armen, vielgeprüften Hausfrauenherzen heute abend wieder geschlagen wurden.

„Auf wen ist noch Verlaß, mein Freund?" sagt Frau Täschner voller Wehmut.

Ein Knie lehnt sich an das ihre. Zwei kleine Äuglein weiten sich zu treuen Sektaugen. Und eine etwas unsicher gewordene Stimme gibt die in dieser Sekunde einzig berechtigte und erwartete Versicherung ab.

*

Dolores läßt sich von Herrn und Frau Hiller, die sehr schnell mit ihr kordial werden möchten, keinerlei Klatsch über die gemeinsame Prinzipalin auftischen. Aber am Nachmittag kommt das von der Vermietsfrau geschickte neue Hausmädchen an, und es ergibt sich, daß Hede schon früher einmal hier im Hause Dienst getan hat. Da sind zwischen ihr und dem Ehepaar Hiller natürlich hundert Fragen und Antworten nötig, beiderseits, um wieder gründlich Bescheid zu wissen. Und Dolores muß sich wohl oder übel wenigstens einen Teil davon mit anhören.

Da werden zunächst allerlei seltsame Geschichten erzählt von Frau von Pöchlarn und von Fanny. Und von dem Herrn Soundso,

Digitized by Google

der auf der ‚Resolute' die Weltreise mitgemacht hat, auf Kosten der Baronin natürlich, und sich schon acht Tage nach der Rückkehr nicht gescheut hat . . . Nein, ist es die Möglichkeit?! . . . Und die Baronin hat vorige Woche einen wunderschönen neuen Maybach gekauft, blaulackiert, und Chauffeur ist ein russischer Großfürst . . . Und wahrscheinlich fährt sie schon bald nach Ostende. Aber diesmal ohne Gesellschafterin und ohne Jungfer. ‚Von diesen Leuten hat man unterwegs ja nur Ärger!' Nein, bloß den Maybach und den Chauffeur nimmt die Baronin mit. Aber meistens steuert sie ja selbst.

Na, und Hede? Kommt sie nun wirklich von zu Hause? Oder darf man nicht fragen?

Gegen diese Hede hat Dolores einen gewissen Argwohn. Vielleicht tut sie ihr unrecht. Aber hernach, als sie die Papiere des Hausmädchens durchsieht, um die polizeiliche Anmeldung auszuschreiben, was Frau von Holleyn ihr übertragen hat, entsinnt sie sich plötzlich einer dunklen Begebenheit im Norden Berlins. Hede hat ziemlich lange Zeit privatisiert; ihre letzte Stelle war die als Hausmädchen bei der Familie Petrigkeit. Am Todestag von Lies ist Hede ins Krankenhaus gekommen. Jene Szene in der Frühdämmerung gewinnt wieder Leben: das angetrunkene Flittchen im Sonntagsstaat auf dem Fußboden neben dem Wohnungseingang von Frau Postulat . . .

„Sie kennen die Hede von früher?" fragt Dolores die Köchin verbindlich.

„Ach Jott, Mademoiselle, sie is 'ne janz helle und nette Person. Bloß en bisken mannstoll. Wenn so eener sie an die Strippe hat, denn macht sie leicht mal Dummheeten. Da muß man auf ihr acht jeben."

„Sie trinkt?"

„Na, det wäre ja nu das wenigste. Wat die Erna von unten is, die meent: sie klaut. Na, und dabei haben sie ihr wohl ertappt."

„Die Kriminalpolizei?"

„Jawoll doch, die Jrünen. Die Hede sagt, sie war jetzt zu Hause, um ihre Mutter zu helfen. Det jloobt ihr aber doch keene Wachtel nich. Sie wird ebent 'n paar Monate in aller Stille abjemacht haben."

„Gefängnis?!"

„Tja, immerzu Bewährungsfrist, det jibt's auf die Dauer ooch nich."

„Da muß man der Baronin doch einen Wink geben."

„Lieber nich, Mademoiselle. Uffpassen is besser. Und die hält ja niemals lang auf eene Stelle aus. Aber verpfeifen will man ihr ooch wieder nich. Sonst hat man plötzlich ihren Kerl auf'm Halse, man weeß nich wie."

„Was sagt Hiller dazu, Ihr Mann?"

„Ach, der kommt jleich mit's Soziale. Nach den seine positive Weltanschauung da jibt's überhaupt keene Verbrecher nich. Det sind bloß arme Luderjch, meent er."

In dem luxuriösen Haushalt fühlt sich Dolores also von vornherein recht unbehaglich. Sie hält auch das Ehepaar Hiller für ganz geriebene Leute, die ihren Vorteil nach jeder Richtung hin wahrnehmen. Keinesfalls kümmert diese beiden das Interesse ihrer Herrschaft. Sie halten immer zusammen mit denen aus den „Katakomben", und es heißt für sie: eine Hand wäscht die andere. Unheimlich groß ist die Kluft, die diese arme Reiche von ihrer Umgebung trennt.

Das Leben, das Frau von Holleyn führt, ist übrigens doch ganz anders, als man's im Schönheitssalon der Frau Täschner zu kolportieren liebte. Die beflissenste Klatschbase dort war noch dazu die beste Freundin der Frau von Holleyn.

Gab es denn überhaupt ein Laster, das Frau von Holleyn nach den dunklen Andeutungen der Gräfin Nast nicht besaß? — Und was überblickt Dolores nun? Nichts anderes als das arme Durchschnittsdasein einer einsamen Frau, die zu früh altert, weil sie zu lange jung erscheinen will.

Frau von Holleyn besitzt eine gesellige Natur. Sie ist in ihrer ersten Jugend, als Mannequin, gewiß keine Vestalin gewesen. Aber Sinnlichkeit war wohl ihre am wenigsten ausgebildete Veranlagung. Vielleicht hat gerade die kühle Kunst der Selbstbeherrschung ihr den äußeren Aufstieg gebracht. Der abenteuerreiche Herr Werner Bennewitz würde jedenfalls nie auf den Gedanken gekommen sein, sie zu heiraten, wenn sie ihm gegenüber nicht sehr, sehr spröde gewesen wäre. Und auf Herrn von Holleyn übte sie wohl gerade als schmerzvoll trauernde Witwe den starken Reiz aus, der ihn bewog, sie zu trösten und ihr Herz und Hand und ein noch schätzenswerteres Vermögen darzubieten.

Über Freunde verfügt die Doppelwitwe nicht — noch weniger über Freundinnen, obwohl das Haus oft voller Gäste ist. Die spärlichen Verwandten ihrer beiden Männer haben sich mit ihr bitter verfeindet, weil sie ihr die Erbschaft nicht gönnten. Wer immer in den Daseinskreis von Frau von Holleyn eintritt, der rechnet mit ihrem Reichtum — oder doch mit den durch ihren Reichtum verbundenen Beziehungen — und sucht sie für seine Zwecke auszunutzen.

Dolores hat das Vertrauen von Frau von Holleyn durchaus nicht gesucht. Sie hat nur als stiller, kühler Beobachter eine Zeitlang

Digitized by Google

hier bleiben wollen, während sie die von ihr gewünschte Arbeit pflichtgemäß leistete. Aber Frau von Holleyn ist so begeistert von ihrer neuen Hausgenossin, daß sie sie von Tag zu Tag stärker an sich zu fesseln sucht. Mademoiselle gilt hier nicht als ihre Jungfer, sie ist viel eher ihre Gesellschafterin zu nennen, als es Frau von Pöchlarn jemals war. Endlich hat Frau Lu jemand, dem sie ihre Sorgen anvertrauen kann, hat jemand, der ihr rät, der Wissen besitzt, der von der Welt mehr kennt, als ihre Teesalongäste und Bridgespielerinnen und Tennisklubfreunde, die ja keine andere Unterhaltung kennen als: die gerade abwesenden Bekannten durchzuhecheln. Und das so ganz seltene Talent von Mademoiselle Minna schätzt Frau von Holleyn besonders: sie kann zuhören.

Es gelangen Briefe an Frau von Holleyn, in denen sich die unverschämteste Bettelei äußert. Dagegen war selbst die Korrespondenz, die in der Villa Stritt vom Privatsekretär und von der Hausdame morgens immer durchgesehen wurde, noch bescheiden zu nennen. Und die plumpsten Anerbietungen, sich an diesem oder jenem abenteuerlichen Geschäft zu beteiligen, werden ihr gemacht. Heiratsvermittler, Verbände und Agenten jeder Art suchen mit ihr Anknüpfung. Frau von Holleyn läßt ihre geschäftlichen Angelegenheiten von einem Rechtsanwalt bearbeiten, aber zu ihrem Unglück — und zu seiner Entrüstung — hat sie neuerdings alles Vertrauen zu ihm verloren. Sie ist ja erst seit wenigen Jahren im Besitz der beiden Erbschaften. Auch früher hat sie zwar niemals kleinlich rechnen müssen, aber mit dem großen Kapital ist doch erst die Sorge einer gewissen Verantwortung an sie herangetreten. Wem soll sie glauben? Wessen Rat soll sie folgen? Macht sie nicht immer alles falsch? Betrügt sie dieser? Betrügt sie jener? Sie weiß es nicht. Sie ist jetzt erst dabei, sich mühsam in dieser krausen Welt der verschiedensten finanziellen Transaktionen, der Aktiengeschäfte, der Grundstückspekulationen, der Börsenmanöver zurechtzufinden. Das ist noch ein sehr ängstliches Tasten. Fragen darf sie nie, denn jeder, den sie fragt, will gleich mitgewinnen.

Frau von Holleyn ist erstaunt über die großen Kenntnisse, die ihre Gesellschafterin auch auf wirtschaftlichem Gebiet entwickelt. Mademoiselle meint, börsentechnisch sei auch sie nicht im geringsten vorgebildet, — aber sie weist doch ohne weiteres auf ein paar Widersprüche hin, die sich in den Angaben des Rechtsanwalts über die Bonität eines neuen Papiers befinden: man braucht ja nur den Börsenteil der Zeitung aufzuschlagen und dort über diese Emission nachzulesen. Ein allzu blindes Vertrauen ihrem Rechtsanwalt gegenüber sei keinesfalls am Platze. Es würde sich vielleicht bezahlt machen, die Geschäfte, die er für sie abschließt, alle vierzehn Tage einmal von einem Bankfachmann nachprüfen zu lassen. „Ach, liebe Mademoiselle, große Bankiers und reiche Bankierssöhne haben mir das schon angeboten und sind zu mir zum Tee gekommen, — aber von Papieren wollten sie dann durchaus nicht reden, sie haben immer nur von meinen seidenen Strümpfen angefangen, und so weiter!“ Dolores meint: es gebe doch auch ernste und tüchtige Bankangestellte, die glücklich wären, sich für eine solche Nebenarbeit vierteljährlich ein paar hundert Mark zu verdienen. Dieser Gedanke ist Frau von Holleyn noch nie gekommen. Sie findet ihn großartig. Aber hernach steht sie doch davon ab: „Ich bin nicht etwa zu geizig dazu, liebe Mademoiselle, bloß, ich frage mich, wofür bezahle ich dann meinem Rechtsanwalt die hohen Gebühren?“ Sie hat die unglückliche Veranlagung, niemals einen festen Entschluß fassen zu können.

Ihre Liebesabenteuer zeugen von derselben Mutlosigkeit. Im Grunde ist sie ein echtes, rechtes Philisterweibchen. Sie verliebt sich wohl — zeigt es dann vielleicht gar zu deutlich — und zuckt sofort zurück, wenn der von ihr herausgeforderte Angriff naht. Sie fürchtet die üble Nachrede, will sich vor ihr schützen — und gibt ihr in Tun und Lassen fortgesetzt Nahrung.

Mehrmals bricht sie in Tränen aus, während sie ihrer sehr zurückhaltenden, oft fast ängstlich ablehnenden Gesellschafterin über derlei arge Mißverständnisse beichtet.

Einen großen Schmerz hat ihr Doktor Conny Berth angetan. Sie hat ihn im Golfklub kennengelernt. „Er ist ein ganz junges Bürschchen, ich habe gern mit ihm Golf gespielt, weil man ihm viel absehen kann, mehr noch als dem schottischen Trainer, nicht wahr? Aber ich habe doch nie daran gedacht . . . Ich und er! . . . Er ist dreiundzwanzig, hat eben erst seinen Doktor gemacht und ist Junger Mann bei der Bank von Stritt, und ich bin — nun, doch schon Mitte dreißig, immerhin . . . Sehen Sie, dort in der Ecke haben wir beim Tee gesessen, er sollte mich einweihen, wie man Kurszettel liest, und da ist er doch wirklich so dreist geworden, als ob ich eine aus der Bar wäre, die er auf ihrer sturmfreien Bude besucht . . Und weil ich ihm die Tür weise, doch selbstverständlich, nicht wahr, da bringt er hinterher aus Rache die infamsten Verleumdungen über mich auf . . . Ich könnte Ihnen

Digitized by Google

Dinge erzählen, unerhört! . . . Ja, was vermag dagegen eine alleinstehende Frau zu tun, Mademoiselle?"

„Heiraten Sie, Frau Baronin!"

„Gott, ich beschäftige mich ja schon mit dem Gedanken. Ganz natürlich, nicht wahr? Manchmal vielleicht viel zu sehr. Aber es geht mir sonst so ausgezeichnet. Und verschlechtern will man sich doch nicht. Stellen Sie sich bloß vor, Mademoiselle, wer alles auf mich Jagd macht, meines Geldes halber."

„Eine so schöne und elegante Frau wie Sie, Frau Baronin, würde wohl auch ohne den großen Besitz Eindruck machen können."

„Das hoffe ich auch. Immerhin. Aber das Geld ist nun einmal da, nicht wahr? Und da weiß man doch nie . . . Und womöglich gerät man an einen leichtsinnigen Patron, der einem das Geld abluchst, alles durchbringt und einen obendrein betrügt, nicht wahr? Nein, die wirklich ideale Liebe, so wie ich sie mir denke, finde ich nie." Sie seufzt tief auf. „Ich habe schon ein paarmal daran gedacht — aber nein, das ist zu romantisch, Sie lachen mich aus — man müßte einen ganz einfachen, armen Menschen finden, den man gern hat und der es gut mit einem meint, nicht wahr?"

Dolores lächelt unsicher. „Haben Sie den etwa schon gefunden?"

„Nein. Ich war einmal nahe daran, ein einziges Mal, aber . . ." Sie schüttelt energisch den Kopf. „Und dann dachte ich in Genua, wo ich von der ‚Resolute' an Land kam, das Schicksal wollte mich n o c h einmal auf die Probe stellen. Also gut, in Genua stand mein Wagen. Ich wollte das Gepäck und Fanny mit der Bahn heimschicken und mit Frau von Pöchlarn im Auto über die Alpen fahren. Mein Chauffeur lag mit Kolik im Krankenhaus, er hatte die Austern in Genua nicht vertragen, und ich mußte einen neuen suchen. Da besorgte mir das Hotel einen reizenden jungen Russen, der alle Sprachen beherrscht und vorzüglich steuert. Nun, Sie kennen ihn ja: Georgewitsch. Sehen Sie, diesen Menschen hätte ich auch gewiß liebhaben können. Er würde so im Alter etwa passen. Einunddreißig und ein halb. Aber da heißt es nun: er sei ein russischer Großfürst im Exil."

„Das stimmt tatsächlich?"

„Man kann ihn doch nicht fragen."

Dolores wiegt den Kopf hin und her. „Ich habe in Berlin W. schon von so viel russischen Chauffeuren gehört, sie seien heimliche Großfürsten, — daß ich glaube, der Stammbaum der unglücklichen Zarenfamilie würde doch nicht ganz ausreichen, um uns damit versorgen zu können."

„Ach, Sie scherzen bloß darüber. Ich bin ja auch noch ganz unschlüssig, ob ich ihn überhaupt mitnehmen soll, wenn ich nach Ostende fahre. Am liebsten nähme ich ja Sie mit, liebe Mademoiselle, aber das ist nach den Erfahrungen meiner letzten großen Reise nicht geraten, — ich meine nur, weil das Haus doch Aufsicht braucht, nicht wahr? — Wissen Sie, er ist so auffallend hübsch und elegant und rassig, daß dann doch gleich wieder ein schreckliches Gerede entstünde."

„Also — eine starke Liebe, die sich darüber hinwegsetzen könnte, ist es nicht?"

„Liebe. Mein Gott, was ist Liebe? Alle Welt spricht davon. Ich bin jetzt schon — nun ja, immerhin — aber ich habe sie in meinem ganzen Leben nur ein einziges Mal kennengelernt. Und da ist sie unglücklich verlaufen. Daß ich Herrn Georgewitsch ganz gern habe, das will ich nicht abstreiten. Aber bestimmt weiß ich's nicht. Und ich kann mich doch nicht wie das erste beste alberne Gretchen ins Gras setzen und an einem Gänseblümchen abzählen: Soll ich ihn mit nach Ostende nehmen, soll ich ihn nicht mit nach Ostende nehmen? Ach, ich habe es schon furchtbar schwer, nicht wahr? . . . Ja, Sie schweigen. Raten Sie mir doch."

„Ja, Frau Baronin, ich denke, das ist dann wie in dem hübschen Volkslied: ‚Rate mir gut — doch rat' mir nicht ab!'"

„Sie sind ein Prachtkerlchen, Mademoiselle."

*

Aber wie Frau von Holleyn mit Theo Bennewitz steht, das hat Dolores bisher doch noch nicht ergründen können.

Hat er sich etwa auch so eine Abfuhr geholt wie sein früherer Intimus, der kesse Conny? (Vorausgesetzt, daß Frau von Holleyn bei ihrer Darstellung sich der historischen Begebenheit richtig erinnerte.) Auffallend ist es, daß sein Name von ihr nie erwähnt wird. Dolores reizt es, sie zum Reden zu bringen, sie legt es geradezu darauf an. Allein Frau von Holleyn hat irgendeine innere Hemmung.

Einmal steht Dolores am Flügel, den die häufig über den Zapfen streichende Hede wieder nur recht flüchtig abgestaubt hat, und nimmt ein Bild nach dem andern auf, um es gründlich zu säubern. Gerade hält sie die große Photographie des Berliner ‚Läufers von Marathon' in Händen, da merkt sie, daß Frau von Holleyn, die, auf den dicken Teppichen unhörbar, eingetreten ist, plötzlich hinter ihr steht und über ihre Schulter sich in den schönen Akt vertieft.

„Das ist ein Neffe von mir," sagt sie rasch.

Digitized by Google

„Der Kurzstreckenläufer Bennewitz," erwidert Dolores, ebenfalls Gleichgültigkeit heuchelnd.

„Sie kennen ihn?"

„Natürlich. Sein Bild war ja überall."

„Ich meine im Leben?"

„Ja. Auch. Erst zu Himmelfahrt hab' ich ihn gesehen. Wo er seiner Gruppe in dem Stafettenlauf den Sieg gebracht hat."

„Ein schöner Mensch. Ein wirklich schöner Mensch. Nicht wahr?" Frau von Holleyn ist fast ein bißchen bewegt, so will es Dolores erscheinen. Vielleicht ist sie aber auch nur geniert, denn sie macht sich sogleich an ihrem majestätischen Diplomatenschreibtisch zu schaffen, den sie sonst niemals benutzt.

Am Sonnabend liest Dolores aus dem Sportteil der Zeitung über einen Kampf zwischen dem berühmten Preußensieger Fred Thannhauser und dem Doktor Theo Bennewitz, der am morgigen Sonnabend im akademischen Sportverband ausgetragen wird.

„Das wird starken Zulauf geben," meint Dolores. „Haben Sie Ihren Neffen eigentlich schon auf der Aschenbahn gesehen?"

„O gewiß, ja. Früher." Sie schneidet sofort wieder ein anderes Thema an.

„Der Wagen soll heute nachmittag aus der Reparaturwerkstatt kommen," sagt Dolores unerbittlich. „Wenn Sie morgen also ins Poststadion fahren wollen, Frau Baronin —"

„Nein, nein, keinesfalls!"

Die schroffe Ablehnung ist auffallend.

Ein paar Tage darauf fragt Dolores unvermittelt: „Ihr Herr Neffe ist noch zu keinem einzigen Empfang hiergewesen — verkehrt er gar nicht hier im Hause?"

„Ich habe ihn nach der Reise nur einmal flüchtig beim Rechtsanwalt gesprochen. Die Verwandtschaft meines ersten Mannes hatte das Testament anfechten wollen. Da war ein greulicher Mensch, ein Archivrat Bennewitz, der behauptete, Werner wäre in Geistesumnachtung gestorben, ich hätte ihn aber noch dazu getrieben, mich zu seiner Universalerbin einzusetzen. Sie haben den Prozeß natürlich verloren. Aber im vorigen Jahr hörte ich: der einzige Blutsverwandte von Werner — außer dem greulichen Archivrat — sei in Not geraten und könne sein Studium nicht fortsetzen. Da ließ ich ihm sagen, daß ich ihm so lange, als er noch keine Berufseinnahmen hat, eine Rente aussetzen wollte. Er war damals bei mir, bedankte sich. Hübscher Mensch. Nein, sogar: schöner Mensch."

Dolores entgeht es nicht, daß die Stimme von Frau von Holleyn schon wieder unsicher wird. Sie schweigt, bleibt aber dicht neben Frau von Holleyn stehen, den ‚Läufer von Marathon' betrachtend. Sie weiß, daß nun der Augenblick gekommen ist, wo Frau von Holleyn sich offenbaren muß.

„Er ist doch mein Neffe. Immerhin. Nicht wahr? Ich freute mich natürlich, so oft er zu mir kam. Nun lag ich einmal noch im Bett, es war freilich schon zwölf Uhr, ich hatte die Nacht durchgetanzt, und wegschicken wollte ich ihn nicht. Da saß er nun bei mir, genierte sich wohl, aber ich sagte, wir seien doch Verwandte, und wir wollten einander Du sagen. Ich küßte ihn auch. Nun ja, und da mußte Fanny hereinkommen. Natürlich bin ich ein bißchen erschrocken . . . Und dann ist dieser vermaledeite Klatsch aufgekommen . . . Hat er zu Conny Berth darüber gesprochen, und hat der es wissentlich übel ausgedeutet und noch übertrieben, ich weiß es nicht . . . Aber wie ich mit Frau von Pöchlarn die letzte Auseinandersetzung hatte, da antwortet mir doch diese Dame . . . Nein, ich darf gar nicht daran denken, gleich gerät alles in mir in Fieberhitze!"

„Dann — ist es freilich besser — wenn Ihr Neffe sich nicht mehr hier blicken läßt!" sagt Dolores stockend.

„Aber ich — ich . . . Ach, ich weiß doch selbst nicht . . ." Frau von Holleyn fährt sich mit dem Spitzentüchlein über die Augendeckel, pudert aber sofort wieder nach. „Neulich haben wir einmal über Liebe gesprochen, nicht wahr? Sie sagten, eine wirklich starke Liebe würde sich schließlich auch über das Gerede der dummen Leute hinwegsetzen, nicht wahr? Und wäre ein Altersunterschied von etwa — nun, lassen Sie's acht Jahre sein, meinetwegen auch zehn — wäre der wirklich bloß des Geredes halber ein so furchtbarer Hinderungsgrund, daß er sich durch nichts überwinden ließe? Aber da bewegt man sich ewig im Kreise . . . Gut, ich fahre also nicht nach Ostende."

Eine Stunde darauf entscheidet sich Frau von Holleyn indes, die Fahrt d o c h noch auszuführen. Und zwar will sie gleich anderen Tags abreisen. Herr Georgewitsch soll sich und den Maybach fertigmachen.

*

Frau von Holleyn ist nicht direkt nach Ostende gefahren. Der arme Ausländer Herr Georgewitsch kennt noch so wenig von Deutschland, und sie will ihm Gelegenheit geben, mit ihr zusammen die romantischen alten Städtchen im Süden und Westen zu sehen. Die Fahrt geht durch Thüringen zum Main, nach Rothenburg und Dinkelsbühl, zum Neckar nach Heidelberg, den Rhein entlang, ins Moseltal, nach Luxemburg und dann nach Belgien hinein.

Digitized by Google

Es ist verabredet, daß Mademoiselle diese nächsten Wochen als ihre Ferien ansehn darf: sie will sich in dieser Zeit im Schwedischen und in anderen Fächern noch weiter ausbilden, hat sie der Baronin erklärt.

Natürlich besucht sie nun fleißig die Kollegien wieder.

Aber sie fühlt dabei doch die Verpflichtung, den Haushalt gewissenhaft zu überwachen. Jetzt, in der Abwesenheit der Hausfrau, entdeckt sie nämlich erst verschiedene haarsträubende Durchstechereien, an denen das Ehepaar Hiller ebenso lebhaft beteiligt ist wie Hede. Da sie weiteren Unterschleifen vorbeugen will, gestalten sich die Rechnungsabschlüsse zu erbitterten und aufreibenden Kämpfen. Und am 15. des Monats muß Dolores der unbotmäßig gewordenen Hede kündigen.

Mit der eigentlichen Ferienruhe im Hause ist es von diesem Augenblick an zu Ende: Herr und Frau Hiller sind die geschworenen Feinde von Mademoiselle geworden. Und Hede holt sich Beistand. Jeden Abend erhält sie Besuch von einem etwas unheimlich aussehenden Kavalier, den sie zuerst als ihren Bruder, dann, etwas großzügiger, als ihren Landsmann ausgibt.

Dolores hat lange genug in dunklen Quartieren der Großstadt gelegen, um den Charakter dieses seltsamen Gastes feststellen zu können. Sie verbietet Hede, den Besuch noch einmal in die Wohnung einzulassen, und da sich trotzdem wieder die ungenierte Abendzecherei des Quartetts in der Küche entwickelt — der mit allen mechanischen Werkzeugen auffallend vertraute Herr Willi Koßmann hat auch das Radio umgelegt, so daß die beiden Paare in der Anrichte tanzen können —, weiß sich Dolores keinen andern Rat, als den Rechtsanwalt von Frau von Holleyn anzurufen.

„In dieser Angelegenheit fühle ich mich nicht kompetent, mein gnädiges Fräulein," erwidert der Rechtsanwalt, „weil mir von seiten meiner Mandantin eine Auftragserteilung mangelt. Indessen möchte ich nahelegen, Herrn Doktor Bennewitz zuzuziehen, falls Ihnen ein männlicher Schutz wünschenswert erscheint. Er ist der Neffe von Frau von Holleyn, wird von ihr alimentiert, es wäre mithin im Falle eines späteren richterlichen Entscheids nicht unschwer unter Beweis zu stellen, daß sein Eingreifen in wirtschaftlicher und damit in vermögensrechtlicher Hinsicht durchaus dem Sinne seiner Verwandten entspricht."

„Ich danke," sagt Dolores kurz.

Aber der Rechtsanwalt ruft in der Hardenbergstraße an und läßt den jungen Herrn Doktor Bennewitz an den Apparat bitten, den er in die Sachlage einweiht.

Theo sträubt sich. Gründe gibt er nicht an. Aber er meint: die Hausdame von Frau von Holleyn habe doch wahrhaftig Haare genug auf den Zähnen, um Unbotmäßigkeiten des Dienstpersonals ohne seinen Beistand schlichten zu können.

Auch der Rechtsanwalt hätte Frau von Pöchlarn einen tüchtigen Krakeel mit ihren Leuten von Herzen gegönnt, aber die ihm stets unsympathisch gewesene Hausdame ist doch längst durch eine junge Gesellschafterin ersetzt.

„Davon wissen Sie nichts, Herr Doktor Bennewitz? Aber haben Sie Ihre Frau Tante denn seit ihrer Rückkehr von der Weltreise noch gar nicht wieder besucht?"

Theo entschuldigt sich mit Arbeitsüberhäufung. Doch das ist ja nur ein Vorwand. Denn wenn er auch sportlich sehr eifrig trainiert, in seinem Berufsleben ist eine völlige Stockung eingetreten: seit Wochen schon bemüht er sich vergeblich, irgendwo als Assistent anzukommen. Die Überfüllung in seinem Beruf ist besorgniserregend. Er ist darüber schon ganz verzweifelt, denn ihm liegt viel daran, sobald als möglich auf die Unterstützung, die ihm Frau von Holleyn gewährt, verzichten zu können.

„Meines Erachtens," sagt der Rechtsanwalt, „wäre dies nun immerhin eine Gelegenheit, um Ihrer Frau Tante einige Dankbarkeit für die von ihr aufgebrachten Geldopfer zu beweisen. Aber ich will mich durchaus nicht als Fürsprecher von Gefühlen aufdrängen, Herr Doktor Bennewitz."

So wirft sich Theo also, ziemlich lustlos an der ihm erwachsenen Aufgabe eines Friedensrichters, in ein Auto und fährt zur Kaiserallee.

In der Küche hat sich der Lärm inzwischen gesteigert — denn aus zwei anderen Etagen, deren Herrschaften ebenfalls bereits in der Sommerfrische weilen, haben sich noch ein Diener, ein Chauffeur und zwei Mädchen zu der Tanzlustbarkeit eingefunden. Das Klingelzeichen im Korridor wird von den Festteilnehmern überhört, Dolores begibt sich also selbst in die Diele, um zu öffnen.

Und da stehen die beiden jungen Menschen einander nun gegenüber.

*

Theo ist Dolores ins Musikzimmer gefolgt. Hüben und drüben vom Flügel verhandeln sie miteinander.

Der behördlich nicht genehmigte Dienstbotenball hat für Theo auch nicht die ge-

Digitized by Google

ringste Bedeutung mehr. Er will nur Aufschluß darüber: wie kommt Dolores hierher?

„Du brauchst dir den Vorgang nicht allzu phantastisch auszumalen, Theo," sagt Dolores und bemüht sich, ein überlegenes Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten. „Ich bin keinerlei Schleichwege gegangen, um hier unterzukommen. Eine Freundin von Frau von Holleyn, die Gräfin Nast, die ich im Schönheitssalon von Frau Täschner öfters behandelt habe, hat mich weiterempfohlen. Ich bekomme hier hundertundfünfundzwanzig Mark Gehalt, habe mein hübsches Zimmer, mein tägliches Bad, gute Verpflegung und kann alle Tage für zwei, drei Stunden ins Kolleg, solang Frau von Holleyn auf Reisen ist. Die Gegenleistung hat mich bis jetzt nicht überangestrengt. Du weißt ja auch, daß ich Arbeit in jeder Form gewohnt bin. Ich bin vom Stubenmädchen zur Jungfer aufgestiegen. Frau von Holleyn stellt mich bei ihren Empfängen sogar als ihre Gesellschafterin und Freundin vor. Das ist natürlich auch noch nicht das Ziel meiner Wünsche — immerhin ist meine Situation heute besser als damals, wo ich der Reichshauptstadt für fünfundachtzig Mark Monatsentschädigung — ohne Wohnung und Bad und Verpflegung — Recherchen in den verschiedenen Wohlfahrtsämtern anstellen sollte."

Theo stützt sich mit beiden Händen auf den Flügel. Dabei fällt der Goldrahmen mit dem ‚Läufer von Marathon' um. Er schiebt ihn fast zornig noch ein Stück weiter von sich. „Also kann ich dir ja gratulieren, Dol. Ich ahnte nichts davon, daß du dir hier ein so warmes Nest bereitet hast, sonst wäre ich natürlich nicht hergekommen."

„Ich hatte vom Tage meines Eintritts an immer damit gerechnet, daß ich dir hier einmal begegnen würde."

„Und du empfandest dabei nicht die leisesten Skrupel, Dol?"

„Ei, warum denn? Ich kann doch mein Brot verdienen, wo ich will."

„Du hast hier noch mehr gesucht, Dol: du hast spionieren wollen."

Dolores lacht trotzig auf. „Mein lieber Theo, du darfst dir in meinen Gedankengängen keinen breiteren Raum sichern wollen, als dir zukommt. Wir waren einmal gute Freunde — aber die Brücke zwischen uns hast du ja selbst abgebrochen. Für mich bist du dabei in einen Abgrund gefallen, in dem ich dir nicht mehr nachgespürt habe."

„Hast du auch vor Frau von Holleyn die für sie selbst so liebenswürdige und ehrenvolle Wendung gebraucht: daß ich in einen Abgrund gestürzt bin, indem ich ihre Hilfe für mein Studium angenommen habe?"

„Sie weiß nicht, daß wir Kommilitonen waren, weiß auch nicht, wie ich mit Lies stand, — der ja der einzige Mensch war, an dem mein Herz gehangen hat."

Mit fast zitternder Hand weist er auf das umgestürzte Bild. „Aber sie hat zu dir über mich gesprochen?"

„Gewiß. Sie hat mir unendlich viel aus ihrem Leben erzählt. Interessantes und Gleichgültiges."

„Es mag dir gleichgültig gewesen sein. Gut. Ich darf ja in deinen Gedankengängen, wie du dich ausdrückst, nur einen winzigen Raum beanspruchen. Aber wenn du schon i h r dein Ohr geliehen hast, dann müßtest du auch m i c h darüber hören."

„Worüber? Und weshalb denn, Theo? Bist du überall dabei, wo von dir gesprochen wird, und kannst dich da verteidigen?"

„Bitte sehr, um eine Verteidigung — so wie du es etwa auffassen willst — handelt sich's bei mir durchaus nicht. Ich fühle mich nicht angeklagt. Und ich würde dich auch als Richterin ablehnen, weil du befangen bist. Man kann eben Geschehnisse objektiv ansehn — oder voreingenommen."

„Liegt dir daran, Theo, daß ich irgendwelche Geschehnisse in dem Lichte kennenlerne, in dem du sie siehst, — gut, sprich, ich höre."

Sie setzt sich an den feierlichen Diplomatenschreibtisch. Er kommt nun um den Flügel herum. Ihre Miene hat sich noch immer nicht geändert. Er fühlt eine seltsame Trockenheit im Halse und schluckt. Es ist sehr schwierig für ihn, mit Dolores fertig zu werden. Sie hat eine starke Macht über ihn. Unsicher nimmt er Platz und beginnt mit ein paar Nippes zu spielen, die auf dem nächsten Tischchen verstreut liegen.

„Frau von Holleyn hat ein Vorkommnis zwischen uns — das einzige übrigens, das die zahlreichen Schandmäuler in der Umgebung in Bewegung gesetzt hat — verschiedenen Leuten gegenüber verschieden dargestellt. Ich habe bisher auf alles geschwiegen. Nur Conny, der mich mit diesen Redereien aufzog, hab' ich aufgeklärt. Da wir beide bei der Gelegenheit erkannten, daß wir einander im innersten Grunde gar nicht verstehen, haben wir unsere Beziehungen abgebrochen. Ich ziehe aus dem Berthschen Hause fort, habe schon gekündigt. — Über jenes Vorkommnis hat sie dir gewiß auch einmal gesprochen, Dol. Ich bitte dich: sag' mir jetzt, was sie dir darüber erzählt hat. Und dann höre mich nur noch zwei Minuten in Ruhe an."

Dolores ist es, als ob der Lärm in Küche und Anrichte noch anwüchse. Der Ball muß

Digitized by Google

weiteren Zulauf aus dem Haus erhalten haben. Vielleicht bereitet es Hede auch, im Gefühl der zahlenmäßigen Überlegenheit, besondere Genugtuung, der Gesellschafterin der Hausfrau zu beweisen, daß sie am Tag vor ihrem Auszug so lustig sein darf, wie es ihr paßt. Dolores hat kaum ein Ohr für das übertriebene Lachen und das Geschrei. Sie hat sich in dem großen Schreibtischsessel zurückgelehnt und preßt die Armlehnen mit beiden Händen krampfhaft fest. Die blauen Augen sind voll aufgeschlagen. Prüfend haftet ihr Blick auf Theos nervös gewordener Miene.

„Sie hat mir gestanden, Theo, daß sie dich liebt. Sie habe trotz ihrer beiden Männer nie erfahren, was wirkliche Liebe ist. Als sie dir begegnete, sei ihr zum erstenmal eine Ahnung aufgestiegen. Das sei auch die einzige Romantik in ihrem ganzen Leben: sie habe sich gefürchtet vor den zahlreichen Mitgiftjägern, die auf sie Jagd machen, und habe sich nichts anderes gewünscht als einen ganz einfachen, armen Menschen, den sie gern hat und der es gut mit ihr meint. Und den glaubte sie in dir gefunden zu haben, Theo."

Er ist aufgesprungen. „Aber das ist ja Irrsinn! — Dol, du sagst das jetzt bloß, um mich irgendwie zu demütigen! — Ich glaube dir das alles nicht."

„Dann kann ich dir leider nicht helfen. Es ist die lautere Wahrheit."

„Von allem anderen abgesehen — schon der ungeheuerliche Altersunterschied —!"

„Sie empfindet sich bedeutend jünger, als du annimmst, Theo. In ihrer Erinnerung an das eigene Alter mag sie sich auch ebenso täuschen wie in der Berechnung des deinigen. Sie hält den Unterschied nicht für so groß, daß ihn eine wahre und starke Liebe nicht vergessen machen könnte."

„Hat sie gesagt?!"

„Hat sie gesagt. Die größere Schwierigkeit erblickt sie in der Überwindung der Schandreden, die es von Nörglern und Neidern allerart setzen würde."

„Und was ich dazu meine —?!" Theo läuft auf den dicken Teppichen erregt auf und nieder. Dabei richtet er es immer so ein, daß seine Schritte sich den Mustern der verschiedenen seidenen Brücken anpassen, was seinem Gang etwas Stockendes, fast Stolperndes gibt. „Sie wird dir doch auch erzählt haben, Dol, daß ich das einzige Mal, wo sie zärtlich zu mir sein wollte . . . Zudem doch nur als Verwandte . . . Sie bot mir nämlich das Du an, weil ich doch ihr richtiger Neffe geworden bin . . . Nein, Dol, so sollst du mich nicht ansehn!"

„Ich kenne die äußeren Umrisse der Szene, Theo. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sie sich in Farben auszumalen. Ich zweifle gar nicht daran, daß dir's an jenem Mittag peinlich war, in Lus Schlafzimmer empfangen zu werden. Sie hat dich geküßt. Jetzt, wo du weißt, daß sie dich wirklich liebt, schon lange geliebt hat, jetzt wirst du auch verstehen, weshalb der Kuß — oder die Umarmung auf ihrem Bett — nicht ganz so leidenschaftslos blieb, wie man's sonst bei Verwandtenzärtlichkeiten annimmt . . . Jedenfalls bist du stark erschrocken, als Fanny mit dem Frühstück eintrat und euch überraschte . . . Ich sehe die Situation genau so, wie du sie erlebt hast."

„Gut. Ich danke dir für deine Offenheit, Dol. Ich weiß nun, woran ich bin."

Nun erhebt sich Dolores und pocht mit dem großen Elfenbeinmesser in raschem Takt auf die Ledermappe. „Aber du mußt dich beeilen, Theo, wenn du deine Chancen jetzt noch wahrnehmen willst."

Jäh wendet er sich ihr zu. „Meine Chancen?"

„Ja, Theo. Sonst gibt Lu ihre Hoffnung auf dich trotz der starken, alle Schwierigkeiten überwindenden Liebe doch endlich auf und beruft Herrn Georgewitsch auf den Thronsessel ihrer dreieinhalb Millionen. Herr Georgewitsch ist einer von den zweitausend russischen Großfürsten, die sich augenblicklich in Deutschland, besonders in Berlin-Wilmersdorf, als Chauffeure aufhalten. Er lenkt den Maybach, in dem Frau von Hollenn vor drei Wochen nach Ostende gefahren ist."

„Willst du damit sagen, daß ich mir Mühe geben sollte, diesen Herrn in Tante Lus Augen auszustechen? Du tust also doch, als ob du an diese ganze schreckliche Verleumdung glaubtest? Dol, weißt du, daß Conny mich unbändig ausgelacht hat? Als den dummen, keuschen Joseph, der Potiphars Frau davonläuft?"

„Du bist ihr doch gar nicht davongelaufen, Theo."

„Nicht? Mit keinem Fuß hab' ich dieses Haus mehr seitdem betreten."

„Aber sie hat von deiner Verzweiflung bis zum heutigen Tag nichts erfahren."

„Sollte ich sie etwa auch noch vor andern beschimpfen — zu ihrer Blamage vor mir?"

„Nein. Zudem ist Lu tatsächlich im Grunde ein furchtbar guter Kerl. Sie wird von hunderten, von tausenden aufs schändlichste ausgenutzt, kennt nur Menschen, die um ihr Geld buhlen. Siehst du, und deswegen hätte mich's im Interesse der wenigen, deren Stolz nicht zu erkaufen ist, gefreut: wenn du von jener Stunde an auf jeden Pfennig aus ihrer Hand verzichtet hättest."

Digitized by Google

Er schluckt mit trockenem Halse und nickt mehrmals stumm. Dann hebt er die Schultern unter einem fast ächzenden Atemzug. „Heute will ich dir zugeben: ja, es wäre das Rechte gewesen. Aber damals . . . Ich stand im Examen. Und war noch derselbe arme Teufel wie beim Tod von Lies."

„Du siehst an mir, Theo: es geht auch ohne Protektion. Wenn ich dieses Haus verlasse, dann finde ich sofort wieder ein Unterkommen. Und im Herbste steige ich ins Examen. Glaube mir, Theo, noch selten wird ein armer Teufel von Prüfling so stolz vor seinen Examinatoren gestanden haben."

Von der Küche her ein mächtiges Klirren. Gleich darauf Aufschreien — dann vielstimmiges Gelächter.

Herr Hiller hat, wie sich später ergibt, die Pfirsichbowle, die mit Champagner und Frau von Holleyns schönsten Rheinweinen angesetzt war, auf den Kachelbelag fallen lassen.

Nun muß Dolores denn doch von ihrem Hausfrauenrecht Gebrauch machen. Sie geht rasch den Korridor entlang. Theo folgt ihr.

In Theos Miene ist eine solche wilde Entschlossenheit erkennbar, daß Herr Hiller, der von keinem männlichen Beistand in der Wohnung gewußt hat, doch sofort lieber kuscht. Hedes Landsmann, der, als er den energischen jungen Mann eintreten sieht, ohne weiteres annimmt, daß die Mademoiselle bei der Polizei „Überfall" gemeldet hat, verschwindet blitzgeschwind durch die Küchentür. Was soll er sich erst mit den Grünen herumärgern? Überhaupt — man kann nie wissen. Ein paar der Ballgäste schließen sich ihm an.

Hedes Abschiedsfest nimmt von diesem Augenblick an ruhigere Formen an.

Natürlich denkt sich Frau Hiller, die den empfindlichsten Punkt der Frau Baronin ja kennt, heute nacht dasselbe Spiel aus, das schon einmal zur schleunigsten Verabschiedung einer ihr mißliebigen Hausdame geführt hat: die Eifersucht der Frau Baronin wird grenzenlos sein, wenn sie erfährt, daß der junge Herr Doktor Theo spät abends mit der Mademoiselle in der sonst leeren Wohnung zusammengesessen hat! Hat die Baronin nicht seinetwegen überhaupt die große Schiffsreise damals angetreten? Seinetwegen! Weil er, nach der bewußten Morgenvisite, sich nicht mehr bei ihr gezeigt hat und weil sie ganz verzweifelt darüber war. Oh, Frau Hiller wird, wenn's zum Klappen kommt, schon den Mund aufzutun wissen!

Doch es kommt nicht zum Klappen. Mademoiselle erstattet zwar erschöpfenden Bericht über die großen hauswirtschaftlichen Unstimmigkeiten, über die Unehrlichkeit des Ehepaars Hiller, über die Unmöglichkeit, den Haushalt mit solcher Hilfe in Ordnung zu halten, und sie sieht sich leider gezwungen, auch noch aus anderen, persönlichen Gründen, ihr Amt niederzulegen und Frau von Holleyn um ihre Entlassung zu bitten, — aber aus Ostende kommt kein Wort des Entsetzens oder der Überraschung oder des Vorwurfs. Nur ein paar Telegramme mit sachlichen Anweisungen treffen ein. Und der Rechtsanwalt erscheint, mit dem Frau von Holleyn ausführlich von Ostende aus am Telefon verhandelt hat.

Frau von Holleyn ist natürlich gekränkt, dieser Meinung ist der Rechtsanwalt ohne Frage. Aber sie hat jetzt keine Zeit, darüber ellenlange Briefe zu schreiben.

„Denn — unter uns — die Baronin scheint in Ostende sehr glücklich zu sein!" sagt der Rechtsanwalt.

*

Mit Professor Authendiek hat Dolores eingehend sprechen können. Die kluge, impulsive, tapfere Studentin war ihm schon vor seiner Amerikafahrt aufgefallen. Als er nun vernimmt, auf welchem Wege sie die materiellen Schwierigkeiten, die sich ihrem Studium entgegenstellen wollten, zu überwinden gewußt hat, bezeichnet er sie als ‚seine modernste Hörerin, die einen durchaus gesunden Amerikanismus nicht theoretisch, sondern praktisch und lebendig in eigener Person vertrete'. Für die Diplom-Prüfung, der sie sich im Frühherbst unterwerfen will, rüstet er sie mit guten Ratschlägen aus, so daß sie voller Zuversicht in die Ferien zieht.

Ferien haben bei Dolores von jeher praktische Arbeit bedeutet.

Von Doktor Herbert ist Nachricht aus Schweden eingetroffen: am 22. September kommt Fräulein Ebba Sörensen herüber. Sie wird nun aber doch nicht in der von ihm ausgewählten Fremdenpension absteigen. Deren Inhaberin war gar zu sehr erschrocken, als sie vernahm, daß die junge Dame einer Lungenaffektion halber viel auf dem Balkon in der Sonne werde liegen müssen; sie fürchtete, daß dies den Ruf ihres Hauses in den Augen der Gesunden schädigen würde. In der Maienstraße, zwischen Lützow- und Nollendorfplatz, hat Doktor Stritt aber in einem hübschen Privathaus, das inmitten eines alten Gartens liegt, ein passendes Quartier gefunden. Dolores kann gleich dort einziehn, um für den Empfang alles vorzubereiten. Leider ist der Arzt mit Fräulein Sörensens Gesundheitszustand in den letzten Monaten gar nicht zufrieden gewesen, fügt Doktor Stritt seinem Schreiben hinzu.

Digitized by Google

Das ist nun wohl das entzückendste und rührendste Wesen, dem Dolores je im Leben begegnet ist, diese Ebba Sörensen.

Ein schlankes, überschlankes Knabenfigürchen. Das blonde, lange, wellige Haar, Herberts Stolz, ist noch immer nicht gebobbt, obwohl es für den schmalen Mädchenkopf mit der durchsichtigen Stirn fast zu schwer erscheinen will. In den kornblumenblauen Augen liegt etwas Fragendes oder Bittendes, nein, Flehendes. Von unsagbatem Reiz ist jede Bewegung von ihr. Das kann aber nicht in der Tanzschule der Expressionisten anstudiert sein, dafür ist es zu natürlich, zu selbstverständlich. Dolores entsinnt sich einer gotischen Madonna im Kaiser Friedrich-Museum, mit der sie das Persönchen vergleichen möchte. Das gebrochene Deutsch, das Ebba spricht, ruft nur im allerersten Augenblick die Erinnerung an jene flüchtige Sportkameradschaft wach, die Dolores mit aller Energie zu vergessen bestrebt ist. Der Klang ihres leisen, warmen Altstimmchens hat etwas Bezwingendes und Bezauberndes.

Sie ist aber so gottserbärmlich matt und erschöpft, als sie von der Überfahrt hier eintrifft, daß Dolores Angst um sie ausseht.

Auch Herbert hat Angst um sie. Seine ernsten, dunkeln Augen schimmern feucht.

„Hab' ich Ihnen zu viel von Ebba versprochen, Fräulein Scholz?" fragt er sie hernach leise. „Ist sie nicht ein Juwel?"

Dolores nickt. Sie kann sich von dem ersten Eindruck noch gar nicht recht erholen. „Man möchte die Hände falten — und Gott bitten und — und ihr Gutes wünschen!"

Mit seinem zu kurzen Fuß humpelt der junge Bankiersohn durch die kleine Halle, die zu der gemieteten Wohnung gehört. Er bleibt aber immer stehen, wenn von nebenan Ebbas rührendes Altstimmchen erklingt, und lauscht. „Sie hat heute noch nicht gehustet!" sagt er zu Dolores, als sie aus Ebbas Schlafzimmer herauskommt und sich daran macht, die großen Koffer auszupacken und ihren Inhalt in die verschiedenen Räume zu verteilen. Ebba hat hunderterlei Andenken aus ihrer Heimat, die sie nun dauernd zu verlassen gedenkt, mitgebracht.

„Hat es daheim noch schwere Kämpfe gegeben?" fragt Dolores, die Stimme dämpfend.

Herbert schüttelt ernst den Kopf. „Seit dem letzten, schweren Anfall im vorigen Monat haben sie das arme Kind in Ruh' gelassen. Sie ahnen nun wohl selbst, daß es sich nicht mehr darum handeln kann, ein Glück zu verhindern. Alle schweren Kämpfe sind vorbei. Nur noch einer steht bevor. Der schwerste."

Im Verlauf der nächsten Tage und Wochen erst erfährt Dolores den ganzen Zusammenhang. Ebba hat schon im vorigen Winter erklärt, daß sie die Heirat mit Herbert, den sie abgöttisch liebt, erzwingen wird: sofort nachdem sie großjährig geworden ist, werde sie das Haus der sie peinigenden Stiefmutter verlassen. Aber die heftigen Auseinandersetzungen, die durch die fortwährende Einmischung einer großen Verwandtschaft noch besonders quälend geworden sind, haben ihr einen bösen Rückfall gebracht. Ebba hat wieder Blut gehustet. Der Arzt konnte dem aus Buenos Aires eintreffenden Bräutigam in einem Gespräch unter vier Augen die traurige Wahrheit nicht vorenthalten, daß die Kranke kaum mehr zu retten sei. Im Norden würde sie keinesfalls durch den Winter zu bringen sein. Wenn sich der Spätsommer und der Frühherbst in Berlin besonders günstig anließen, dann brauche sie erst den Novemberwinden zu weichen, um nach Davos überzusiedeln. Aber ob sie von dort noch einmal so richtig ins Leben werde zurückkehren dürfen, sagte der Arzt, das lasse sich nicht prophezeien.

„Und die Hochzeit?" fragt Dolores.

„Wir heiraten hier bald." Herbert zeigt in das sonnige Gartenzimmer. „All der kleine Krimskrams, den Ebba sich aus ihrem Mädchenstübchen hat einpacken lassen, muß natürlich mit zuschauen. Die gestickten Decken und Kissen und Behänge. Sie ist ja solch lieber Kindskopf. Und da um die beiden großen Kastanien herum machen wir dann unsere Hochzeitsreise. Falls die Sonne scheint."

Fast schüchtern forscht Dolores weiter. „Was sagen Ihre Eltern, Herr Doktor? Weiß Ihre Frau Mutter —?"

„Sie wissen alles. Und heute tut ihnen vieles leid. Wär's auch nur ein kurzes Glück gewesen — jetzt hätten sie's uns doch aus tiefstem Herzen gegönnt. Ich hoffe, daß meine beiden Eltern zur Trauung kommen werden."

Dolores gibt ihm spontan die Hand. Dann wendet sie sich kurz ab und kramt weiter, Tränen in den Augen.

*

Ebba hat wieder Stunden, in denen sie sich ganz wohl fühlt. Sie sitzt mit Dolores im warmen Gartenzimmer, in das die Südsonne hereinfällt, und findet dieses ihr noch ganz unbekannte Berlin mit den reichen Gärten ganz bezaubernd. Vorläufig will sie gar nichts weiter von der Riesenstadt kennenlernen. Aber sobald ihr's wieder völlig gut geht, was ja gar nicht lange dauern kann,

Digitized by Google

wird sie natürlich große, große Einkäufe machen müssen. Sie freut sich darauf.

„In Stockholm — als junges Mädchen — da ich habe nie Geld gehabt, schöne Sachen zu kaufen. Und in der Gymnastik — oh, da ich habe ja nichts gebraucht. Wir allen nur haben unser Kittelchen getragen. Armen und Beinen immer nackt. Das ist gut für die Gesundheit. Aber nicht man darf übertreiben." Sie hustet ein wenig, sucht es aber sofort zu unterdrücken und wird davon ganz rot in ihrem blassen, schmalen Gesichtchen. „Wenn Herberts Mutter kommt, oh, das wäre schön. Ich habe ihr eine große Decke gestickt. So wie unsere Bauern sie lieben sie. Rot und schwarz. Ich möchte wohl, daß Herberts Mutter sie liebt auch."

Dolores muß ihr, so oft sie aus dem Kolleg kommt, von ihren nationalökonomischen Studien berichten. Durch ihre anstrengende Tanzarbeit ist Ebba in vielen Fächern zurückgeblieben. Aber das wird sie nun alles nachholen, verspricht sie. Sie ist sehr begabt, begreift rasch und ist glücklich, wenn Dolores sie lobt, gar, wenn Herbert zu Besuch kommt und sie ihm dies und das, was sie inzwischen gelernt hat, schon klar, in ihrem besonderen Deutsch freilich, auseinandersetzen kann.

Eine große Genugtuung ist es ihr, daß auch sie als Lehrerin zu Worte kommen kann: sie erteilt sowohl Herbert wie Dolores schwedischen Unterricht. Das werden oft sehr fröhliche Stunden, in denen viel gelacht wird.

Die Hochzeit hatte gleich Anfang Oktober stattfinden sollen, aber sie wurde wieder aufgeschoben, weil plötzlich die Möglichkeit auftauchte, daß Ebba nun doch auch ihren Vater dabei erwarten dürfe. Er wollte herüberkommen, um die Versöhnung der ganzen Verwandtschaft mit Ebba zum Ausdruck zu bringen. Wie früher der Schmerz um den Widerstand, so wirkt nun der Jubel über die Beilegung des großen Zwists erschütternd auf die Kranke. Dolores verläßt in diesen Tagen, obwohl sie dicht vor dem Examen steht, das Zimmer Ebbas überhaupt kaum mehr. Sie hat zu diesem hilflosen Sonnenscheinchen, das nur noch so ein klein wenig flackernd Licht verbreiten darf, eine wahrhaft tiefe Zuneigung gefaßt. Alle Liebe, die sie früher der armen Lies schenken konnte, ist ja in ihr aufgespeichert . . .

Herbert ist ihr aufrichtig dankbar. Einmal bringt er ihr auch einen Gruß von seiner Mutter, die sich ihrer noch erinnert: d. h. jener ‚Minna'. Auf diesen Gruß ist Dolores sehr stolz.

Das Aufgebot des Brautpaares ist erfolgt. Abermals indes muß die Trauung auf ein späteres Datum verlegt werden, weil Ebba das Lager nicht verlassen darf. Eine fromme Lüge muß ihr ein anderes, ein äußeres Hindernis vortäuschen, denn sie hat von dem furchtbaren Ernst ihres Zustands noch keine Vorstellung. Immer sind es nur ein paar Tage — höchstens zwei, drei Wochen —, die sie noch artig dem Gebot des Professors gehorchen und liegenbleiben soll: dann darf sie aufstehn und wieder fröhlich sein, dann wird sie dem Leben neu geschenkt sein, dann braucht auch Herbert sie nicht mehr so ängstlich wie jetzt zu schonen, dann werden sie richtig Hochzeit feiern!

An der Diplom-Prüfung von Dolores nimmt Ebba brennend lebhaften Anteil. Während Dolores in der Universität weilt, ist die Krankenschwester bei ihr, die der Arzt besorgt hat. In ihren unruhigen Gedanken verfolgt Ebba das Schicksal des Prüflings und richtet hundert Fragen an die Krankenschwester, die diese natürlich nicht beantworten kann und sich aufs einfachste mit dem stetigen Steigen des Fiebers erklärt. Aber es ist strenges Gesetz in diesem Hause: daß der Leidenden das Thermometer niemals gezeigt werden darf! Ebba bewundert ihre gelehrte Freundin . . . „Und denken Sie doch, Schwester Marta, meine Freundin, sie könnte jetzt schon Doktor werden. Natürlich nicht Doktor Menschenarzt, Schwester Marta, sondern Doktor der Philosophie so wie Herbert. Aber sie studiert noch einen ganzen Jahr weiter, dann sie wird erst promovieren. Promovieren — ist das richtig gesagt, Schwester Marta? Und dann wird sie heißen: Dr. rer. pol. Sie hat es mir aufgeschrieben, ich jetzt weiß auch schon so viel Latein, daß ich kann es Ihnen erklären, Schwester Marta. Soll ich Ihnen erklären, Schwester Marta?"

Die nüchterne Krankenschwester ist nicht so geduldig wie Dolores. Ebba begrüßt die Freundin, wenn sie aus der Universität kommt, immer fast jubelnd. Und die Freude dann, als Dolores ihr berichten kann, daß sie ihr Examen gut bestanden hat!

Sie duzen sich schon seit dem ersten Monat ihres Zusammenseins.

Ebba hat ihr erzählt, wie sie mit Herbert bekannt geworden ist. Sie hat zuerst nicht entfernt daran gedacht, daß sie sich einmal in ihn verlieben könnte. Oh, ein Mann, der nicht tanzen kann, ein Mann, der nicht schwimmen kann! Aber seine Augen waren es zuerst, die sie gewonnen haben, dann seine Stimme. Und wie klug und gut er ist, was für ein warmes Herz er hat! „Weil er selbst ist von so vieles ausgeschlossen, was dem Menschen gibt Freude, darum er ist nicht böse geworden, nein, er will andere helfen, glücklich zu sein. Und sieh, Dolores, er auch nicht

Digitized by Google

nur hilft mit Geld wie andere reichen Leute. Er sucht und denkt und arbeitet, wie sonst noch ist zu helfen. Wie oft er geht einen Weg — oder schreibt — oder ruft Fremde auf: bitte, helft mit! Ach, jetzt ich wollte keiner Mann haben mit gesundes Fuß, wenn nicht auch mit sein gutes Herz!"

*

Dann muß ihr Dolores aus ihrer Kindheit erzählen.

Allzuviel Sonniges ist daraus ja freilich nicht zu berichten. Die Mutter ist noch in den Elendsjahren gestorben. Sie war die Tochter eines portugiesischen Reeders gewesen. Als junger Offizier hatte ihr Mann, nach dem Tod des Schwiegervaters, das Vermögen in die Hände bekommen, und es war ihm bald zwischen den Händen zerronnen. „Dann blieb Vater allein mit mir zurück. Aber er hatte noch Freunde, die sich seiner annahmen und ihm durch Agenturen Geld zu verdienen gaben. Ich hieß bei ihnen noch als großes Mädchen: der Säugling vom lustigen Scholz. Denn lebenslustig war Vater immer geblieben. Ich glaube, für mein erstes Pensionsjahr ist eine Sammlung an seinem Stammtisch aufgekommen: bei Freunden und Bekannten, mit denen er beim Wein zusammensaß. Er konnte so komische Geschichten erzählen, daß alle Leute vor Lachen rote Gesichter bekamen. Und sie luden ihn überall ein . . . Fast jedes Jahr hatte ich andere Pflegeeltern. Wenn Vater für seinen ‚ewigen Säugling' bessere Unterstützung auftreiben konnte, so kam ich in ein teures Internat, wo lauter reiche Töchter waren. Dann wieder hatte ich Unterkunft bei ganz armen Leuten. Aber ich hab' es nicht bereut, daß ich schon als Kind jede Arbeit und jede Not kennengelernt habe. Sonst wäre ich ja auch nicht vom Hörsaal aus Dienstmädchen geworden. Und dann säße ich jetzt nicht hier bei dir, Ebba."

Ebba preßt mit ihren schlanken Kinderfingern die festen, arbeitgewohnten Hände ihrer Freundin. „Warum dein Vater kommt nicht einmal her, Dolores?"

„Ich habe ihn lange nicht mehr gesehn. Er hat mir seinen Aufenthaltsort wohl absichtlich verheimlicht, damit ich ihm nicht schreiben kann. Du hast doch die Zeitungsblätter gelesen, die ich Herbert gegeben habe? Ja, die mit meinen Tagebuchnotizen. Er hat sie damals seinen Bekannten überlassen, ohne mich zu fragen. Aber das hab' ich ihm ja längst vergeben."

„Wenn er besucht dich, Dolores, dann du mußt ihm sagen, er soll immer fröhlich sein und braucht dich nicht fürchten." Sie richtet sich ein wenig auf. „Ob er wird komische Geschichten erzählen? Dann wir alle werden lachen, Herbert auch. Und wir ihn werden necken mit sein ‚Säugling'! Werden wir nicht? Ach, Dolores, es ist viel besser, lachen. Hast du nicht mich gelernt von euern Philosoph: es gibt nicht gut und böse, es gibt nur froh und traurig? Siehst du, ich weiß noch! — Ah, da kommt Herbert!"

Herbert bringt eine Nachricht mit, die in diese Stimmung außerordentlich gut zu passen scheint. Er ist im Bankhaus nach Fräulein Scholz gefragt worden; Herbert selbst hat dem Anfragenden schließlich Bescheid gegeben. Dolores haben also nicht umsonst die Ohren geklungen, während sie mit Ebba über ihre Kinderzeit sprach: ihr Vater hat sich um ihre Adresse bemüht.

„Er wollte noch heute hier anrufen, Fräulein Dolores."

Dolores sagt sich sofort, daß er ohne weitere Anmeldung selbst hierher kommen wird. Wie mag es dem Ärmsten gehn? Sie hat tiefes Mitleid — aber doch ist ihr ein bißchen bange vor der Begegnung mit ihm.

*

Theo Bennewitz wird seit dem Auftritt im Hause von ‚Tante Lu' ein inneres Zittern nicht mehr los.

Er hat sich noch in derselben Nachtstunde, in der er aus der Kaiserallee heimkam, an den Schreibtisch gesetzt und an den Rechtsanwalt von Frau von Holleyn geschrieben: für den Rest seiner Studienzeit habe er damals die Unterstützung durch die Witwe seines Onkels Werner zwar annehmen müssen, nachdem er nunmehr aber die Universität verlassen habe, verzichte er auf jede weitere Alimentierung. Er bitte, die Geldüberweisung vom nächsten Monatsersten ab einzustellen. In dem mitfolgenden Brief an Frau von Holleyn spreche er ihr seinen Dank für die bisher geleistete Hilfe aus. Das Schreiben bitte er an die ihm unbekannte Ostender Adresse weiterzuleiten.

Das Zittern entspringt der Aufregung über die von seiner Seite so leidenschaftlich geführte Aussprache mit Dolores. Und es steigert sich hinterher noch in der Erinnerung an die selbstbewußte Ruhe, mit der Dolores die ganze Angelegenheit behandelt hat. Dolores hat ihn fühlen lassen, wie unendlich überlegen sie sich über ihn glaubt. Er soll sie bewundern: soll ihren Mut, ihre Selbstzucht, ihre Skrupellosigkeit bewundern.

Aber was dieses Mädel kann — das kann er auch!

Und tagelang ist er stolz und gehoben im Gedanken an den Brief, der ein für allemal

Digitized by Google

einen scharfen Trennungsstrich zwischen ihm und Tante Lu gezogen hat. Es war ja eine Harlekinade, sie ‚Tante Lu' zu nennen. Er denkt voller Wut an jene dumme Situation mit ihr, als sie ihm das Du antrug, die hernach zu so scheußlichen Klatschereien Anlaß gegeben hat.

Stolz und gehoben antwortet er auch noch, als der Rechtsanwalt ihn ans Telefon ruft und, sein steifes Juristendeutsch, in dem er sich sonst immer gefällt, völlig vergessend, ihn burschikos anläßt: „Menschenskind, das ist doch nicht Ihr Ernst? Ich habe gleich nach dem Poststempel gesehn: der Brief ist frühmorgens zwischen fünf und sechs Uhr aus dem Briefkasten abgeholt. Also haben Sie tüchtig geknippen gehabt, wie? Na, Sie werden sich die Sache wohl noch überlegen, Herr Doktor Bennewitz. Das Schreiben an meine Mandantin habe ich jedenfalls noch nicht abgeschickt. Frau von Holleyn wollte gerade nach Paris abfahren und den Herbst dann in den Pyrenäen verbringen. Dort gibt es noch Entdeckungen für Autler. Herr Georgewitsch steuert. Im Dezember wird sie wohl ein bißchen Badesaison in San Sebastian mitmachen. Soll ich den Brief nicht lieber bis so ums Weihnachtsfest herum aufheben, Herr Doktor Bennewitz?"

Der Rechtsanwalt hat fast ärgerlich, wenn nicht empört, abgehängt, als der junge Herr ihn kurz anwies, genau nach den ihm erteilten Weisungen zu verfahren.

Es kümmert Theo nicht, daß nun der Rechtsanwalt beim Dämmerschoppen im Leistbräu oder am Frühstückstisch bei Mitscher den Kollegen Hallerbaum fragen wird: ob denn sein ehemaliger Mandant, der junge Bennewitz, irrsinnig geworden sei? Sie mögen sich die weinroten Köpfe zerbrechen, sie mögen über ihn spotten, sie mögen über ihn gemeinsam lachen und sich dabei auf die Schenkel klopfen, immerzu!

Und noch weniger kümmert ihn, was nun Conny Berth von ihm denken und sagen wird. Conny hat sich früher einmal lebhaft für Lies interessiert. Einen halben Ballwinter lang. Das ist längst vergessen. Lies würde dem leichtsinnigen Lebemann, zu dem sich Conny so rasch entwickelt hat, gewiß auch keine Träne nachweinen, wenn sie noch lebte. Conny fährt in den Alpen alle schwierigen Paßstraßen ab. Diesmal hat er keinen Freund zu seiner Autotour eingeladen, sondern eine Freundin. Wenn er von Theos ‚großer Torheit' hört, über die ihm der Rechtsanwalt ja doch wohl ein vertrauliches Wort sagen wird, so hat Theo das vornehme und teure Quartier in der Hardenbergstraße längst verlassen und wird Conny nicht mehr begegnen. Niemand braucht zu wissen, wo und wie er sich herumschlägt.

Er verkauft allen überflüssigen Kram und zieht in ein billiges Studentenzimmer in der Karlstraße, nahe der Charité, wo er noch immer einmal anzukommen hofft, vielleicht als Privatassistent Renneforths oder sonst eines seiner früheren Professoren.

‚Ganz korrekt,' so sagt er bissig zu sich, ‚wäre es nun wohl im Sinne von Dolores: ich schickte auch noch den ganzen Bettel, den ich aus dem Schleuderverkauf gewonnen habe, an den Rechtsanwalt ein, damit er ihn dem Bankkonto seiner Mandantin überweist!' Aber Theo tut dies dann doch nicht. ‚Es würde ja die Lachlust der Stammtischherren nur noch steigern!' Und der überheblichen Dolores wird er schon beweisen, daß er es nicht nötig hat, sich als Liebhaber der eleganten Frau Lu aushalten zu lassen. Denn etwas anderes hat sie im Grunde ja doch nicht andeuten wollen. Er wird sie schon einmal zwingen, all ihre boshaften und gehässigen Verdächtigungen zurückzunehmen.

Vorläufig fühlt er sich in der plötzlich über ihn wieder hereingebrochenen Beschränkung seiner Geldmittel durchaus nicht in seinem Befinden beeinträchtigt.

Als er dem Obmann des Sportverbandes seine neue Adresse mitteilt, ist dessen erste ängstliche Frage: „Aber Sie haben doch etwa noch keine Stellung angenommen, Bennewitz?"

„Bis jetzt ist mir noch keine angeboten worden."

„Ein Glück für uns, Bennewitz, denn wir brauchen Sie, Sie müssen diesen Winter fabelhaft trainieren, damit wir Sie im Frühjahr nach Holland schicken können. Kein anderer als Sie hat Aussicht, den Pokal von dort mitzubringen. Also dürfen Sie durch keinen Beruf vom Trainieren abgehalten werden. Gottlob sind Sie in so guter Assiette, daß Sie sich diesen Luxus leisten können."

„Doch nicht mehr, Verehrtester. Ich habe nicht den kleinsten Monatswechsel. Von heute ab heißt es auch für mich: Geld verdienen."

„Machen Sie mich nicht unglücklich, Bennewitz. Unsere Hoffnung steht auf Ihren zwei Laufbeinen. Und so rasch bekommen Sie doch auch keine Praxis, was denken Sie!"

„Ei, dann werde ich Markthelfer in einem Apfelsinengeschäft oder Zettelverteiler vor einem Auktionslokal oder Sandwichmann für ein Frackverleihinstitut. Das ist jetzt bei den jungen Nationalökonomen so Sport geworden, warum sollten wir Mediziner dahinter zurückstehen?"

Digitized by Google

„Um Himmels willen, Bennewitz, ziehen Sie sich sofort aus und fangen Sie mit Trainieren an."

„Ich kann nicht. Ich muß mir jetzt Arbeit suchen, die bezahlt wird."

Am Abend sucht ihn einer der Alten Herren auf seiner Bude auf. „Ist es bloß eine vorübergehende Marotte von Ihnen, Bennewitz?"

„Nein, es ist bitterer Ernst."

„Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag: Sie übernehmen die Schreibarbeit des Verbands. Das hat bisher Fräulein Nöldechen besorgt, die sich übernächste Woche verheiratet. Mit dem Gehalt können Sie leidlich auskommen. Und für die Fahrt nach Holland kommt dann ja die Kasse auf."

So ist Theo Bennewitz also im Umsehn auf eigene Füße gestellt. Er versieht seinen nicht sehr abwechslungsreichen Beruf als Sekretär gewissenhaft, trainiert daneben schärfer als je — denn es lockt ihn sehr, einen recht großen Sieg auf seinem Sportgebiet zu erringen, schon um einer gewissen jungen Dame zu imponieren, — und benutzt die karge übrige Zeit, um Verbindung in ärztlichen Kreisen aufzunehmen. Aber die Altersgenossen, die ihm hier und da auf denselben Wegen begegnen — und von dem Umschwung seiner Finanzen noch nichts wissen — suchen ihn aufzuklären. Sechstausend Assistenzärzte warteten in Deutschland schon auf Zulassung zur Krankenkassenpraxis. Die wirtschaftliche Not der jungen Ärzte werde von Monat zu Monat schlimmer. Die Ursache liege in der Überfüllung des Berufs, in dem Krankenkassenwesen, in der allgemeinen Verarmung des Mittelstandes — und in der zunehmenden Ausbreitung des Kurpfuschertums. „Was soll der junge Arzt also tun, wenn er kein Geld hat?" fragt Theo. Ein blasser, junger Kollege, mit dem Theo vor fast sechs Jahren das erste Semester in Würzburg verlebt hat, sagt: „Hungern."

Dahin kommt es für Theo aber erst, als ihm die Stellung als Verbandssekretär wieder entzogen wird.

Die Sportbehörde hat bei einer Durchprüfung die Befürchtung geäußert, daß die Anstellung von Bennewitz von ausländischen Gegnern ausgenutzt werden könnte, um den besten Anwärter auf den Weltsieg aus der Liste der deutschen Amateure zu streichen. Die Regel stellte fest, daß jeder Sporttreibende, der von einem Sportverband Geld beziehe, als Professional anzusehen sei. So verliert Theo also seinen Posten. Er bewirbt sich an hundert Stellen um Büroarbeit, um Übersetzungen, er übernimmt in einer Badeanstalt Massagen (wird hier von den fest angestellten Masseuren aber nach kürzester Frist wieder verdrängt), er macht das ganze Elend des Winters vor seiner Doktorarbeit noch einmal durch.

Und das alles wegen einer spöttisch überlegenen Bemerkung von Dol!

Das innerliche Zittern in ihm meldet sich wieder. Und nun erkennt er bald: es ist mehr als Zorn über die Überheblichkeit von Dolores — es ist ein ganz gesunder, ganz erklärlicher, ganz berechtigter Haß!

Die Sportkameraden, vor allem der erste Trainer, sind mit dem Fortschreiten des Winters mehr und mehr enttäuscht von seinen Leistungen. Theo Bennewitz, der alle Aussicht hatte, die ‚große Kanone' des Verbandes zu werden, versagt. Er ist schlapp geworden. Vielleicht hat er eine unglückliche Liebe? Da ist ihm dann freilich nicht zu helfen. Daß er schon tatsächlich hungert, weiß niemand.

In diese Zeit, mitten im Winter, trifft dann seine Begegnung mit Bengt Larsen.

*

Ein Zeitungsmann hat dem Sportverband die vertrauliche Meldung überbracht, daß ein reicher Berliner Bankier eine große Stiftung für Sportzwecke plane. Ein Ausschuß, bestehend aus anerkannten Sportgrößen, sei in Bildung begriffen, um dem Stifter sachgemäße Unterlagen für die richtige Verwendung zu verschaffen. Ehrenhalber müsse auch Doktor Bennewitz in das Komitee gewählt werden.

Diese Gruppe unternimmt nun eine Woche lang bei miserablem Schlackerwetter jeden Abend Orientierungsfahrten in die verschiedensten Stadtteile. Sportplätze werden besucht, Bäder besichtigt. Hier müßte dem Radsport, dort dem Hockey, hier dem Fußball, dort der Leichtathletik geholfen werden. Auch die paar Wintertrainingshallen, in denen die Paddler und Ruderer sich für die neue Sportsaison vorbereiten, sucht man auf. Für die Wassersportler sei bisher noch am allerwenigsten geschehen, meint der Zeitungsmann. In einer kleinen Halle, in der gerade eine Achter- und eine Viermannschaft beim Training untergebracht werden können, fehlt sogar jede Lüftung.

Unter den trainierenden Abendgästen, mit denen die Ausschußmitglieder ins Gespräch kommen, befindet sich ein blonder junger Schwede, ein Dekorationsmaler. Theo Bennewitz entsinnt sich sofort, wo er ihn schon einmal gesehn hat. Er spricht ihn daraufhin an, nicht um den Streit von damals wieder aufzurühren, sondern weil er gern erforschen

Digitized by Google

möchte, was für eine Sorte Mensch dieser Sportsmann ist, an den Dolores sich damals mit solcher Hingebung angeschmiegt hat.

An den letzten Himmelfahrtstag kann sich Bengt Larsen kaum mehr erinnern. Damals war er nicht auf dem Wasser, sonst wüßte er noch genau die Tour. . .

„Jedes Weekend ich mache eine neue Strecke! Ohne Aufschreiben ich kann sie alle aufzählen vom ganzen Sommer!"

„Und jedes Weekend nimmt er sich ein neues, hübsches Mädel mit," scherzt sein Nachbar, „aber die kann er am Schluß vom Sommer dann doch nicht mehr alle auseinanderhalten!"

Darüber wird im Chor gelacht.

Die Abendübung ist vorbei. Die jungen Leute haben sich wieder in ihre Straßenanzüge geworfen und verlassen die kleine Halle. Theo schließt sich ihnen an. Ekelhaftes Schneetreiben empfängt sie draußen.

„Möchtest du jetzt an der Havel im Zelt kampieren, Bengt?" fragt einer aus der Schar.

Er schüttelt sich. „Ich liebe doch auch nicht in Bett gehn mit eine nasse Regenschirm."

Wiederum großes Gelächter.

Bengt Larsen ist im ganzen Klub berühmt und beneidet wegen seiner Liebesabenteuer auf den Paddelbootfahrten. Die Revuegirls des Theaters, in dem er arbeitet, seien toll hinter ihm her, heißt es. „Er hält Auswahl wie ein Großkalif!" meint der junge Mensch, der Theo die gar nicht erbetene Auskunft erteilt. „Dabei hab' ich ihn noch nie mit demselben Püppchen zweimal auf der Fahrt gesehn."

„Er kommt sonst mit dem Sommerkalender nicht aus, verstehste!"

Ein anderer haut dem Schweden kordial auf die Schulter. „Ja, Bengt, du bist der größte Don Juan von Spree und Havel: du kannst sie Schlange stehen lassen, deine Weekendpüppchen!"

Vielleicht sind diese salopp hingeworfenen Anzüglichkeiten bloß als derber Jungensspaß hinzunehmen. Aber Theo ist gereizt — schon seit der Sekunde, da er Dols Tänzer wiedererkannt hat.

An der Ecke saust der Wind der Schar in die noch heißen Gesichter. Die jungen Leute setzen sich, ohne weiter Abschied zu nehmen, in Trab, um schleunigst die nächste Straßenbahn zu erreichen. Aber Bengt Larsen strolcht in seinem etwas wiegenden Gang weiter, ohne sich um den auf ihn niederprasselnden Regen zu kümmern. Er steckt nur die Fäuste in die Taschen der kurzen Lederjacke.

„Sie dürften sich nach meiner unmaßgeblichen Meinung diese seltsamen Ovationen denn doch nicht gefallen lassen, Herr Larsen!" sagt Theo, der allein an seiner Seite zurückgeblieben ist, in spitzem, wenn nicht scharfem Ton.

„Wie beliebt?" Der Schwede versteht längere deutsche Sätze nur, wenn er sich Mühe gibt. Hier liegt kaum eine Veranlassung dazu vor. Außerdem macht das miserable Wetter eine Unterhaltung wenig verlockend.

Theo fährt, noch gereizter, fort: „Denn Sie kompromittieren ja jede Dame, die Sie an Bord mitnehmen, Herr Larsen, wenn Sie den Burschen nicht den Mund verbieten."

Bengt Larsen wird ärgerlich. Was will der Mann von ihm? „Die Damen, die ich mitnehme, mein Herr, die wissen gut Bescheid, mein Herr. Von vornherein. Alle. Bitte. Mir ist noch keine böse gewesen. Oder — bitte — wer hat sich beklagt, mein Herr? Bei Ihnen etwa, mein Herr?"

„Ich sah Sie am Himmelfahrtstag mit Fräulein Scholz, Herr Larsen, und ich möchte ausdrücklich feststellen . . ."

„Oh, Mademoiselle Minna? Oh, ja, ja! Minna Scholz! Vom Schönheitssalon Täschner? Oh, ich erinnere mich!" Bengts Miene hellt sich sofort wieder auf.

„Ich möchte feststellen, daß diese Dame nicht auf der niedrigen Stufe stehen dürfte, die Voraussetzung für Ihre Weekendfreundschaft zu sein scheint, Herr Larsen!"

Was der Fremde eigentlich sagt, wird dem Schweden nicht ganz klar. Aber es gefällt ihm der Ton nicht, in dem der Fremde spricht. „Oh — ist Mademoiselle Minna Ihren Braut, mein Herr?"

„Nein, das ist sie nicht. Aber die Dame ist meine Kommilitonin gewesen. Ich habe mit ihr zusammen studiert."

„Studiert ich habe nicht mit ihr. Ich habe sie bloß zu Pfingsten an Bord mitgehabt. Nach Brandenburg. Wir sind aber nicht bis Brandenburg gekommen, nur bis Römerschanze. Da wir haben für die Nacht unser Zelt aufgeschlagen. Es war eine sehr schöne, warme Nacht." Bengt lacht in der Erinnerung und zeigt seine blanken Zähne. „Sie war die hübscheste von allen. Vom ganzen letzten Jahr."

„So." Theo hat Fäuste gemacht. „Fräulein Scholz hat mit Ihnen über Weekend im Zelt geschlafen?"

Nun wird es Bengt zu bunt. „Selbstverständlich. Was das geht Sie an, mein Herr? Wenn Sie sagen: Mademoiselle ist nicht Ihren Braut? Oder sind Sie geschickt — sind Sie etwa geschickt zu mir . . .?" Plötzlich bleibt er stehen. Ein paar Sekunden

Digitized by Google

lang preßt er erschrocken die Lippen zusammen. „Etwa — ein Kind?!“ stößt er aus, etwas leiser. Aber ein Mißtrauen zeigt sich dann sofort in seiner Miene. „Wenn es das wäre, dann — nein, ich verstehe nicht, warum sie dann hätte geschwiegen . . . Ich habe sie sehr lieb gehabt. Sehr. Sie hat mir gesagt, ich bin der erste Mann, der sie hat geküßt. Warum tut sie dann jetzt wie viele andere . . .“

Die Fäuste auf und nieder hebend, steht Theo vor ihm. „Wie viele andere? Was wollen Sie damit sagen?“

„Die hinterher ankommen, viele Zeit später, wo man nicht mehr genau kann wissen . . . Nein, und das ich glaube nicht, sie hat Ihnen nicht geschickt!“ Bengt Larsen rückt trotzig entschlossen seine Sportmütze aus der Stirn. „Verlangt sie Geld? Oder sonst wer will etwas von mir? Sie?! Bitte, wer?!“

Theo weiß genug. „Ich will nicht mehr von Ihnen hören, als was Sie mir soeben gesagt haben.“

„Dann ist gut, mein Herr.“

Theo wendet sich schroff von ihm ab und läuft in Schnee und Regen hinein.

Noch ganz aufgebracht blickt Bengt Larsen hinter ihm her.

In die reparaturbedürftigen Schuhe von Theo dringt Regen und Schneewasser. Er tappt weiter und weiter. Es ist ihm ganz gleichgültig, wohin dieser Weg ihn führt.

In irgendeiner schlechterleuchteten Nebenstraße, wo er sich plötzlich seiner Einsamkeit bewußt wird, bleibt er stehen und lacht laut auf. Aber es liegt fast ein Schluchzen in diesem Lachen, und es würgt ihn im Halse.

Also das Weekendliebchen von diesem eitlen Burschen ist Dolores geworden, von dieser Friseurschönheit, von diesem Großkalifen der Berliner Revuegirls!

„Und ich habe mein ganzes Leben umgeworfen, weil ihr Stolz mich herausgefordert hat!“

Alles umsonst! Alles umsonst!

*

Aufs tiefste ist Dolores betroffen und erschrocken, als sie ihren Vater nach so langer Zeit wiedersieht. Er hat nun auch die letzten kleinen Reste des alten Schwadroneurs verloren. Ängstlich blickt er sich um, als Dolores ihn möglichst rasch in ihr Zimmer nötigt. Sie möchte vermeiden, daß Herbert oder die Krankenschwester ihm begegnen.

Scholz hat sich den Schnurrbart stehen lassen. Der zerstört nun das Ramsesprofil, ist mißfarben und ungepflegt und stachlig wie von Draht. Der ehemalige Oberleutnant trägt ihn gewissermaßen wie einen Fremdkörper vor sich her. Sein Kopf ist ganz klein geworden. Noch immer besitzt er den kurzen Sportpelz, der aber fleckig und sehr zerdrückt ist. Wenn Scholz die manschettenlosen Hände aufhebt, sieht man in den Ärmeln das zerrissene Futter.

Bei der Ankündigung seines Besuchs hat Dolores sofort überschlagen, welche Summe sie für ihn aufbringen kann. Aber als sie ihn in seinem halb verkommenen Zustand erblickt, wird sie sehr mutlos. Ihre Mittel reichen nicht aus, ihn völlig neu einzukleiden, selbst wenn sie sich ein Monatsgehalt vorauszahlen läßt.

Scholz sagt, er habe Unglück im Spiel gehabt. Damit beschönigt er aber eine noch viel heiklere Schwäche. Er weiß selbst nicht, wie das so im Lauf der Jahre Gewalt über ihn gewonnen hat. Nein, er ist nicht etwa ein Falschspieler — nie hat er gezinkte Karten benutzt, nie die Volte geschlagen — obwohl er auch das kann und bloß zum Spaß es wohl einmal getan hat. Aber so in vorgerückter Stunde, wenn man's mit Gegnern zu tun hat, die nur darauf warten, einen hineinzulegen . . . Nun hängt ihm ein ekelhafter Bursche an den Fersen. Den muß er abfinden, denn der droht ihm mit der Kriminalpolizei.

„Mein armes, gutes Kind! Häßlich ist das alles, häßlich, ich weiß! Bloß keine Silbe darüber sagen, sonst kann ich mich nicht mehr beherrschen. Ich war schon zweimal nahe daran, wirklich, Dolores, ein Ende zu machen . . . Letzte Rettung bist jetzt du, mein armes, gutes Kind. In dem Aufzug hier darf ich mich ja nirgends sonst mehr zeigen. Ja, die lieben Freunde. Der Portier von der Weinstube läßt mich gar nicht erst hinein. Er hat wohl seine Weisung. Und früher — ich war nie geizig, du weißt — so manches gute Trinkgeld hat er von mir geschluckt —!“

Er nimmt hastig, was Dolores ihm zusteckt. Seine Angst und seine Not sind so groß, daß er nicht einmal der Form halber nach ihrem eigenen Ergehen fragt. Als er ihrer Spur folgte, die aus dem Berliner Vogtlande in das reiche Haus Stritt wies, hat er geglaubt, daß sie auch hier im Grunewald nur der Dienerschaft angehörte. Nun findet er sie gewissermaßen in leitender Stellung, und das freut ihn natürlich.

Aber wenn nur der Schuft, der Koßmann, dieser Blutsauger und Erpresser, dessen Zugriff ihn stets bedroht, ihm jetzt nicht weiter nachspioniert, um dann womöglich neue, noch höhere Forderungen geltend zu machen!

Digitized by Google

Dolores bemüht sich, die Trauer, die über sie gekommen ist, vor Ebba und Herbert zu verbergen. Sie will diesen beiden Menschen, die ihr so lieb und teuer geworden sind, ein heiteres Gesicht zeigen, gerade in diesen Tagen, in denen sie beide des Zuspruchs und des Trostes selbst so sehr bedürfen.

Die junge Krankenschwester, die der ersten gefolgt ist, hat den Befehl, der Leidenden die Temperaturen geheimzuhalten, als übertriebene Ängstlichkeit angesehn; in der Station, auf der sie zuletzt pflegte, haben die Kranken die Zahlen nach jeder Messung sogar selbst aufgezeichnet. Nicht entfernt hat sie die Wirkung geahnt, die der Anblick der seit Monaten eingezeichneten Fieberkurve auf dieses arme, junge Ding ausüben würde.

Ebba hat in den letzten vierzehn Tagen den hoffnungsreichen Trostworten ihrer Umgebung, den frommen Lügen über die Aufschiebung der Hochzeit, zwar nicht mehr recht glauben wollen, — nun aber gibt es keine Beschönigung mehr: sie weiß, daß sie eine Todeskandidatin ist!

Von der grausamen Stunde an, die ihr die Gewißheit gebracht hat, beginnt sich der Verfall auch äußerlich bemerkbar zu machen.

Herbert beweist ein großes und starkes Herz. Er rafft sich aus der furchtbaren Zerschmetterung immer wieder auf, wenn er an Ebbas Bett weilt. Es ist, als ob er reif und weise geworden wäre durch das Unglück. Er weiß Worte zu finden, um Ebba seelisch zu streicheln, die ihm nur eine tiefe, lautere, gläubige Liebe eingeben konnte.

Seine Eltern helfen ihm, das Schwere zu tragen. Sie kommen in diesen dunklen Winterwochen mehrmals, um der Kranken Blumen zu bringen, mit ihr zu plaudern, d. h. um ihr etwas vorzuplaudern, denn das rührende Altstimmchen versagt den Dienst mehr und mehr.

Dolores hat Ebba in diesem Winter nach Davos begleiten sollen — ganz selbstverständlich wäre sie bereit gewesen, ihr Studium noch einmal zu unterbrechen —, aber der Professor erklärt die Kranke nach dem letzten Zusammenbruch für nicht mehr transportfähig.

So beginnt denn nun das langsame Erlöschen des immer stiller und gottergebener werdenden jungen Menschenlebens.

Nach der Aussöhnung mit ihrem Vater hat Ebba die Freundin gebeten, die von zu Hause verlangten Auskünfte an ihrer Statt zu geben, denn sie selbst kann den Bleistift nur noch mit großer Anstrengung führen. Daraufhin kommt es zwischen Dolores und Herrn Sörensen zu einer häufigeren Korrespondenz. Einmal, als er Ebba ein Geschenk schickt, legt er für sie ein Stockholmer Ledertäschchen bei, in dem ein paar Banknoten stecken und ein Zettelchen auf schwedisch: „Kaufen Sie sich selbst etwas dafür, bitte, und seien Sie herzlich bedankt für die Freundschaft, die Sie meinem armen Kinde beweisen!“

Das Geld wird für Vater Scholz wieder einmal die Rettung. Immer öfter ruft er bei Dolores an, immer häufiger schleicht er um die Abendstunde, in der er Dolores aus dem Kolleg zurück weiß, in das stille Gartenhaus in der Maienstraße. Koßmann hat das Schweigegeld gesteigert. Gewiß könnte man den Erpresser der Polizei ausliefern. Aber was wird mit ihm selbst? Denn Gefängnis ist dem alten Mann sicher, wenn Anklage erhoben wird. Also muß er den fürchterlichen Burschen nun noch einmal, noch dieses eine Mal abfinden!

Herberts Mutter hat eine Nottrauung vorgeschlagen. Sie möchte das langsam erlöschende Flämmchen noch einmal zum Aufflackern bringen. Aber Herbert ist dagegen. Nein, er will Ebba im Gedächtnis behalten, so wie sie in ihren gesunden Tagen war, strahlend hell, voll Herzensheiterkeit, — eine künstliche Aufbahrung statt des Lebensfestes erschreckt ihn nur. Und auch dazu ist es nun bald zu spät.

Als die schlanken Mädchenhände über die Bettdecke zu streichen beginnen, während das Fieber den Körper zu verbrennen scheint, harren Dolores und Herbert zu beiden Seiten des Lagers. Der rasselnde Husten hat aufgehört, die Besinnung der Kranken ist geschwunden.

„Sie haben ihr noch viele Feierstunden bereitet, Fräulein Dolores,“ sagt Herbert leise. „Ich bleibe in Ihrer Schuld.“

Indem er dies sagte, atmete Ebba schon nicht mehr.

*

Dann findet das stille Begräbnis statt. Nur wenig Leidtragende sind erschienen.

Herbert Stritt will sogleich wieder nach Buenos Aires zurückkehren, begleitet von Conny Berth, den er dort in die Vertretung einführen soll. Herbert braucht sofortige Ablenkung. Er verträge es nicht, jetzt auch nur ein Wort mit seiner Mutter über die Tote sprechen zu müssen. In sechs Monaten, vielleicht auch schon in einem Vierteljahr aber wird er wieder hier sein. Arbeit soll ihm dann helfen, die innere Gesundung zu finden.

Die Abrechnung mit Dolores ist in vornehmer Weise geregelt worden. Dolores weiß, daß sie auch vom nächsten Herbst an um ihren Unterhalt bis zum Abschluß ihres

Digitized by Google

Doktorexamens nicht mehr zu sorgen braucht: Herberts Mutter will ihr dafür die Mittel zuweisen lassen, sie hat es bei der letzten Begegnung angedeutet.

Inzwischen ist es Ostern geworden. Dolores plant, für die Ferien in ein billiges Naturheilbad in der Umgebung zu ziehen, wo sie in aller Stille an ihrer Dissertation arbeiten, dabei aber auch wieder mit rationellem Sport beginnen kann. Erst nach den Ferien wird sie im Studentinnenheim Quartier nehmen.

Jäh werden diese Pläne indes gestört.

Als sie der Inhaberin der Wohnung in der Maienstraße die Räume gerade wieder übergeben will — nachdem die Desinfektion und die Wiederinstandsetzung unter ihrer Aufsicht gründlich vollzogen sind —, kommt ein verzweiflungsvoller Anruf von ihrem Vater: zum letzten, zum allerletzten Male muß er sie noch um ihre Hilfe anflehen. Er braucht fünfhundert Mark, heute noch, sonst ist er verloren.

So viel beträgt noch nicht einmal die ganze Summe, mit der Dolores über den Sommer hin auskommen muß, denn sie hat ihr kleines Kapital ja immer wieder für den Vater angreifen müssen.

Sie steht am Fernsprecher und rechnet. „Nein, es geht nicht, Vater. Heute auf keinen Fall. Sonst bin ich wieder ganz mittellos. Morgen will ich versuchen, Frau Stritt zu sprechen. Sie hat mir ja eine Hilfe für den Herbst zugesagt. Ich will versuchen, wenigstens einen Teil davon jetzt schon —"

Und da kommt es nun heraus: Ramses hat diese Quelle bereits erschöpft. In seiner Ratlosigkeit hat er an die Mutter des jungen Herrn Doktor Herbert geschrieben. Aber seine Tochter Dolores dürfe nichts davon erfahren, hat er sie dabei beschworen... Zweimal hat ihm der Privatsekretär von Herrn Doktor Stritt die erbetene Summe geschickt, aber auf den letzten Brief, den er in der vorigen Woche selbst draußen im Grunewald an der Pförtnerwohnung abgegeben hat, ist ihm noch nicht geantwortet worden. Auch Herr Sörensen in Stockholm hat nichts von sich verlauten lassen...

Fast unter einem Weinkrampf sinkt Dolores, den Hörer noch in der Hand, gegen das kleine Fenster neben dem Apparat, in sich zusammengekrümmt, machtlos, wehrlos.

Sie vernimmt nicht mehr die larmoyante Stimme, die irgendwo in einem entfernten östlichen Stadtteil aus einer öffentlichen Fernsprechzelle alles durcheinandermengt: Selbstverteidigung, Flehen um Verzeihung, Furcht, Verzweiflung, Anklage gegen den furchtbaren Willi Koßmann, diesen Gewohnheitsverbrecher, der ihn von Stufe zu Stufe hinunterzerren will...

Er könne sich vierhundert Mark hier in der Maienstraße abholen, sie werde das Geld in einen Umschlag tun und Frau Geheimrat Treßler übergeben. Fast heiser, kurz abgerissen, sagt sie's in den Schallbecher, eine ganze Weile später. Und als das Glück drüben im Osten in der öffentlichen Fernsprechzelle von dem verkommenen Alten noch kaum begriffen ist — vielleicht steht Willi Koßmann in dem engen Raum dicht neben ihm und hört frohlockend zu —, da fährt sie fort: „Um mein letztes Geld will ich nicht jammern. Aber um meine letzte Zuflucht, die du mir versperrt hast, tut mir's leid. Es ist, als sei ich jetzt nackt auf die Straße getrieben. In nichts, in nichts unterscheide ich mich mehr von den hundert Bettelbriefschreibern, die jede Woche da draußen im Grunewald das Haus bombardieren... Aber das kannst du wohl nicht mehr verstehen, Vater."

Sie hängt den Hörer an.

‚Um Gottes willen, nur niemals wieder Herbert unter die Augen treten müssen!' Das ist dann ihr erster Gedanke.

Ihr Gepäck steht zum Abholen bereit. Frau Treßler, die der jungen Studentin und treuen Helferin der Verstorbenen immer ein freundliches Interesse entgegengebracht hat, übernimmt die Ablieferung des Geldbriefs an Herrn Scholz, der sich im Laufe des Abends melden wird.

„Und Ihre Adresse, Fräulein Dolores?"

„Melden Sie mich, bitte, auf Reisen ab, Frau Geheimrat. Ich werde in Erlangen oder Jena weiterstudieren. Genau weiß ich's heute noch nicht."

Abschiedswünsche. Das Mietsauto bringt Dolores und ihr Gepäck nach der Bahn. Hier gibt sie ihre beiden Koffer, die Reisetasche und das Plaidbündel in Aufbewahrung — und verfügt sich nach der Köthener Straße in das „Vermittlungsbüro für bessere weibliche Angestellte".

(Schluß des Romans folgt)

Digitized by Google

Das Ergebnis unsers Preisausschreibens: Wer kennt unsere Künstler?

Wir hatten gehofft, daß auch dieses Preisausschreiben ein Erfolg werden würde. Wie es sich wirklich abgespielt hat, konnte niemand voraussehen. Die Begeisterung, die es geweckt hat, stand über jeder Erwartung. Wir waren ihrem Ansturm kaum genügend gewappnet. Doch sei zunächst das Sachliche mitgeteilt, das Ergebnis. Unter den richtigen Lösungen mußte das Los entscheiden. Unter Tausenden hat es sechs Glückliche auserkoren. Jeder von ihnen hat noch vor dem Weihnachtsabend das gewünschte Bild gerahmt erhalten:

1. „Wasserballspiel". Von Arthur Kampf.
Weihnachtsgabe für Herrn Otto Schimmack, Forst/Lausitz, Berliner Str. 66.

2. „Über den Graben". Von Angelo Jank.
Weihnachtsgabe für Frl. Herta Lilsegren, Karlshorst, Riastr. 11.

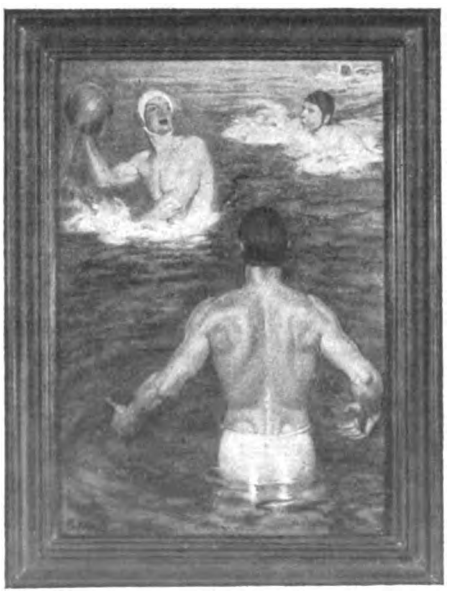
3. „Oberschlesische Halden". Von Albert Birkle.
Weihnachtsgabe für Herrn Hugo Hahn, Stuttgart, Paulusstr. 22.

4. „Blick vom Feldberg ins Wiesental". Von Otto Pippel.
Weihnachtsgabe für Frl. Gisela Fischer, Dobersdorf (Burgenland) b. Fürstenfeld (Steierm.).

5. „Strandkörbe". Von Theo Champion.
Weihnachtsgabe für Herrn Karl Scharmann, Berlin-Südende, Seestr. 9.

6. „Wald". Von Willy Jaeckel.
Weihnachtsgabe für Herrn Walter Schuldt, Hamburg 30, Mansteinstr. 24/II.

Bereits bei dieser Liste muß unser Dank beginnen. Dank nicht bloß an die Künstler, die uns die Veröffentlichung der von ihnen erworbenen Gemälde in diesem Zusammenhang gestattet haben, Dank nicht bloß an jeden einzelnen Leser, der an dem Preisausschreiben teilgenommen hat, sondern Dank vor allem an die vielen, vielen, die nicht anders konnten: sie mußten ihre Karte mit freundlichen Worten begleiten. Auch kritischen, nicht minder dankenswerten. Unsere Leser haben die Bilder sehr genau betrachtet und beurteilt, und wenn wir bei unserm Preisausschreiben auf die Kennerschaft unsrer Freunde vertrauten, so haben wir uns nicht verrechnet. Nur ein knappes Viertel unter den einlaufenden Antworten war falsch. Das ist ein mäßiger Prozentsatz. Immerhin beweist er, daß wir mit unsern Winken im Oktober- und Novemberheft die Sache doch nicht allzuleicht gemacht haben, wie mancher kunstverständige Leser befürchtet hat. Gewiß hat auch ein äußerliches Suchen eingesetzt. Auf alle Bibliotheken begann der Ansturm unsrer Leser. Aber viele haben die Frage nach den Künstlern ohne dies Suchen zu lösen vermocht. So schreibt ein Regierungsrat aus einer bayrischen Stadt,



Nr. 1. Wasserballspiel
Gemälde von Prof. Arthur Kampf-Berlin

Kenner und Sammler:

„Als jahrzehntelanger Bezieher der Monatshefte, der sich von ihnen willig in die Schönheiten der bildenden Kunst einführen ließ, machte mir

die Lösung
nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Ohne Zuhilfenahme der sehr deutlichen Hinweise gelang es mir, binnen kürzester Zeit

Digitized by Google

jeden einzelnen Künstler unzweifelhaft zu bestimmen." Dieser Leser hat die Monatshefte immer genau studiert und ihren Inhalt in besonderen Mappen nach Gegenständen (Romanen, Novellen, Kunstblättern usw.) geordnet. Ein andrer Leser aus dem Rheinland gesteht: „Als ich vor mehr als anderthalb Jahrzehnten Bezieher Ihrer Hefte wurde, hatte ich wenig Ahnung von der Malerei. Um mich darin weiterzubilden, bestellte ich Ihre Hefte und habe in ihnen grade die Kunstaufsätze und Kunstbeilagen aufmerksam studiert. Der Erfolg war, daß ich bei dem ersten Blick sofort von vier Bildern (1, 2, 4, 6) den Maler nennen konnte, ohne daß ich vorher die Ausführungen im Oktoberheft gelesen hatte. Nach ihrem Studium war ich dann in der Lage, auch die fehlenden zwei Maler (3, 5) anzugeben." Diese

Erziehung zum Kunstverständnis, zum Kunstgenuß

danken viele Leser unsern Heften, und wir freuen uns festzustellen, daß unter Dutzenden von Briefen, welche darauf eingehen, kein einziger von einem Snob oder Schwätzer geschrieben ist. Wohl spricht sich die Freude darüber aus, daß man Gut und Böse zu unterscheiden glaubt. Aber dieser Stolz ist mit Demut gegenüber der künstlerischen Leistung gepaart. Aus Ostpreußen und aus der Pfalz insbesondere liegen uns Briefe vor, die auf jedes einzelne Bild Zug für Zug eingehen und seinen Meister bestimmen, und keiner dieser Briefe stammt von einem Zünftigen, sondern sie sind von begeisterten und verständnisvollen Laien geschrieben. „Man lernt," sagt ein schwäbischer Lehrer, „wie kleine, unscheinbare Züge, ja Grillen, in den Bildern desselben Malers beharrlich wiederkehren," und fühlt, wie durch Suchen und Sichten sich der Kunstverstand schärft. Mancher, der in seinem Verhältnis zur Kunst noch nicht so weit vorgeschritten war, hat gelernt, sich nicht bloß über schöne Bilder zu freuen, sondern auch nach dem Künstler zu fragen. Für jeden aber — das bestätigen uns in immer neuen Wendungen die Briefe — war

das Suchen ein Fest!

Aus Frankfurt a. M. eine Stimme: „So viel Schönes und Edles in Form und Farbe ist in den langen Jahren in den Bänden erschienen, daß man vor Freude fast benommen wird." Oder ein Arzt aus dem Hannoverschen schreibt: „Man hat beim Suchen so recht gefühlt, welchen großen Schatz man in den verschiedenen Jahrgängen der Monatshefte besitzt." Sie sind, wie wir aus dem Rheinland hören, „eine interessante Kunst- und Kulturgeschichte", die man — so wird uns oft versichert — nicht entbehren möchte. — So hat die Preisausschreiben, was wir uns in solchem Ausmaß nicht vorgestellt haben,

Nr. 2. Über den Graben
Gemälde von Prof. Angelo Jank-München

Nr. 3. Oberschlesische Halden
Gemälde von Albert Birkle-Berlin

Nr. 4. Blick vom Feldberg ins Wiesental
Gemälde von Otto Pippel, München-Planegg

Digitized by Google

Nr. 5. Strandkörbe
Gemälde von Theo Champion-Düsseldorf

die Monatshefte mobilisiert.

Denn wer zu suchen begann, hat bald auch wieder gelesen. Manches einst nur halb genossene Heft wurde wieder entdeckt. Aus Jena schreibt uns ein dankbarer Leser: „Im Winter werde ich die alten Jahrgänge wieder vorholen und durchsehen. Das ist für mich der Gewinn aus dem Preisausschreiben." Ein Arzt aus Dessau preist die heilsame innerliche Vertiefung, zu der die Aufgabe gezwungen hat, und ihm selber ist erneut aufgegangen, welch ein treuer Spiegel der Zeit und ihrer geistigen Wandlungen unsre Hefte sind. Unsre Freunde haben uns nicht bloß bestätigt, daß unsre Preisaufgabe eine „glänzende Idee" war, haben Lösungen sogar in Versen und Bildern eingesandt und die richtigen Künstlernamen zu neuen Rätseln verarbeitet — das und noch viel mehr ist reizend, allerliebst, dankenswert. Doch tiefer haben uns andre Stimmen ergriffen. Da sitzt ein junges Mädel in Tirol, nur mit den letzten Jahrgängen und einer kleinen Kunstgeschichte ausgerüstet und beginnt tapfer und erfolgreich die Arbeit. Und klagt: sie hat noch von keinem dieser Maler ein Original gesehen. Ach, hätte man nicht 6, sondern 600 Bilder zur Verlosung! Und dasselbe wünscht man, wenn man den frohen Brief eines jungvermählten rheinischen Arztes liest. Er hat kein Geld für ein gemaltes Bild, er muß sich bisher mit Wiedergaben begnügen. Ach wenn doch das Glück . . .! Oder jener Landlehrer, der uns dankt: „Was uns hier auf dem Lande in seiner räumlichen Abgeschiedenheit von dem mit der Zeit fortschreitenden Kunstleben der Kulturzentren die Monatshefte an innerer Bereicherung und Mitgehen mit dem Kunstleben sind, ist schwer zu schildern. Jedenfalls ist für uns ein Leben ohne die Monatshefte nicht mehr vorstellbar." Ja, die Hefte bedeuten vielen Lesern noch mehr als geistige Anregung. Manchem sind sie „Trost und Ablenkung in schweren Stunden" geworden, andern „eine Zuflucht in schlechten Zeiten", vielen

„die Flucht aus dem Alltag".

In pathetischeren Zeiten als den unsern sagte man statt dessen: der Weg ins Ideale. Es ist im Grunde dasselbe. Man kann von Beruf, von Politik und Börse, von Sport und Film nicht leben. Wenigstens der nach Hunderttausenden zählende Kreis unsrer Freunde kann das nicht.

Wer sind unsre Leser?

Sie setzen sich aus allen Berufen zusammen, der Fabrikarbeiter und der Generaldirektor, der Universitätsprofessor und der Dorfschullehrer, der Techniker und der Künstler, die Stenotypistin und die Hausfrau — sie alle treffen sich bei uns, und so verschieden sie nach ihrer schulmäßigen Vorbildung und ihrer täglichen Arbeit sein mögen — ein Gemeinsames haben sie, und das hat uns auch aus den Zuschriften so ungemein angesprochen: sie sind

das gebildete deutsche Bürgertum.

Mancher glaubt heute, es sei tot, nicht nur verarmt, sondern an geistiger Unbeweglichkeit zugrunde gegangen. Dieser Glaube ist falsch. Immer wieder gibt es eine Schicht, welche

Nr. 6. Wald
Gemälde von Prof. Willy Jaeckel-Berlin

Digitized by Google

Überlieferung als einen Segen empfindet und sie zu bilden sucht, sofern sie noch nicht da ist. Wenn uns oft versichert wird, die Hefte wären schon im Elternhause gelesen worden oder seien jetzt bereits den heranwachsenden Kindern lieb und unentbehrlich, wenn man uns ungefragt beteuert, man werde dieser Zeitschrift treu bleiben, weil sie deutsch ist und Besseres hegt und liebt, als was der von so viel Feindschaft und Parteiung vergiftete Alltag der Presse bringt, wenn man Vorschläge macht, wie die Hefte auszugestalten wären, so sind das alles Zeichen für die Regsamkeit einer Volksschicht, deren Aufgaben im deutschen Vaterlande noch lange nicht erledigt oder gar veraltet sind.

Sehr viel erhofften wir uns vor der Abstimmung für die uns stets bewegende Frage:

Gehen unsre Leser mit der Jugend mit?

Darum stellten wir neben drei Maler älteren (Kampf, Jank, Pippel) drei moderneren Schlags (Jaeckel, Champion, Birkle). Die Antwort unsrer Leser lautet unwidersprechlich klar: Wir schätzen, unabhängig von Tagesmode, jede Art Kunst. Aber uns interessiert doch besonders lebhaft

die moderne Entwicklung.

So haben denn einzelne Leser die Gelegenheit benutzt, uns ausdrücklich zu bitten, doch recht bald moderne Künstler und neuzeitlich eingestellte Galerien in Bild und Wort zu schildern, und rein zahlenmäßig hat die Abstimmung kein einziges Gemälde auffallend vernachlässigt. Die Schriftleitung darf daraus wohl schließen, daß ihre Wahl glücklich gewesen ist. Jedenfalls stellt jedes Bild ein echtes Kunstwerk von dauerndem Wert dar; das haben die Leser erkannt und anerkannt.

Vielleicht hätten wir die Aussichten des einzelnen bei der Verlosung verbessert, wenn wir sparsamer mit Hinweisen auf die Maler gewesen wären. Hier und da hat jemand geschrieben, wir verrieten zuviel. Die beträchtliche Anzahl von falschen Nennungen läßt uns meinen, daß wir doch wohl das rechte Maß innege halten haben. Jaeckel hat die größten Schwierigkeiten gemacht; man hat ihn u. a. mit Slevogt, Rößner, Partikel, Seewald, Spiro, Pechstein, Bantzer, Eberz, Rohlfs, Münzer, Plontke, Curt Herrmann, sogar mit Leistikow und Hendrich verwechselt. Auch Pippel wurde viel verkannt: man hat an Gerhardinger, Sieck, Münzer, Bühler, Erich und Fritz Erler, Max Liebermann, Wieland, Bauriedl, Schramm-Zittau, Bracht und andere alte wie junge Künstler gedacht. Kein Zweifel: die beiden Landschaften boten die größten Schwierigkeiten. Aber auch Arthur Kampf wurde vielen nicht klar: Max Liebermann, Fritz Erler, Spiro, Rößner, Wieland, Linde-Walther machten ihm die Autorschaft streitig. Ja sogar sein Biograph Hans Rosenhagen erschien auf dem Plan. Bei Jank dachten manche an Thönn, Feldbauer, Dill, Junker, Koch; aber auch hier wurde neben Leo von König und Herterich wiederum Max Liebermann genannt. Champion mußte sich gegen Spiro, Pechstein, Schoenecker verteidigen. Am sichersten stand Birkle da, gewiß dank unsern Angaben, denn grade sein Fall erschien uns für den Laien besonders schwierig. Nur einmal wurde statt auf ihn auf Partikel gesetzt.

Die Monatshefte danken den Lesern

für den Eifer, den sie bei diesem Preisausschreiben entwickelt haben. Die letzten vier Wochen waren für die Schriftleitung so schön wie die Adventszeit sonst. Denn Tag für Tag, Post für Post kamen Karten über Karten, die geprüft und geordnet sein wollten. Und zu den Karten gesellten sich die zahlreichen Briefe guter und treuer Freunde. Wir möchten am liebsten jedem einzelnen antworten. Doch ist das beim besten Willen nicht möglich. So soll denn an dieser Stelle unser aufrichtiger Dank ausgesprochen sein. Und mit dem Dank zugleich die Bitte:

Arbeiten Sie an den Monatsheften mit!

Das ist kein Aufruf an den Dilettantismus. Man kann 30 Jahre lang die Monatshefte lesen und jeden Künstler kennen, und versteht selber weder zu schreiben noch zu malen. Nein, worum wir bitten ist das: schreiben Sie uns, wenn Ihnen eine Novelle, ein Aufsatz, ein Bild besonders gefällt oder mißfällt. Wir freuen uns über jede Anerkennung — so eitel ist der Mensch —, aber auch über jede Kritik — so ernst nehmen wir es mit den Heften und ihren Lesern. Uns liegt daran,

die enge Verbundenheit des Lesers mit der Zeitschrift

zu erhalten und zu verstärken. Wir glauben, daß dieses Preisausschreiben dazu beigetragen hat. Wir beglückwünschen die Preisträger, wir danken all denen, die nicht vom Glück begünstigt worden sind, und hoffen, daß sie sich trotzdem wieder beteiligen werden, wenn ein neues Preisausschreiben der Monatshefte ruft.

Nachdem in Gegenwart eines Notars die Preisträger aus den Einsendern der richtigen Antworten ausgelost und ihre Namen mitsamt dem Bilde ihrer Wahl zu Beginn dieses Aufsatzes veröffentlicht sind, schließen wir das Preisausschreiben „Wer kennt unsere Künstler?“ Es stellte Ansprüche an die Kennerschaft und an den guten Geschmack eines großen Leserkreises gebildeter Deutschen. Diese Ansprüche sind glänzend erfüllt worden. Ein Zeichen dafür: unsre Zeit, die vielgescholtene, ist lange nicht so schlecht, wie wir oft lesen müssen. Wie immer sind Millionen in Gleichgültigkeit und Haß, in Äußerlichkeiten und im Betrieb versunken. Aber wie zu allen Zeiten gibt es Tausende und Hunderttausende, welche das Gut ruhiger Bildung pflegen und weitergeben. Sie sind das eigentliche, das wesentliche Deutschland, und dieses geistige

Deutschland liest
Velhagen & Klasings Monatshefte.

Digitized by Google

Sonne über Dalmatien

Von Josef Friedrich Perkonig

Traumhaft blaue Adria, Südmeer wie kein zweites auf der Erde! Über ihre seidige Fläche weht die letzte Ahnung des Nordens. Der Alpenjäger droben auf den südlichsten Dreitausendern erreicht sie mit seinem Adlerblick, wenn er an durchsichtigen Tagen die Augen mit der Hand beschattet. Sie hat in aller Herren Ländern grüne, opalisierende, düstere, traurige, lächelnde Schwestern. Aber sie allein ist begnadet von einer warmen, sinnlichen, unvergleichlichen Bläue, die auch der Sturm nicht zerstört, die er nur sättigt mit seinem dunklen Zorn. Es ist, als könnte es auf diesem heiteren Meere, an seinen Küsten, die ein flüssig gewordener Himmel bespült, keine Schmerzen geben, als könnte niemand den drohenden, schwefelgelben, violetten Wolken über dem fröhlich feierlichen Horizonte glauben. Darum tragen so viele Liebende das Glück ihrer Hochzeit auf dieses sonnigste Meer. Der dalmatinische Fischer, der mit der Fossina, der vielzackigen Stechgabel, die Goldbrasse und den Branzin jagt, mit dem Azetylenlicht die Fischschwärme in die Netze lockt oder mit der Langleine die Grundfische, darunter auch den Hai, aufstöbert, die Schiffsleute der kleinen Barken, Matrosen, Lastträger, Herren, Arbeiter, Wein- und Olivenbauern, Soldaten, Faulenzer, sie alle lieben ihr sonnenreiches, hartes Land, ihr blaues, weiches Meer. Vom Winde vielfach abhängig, und für ihn, weil er ja ein Teil der geliebten Adria ist, besonders hellhörig und erfinderisch, haben sie ihm viele Namen gegeben: Scirocco, Bora, Tramontana, Libeccio, Maistral, Ostro. Jeder von diesen sanften und ungestümen Winden wandelt die Farbe des Wassers, und der Dämmer der Buchten, die Spiegelung der Kalkberge, die Schatten der Wolken vollenden die Verzückung des Empfänglichen.

Der phantastisch dämmernde Orient kam einmal bis an dieses unwirklich blaue Meer. Man muß seine allerletzten Überbleibsel mit einem schmerzlichen Eifer suchen, um sie vielleicht irgendwo in einem verschollenen Städtchen, tiefer hinter dem Ufersaum, in einer engen Gasse, in einem düsteren Hause, zu finden, während sie drüben in dem alten Bosna saraj noch immer nicht so selten geworden sind: die kreuzweis gesteckten Holzgitter der Haremsfenster, kunstvolle Teppiche und ziseliertes Kupfergeschirr, Opanken und als Reliquie ein Handschar aus einer vielbesungenen türkischen, albanischen Heldenzeit. Doch in den Volksliedern leben noch die gewaltigen Männer, manchmal umgetauft, aber immer noch erkennbar in ihrem heldischen Sinn, und es träumt ihnen in dumpfem Heimweh nach der Hirte, der auf der tarstigen Hochfläche Ziegen und Schafe weidet, der Bauer, der im Bienengesumm dem orientalischen Kef, zeitloser Träumerei, hingegeben ist, die Bärenjäger, die ins Feuer starren, über dem am Spieß der Jaraz, der ganze Hammel, brät. Die fernste Vergangenheit ist nicht ausgelöscht, sie wohnt in tiefliegenden Augen, unter buschigen Brauen weiter. Der letzte Bergmensch droben im silbergrauen Stein, der um die Tiere der stillen Wildnis weiß, nicht nur Purpurhuhn und Sporenkibitz, sondern auch Wolf und Schakal, mit denen er oft genug in schwerem Kampfe lebt, und der dalmatinische Stadtherr unten am Meere, sie tragen gemeinsam etwas von der Verwitterung der Zeit auf sich. Durch jeden von ihnen gingen die Jahrhunderte voll Ereignis, in jedem ruht einer der herrlichen Ahnen aus, die gemischt waren aus mannigfachem Blut. Und je nachdem es nun ein Römer, Venezianer, Osmane oder Slawe ist, der sich durch das junge Auge des späten Nachfahren noch einmal die geliebte Heimat besieht, in die sich nun wieder zwei Völker zu teilen wünschen, gehört das gegenwärtige Gesicht einem der versunkenen Jahrhunderte an.

Welches von den Völkern je diese dalmatinische Küste gewann und ihr zauberisches Meer, dessen Liebe und Furcht suchte sich vor Verlust zu schützen. Und so entstanden die grimmigen Festungen, mit dem Fels verschwistert, eine menschliche Wiederholung des abwehrenden Trotzes der Natur. Sie sind hin und hin jetzt nur noch museale Stücke, den Lichtspielen der Gestirne überlassen, dem Efeu, dem Ginster, der Olive, dem kargen, steifen Gras des Karstes; aber nirgends wegzudenken aus der wilden und freien Landschaft, in der so viel gerauft und gelärmt wurde, in der heute noch die kroatischen und italischen Männer Stahl in den Augen tragen. Man kennt es dem Edelrost der Städte an, von Trogir über die Riviera der sieben Kastelle bis hinab in die Boka und zum südlichsten dalmatinischen Märchen, Budoa, in dem die Schönheit des Küstensaumes noch ein letztes Mal aufschluchzt, wie sie sich gegen alle finsteren Mächte der Zerstörung tapfer zur Wehr gesetzt haben.

Doch sie sind gebaut für die Ewigkeit, nicht anders wie der Palast des Diokletian in Spalato. Diese römischen Cäsaren wußten, was sie hinterlassen sollten, damit die bewundernde Nachrede nie mehr schweige. Der ehemalige römische Legionssoldat aus Dalmatien hat seine arme Heimat mit diesem unheimlichen Bau wahrhaft kaiserlich beschenkt. Eine ganze Stadt, Alt-Split mit dreihundert Häusern und dreitausend Seelen, ist in den Palast hineingestellt, südländisch

Digitized by Google

winkelige Gassen irren umher, münden in kleine, unregelmäßige Plätze, stürzen über Treppen hinab, nehmen die Kühle aus feuchten Nischen mit sich, flüchten unter hallenden Gewölben. Spätere Bauherren haben eine gesegnete Hand gehabt, wo sie dem antiken Wunder ihre junge Schöpfung hinzufügen mußten. Es ist, als könnte wahre Größe überhaupt nicht verunstaltet werden. Die heitere Seele von Split, die ernste von Dubrovnik, die drohende von Kotor wird kein Zeitalter jemals umdeuten können. Jede der Städte bewahrt für sich ein ganz Ureigenes, Unnachahmliches: Kaiserpalast, vollendetes Stadtbild, gefangenes Meer im Fels.

Diese Boka, umklammert von einer gehöhlten Riesenhand aus Stein, einst geduckt unter den Kanonen des montenegrinischen Lovčen, ist der Fjord des Südens. In ihm beruhigt sich der wildeste Aufruhr des offenen Meeres zu der sanften Erschütterung eines Binnensees. Die Berge, die eine karge Pflanzenseligkeit umkesseln, scheinen nicht mehr zufällige, sondern raffiniert gestaltete Natur zu sein. Sie kreisen als eine platingraue Fassung um den flüssigen Edelstein aus Lapislazuli, der auf dem Grunde der Schale ruht. Es ist ein leichtes Wohnungsbauen hier überall herum, wo einem der Stein in das Fenster wächst. So leicht wie in der Umgebung der versunkenen und nun wieder ans Licht gebrachten Römerstadt Salona. Ihre Ruinen sollen zum Teil im Spliter Glockenturm, im Dom von Trogir wieder auferstanden sein.

Und nun, du Stadt gewordenes Märchen am Meer, eines für alle anderen: Ragusa, die du jetzt Dubrovnik heißt. Man hat den lateinischen Klang aus deinem Namen getilgt und dir einen slawischen, grünen, baumrauschenden verliehen, denn Dubrova bedeutet Hain; vielleicht soll er an die Seestrandkiefern erinnern, von denen die Ufer an manchen Stellen gesäumt sind. So oft du aber auch deinen Namen wechseln müßtest — der Mensch dichtet und deutet seine Liebste, Frau oder Landschaft, ja immer wieder nach seiner Sehnsucht, seiner Angst um — du wirst stets bleiben, was du warst: das Herz Dalmatiens, ein Traum in Stein unter südlich leuchtendem Gestirn. Du bist der Schlüssel zu diesem Land, wer dich nicht erobert, dem bleiben Meer und Erde hier eine starre, heiße Fremde. Den durchschauert der Sturm des Meeres mit Furcht, den durchglüht die Widerhitze der Felsen mit Weh. Wer aber

Die Insel Gospa oder Skrpjela. Aufnahme Tobien, Köln

Digitized by Google

Hafen, Stadt und Festung von Hvar bei scheidender Sonne
Aufnahme Tobien, Köln

könnte so gottverloren sein, daß er den Zugang zu diesem seltsam schönen Reiche nicht fände?

Man geht auf Mauern und Türmen um Stadt und gewesene Zeit. Diese Mauern fallen manchmal in gewaltige Tiefen, das blaue Meer und die grünen Pflanzen greifen an ihnen empor, als wollten sie sich die Bastionen gewinnen. Doch diese trotzige Festung versagt sich ihnen wie seit je den Eroberern, die draußen vom Meere und durch die Olivenhaine kamen. Die Gewalttätigen stießen immer an den todgrauen, abweisenden Stein. Wann immer aber einer reinen Herzens die Mauern zu einem Wege friedlichen, nachdenklichen Wandels benutzt, wenn ihm die sonnesehnsüchtigen Eidechsen auf den patinierten Ziegeldächern, die Rosen in den Kreuzgängen der Klöster, Kuppeltürme der Kirchen und das verschlungene Gewirr der Gäßchen, auf die er von oben niedersieht, wichtiger sind als der gesamte Kriegslärm, der jemals um den Besitz des Kleinods stritt, wenn er sich, ohne der strengen Notwendigkeit als Ursache zu gedenken, freut, wie hier auch nicht der geringste Raum verschwendet ward, so daß die Plätze klein, die Häuser schmal und hoch wurden, und die Gassen eng, wie in allen solchen mittelalterlichen Städten, dann hat auf einmal dieses lebendigste Museum, das man sich denken kann, eine große, schöne, redende Seele. Die Stadt schlägt ihre Augen auf, allüberall; der dumpffarbene Kalkstein, der hier zum Bauen durchwegs verwendet wurde, leuchtet, ohne daß ihn die Sonne zu treffen brauchte, die ihn natürlich zu einem noch holderen Erglühen bringen kann. Sie brauchte keine berühmten Palazzi zu haben, sie ist durch die Ruhe der Form und Tönung als Stadt an sich allein schon zauberhaft, aus dem Meere gewachsen, eine felsige Landzunge füllend, wie flüssiges Metall eine Gußform, in Hänge voll von Ölbäumen ansteigend, in ihren alten Teilen nirgends ergänzt, weil ja glücklicherweise der Raum dazu fehlte, eine feste, starke, alte Melodie ohne neuen, mißtönigen Schnörkel.

Es müßte nicht der Süden sein, wenn man nirgends über weiße Marmorbrunnen hinweg, zwischen Agaven, Feigenbäumen, Palmen hindurch das ewige Meer sähe, wenn man nicht auf einem stimmungsreichen Friedhof inmitten von Olivenwäldern einer dunklen Botschaft der Zypressen glauben könnte. Es müßte nicht der Süden sein, wenn nicht alles bunte, bewegte Leben auf einem engen Platze zusammengedrängt wäre,

Digitized by Google

Vegetation bei Ragusa (Dubrovnik). Aufnahme Tobien, Köln

wie auf dem Ragusaner Stradone, der Hauptstraße auf einem zugeschütteten Meereskanal. Einen „Salon im Freien" hat ihn einmal ein Dichter genannt. Seine Wandbilder sind die kleinen Paläste Adeliger, und nach allen Seiten führen Dutzende Türen in die dichte Verschlingung der Gäßchen. Diese Straße, niemals von einem Fuhrwerk gestört und damit der rasenden Gegenwart entrückt, gehört der lebhaften Menge, dem glücklichen Volk, das für die Gasse immer Zeit hat. Diese Straße ist erfüllt von den süßen Spannungen, die zwischen Herz und Herz schweben, von den geheimnisvollen Entladungen, die Auge mit Auge verbinden. Unter dem heißen Himmel wächst die Liebe rascher, und die dalmatinischen Frauen sind nicht umsonst so schön geworden. Niemals aber ist ihre Schönheit eigenartiger, als wenn sie in den Gewändern ihrer Urmütter gehen; dann wird einem erst recht offenbar, was es heißt, daß dieser slawische Süden an der Schwelle des Morgenlandes lehnt.

Immer nur einige hundert Schritte von dem Stradone, dieser dalmatinischen Straße in Reinkultur, entfernt, stehen die bedeutsameren Gebäude und Denkmäler, Dogana, Rektorenpalast, Franziskanerkloster, Rolandsäule, Brunnen, und in ihnen vereinigen sich, wie hier allerorten, Zeugen eines ungeheuer bunten Wechsels der Geschichte und Geschicke, Einzelheiten vieler Stile; denn sie sind antik, byzantinisch, romanisch, neben dalmatinischer Gotik, Renaissance und lombardischem Stil. In diesem Lande bleibt nichts einzelne Erscheinung, jedes Ding häuft sich gleich zu vielfacher Sammlung der Arten: die Inseln, die sonnigen und dämmernden Fjorde in den Kalk hinein, kostbare Bilder in den Kirchen, bis zu Tizian und Raffael, die Rosen-, Mandel-, Granatbäume und ihre zahllosen Brüder, die Fische und Muscheln im Meer, ja selbst noch die Fledermäuse, von denen es zweiundzwanzig Arten gibt.

Den deutschen Roland, das Sinnbild des freien Handels, kann man in Ragusa also finden. Den geflügelten Löwen, das Hoheitszeichen Venedigs, dem man sonst an diesen Meeresufern überall begegnet — die Dogen der Lagunen waren ja ihre Herren — würde man hier vergeblich suchen. Ragusa war die einzige dalmatinische Stadt, die sich ihrer Herrschaft zu erwehren wußte. Sie war eine eigene, zwar kleine, aber nicht minder stolze Republik. Wirklich herrliche Herren wohnten in ihr; sie hatten eine starke Hand und ein gutes Herz; diese Mischung hat noch immer Menschen, Jahrhunderte und Geschichte erobert. Der Bauer durfte von dem Padrone nicht geschunden werden, der

Digitized by Google

Grundherr konnte mit ihm nicht nach beliebigen Gelüsten verfahren. So wurde denn eine gesetzliche Güte geschaffen. Den Dienstmädchen, oft in früher Jugend aus der türkischen Herzegowina geholt, war die Hausfrau auch Mutter. Nach zwölf Jahren freigesprochen und ausgestattet, heirateten sie, von den gewissenhaft prüfenden Hausleuten an Handwerker oder Matrosen vergeben, wie Töchter aus dem Hause fort. Das Mädchen aber, das gegen die strengen Sitten sündigte, mußte, ausbezahlt und aus dem freundlichen Gedächtnis gestrichen, im stillen die Stadt verlassen. Aus der Makellosigkeit, die wie ein Schmuck getragen ward, erklärt sich denn auch der wunderbare Stolz der Mütter aus dem niederen Volk, die ihre Söhne erzogen, als wären sie Kinder von Patriziern. Darum stiegen dort auch so viele prachtvolle, den Ruhm der Heimat mehrende Männer aus den Tiefen der Armut empor. Deshalb sind dort noch heute kleine Leute wie Lastträger, Fischer, Handlanger stolzer als hohe Herren. Ihre Finger berührten niemals unrechtes Gut; nicht umsonst war auf dalmatinischer Erde Diebstahl einst unbekannt.

Die Zeit nagt hier an dem Stein viel mehr als an der Seele des Menschen. Der antike Bauer bei Weinstock und Ölbaum, der antike Hirt bei den weidenden Tieren trug nur ein anderes Kleid als sein heutiger Bruder. Sonst sind diesem Luft und Erde gleich bevölkert mit zauberischen Mächten; aus allen Jahrhunderten holte er sich Gestalten und Stoff für seine Sagen und Lieder. Immer noch wird gegen Austerngift heiße Milch getrunken oder frischer Käse gegessen, und die Wunde mit dem Pulver des Arlesbeerbaumes bestreut. Die Goslaren singen uralte, verschollene Melodien, die Schiffer wollen insgeheim die Seekrankheit noch immer mit dem Rost heilen, den sie vom Schiffsanker abschaben. In so einem Lande gibt es keine Vergangenheit, alles ist beständig dauernde Gegenwart.

Als wollte das dalmatinische Land vor seiner schönsten Stadt mit einem letzten, sie womöglich noch überbietenden Abgesang draußen im odysseisch blauenden Meer versinken, wiederholt es sich, seinen ganzen Reichtum und Segen über einem kleinen Eiland sammelnd, auf der Insel Lacroma, angesichts von Ragusa, in einer paradiesischen Inkarnation. Urgebüsch steht um das Dominikanerkloster; ewig grünen die Pistazien, Erdbeersträucher und Erika blühen unter niederen Steineichen; Oleander, Lorbeer und Myrte wuchern in seligem Gedränge um Pinien, Zypressen und Johannis-

Klis, alte Türkenfestung bei Solin. Aufnahme Tobien, Köln

Digitized by Google

Dalmatiner. Aufnahme Hildenbrand, Stuttgart

brotbäumen. Die stillen Mönche, seltsam wie der phönikische Wacholder, in dessen Schatten sie ihr Brevier lesen, beinahe selber schon Geschöpfe dieser entsühnten Pflanzenwelt, könnten sich keine friedlichere Umgebung wünschen. Diese Insel hat niemals die Qual von Verbannten getragen. Und auch der Ungarnkönig Sigismund, der vor dem türkischen Sultan Bajazid an ihre Gestade flüchtete, hat sich mit seinem kurzen Exil in ihrem grünen Überschwang wohl abgefunden. Aber da liegen hinunter an der Küste entlang einige düstere Inseln, auf denen sich Hochmut und Stolz von Verstoßenen in ein trübsinniges Ende hinein austobten, und wieder andere, auf denen die Ausgesetzten zu Sinnierern und Dichtern wurden, wie Oppian Anazarbos, der seine Einsamkeit mit Hymnen über Jagd, Fisch- und Vogelfang erlöste, und noch andere, auf denen die Zeit so völlig stehen blieb, daß es dort einem gelehrten Abte möglich war, in einem dicken Buche zu untersuchen, ob der heilige Paulus bei Meleda oder Malta Schiffbruch erlitten habe. Die zwei kleinsten bewohnten Inseln aber, Gospa und S. Djuradj, unbekanntes Dalmatien, von hier so bald übersättigten Augen leicht übersehen, tragen Kirche und Kloster, die eine glücklich, strahlend, zugänglich, das andere von greisenhaften Zypressen überschattet, fast ohne Tor, strengste Klausur im Meer, die Toteninsel vor einem helleren Hintergrund.

Nicht auf dem Schiff, nicht an dem buntesten Ufer, im Geschwätz der Leute, die verdienen wollen und sich laut gebärden, auch wenn sie am liebsten stumm an einem Tische säßen, auf dessen Platte dunkle Weinringe eingetrocknet sind, nirgends, wo sich dies Land auch liebevoll und hingebend eröffnet, ist sein Zauber allmächtiger als auf den todeinsamen, zerklüfteten Höhen seiner Berge.

Digitized by Google

Ansicht von Kotor mit der Boka Kotorska zu Füßen des Lovčen,
von der Straße nach Cetinje aus gesehen

Digitized by Google

Ragusa (Dubrovnik). Aufnahme Tobien, Köln

Digitized by Google

Bürgermädchen im Festschmuck. Aufnahme Hildenbrand

Ihre wunderbaren Eichen haben räuberisch die Römer und Venezianer gefällt; deren gierige Hast vergaß dann, die geplünderte Erde wieder mit Pflanzen zu besiedeln. Und so rauscht denn um den Wanderer, den Jäger, niemals mehr der Wohllaut des Baumlaubes. Schrei des Adlers, Geräusch des Steinhuhns, schüchterner Gesang von Steinrötel und Blaudrossel nur sind seltene Boten des Lebens. Hat der Besinnliche die heilige Stummheit des Berges im Rücken und die heilige Ferne des Meeres vor sich, findet er zu allem Überfluß dann noch eine Bergschenke, aus deren Türe man nur zu treten braucht, um mit einem einzigen Bogen der Augen die halbe Welt zu umkreisen, dann ist dies Dalmatien unverlierbar sein. Vor ihm stürzen die Kalkfelsen in das Meer hinab, in ihren blauen, violetten und grauen Schatten, in denen die Felstaube nistet, ruhen ewige Geheimnisse. Skelette bleichen dort, Piratenschätze sind für immer vergessen, und in dunkle Schlupfwinkel steigen noch heute die Gendarmen. Drunten auf dem unheimlich blauen Meere kriechen die trägen Trabakel; die gelben, roten, orangenen Segel sind wie die Flügel ruhender Schmetterlinge aufgestellt. Über weißen Wellenköpfen schießen die Silbermöwen dahin. Trotz der Schiffe und Boote ist immerwährender Feiertag über diesem homerischen Meere. Was vermögen der vergängliche Schaum über der Schraube, die Menschen- und Maschinenlaute über dem Spiegel seinem Gottesfrieden anzuhaben? Es ist ein so wunderhafter Süden, daß dem ihn Ungewohnten oft die Tränen in die Augen strömen. Ißt er in der Schenke dann noch den herben Ziegenkäse und die eingelegten Oliven, trinkt er den schweren Rotwein dazu, der auf der Zunge einen köstlichen Nachgeschmack voll Sonne und Karstblut hinterläßt, stehen neben ihm, lächelnd, gastlich und in verständigem Schweigen die Wirtsleute, wieder Philemon und Baucis, dann kann es nicht anders sein: das dalmatinische Glück ist vollständig!

Die Insel S. Djuradj in der Boka Kotorska
Aufnahme Tobien, Köln

Digitized by Google

Philipp der Zweite

Von Karl Zuchardt

Fürstin Eboli

Donna Ana de Mendoza, Tochter des Vizekönigs von Peru, ist einäugig zur Welt gekommen, aber sie vollbringt das Wunder, trotz diesem Fehler unglaublich reizvoll zu sein. Trägerin des angesehensten Namens, reichste Erbin in Spanien — welchem Glücklichen wird ihre Hand zuteil werden? Mendoza, der Vizekönig von Peru, ist alt und hat aus der Neuen Welt den Todeskeim mitgebracht, aber Ruy Gomez, Fürst von Eboli, ist jung und war einst der Spielgenosse des Königs; er ist jetzt sein einziger Vertrauter, und niemand zweifelt, daß er der alleinige und allmächtige Minister Philipps II. werden wird. Und ehe Mendoza die Augen für immer schließt, ist seine Tochter Fürstin Eboli und bei Hofe die erste unter allen Frauen der spanischen Granden und braucht das Haupt nur vor den Damen des königlichen Hauses zu neigen. — — —

König Philipp kann nur treue Diener brauchen. Er verlangt unbedingte Hingabe, und Ruy Gomez, Fürst von Eboli, bringt sie ihm dar. Niemand erfährt, was es Ruy Gomez kostet, als er seine Frau dem König überlassen muß. Niemand erfährt, was Donna Ana leidet. Aber bei Hof trägt die Fürstin Eboli das Haupt noch stolzer als früher, und am Hofe Philipps werden Worte und Mienen in strenger Zucht gehalten. Niemand scheint zu wissen, daß der König eine Favoritin hat. — — —

Dreizehn Jahre lang ist Ruy Gomez, Fürst von Eboli, allmächtiger Minister Philipps II. Dreizehn Jahre lang beherrscht Donna Ana einen großen König und einen allmächtigen Minister. Wird ihr die Zeit lang? Oh, es ist süß zu herrschen! Aber der König ist schwächlich und kränklich und mißtrauisch. Sehr kränklich ist der König, und Don Carlos, sein Sohn, ist herangewachsen. Donna Ana wägt ab, wie weit sie gehen kann. Sie versteht die Kunst zu berücken. Aber der zukünftige König ist ein ungeschickter Tölpel. Er merkt nichts oder will nichts merken. Hat die Königin das Spiel der Fürstin Eboli durchschaut? Droht Gefahr? Nun, die Fürstin hat mächtige Helfer. Sie kennt Mittel und Wege, auch einen Thronfolger unschädlich zu machen. Und Don Carlos verkommt in elender Haft. — — —

König Philipp braucht treue Diener. Ruy Gomez, Fürst von Eboli, verzehrt sich im Dienste seines finsteren Herrn. Donna Ana muß fürchten, daß ihr Gemahl in Bälde stirbt. Mag er! Aber wer wird dann Minister? Die Fürstin hat gewählt: Durch Don Antonio Perez will sie künftig über Spanien herrschen. Und der sterbende Ruy Gomez muß es noch zuwege bringen, daß Don Antonio Perez sein Nachfolger wird.

Sehr kränklich, seltsam und finster ist der König. Die Fürstin ist seiner überdrüssig. Der Thronfolger war ein Tölpel, aber der allmächtige Minister ist geschickter. Und sie weiß die Glut im Herzen des Don Antonio Perez zu entfachen. Kann man je des Herrschens müde werden? Donna Ana ist müde und gleichgültig geworden. Das Herrschen ist ihr nur noch Gewohnheit und Daseinsform, ist ihr ein Laster, von dem sie sich nicht mehr zu trennen vermag. Wäre nur Don Antonio Perez vorsichtiger und klüger! Denn der König spricht wenig, er schweigt und denkt und ist ewig mißtrauisch. Die Fürstin weiß es, aber sie ist gleichgültig geworden. In dem dunklen Gemach des Escorial, wo Philipp II. jetzt ganz allein mit sich und seiner kranken Seele haust, laufen viele Fäden zusammen. Ganz allein sitzt Philipp im dunklen Gemach über Papiere gebeugt und überzeugt sich, daß ihn seine Favoritin mit seinem eigenen Minister betrügt. Und Philipp schweigt und denkt.

Eine Kutsche mit geschlossenen Vorhängen fährt, von bewaffneten Reitern umgeben, an der Zugbrücke des düstern Schlosses Pinto vor. Zwei dienende Frauen helfen einer verschleierten Dame aussteigen. Stumme Geste eines Offiziers. Die drei Frauen überschreiten die Zugbrücke, die sofort hinter ihnen hochgezogen wird. Wagen und Reiter entfernen sich in der Richtung nach Madrid. Oben in einem schweigsamen Saal tritt der verschleierten Dame ein Edelmann mit eisgrauem Vollbart und unbewegtem Gesicht entgegen. Er verneigt sich tief. Stumm übergibt er der Dame ein königliches Schreiben. Sie erbricht das Siegel und überfliegt die wenigen Zeilen: Dauernde Haft, zur Bedienung zwei Frauen, denen jeder Verkehr mit der Außenwelt

Digitized by Google

untersagt ist. Stumm und mit unbewegtem Gesicht wartet der alte Edelmann. Die Fürstin Eboli rührt sich nicht. Sie denkt an Ruy Gomez. Sie weiß, daß Philipp treue Diener hat. Endlich bewegt sie die Hand, und stumm entfernt sich der Edelmann. —

Dreizehn Jahre lang liegt Schweigen über dem grauen Schlosse Pinto. Dann öffnet sich eines Tages die Zugbrücke. Ein Wagen, von Reitern begleitet, verläßt das alte Schloß. Nach ein paar Tagereisen hält derselbe Wagen in einem prächtigen Schloßhof. Würdige Diener tragen einen langen, schweren, sorgfältig verhüllten Kasten in die Schloßkapelle. Die Nacht hindurch werden Messen gelesen. Am nächsten Morgen trägt man den verhüllten Kasten hinunter in die Familiengruft der Mendozas. Dort erst fallen die Hüllen von dem einfachen, schweren Zinnsarg, und man stellt ihn neben den Sarg des Vizekönigs von Peru. Der neue Sarg nennt keinen Namen. Erst lange Jahre nach dem Tode Philipps wagt man es, den stummen Sarg zum Reden zu bringen durch die Inschrift: Donna Ana de Mendoza, Fürstin Eboli.

Lepanto

8. November 1571. Vespergottesdienst im Escorial. Kalt und streng verlieren sich die Wände der Kirche in weite Wölbung. Nur am Hochaltar flackern hundert Kerzen ängstliches Licht.

König Philipp hört die Messe. Schwarz und allein kniet er auf den Stufen, ein goldenes Kruzifix in den gefalteten Händen, den Blick starr auf den Altar gerichtet. Schwarz und allein kniet der König auf den Stufen, weit hinter ihm im Schiff der Kirche sein Gefolge.

Dreimal täglich hört der König die Messe, und es ist keine verlorene Zeit für ihn. Wenn er betet, kommen ihm seine besten Gedanken. Heute denkt er mit unbewegtem Gesicht, den Blick starr auf den Altar gerichtet, an Ruy Gomez, den Fürsten von Eboli, den er todkrank in Madrid zurückgelassen hat. Ruy Gomez, ein treuer Diener und bis zum letzten erprobt! Wer wird ihm Ruy Gomez ersetzen? Don Antonio Perez? Der Beichtvater warnt vor ihm. Aber Ruy Gomez empfiehlt den Antonio Perez und Ruy Gomez ist treu und erprobt. Nötig wird es allerdings sein, den Perez rechtzeitig mit dem Herzog von Alba zu verfeinden. Das hat sich schon bei Ruy Gomez bewährt. Denn was sollte aus dem Könige werden, wenn sein mächtigster Minister und sein mächtigster General eines Sinnes wären? So betet und denkt der König. Und kniet schwarz und allein auf den Stufen des Altars.

Da dröhnt die schwere Kirchentür. Da donnern Reiterstiefel auf den Steinfliesen. Da stürmt ein Neues, Unerhörtes gegen die hundert ängstlich flackernden Kerzen des Altars. Und eine heisere Stimme schreit mit letztem Atem: „Großer Sieg bei Lepanto! Don Juan d'Austria hat die Flotte der Türken vernichtet!“

Das kniende Gefolge des Königs springt empor: „Viktoria! Viktoria!“ schallt es im Getümmel gegen die kalten, strengen Wände der Kirche. Aber das Viktoria erstarrt in erschrockenen Mündern. Das Gefolge des Königs sinkt wieder auf die Knie. Alle Blicke hängen an der schmalen Gestalt, die schwarz und allein auf den Stufen des Altars kniet.

Der König hört die Messe. Das Rufen und den Tumult hat er nicht gehört. Starr und unbewegt ist sein Blick auf den Altar gerichtet. Der Priester in goldgestickter Stola — nach einem kleinen Zaudern — verneigt sich, bekreuzigt sich und murmelt sein heiliges Latein und winkt ungeduldig dem Chorknaben, der bleich und regungslos die silberne Glocke in der Hand hält.

Der König betet und denkt. Schon am Vorabend von Allerheiligen hat er die Siegesnachricht durch den venezianischen Gesandten gehört. Das ist neun Tage her. Warum sind die venezianischen Posten um so viel schneller als die spanischen? Aber der König wird es nicht ändern. Schlimme Nachrichten kommen stets noch zu früh, und Siegesbotschaften treffen nie zu spät ein. Nur Ruy Gomez, der Fürst von Eboli, wußte bisher von dem Sieg, denn Ruy Gomez liegt im Sterben, und der sterbende Diener kann nichts mehr für seinen Herrn tun, als sich für ihn freuen. Das Volk wird bald genug Don Juan d'Austria, den Türkensieger, zu seinem Helden machen. Es wird nichts schaden, wenn der Herzog von Alba lernt, daß auch andere Diener Philipps zu siegen verstehen.

Die Messe ist zu Ende. Sehr langsam erhebt sich der König. Sehr langsam schreitet er durch die Gasse seines Gefolges nach der Tür. In schweren Reiterstiefeln zuckt es, sie wagen einen halben Schritt vorwärts. Aber der König blickt geradeaus.

Eine Stunde später im Gemach des Königs. Der Hofmarschall: „Kapitän Don Luis Silvestre bittet Bericht erstatten zu

Digitized by Google

dürfen." Der König nickt. Stockend berichtet Don Luis Silvestre. Der König erfährt nichts, was er nicht schon vom venezianischen Gesandten gehört hätte. Aber auf seinen bleichen Lippen erscheint die Andeutung eines Lächelns. Er nimmt einen goldenen Fingerreif aus einem Kästchen: „Ich danke Euch. Ihr seid bis morgen mein Gast." Der Kapitän küßt die schmale, weiße Hand seines Königs und verläßt mit schwerem, unsicherem Schritt das Gemach.

Abends feierliches Tedeum für den Sieg von Lepanto. Kerzen und Öllampen erhellen die hohe Kirche. Alle Bewohner des Escorial sind versammelt. Der König sitzt auf einsamem Sessel schräg vor dem Hochaltar. Die Jubelhymnen gleiten an den strengen, kalten Wänden der Kirche ab und finden kein Echo.

Während des langen Gebetes kniet der König schwarz und allein auf den Stufen des Altars. Der König betet und denkt. Er denkt an Don Juan d'Austria, seinen Stiefbruder, den Liebling der Madrider. Noch heute abend wird ein Befehl abgehen, daß Don Juan mit der Flotte nach Spanien zurückkehren soll. In Madrid kann der König freilich den Sieger von Lepanto nicht brauchen, wohl aber in den Niederlanden. Dort hat Alba auf seine Art Ordnung geschaffen. Dort ist es leicht, einen eben erst gewonnenen Ruhm wieder einzubüßen. Und der König denkt und betet.

Das Tedeum ist zu Ende. Sehr langsam erhebt sich der König. Sehr langsam schreitet er durch die Gasse seines Gefolges nach der Tür. Der Kapitän Don Luis Silvestre blickt der schmalen, schwarzen Gestalt seines Königs nach. Don Luis Silvestre denkt daran, wie er in der Schlacht gebebt hat, wie er nach dem Escorial gejagt ist, wie er atemlos geschrien hat. Aber sein König ist Philipp, ist Ruhe.

Der Kampf mit dem Satan

Bewohner des Dorfes Escorial stehen in Gruppen beieinander. Ratlosigkeit und Angst auf allen Gesichtern. Vor einer Stunde noch Bläue des Februarhimmels. Jetzt heult der Sturm von der Sierra de Guadarrama. Brandend schlägt er gegen den Escorial und peitscht und tost. Mit schwarzen Wolken hat er den Himmel verhängt. Schaudernd hüllen sich die Menschen in ihre Mantas. Da — der erste Blitz. Jesus Maria! Und einer flüstert: „Wißt ihr noch vor sechs Jahren — als aus San Juste die Leiche des großen Kaisers Karl gebracht wurde — der Blitz schlug in die große Kuppel —" Und ein anderer: „Und im Jahr darauf — der Sturm zerbrach die Gerüste — die Pferde scheuten — die Särge mit den Leichen der katholischen Könige stürzten zur Erde —" Und ein dritter: „Oh, es ist ein Frevel, die Ruhe der Toten zu stören . . ." Und nochmals der erste: „Der Himmel schickt Zeichen. Ich fürchte, es wird schlimm heute . . ."

Erschrocken fahren die Menschen zusammen. Donnerndes Geläut von allen Türmen des Escorial. „Sie kommt! Sie kommt! Man hat sie vom Schlosse aus gesehen!" Wütender rast der Sturm und jagt Regen und Hagelkörner. Die Menschen flüchten in ihre Häuser. Und die Glocken dröhnen, und der Sturm zerfetzt ihr Geläut. —

Im einsamen Gemach eine schmale, schwarze Gestalt. Der König steht am Fenster. Er blickt nach dem Himmel, der schwarz und gelb, als wollte er bersten, über der Ebene hängt. Und die Augen des Königs, sonst von den müden Lidern halb bedeckt, sind brennend geöffnet. Dort unten in der Ebene bewegt sich der Zug mit der Leiche seiner Ahnfrau, mit der Leiche Johannas der Wahnsinnigen. Mit königlicher Langsamkeit bewegt sich der Zug. So hat es Philipp befohlen. Und alle Glocken des Escorial läuten, aber der Donner überdröhnt das Geläut, und Blitze zerreißen den Himmel. Die weißlichen, welken Hände des Königs beben. Das kranke Antlitz ist bleicher als sonst. Vor sechs Jahren — als er die Gebeine seines großen Vaters, königlich, wie es ihm gebührt, einholen ließ — schlug nicht der Blitz in die Kuppel der Kirche? Und im Jahr darauf — Spott der Hölle, die Särge der katholischen Könige stürzten in den Kot — satanischer Sturm zerbrach das Gerüst. Den König schaudert. Er fährt zusammen. Wer wagt es? Ah, niemand ist da. Wer dürfte es auch wagen, das Zimmer des Königs ohne Befehl zu betreten! Niemand hat es gesehen, daß der König gezittert hat.

Briefe aus den Niederlanden, aus Italien, aus der Neuen Welt liegen seit Tagen auf dem Tisch. Statthalter und Vizekönige erwarten Befehle. Wilhelm von Oranien, der böse Schweiger, sinnt Unheil. Aber der König kann nicht arbeiten. Die Briefe bleiben ungeöffnet liegen. Angstvoll schaut Philipp hinunter in die Ebene, wo mit königlicher Langsamkeit der Leichenzug näherkommt.

Der König weicht zurück vom Fenster in die Düsternis seines Gemachs. Er kniet am Betstuhl. Bis dorthin verfolgt ihn der Widerschein der Blitze, und der rasende Don-

Digitized by Google

ner erstickt das Dröhnen der heiligen Glocken. Aber der König spürt in seinen Händen das kühle Gold des Kruzifixes. Es ist dasselbe Kruzifix, das sein großer Vater sterbend in den Händen hielt und das auch Philipp umklammern wird, wenn er stirbt. Und der König betet, und seine Blicke dringen hinunter durch das kleine Fenster neben dem Gebetpult, hinunter auf den Hochaltar der Kirche und auf die Stufen, auf denen er selbst dreimal am Tage kniet. Unter dem Altar, genau unter dem Altar, hat er die Gruft errichtet, in der der große Kaiser und seine Familie ruhen! Nur die Ahnfrau fehlt noch, die Unglücklichste des Geschlechts, Johanna die Wahnsinnige. Und der König betet in tiefer Angst. Er betet für seine Ahnfrau, Johanna die Wahnsinnige. Überall hat der König die Ketzer bekämpft. Immer ist er für den alleinseligmachenden Glauben eingetreten. Nie hat er die Inquisition an ihrem frommen Werk gehindert. Die Hälfte seiner reichsten Provinz hat er aufgegeben, nur um nicht über Ketzer herrschen zu müssen. So betet der König.

Ein paar Minuten später erscheint der Herzog von Alba. Lang und hager. Haar und Bart sind ihm jetzt schneeweiß. Vor ein paar Tagen erst ist er aus Portugal zurückgekehrt, das er für seinen Herrn erobert hat.

Schweigend und mit halbgeschlossenen Lidern blickt der König den Herzog an, und nach einer Weile sagt er leise: „Herzog, du hast ein Leben lang in meinem Dienst den Satan bekämpft. Ich gedachte, dir von nun an Ruhe zu gönnen."

Ein furchtbarer Donner schneidet dem König das Wort ab. Unbewegten Gesichtes wartet der König, bis der Donner verrollt ist. Dann sagt er nur noch: „Sieh!" Und weist nach dem Fenster. Der Herzog tritt ans Fenster und sieht und versteht. Er ist es gewohnt, den Satan zu bekämpfen. Er ist es gewohnt, Befehle seines Königs auszuführen.

Der Herzog hat das Zimmer verlassen. Das Gewitter tobt, und der König wartet. Noch nie hat ihn der Herzog von Alba im Stich gelassen. Zwei treue Diener hat er gehabt: Ruy Gomez, den Fürsten von Eboli, und den Herzog von Alba. Ruy Gomez war treu. Aber hat ihm Ruy Gomez nicht den Antonio Perez empfohlen, den Schurken, der ins Ausland geflohen ist und von dorther wagt, seinen König zu beschimpfen? Und der König wartet. Die Hölle tobt. Noch nie hat der Herzog von Alba seinen König im Stich gelassen.

Da horcht der König auf. Zwischen Glockengeläut und Donner dringen schmetternde Fanfaren an sein Ohr. Und der König sieht, wie unten in der Ebene die Begleitmannschaften von der Erde aufspringen. Der Herzog von Alba erscheint mit seinen Lanzenreitern. Schwarz und trotzig starren hundert Eisenspitzen gen Himmel, den Blitzen entgegen. Der Herzog steigt vom Pferde und kniet nieder vor dem Wagen, auf dem die Ahnfrau des Königs ruht. Triumph! Satan ist geschlagen. Das Gewitter läßt nach. Langsam, ganz langsam, setzt sich der Leichenzug in Bewegung, und hinter dem Sarge schreitet der Herzog, lang und hager, den Helm an die Brust gedrückt, und Sturm und Regen wühlen in seinem weißen Haar. Und das Glockengeläut übertönt die verhallenden Donner.

Herzog Alba steht vor dem König, um ihm zu melden, daß sein Befehl ausgeführt worden ist. Der Herzog ist durchnäßt. Das weiße Haar klebt ihm auf der Stirn.

Schweigend und mit halbgeschlossenen Lidern blickt der König den langen, hagern Greis an, und nach einer Weile sagt er leise: „Ich bin dir zu hohem Danke verpflichtet, Herzog. Welchen Wunsch kann ich dir noch erfüllen?" Und nach einer verneinenden Bewegung des Herzogs fährt der König fort: „So sollst du dieses Kruzifix, das mein Vater, der große Kaiser, sterbend in den Händen hielt, in deiner letzten Stunde auch halten und küssen dürfen." Und der lange, hagere Greis neigt sich tief und küßt seinem gütigen König die weißliche, welke Hand. —

Herzog Alba ist ein treuer Diener. Er nimmt seinem Herrn, wenn es ihm möglich ist, jede Sorge ab. Und der König ist in Sorge, daß er sich von seinem Kruzifix trennen soll. Aber das königliche Wort muß erfüllt werden. Und es wird erfüllt. Der Herzog verläßt den Escorial nicht mehr. Er spürt den Todeskeim seit dem Tage, da er die Leiche Johannas der Wahnsinnigen geleitet hat, und bald küßt er das Kruzifix, das der große Kaiser sterbend in den Händen hielt. Und stirbt. Und der König selbst löst ihm das Kruzifix aus den gefalteten Händen und nimmt es wieder an sich.

Und als der Sarg mit der Leiche des Herzogs von Alba den Escorial verläßt, gibt ihm der König das Geleite. Eine Wegstunde weit. Noch nie hat der König einem Toten so hohe Ehre erwiesen. Aber nach einer Stunde ist der König unruhig geworden, und es drängt ihn zur Umkehr. Nicht gern entfernt er sich weit von dem Ort, wo er sein Grab bereitet hat, von der Gruft unter dem Altar, wo der große Kaiser und die Ahnfrau des Geschlechtes ruhen.

Digitized by Google

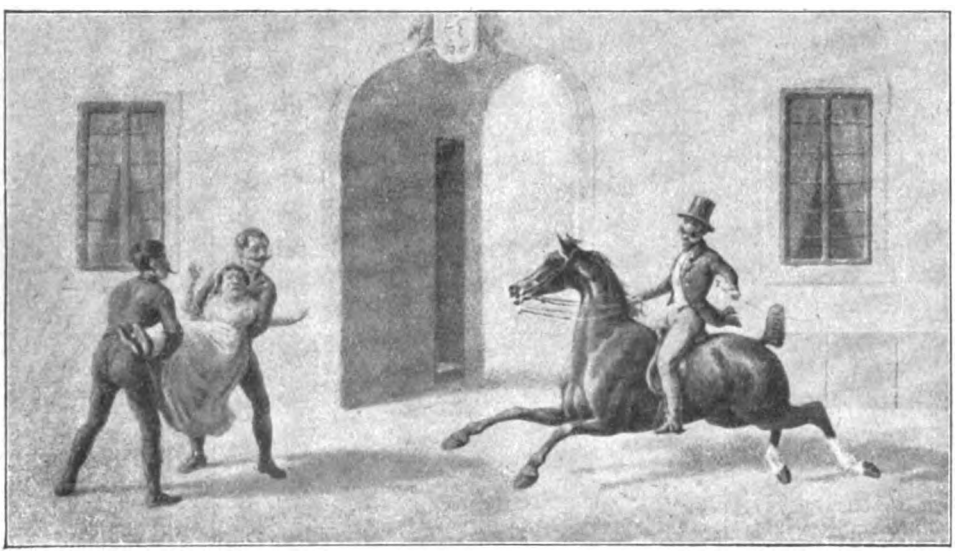
...und muß — auf dem Kopf stehend — lachen...

Der Reitmeister der Hölle

Von Leo Singer

Mit 10 Zeichnungen von J. E. G. Prestel jun.

Der Motor hat dem Straßengefährt die Deichsel genommen, das Gespann in der Landwirtschaft heißt jetzt Traktor; der Krieg selbst befahl hüben wie drüben einen Teil der Reiterei auf die Sohlen. In Wort und Bild, ernst und heiter, wurde das Roß im letzten Jahrzehnt zur ewigen Ruhe bestattet. Die Wirklichkeit aber hat ihm eine rasche Auferstehung beschieden, ein schöneres, gleichsam verklärtes Weiterleben — ein Leben ohne Deichsel. Das Pferd ist, wenn man so sagen darf, eine l'art pour l'art-Sache ge-



Er ritt sie siebenmal im Karriere an

Digitized by Google

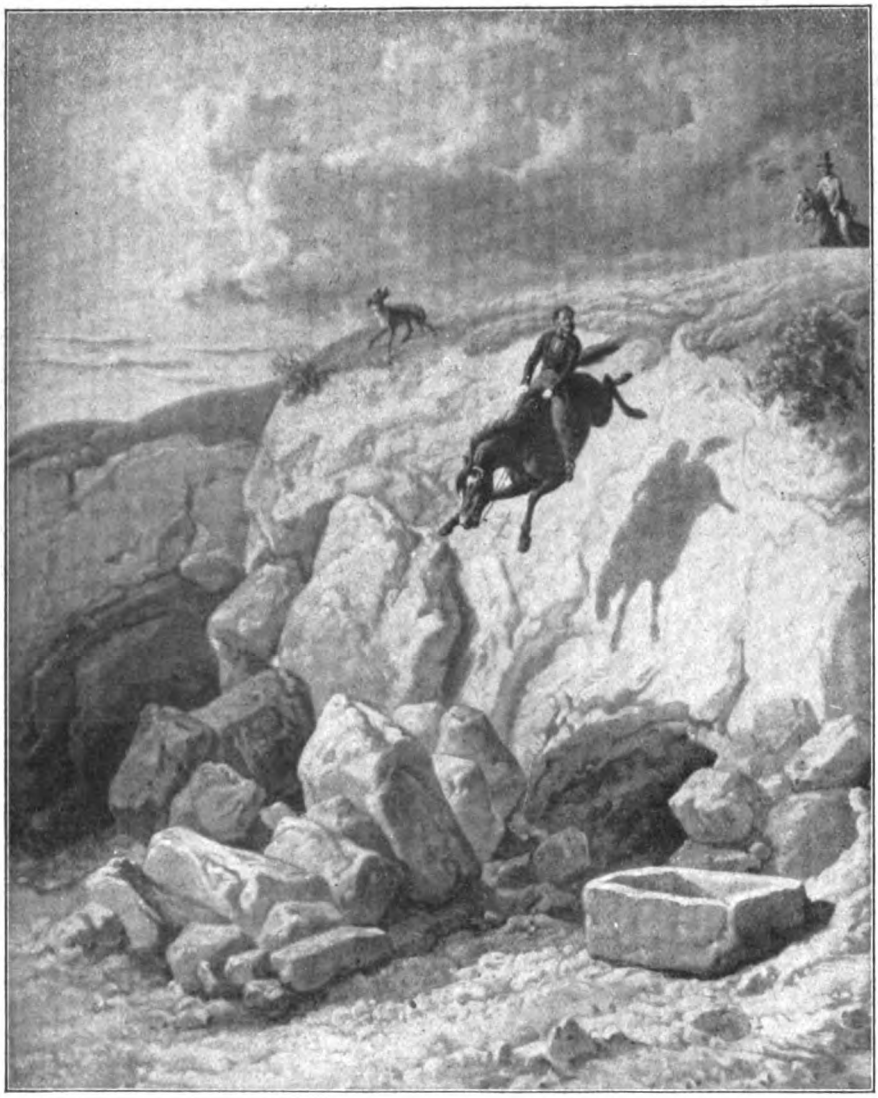
... der ungarische Bauer bekreuzigte sich, wenn der Graf auf einem Vollblut drei vor einen Bauernwagen gespannte „Pferdeln" einfach übersprang

worden. Es lebt sich fortan nur im Sport aus, der sich seiner nach der Katastrophe, die es als Nutztier erleiden mußte, mit neuerwachter Hingabe, ja mit Begeisterung angenommen. Das Reiten ist wieder smart. Und wird es auch immer sein. Denn seine Requisiten sind wohl doch etwas anderes als Benzinkanne, amerikanischer Schraubenhammer und Luftpumpe.

Diese Renaissance des sportlichen Reitens macht die Erinnerung an den grandiosesten Herrenreiter aller Zeiten, den Grafen Moritz Sándor, wieder zeitgemäß. Graf Sándor machte durch seine „Accidents" nicht nur die Metropole seiner ungarischen Heimat, sondern auch Wien unsicher, an das er durch die im Jahre 1835 erfolgte Eheschließung mit der Tochter des mächtigen Kanzlers Metternich gebunden war. Was man heute über ihn weiß, ist vollends authentisch, denn es ist neben vielen zeitgenössischen Aufzeichnungen in den Memoiren seiner Tochter, der Gräfin Pauline Metternich-Sándor, niedergelegt und vom berühmten Tiermaler J. E. G. Prestel, der durch zwölf Jahre der berittene Begleiter Sándors war, in 150 Bildern und Texten festgehalten. Prestel war der künstlerische Sancho Pansa des Grafen, dem der Wiener Volksmund den Beinamen „Reitmeister der Hölle" beigelegt hatte. Denn seine Bravouren zu Pferde hatten etwas Verteufeltes in sich; der ungarische Bauer bekreuzigte sich, wenn der Graf auf einem Vollblut drei vor

Sándor springt jedoch über die gekreuzten Bajonette ..

Digitized by Google

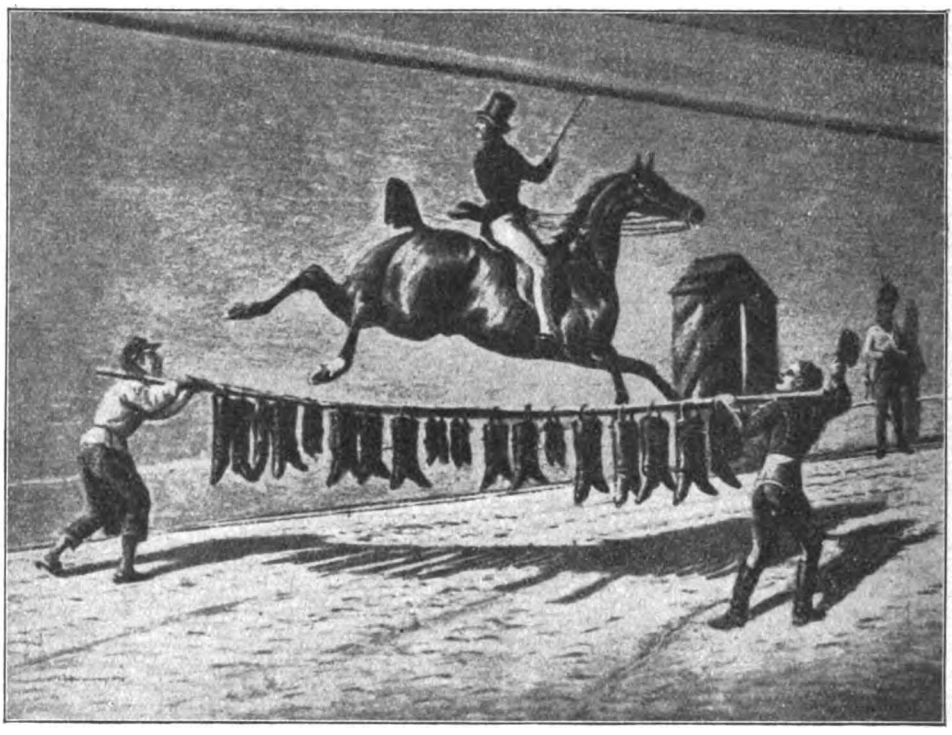


... sprang, scheu geworden ... den fünf Wiener Klafter tiefen Steinbruch hinunter ...

einen Bauernwagen gespannte „Pferderln" einfach übersprang. Neuzeitlicher gedeutet, handelte es sich über das technische Können hinaus um eine seelische Verwachsenheit zwischen Mensch und Tier, und zwar um ein Kentaurentum der beiderseitigen Instinkte. Nicht das Reiten allein, von dem es hieß, daß er es früher als das Gehen erlernt hatte (in Wirklichkeit hielt ihn der Vater wegen seiner Waghalsigkeit den Pferden fern), nicht bloß das technische Können befähigte ihn zu seither nicht wieder vollbrachten Bravouren, sondern auch das psychologisch-animalische des Tieres, das seinem Kenner und Freund den Gefallen tat, einige Hautabschürfungen oder Knochenbrüche zu riskieren. Der Wesenszug all seiner „Accidents" war aber immer der Humor, ja man könnte sagen: er trieb auf seine verwegen-spaßige Art erzieherischen Anschauungsunterricht, um den Leuten den seiner Ansicht nach unbegründeten Schreck aus den Gliedern zu jagen. Er spaßte selbst mit dem Tod, und anscheinend belächelte auch der dunkle Mann mit der Sense diese Späße und kümmerte sich um den mit ihm scherzenden Grafen zunächst nicht.

Die Beschließerin seines Kastells in Káró trieb ihn durch wohlgemeinte Warnungen und Lamentationen über seine Waghalsigkeit, die ihm und andern nur Schaden zufügen könnten, zur Verzweiflung. Also ging er daran, ihr zu beweisen, daß ein Pferd das

Digitized by Google



... springt über die Stange, an der zwei überraschte Schusterbuben ...

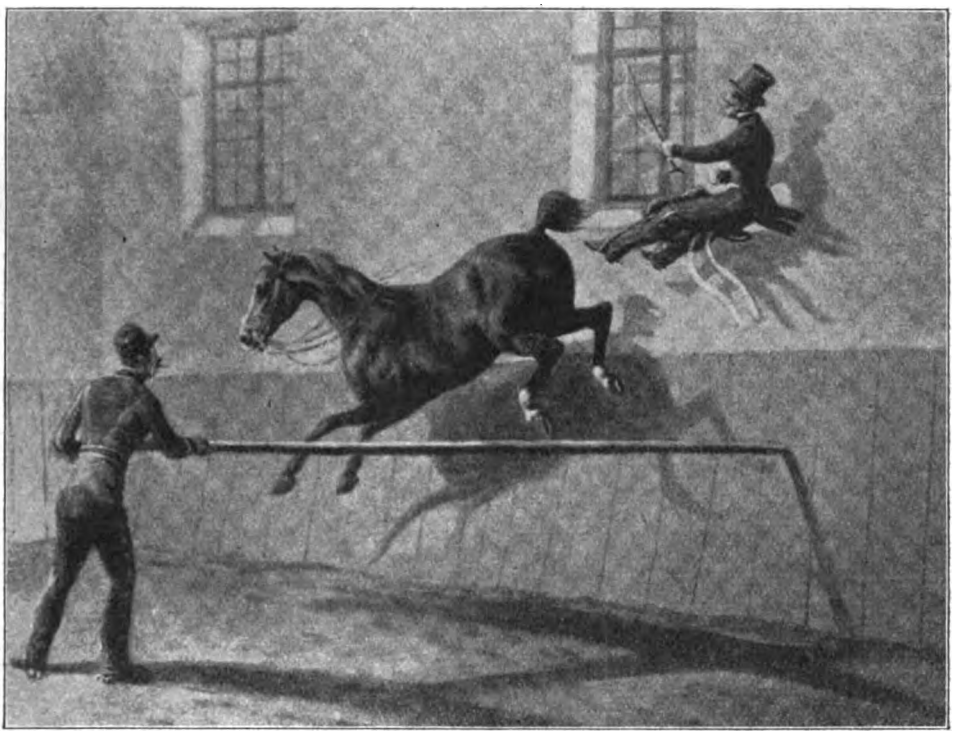
unschuldigste Ding der Welt ist. Er ließ sie von zwei Bedienten an Kopf und Füßen halten und benützte sie als lebendige Barriere. Nämlich: er ritt sie siebenmal im Karriere an. Immer wenn er sie erreicht hatte, schloß sie krampfhaft die Augen, und der Graf machte kehrt. Sie aber glaubte siebenmal übersprungen worden zu sein und hatte nun den Beweis für das Unschuldige der Bravouren ihres Herrn. Auch den Töpfern auf dem Jahrmarkt von Heiligenkreuz bot er ein Stück Lebenspädagogik. Er lugte herum, um für sich und Pyrrhus eine würdige Aufgabe zu finden. Als die Töpfer dies sahen, machten sie sich selbst erbötig, ihr Warenlager noch höher und breiter zu schichten, um für den Herrn Grafen eine entsprechende Hürde zu schaffen. Sie bauten darauf los und hofften in schlau berechnender Weise darauf, daß der Graf die Töpfe während des Sprunges zerschlagen und sie dann glänzend bezahlen würde, denn er war ein herzensguter Mensch. Der Graf erkannte die Absicht — verstimmt aber waren die Töpfer, weil Pyrrhus während des Sprunges nicht einen Topf auch nur berührt hatte. Wenn er anderes nicht findet, springt der Graf aber auch über die Stange, an der zwei überraschte Schusterbuben die unverkaufte Ware nach Hause tragen.

*

Eines Meisterstücks Sándors gedenkt auch das von der Reichsversammlung (1825) handelnde Tagebuch Guzmits. Unter den zu Ehren des Königspaares erschienenen aristokratischen Reitern erregten der Gardehauptmann Fürst Eszterházy und Graf Sándor das meiste Aufsehen. Kleider und Pferdeausrüstung des Fürsten Eszterházy wurden vom Publikum auf eine halbe, die reiterische Kühnheit Sándors aber auf eine volle Million geschätzt. Über die Bravour selbst ist dort zu lesen: „Graf Sándor sprengte vor das Zelt Ihrer Majestäten und machte seine Parade mit drei solch schrecklichen Sprüngen, daß denjenigen, die es sahen, ungeachtet der Würdigkeit des Orts, ein Schrei entschlüpfte, sogar die Königin selbst wurde durch diesen Salto mortale vom Sitz gerissen, um den vermeintlich sofort zu Boden stürzenden und seine Seele aufgebenden Reiter stehend betrachten zu können; aber Graf Sándor beließ die entsetzten Zuschauer in süßer Enttäuschung, denn nach Exekutierung seiner immensen Parade schoß er wie ein Pfeil nach vorn auf seinem ungarischen Pferdedrachen, und nach unbeseelter Bestürzung bemächtigte sich der Herzen der Zuschauer leicht indignierte Freude, da sie wohl nur in den Stücken der Ritterzeit von solchen Dingen gelesen hatten."

*

Digitized by Google



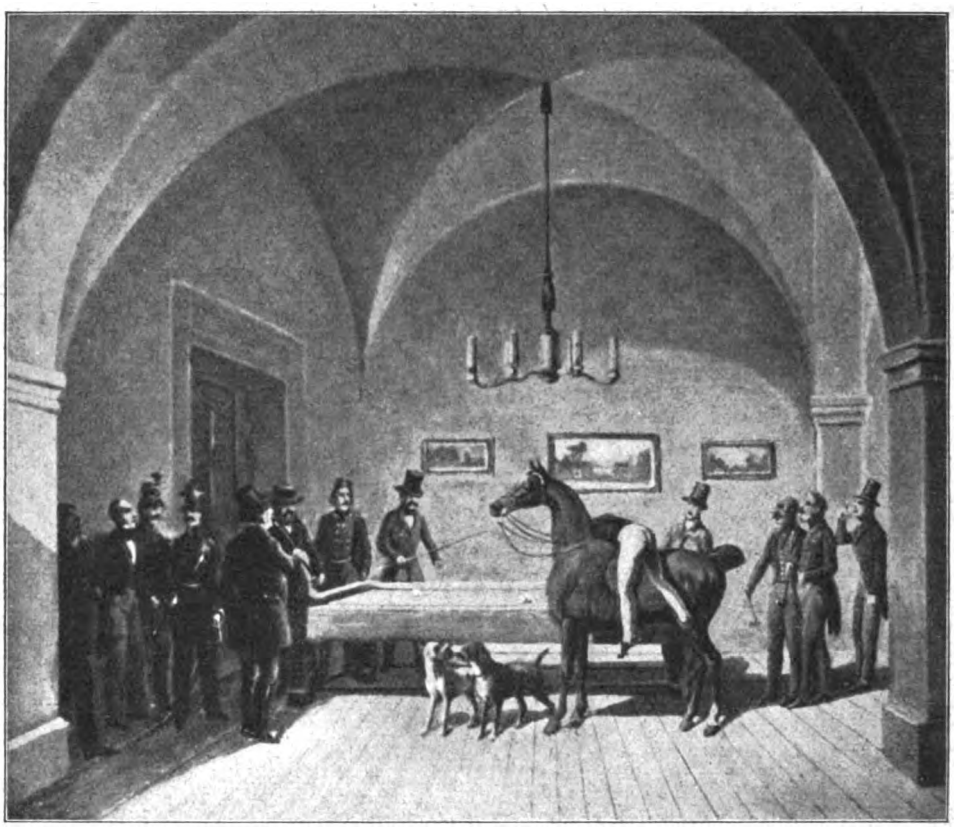
... und er fällt, mit dem Sattel zwischen den Beinen, höchst unsanft zur Erde

Sehr anziehend ist die in Sándor scharf ausgeprägte Selbstironie. Prestel, der seine „Biographie malte", hatte strengen Auftrag, nicht nur die gelungenen „Accidents", sondern auch die Versager zu verewigen, die zuweilen in hohem Maß geeignet waren, den Reitmeister der Hölle lächerlich zu machen. Seine Reitkunst war eine so hohe, daß er sich auch ihrer Tücken nicht zu schämen brauchte. Ihm war es immer um den Humor zu tun, denn er wollte die Lacher auch dann auf seiner Seite haben, wenn er selber die schwersten Beinbrüche erlitt oder nach einem Sturz Blut auswarf. Wie es Karikaturisten von höchstem zeichnerischem und malerischem Können und Musikclowns von gottbegnadetem Künstlertum gibt, war er der Humorist der Reitkunst. Um es sein zu können, mußte er zunächst die höchste Stufe dieses Fachs erklommen haben. Ihm war also auch der Mißerfolg eine künstlerische Eitelkeitsfrage. Wenn er über eine Barriere hängen bleibt — malt und erzählt Prestel — schämt er sich nicht, es zu zeigen. Einmal probt er bei einem Roßhändler in Wien ein Pferd, beim Sprung reißen ihm die Sattelgurten, und er fällt, mit dem Sattel zwischen den Beinen, höchst unsanft zur Erde. Oder er überschlägt sich über einen verschneiten Hohlweg zusammen mit dem Pferd und muß — auf dem Kopf stehend — lachen, als er das Pferd vor sich den gleichen Purzelbaum vollenden sieht. Gonos, ein Pferd eigener Zucht, sprang, scheu geworden und auch von Sándor nicht mehr zu meistern, mit ihm, der schon von Kräften und Sinnen war, den fünf Wiener Klafter tiefen Steinbruch von Bia hinunter, zwischen gesprengten Felsblöcken und einem tiefen Brunnen, zufällig an der einzigen Stelle, wo das Pferd, ohne größeren Schaden zu nehmen, den Boden erreichen konnte.

*

Das Treppensteigen war Sándor verhaßt. Der Lift war noch nicht erfunden. Sándor aber verstand es, sich mit animalischen Kräften in die Höhe befördern zu lassen. Spät nachts reitet er über unbeleuchtete Treppen in den zweiten Stock des Gasthofs zum weißen Schwan. In Pesth wollte er seinen Schwager, den Grafen Keglevich, besuchen, ritt auf Tartar über Stiege und Gang, fand aber den Grafen nicht zu Hause und die Tür verschlossen. Da der Gang nur drei Schuh breit war, konnte er sein Pferd nicht wenden und versuchte es zurücktreten zu lassen, um den Abstieg rücklings vorzunehmen. Ein unerhörtes Unterfangen, das sich Tartar auch nicht gefallen ließ. Das Roß wurde ungeduldig und machte Miene über das Geländer in den Hof zu springen. Sándor nutzte den Moment, als Tartar stieg und

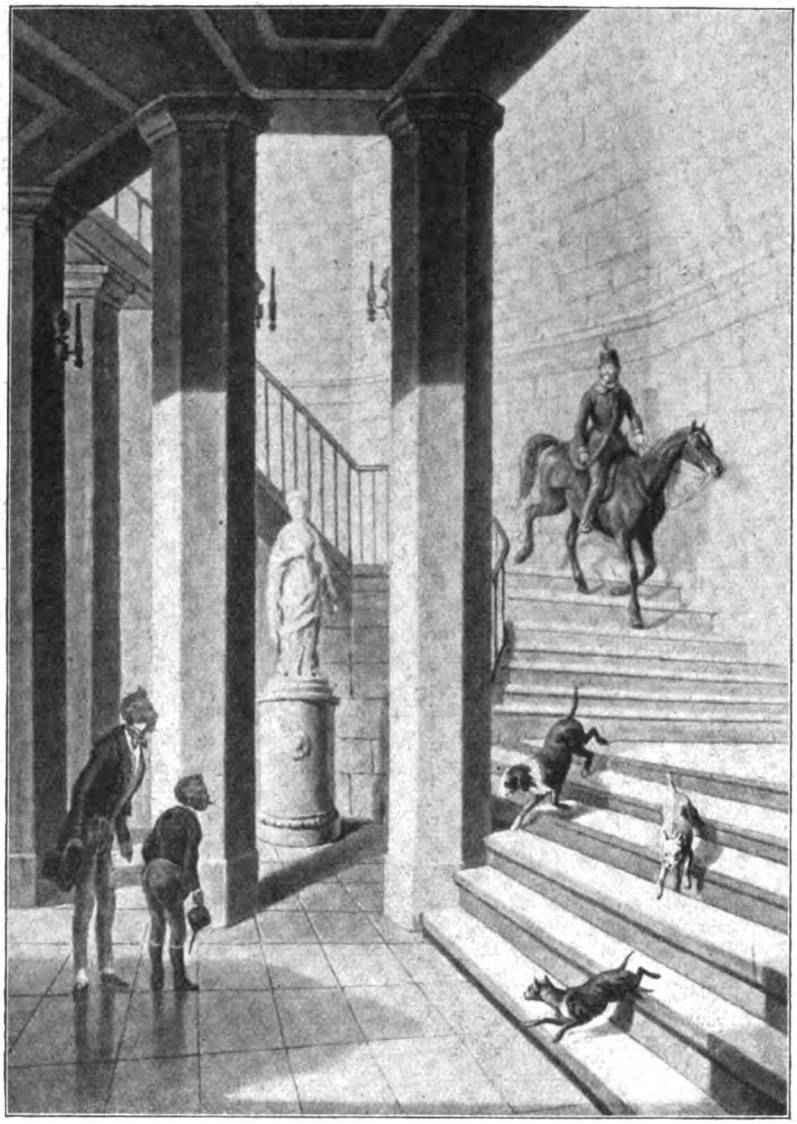
Digitized by Google



In Pistyan kam ihm auch die sonderbare Idee ...

wendete ihn rasch auf dem Hinterteil herum, was, da die Marmorplatten des Gangs voll Glatteis waren, ebenfalls ein höchst gefährliches Manöver war, das aber glücklich ablief. An einem Morgen ritt Sándor, begleitet von seinen Hunden, über die steinerne Haupttreppe seines Palais in den Hof, worüber sein Zwerg und sein Zuckerbäcker, die eben die Befehle des gnädigen Herrn einzuholen kamen, nicht wenig erschraken. Im Schlammbad Pistyan an der Wag springt er mit einem Vollblut vom Ufer in die bereits abgegangene Fähre. Im Kursalon des Bades — Sándor begann seine hundert Knochenbrüche endlich doch ein wenig unsanft zu spüren — kam ihm auch die sonderbare Idee, von Pyrrhus herab eine Partie Billard zu spielen. In seiner Badener Sommerresidenz unterhält er sich damit, daß er morgens aus seinem im zweiten Stock gelegenen Fenster zusammen mit seinem Pferd die Pfeife raucht — ja, auch das Pferd raucht Pfeife. Im Jahre 1842 gewinnt er als Folge einer Wette das Rennen gegen eine Lokomotive. Im Wald zu Ráró hetzte er einen Hirsch, der früher als sein Pferd ermüdete. Im Wiener Prater entkommt er einem ihn langweilenden Baron durch einen Sprung über einen mit einem dicken Eichenstamm beladenen Wagen, den Baron einladend, ihn zu begleiten. So wird er ihn los. Auf der Brücke in Raab halten die Wachen den Grafen wegen Schnellreitens an. Sándor springt jedoch über die gekreuzten Bajonette und empfiehlt sich den verblüfften Soldaten bestens. Im Ofner Lager setzt er über vier von Offizieren gekreuzte Säbel. Bei einer Steeple chase zu Vardubitz überspringt Sándor mit der Stute Redrose, der er im Sprung, fast aussichtslos, noch einmal den Sporn gibt, einen durch Regengüsse ausgetretenen Kanal und greift unter enormen Druck 31 Fuß 3 Zoll: der größte Sprung, den er je mit einem Pferd gemacht hat. Bekannten Damen wünscht er einen guten Morgen, indem er sein Fuchspony an ihren Parterrefenstern aufrichtet, um hineinzugrüßen und sich mit ihnen zu unterhalten. Dieselbe Methode benützt er auch, um Spießbürger aus ihrem üppigen Nachmittagsschläfchen aufzuscheuchen und sie vor dem ungesunden Fettwerden zu bewahren. Auch sonst betätigte er sich als „Arzt". Als sein 74jähriger Obergärtner im Sterben lag, wollte Sándor den alten

Digitized by Google



... worüber ſein Zwerg und ſein Zuckerbäcker nicht wenig erſchraken

treuen Diener noch einmal ſehen. Auf ſeinem Lieblingspferd ſprengte er zu dem Kranken in die Stube, der über dieſen lärmenden Beſuch ſo heftig erſchrak, daß er den folgenden Tag vollkommen hergeſtellt ſein Bett verließ.

★

Ein Kapitel für ſich iſt Sándor, der Herrenfahrer. Daheim wurde ihm vom Obergeſpan des Peſther Komitats die amtliche Weiſung zugeſtellt, daß er nicht mehr mit ſechs Pferden fahren dürfe, da dies ein Privileg des Königs ſei. Sándor faßte eine ſchriftliche Erwiderung ab, in der es hieß, daß ſeiner Auffaſſung nach jeder das Recht habe, ſo viel Pferde vor den Wagen zu ſpannen, als er habe und es ihm beliebe, ſofern er ſie nicht paarweiſe voreinander ſpanne. Nun gruppierte er die ſechs Pferde ſo, daß er aus vieren das Vorausgeſpann machte und fuhr ſo im Karriere ins Komitatshaus, um dort ſeine ſchriftliche Erwiderung abzugeben. Dieſelbe „Fahrordnung" behielt er dann auch in Wien bei, weil er doch den Herrſcher nicht herausfordern wollte. Seine Lieblingszerſtreuung war es da, zwiſchen zwei anderen Wagen durchzufahren, wobei die Vorauspferde ſich gewaltig zuſammen-

Digitized by Google

..wobei die Vorauspferde sich gewaltig zusammenpressen mußten, um mit heiler Haut durchzukommen

pressen mußten, um mit heiler Haut durchzukommen. Bei Preßburg fuhr er trotz Verbots mit vier Kohlfüchsen über die erst seit vierundzwanzig Stunden zugefrorene Donau. Das Eis bog sich unter der Last des Viererzug so stark, daß das Wasser aus den aufgehauenen Löchern wie aus Fontänen quoll. Am andern Ufer hatten sich unterdes Hunderte von Menschen versammelt, um das Schauspiel zu genießen, die ganze Gesellschaft ersaufen zu sehen.

★

So ließe sich mit seinen „Accidents", die auch heute weder sportlich noch zirkustechnisch überboten sind, ein ganzes Buch füllen. Sándor hatte sich fest vorgenommen und oft betont, daß er, wenn die Zeit komme, auch vor dem lieben Gott noch im Sattel erscheinen werde. Doch im Jahre 1850 war es mit seiner herrlichen Reiterkarriere vorbei. Er mußte für immer vom hohen Roß und noch höherem Kutschbock herunter. Der erst 45jährige wurde im Wiener Adelskasino, wohl infolge der vielen Stürze, von Tobsucht befallen und drohte alles, was ihm in die Hände geriet, in Trümmer zu schlagen. Er mußte gefesselt werden und wurde in die Prager Irrenanstalt überführt, aus der er als vollständig gebrochener Mann in sein Wiener Heim zurückgebracht wurde. Sein einst so reger Geist war umschattet, der Sattel dem ewigen Rollstuhl gewichen. Die Eltern Franz Josefs baten den kranken Reiter, von dessen Ruhm zwei Welten erfüllt waren, oft zu sich. Er erinnerte sich nur noch an seine Bravouren als einzige Erlebnisse, die auch jetzt noch fest in seinem schwindenden Bewußtsein hafteten. Freilich, er erzählte sie, ohne die Kontrolle darüber zu haben, wie oft er einen oder den andern Fall an ein und demselben Nachmittag schon geschildert hatte. Zwei Jahrzehnte währte sein Hinsiechen, bis er im Jahre 1878 vom Tod erlöst wurde. Die Beisetzung erfolgte am 3. März in der Bajnaer Familiengruft in Ungarn. Doch sie sollte nicht ohne letzten „Accident" verlaufen. Die dem Leichenwagen vorgespannten sechs Pferde scheuten, rasten mit dem Sarg auf den Gottesacker hinaus und brachen vor der gräflich Sándorschen Familiengruft zusammen. Lange Zeit hindurch wurde dieses stilvolle Ereignis schwül und schwer empfunden und es inspirierte auch den österreichischen Dichter Grafen Albert Wickenburg zu einem Gedicht, das in die Lesebücher eingezogen ist.

Graf Moritz Sándor hat also sein dem lieben Gott gegebenes Versprechen so halb und halb gehalten. Sein Bild lebt in den künstlerisch wie reiterlich gleich vollendeten Zeichnungen Prestels fort, der diesen Ritter Don Quixote des Reitsports besser verstand als Sancho Pansa seinen Helden, aber ihn nicht weniger liebte und verehrte.

Digitized by Google

Der „andere" Hamsun

Von Adolf Paul

Zunächst lernte ich ihn par distance kennen, indem sich, aus irgendeinem Anlaß, ein ziemlich reger brieflicher Verkehr zwischen uns entspann. Es war in der Frühzeit seines Schaffens, in den Jahren 1893 bis 1896.

Seine Briefe aus dieser Zeit gaben mir das Bild eines selbstbewußten, ängstlich vorsichtigen, noch um Anerkennung ringenden Dichters, der, trotz emsigem Schaffen am eigenen Werke, doch Zeit fand, sich um seine Mitbrüder im Kampfe ums künstlerische Dasein zu kümmern und ihnen nach Kräften darin beizustehen.

Also noch kein Einsamer, aber doch schon die heutige Einsiedlernatur, die sich nur nicht endgültig vom Außenleben abgeschlossen hatte.

Der persönliche Eindruck von ihm, als ich *später* mit ihm zusammentraf, war so völlig *anders*, daß es mir fast unmöglich wurde, diesen mir neuen Hamsun mit dem alten, mir aus seinen Briefen vertrauten und liebgewonnenen zu identifizieren.

Ein Hüne von Gestalt, auf leicht gekrümmten Beinen wuchtig einherschreitend, — der markante Kopf von einer ganzen Feuersbrunst von roten Haaren umlodert, — helle, durchdringende, mit einem Kneifer bewaffnete Augen, — die Stimme leicht polternd wie ein fern grollendes Gewitter, und Würde über der ganzen Erscheinung. So trat er mir in der Wirklichkeit des Alltags entgegen. Dieser Hamsun war schon arriviert. Er *war* schon einer, der sich durchgesetzt und festen Boden unter den Füßen gewonnen hatte, kehrte von irgendeiner siegreichen Wikingerfahrt nach Rußland über Finnland heim und führte eine junge, reizende Frau als Kampfgenossin mit sich.

Mit diesem Hamsun kam ich nicht recht in Fühlung. Jener andere Hamsun aber, der aus den Briefen, stand, als ich ihn kennenlernte, sozusagen noch auf dem Sprungbrett seines Ruhmes und nahm wieder einmal Anlauf zum Losschwimmen in den oft sturmgepeitschten Wellen des öffentlichen Lebens.

Mit seinem ersten Anlauf, mit dem Roman „Hunger" (Sult), überraschte und blendete er und zog die Aufmerksamkeit auf sich.

Nach dem zweiten Sprung, nach dem Erscheinen seines Romans „Mysterien", traten Männer der Kritik auf, warfen ihm Sensationsmache, Originalitätssucht bei angeblich mangelnder Originalität vor und schuldigten ihn gar an, geistige Anleihen bei Dostojewski gemacht zu haben.

Dieser Vorwurf empörte Hamsun naturgemäß aufs äußerste. Er ließ ihn aber ruhig auf sich sitzen und verschmähte es, stolz, seinen Widersachern auch nur mit einem Wort öffentlich entgegenzutreten.

Um so eifriger tat er es in seinen Briefen.

*

Anlehnungen an Vorbilder sind bekanntlich und naturgemäß bei fast allen, auch den größten und originellsten Geistern nachzuweisen.

Hamsun selbst war es, der dieses Thema, das der „Beeinflussung", in einem seiner Briefe aufwarf, in dem er, nach der Lektüre eines meiner Bücher, mir die Frage vorlegte, ob ich selbst glaubte, von Strindberg beeinflußt zu sein. „Ich meine," schrieb er, „in Ihrer Neigung, Ihre Schilderungen anthropologisch-psychologisch zu belegen. Ist's Ekman [die Hauptperson des Buches] oder Sie selbst, der auf Pag. 59—60 räsonniert?"

Und dann, als ich verneinend geantwortet hatte: „Ich wollte Sie nicht beschuldigen, von Strindberg beeinflußt zu sein, ich dachte mir nur die Möglichkeit, daß es behauptet werden könnte, darum fragte ich, ob Sie selbst die Empfindung hätten. Dies mit ‚Beeinflussung' und ‚Beeinflussung', — ich glaube für meinen Teil, man müßte damit vorsichtiger sein, einem Schriftsteller das vorzuwerfen. Selbstverständlich wird man beeinflußt, wir ebensowohl wie Strindberg und wie alle, absolut alle, das ist die Ordnung der Natur, das ist das Ganze!"

Und dann kam er auf seinen Roman „Mysterien" zu sprechen und auf einen Angriff auf dieses Buch, der in der „Freien Bühne" erfolgte, gleich nachdem dieser Roman i. J. 1892, auf dänisch, erschienen war.

„In diesem Artikel," schrieb Hamsun, „steht's, daß H. [der Autor des Artikels] auch mit anderen wegen meines ‚Plagiats' konferiert hat, und daß auch diese anderen gefunden hätten, ich hätte abgeschrieben. Es wäre für mich wichtig, in Erfahrung zu bringen, welche diese anderen sind, ob es jemand ist, der mich persönlich kennt und mich darum für fähig hält, von Dostojewski zu stehlen, ob unter diesen auch ein Norweger ist und, in diesem Falle, wer? — Ich habe nämlich Grund zu glauben, daß man schnell und gut gearbeitet hat, um mich in Deutschland unmöglich zu machen."

„Ich hätte," schrieb er dann betreffs des Umstandes, daß er mit keinem Wort auf den Vorwurf des Plagiats öffentlich geantwortet hatte, „ich hätte es tun können, es war vielleicht meine Pflicht. Aber ich vermochte mich nicht dazu zu zwingen. Öffentliche Selbstverteidigung habe ich niemals geführt in diesen fünf Jahren, in denen ich in vier, fünf Ländern heruntergemacht wurde.

Digitized by Google

Und in dieser Plagiatsache war da in Kristiania ein Redakteur, der hätte vom Zusammenhang der Sache Bescheid geben können, aber er schwieg. Und da er schwieg, wollte ich nicht sprechen."

Diese fast mimosenhafte Scheu, in der Öffentlichkeit einmal in eigener Sache aufzutreten, kam auch bei anderen Gelegenheiten zum Vorschein.

Als ich ihn ersuchte, mir ein Rezensionsexemplar seines neuen Romans „Neue Erde" senden zu lassen, schrieb er mir, auch im Jahre 1893: „Ich besitze kein Exemplar von ‚Neue Erde' und wage es kaum, Philipsen (den Verleger) jetzt um eins zu bitten, da ich ihm schon viel schulde. Sie dürfen es sowieso nicht anmelden; denn sobald etwas Derartiges geschieht, wiederholt man, in Norwegen und in ‚Politiken', die Behauptung, daß ich für mich Reklame mache. Ich habe Angst vor allem! Eine dänische illustrierte Zeitung hat mich um mein Bild und um biographische Data gebeten, — ich lehnte beides ab. Ich habe jetzt Angst vor den Leuten. — Aber empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre freundliche Absicht, die ich nicht mißverstehe. Wenn Sie hierherkommen, können wir vielleicht hier in Paris ein Exemplar geliehen bekommen, falls Sie es lesen mögen. Es ist sicherlich nicht leicht, durch das Buch hindurchzukommen, da es so dick ist. Einige sagen, es ist mein bestes Buch, andere, es ist lauter Humbug, wie alles, was ich schreibe. Das könnte mir nicht zur Anleitung dienen. Ich las in ‚Politiken' [der Zeitung von Eduard Brandes], eine Anmeldung Ihres letzten Buches! Kümmern Sie sich nicht darum, was drin steht. Da hat man mir guten Namen und Ehre völlig abgesprochen, und gescheitere Leute als ich werden in ‚Politiken' verrissen. — Ich danke Ihnen für Ihr Interesse für meine Berliner Affäre. Sie hat immerhin Wert als Beweis dafür, wohin der Unwille gegen einen strebenden und schuftenden Verfasser in Norwegen führen kann. Aber es schadet nichts, ich bin stark und jung und werde siegen, wenn ich gesund bleiben darf. Bitterkeit gibt's keine in mir. Entschuldigen Sie die schlechte Schrift in diesem Brief, ich habe nämlich augenblicklich keinen Tisch und schreibe auf den Knien. Ein fröhliches neues Jahr! Ihr ergebener Knut Hamsun."

Es war schade, daß Hamsun nicht die Bitte jener dänischen „Illustrierten" um biographische Daten erfüllte. Es wäre sicherlich von besonderem Reiz gewesen, gerade vom jungen Hamsun selbst die Geschichte seiner abenteuerlichen Jugend zu erhalten.

Er hätte es zweifelsohne so drastisch wie nur möglich zum Ausdruck gebracht, wie selbstverständlich es war, daß er, der geborene Dichter, zunächst einem Schuster in die Lehre gegeben wurde, und sicher hätte er's als eine Art Vorahnung seiner „schwarzkünstlerischen" Bestimmung bezeichnet, daß er dann Kohlentrimmer zu Bodö wurde. Wie er, der angehende Gesellschaftskritiker und Wegbereiter für andere, naturgemäß dann als Wegarbeiter in Gjövik praktizierte, — wie er als Landpolizist für eine geregelte Unordnung zu sorgen lernte, oder als Schulmeister gegen die Verbildung des gesunden Menschenverstandes kämpfte, um dann endlich als unitarischer Priester nach den Vereinigten Staaten zu pilgern und dort im Ringen um das Seelenheil der Yankees die eigene Seele zu läutern, — wer hätte das alles besser als er selbst, der's erlebte, schildern können? Als Straßenbahnschaffner in Chicago, — als Erntearbeiter auf den Prärien des wilden Westens, als Fischer auf Neufundland vollendete er solchermaßen seine Vorstudien zum dichterischen Beruf, schwieg aber auch davon bis jetzt und ließ auch kein Wort über die Groteske vernehmen, wie ihm von keinem Geringeren als dem Druckfehlerteufel selbst, der Name Hamsun beschert wurde, als er seinem bürgerlichen Namen Pedersen den Namen seines Heimatshofes, Hamsund, hinzufügte, und wie er schließlich um den Alleinbesitz dieses Namens mit dem eigenen Bruder prozessieren mußte — und den Prozeß verlor?

Wer weiß, vielleicht liegt dieser farbige Roman seiner Jugend noch unveröffentlicht in seinem Schreibtisch? Vielleicht überrascht Hamsun noch seine Leser mit dieser Gabe als Danksagung für die Festwünsche, die ihm aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages aus der ganzen Welt zugegangen sind?

*

Die oben erwähnte, an sich belanglose „Plagiat"-Geschichte gehört immerhin zum Bild des ringenden Dichters. Denn sie zeigt uns den jungen Hamsun schon, wie er später wurde: reckenhaft im Äußern und doch ungeheuer empfindlich und von menschenscheuer Angst, anders als in seiner Dichtung aus sich herauszutreten. Damals hatte er noch das Bedürfnis, Verbündete zu gewinnen, mit denen er in einer Front stehen könnte. Er ließ es sich also nicht verdrießen, Bücher und Manuskripte von Anfängern zu lesen, zu begutachten und mitunter auch Verlegern zu empfehlen. Zu den „Sündern", die so seine Zeit in Anspruch nahmen, gehörte auch ich.

Er hatte meine ersten Bücher gelesen und äußerte sich lobend darüber, schrieb aber von meinem neuen Buch, für das ich ihn bat, bei einem Verlag eintreten zu wollen: „Ich habe keinen Einfluß. Ich weiß nicht, ob ich für Sie etwas tun kann. Ich stehe außerhalb aller Zeitungen, aller Cliquen, mir wird die Ehre abgeschnitten von Björnson und Garborg bis zum allerletzten Zeitungsneger herunter. Das gleiche mußte ich vorige Woche Ola Hansson antworten. Augenblicklich versuche ich, einen Schweizer in Dänemark herauszubringen, weiß aber nicht, ob's mir gelingt. Senden Sie mir das Manuskript, lieber Freund, ich will gern alles tun, werde aber selbst verrissen. Was ich auch unternehme, zu Hause werde ich immer herunter-

Digitized by Google

gemacht, deshalb bekomme ich niemals einen Einfluß. — Wenn wir Ihr neues Buch herausbringen können, dreht es sich vor allem darum, es gut bezahlt zu bekommen, und daran, fürchte ich, werden wir scheitern. Der Schweizer möchte sogar auf Honorar verzichten, aber auch dann ist's schwer. Und Sie müssen nicht nur Honorar, sondern ein gutes Honorar haben. Ich habe vergebens versucht, für einen debutierenden norwegischen Naturhistoriker einen Verleger zu finden, der mir sein Manuskript aus dem nördlichsten Norwegen schickte. Ganz unmöglich sowohl in Norwegen wie in Dänemark. Sie sehen also, daß mein Einfluß gering ist.“

Im November 1893 schrieb er dann: „Sie scheinen es als Affektiertheit von mir anzusehen, wenn ich schrieb, daß ich keinen Einfluß habe. Seit meinem letzten Briefe habe ich in unserem ‚Morgenblatt', in einer Buchbesprechung, folgendes gelesen: ‚Der Apostel des Humbugs in unserer Literatur, der Taschenspieler der neuen Kunst, Knut Hamsun' usw. Dies in einer Bücherbesprechung, unterzeichnet mit dem Namen eines bekannten Mannes. Und kein Einziger in Norwegen, Schweden oder Dänemark protestiert dagegen. Es muß denn wohl so sein, daß man das Urteil über mich gerecht findet. — Nach etwas Derartigem ist's, wie Sie wohl verstehen, schwer, Einfluß zu gewinnen, da mir weder Ehre noch Talent gelassen wird.“

Daß ganz Skandinavien wie ein Mann aufstehen würde, um einen jungen Dichter, wie Hamsun, gegen Anwürfe in einer Zeitung in Schutz zu nehmen, das hat wohl Hamsun selbst nicht gedacht. So naiv war er sicher nicht. Und was seinen „mangelnden Einfluß“ betraf, so reichte der doch gerade noch dazu aus, mir einen Verleger zu verschaffen, und zwar einen, der zahlen wollte. Allerdings — in Bergen, allwo mein schwedisch geschriebenes Buch also in der wenig gelesenen norwegischen Bauernsprache erschien.

Unser brieflich vereinbartes Zusammentreffen in Paris kam nicht zustande. Hamsun riet energisch ab. „Ich rate keinem, hierher zu kommen. Lieber jede andere Stadt! Hier ist's teuer und schlecht und eine betrübend große Menge Skandinavier — —“

*

Hamsuns Eintreten für Strindberg, der in bedrängter Lage in Paris lebte, ist wohl jetzt vergessen, wie wohl auch der von ihm veranlaßte Aufruf in einer norwegischen Zeitung, Geld für den schwedischen Dichter zu sammeln. Er versuchte, auch die Freunde Strindbergs in Berlin zu bewegen, etwas für ihn zu tun. Im März 1895 schrieb er mir folgende Schilderung seines Zusammentreffens mit Strindberg.

„Montag. Ich sitze in einem Café und schreibe dieses. Entschuldigen Sie die schlechte Schrift, ich war zwei Wochen krank und bin noch nicht gesund. Strindberg geht's nicht gut. Ich habe einen Aufruf in den Zeitungen für ihn veranlaßt, weiß aber nicht, zu was es führen wird. Die schwedischen Zeitungen, denen der Aufruf geschickt wurde, nehmen ihn nicht an und erwähnen ihn nicht.

Er lebt hier in völlig unsicherem Zustand, schreibt dann und wann einen Artikel, den er vielleicht in einer Zeitung anbringt, vielleicht auch nicht. Es wird schlecht bezahlt; Figaro bezahlte für seinen letzten Artikel über den Schwefel 40 Francs, davon sollte der Übersetzer 20 Francs haben, also kam auf Strindberg 20.

Er ist in Schuld da, wo er wohnt, hat da die ganze Zeit auf Kredit gelebt und weiß nicht, wie lange er bleiben darf. Er hat ein ganz kleines Zimmer mit Bett im selben Zimmer. Es fehlt ihm an Kleidung. Zuletzt ist er, im Winter, in einem hellgrauen Sommeranzug gegangen, und das geniert ihn selbstverständlich. Er kann so keinen Menschen, auch keinen Redakteur besuchen.

Ich danke Ihnen persönlich, weil Sie sich für ihn in Berlin einsetzen wollen. Er hat etwas gegen Sie, sagen Sie! Ach, ich wüßte bald keinen, gegen den er nichts hätte. Mich mag er sicher auch nicht leiden, er behauptet, ich sei ihm eine viel zu ‚starke Persönlichkeit', wie er's nennt! Im großen und ganzen ist's kaum möglich, mit ihm etwas zu tun zu haben. Das kümmert mich aber nicht das geringste, ebensowenig wie Sie. Er ist ja trotz allem August Strindberg.

Er müßte instand gesetzt werden, zu tun was er will. Will er schöne Literatur schreiben, gut! Will er in Chemie dilettieren, gut! Will er nichts tun, gut! Der Mann hat so viel geleistet und hat so große Bedeutung, daß er sich ganz nach seinem Belieben sollte einrichten dürfen.

Wir wollten einen Abend miteinander essen und gingen zusammen aus. Wir blieben vor einer Kneipe stehen, die nicht zu flott aussah und in die auch andere ärmlich aussehende Leute hineingingen. Strindberg aber sagte: ‚Nein, hier ist's mir zu hell, hier ist's zu hell! Laß uns anderswo hingehen!' Die Art aber, auf die er sagte: ‚Hier ist's zu hell für mich' erschütterte mich gewaltig. Er sagte es nicht mit klagender Stimme, sondern ganz wie eine Tatsache. Hier ist's zu hell für mich! Und dann war's doch August Strindberg! Ich kann den Eindruck nicht vergessen, den es auf mich machte! Können Sie, so tun Sie etwas für ihn. — — — Ihr Freund

Knut Hamsun.

Eventuelle Beiträge können an ‚Verdens Gang' geschickt werden. Es würde vielleicht auf andere Leute mit Herz seine gute Wirkung haben.“

Der Brief braucht keine Kommentare. Er zeigt den ganzen Hamsun, den ‚anderen', den ich zuerst kennenlernte, den feinsinnigen, mitfühlenden Dichter, den warmherzigen Menschen, der im norwegischen Recken steckte und der erst dann recht zum Vorschein kam, als dieser sich der Welt gegenüber versteckte.

Digitized by Google

Das Vermächtnis Tahitis

VON WILLIAM RITTER

Mit farbigen Wiedergaben nach Gemälden von Octave Morillot

Vor 25 Jahren hat sich Octave Morillot in Tahiti niedergelassen, als Nachfolger Gauguins, der als erster die Schönheit jener Landschaft und ihrer Menschen entdeckt hat. Er pflanzte Kokosbäume und führte Rehe und Hasen, Fasanen und Rebhühner auf der Insel ein. Aber vor allem malte er, und das ist sehr schwierig dort. Verwendung von Ölfarben ist ausgeschlossen: bei der Hitze schmilzt alles zusammen oder zerspringt. Noch schlimmer steht es mit Pastell oder Aquarell, da das Papier die Regenzeit nicht aushält: es schimmelt und verfault. Schließlich versuchte er, mit Aquarell auf Seide zu malen, und das bewährte sich. In verschlossene Blechröhren gerollt, wurden die zarten und kostbaren Seidenpaneele nach Europa gesandt, wo sie dann gespannt und eingerahmt Aufsehen erregten.

Der Briefwechsel, den der Künstler mit seinen Angehörigen unterhält, erzählt von einem arbeitsfrohen, anziehenden Leben und gestattet uns, der Entstehung der einzelnen Werke nachzugehen. Das große geistige Werk des Künstlers, außer seinen Bildern und seinen Briefen, ist die Sammlung der Ute, Volkslieder des Maorigeschlechtes; aus der kleinen Auslese, die er davon bereits zusammengestellt hat, geht traurig genug die Anarchie und Leichtfertigkeit dieser Rasse hervor, deren große, von einer Art Minnesänger, huereps (die Todgeweihten), besungene Götterlehre schon gänzlich verschwunden ist.

Octave Morillot ist als Künstler im wesentlichen sein eigener Meister gewesen. Er wurde gegen den Willen seiner Eltern Maler, und die Dichtung Pierre Lotis weckte zuerst in ihm die Neigung, sich mit dem Volk der Maori zu beschäftigen. Als er in die Südsee kam, kaufte er sich zunächst nur ein kleines Stück Land, war jedoch von Anbeginn entschlossen, alles, sein ganzes Vermögen, seine ganze Kraft und vor allem seine ganze Liebe in dieses von seiner Familie für närrisch erklärte Unternehmen zu stecken, und gründete sich, heimisch in der Fremde geworden, ein kleines geschlossenes wildes Reich. Es war nicht einfach, hier zu hausen. Die Verbindung mit der Zivilisation war schwierig, oft unmöglich. Morillot mußte jagen und fischen, um sich zu erhalten, mußte Pflanzer und Viehzüchter werden. Es kostete viel Arbeit, doch er tat sie gern. Nach Jahren hatte er einen Wald von 12 000 Kokosbäumen, und sein Wohnhaus vergrößerte und verschönte sich.

In solcher Abgeschlossenheit von Europa hat sich auch Morillots Kunst entwickelt. Er sah nichts von der zeitgenössischen Kunst Europas mit Ausnahme von dem wenigen, was ihm Zeitschriften und Bücher geben konnten. Wie selten traf so ein Paket mit geistiger Nahrung, künstlerischer Anregung im Maorilande ein! Ebensoweit war der Weg von der Südsee zu uns. Darum ist Morillot verhältnismäßig wenig in Deutschland bekannt geworden und niemals Mode gewesen. Seiner Kunst ist seine Einsamkeit zum Segen geworden. Unbeirrt lebte Morillot in seiner selbstgewählten Welt und gestaltete sie ganz nach dem eigenen Herzen, ohne einen Gedanken an Wettbewerb oder Kritik. Darum sind seine Bilder so selbständig, so überraschend, so neu.

In einem seiner Briefe gibt Morillot eine Ästhetik seiner Kunst: „Ich habe das unglückselige, aber ehrliche Bestreben, jedesmal dem Stoff bis auf den Grund zu gehen und mit dem Werk so viel als nur möglich zum Ausdruck zu bringen. Ich habe mich nicht damit begnügt, irgendeinen Winkel der zahlreichen Täler, die ich bald alle auswendig kenne, zu schildern; ich habe nicht irgendeine besonders geeignete Schlucht ausgesucht; ich ziele nach etwas Höherem: ich habe mit einem einzigen gemalten Blatt das sagen, zeigen, erklären wollen, was allen Schluchten des Berges gemeinsam ist; ich habe deren eine, nur eine, aber aus den allgemeinen Elementen aller anderen komponiert. Es ist mir gelungen, die vollständigste Landschaft zu schaffen, die ich je gemalt; es schien mir, wenn ich diesen oder

Digitized by Google

jenen Baum beiseite lassen wollte, als ob ich eine Fälschung beginge, denn diese Bäume gehören unerläßlich zur Flora dieser Gegenden; auch durfte ich selbst gewisse Parasiten der genannten Bäume nicht weglassen, da sie hauptsächlich dazu beitragen, denselben die eigenartige Erscheinung, den Charakter zu geben, und so weiter für jede Einzelheit. So fügte ich nach und nach in das Bild eine Menge Dinge, die anfangs nicht darin sein sollten, die aber doch das vollkommene Werk bilden, das vollkommenste, das ich je hervorgebracht . . ."

Großen Wert legt er darauf, daß man den Bildern gleich ansieht, sie seien die Malerei nicht nur eines Künstlers, sondern auch eines eingefleischten Jägers. „Das Interesse" — fährt Morillot fort — „das wir an einem Bilde finden, besteht durchaus nicht in der mehr oder weniger getreuen Wiedergabe der Natur, sondern in der mehr oder weniger großen Fülle der Schönheitsempfindung, die der Schaffende hineingelegt und für andere wieder deutlich wahrnehmbar gemacht hat. Meine Felsen, meine Mapes (eine Art Brotbaum), meine Bambusrohre, die sich zum Himmel hinaufschlingen und das Sonnenlicht durchscheinen lassen,

Auf der Jagd

Digitized by Google

Morgenstimmung

werden wohl in der Natur etwas anders aussehen; aber so habe ich sie haben wollen, aus tausend guten Gründen, die der Beschauer nicht zu kennen braucht, wenn ich nur erreicht habe, ihm meine Pflanzenwelt schön erscheinen zu lassen, was ihm wahrscheinlich bei Betrachtung der Natur wohl wieder aus tausend verschiedenen guten Gründen nicht gelungen wäre. Noch etwas: Seit langem habe ich den Reichtum der Schmarotzermoose, die die Baumstämme bedecken, und deren Notwendigkeit beobachtet vom Standpunkt der Abwechslung und der Pracht des Kolorits im Dickicht: diese Moose sind, wie die Juwelen für die Frauen, der Schmuck der Stämme: des hellen Tageslichtes beraubt, ersetzen diese durch Mannigfaltigkeit der zarten Abtönungen den für sie unzulänglichen Glanz der Volltöne, kurz, sie legen Schmuck auf wie eine Schauspielerin und aus gleichen Gründen. Seht chinesische und japanische Maler an: wie richtig sie die Bedeutung eines unansehnlichen Moosbüschels erfaßt haben, soweit sogar, daß bei vielen ihrer Landschaften das Ganze kaum eine Färbung aufweist, während eine Menge Fleckchen — Veroneser Grün mit weißem Umriß — stilisierte Darstellung der Moosplatten, bis in die weite Ferne sichtbar ist ..."

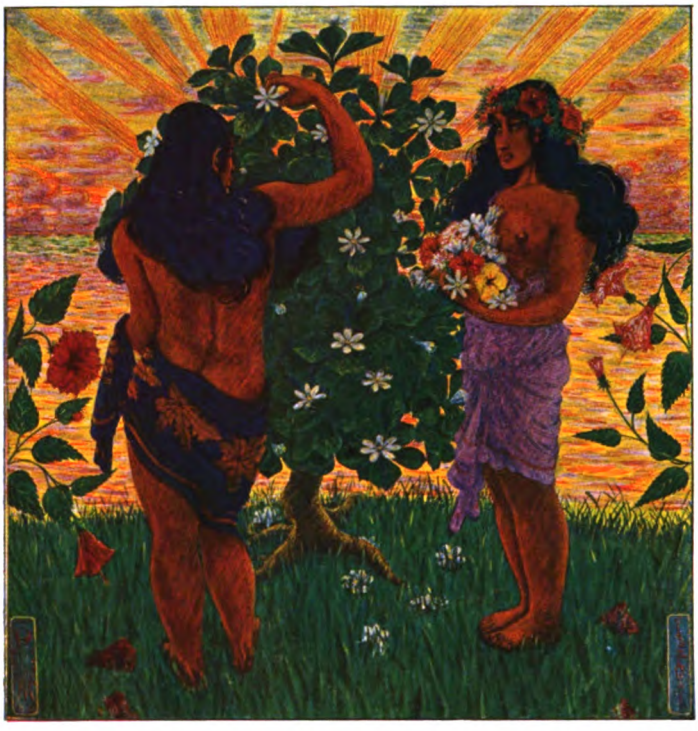
So paart sich bei Morillot strenge Genauigkeit mit künstlerischer Auffassung und Wiedergabe. Was aber seine Modelle an-

Digitized by Google

belangt, so wird sein Werk ein nicht zu überschätzendes Denkmal über das Maorigeschlecht für die Nachwelt bedeuten: „Es ist ja das Ende, das unvermeidliche Ende einer nach allen Seiten zusammenbrechenden Rasse. Selbst von der plastischen Seite aus geht alles verloren. Die ehemaligen schön gebauten Körper verkrüppeln durch Beimischung von unserem weißen Blut und entarten durch Mischung mit dem gemeinen gelben Blut. Es sind überall nur noch Jungen mit krummen Beinen, mit den ekelhaften, kleinen Schlitzaugen, die zusehends zu frechen Dieben, zu schamlosen Schuften werden. Es ist schrecklich, daß gerade das Wunder, das am meisten auffällt, wenn man hier landet, im Begriffe steht, unter dem siegreichen Ansturm der Schrägäugigen bald zu vergehen, nämlich die schönen, großen verschleierten Augen der echten Tahiterinnen."

Beim Fischfang

Digitized by Google



zu der melancholischen Poesie dieses Ausrottungsprozesses das Verführerische der altehrwürdigen, fast ausgerotteten Rasse und der hinreißende Zauber des Kunstwerkes gesellen. Den Namen Octave Morillots, des Ansiedlers und Jägers, dessen Talent sich unter solch seltsamen Umständen entwickelt, kann man sich merken. Es steht ihm ein großer Ruhm bevor. Und wahrlich haben sich wenige Künstler gefunden, die eine verdienstvollere, nützlichere Arbeit vollbracht hätten. Seine Werke umfassen das wehmutsvolle Vermächtnis Tahitis, das morgen kaum etwas mehr bedeuten wird als irgendein kleiner Handelsstapelplatz Ozeaniens.

Mit diesem schmerzlichen Klagewort wollen wir schließen. Für den Leser muß sich wohl

In der Brandung

Oben: Sonnenaufgang

Digitized by Google

Taschenspielkunst und Psychologie

Von Graf Carl von Klinckowstroem

Man kann mit Fug sagen: die Taschenspielkunst ist ein Zweig der angewandten Psychologie. Das mag manchem paradox erscheinen, der in der liebenswürdigen Kunst des Magikers nichts anderes sah als einen Zeitvertreib. Aber diese Feststellung stammt nicht von heute. Schon ein Mitarbeiter der alten „Berlinischen Monatsschrift", wahrscheinlich der Mitherausgeber J. E. Biester selbst, hat vor etwa 150 Jahren einen sehr aufschlußreichen Aufsatz „Von Taschenspielern und Taschenspielerphilosophie" veröffentlicht (Sept. 1783), der mutatis mutandis auch heute noch Geltung hat. Der Verfasser erzählt, er habe völlig unerklärliche Wundergeschichten von dem Taschenspieler Philadelphia erzählen hören und dann diesen selbst zu sehen Gelegenheit gehabt. „Ich sah ihn; und hörte den folgenden Tag von denen, die nichts anderes als ich gesehen hatten, alles so verändert, aufgeputzt und vergrößert wiedererzählen, daß ich es mir leicht erklären konnte, auf welche Art der Taschenspieler zum Rufe eines Wundermannes gekommen war."

Biester hat damit treffend das gekennzeichnet, was den Inhalt der modernen Aussagepsychologie ausmacht. Das liegt mehr als hundert Jahre vor den ersten dahingehenden experimentellen Untersuchungen, die Richard Hodgson und der Amateurtaschenspieler S. J. Davey im Rahmen pseudo-mediumistischer Versuche in London (1886) angestellt haben. (Vgl. v. Gulat-Wellenburg, Klinckowstroem und Rosenbusch, Der physikalische Mediumismus. Berlin 1925, S. 47 ff.)

Biester geht dann auf die verschiedenen Ursachen ein, die zur Verfälschung von Zeugenaussagen führen können, und gibt die „Maximen einer Taschenspielerphilosophie" wieder, die ein anderer Zauberkünstler ihm an der Hand erklärender Vorführungen mitteilte. Diese Maximen gipfeln in folgendem: 1. „Ein Taschenspieler sagt nicht leicht vorher, was er jetzt machen will". 2. „Der Taschenspieler zieht jederzeit die Aufmerksamkeit auf das, was bei der Sache unerheblich ist, um sie von seinen eigentlichen Kunstgriffen abzulenken". 3. „Die Taschenspieler verstehen sich auf die Wolffische Philosophie"; das heißt, sie lassen dem Zuschauer dem Anscheine nach die freie Willensbestimmung, sie wissen aber aus Erfahrung, wie sie diese zu lenken haben. Biester gibt dafür ein Beispiel, das noch heute gilt: hat der Künstler z. B. drei im Aussehen völlig gleiche Becher, von denen aber der eine einen doppelten Boden hat, so stellt er den letzteren in die Mitte. Er überläßt nun einem aus der Gesellschaft die Wahl, unter welchem von den Bechern sich etwa eine Handvoll Grütze oder dergleichen finden soll. Steht derjenige, der wählen soll, genau vor den Bechern, „so ist ihm, wie dem Esel Buridans das Heu und der Eimer Wasser, der rechte und der linke Becher gleich nahe; er wählt also wahrscheinlich den mittelsten; weil er ihn aber doch nicht schlechterdings wählen m u ß, so ist der Taschenspieler auch auf diesen Fall gefaßt und verwechselt durch Hokuspokus die Becher". 4. „Der Taschenspieler überläßt jederzeit die Wahl denen Personen, von denen er vorher weiß, daß sie nach seiner Absicht wählen werden". Das ist Sache der Menschenkenntnis und Erfahrung. Damit es aber nicht auffällt, zieht er die Klügeren jedesmal dann zu, wenn an der Sache nichts zu verderben ist. In vielen Fällen wird er eine Dame aus dem Publikum auswählen; einmal, weil ihm die Damen nicht so genau auf die Finger gucken, und dann, weil er hier seine List unauffällig hinter Galanterien verstecken kann. 5. „Die meisten Handgriffe des Taschenspielers sind überaus einfach". Es kommt wesentlich auf die Einkleidung und die Art der Ausführung an. Auch dafür gibt Biester ein Beispiel. 6. Viele Kunststücke laufen darauf hinaus, daß der Taschenspieler im voraus mit Sicherheit weiß, was ein anderer, der ganz willkürlich zu handeln scheint, tun muß. Biester meint damit z. B. das Ziehenlassen einer bestimmten Karte, das „Forcieren".

Auch in unserer Zeit haben es Philosophen und Psychologen nicht verschmäht, sich ernsthaft mit der Taschenspielkunst zu beschäftigen, so insbesondere Max Dessoir und Norman Triplett. (Dessoir [unter dem Pseudonym Edm. W. Rells] in seiner Schrift „Psychologische Skizzen", Leipzig 1893, S. 66 ff. — Triplett, Psychology of Conjuring Deception, im „American Journal of Psychology", 11. Juli 1900. — Ferner Alfred Binet in der „Revue des deux Mondes", 15. Oktober 1894. — Rémi Ceillier, Des principes psychologiques et techniques, im „Bulletin de l'Institut Général Psychologique" 1921, IV, 4—6. — Hierher gehören auch sehr aufschlußreiche Arbeiten von R. W. Schulte und Ernst Paasche in der „Zeitschr. f. krit. Okkultismus", I, 1926, S. 248 ff. u. S. 289 ff., die die Frage im Zusammenhange mit mediumistischen Problemen behandeln.) Denn vom Gesichtspunkt des psychologischen Fachmannes aus betrachtet, vermag sie auf eine Reihe psychologischer Fragen ein neues Licht zu werfen.

Die technische Fertigkeit, die Geschicklichkeit und Erfahrung des Taschenspielers sind

Digitized by Google

nur die Voraussetzung für den Erfolg. Ausschlaggebend ist das persönliche Moment, die intuitive Begabung, die feinere psychologische Arbeit des Vorführenden, genau wie auch der große Arzt zugleich Wissenschaftler und Künstler sein muß. Der Taschenspieler muß praktischer Psychologe sein, sonst ist er ein Stümper. Dessoir sagt daher mit Recht: „Das Hauptgeheimnis aller Prestidigitation besteht darin, die Gedanken der Anwesenden in eine solche Bahn zu lenken, daß die Entwicklung des Tricks für den Augenblick als natürliches Resultat der künstlich untergeschobenen Ursachen erscheint." Zunächst muß es der Taschenspieler verstehen, eine günstige Stimmungslage zu schaffen, die für den Erfolg nötig ist: eine suggestible Einstellung des Publikums. Man geht ja von vornherein in eine Zaubervorstellung, um amüsiert zu werden. Man erwartet lustbetonte Erlebnisse, und daher gibt man sich den Täuschungen des Illusionskünstlers mit Vergnügen hin.

Analysieren wir eine solche Zaubervorstellung rein vom psychologischen Standpunkte, so sind es in erster Linie die Begriffe „Aufmerksamkeit" und „Beobachtung", die dabei von seiten des Zuschauers eine Rolle spielen. Aufmerksamkeit ist, mit Hans Henning (Henning, Die Untersuchung der Aufmerksamkeit. Im „Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden", Abt. VI, Teil B., Berlin-Wien 1925, S. 513 ff.) gesprochen, nicht ein unmittelbares Erlebnis, wie etwa Wahrnehmen und Fühlen, sondern nur eine Bedingung für das Zustandekommen gewisser Erlebnisse. Damit steht in nahem Zusammenhange, was der Psychologe die „Enge des Bewußtseins" nennt. Bekanntlich setzen sich nicht alle gleichzeitigen Reize im Bewußtsein durch, sondern nur ein geringer Prozentsatz davon. Das Ergebnis experimentell-psychologischer Untersuchungen, die der Zahl und der Geschwindigkeit gleichzeitig möglicher Perzeptionen galten, war ganz allgemein das, daß das wenigste im Wahrnehmungsgebilde selbst aufgefaßt wird; etwas gelangt im anschließenden positiven und negativen Nachbilde, das meiste erst im darauf folgenden Erinnerungsbilde (visuell, auditiv, sprachmotorisch) zur Auffassung. Von dem, was uns der Taschenspieler vormacht, wird also nur ein geringer Teil wirklich ins Bewußtsein gelangen, und zwar nur das, worauf er unsere Aufmerksamkeit lenkt.

Lenkung und Ablenkung der Aufmerksamkeit ist das Hauptmittel, mit dem der praktische Psychologe, der da als Zauberkünstler vor uns steht, souverän zu arbeiten weiß. Die Wirksamkeit der Ablenkung ist am größten, wenn sie Eindringlichkeit besitzt und Gefühle erregt. Und es kommt wesentlich darauf an, ob diese Ablenkung wissentlich, halbwissentlich oder unwissentlich erfolgt. Daher der größte Erfolg bei unerwarteten und unbekannten Ablenkungen. Das trifft beim Taschenspieler zu: wenn ich nicht weiß, was kommt und worauf ich zu achten habe, dann kann ich gar nicht beurteilen, was von den Worten und Gesten des Vorführenden der Absicht der Aufmerksamkeitsablenkung entspringt.

Dazu kommt noch die Teilung der Aufmerksamkeit. Cäsar vermochte angeblich vier Briefe gleichzeitig zu diktieren und noch einen fünften selber zu schreiben. Hierbei dürfte es sich aber um alternierende, nicht um gleichzeitige Tätigkeiten gehandelt haben. Wenn die Großmutter einen Strumpf strickt und zugleich ein Buch liest, so sind das allerdings gleichzeitige Handlungen; aber die eine davon, das Stricken, ist dabei so weit automatisiert, daß sie nicht mehr als geistige Leistung angesprochen werden kann. Der berühmteste Zauberkünstler des 19. Jahrhunderts, J.-E. Robert-Houdin, hat es sich schon vor etwa 80 Jahren angelegen sein lassen, durch psychotechnische Übungen die Fertigkeit mehrerer gleichzeitiger Betätigungen zu erreichen. So jonglierte er mit vier Bällen und las gleichzeitig in einem Buch. Die neuere Experimentalpsychologie hat sich auch mit der Prüfung gleichzeitiger Mehrfachleistungen eingehend beschäftigt, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht. Kurz gesagt, diese geistigen Leistungen müssen qualitativ verschieden sein. So kann man z. B. nicht gleichzeitig zwei Multiplikationsaufgaben ausrechnen; aber multiplizieren und zugleich ein Gedicht aufsagen, das verträgt sich.

Der Taschenspieler muß in dieser Hinsicht besonders vorgebildet sein. Robert-Houdin hat sich und seinen kleinen Sohn durch gewissenhafte und zielstrebige Übung dazu ausgebildet, eine größtmögliche Zahl von Gegenständen innerhalb eines ganz kurzen Zeitmoments richtig wahrzunehmen und im Gedächtnis zu behalten. Er begann mit einer Gruppe von Würfeln, wobei es sich darum handelte, mit einem einzigen schnellen Blick die Anzahl der Augen aller Würfel angeben zu können. Der Knabe brachte es schließlich so weit, daß er bis zu 40 verschiedene Gegenstände zugleich im Moment aufzufassen vermochte, Robert-Houdin selbst bis zu 30. Diese Übung befähigte ihn zu einer fabelhaften Beobachtungsgenauigkeit: ihm entging nichts im Zuschauerraum.

Beim Taschenspieler kommt noch eine Eigentümlichkeit hinzu, die in diesem Zusammenhange gleich erwähnt sei. Die Sprache ist bekanntlich eine Form des motorischen Ausdrucks. Jeder Mensch begleitet seine Worte mit kongruenten Gesten, mit einer entsprechenden Mimik. Beim Taschenspieler tritt der umgekehrte Fall ein: er muß den natürlichen Ablauf ins Gegenteil verkehren, seine Rede und Mimik laufen nicht dem parallel, was er wirklich tut, sondern dem, was er glauben machen will, daß er tue. Und das kostet natürlich auch Übung.

Das führt uns zu den Mitteln, mit denen

Digitized by Google

der Zauberkünstler seine Täuschungen erzielt: Worte und Gesten. Und diese Mittel weiß er mit feinstem psychologischem Verständnis zu gebrauchen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Gesten und Bewegungen überhaupt die Aufmerksamkeit fesseln. Jeder Jäger weiß, daß das Wild oft erst flüchtig wird, wenn er eine unvorsichtige Bewegung macht. Triplett faßt diese Tatsache als einen im Urinstinkt des Selbsterhaltungstriebes wurzelnden Reflex auf. Gesten sind auch sicher älter als das gesprochene Wort als Verständigungsmittel, ja, die Sprache ist genetisch aus der Gestikulation entstanden, zunächst als Begleiterscheinung. Beim Magier ist sie auch Begleiterscheinung: er gibt seinen Illusionen durch die Begleitrede den Anschein der Wirklichkeit nach dem Worte Talleyrands, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um die Gedanken zu verbergen.

Macht der Magiker irgendwelche Bewegungen, so folgt diesen unser Blick ganz unwillkürlich. Sobald er aber zu sprechen beginnt, blicken wir ihm in die Augen, und unsere Aufmerksamkeit ist sofort von seinen Händen abgelenkt. Die Art, wie der Taschenspieler in einfachster Weise diese psychologischen Gesetze anwendet, sei an einem Beispiel erläutert, das ich Dessoir entnehme: das Verschwinden eines Talers. „Die Vorschrift lautet: man halte das Geldstück zwischen Daumen und Mittelfinger der linken Hand, ergreife es dann scheinbar mit der rechten Hand, schließe diese und zeige sie dann dem Publikum, wider dessen Erwarten, als leer. Der ganze Kniff besteht darin, daß in dem Augenblick, wo die rechte Hand zugreift, der Taler, von den zwei ihn haltenden Fingern losgelassen, in die linke Handhöhle zurückfällt und dort verborgen bleibt. Und nun sehe man diese recht simple Geschichte von einem Künstler ersten Ranges, wie Herrn M. Hermann, ausgeführt! Hermann nimmt zuerst den Taler und wirft ihn zu wiederholten Malen auf die Holzfläche des Tisches, um, wie er sagt, zu beweisen, daß wir es mit einem einfachen harten Taler zu tun haben. In Wirklichkeit jedoch ruft er damit einmal unwillkürlich in jedem die Vorstellung wach, daß ein Ding, das solchen Lärm macht, doch unmöglich lautlos verschwinden könne, eine Vorstellung, die den Effekt des Tricks bedeutend erhöht; und zweitens betäubt und verwirrt der fortschwingende helle Klang die Umstehenden dermaßen, daß sie mit einer halben Hypnose den weiteren Vorgängen folgen. Nun nimmt Hermann den Taler in die linke Hand, sieht mit prüfendem Blick auf die rechte, als ob es auf die in der Hauptsache ankäme — und greift dann zu. Aber dieser Griff hat etwas so Überzeugendes, daß man darauf schwören möchte, die rechte Hand hätte den Taler gefaßt und hielte ihn umschlossen. Die Stellung der Finger ist dem supponierten Tatbestand auf das natürlichste angepaßt.

Kaum ist der Griff geschehen, so geht sofort die Rechte zur Seite, und das Mitgehen des ganzen Körpers, das Beugen des leicht nach vorn geneigten Körpers, der Blick der Augen, zwingen die Anwesenden förmlich, dieser Hand zu folgen. Die Linke hat sich inzwischen dem Körper zugewendet und weist mit den zwei ersten Fingern auf die rechte Hand, während die beiden anderen Finger den vom Daumen nach oben gedeckten Taler durchaus unauffällig halten. Wenn durch solche Nuancen und besonders durch den Vortrag des immerwährend redenden Künstlers die ganze Aufmerksamkeit auf die rechte Hand konzentriert ist, und jeder sich vornimmt, jetzt einmal recht genau aufzupassen, wie der Taler wohl aus dieser Hand verschwinden soll, macht Hermann kleine Ruckbewegungen mit den Fingern, die diese immer mehr von der Maus wegziehen, und sagt dabei, anscheinend selbst aufs höchste für das merkwürdige Phänomen interessiert: Sehen Sie, meine Herrschaften. wie der Taler immer kleiner wird, immer kleiner — und jetzt, sehen Sie, ist er ganz verschwunden. Dabei öffnet er die Finger völlig, die Gestalt, die bisher ganz in Betrachtung der Wunderhand versunken war, richtet sich auf, und die blitzenden Augen scheinen auszudrücken: es sei doch eigentlich eine ganz tolle Sache mit dem Taler."

In dieser Schilderung Dessoirs gelangt sehr lebendig zum Ausdruck, wie ein guter Zauberkünstler die Zuschauer in seinen Bann zu zwingen versteht. Ein solcher weiß aber auch regelrechte Illusionen im psychologischen Sinne zu erzeugen. Dabei operiert er mit zwei Grundfunktionen der menschlichen Seele: mit der Assoziation und der Imitation, und der Erfolg ist auch hier auf Erwartungs- und Urteilstäuschungen zurückzuführen. Der Taschenspieler führt eine gewisse Handlung aus, die den Zuschauer ein bestimmtes Ergebnis logisch erwarten läßt, indem er erst wirklich das ausführt, was zu erwarten steht. Der Zuschauer wird dadurch angeleitet, aus zwei oder drei Prämissen einen logisch regelrechten Schluß zu ziehen auch für den Fall der Wiederholung, wo die Voraussetzungen nicht mehr zutreffen. Ein Beispiel dafür ist der Trick mit den emporgeworfenen Apfelsinen, die erst von dem hinter einem Tisch sitzenden Künstler ein paarmal in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen werden. Jedesmal wird die Apfelsine mit steigender Intensität der Mimik etwas höher geworfen, und die auffangende Hand sinkt jedesmal bis unter die deckende Tischkante. Beim viertenmal wird nun die Apfelsine nicht wirklich geworfen, und doch sieht nach Dessoir neun Zehntel des Publikums die Frucht in der Luft „verschwinden". Wir haben es hier mit der Suggestion der Wiederholung zu tun. Der amerikanische Psychologe Peashore hat dahingehende Versuche mit Studenten und mit Kindern angestellt, bei letzteren mit einem emporgeworfenen Ball. Das Ergebnis war,

Digitized by Google

daß 40 Prozent der Knaben und 60 Prozent der Mädchen der Illusion zum Opfer fielen. Viele Antworten ließen nicht eindeutig erkennen, ob die Betreffenden das „Ballphantom" wirklich gesehen hatten oder nicht. Peashore ließ ferner seine Studenten mehrmals die Wärme empfinden, die in einem in den Händen der Versuchspersonen gehaltenen Silberdraht sich entwickelte, wenn er einen elektrischen Strom durchgehen ließ. Beim vierten oder fünften Male aber schaltete er in Wirklichkeit den Strom nicht ein, und von 420 geprüften Personen merkten nur fünf die „Wärme" nicht. Nicht viel mehr als ein Prozent war also der Illusion nicht erlegen.

Das sind Beispiele für positive Illusionen. Die negativen Illusionen — z. B. das Verschwindenlassen eines Gegenstandes in der Luft — sind häufiger, wie bekanntlich auch im Leben. „Wem ist es nicht schon passiert, daß er einen Gegenstand suchte, den er unmittelbar vor Augen hatte! Der Sinneseindruck existiert, wird aufgenommen, aber nicht vom Bewußtsein verarbeitet" (Dessoir). Wir haben, sagt Binet zu dem Thema, die Tendenz, nur diejenigen Gegenstände bewußt wahrzunehmen, die unsere Aufmerksamkeit erregen. Jede Wahrnehmung ist eine Auswahl; ständig treffen zahlreiche Reize unsere Sinnesorgane, aber die Mehrzahl bleibt unbeantwortet, wird nicht registriert, weil kein Interesse damit verknüpft ist. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich nur auf einzelne Sensationen, auf irgendwie bedeutsame Sensationen. Diese allein treten dann in das Bewußtsein. Der Taschenspieler nutzt das praktisch aus. Er kennt die seelische Gleichförmigkeit des Publikums, ohne Marbe studiert zu haben. Er weiß eben die Aufmerksamkeit zu lenken wohin er will und von den Dingen abzulenken, die er der Beobachtung entzogen wissen will. Es handelt sich also um negative Illusionen, wenn wir beim Zauberkünstler das nicht sehen, was wir nicht sehen sollen, und nicht um besondere Geschwindigkeit seiner Bewegungen, mögen diese auch zuweilen die Grenze der Wahrnehmbarkeit streifen. Der Laie glaubt meist, es liege an der besonderen Schnelligkeit der Bewegung, wenn er es z. B. nicht merkt, ob und wann der Taschenspieler die Volte schlägt. Ein anderer Taschenspieler aber, der selbst weiß, wie man das macht, wird die Bewegungen bei einem Kollegen sehen können. Binet vermochte das erst, nachdem ihm der Trick langsam vorgeführt worden war und er den modus operandi kennengelernt hatte.

Auch in Deutschland ist der Wert der Taschenspielkunst für das Studium der Psychologie der Täuschungen erkannt worden. So wurden vor einigen Jahren im Psychologischen Seminar der Universität Leipzig mit Unterstützung eines hervorragenden Amateurtaschenspielers praktische Kurse abgehalten, die diesem Zwecke dienten. Und Prof. A. Hollmann hält auch in diesem Wintersemester in Leipzig wieder Vorlesungen über die Beziehungen zwischen Taschenspiel, Psychologie und Okkultismus. Wir möchten unsere Ausführungen mit dem Geständnis eines anderen Psychologen, des psychotechnischen Fachmannes R. W. Schulte (a. a. O., I, 249) schließen, der ebenfalls im Kreise psychologisch geschulter Untersucher mit einem guten Amateurmagiker gearbeitet hat, um speziell die bei mediumistischen Sitzungen auftretenden Täuschungsmöglichkeiten zu prüfen: „Die Psychologie des Taschenspielers ist so raffiniert psychologisch, daß auch ein Fachpsychologe, ohne die Möglichkeit häufiger Wiederholung, dabei nicht nur aufs Glatteis geführt werden kann, sondern mit fast absoluter Sicherheit auch tatsächlich getäuscht wird ... Dabei spielen Erwartungstäuschungen des menschlichen Urteils über das Verhältnis von Ursache und Wirkung eine besondere Rolle. Vielleicht beruht der große Erfolg des Taschenspielers im wesentlichen auf der Erzielung einer falschen oder falschgerichteten Wahrnehmung, Kombination und Logik."

An eine Tänzerin. Von Franz Pocci (Enkel)

Geistig, leiblich
Ist das Beste nur ihr eigen.
Zart und weiblich
Kann sie stets im Tanz sich zeigen.
Alles, das sie fühlt' und dachte,
Weiß sie rhythmisch zu betonen.
So entschwebt sie leis und sachte
In die überird'schen Zonen.
Voller Anmut die Bewegung,
Fröhlich, heiter, ernst gemessen
Bringt sie jede innre Regung
Uns zum Ausdruck. Unvergessen
Sind die Stunden ihrer Nähe;
Und der Wunsch bleibt, weilt sie ferne,
Ach, daß man sie wiedersähe;
Schön und strahlend wie die Sterne,
Geistig, leiblich
Scheint sie immer unerreichbar,
Zart und weiblich,
Nur dem Köstlichsten vergleichbar.

Digitized by Google

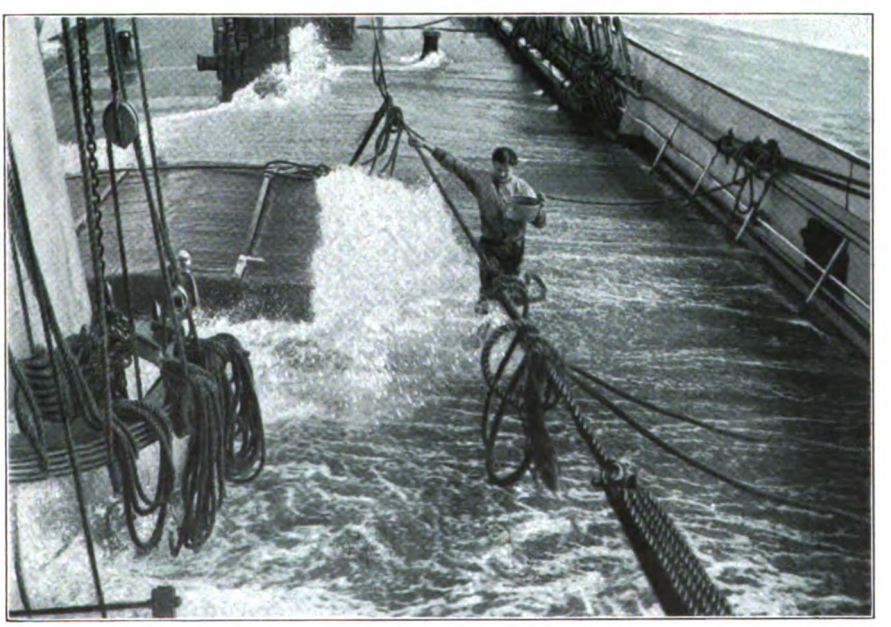
Kap Horn mit den Teufelsklippen rechts
Aufnahme der Gunther Plüschow-Expedition ins Feuerland

Mann über Bord

Skizze vom Kap Horn

Von Hans Berber-Credner

Nun ist also alles vorüber, und alles wäre gut, wie es vorher war, wenn dies eine nicht wäre, dieser leere Platz, wo früher Hein gesessen hat. Dies alles, wie es jetzt hier ist, hätte sonst ebenso vor acht Tagen sein können oder vor fünf oder vor zehn. Seit wir eben in dieser trostlosen, verwünschten Gegend hier sind. Bloß etwas stiller ist es geworden und etwas bedrückter, denn wir haben Hein alle gern gehabt. Und dann denkt wohl auch jeder: ‚Das hätte ebensogut ich sein können, dessen Platz nun



Unsere Suppe in Gefahr

Digitized by Google

leer bleibt.' Aber es hat keiner den Mut, die Lücke auszufüllen, und selbst Moses, der Schiffsjunge, der sonst keinen Platz am Tisch gehabt hat, mag sich nicht dorthin setzen und balanciert lieber seine Emailschüssel mit der dicken Brühe auf den Knien und sitzt hinten in der Ecke auf seiner Seekiste. Peter, der von einer Nordseeinsel stammt und gewiß ein derber Kerl ist — er hat schon auf Schiffen aller Nationen gefahren und mehr von der Welt gesehen, als wir andern zusammengenommen — schlingt wortlos sein Essen hinunter, schiebt die Schüssel mißmutig zur Seite, steht auf und geht an Deck.

Aber sonst ist alles ganz genau so wie früher. Draußen an Deck setzen sie die Segel, nebenan in der Kombüse klappert der Koch mit seinen Pötten, und unter der Back quietscht das Schwein, das wir aus Frankreich mitgebracht haben und das, obwohl es den ganzen Tag Hunger hat, dick und fett wird, bis wir es zu Weihnachten schlachten wollen.

Wir haben es jetzt schon drei Monate an Bord, es war das letzte, was wir von Land übernommen haben. Damals war es Juli, und jetzt sind wir schon mitten im Oktober. Solange haben wir eigentlich nichts als Luft und Wasser gesehen, nur einmal den Pik von Teneriffa. Aber das hätte ebensogut eine weiße Wolke sein können, denn man sah nur den in den Himmel ragenden, schneebedeckten und sonnebeglänzten Gipfel. Und dann vor einigen Tagen die schroffen und weltverlassenen Felswände der Staateninseln und die einsamen, seltsam fremden Bergriesen von Südfeuerland. Und die ganze Zeit über ist uns dieser große Hamburger Segler Heimat und Vaterland gewesen. Wir sind mit Sandballast nach Chile bestimmt und sollen dort Salpeter holen. Erst hatten wir eine kurze, stürmische Fahrt durch den Golf von Biskaya, aber der Wind war uns günstig, und wir kamen schnell in den Passat. Das waren herrliche Wochen: über das azurblaue Meer spannte sich ein strahlender Himmel mit schönen, großen, weißen Wolken, und bei gleichmäßiger Brise machten wir gute Fahrt und konnten unser Schiff in Ordnung bringen. Auf Freiwachen saßen wir im Klüvernetz ganz vorn über dem rauschenden Bugwasser und fischten nach Bonitos, diesen schnellen, stahlblauen Fischen, die aussehen wie Tümmler, aber bloß einen halben Meter groß sind. Oftmals fingen wir auch Haie oder lagen faul in den Kojen und erzählten uns lange Geschichten. Und abends saßen wir auf der Großluke, sangen deutsche und englische Lieder — Peter spielte auf seiner Ziehharmonika, und Knud hatte eine Geige — und manchmal tanzten wir auch oder vertrieben uns sonst die Zeit. Und wenn dann der Himmel flaschengrün und glasig durchsichtig wurde und das leuchtend blaue Meer eisengrau und schließlich schwarz, wenn die Sterne in unwahrscheinlicher Menge herabblitzten und blinkten, dann gingen die meisten schlafen, und es wurde still an Bord. Wache und Freiwache lagen in Decken gehüllt an Deck herum, nur der Rudersmann hing träumend überm Rad; der wachthabende Offizier ging langsam auf und ab, und der Ausgucksmann auf der Back sang leise

Beim Segelflicken

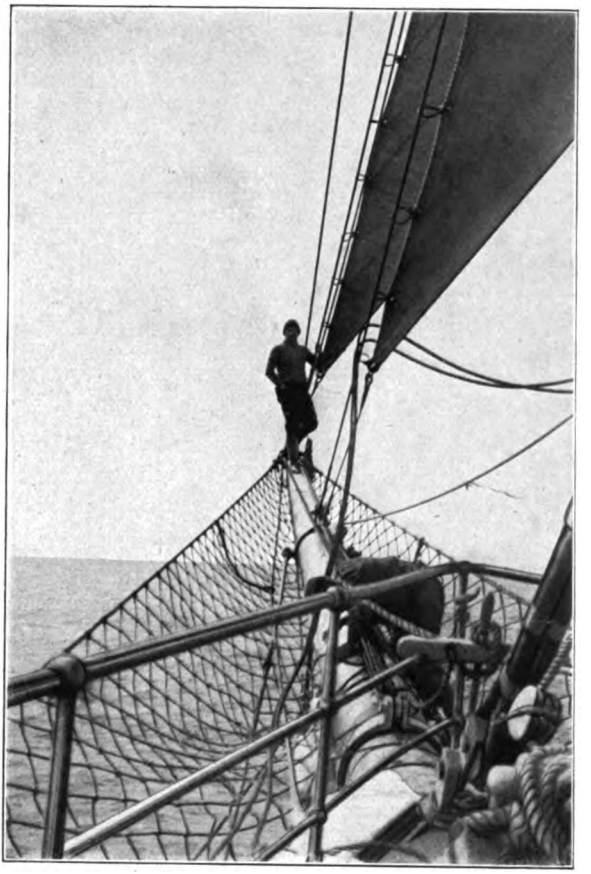
Digitized by Google

vor sich hin und starrte in die Nacht.

Dann saßen wir zu dritt — Hein, Ernst und ich — oft noch stundenlang auf der Großluke unter den fahlen, hohen Segelpyramiden und erzählten uns etwas. Und dabei habe ich mit Hein Freundschaft geschlossen, und er ist mir lieb geworden wie kein anderer. Er war im Grunde ein tiefer und ernster Mensch und hatte dabei einen unüberwindlichen Humor und eine Art, mit Menschen umzugehen, die ihm alle sofort zum Freund machte. Dabei verstand er seine Arbeit und war überall, wo es etwas zu tun und anzupacken gab, an der Spitze, und so kam es, daß selbst die älteren unter uns sich gern etwas von ihm sagen ließen und auf ihn hörten. Als ihn sein Vater, der Kreisarzt irgendwo im Inland war, nicht zur See lassen wollte, war er durchgebrannt, und wollte nun seine letzte Reise machen, bevor er auf Navigationsschule ging und sein Offizierspatent holte.

*

So kamen wir langsam aber sicher hier herunter in die Kap-Horn-Gegend, in diese ödeste, verlassenste Gegend der Welt. Die Luft ist hier kalt und schneidend, fast immer weht ein scharfer Wind, und der Himmel ist niedrig. Drohend und schwer hängt er über einem bleigrauen, unermeßlich weiten, schwermütigen Meer. Eine gewaltig hohe Dünung läuft beständig, und die Sonne kommt den ganzen Tag nicht hervor, nur abends, kurz vor Sonnenuntergang, bricht sie zuweilen durch das schwere Gewölk und taucht Meer und Wolken in unvergleichliche Farben. Brennendrot gesäumt ziehen die Wolken in rascher Flucht dahin, und auf dem Wasser spielen in dauerndem Wechsel blutrote, blaugraue, grüne, violette und gelbe Lichter. Aber das alles ist nicht von einer Schönheit, die erfreut und froh und leicht macht, sondern erdrückend, gewaltig und erschütternd, wie alles hier in dieser verwünschten Gegend. Und wenn man sich umwendet und der Sonne den Rücken kehrt, atmet im Osten schwer und unheilschwanger das Meer, und schwarz und gigantisch ballen sich am Horizont die Wolkenmassen zusammen. Nicht umsonst nennen die Seeleute das Kap Horn, die Südspitze von Südamerika, die majestätisch öd und verlassen ins Südliche Eismeer hineinragt, die Heimat der Stürme. Hier weht an dreihundert Tagen im Jahr Sturm oder Orkan.



Auf dem Klüverbaum

Wir haben die neuen, starken Segel untergeschlagen und brauchen an Deck nur noch so viel zu arbeiten, wie die Bedienung des Schiffes und der Segel erfordert. Wenn wir gerade nichts zu tun haben, sitzen wir von der Wache in der Segelkoje, wo die alten Segel sorgfältig zusammengeschnürt aufbewahrt werden, rauchen und erzählen, nähen Segel oder zupfen Werg und warten, bis wir an Deck wieder gebraucht werden. Es ist auch gut so, man weiß hier ja nie, was die nächsten Stunden bringen und wie lange man keine Ruhe mehr bekommt.

So saßen wir auch vor zwei Tagen auf den Segeln, und Hein meinte, daß es wohl diesmal nicht viel mit der Freiwache werden würde, das Barometer wäre wieder einmal den ganzen Nachmittag gefallen. Und als wir abends um 6 Uhr an Deck gingen, um von der andern Wache abgelöst zu werden, sagte der Kapitän: „Die Freiwache schläft in der Segelkoje und bleibt klar zum An-Deck-kommen.“ Da wissen wir alle, diesmal gibt's wieder was auf die Nase und wenig Schlaf.

Digitized by Google

Beim Abendessen ist's ziemlich still, und es geht schneller als gewöhnlich. Uns allen ist etwas die Laune verdorben, denn die Aussicht, angezogen, in dem feuchten Zeug mit Ölzeug und Seestiefeln, die Freiwache zu verbringen, ist nicht gerade rosig.

Nachher liegen wir wie die Ölsardinen nebeneinander in der Segelkoje und versuchen zu schlafen. Doch kaum bin ich eingedusselt, da wird oben die Falltür aufgerissen und eine Stimme brüllt, daß Tote erwachen würden: „Alle Mann an Deck! Obermarssegel bergen."

In zwei Minuten sind wir oben. Es ist stockfinstere Nacht. Man sieht die Hand nicht vor Augen. Dann gewöhnt man sich an die Dunkelheit und sieht etwas mehr. Ich schaue nach oben und sehe, daß bloß noch im Großtopp das Obermarssegel steht, im Vortopp und Kreuztopp ist bis auf die Untermars-, die Sturmsegel, alles festgemacht. Der Sturm heult und jault in den Wanten und Pardunen, und aus der tosenden Dunkelheit jagt plötzlich mit breitem, weißlich-grün phosphoreszierendem Gischtkamm eine hohe Woge, ein mit rasender Geschwindigkeit näher kommender Wasserberg auf das Schiff zu, das sich hebt und mit tiefer Verneigung auf der anderen Seite hinunterschießt. Wir stehen hinten auf dem Halbdeck zusammen und halten uns an der Nagelbank fest, wenn das Schiff überholt. Plötzlich ist der erste Steuermann vor uns, sein Gesicht leuchtet unter dem Südwester hell in dem Dunkel, und er brüllt: „Alle da?" — „Alle da!" — „Dann Großobermarssegel weg!" Viel zu verstehen ist nicht, aber wir wissen alle, was gemacht werden soll, und jeder geht an seine Station. Schrill gellt die Pfeife durch den Sturm, Taljen krachen und kreischen, Brüllen und Geschrei, Taue werden mit aller Kraft gezogen und oben im Mast, schwärzer noch sich gegen den schwarzen Himmel abhebend, fängt das lose kommende Segel an zu schlagen, sich zu schütteln und mit furchtbarer Kraft und donnerndem Krachen im Winde zu peitschen. Doch nicht lange, dann ist es aufgegeit und zusammengeschnürt und schlägt nur noch in ein paar großen, aufgeblähten Ballons ohnmächtig auf und ab.

Und nun wollen wir nach oben, hinauf in den Mast auf die Rahe und das Segel vollends bergen. Da schüttert das Schiff zusammen, an der Bordwand hoch schießt eine glänzende, schwarze, langsam, unendlich langsam sich überneigende Wand. „Achtung — Brecher!" Jeder hält sich fest an dem, was er gerade in der Hand hat, duckt sich zusammen und krampft die Fäuste zusammen, denn jeder weiß: wenn du jetzt los läßt, ist's aus. Und dann stürzt's auch schon herunter, eiseskalt, zentnerschwer, drückt einen fest in die Knie. Und im Moment ist das ganze Deck voll grünlich weißem, leuchtendem Gischt, der einen Augenblick noch ruhig steht und in dem wir in dem schwarzen Ölzeug aussehen, als stünden wir bis zum Bauch im Schnee. Aber dann legt sich das Schiff über, und nun kommt das ganze Wasser mit furchtbarer Gewalt in Bewegung, reißt uns die Beine vom Deck, und wir hängen in dem gischtenden, tosenden Wasser, schnappen nach Luft und kennen nur eins: Festhalten! Und als das Wasser auf der andern Seite ist, sind wir plötzlich alle auf der Reling, und dann geht's im Want hoch, hinaus auf die Rahe.

Aber das hier ist kein Sturm mehr, das ist voller, ausgewachsener Orkan! Die Luft ist nicht mehr Luft. Wie eine dickflüssige, feste, quirlende Masse stürzt sie auf uns, drückt uns mit ungeheurer Gewalt gegen die Strickleitern, so daß wir kaum einen Schritt vorwärtskommen, nimmt uns den Atem, bis wir Augenblicke lang glauben, keine Luft mehr zu bekommen. Und wenn das Schiff sehr überholt, wird man geradezu ein paar Schritte hochgeworfen. Endlich sind wir oben. Die Hände sind eisig, klamm und erstarrt. Ich kann sie auf die eiserne Rahe schlagen, sie sind gefühllos wie das Gesicht. Eine halbe Stunde lang quälen wir uns mit dem Segel ab, das hart und steif wie ein Brett vor uns im Ballon steht. Die Nägel brechen ab, die Finger bluten. Was erst Pflichterfüllung war und selbstverständlich, wird Wut und Trotz. Endlich ist es fest, und wieder geht's runter an Deck.

Als wir wieder achtern auf dem Halbdeck stehen, gibt es ein großes Glas Schnaps für jeden. Das tut gut, obwohl wir jetzt so warm sind, daß wir beinahe schwitzen. Und dabei naß bis auf die Haut. Nach einiger Zeit schickt uns der Kapitän hinunter, immer zwei und zwei, wir sollen eine Zigarette rauchen. Zu tun ist doch nichts mehr, wir müssen bloß klar sein, falls irgend etwas los ist.

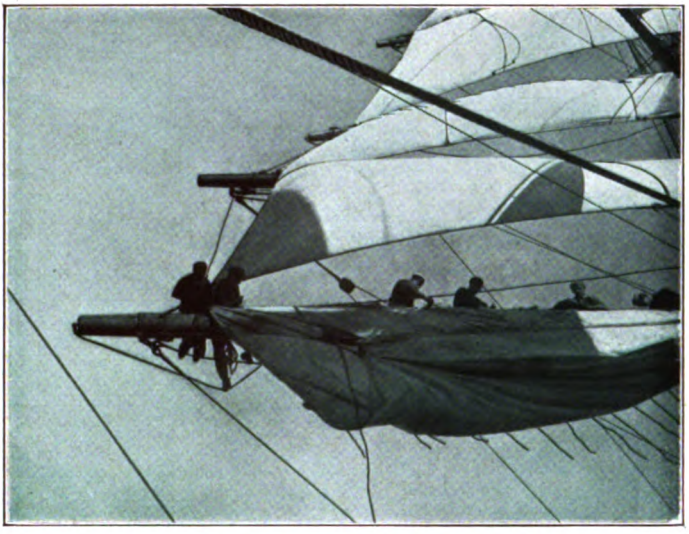
Stunden vergehen. Das Bewußtsein der Zeit ist uns verloren gegangen, wir stehen angebunden an Deck und denken an alles mögliche und doch auch an nichts. Nur von Zeit zu Zeit werden die Leute am Ruder abgelöst; es stehen jetzt zwei Mann und sie können das Rad kaum halten. Es wird immer schlimmer. Man kann kaum noch ein Wort verstehen. Das Großdeck ist fast dauernd unter Wasser, und das Schiff rollt so schwer, daß man ständig fürchten muß, es werde kentern. Hein gibt mir einen Wink, wir sind an der Reihe, hinunterzugehen. Als das Schiff einmal gerade liegt, rennen wir hinüber zum Niedergang, und als es ganz überholt, laufen wir die jetzt wagerechte Treppe hinunter.

Unten klemmen wir uns in einer Ecke fest, so daß wir nicht wegrutschen können, und rauchen eine Zigarette. Es ist schön hier, und man fühlt sich ordentlich geborgen. Ich sage: „Wenn die Takelage hält, ist's gut!" — „Und wenn sie weggeht, ist Himmelfahrt," antwortet Hein, „und es ist ein Wunder, daß sie noch steht!" Nach einer Weile sagt er: „'s ist meine letzte Fahrt vor

Digitized by Google

Sturzſee an Deck eines großen Seglers am Kap Horn
Aufnahme der Gunther Plüſchow-Expedition ins Feuerland

Digitized by Google



Auf der Rahe

Unsere Gesichter sind weiß von Salz und brennen, die Augenlider sind rot und entzündet, Hände und Füße sind kalt und erstarrt. Von Zeit zu Zeit gibt's Schnaps. Es gibt sogar viel Schnaps, und unter gewöhnlichen Umständen wären wir wohl nicht mehr so nüchtern, wie wir es jetzt sind. Neben dem Kompaß steht der Kapitän, sieht nach oben, sieht nach dem Kurs, zuckt die Schultern und geht wieder nach dem Kartenhaus. Das Barometer fällt noch immer.

Und plötzlich, als das Schiff wieder ganz hart überholt und die See brausend wie ein Wasserfall über die Reling schießt, geht ein Schüttern durch das Schiff, langsam richtet es sich wieder auf und fällt wieder zurück, wie ein verwundetes Tier, dessen schöne, große Bewegungen plötzlich unregelmäßig und zuckend werden. Wir sehen uns an und wissen alle: der Ballast ist übergegangen, der Sand, der unten im Raum liegt, ist nach Steuerbord hinübergerutscht! Und wir wissen alle: wenn wir nun noch wieder nach Hause kommen, ist's ein Wunder! Und dann kommt die nächste See. Tief über legt sich das Schiff, tiefer, immer tiefer. Gurgelnd brandet das Wasser an den Luken. Jetzt — jetzt! Atemlos — wortlos stehen neunundzwanzig Mann — Sekunden werden

der Schule — ich hätte keine große Lust, gerade jetzt abzudampfen!" — „Wenn's bis jetzt gehalten hat, hält's auch weiter." Dann ist die Zeit auch schon wieder um, und wir gehn nach oben.

*

Es fängt an zu dämmern und hell zu werden. Es ist ein unheimlicher und grausig schöner Anblick. Liegt das Schiff im Wellental, so stürmen hoch über dem Horizont, mit schäumender, sich überstürzender Schaumkrone die Seen gleich Vorweltungeheuern auf das Schiff los, das sich im nächsten Augenblick hebt und die Woge unter sich passieren läßt. Man kann über ein paar Kämme hinsehen, und sieht einen dieser ungeheuren Berge hinter dem andern heranjagen mit schaumgestreifter, steiler Flanke und kreisender, schneeiger Krone. Dazwischen klaffen gähnende, grünschillernde Täler, und über allem liegt nebelförmig ein Schleier von fliegendem Gischt, losgelöst von dem zerwühlten, gemarterten Meer durch die ungeheure Gewalt des Orkans. Das Schiff hebt sich vorn hoch aus dem Wasser, steht still, fällt und wühlt sich tief hinein in den nächsten Wellenberg.

Über der Karte

Digitized by Google

zu Ewigkeiten. Langsam, ganz langsam, ächzend und todesmatt richtet sich der stolze Segler wieder auf. Unsere Muskeln lockern sich — Gott sei Dank — diesmal ist's noch gut gegangen. —

*

Und jetzt ist die Zeit, einzugreifen, anzupacken. Die Spannung, diese unerträgliche Spannung des Wartens löst sich. Kommandos, die das Ohr nicht auffängt im Toben des Orkans, werden verstanden. Einen günstigen Moment benutzend, laufen wir nach vorn. Der Kapitän ist mit drei Mann an Deck geblieben, wir andern sind mit dem ersten Offizier unten im Raum. Tranlampen hängen plötzlich überall, züngeln mit gelbroten Flammen, deren Spitzen in langen Rußstreifen auslaufen. Der Ballast sieht aus wie ein Einschlag einer schweren Granate: ein Sandfeld, aus dem überall geborstene Planken und Bohlen herausragen, dazwischen zerfetzte Reste von Segeltuch. Und darin stehen im glänzendnassen Ölzeug Gestalten mit verrauftem Haar, weißverkrusteten Gesichtern und rotumränderten Augen. Und alle haben die Schaufel in den Fäusten und versuchen, den Sand wieder zurück zur andern Seite zu schaufeln. Wenn ein Brecher über die Luken geht, kommt aus diesem Dunkel ein Wassergruß wie ein starker Regen. Selbst der Sand, in dem wir stehen, bewegt sich, und wir taumeln umher wie Betrunkene. Wir stehen bis an die Knöchel im Sand und schaufeln nach Backbord hinüber, so gut es gehen will. Und wenn dann das Schiff überholt, kommt alles wieder ins Rutschen, und wir stehen eingeschüttet bis zu den Hüften. Das ist alles so erfolglos und niederdrückend. Aus den alten Planken bauen wir notdürftig eine Wand, damit der Sand, den wir einmal drüben haben, wenigstens nicht mehr zurückrutscht. Hein versucht Witze zu machen, aber keiner hört hin, sie klingen auch gar nicht echt. Wir glauben ja doch alle nicht, daß wir hier wieder rauskommen.

Das Großsegel wird aufgeschlagen

Endlich gibt es auch was zu essen. Schiffszwieback in Wasser und Kondensmilch eingeweicht. Das ist gut gegen den Durst. Außerdem Wurst und Brot. Zwei Mann essen immer, rauchen eine Zigarette und gehen wieder hinunter, und es kommen die nächsten daran. Hein und ich gehen wieder zusammen. Der Orkan hat nicht nachgelassen, im Gegenteil. Das Segel im Vortopp ist weg. Nur noch ein paar lange, schmale Streifen, die knatternd im Winde peitschen, sind da, wo vorher das neue, starke Segel war! Nachher sitzen wir unten, eingeklemmt zwischen Treppe und Wand, um Halt zu haben und nicht wegzurutschen, essen und rauchen. Hein sagt: „Wir laufen dauernd im Kreis. Lange halten wir es nicht mehr aus."

Gerade als wir wieder an Deck kommen, bricht eine der Brassen im Kreuztopp und die schwere eiserne Rahe fängt wild an zu schlagen und rüttelt und schüttelt furchtbar am Mast. Wenn es uns nicht gelingt, sie wieder einzufangen, gefährdet sie den

Digitized by Google

Mast, und wenn wir den verlieren, ist's hoffnungslos Schluß. Während wir aus der Segelkoje eine Rolle starkes Tauwerk heraufholen, fliegt oben mit donnerndem Knall das Kreuzmarssegel aus den Liecken und flattert wie ein riesiger Vogel über die gischtweiße See. Ein paar lange Fetzen und Streifen knattern noch kurze Zeit im Wind, dann sind auch sie fort und zerfledert. Es steht nur noch im mittleren Mast ein Segel - - weiter nichts.

Es ist ein Himmelfahrtskommando, aber es nützt nichts, wir müssen hinauf, sonst ist alles verloren. Hein stapft einen Meter über mir nach oben, langsam, ganz langsam. Wir können kaum noch das Tau schleppen, das wir oben an dem Ende der Rahe festmachen wollen, so zerrt der Sturm daran. Und dann wird plötzlich das Sausen um einen Ton höher, und heran rast mit furchtbarer Gewalt eine Regenbö, preßt uns gegen die Strickleitern, gießt scheffelweise Regen, Schnee und Hagel auf uns. Auf der wild herumschlagenden Rahe klimmen wir hinaus. Wir wollen nicht weiter, wir können nicht mehr, alles sträubt sich in uns, und trotzdem rutschen wir langsam, ganz langsam nach draußen. Mit eiserstarrten blauen Händen klammern wir uns fest, starren hinunter. Keine Grenzen sind mehr zwischen Himmel und Wasser. Brüllendes Chaos, Auflösung, Ende alles Seins — eine wahnwitzige, grauenhafte Sinfonie des Entsetzens!

*

Und plötzlich greift Hein in die Luft — vorwärts fliegt die Rahe — eine schwarze Gestalt, sich überschlagend, stürzt in die Tiefe, verschwindet im weißen Gischt, taucht noch einmal auf — schon weit ab — dann kann ich nichts mehr sehn! Entsetzen weitet die Augen; tolle Gedanken jagen durchs Hirn: jetzt loslassen, fallen, versinken, bloß ein Ende, bloß Schluß. Aber die Hände krampfen sich nur noch fester um den Halt — leben — leben! —

Wie ich wieder an Deck komme, weiß ich nicht. Unten haben sie alles gesehen, aber sie können nicht helfen.

Es ist wieder Nacht geworden, und der Orkan tobt weiter. Am Ruder stehe ich, festgebunden, zwei endlose Stunden lang! Denke an Hein, der nach dieser Reise auf Schule wollte, der mein Freund war und der jetzt irgendwo tot und stumm in der weiten, erbarmungslosen Kap-Horn-See treibt. Vielleicht ist er auch versunken, und es ist tiefdunkelgrüne Ruhe um ihn her. Und da überfällt mich eine schwere, bleierne Müdigkeit, und ich habe kein anderes Verlangen mehr als schlafen, schlafen!

Endlich werde ich abgelöst, wanke kälteerstarrt, erschöpft nach vorn. An der Nagelbank steht der Kapitän, mit gespannten Fäusten, zusammengepreßten Lippen. Aber die Augen sind leer und abwesend. Im Raum schaufeln sie noch immer den schweren Sand, doch es geht langsam, mechanisch und müde. Moses, der kleine Schiffsjunge, noch ein halbes Kind, ist in den Sand hingefallen und eingeschlafen, so wie er gerade lag. Seine Hände umfassen noch den Schaufelstiel und der rutschende Sand hat ihn halb zugeschüttet. Ich hebe ihn auf — er ist lächerlich leicht — und schüttle ihn. Er schlägt die Augen auf, die müd und trostlos sind und nichts mehr erfassen — und schließt sie wieder. Da trage ich ihn in eine Ecke, wo er liegen kann, ohne vom Sand verschüttet zu werden. Mit einem stillen, geborgenen Lächeln schläft er weiter.

Stundenlang arbeiten wir ohne Gedanken, ohne Wollen, ohne Hoffnung. —

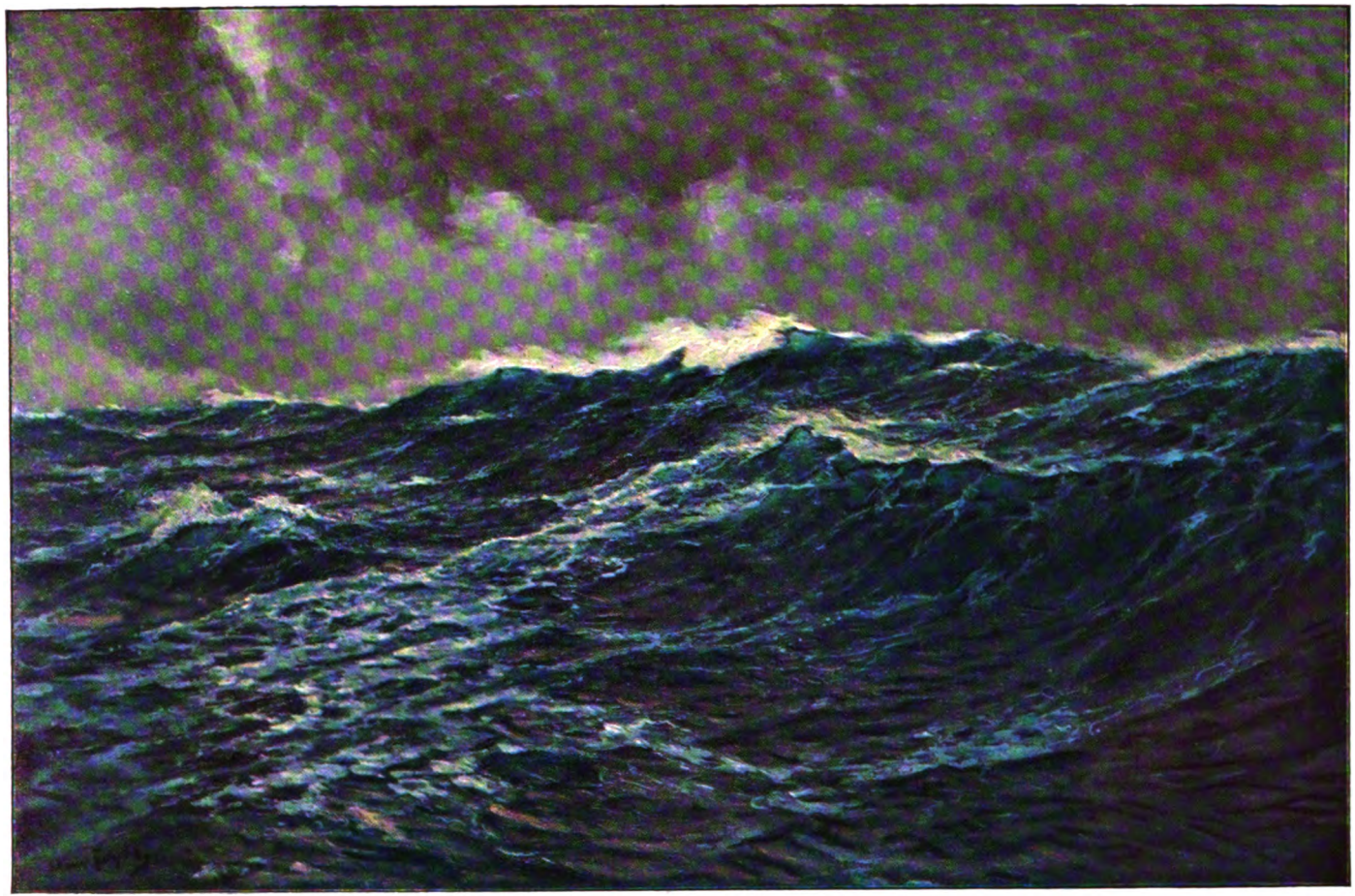
Und als dann einer kommt und ruft: „Steuerbordwache geht für drei Stunden in die Segelkoje!" da können wir's kaum fassen. Es ist wieder hell, der Sturm tobt noch und die See läuft hoch und schwer, aber die Hauptgefahr ist vorüber! Wir reden nichts, wir wanken hinunter mit einem müden, abgekämpften Lächeln und sehen den dunklen, feuchtmuffigen Raum an wie das Paradies. Und wir liegen noch nicht, da schlafen wir schon den todähnlichen, traumlosen Schlaf der Erschöpfung.

Die Schiffskapelle

*

Als wir wieder geweckt werden, gibt's in der Messe warme Suppe - -! Und alles wäre gut und vorüber, wenn dieser leere Platz nicht wäre, wo Hein saß! Es hätte sonst alles eben genau so vor acht Tagen sein können, oder vor fünf, oder vor zehn...

Digitized by Google



Kap Horn-Region. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt-Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrschaften, Späße und ein Schneider

Novelle von Ernst Lothar

Es ist acht Uhr, und die Nähmädchen treffen von allen Seiten zusammen. Sie steigen die Palaisstiege hinauf in den ersten Stock, wo, dem Aufzug gegenüber, an der honiggelben Tür eine Glastafel übertrieben pomphaft meldet, daß „J. Strisower, Damentoiletten" hier anzutreffen sei. Durch diese Tür gehen sie, treten in ein beständig von künstlichem Licht erhelltes Vorzimmer und atmen eintretend den aus Nähmaschinenöl, Organdine, Stoffresten, heißgelaufnen Gummirädern und Menschenwärme gemischten Geruch, der sie tagsüber nicht verlassen und ihnen noch abends auf dem Heimweg anhaften wird. Aus dem Vorzimmer führt eine Tür rechts in die Strisowersche Privatwohnung, links eine in die Werkstatt, in das „Ateljeh", wie Herr Strisower weltmännisch bemerken würde. Es sind fünf mäßig große, gassenseitig gelegne, durchaus graue Räume mit flachen Holztischen und Holzsesseln, ein Sälchen mit abgeteilten Ankleidekabinen, und der Hofkäfig Benischeks. Benischek kommt zwei Minuten vor viertel neun.

Das tut er während der vielen Jahre, die er hier in Arbeit steht, mit auffallender Regelmäßigkeit. Er ist Zuschneider für Mäntel und englische Kostüme, der beste in Wien, ohne bestimmbares Alter, klein, vierschrötig. Er zerfällt, je nachdem man ihn ins Auge faßt, in ungleiche Hälften, die ein übellauniger Zufall verband. Er hat eine stille, beinahe scheue Art, sich zu bewegen und zu reden, und kann sehr oft und glucksend lachen wie ein Kind. Mit einem Totengräber, der Schönfärber heißt, wohnt er zusammen in dem Stadtbezirk Hernals. Der Totengräber ist gleichfalls ledig und geht mit Benischek, wie dieser zuweilen erzählt, „öfter einmal aufs Land". Benischek sei sein Angelpunkt, pflegt Herr Strisower zu sagen und damit auszudrücken, dieser Mantelschnitt stehe einzig da.

Daß das Geschäft nicht auf seinen, Strisowers, sondern auf den Namen seiner Gattin Jeanette lautet, hat seinen Grund darin, daß er, Louis Strisower, vor zwei Jahrzehnten mit einem zu Brünn bestandenen Schafwollwarengeschäft in Konkurs geraten und daher nicht mehr befugt war, die Firma zu zeichnen. Deshalb steht im Firmenregister wie auch auf der Glastafel ein großes J. vor dem Strisowerschen Namen, was Frau Jeanette als Haupt der Dinge förmlich ausweist. Sie ist es tatsächlich. Denn sie ist es, die „eben von Paris zurückgekehrt", mit eignen und Benischeks Fähigkeiten aus den Anfängen des Geschäftes den ersten Modesalon der Stadt gemacht hat.

Höchste Herrschaften sind es, für die der Salon arbeitet. Die früheren Erzherzoginnen Dolores, Elvira und Immaculata. Die alte Fürstin Patzky ... um nur einige zu nennen. Und Lo. Die junge Lo, geschiedene Gräfin Weißenwolf und Dobna. Weshalb sie geschieden war, darüber gab es Gerüchte, aber man wußte es nicht einmal mit annähernder Sicherheit. Es stand lediglich fest, daß die Scheidung achtzehn Tage nach der Hochzeit geschah und daß Lo mit ihrem geschiednen Gatten seither in freundschaftlichstem Verkehre stand.

„Die Lo ... eine entzückende Person ...!" sagten die Herren ohne Unterschied mit einer gewissen Hingenommenheit. „Die Lo Weißenwolf ... ganz nett ... aber ein bißchen sonderbar ..." klassifizierten die Damen, zwischen Sympathie und Bedenklichkeit schwankend. Diese Zwiespältigkeit im Urteil der Geschlechter hatte einigen Grund. In den drei Jahren der Freiheit mußte sie, wenn man ihren sie verabscheuenden Verwandten glauben durfte, mehr als sechs Liebhaber gehabt haben, darunter den Fliegerhauptmann Mack, den Prinzen Karl Syrgenstein und den Sänger van Gaard, was jedermann wußte. Auch sonst unterlief das eine und andre — nun, sie war der alten Fürstin Patzky „eine horreur mit diese ewigen Sachen!" Eine jede von uns, nicht wahr, hatte ihre Amouren gehabt. Aber wer band sie denn gleich der Welt auf die Nase? „Und dann, meine Liebe, der gute Georgie Traun erzählt, Lo habe sich zuletzt sogar mit einem Getreidehändler affichiert ... Brecher ... Becher ... oder wie ... Ah nein, da g'hört eine Hand her, so g'wiß eine Hand, die sie

Digitized by Google

haltet...!" Man redet allerlei über Lo. Ziemlich abschätzig. Doch sie lacht nur.

Sie ist nicht eigentlich schön, denn ihr Kinn ist zu spitz und die Nase ein bißchen derb. Aber der geschwungne, dauernd lächelnde Mund, die tiefbraunen, strahlend heitern Augen unter dem eigenwilligen Haar, der geradezu bildhafte Halsansatz, der straffe Körper mit dem rapiden, sozusagen zu allem entschlossenen Schritt, die beispielhafte Anmut, sich zu kleiden und zu reden — dieses ganze Potpourri des Ködernden übt einen von ihrer entgegenkommenden Art noch gesteigerten Reiz, der jedermann gefangen nimmt. Keine Spielverderberin, nein, sicher nicht! Menschenkenntnis besitzt sie nicht für einen Groschen. Sie ist verschwenderisch bis zur Unverständlichkeit; niemand ahnt, woher sie die Mittel nimmt. Ihre Familie, ohne sich ganz von ihr zurückzuziehen, unterstützt sie nicht.

Aber sie bezahlt. Zumindest, wenn auch nach einigen vom Herrn des Hauses weltmännisch stilisierten Erinnerungen, die Rechnungen des Damensalons J. Strisower, zu dessen einträglichsten Abnehmerinnen sie gehört. Sie hat allerdings die Herbstrechnung noch nicht bezahlt, als sie am Dreikönigstag in den Salon kommt: so prompt pflegt sie Fakturen nicht zu lesen, das ist man an ihr gewöhnt. Sie wird denn auch von Herrn Strisower und Fräulein Hist, der ersten Direktrice, mit einer Spur von Vertraulichkeit begrüßt, und hat für beide ihr strahlendstes Lächeln. „Ja, wie geht's Ihrer kleinen Schwester?" fragt sie Fräulein Hist. „Besser hoffentlich?" Denn sie hat gehört, daß Grippe in der Familie Hist grassiere, vor Weihnachten hat sie das gehört, aber trotzdem konnte man immerhin noch fragen. Leider, es gehe gar nicht gut, der Arzt gebe wenig Hoffnung. „Nein!" Los Mund wird ernst, sie sagt mit wirklicher Teilnahme: „Wie entsetzlich! Kann man denn da gar nichts machen?" Kaum. Der Arzt meine, allenfalls könne man Elektragolinjektionen versuchen. Doch die bekäme man so schwer. „Ah, warum denn?" Lo ist sofort entschlossen, von einer Apotheke in die andre zu fahren, um Elektragol — den Namen notiert sie auf eine Visitenkarte — zu beschaffen. Sie nimmt sich kaum Zeit, nach Fräulein Hists Adresse zu fragen, die verlegen von so viel Freundlichkeit dasteht. Sofort will sie gehen und tritt in die Tür, Herrn Strisower die Hand reichend. Dieser, von der Krankheitssache wenig erbaut, äußert: „Wenn nur noch einen Moment Zeit hätten... es sind wunderbare Sachen via Genf gekommen. Ein Kashacomplet wäre da, wie auf Frau Gräfin gearbeitet! Wollen nicht einen Moment...?" Lo macht einen Schritt. O ja, sehr gern, die paar Minuten bedeuteten nichts, nicht wahr, Fräulein Hist? Und sie tritt wieder ein, Fräulein Hist läßt sieben oder acht Modelle bringen, Frau Strisower erscheint dienernd mit dem Probierfräulein Ella, und Fräulein Ella probiert das Modell „Printemps". „Ja, sehr hübsch," sagt Lo und sie sagt es bei jedem neuen Modell, während Fräulein Ella sich dreht. Allerdings gefällt ihr gar nichts von dem, was man ihr zeigt. Während sie vor dem dreiteiligen Spiegel steht, fällt ihr ein, daß sie übermorgen eine neue Reitjacke braucht. „Ja . . . glauben Sie, daß Sie mir bis übermorgen eine Reitjacke machen könnten? Es ist zu dumm, ich muß nach Napajedl zu Baltazzis und hab' eigentlich keine anständige Jacke mehr... Übermorgen ist die Jährlingslizitation!" Frau Strisower macht ein betreten-ehrerbietiges Gesicht. Bis übermorgen? Bitte, nicht böse zu sein, aber das war ein Ding der Unmöglichkeit. Etwas so Delikates wie eine Reitjacke brauchte Zeit. Entschuldigen tausendmal... Lo sieht jetzt unerschütterlich ein, daß sie die Jacke bis übermorgen haben muß. Die vom Frühjahr glänzt schon. Nandor Teuffenstein macht dann gleich Witze... Sie braucht die Jacke wie einen Bissen Brot. Sie schaut Frau Strisower bezaubernd an, sie streichelt Herrn Strisowers linke Hand; beide beginnen zu schmelzen. Ja, wenn es auf sie allein ankäme... aber man könne doch Benischek beim besten Willen nicht zumuten, daß er die ganze Nacht arbeite! Benischek? Wer war denn das? Das war Strisowers Angelpunkt. Frau Gräfin wußten nichts von Benischek? Aber Benischek ist es ja, von dem das meiste tragen! Zuletzt das Taupefarbene im Herbst, was so gelobt haben. Ja, Benischek. So etwas gab es nicht zum zweitenmal.

★

Benischek gab es in der Tat nur einmal. Nicht gerade wegen der Meisterschaft seiner Schnitte, sondern deshalb, weil ein so absurd komponiertes Wesen schwerlich nochmals zusammenzustellen war. Benischek stammte aus Holubinka, einem kleinen Slowakenort, wo seine Angehörigen als Bauern lebten. Elf Jahre alt, verschwand er eines Sonntags, ohne Spur, ohne Nachricht. Man suchte nach ihm, denn er war ein gutartiger Bube, der, von einer ungeheuren Eßlust abgesehen, keine auffälligen Eigenschaften zeigte. Auch in der Schule war er leidlich fortgekommen, Kaplan Franta meinte sogar, es könne etwas aus ihm werden. Er bekam auch nicht mehr oder weniger Prügel als seine Geschwister,

Digitized by Google

so daß man durchaus keinen Grund für diese plötzliche Entfernung fand. Man erregte sich nicht übermäßig, es war ein Esser weniger, und offenbar lag ein Unglücksfall vor. Nach etwas mehr als einem Jahre aber kam von dem Vermißten eine Postkarte aus Wien. Sehr geehrte Eltern, schrieb er, hier gehe es ihm gut, er arbeite bei einem tschechischen Schildermaler, da und da, er denke hübsch oft an zu Hause. Hoffentlich erinnere man sich manchmal seiner, beste Grüße. Vom Grunde seines Weggehens keine Silbe. Darauf unternahm der Vater die Reise nach Wien. Bis ins hohe Alter erzählte er, wie er sich den Buben vorgenommen und ihm den Standpunkt klargemacht habe. Doch der, erzählte er, sei voller Hochachtung und Höflichkeit gewesen, das Wasser wäre ihm nur so in den Augen gestanden, aber er habe gesagt, hier, in der Stadt Wien, sei der Boden für ihn. Er könne nicht in diesem kleinen Misthaufen Holubinka leben, aber hier, in der Stadt Wien, sei es nobel und schön und voller Menschen, hier werde er es zu etwas bringen. Auch der Schildermaler gab auf Tschechisch gute Worte, der Bube sei anstellig und verdiene sein Essen. So ließ der Vater ihn dort, in der Stadt Wien. Eine Weile später aber war der Malerlehrling in Paris, dann in London, dann in Warschau, dann abermals in Wien. Als er neunzehn Jahre alt war, trat er in die Gehbauersche Damenschneiderei ein.

Er wollte Schneidern lernen. Um Schneider zu werden ... nein, darum wollte er es nicht! Er wollte es, um Frauen zu sehen. Frauen von nahem sehen, schöne, vornehme Frauen, wie sie in den Straßen, in den Autos und Gassenläden wunderbar vorbeizogen, das wünschte er sich, das packte ihn. Er dachte sich aus, daß er mit solchen noblen Wesen reden könnte ... nicht geradezu reden, bloß unter ihren Augen sein, oder doch vielleicht ... ein paar Worte sagen, ganz wenige, und eine Antwort bekommen und den Duft riechen und das Lachen hören — Er war der fleißigste Arbeiter in der Gehbauerschen Schneiderei. Mit einer Art Besessenheit schaffte er. Kaplan Franta behielt recht: es wurde etwas aus ihm. Ein erstklassiger Schneider, das schrieb man ihm sogar ins Zeugnis. Prima Zuschneider. Als er es Schwarz auf Weiß hatte, nahm er den Zuschneiderposten bei J. Strisower an.

Doch im gleichen Augenblick, der ihn aus einem Vorstadt- in ein Nobelgeschäft und seinen Wünschen nahebrachte, bekam er Angst. Man konnte ihn durchaus nicht dazu bewegen, daß er seinen Hofkäfig verlasse, um etwa einer Dame das Maß zu nehmen oder sonst eine Handreichung zu tun. Darüber lachte man natürlich, darüber machte man Witze, vom keuschen Joseph und dergleichen ... das änderte gar nichts. Oft genug, wenn er arbeitend an seinem Tische saß und nebenan, nur durch eine holzdünne Wand getrennt, dunkle, arrogante Stimmen reden und abgeworfne Kleider knistern hörte, blieb ihm das Herz stehen, und das Stück Kreide oder die Nadel in seiner Hand wurde kalt. Doch dann schaute er in den mannshohen, schräg vorfallenden Spiegel gegenüber und sah sein rötliches, von einem violetten Mutterfleck am Kinn gestempeltes Gesicht, den mageren Mund mit den dünnfädigen Schnurrbartfragmenten, die gleichsam in widerstreitende Hälften zerfallende Figur und dachte: ‚Es ist besser so. Und so habe ich wenigstens keine Kränkung. Denn so wie ich bin, würden sie mich höchstens auslachen.'

Zu dieser Zeit zog er mit dem Totengräber Schönfärber zusammen. Schön still lebte er, gönnte sich was aufs Essen und aufs Trinken, verdiente ordentlich, schickte jeden Zweiten Geld nach Hause ... so ging es.

Das ist Benischek, dessen Meisterschaft Herr Strisower vor Lo preist. Desto besser. Wenn er solch ein Künstler ist, wird er zwar gebeten sein wollen, sich aber bestimmt erbitten lassen. Könnte man Herrn Benischek rufen? Sie würde ihm die Sache schon plausibel machen! Aber Herr und Frau Strisower, Fräulein Hist und Fräulein Ella sehen sich und Benischeks Käfigtür an. Benischek zu einer Kundschaft herausrufen? Das erlaubte man sich einfach nicht. Je länger er da war, desto herrischer und eigensinniger wurde er. Und Herr Strisower ist im Begriff, es Lo weltmännisch abzuschlagen, als diese die Tür zu Benischeks Käfig öffnet und ohne weiteres eintritt.

*

Es ist eine enge, graue Kammer, in die sie kommt, nur ein Arbeitstisch, zwei Stühle, ein Spiegel, ein Waschgestell, ein Kleiderrechen und eine Fensterbank haben darin Platz. Neben dem Spiegel hängt ein ovales, in Metall gerahmtes Bildchen, das ein weißblühendes Gesträuch zeigt. Benischek sitzt nähend auf der Fensterbank. Wie die Tür aufgeht, hebt er den Kopf und schaut Lo an. „Guten Tag, Herr Benischek," grüßt Lo, „ich habe Ihnen schon längst sagen wollen, wie famos Ihre Sachen sind!" Sie tritt an ihn heran und gibt ihm die Hand. Er steht ruckweise von seiner Bank auf, der Stoff, an dem er arbeitet, rutscht ihm zu Boden, und er legt zwei Finger in die Hand, die sich ihm entgegenstreckt. In derselben Sekunde zieht

Digitized by Google

er sie zurück und bückt sich übereilt nach dem hinabgefallenen Stoff. „Danke. Dank' scheen," sagt er leise. Lo nimmt einen Sessel und setzt sich an den Tisch, während das Ehepaar Strisower, Fräulein Hist, Fräulein Ella und zwei andere Probierfräulein, die von dem unerhörten Eingriff in Benischeks Vorrechte gehört haben, im Türrahmen stehen bleiben. Pause. „Und außerdem hab' ich eine Bitte, eine Riesenbitte, ich hab' wirklich Angst, Sie Ihnen zu sagen, Herr Benischek, wirklich..." Sie schaut ihn mit einem lachenden Kindergesicht an. Er steht bei der Fensterbank, rührt sich nicht. „Ich brauche nämlich eine Reitjacke. Bis übermorgen abend. Gott sei Dank — jetzt hab' ich's g'sagt! Werden Sie mir sie machen? Herr Bettischek? Lieber, guter Herr Bettischek . . .!" Lo steht auf, macht den Schritt zur Fensterbank und ist unmittelbar bei ihm. „Bitte!" sagt sie noch einmal, ihr Atem trifft ihn auf den Mund. Jetzt hebt sie seine zwischen dem Stoff versteckte Hand auf, nimmt sie in ihre beiden und streichelt sie.

Benischeks Gesicht ist weiß, er bewegt den Mund, stottert: „Winschen..." Lo hält seine Hand noch immer fest.

„Also Sie sagen ja? Nicht wahr, lieber, guter Bettischka . . .?"

Er nickt schnell. Er nickt zitternd ein paar Mal hintereinander.

„Aber Sie sind ja ein Schatz!" ruft Lo enthusiastisch. „Ich bin so enorm froh, wirklich..." Und ihr strahlender Blick glänzt über ihn hin. „Möchten Sie mir jetzt Maß nehmen?" Benischek steht mit weißem Gesicht an der Fensterbank und starrt auf die Frau, deren Atem er spürt. Er steht und rührt sich nicht.

„Benischek...!" ruft Herr Strisower, ungewiß, wessen er sich von dem Sonderling zu versehen habe, und legt einen Kommandoton in die im Volkston gesprochnen Worte: „Kommen S', nehmen S' der Frau Gräfin das Maß . . . Das wern S' schon extra einmal machen können...!"

„Jo," äußert der Angerufene zusammenfahrend, „wos schaffen S' . . .?" Herr Strisower wiederholt ungeduldig, daß es sich um Maßnehmen handle. Der Schneider nickt. Dann macht er, ohne Lo anzuschauen, eine Gebärde nach der Tür und geht hinter ihr in die Probierloge. Hier tritt er an sie heran, legt ihr das Maß an Arme, Rücken und Taille. „Neinzehne," gibt er dem notierenden Fräulein Hist an, „ochtunfinfzig..." Seine Stimme ist heiser. Als das Maß genommen ist, sagt er: „In acht Täg, bitt' ich, zur ersten Prob'..." — „Aber was denn?" macht Lo entsetzt. „Ich hab' Sie doch gerade gebeten, daß die Jacke übermorgen abend fertig ist, und Sie haben Ja gesagt?"

Benischek hebt den Kopf. „Bis übermorgen fertig, jo... jo..." wiederholt er, macht eine tiefe Verbeugung und geht in seine Kammer.

„Danke vielmals! Riesig lieb von Ihnen!" ruft Lo ihm nach.

Während sie mit Frau Strisower den Stoff für die Jacke aussucht, bemerkt sie: „Das ist aber wirklich ein sonderbarer Mensch! Bißchen verwirrt...? Aber nett. Sehr nett," fügt sie nach ihrem Prinzip, von niemandem nachteilig zu reden, hinzu. Frau Strisower wiegt den Kopf hin und her. Verwirrt? Schwacher Ausdruck. Man könne schon sagen: nicht normal!

Es wird noch vereinbart, daß man wegen der Probe telefonieren soll, dann geht sie. In der Tür steht Fräulein Hist, verbeugt sich und wagt nicht, Lo an ihr Versprechen wegen des Elektragols zu erinnern. Schade. Denn Lo hat die Sache schon vergessen.

Benischek aber sitzt in seinem Gelaß und schaut den Boden an. Er hat die Maßschnur in der Hand, leise bewegt sich das Band über den Knien, macht Wellenlinien, schaukelnde, kleine Linien. Benischek atmet den süßen, an Klee erinnernden Geruch, der oben, vor ihm, überall hängt und aufbewahrt ist. Solche Augen... wie sie goldschön aus dem Gesicht schienen und sich deiner bemächtigten. Solch ein Mund, rot, rot, ganz offen zum Lachen... und... Schaukelnd bewegt sich das Maßband über den Knien des Sitzenden. Süß geht der Kleegeruch in der Kammer um. Von Sankt Peter schlägt es zwei. Benischek hat nicht zu Mittag gegessen, er hat es versäumt, denn seine Gedanken machen Revolution. Was da weggeräumt war, zurückgestaut durch die ganzen Jahre — ein Augenblick hat es herangeholt, heiß wie je. ‚Wozu es denn wieder ableugnen? Es hilft ja doch nichts. Gegen die Natur soll einer sich nicht wehren,' denkt der Schneider und klagt sich bitter an. ‚Wie viele Jahre sind das jetzt her, sieben, zehn ...? Verloren, he? Ganz leer. Und warum denn? Aus Angst. Pure, wahnsinnige Angst. So ein häßlicher Kerl wie ich... Aber hast du's drauf ankommen lassen? Hast ja nie die Probe gemacht! Sieben, zehn verlorne Jahre...'

Benischek ißt nicht, er arbeitet. Er schneidet den Stoff zu Los Jacke, und Fräulein Hist, die ihm den Stoff gebracht hat, sagt: „Da haben Sie sich aber etwas Schönes eingewirtschaftet! Können Sie denn überhaupt fertig werden?" Wie gewöhnlich lacht er sein glucksendes Lachen. Und so merkt es

Digitized by Google

Maria Magdalena mit der Haube. Ausschnitt aus einem deutschen Bildwerk des 15. Jahrhunderts

(Paris, Museum Cluny)

Digitized by Google

Digitized by Google

Fräulein Hist nicht, welch aufgeregtes Lachen das ist. Je länger er schneidet, mißt und schneidet, desto probater übersieht er das Ganze. Er ist ein Narr, daß er so auf sein Leben verzichtet! Er wird es ändern.

*

Abends sagt Benischek zum Totengräber, seinem Einsamkeitskameraden: „Weißt, Scheenfärbe, mi mach me 's schlecht!" Sie hätten, sagt er, ihre ganze bisherige Zeit verloren. Denn wenn einer käme und sie fragte: ‚Was, was war denn schön in eurem Leben?' so müßten sie schweigen oder antworten: ‚Nix!' Jeder, sagt der Schneider, jeder Mensch dürfe seinen Anteil Schönes verlangen und so viel davon nehmen, daß es darum wert sei oder, wie er sich ausdrückt, daß es sich dafür auszahle, gelebt zu haben. Dieses Schöne — bitte, er war absolut nicht gesonnen, einen Widerspruch anzunehmen — komme vom Weibe. Versteht sich, von einer, die verflucht nobel und großartig schön sei, versteht sich, versteht sich ... So eine in sein unmenschliches Alleinsein hinein endlich zu finden — das sei das vollkommne Glück. Und das müsse sich jeder suchen. Deshalb sei es blödsinnig, sich hier oder anderswo zu begraben und die Gelegenheiten zu verpassen, die Gelegenheiten ...! Des Schneiders Augen brannten, er sah den Totengräber an und schrie: „Hinaus miß me, Scheenfärbe, leben onfangen ...!"

Doch der Totengräber sah diese plötzliche Revolution wie etwas Komisches, worüber man nicht lachen kann. Auf dem Friedhof, der sein Arbeitsplatz war, hatte er seit dreißig Jahren die Karola liegen, die zwei Wochen vor ihrem Heiratstag an den schwarzen Blattern gestorben war, so hatte sie alles hinunter mitgenommen, was es an Hoffnung für ihn gab. Unter dem schmalen, länglichen Beet, das während des ganzen Jahres sauber und farbig bepflanzt war, lag für den obengebliebenen Bräutigam das Unersetzliche. Deshalb fand er eine Stelle als Totengräber, dort, wo die Karola lag, und brachte sein Leben am Rande zu. Der Totengräber sagt also jetzt und klopft dem Schneider auf die Schultern: „Das ist schon so, einmal packt's einen jeden. Und da muß er halt schauen, wie er fertig wird. Nur zu viel Hoffnung soll einer sich nicht machen. Denn das Leben, hör' mich an, ist eine Bestie. Bis du das einmal weißt, macht es dir nicht mehr so viel. Denn dann hast du's dir abgewöhnt, in einem fort zu hoffen, und kannst auch so existieren. Das viele Hoffen, hör' mich an, das muß einer aus sich herausschmeißen, wenn er leben will ..."

Du lieber Gott, wer wollte jetzt unserem Benischek Lebensweisheit oder gar Philosophie mit Trauerrand predigen? Was der Totengräber da sagt, das hört er nicht einmal, denn die Stimme aus ihm selbst redet viel zu laut und zu schnell. Sie überredet ihn, bis in den Schlaf hört er sie und nimmt sich vor, es besser zu machen.

So verrückt ist er freilich nicht, daß er dabei an Lo denkt. Aber gibt es denn nicht hundert, gibt es nicht ungezählte Frauen, die er, wenn er es nur geschickt anzufangen weiß, für sich haben kann? Und dann ... dann nahm man sie zu sich, so ein papageienbuntes Geschöpfchen, ließ es bei sich wohnen, und jedesmal, wenn man nach Hause kam, freute man sich auf das Bunte ... Nein, an Lo denkt er nicht. Er ist ihr nur dankbar, daß sie ihn plötzlich aus seiner Blindheit erlöst und sehend gemacht hat.

*

Am nächsten Tage kommt er zum ersten Mal um sechs Minuten später als sonst. Da die Uhr zwei Minuten vor viertel neun zeigt und man das „Schamster Diener!" nicht hört, mit dem er täglich eintritt, schaut man einander erstaunt an. Geht die Uhr schlecht? Zehn Minuten nachher weiß man, daß Benischek sich verspätet hat, um einen kleinen Einkauf zu besorgen, über den er allerdings Stillschweigen bewahrt. Der Einkauf besteht in einer von den bronzegefleckten, breiten Seidenkrawatten, die „Old England" jetzt als neueste Herrenmode ausstellt, sowie aus einem Paar grauer, höchst präsentabler Gamaschen mit gewölbten Perlmutterknöpfen. Dazu hat Benischek den tiefgrauen Anzug angelegt, den er sich zur Gehbauerschen Zeit selbst verfertigt und womit er — damals — ein Meisterstück gemacht hat; man soll von ihm sagen: ‚Das ist ein Herr, der sich zu kleiden weiß!' Es ist nämlich seine Absicht, nach Geschäftsschluß, so gegen fünf, ein wenig an dem Fünfuhrtee im Bristol-Grill teilzunehmen und derart den Beginn eines neuen Lebens in jeder Hinsicht zu statuieren. Für den Abend konnte man ja wohl ein Billett zur Revue nehmen ... oder zu Ronacher ... he ...

Die Reitjacke ist inzwischen so weit vorwärtsgebracht, daß Lo auf sechs Uhr nachmittags zur Probe gebeten wird. „Oder lieber ... sagen S', halber sieben!" ruft Benischek noch, ehe er um halb fünf fortgeht, und alle im Geschäft staunen über seine fabelhafte Vornehmheit, die sich so unvermutet zeigt. Doch ohne sich auf die Fragen einzulassen, die man ihm nachwirft, geht Benischek seines Weges, breit auftretend, den

Digitized by Google

Kopf in der Luft. Da steht der Marokkaner mit seinem Fes beim Eingang des Grills, er ist ein Türöffner für seine Herrschaften, nichts weiter. Er ist ein Türöffner für Herrn Benischek, der an ihm vorbei und, den Zeigefinger am grauen Hut, durch das Drehportal geht, die lautlosen, bespannten Treppen hinunter, denn man tanzt im Souterrain. Es ist ein großer Saal, wo man tanzt, und an seinem Ende sitzen Schwarze vor Musikinstrumenten und machen Lärm. Das ist Musik. Das ist Musik für die Herrschaften, die da an lustig kleinen, nackten Tischen sitzen, etwas trinken, was man in lustig spitzigen Gläsern giftfarben vor sie hinstellt, und die mitten im Trinken, aufstehen und dort nach vorn gehen, sich hinstellen und lustig tanzen. Merkwürdig ist dies alles, etwas Unwahrscheinliches ist darin ... oder ist etwas Böses darin?

Benischek setzt sich an einen der kleinen, lächerlich nackten Tische, und ein Mensch in weißem Jäckchen beugt sich zu ihm herab. Was befiehlt der Herr? Herr Benischek befiehlt einen Cocktail. Etwas Giftfarbnes wird vor ihn hingestellt, herrlich schmeckt es, heiß und eisig, es ist gleich ausgetrunken, denn es ist ja nur ein Fingerhut voll! Was befiehlt der Herr? Der Herr befiehlt noch einen solchen Fingerhut und er befiehlt, hinschauen zu dürfen zu diesem Glanz und den Lärm zu hören, der Musik ist... prächtige Musik, hörst du sie?... Wie dumm, an diesem freiern, feinern Leben solange vorbeigegangen zu sein! Noch solch einen Fingerhut, Mann mit dem weißen Jäckchen! Und der Herr mit dem tiefgrauen Anzug und der rotbraungefleckten Seidenkrawatte steht auf und geht dort vorn hin, wo sie tanzen und schaut ihnen ins Gesicht, denn sie sind alle so schön. Und er wiegt sich ein bißchen in den Hüften, weil er das für elegant hält, und kennt hier keinen, während die übrigen beständig grüßen und gegrüßt werden. Das schließt ihn aus, scheint ihm, und so nickt er, wenn die Leute ihm nicht ins Gesicht schauen, als grüße er und werde gegrüßt. Auch sagt er mitunter in die Luft: „Schamster Diener...!", damit er auch etwas beitrage und zugehörig sei. Man stößt ihn, denn er ist im Wege. Da geht er ein bißchen zur Seite und bleibt stehen und kommt wieder, und wieder stößt man ihn, da lächelt er, denn er wird gestoßen wie alle und gehört dazu, und die Herrschaften haben ihn geduldet. Dann bezahlt er für das Giftfarbne, weil es sechs vorbei und um halb sieben Lo zur Probe bestellt ist, ausnahmsweise, heute ist alles eine Ausnahme. Und er geht die lautlosen Treppen hinauf und an dem Marokkaner mit dem Fes vorbei und ein paar Schritte über den Ring — da ist Lo. Sie kommt ihm mit zwei Herren entgegen, er kennt sie nicht, o nein. Der eine ist der Prinz Syrgenstein, der andere der Konsularakademiker Baron Breda, ein neunzehnjähriger, brünetter, untadelig hübscher Mensch, Los augenblicklicher Liebhaber, was zufällig diesmal niemand ahnt, denn sogar der wahnsinnig eifersüchtige Prinz Syrgenstein hat es noch nicht gemerkt. Benischek kennt die Herren nicht. Aber er kennt Lo und lacht vor Freude, zieht von weitem den grauen Hut und ruft: „Schamster Diener, gneddigste Greffin ...!" Lo kann sich im Augenblick nicht erinnern, wer dieser absurd aussehende Mensch ist, aber ehe Prinz Syrgenstein dazu kommt, ein empörtes: „Ja, wer ist denn das!" herauszuschleudern, erinnert sie sich, bleibt, während die Begleiter zurücktreten, mit Benischek stehen, gibt ihm die Hand und sagt: „Guten Tag! Wie geht es Ihnen, Herr Bettischka! Haben wir denn nicht in einer Viertelstunde Rendezvous?" Der Angeredete starrt ihr entzückt in das wie gewöhnlich frohe und bezaubernd frische Gesicht und stottert: „Danke ... pitte ... Jock'n wird e fertig..."

Lo nickt ihm zu, bemerkt, wie das ganze Blut ihm aus den Wangen strömt, gibt ihm wieder die Hand, sagt: „Das ist nett, wirklich... also in einer Viertelstunde!" und entfernt sich mit dem Prinzen Syrgenstein und dem Konsularakademiker Baron Breda, während der Schneider an Ort und Stelle steht und ihr nachstarrt.

„Ja, wer war denn das?!" fragt der Prinz jetzt endlich und macht eine vernichtende Geste.

„Warum denn? G'fallt er Ihnen nicht, Prinz Kari? Er ist doch sehr nett ...?" erklärt Lo, nach ihrer Gewohnheit mit Widersinnigkeiten zum Widerspruch reizend. „Nicht, ist er nicht nett?" fragt sie ihren zweiten Begleiter, inzwischen mit einem vorübergehenden, ihr flüchtig bekannten Herrn Simon einen Blick wechselnd. „Natürlich!" antwortet Baron Breda, der so in Leidenschaft für Lo ertrunken ist, daß er außer ihr nichts mehr sieht und hört. „Natürlich, und außerdem scheint er in Sie verliebt zu sein, Gräfin Lo!" Es macht dem jungen Mann diabolischen Spaß, Lo, die er seit vorgestern duzt, als eine ganz Fremde zu behandeln, und er findet, daß er ein geradezu verblüffender Schauspieler sei. Lo hingegen merkt, daß er sie unablässig mit Augen anschaue, die ein Kind auf die Spur bringen müßten, macht ihm ein Zeichen und meint: „Sehen Sie, Kari. Er findet ihn auch nett ... Glau-

Digitized by Google

ben Sie übrigens wirklich, daß er in mich verliebt ist?" Und sie lacht stürmisch. „Er heißt Bettischek und ist Schneider."

„Ah," macht der Prinz, unwillkürlich erleichtert, denn wußte einer, was Lo imstande war? „Dafür schaut er noch exzellent aus!" Dann tritt man noch beim Konditor Demel ein und hat Gelegenheit, das morgige Rendezvous zu verabreden.

Aber um nicht viel mehr als um dreiviertel Stunden zu spät kommt Lo zur Anprobe. Sie hat alle aufgehalten, sie entschuldigt es. Sie entschuldigt es so hinreißend, daß Herr Strisower wieder einmal außer sich ist. Er erlaubt sich denn auch — denn es geschieht schließlich außerhalb der Amtsstunden — eine Art Privatgespräch, das immerhin noch geschäftlich aufgefaßt werden kann, und fragt, was Lo mit Benischek angefangen habe, der seit gestern nicht mehr zu erkennen sei. Er trage sich wie ein Lord und lege eine Wohlgelauntheit und Umgänglichkeit an den Tag — nicht zu glauben. Bei einer so strahlenden Flamme freilich sei es kein Wunder, da fange eben auch das älteste Eisen, respektive der geschworenste Weiberhasser, Feuer. Wie bei jeder Huldigung, die ihr dargebracht wird, empfindet sie etwas wie Triumph. „Wieso denn?" fragt sie: „was ist denn an mir dran?"

Herr Strisower versichert durch eine redende Geste, daß ihm das nur zu wohl bekannt sei, und bittet Fräulein Hist, Benischek zu rufen. Fräulein Hists Gesicht ist ein bißchen blaß. Ihre kleine Schwester ist heute nacht gestorben. Aber Benischek erscheint im Nu, er ist noch immer so vornehm gekleidet, hält die Reitjacke über dem Arm, lacht unsicher und verbeugt sich zeremoniös. Lo tritt in eine Loge, Fräulein Hist ist beim Ablegen behilflich. Dann wird die Jacke, die vorläufig nur den linken Ärmel besitzt, probiert.

Es ist wahr, Benischek ist kein Stümper in seinem Fach. Die Jacke sitzt wie aus einem Guß. Doch Benischek, der mit schiefem Blick rund um Lo schleicht, findet an der linken Hüfte etwas auszusetzen. „Do muß jo um an' Gedonken gräber..." meint er, macht einen zarten Kreidestrich und nimmt die Jacke in Empfang. Dabei schaut er Lo mit schiefem Kopf aus trüben Augen an. Sie sagt: „Also wirklich famos! Sie sind ein Zauberkünstler!" Benischek wehrt ab. Morgen wieder um halb sieben zur Probe? Lo denkt einen Augenblick nach. Morgen um halb sieben... nein, das — sie könne morgen so furchtbar schwer von zu Hause weg. Möchte Herr Bettischek nicht vielleicht so nett sein und gegen Abend, wann immer es ihm passe, zur Probe zu ihr kommen? Nach sieben vielleicht? Wann immer es ihm passe — er erweise ihr damit einen Gefallen! Man werde ja vermutlich nichts mehr ändern, und so erspare man es sich auch, die Jacke schicken zu müssen. „Also ja? Nach sieben? Da bin ich bestimmt schon allein und hab' ein bißl Zeit..." Sie nickt Benischek mit einem herrlichen Lächeln zu. Er verbeugt sich, bejaht und geht dunkelrot in seinen Käfig. Lo fährt in ein Blumengeschäft, wo sie einen Kranz mit weißen Seidenschleifen für Fräulein Hists Schwester bestellt. „In aufrichtiger Trauer." Dann weiß sie den Namen des Kindes nicht und bestellt den Kranz wieder ab.

*

War das so oder war es nicht? Dummheit, das war natürlich nicht so. Das hat sie so an sich. „Um an Gedonken gräber... so, dahier... muß ma jo spendeln..." Aber wie denn, so das Lachen, das gewisse, und die Ausdrücke... „Da bin ich ganz bestimmt schon allein und hab' ein bißl Zeit..." Was? Ein Mist war dieser Zwirn! Die Ausdrücke... Das Lachen... No, und weshalb denn? Gibt es das vielleicht nicht? Da sind noch ganz andere Sachen, viel unglaublichere als die. Die Erzherzogin, die da in der Schweiz, ist mit einem Chauffeur durchgegangen, vorgestern war es in der Zeitung. Und diese Lo, hat die Hist nicht gesagt: „Die ist nicht so heikel!" Und wenn eine einen auffordert: „Nach siebene bin ich allein, und hab' ich Zeit!" Und lacht sie dazu so... No, was ist denn das anderes...? Benischek springt von seiner Fensterbank auf, die Füße zittern ihm. Ist das von dem Giftgrünen — Jesus Maria, keinen Moment hätte er — darauf wäre er nicht gekommen, wenn nicht sie es gewesen wäre... Am ganzen Körper zittert er, er muß sich am Tisch anhalten, aber er ist ja gar nicht betrunken, es braust nur so in seiner Stirn. Ja, aber — das war ja das riesigste, das un-ge-heu-er-lichste Glück der ganzen Welt! Benischek... Pepitschku... was war denn das — was... war... denn... das...

Er gelangt auf die Straße und in sein Zimmer. Dem Totengräber sagt er durch die Tür, er fühle sich nicht wohl und wolle daher gleich zu Bett. Er kann ja jetzt mit keinem reden, sondern muß allein sein mit diesem ungeheuren Glück und seiner gespenstischen Aussicht. In der Nacht sind Sterne. Sie stehen an dem kalten, hohen Himmel so beständig, als könnten sie nicht schwinden. Und ein leichter Wind geht, bescheiden rührt er

Digitized by Google

die Fenster an. Nach endloser Zeit wird es Tag.

Ehe an diesem Morgen Benischek die Arbeit aufsucht, läßt er den Totengräber wissen, daß er heute abend nicht zum Essen kommen werde. Schönfärber möge nicht auf ihn warten. „Du kommst nicht?“ fragt dieser. „Dann wünsche ich dir viel Glück!“ Benischek schaut ihn an und läuft unwillig weg. Er muß sich ja beeilen, denn die Jacke soll bis sieben Uhr fertig werden. Die Jacke wird fertig! In einem rasenden Wirbel drehen sich die Stunden, unheimlich schnell, plötzlich träge — in fünfundzwanzig Minuten wird es sieben schlagen. Benischek ist der einzige in der Werkstatt, die andern sind schon seit fünf weg. Neben ihm, auf der Fensterbank, steht ein bißchen Giftfarbnes, das war ausgezeichnet gestern, das hat genützt... es ist nicht mehr viel davon übrig. Jetzt ist gar nichts mehr davon da, und Benischek geht fort. Er hat sich gewaschen, er hat sich rasiert, er trägt seine Arbeit in ein seidenes Tuch eingeschlagen; unterwegs öffnet er es, um einen Veilchentuff in das Knopfloch der Reitjacke zu stecken, das hat er sich so ausgedacht und er weiß bestimmt, das war ein nützlicher Gedanke. Nur noch eine Gasse hat er bis zu Los Wohnung, da bleibt er stehen. Den Blick auf das schon sichtbare Haus heftend, diesen von unten her schief andringenden Blick, versucht er sich vorzustellen, was ihn in einem Augenblick dort erwarte. Wie jähe Stiche spürt er Zweifel. Doch dann durchläuft er nochmals die Gedankenkette, die er seit gestern zusammengeknüpft hat. Sie hat keine Lücke. Atemlos läuft er über die Treppen, drückt den Glockenknopf.

Bei Lo sind Prinz Syrgenstein, Baron Breda, der Opernsänger van Gaard und ein Herr Fächer, seines Zeichens Getreidehändler, zum Tee. Die Sache ist die, daß Lo morgen nicht nach Napajedl fahren wird, weil Baron Breda sie so angebettelt hat, dazubleiben, der gute Bub. Sie wird vielleicht in drei Tagen fahren oder in acht oder gar nicht... es liegt ja nichts daran. Der gute Bub ist wirklich furchtbar nett. Er hat zwar ein bißchen was Affiges, so steht zum Beispiel auf seinem Briefpapier „discret et fidèle“ eingestanzt, aber er ist so verliebt, geradezu eine Wohltat, mit einem so bedingungslos attachierten Menschen wieder ein paar Tage oder sogar ein paar Wochen zusammen zu sein — famos. Übrigens ist es eine sonderbare Zusammenstellung, die sie hier versammelt hat, und eigentlich hat sie sich das für heute ganz anders vorgestellt. Es war gestern verabredet worden, daß Breda bei ihr frühstücke und nachher bei ihr bleibe — da mußte der Kuckuck diesen Syrgenstein auf den Gedanken bringen, daß er unangesagt um zwei plötzlich erschien! Und dann war er nicht mehr wegzubringen. Aber mit diesem eifersüchtigen Othello zu dritt... das ging wirklich nicht! Lo trommelte also in der Eile zusammen, was sich als Barrikade und Prellbock verwenden ließ: jetzt sind sie da. Syrgenstein und van Gaard halten sich für Los Liebhaber, Breda ist es, Herr Fächer hofft es zu werden, wenn die Levaspekulation, bei der er Lo „mitgenommen“ hat, geglückt sein wird. Van Gaard weiß nichts von den andern, Syrgenstein nur von van Gaard, Breda von beiden und Herr Fächer von allen. Lo unterhält sich ausgezeichnet, wenn sie sie zusammen anschaut und ihre Gedanken errät. Das heißt, van Gaard hat keine. Aber van Gaard hat eine so bezaubernde Stimme — seine Stimme macht einem „kalt am Rücken“.

„Werden Sie nicht bald wieder ‚Tosca‘ singen, Teddy?“ fragt Lo.

„Ouh jaa...“ sagt van Gaard, „am Dienstag, geloub ich...“

Syrgenstein bemerkt gereizt: „Ja, wie oft werden Sie sich die ‚Tosca‘ denn noch anschaun, Gräfin Lo?“

Worauf Herr Fächer an ihrer Statt erwidert: „So oft der Herr Kammersänger den... wie heißt er schnell, singen wird, Durchlaucht. Die Frau Gräfin ist halt konservativ...“ Er weiß, was er sich erlauben darf, J. S. Fächer.

„Ouh jaa...“ macht van Gaard, dem es schmeichelt. Und Lo sagt: „Also ihr bleibt's alle zum Souper, nicht wahr?“

In diesem Augenblick meldet die Kammerjungfer, es warte ein Herr draußen, der nach Frau Gräfin gefragt und behauptet habe, er sei auf Sieben bestellt. Ein Herr? Syrgenstein bekommt spitze Augen, Breda erbleicht, van Gaard rührt sich nicht, Herr Fächer schmunzelt.

Lo, die die Reitjacke, die sie nicht mehr braucht, vergessen hat, schaut das Mädchen an. „Ich hab' keine Seel' bestellt! Wie heißt denn der Herr — aber nein!“ ruft sie im selben Atem: „das wird der Schneider sein!“ Syrgenstein, der plötzlich seine Tabatière vermißt und sie im Mantel zu haben erklärt, verläßt das Zimmer, wo er gleich darauf wieder erscheint. „Faktisch,“ sagt er, mit einem Zwischenton in der Stimme, „draußen steht der Mensch, den wir gestern abend am Ring getroffen haben. Und Veilchen hat er in der Hand ... Finden Sie nicht, meine Herren, daß das ein bißl ein sonderbarer Schneider sein muß, der daherkommt und ein Sträußerl mitbringt...?“

Digitized by Google

Es entsteht ein kleines Stillschweigen, in das Bredas entsetzter Blick starrt. Lo lacht. „Veilchen . . .? Das ist wirklich ein sonderbarer Mensch . . . Er soll morgen kommen . . . Oder nein, sagen Sie, ich werd' morgen hinkommen!" trägt sie der Jungfer auf. Aber da sie Bredas entstelltes Gesicht sieht, ruft sie das Mädchen schnell zurück. „Er soll ein bißl warten . . . ein paar Minuten . . ." Die Jungfer ist gegangen. „Schauen Sie sich den Menschen an!" sagt Lo forciert, „so etwas sieht man nicht alle Tage! Er ist riesig lustig!" Und an Bredas Adresse erzählt sie von dem riesig lustigen Menschen, erzählt, daß er ihretwegen „absolut nicht mehr zu erkennen" sei, erzählt, daß er „sich seit gestern wie ein Lord trage" und daß er seit vorgestern „heiß" in sie verliebt ist. Riesig lustig, nicht . . .?

J. S. Fächer hat einen Einfall; er überblickt die Situation, und sie belustigt ihn beträchtlich. Kein Zweifel, daß Lo mit dem Herrn da draußen ein Verhältnis hat, das steht ebenso fest, wie daß der kleine Baron Breda vor Leidenschaft und der Esel, der alte Syrgenstein, sich vor Wut nicht zu lassen weiß. „Meine Herrschaften," sagt Herr Fächer, „vorausgesetzt, daß der Mann die Frau Gräfin wirklich so heiß liebt, pardon . . . man muß ihn etwas abkühlen. Machen wir es so wie im dritten Akt vom ‚Weißen Girl': Wir verschwinden alle, der Mann kommt herein, die Frau Gräfin ist ein bißchen nett mit ihm . . . das bringt ihn in Rage. Wenn er so weit ist und für nichts mehr Kopf hat, kommen w i r herein, jeder von uns nimmt eine Siphonflasche ohne Whisky, mit der duschen wir den Mann mit den Veilchen aus den vier Windrichtungen, kß . . . kß . . ., hübsch gleichmäßig muß es ihn am Kopf treffen . . . Was meinen Sie, Gräfin, ist das gut?"

Lo sieht die vier dünnen Sodawasserstrahlen auf des Schneiders Kopf und muß lachen. Aber im gleichen Augenblick denkt sie: ‚Roh . . . nein . . . das geht nicht . . . Unmöglich,' denkt sie, ‚so etwas macht man doch nicht einmal mit einem Tier . . .' „Nein!" sagt sie. „Ich finde, das geht nicht!"

„Und ich find's famos!" sagt Breda und schaut sie herausfordernd an. Wenn sie Rücksicht auf den Menschen draußen nimmt, wenn ihr der jetzt wirklich leid tut, dann ist es entschieden: dann hat sie etwas mit ihm. „Ganz famos!" wiederholt er. „Glauben Sie nicht, Gräfin Lo?"

„Famos," antwortet sie, „wirklich . . ." Warum dem guten Buben solche Sorgen machen? Warum ihn sekkieren? „Wirklich," sagt Lo, und man ist entschlossen, Herrn Fächers „Weißen-Girl"-Plan auszuführen. Die Herren entfernen sich ins Nebenzimmer, die Jungfer stellt den Whisky mit den Siphonflaschen hinüber, Lo aber bleibt zurück, um den verliebten Besucher zu empfangen. Es wird noch verabredet, daß sie, sobald ihr der Augenblick gekommen scheint, laut „Also!" zu rufen und damit das Zeichen zur Attacke zu geben hat. „Guter Spaß . . . bißl feucht . . ." sagen sie noch, und Lo schickt nach dem Schneider.

Benischek verbeugt sich in der Tür. Das Gesicht hat einen starren Ernst wie ein Marionettengesicht. Langsam kommt er näher und stottert eine Begrüßung. Seine Augen gehen über das hohe, reiche Zimmer, die Goldrahmen, die Statuetten, die Felle, die Bücher, die pfauenblauen Lampen, die Vitrinen, und richten sich dann auf die Frau, die auf einem kleinen Diwan zwischen den Fenstern sitzt und ihm zunickt. Das pfauenblaue Licht einer hinter ihr aus einem gläsernen Blumenkorb brennenden Kugel trifft sie und macht Kopf und Körper überzart. ‚Schön,' denkt Benischek, ‚herrlich schön!' Und dann fällt sein Blick auf einen mannshohen, schräg vorfallenden Spiegel gerade gegenüber und sieht sein rötliches, von einem violetten Mutterfleck am Kinn gestempeltes Gesicht, den magern Mund mit den zwei dünnfädigen Schnurrbartfragmenten, sieht die in widerstreitende Hälften zerfallende Gestalt . . . deutlich sieht er das alles, ganz deutlich.

„Ja, guten Abend!" sagt Lo zum zweitenmal und streckt ihm die Hand entgegen. Da legt er schnell den Zeigefinger hinein, zieht ihn gleich wieder zurück und sagt: „Jock'n wär' jo fertig . . . Wann S' probier' woll'n . . .?"

„Später," sagt Lo. „Setzen Sie sich doch, Herr Benischek, daher." Und sie bezeichnet ihm den Fauteuil gegenüber. „Dank scheen," bringt er hervor und setzt sich. Sie ist ganz nahe bei ihm, er spürt, wie ihr Haar duftet. Und sie redet. Freundliche Worte. ‚Armer Kerl!' denkt sie, während sie redet. Gegenüber hängt der Spiegel, und das rötliche, häßliche Gesicht ist darin und die groben, roten Hände und die Zwiegestalt — „Entschuldigen," sagt Benischek leise, „an der Jock'n wär' jo nix mehr . . . werd jo jetz'n kud sein . . ." Er steht auf, noch einmal streift sein Blick die wunderschöne Frau und den Affen im Spiegel, dann verbeugt er sich und geht. Er läuft beinahe. Ehe Lo ihm „Adieu!" nachrufen kann, ist er schon auf der Treppe.

*

Digitized by Google

Windig ist es draußen, ist das Schnee, der fällt . . .? Nein, Regen. Benischek geht nach Hause. Er ist ein bißchen traurig, ein bißchen abgespannt nach der Aufregung dieser drei Tage. ‚Besser,' denkt er, ‚besser so. Sachen sind im Leben,' denkt er, ‚die gehören nicht für jeden. So ein schönes, nobles Weib und so ein Mensch wie ich, das ist wie Feuer und Wasser. So etwas soll nicht zusammenkommen, sonst geht das eine drauf. Besser,' denkt er, ‚besser so . . .' Mit dünnen, lauen Strichen regnet es. Es ist ziemlich weit nach Hause, aber es geht sich angenehm in den dunklen Gassen. Den Veilchentuff in der Jacke wird sie finden und eine kleine Freude damit haben, geht es ihm durch den Kopf. So lieb ist sie ja, so freundlich. Plötzlich durchzuckt es ihn, was er versäumt hat . . . das Blut kocht ihm auf, vor den Augen steht ein Schleier. Welch ein Wahnsinn, da wegzulaufen und nicht einmal diese kleine, schöne Hand —

Er ist zu Hause. „Schon?" fragt der Totengräber, der am Eßtisch sitzt und in den Briefen der Karola liest, „schon . . .?" Und er betrachtet ihn durch seine braungefaßte Brille, die eigentlich wie auf einem Lehrergesicht sitzt. „Setz' dich," sagt der Totengräber, „Karfiol ist da und Erdäpfel . . ."

Benischek sitzt und ißt. Während des Essens schiebt er auf einmal den Teller weg. „Falsch is mit Hoffnung!" sagt er. Es könne einer hoffen, sagt er, so viel er wolle! Und es werde noch unvergleichlich schöner, als man gehofft habe! Man müsse sich nur trauen. „Nur wenn me sich trauet . . .!"

„Glaubst?" fragt der Totengräber und bindet das dünn gewordene Band um seine gelben Briefe. „Aber dann ist es schon besser, man traut sich nicht! So hat man wenigstens die Überzeugung, daß einem die schöne Hoffnung in Erfüllung gegangen wär'! Und behält die schöne Erinnerung. Das ist das einzige, was einer vom Leben hat . . ."

„Ja," sagt Benischek, und ein leidenschaftliches Zucken geht um seinen Mund, „scheene . . . wunderscheene . . ."

Während er dann drin in seiner Kammer liegt und wach ist, läßt er diese drei Tage an sich vorbeigehen. Ob es gut war, so bei seiner Feigheit zu bleiben und nie, selbst dann nicht, wenn einem wer die Hand hinhielt, hinzugreifen und festzuhalten? Immer ein solches Leben führen, abgegittert? Der süße Duft ist noch um ihn, hell sieht er es vor sich, das hohe, prächtige Zimmer, die Frau im blauen Licht, sich selber im Spiegel, mit plumpen Händen, häßlich. ‚Feuer und Wasser,' denkt er und seufzt. ‚Eins frißt das andere auf. So ein Spiegel könnt' einem viel ersparen. Wenn man sich so sieht, wie man ist, mit seinem häßlichen Gesicht . . .' In einem Seufzer fallen ihm die Augen zu. Schon im Einschlafen denkt er: ‚Recht hat er, der Schönfärber. So bleibt einem wenigstens eine schöne Erinnerung. Eine, die einem keiner wegnehmen kann . . . das ganze Leben nicht . . . daß man sich nur hätt' trauen müssen, und hätt' so eine noble, schöne Dame für sich gehabt . . . und sie hätt' einen geliebt . . . nur trauen hätt' man sich müssen . . . nur . . . trauen . . .' Dann schläft er ein und wacht rechtzeitig auf.

*

Es ist acht Uhr, die Nähmädchen treffen von allen Seiten zusammen. Benischek kommt zwei Minuten vor viertel neun.

Sonett auf einen Hund

Sehr still will ich mich in dein Auge neigen,
Du gottgeschaffnes, kleines, kluges Tier,
Und ich bin sonderbar gerührt von dir,
Mich drängt es warm, mich gütig zu erzeigen

Und in dein Wesen stumm hinabzusteigen:
Du lebst und überdenkst nicht dieses Hier;
Das ist dein Glück – und deine Grenze, Tier.
So müssen wir uns zueinanderschweigen,

Denn stets bleibst du gebannt in deine Bahnen,
Nicht strebst du aus dir, nicht in dich hinein,
Kein In-dich-Denken und kein Um-dich-Wissen

Hat qualvoll, so wie uns, dein Ich zerrissen.
Und doch eint Größres uns, um das wir ahnen
Und das uns beide sandte in dies Sein – –

Rudolf Habetin

Digitized by Google

Bergräubers Talfahrt

Von Wilhelm Hochgreve

Von dem Wildgatter um den Pflanzgarten sind nur noch die beiden obersten Stangen zu sehen, so hoch liegt der Schnee. Fast jegliches Leben ist wie begraben. Kaum eine Tannenmeise wispert unter der Schneelast der Fichtenwedel. Kalte Grabesstille herrschte hier oben auf den fast neunhundert Meter hohen Höhen, wenn nicht ab und zu ein Kreuzschnabelflug zu Besuch käme, um mit munterem Locken die Fichtenzapfen zu untersuchen, und wenn nicht dann und wann ein Zweig seine übermäßige weiße Last mit schwerem Poltern zu Boden würfe. Die Spur des Försters vom letzten Reviergange liegt jetzt einen Meter tiefer. Die Schonungen sind verschwunden, und die jüngeren Dickungen sind nichts als ungeheure Schneehaufen. Wie ein riesiger, unheimlicher Schneemann mutet die alte, knorrige Bergeiche an, an deren Borke sich noch der Braunbär die Decke scheuerte, die noch den Luchs kreischen und den Grauwolf heulen hörte. Bis in die mächtigen, verkrüppelten Arme hinein ist ihr Kern vermodert, aber sie hält noch stand. Der alte Forstmeister rettete ihr oftmals bedrohtes Leben immer wieder, und heute steht sie unter „Naturschutz". Wer weiß aber, ob der Alte für sie noch ein gutes Wort einlegte, wenn er erführe, daß in ihrer ausgemorschten Höhlung der Bergräuber haust, der seinen Auerwildbestand zehntete und seine Kitze mordete? Seit dem Hornung des letzten Jahres, also fast ein volles Jahr, wohnt der alte Kuder in der alten Eiche, zu deren Höhlung drei Meter über dem Boden an der Schrägseite und darum wettergeschützt ein ausgefaultes Astloch Eingang gewährt. Auf dem trockenen, warmen Mull der Baumerde läßt sich gut ruhen, eines Wildkaters dicker, dichter Balg braucht weiter keinen Schutz auch gegen eisigste Kälte. Der Bergräuber fühlt sich wohl. Auch das weite, wilde Revier mit leidlichem Rehstand und gutem Auerwildstand hat ihm bisher zugesagt.

Jetzt aber wurde die Raubgelegenheit knapp, sehr knapp sogar. Was an Rehwild und Auergeflügel seinen Krallen und seinem Fange entgangen war, stand unten in den Tälern oder noch viel weiter entfernt in den flacheren Randwäldern des Gebirges. Und das Rotwild kam für seine Kräfte nur ausnahmsweise einmal in Betracht. Einen halben Monat war es her, als er in Blutgier und Hunger das kümmernde, lauftranke und verwaiste Wildkalb am Halse packte und mit Fang und Kralle nach kurzer, verzweifelter Flucht in den Schnee zwang. Vier Tage lebte er von dem Wildbret, den Rest stahlen ihm in einer halben Nacht, als er vollgefressen in der Eiche ruhte, die Füchse, die nur die Haare und ihre stinkige Losung zurückließen. Seitdem war Schmalhans Küchenmeister, aber er hatte sich Kräfte auf Vorrat angefressen und konnte sich zur Not mit einem Schwarzspecht begnügen, den er aus der Höhle einer alten Lärche herausangelte, zur Not auch mit einem Eichhörnchen, das er, vom Hunger zu einem Mittagsbummel getrieben, beim Schmaus an einem Fichtenzapfen auf einem Stubben in langem Sprunge griff, zur Not sogar mit einer Haselmaus, die er beim Zerreißen eines alten Drosselnestes in einer Jungfichte fand. Eine Nacht brachte ihm überhaupt keine Beute. Die nächste Nacht riß er einen halb verhungerten und stark abgekommenen Edelmarder und von dessen Kern, den er auf einmal fraß, zehrte er nun schon den dritten Tag, ohne daß auch nur eine Maus oder eine Meise ihm in den Fang wollte. Da wagte er in der vierten Nacht, zum Umfallen hungrig, den Abstieg ins Tal.

Bei der Försterei roch es nach Hunden, und darum umschlich er sie in weitem Bogen. Irgendwoher kitzelte seine Nase eine Witterung, die ihn an die der letzten Auerhenne erinnerte. Aber da streifte ihn wieder so eine Welle jener Witterung, die ihm gefährlich erschien, und er zog weiter.

Auf der Forstwiese sprang ein Hase ab, der noch zu flüchtig war, als daß er ihn hätte hetzen mögen, und ein Sprung Rehe weiter unten war noch zu gesund auf den Läufen, die Kitze auch schon zu stark. Die nächste Stunde talabwärts zeigte sich außer einem Fuchs nichts Lebendiges. Der Rote blieb stehen und musterte den Kater. Jeder dachte in diesem Augenblick: ‚Wenn ich dich doch —' Als aber Bergräuber den Buckel krümmte und ganz anders als zärtlich zu fauchen begann, nahm Reineke vor dem Unhold Reißaus.

Als sein hungriges Bellen von der Bergwand herabgellte, war der Wildkater schon bei der Sägemühle angelangt. Dem sonst munter plaudernden Mühlenbache hatte der Frost die Kehle gewürgt. Bergräuber folgte dem Patt des Müllers im Schnee, der auch hier unten immer noch einen halben Meter hoch lag, bis an den Rand des Gehöftes. Hier überlegte er, auf den Keulen sitzend, prüfte die verschiedenartige Witterung, die ihm von den Stallungen zustand. Da quiekte eine Ratte, die sich wohl mit andern um Fraß balgte. Mit vier, fünf Sätzen war der Kater bei dem Misthaufen, aber er verfehlte die Beute beim Sprung in das Gewimmel von einem halben Dutzend der Nager, die in eine alte Jaucheröhre flitzten. Eine halbe Stunde lauerte er hier vergeblich, unwürdig Weidwerk für einen freien Raubritter der freien Berge. Aber in der Not frißt ein Wildkater Ratten. Doch die waren so einge-

Digitized by Google

schüchtert von dem Raubsprung des Wildlings, der über doppelt so stark war wie die Hauskatze des Müllers, daß sie vorzogen, ihr Versteck zu hüten. Bis zum Wahnsinn steigerte sich inzwischen der Hunger des Bergräubers. Blindlings umschlich er alle Stallungen, enttäuscht fand er sie alle verschlossen und nirgends einen Einschlupf. Doch, halt! Mit einem Sprunge war er in der Fensterbank und mit ein paar kräftigen Hieben hatte er das Stroh aus der zerbrochenen Fensterscheibe im Stallfenster herausgerissen. Süße, warme Witterung stach ihm in die Nase. Ein kurzes Poltern, schrilles Klagen, und mit einem Kaninchen im Fange verschwand der ungebetene Gast im nahen Bestande. Satt, völlig satt nach langem Schmachten verschlief er den Rest der Nacht und den ganzen Tag unter dem Wurfboden einer vom Sturm gekippten Fichte.

Als es dunkelte, ließ er noch viele Stunden vergehen, ehe er die Branten in den Neuschnee setzte. Denn eins Handbreit lag frischer Schnee auf dem alten. Bergräuber streckte sich, krümmte sich und zog auf Raub aus. Auf dem Mühlhofe waren die Lichter heute früh erloschen. Nicht so hungrig wie vorige Nacht war der alte Kater vorsichtiger. Lange sicherte er nach dem Gehöft, und kein Rattenquietschen reizte ihn. Er hatte den Karnickelstall im Kopfe, wo so schnelle und so leckere Beute zu machen war. Mit einem Satze war er in der Fensterbank. Heute brauchte er den Strohwisch nicht erst zu entfernen, noch ein Sprung durch die zerbrochene Scheibe — klick — und der eine Vorderlauf saß zwischen den Bügeln eines Tellereisens. Mit rasender Wut tobte der gefangene Wildkater, daß die Kette, die das Eisen hielt, lärmend klirrte, daß die Karnickelheckkästen nur so bollerten. Im Nebenstall schrien die Gänse und schließlich wurde auch Nero, der alte Nachtwächter, in seiner Hütte aufmerksam und gab dumpfen Hals. Ein Fenster ging auf, eine Tür knarrte, Lichtschein schoß über den Hof. Die Stalltür wurde aufgerissen und der Müller stierte in die glühenden Seher des Gefangenen, der ihm knurrend und fauchend ein furchtbares Gebiß wies. Vor Staunen ließ der Müller beinahe die Lampe fallen. Solche Katze hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Als er den schweren Eichenknüppel hob und zum Hiebe nach dem mächtigen Rundschädel ausholte, da fuhr ihm blitzschnell und trotz dem Eisengewicht an dem linken Vorderlaufe der Wildkater so heftig gegen die Kniescheiben, daß der Mann der Länge nach auf den Boden kam und um Hilfe schrie. Die von dem wildesten Angriffs- und Befreiungsdrange herumgeschleuderten sechzehn Pfund des Gefangenen aber vermochten die gezahnten Bügel der Falle nicht länger zu halten. Ehe der Müller wieder hoch war, flog der Kuder über ihn hinweg ins Freie. Als das Kreischen und Schimpfen und Neros Toben an der Kette sich gelegt hatten, war Bergräuber längst hoch oben am Berge und leckte sich den geschundenen Lauf.

Ein wintermatter Waldkauz wurde die nächste Nacht seine Beute, obgleich er den Lauf schonen mußte. Dann kam wieder eine beutelose Nacht. Immer tiefer ins Tal hinunter drängte der Winter den Beutesucher. Den einen Tag verbrachte er im Heu eines Wildfutterschuppens, den andern in einem alten Dachsbau, den nächsten in einem engen, verfallenen Brückendurchlaß. Kein Platz gefiel ihm so wie die alte Wettereiche da oben, aber dort wäre er bis heute verhungert. Viel gab's hier auch nicht, aber zum Verrecken doch noch zu viel. Ein Siebenschläfer im Starrschlafe, eine Maus, die Wurstpelle oder Speckschwarte von einem Holzfuhrmann, das war oft eine ganze Nachtkost und das für einen Kerl wie er! Auf seiner Hungerfahrt in diesem grausamen Bergwinter war er schließlich am Fuße des Gebirges angelangt, wo in den Randhölzern weniger Schnee, aber mehr Beute war, Karnickel die Menge, nicht fett wie im Herbst, aber jede Nacht eins hielt schon vor und bewirkte, daß ihm sein dichter Graupelz nicht mehr so schlotterig vorkam. In einem Fuchsbau richtete er sich ein, und von hier aus durchstreifte er das an Kaninchen reiche Gebiet. Fünf Tage und Nächte hatte er bereits hier gehaust und gejagt. Kein Neuschnee deckte die auffällig starke Katzenspur. Der Pächter der Jagd war auf dem Damme. Er fand auch Zeichen, wo der Wildkater ein Karnickel und dort noch eins riß. Heute war der dritte Tag vor Vollmond, die beste Nacht zum Ansitz. Die Karnickel waren durch des unheimlichen Schleichers Mordzüge, durch das Klagen der Überfallenen heimlicher geworden. Es war ihnen wohl auch zu hell. Bergräuber lungerte diese Nacht vergeblich umher. Der weite Weg und die kalte Luft hatten seinen Hunger gefördert. Da, ein schrilles und wimmernd verklingendes Klagen, wie er es von den Hasen kannte, die er schlug, durchschauerte die stille Nacht. Weit ausgreifend war er da, sicherte, noch einmal jammerte Lampe schwach, ersterbend, und mit einem langen Satze schnellte die Raubluft die Bergkatze auf den Lichtschlag vor der Dickung, und wie sie jählings wenden will, weil verdächtige Witterung die feine Nase traf, da kracht es, und eine Handvoll Hagel sticht in den grauen Balg. Noch zwanzig Meter weit schleuderte das zähe Leben, das nicht weichen wollte, den Verendenden. Als der Jäger seine seltene Beute in den Rucksack stecken wollte, rührte sich noch einmal jählings letztes Leben in dem Pantherleibe und ein letzter, rascher Hieb krallte über die Hand des Todfeindes, des einzigen, den die freien Raubkatzen in deutschen Bergen noch haben.

Digitized by Google

Faſchings- und Geſellſchaftskleider 1930

VON CLAIRE PATEK

Die Feinde der neuen Mode behaupten, unſre Damen fielen einer üblen Berechnung geldgieriger Pariſer Schneider zum Opfer. Mit Müh und Not hatten ſie ſich ſachliche und ſchöne Kleider erobert, zum Neid der Männer, die immer noch in unmöglichen Röhren und Säcken herumlaufen müſſen und ohne ein paar Dutzend Knöpfe nicht auszukommen glauben. Aber die ſparſame Frauenmode der letzten Jahre war verhältnismäßig billig, und das hat den Schneidern auf die Dauer nicht behagt. Bereits im vorigen Winter ſah man auf den großen Bällen mehr lange als kurze Kleider, und jetzt hat es den Anſchein, als wenn auch der verachtete Poſamentierer — wie verſtaubter

Fräulein Mill von der Femina-Bühne zu Wien im Faſchingskoſtüm „Die Weintraube"
Aufnahme Patek-Zimmerauer

Digitized by Google

Opfer fallen. Aber für festliche Gelegenheiten haben die neuen Toiletten bereits gesiegt, und man soll ihrer Buntheit, ihrer Kostbarkeit, ihrem launischen Zierat nicht gram sein. Schönheit ist nicht immer Sachlichkeit. Ein Kohlkopf ist etwas sehr Sachliches. Aber eine Rose ist uns lieber. Und dem Begriff der Schönheit steht Üppigkeit, steht Überfluß oft gut an.

Die Abendkleider dieser Saison sind Kostüme, auch im engeren Sinn des Worts. Sie berühren sich deshalb sehr eng mit den neuen Faschingstoiletten, die ihre Trägerinnen nicht mehr „verkleiden" wollen, sondern wie jedes schöne Kleid ihrer Eigenart zu entsprechen suchen. Die Revue, die in ihrem Einfluß auf die Mode die Bühne verdrängt hat, macht sich mit ihrem Streben nach Prunk, nach Aufmachung in der Gesellschaft geltend. Die Kostüme, die der Wiener Maler Kunz für die Femina-Revue entworfen hat, **werden unsern Leserinnen manche Anregung zu eigenen kleidsamen Ideen geben.**

Abendkleid in Rosa und Silber (Fräulein Renée Peter)
Aufnahme Patek

Samtkleid in Lila
Entwurf von Kuschnitzky & Gerstl, Wien
Aufnahme Patek

Digitized by Google

Erste Enttäuschung

Eine Liebesgeschichte von Walther von Hollander

Vormittags waren wir Obertertianer. Nachmittags Räuber in den Wäldern des Vorharzes. Seltsam bewaffnete mit angespitzten Besenstielen, Katapulten und einem Luftgewehr, das dem Kommandeur gehörte. Abends aber, das war eben das Komische, abends hatten wir keine Lust mehr, Liebespaare durch Heranschleichen zu erschrecken oder im Wigwam, der Bärenhütte, hinter alten Plaids versteckt, Tee, getrockneten Hasel oder zerbröckelte Zigarrenspitzen aus weißen Friedenspfeifen zu rauchen.

„Schließlich," sagte Gerd von Brennewitz, unser Kommandeur, „schließlich wird es langweilig. Außerdem machen es schon die Untertertianer."

Das schlug ein. Lieber wollten wir es den Untersekundanern gleichtun. Wir übten drum heimlich auf der Chaussee nach Timmstedt Kunstradfahren. Verlangt wurde vom Kommandeur Schnellfahren auf einem Pedal, Bergabfahren stehend auf dem Sattel und Langstreckenfahren auf dem Schutzblech des Hinterrades mit einer „zweiten Person" im Sattel. Dieses letzte Kunststück, „Prärie-braut" genannt, war der eigentliche Zweck aller Übung, und war von uns erdacht, um den Untersekundanern die Mädchen zu rauben.

An einem Septemberabend begaben wir uns dann auf den Kriegsschauplatz. Brennewitz, Fritz Käfer, Maikäfer genannt, und ich. Wir hatten unsere grauen Südwester auf, die mit einem Schwarzlackkinnband festgehalten wurden, Knickerbockers an, die damals noch schlicht Radfahrhosen hießen, und als Bewaffnung kurze Dolche am Leibriemen und Katapulte in der Hosentasche.

Unsere Anfahrt war hochdramatisch. Wir kamen im Sattelstand zu dreien nebeneinander laut schreiend die Buchenstraße hinuntergefahren. Leider nur waren die Sekundaner nicht da und die Mädchen auch nicht. Wir schoben enttäuscht unsere Räder unter den Bäumen hin und her, zerklatschten Blätter auf der hohlen Hand, Maikäfer, der immer Hunger hatte, aß gefüllte Schokolade. Endlich pfiff der Kommandeur durch die Zähne.

„Da haben wir's," flüsterte er, „Drei für drei. Es stimmt."

Aus der Vongehrschen Villa kam Vera Vongehr mit Hilde Stettner und Lieschen Dreißig.

Maikäfer und ich waren erstaunt. Vera, die schwarzhaarige Kapitänstochter, bewunderten wir wohl ein bißchen. Sie wollte ja Schauspielerin werden, und man konnte sie an Sommerabenden deklamieren hören. Sie war auch reich und gehorchte ihrer Mutter nicht. Aber was sollten wir mit der kleinen dicken Hilde Stettner anfangen, der Superintendententochter, und mit der Waise Lieschen Dreißig? Wir kannten sie zur Genüge aus dem Familienverkehr. Derentwegen brauchten wir nicht „Prärie-braut" zu üben. Wem sollten wir sie rauben? Kein Junge erhob Anspruch auf sie.

Der Kommandeur hatte schon die Verbindungen angeknüpft. Er konnte ausgezeichnet die Mütze herunterreißen und mit den Hacken knallen. Er sprach auch etwas vom Abend und vom Sommerwetter und forderte die Damen auf, sich ein wenig auf unsern Rädern spazieren führen zu lassen. Die Damen lachten, und Vera nahm die Einladung für alle drei an.

So trotteten wir gleich darauf neben unseren Rädern die Buchenstraße hinunter. Der Kommandeur voran mit Vera Vongehr auf der Stange, Maikäfer mit Hilde Stettner das letzte Stück gefüllte Schokolade teilend, und schließlich Lieschen Dreißig auf meinem Rad, eine Hand auf der Lenkstange und die andere auf meiner Schulter. Manchmal lief der Kommandeur. Dann liefen Fritz Käfer und ich auch. Manchmal stand er still und wies in die Landschaft oder zu den Sternen hinauf. Dann standen auch wir still, ohne den Mut zu solchen Perspektiven aufzubringen. Als wir einmal fünf Minuten standen, fragte ich Lieschen, wie es sich denn in China gelebt hätte (ihr Vater war nämlich als Chinesenmissionar „unten" gestorben). Aber Lieschen fand mich nur wieder etwas roh, weil ich sie an die in China begrabenen Eltern erinnerte. Darum sprachen wir auch nichts mehr, bis wir wieder in der Buchenstraße landeten. Leider verabredete Gerd von Brennewitz uns für den nächsten Abend. Wir sollten den Mädchen das Radfahren beibringen. „Wir müssen," sagte er nachher, „endlich Mädchen erobern. Ich für meine Person bin fest entschlossen, morgen Vera Vongehr einfach zu küssen. Und wenn ihr es mit euren nicht fertig kriegt, seid ihr schlappe Kerle."

Digitized by Google

Am nächsten Abend regnete es heftig. Wir trafen uns beim Kommandeur im Haustor und hielten abwechselnd die Hände in den Regen hinaus. „Wir bleiben," erklärten Käfer und ich.

„Aufsitzen," kommandierte Brennewitz. „Verabredet ist verabredet."

Unsere Gummireifen knatschten durch den Lehm, der Regen schlug uns ins Gesicht, Wind fuhr unter unsere Südwester. „Blödsinn," knurrte Maikäfer.

„Voilà," antwortete Brennewitz und sprang elegant vom Rade. Wir waren bei Vongehrs Villa. Die Mädchen warteten wirklich unter Schirmen und Regenkapes, und Vera hatte sich schon ausgedacht, daß man statt Radfahren bei ihnen im großen Saal Verstecken im Dunkeln spielen konnte. Der Kommandeur nahm hackenknallend an. Wir wurden in den großen Saal bei Vongehrs geführt. Es gab Tee mit etwas Rum und Kakes, sowie für jeden der Herren eine Zigarette. Frau Vongehr, eine stattliche Dame mit krausem Haar und acht Armbändern, bot selbst an und unterhielt sich mit dem Kommandeur wie mit einem Herrn. Dann war noch ein jüngerer Bruder Veras da, ein schwaches Kerlchen mit einem etwas gelähmten Arm. Der wurde großmütig zum Spielen eingeladen.

Das Spiel in dem unbekannten Zimmer mit den Riesenmöbeln machte zuerst Spaß. Man schlich umher, stieß mit den Köpfen zusammen, haute sich an Möbeln. Man bekam Hände, Arme, Hüften zu fassen. Oder wenn man, wie Maikäfer, auf dem Boden kroch und die Beine packte, konnte man tolle Stürze zustande bringen. Ich hatte schon fast unsere Aufgabe vergessen, versteckte mich lange fundsicher auf der breiten Anrichte und in der Riesenuhr zwischen den Gewichten. Aber schließlich wurde es doch ernst. Als Sucher kroch ich unter den großen Tisch, tastete vorsichtig — man mußte die Gefundenen immer erkennen — über Vera Vongehrs harte Locken und bekam unerwartet aus dem Dunkel heraus eine gewaltige Ohrfeige. „Schafskopf," zischte der Kommandeur, „merkst du nicht, daß du störst?"

Ich kroch vorsichtig auf allen vieren davon. Ehrlich gesagt: ich mußte heulen. Nicht der Ohrfeige wegen. Sondern weil ich einsah, daß kein einfaches Jungenspiel mehr gespielt wurde. Man war der Mädchen wegen da, und es war ehrenvoller, sie zu küssen, als die Kameraden zu finden.

Gut denn — wenn es denn sein mußte. Manche sagten ja, es wäre sehr schön, und gelesen hatte ich vom Herzklopfen und Atemstillestehn bei der Liebe. Also gut.

Es war übrigens merkwürdig still im Zimmer geworden. Nur der kleine Vongehr suchte noch eifrig. Maikäfer und die dicke Hilde Stettner fanden sich immer gegenseitig und standen, wie ich beim Türaufgehn gesehn hatte, Arm in Arm.

Als ich das nächste Mal dran war, übersah ich alle andern und fand Lieschen Dreißig. Wir setzten uns neben die Uhr auf die Erde. Ich behielt ihre Hand in der meinen. Ich streichelte ihre Stirn und über die Schläfen hinweg, die sehr tief saßen. Schließlich lehnte ich meinen Kopf an ihren. So saßen wir eine ganze Weile. Mein Herz klopfte wirklich. Der Atem ging mühsam. Mir war recht feierlich zumute und ängstlich auch.

„Liebst du mich?" fragte Lieschen vorsichtig aus dem Dunkel. Ich räusperte mich nur. Dann aber küßte ich sie vorsichtig auf die linke Backe. „Liebst du mich wirklich?" wisperte sie eifrig. Ich nickte. Aber sie konnte das nicht sehen. „Antworte," sagte sie streng. „Ja," rief ich so laut, daß die andern lachten und der kleine Vongehr mich fand.

Bis ich Lieschen dann wiederfand, war sie kühl und abweisend geworden. Ich sollte meine Liebe erst durch die Tat beweisen. Gut — ich war einverstanden. Ich wollte ihr Rosen stehlen oder Äpfel oder mit ihr „Präriebraut" fahren. Aber nein — das wollte sie durchaus nicht. Keine Jungenssache, bitte. Was dann aber? Sie legte mir die Hand auf die Schulter, zog mich nah heran und flüsterte: „Wenn du mich liebst, mußt du im nächsten Zeugnis eine Zwei im Griechischen haben." Damit schlich sie weg.

Gleich darauf kam Frau Vongehr und machte unserm Spiel ein Ende. Wir hatten alle rote Flecken auf den Backen. Der kleine Vongehr sagte, wir wären albern gewesen. Ich stimmte ihm bei.

Damit trennte ich mich vom Kommandeur und vom Maikäfer, die mich draußen einen Verräter nannten. Ich schrie, daß ich dem Kommandeur noch eine Backpfeife schuldig wäre. Es gab eine fürchterliche Prügelei. Denn ich wollte Brennewitz davon überzeugen, daß die Liebe eine alberne Angelegenheit der Großen sei, die damit Zwecke verfolgten, nicht unähnlich den dunklen Zwecken der Schule. Ich war meine besten Freunde los und hatte nichts dafür eingetauscht. Denn wenn ich mit Lieschen Dreißig zusammen war — freiwillig geschah das nie, sondern nur auf Familiennachmittagen — so langweilte ich mich mit ihr genau wie vorher, und an andere Mädchen habe ich mich erst gewagt, als ich sicher war, daß keine mehr von mir als Liebesdienst eine Zwei im Griechischen verlangen konnte.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Leonhard Frank: Bruder und Schwester (Leipzig, Insel-Verlag) — Franz Werfel: Barbara oder die Frömmigkeit (Wien-Berlin, Paul Zsolnay) — Alfred Döblin: Berlin-Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf (Berlin, S. Fischer) — Wilhelm von Scholz: Der Weg nach Ilok (Berlin, Horen-Verlag) — Albrecht Schaeffer: Kaiser Konstantin (Leipzig, Insel-Verlag) — Hermann Stehr: Mythen und Mären (Berlin, Horen-Verlag) — Hans Friedrich Blunck: Land der Vulkane (Jena, Eugen Diederichs) — Siehe auch die Schlußnotizen dieser Besprechung

Aus den drohend daherrollenden Papierwogen, der Sintflut, die man Weihnachtsbüchermarkt nennt, greife ich ein Buch heraus, das mich am meisten überrascht hat. Unter ausdrücklichem Verzicht auf die Obliegenheiten eines Handikappers stelle ich Leonhard Franks Roman Bruder und Schwester voran. Wie die meisten Sprichwörter scheint jetzt auch das vom Meister, der nicht vom Himmel fällt, anfechtbar. Ist dies noch der Verfasser vom „Ochsenfurter Männerquartett"? Freilich: Frank hat inzwischen manche feine Erzählung, er hat „Karl und Anna" geschrieben, aber trotz aller Vorzüge jenes primitiven Liebeskonflikts aus der sozialen Unterschicht —: sein rechtes Element und damit seine Meisterschaft hat Leonhard Frank erst in diesem Roman gefunden, der in der großen internationalen Welt, unter den oberen Zehntausend Europas spielt.

Frank greift eines der heikelsten dichterischen Motive auf: Geschwisterliebe, wohlverstanden in umgekehrter Bedeutung von Goethes „Geschwistern": zwei Liebende wissen nicht, daß sie Bruder und Schwester sind. Ein geschiedenes Ehepaar hat sich in seine beiden Kinder so geteilt, daß der Vater den achtjährigen Sohn Konstantin, die Mutter die dreijährige Tochter Lydia mit sich nimmt. Die beiden Gatten verlieren sich völlig aus den Augen, der Mann stirbt in Rußland, ein reicher Freund adoptiert seinen Sohn, die Mutter hat ihren Mädchennamen wieder angenommen und wohnt in ihrer Villa am Züricher See. Lydia und Konstantin begegnen sich, als sie erwachsen sind, zufällig in einem Berliner Hotel, werden von leidenschaftlicher Liebe zueinander ergriffen, heiraten.

Folgerichtig bis auf jedes Tüpfelchen ist das entwickelt. Aber das Erstaunliche des Buches kommt jetzt: die wie selbstverständlich heraufgeführte Tragik dieses psychologischen Problems und die großzügige unanfechtbare Lösung. Der Schluß bleibe hier ein Rätsel für den Leser. Nur beiläufig sei an die Worte des Harfners im „Wilhelm Meister" erinnert, die Frank als Sinnspruch auf die Stirn seines Buches schreibt: „Seht die Lilien an: entspringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ist ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar?" — Man muß bei diesem Roman staunen über die Erfahrung, das Wissen des Dichters um menschlich Geheimstes, über den Takt, die künstlerische Sicherheit, die Technik, das Herz, die Größe. Leicht beschwingt und humorvoll ist die Einleitung, ungesucht der Dialog, knapp und doch alles Wesentliche erschöpfend. Die Kunst der Verkürzung wird ebenso meisterhaft gehandhabt, wie die der Retardation — jene öfters, diese nur ganz selten angewandt, wie sich's gehört. Die ersten 80—90 Seiten geht's im Flugzeugtempo. Jetzt haben wir ein Plateau erreicht, einen Höhenrücken, auf dem der Dichter für eine ganz besondere Überraschung zum Verweilen einlädt. Er zeigt von hier nichts Geringeres als einen Ausblick ins Paradies. Und stimmt dazu einen Liebeshymnus an, wie man ihn selten in einem Prosawerk vernommen hat. Dieser Roman ist ein Hohes Lied der Liebe. Man darf ihn unter die Musik rechnen.

Unabwendbar wie ein Naturgesetz: daß sich über einem so unirdischen Glück die Wolke der schwärzesten Katastrophe ballen muß. Mit Schrecken sieht man den Blitz niederfahren. Er tötet die Mutter, er schlägt zwischen die Liebenden und schleudert sie so weit auseinander, daß keins vom andern weiß und nichts unwahrscheinlicher ist, als daß sie sich je wieder vereinen. Aber jetzt zeigt sich, daß jener außerordentliche Hochgesang von der stärksten Liebe, die auf Erden denkbar ist, nicht nur um seiner Schönheit willen angestimmt wurde. Er war künstlerisch, beinahe hätte ich geschrieben technisch, notwendig. Denn nur einer so geradezu göttlichen Liebe trauen wir die Kraft zu, selbst die furchtbarste Macht des Schicksals zu zerbrechen . . .

Auch Franz Werfel schließt mit seinem Roman Barbara oder die Frömmigkeit den geheimen Tresor im Menschenwesen auf, wo die Liebe wohnt, wenn auch eine Liebe anderer Art. Ein erfreuliches Zeichen (wie zufällig die Mehrzahl der hier angezeigten Bücher), daß die deutschen Poeten anfangen, sich wieder auf ihr Bestes zu besinnen und das, was man früher Seele nannte, höher einschätzen als den Rekord oder das Plakat. Der künstlerische Grundgedanke des Romans und einzelne Kapitel sind nobelpreisreif; namentlich die, welche von Barbara selbst erzählen,

Digitized by Google

dieser schlichten Bauerntochter und Witwe, die ihr Brot als Hausmädchen verdienen muß. Die Zustände in dem Hause des österreichischen Obersten, bei dem sie dient, sind nicht die besten. Seine Frau, 24 Jahre alt und sehr liebebedürftig, brennt mit einem Dragoneroffizier nach Argentinien durch, aber schon vorher hat Ferdinand, das jetzt fünfjährige Söhnchen des Obersten, mehr an der „Babi" gehangen, als an der Mutter. Und die gealterte Frau, die selber kinderlos ist, liebt ihn mit der ganzen Kraft ihres mütterlichen Herzens.

Barbaras Frömmigkeit, auf die es dem Dichter ankommt, ist von besonderer Art, nicht eigentlich kirchlich, obwohl sie täglich zur Frühmesse geht: „Barbaras Seele ruhte ahnungslos in der Religion, wie ein Tier des Waldes, ein Vogel der Luft ahnungslos in seinem Element lebt." In seiner frühsten Kindheit griff das Licht dieser Ruhe auf Ferdinand über. Auch er lernte, ehe er glauben, denken und zweifeln konnte, Gott erfühlen.

Nicht lange nach der Flucht seiner Frau erliegt der Oberst einem Schlaganfall. Barbara darf den kleinen Ferdinand noch ein paar Jahre bei einer Verwandten betreuen, aber dann werden die beiden getrennt. Der Krieg greift auch in Ferdinands Leben entscheidend ein. Er wird Leutnant und tut seine Schuldigkeit — bis er auf Befehl eines sadistischen Widersachers von der Kadettenschule her drei Überläufer erschießen lassen soll. Im entscheidenden Moment bricht er mit seinen Nerven zusammen, er kommandiert „Laufschritt! Rettet euch!", was sich die drei Todeskandidaten natürlich nicht zweimal sagen lassen. Ferdinand entgeht dem Kriegsgericht durch Flucht, wird schwer verwundet und erwacht in einem Lazarett, wo er langsam gesund wird; Kriegsende und Revolution brinaen Amnestie.

Er gerät jetzt in den Wirrwarr der Nachkriegszeit, in eine bunte Gesellschaft von Revolutionären, Kaffeehausliteraten, Journalisten, Kriegsgewinnlern, wird Arzt und kehrt endlich heim — zu Barbara. Sie ist 75 Jahre alt und empfängt ihn mit den Worten: „Ich wußte, daß Er kommen würde." Sie gibt ihm einen Leinenbeutel mit ihren Ersparnissen. Ohne Abschied geht er von ihr und als er bald darauf die innere Gewißheit von ihrem Tode hat, — auf einer Seefahrt, die er als Schiffsarzt mitmacht — da versenkt er heimlich ihren kleinen Schatz ins Meer, wie ein Opfer; er will ihr Geld, das sie durch ein Leben verdient hat, „dem entweihenden Kreislauf entziehen".

Sehr schön. Der Roman könnte ein Meisterwerk sein, wenn Werfel sich entschlossen hätte, etwa 500 Seiten herauszunehmen (und meinetwegen für sich als Kriegs- und Nachkriegsbuch zu veröffentlichen), die übrigen 305 Seiten aber organisch zusammenzuschließen. Richtig gerechnet, Leser, 805 Seiten, und zwar enggedruckte sind es — die der Titel ganz und gar nicht deckt, denn die fromme Barbara taucht nur am Anfang, am Schluß und gelegentlich in der Mitte auf. Das sind freilich die schönsten Stellen, namentlich der Anfang und das 15. Kapitel „Schlafhüterin", wo Barbara am Bett des Schwerkranken sitzt.

Zum Glück schweigt sie dabei und redet nicht Literatur wie der Dichter. Man glaubt immerfort Papiergeraschel zu hören, wo man auf das Brausen des Lebens sein Ohr spitzt. Der Politiker redet, der Ästhetiker, der Feuilletonist, der Leitartikler, der Kaffeehausliterat. Fausdick wird die Tendenz aufgetragen, wir kennen sie schon aus den 599 Kriegsbüchern des letzten Jahres, wir wissen auch, daß die Tschechen bessere Menschen sind (sowohl Barbara wie die drei armen Fahnenflüchtigen sind Tschechen), wir halten geduldig still, wenn der Student Alfred Engländer seitenlang über sein neues Messiasproblem doziert und literweise Intelligenz nebst Wissenschaft verzapft. Wir wünschen nur, daß der Dichter, der sogar in seinem Verdi-Roman konzentrierter war, sich wieder auf die künstlerische Form besinnen möge, die nun schließlich auch der Roman verlangt.

Was der Dichter Werfel wollte, ehrt ihn. Er wollte zeigen: die Liebe dieser armen, ungebildeten Bäuerin und ihre schlichte Frömmigkeit sind mehr wert als alles große und kleine Geschehen der Welt. Aber er widerspricht sich selbst. Denn gerade ihm scheint ja schon das Disputieren über dies Geschehen wichtiger, als die ganze Barbara, der er nur Bruchstücke des Wälzers einräumt. Gerade ihrer in sich ruhenden Einfalt ist der Eifer des überhellsichtigen Dialektikers, ihrem warmen Herzen der Kältestrom des Intellektualismus so entgegengesetzt wie nur möglich. Schade um die vielen Schönheiten und Tiefen des Romans.

Wenn es in einer Erzählung mehr darauf ankäme, zu reden, statt zu bilden, mehr auf Tendenz als auf Menschendarstellung, so würde Alfred Döblin gewiß darin ebenso seinen Mann stehen wie Werfel. Aber mit welcher künstlerischen Sachlichkeit und unbeirrten Objektivität schaltet er seine Person in dem Roman aus: Berlin-Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf.

Dieser pommersche Dichter und Denker, Kassenarzt im Berliner Osten, hat, wie unsere Leser wissen, schon eine Reihe seltsamer Bücher geschrieben, von der „Ermordung einer Butterblume" bis zu „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine" und „Berge, Meere und Giganten". Wo blieb sein eigenstes Werk, das aus seiner Umgebung, aus täglichem Erleben schöpft? Hier ist es. Es ist das Gespenst der Großstadt. Biberkopfs Schicksal führt ihn aus den Gefängnismauern, in denen er vier lange Jahre vom Leben abgesperrt war, direkt in den sinnverwirrenden Höllentaumel der Millionenstadt. Just dort, wo der Asphalt am schlüpfrigsten ist, muß er, gepufft, bedroht, geschoben, betäubt, sich seinen Weg suchen. Er kommt in Verbrecherkreise, wird betrogen, von „Freunden" ahnungslos zu einem Einbruch mitgenommen. Als er seine Empörung zeigt, wird er von den Verbrechern unter ein Auto geworfen und verliert einen Arm.

Digitized by Google

So geht es weiter. Er hatte ursprünglich den besten Willen, aber seinem stumpfen Verstand fehlte das rechte Erkennen und Verstehen, er fand keine Nebenmenschen, die ihm rieten und nützen konnten; schließlich des Mordes angeklagt, kommt er in eine Irrenanstalt, wird nach längerer Zeit entlassen und steht nun wieder am „Alex" wie damals, als er aus dem Tegeler Gefängnis kam. Ihm wird eine Stelle als Hilfsportier angeboten. Jetzt, sagt der Verfasser, ist er ein neuer Mensch und schließt.

Wirklich? fragt man und sieht sich nach der Begründung um. Was Döblin dartun wollte, ist klar. Ein Schicksal, gelenkt durch die Großstadt.

Das zu erklären, schaltet Döblin einen großen Lärmapparat des Berliner Ostens ein, reiht er auf 529 Seiten eine Fülle von Impressionen aneinander, die ein getreues Bild jener Stadtteile in den Jahren 1927/28 geben, durch die Zeitlupe gesehen, aber zugleich mit aller Atmosphäre getränkt, mit allen Nebengeräuschen verbunden. Einem ist, als hörte man das brausende Getöse der Millionenstadt, das Klingeln der Elektrischen, das Ausrufen der Zeitungen, den dumpfen Rhythmus des Rammbocks an der Untergrundbaustelle. Döblin hätte seinen Roman nennen können: „Biberkopfs Kampf mit der Großturbine Berlin".

Dazwischen klingen und schwingen bei dem schwerfälligen Gelegenheitsarbeiter Franz aus dem Unterbewußtsein seltsame Stimmen herauf, Soldatenlieder aus seiner Dienstzeit, die Klage des biblischen Hiob, moderne Zeitungsphrasen, ein altes Volkslied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod" . . . Dies zugleich mit der rauschenden, tosenden Melodie einer Zeit, eines Stadtteils einzufangen, ist Alfred Döblin wohlgelungen.

Psychoanalytische Befundprotokolle ähnlicher Art hat der irische Schriftsteller James Joyce in seinem „Ulysses" gegeben. Aber, mag dieser wunderliche Wälzer auch nicht ohne Einfluß auf Döblin gewesen sein, er gibt mehr, er greift darüber hinaus, freilich nicht immer, ohne sich zu vergreifen. Wenn er an einschlägigen Stellen wörtlich ganze Paragraphen aus dem Strafgesetzbuch zitiert, Abschnitte aus medizinischen Büchern, oder die physikalischen Formeln des Newtonschen Gesetzes in die Erzählung einklebt, so erinnert das an die künstlerische Herkunft Döblins vom „Sturm". Diese Künstlergruppe glaubte auch in ihre Gemälde irgendwelche wirklichen Gegenstände oder Ausschnitte einkleben zu dürfen, weil es ja auf den Stoff der Darstellungsmittel „nicht ankomme".

Nur seine geschickte Darstellungskunst und ein großer Rhythmus, der durch das Ganze schwingt, lassen an einzelnen Stellen den dräuenden Eindruck des Bluffs nicht ganz aufkommen. Aber Döblin bleibt frei von jeder Zwangsjacke der Partei, der Sekte, des Dogmas. Wie leicht wäre es für einen Durchschnittserzähler bei diesem Franz Biberkopf-Stoff gewesen, auf das „Pfui — wie Schlechte" in diesem und seinen „Kollegen" hinzuweisen, wie naheliegend eine zornige Anklage oder rührselige Klage über die bürgerliche Gesellschaft, die einen entlassenen Sträfling nicht in bessere Obhut nimmt, über die Gesetze, die ihn dauernd schädigen. Döblin richtet seinen Blick auf Wesentlicheres, auf das schicksalschmiedende Leben. Dies Auge sah einst die bedeutendste Vision von der Zukunft des Menschengeschlechts in „Berge, Meere und Giganten". Nun steht Döblin inmitten der schäumendsten Brandung der Gegenwart. Und sein Blick ist von gleicher Schärfe und Ruhe; der Naturwissenschaftler und der Erzähler großen Stils vereinen sich — aber wer sein inneres Ohr an dies Buch legt, der hört auch ein Herz darin schlagen.

★

Wilhelm von Scholz, der sich 53 Jahre bis zu seinem ersten großen Roman Zeit ließ (Perpetua), entsendet jetzt sein zweites Geschoß gleichen Kalibers: Der Weg nach Ilok. Es ist der letzte Lebensweg des Franziskaners und Kreuzpredigers Johannes Capistrano von dem Zeitpunkt an, wo er als Legat und Bußprediger nach Deutschland kam und hier mit Ketzer-, besonders Judenverfolgungen wütete. Wieder versenkt sich der Dichter ergründend in die Kräfte und Mächte, die geheimnisvoll im Leben wirken, in seelische Absonderlichkeiten, in Mythos und Mystik, Aberglauben und Wunder. Aus dem Weltkind ist der furchtbare Gottesstreiter geworden, schon äußerlich auffallend trotz seiner kleinen, abgezehrten Gestalt, weil in seinem Gesicht ein ununterbrochenes Zucken und Mienenspiel ist, abwechselnd anfeuernd, gebietend, fragend oder zornig aufleuchtend.

Die Erzählung beginnt mit Capistranos Einzug in Breslau, sie gipfelt in den maßlosen Ketzerverfolgungen, in seinem grausamen Wüten gegen die Juden. Hier hat der Dichter mit dramatischem Schmiß den Stoff gegliedert, die Wirkungen gestaffelt. Durch die Aussagen eines irren Mädchens über Kindesmord und Hostienschändung wird er zur Vernichtung der Juden mit Folter und Scheiterhaufen veranlaßt. In seinem Haß geht er so weit, daß er einem gefolterten Juden mit eigener Hand das glühende Eisen auf die Brust richtet, weil ihm der Henkersknecht nicht schnell genug arbeitet. Als Capistrano nach dem scheußlichen Vernichtungswerk erfährt, daß es auf die Lügen einer Wahnsinnigen hin unternommen ist, bricht er zusammen und in schwerer Krankheit schwebt er lange zwischen Leben und Tod. Ein seltsamer Traum führt ihn hier hinüber in ein neues geläutertes Leben. Die große Liebe hat ihn angerührt. Nach zwei Jahren schon steigt er nach dem einsamen Kloster Ilok hinauf, dort zu sterben.

Die dichterische Kraft und Erzählungskunst Scholzens stehen auf gleicher Höhe wie in Perpetua. Mit verstehender Einfühlung ist das Charakterbild dieses Großinquisitors gezeichnet, der im Grunde immer der heißblütige, rachsüchtige Süditaliener blieb. Aus der Ruhe des chronikartigen Berichtes wachsen leuch-

Digitized by Google

tende Bilder hervor, das harte Geschehen ist mit dramatischer Architektur gestuft, aber auch die zarten Liebesszenen, die diplomatischen Kämpfe zwischen dem Legaten und dem klugen Kanzler Grünhagen fesseln den Leser. Besonders stark ist Scholz wieder in dem Schaffen der mittelalterlichen Atmosphäre, im Heraufbeschwören unheimlicher Mächte und Gestalten okkulter Triebkräfte, in der Verknüpfung von Mystik und Leben.

Und doch ist dies Buch mit dem schweren, schleppenden Stil nicht so erfreulich wie Perpetua. Schon die Hauptgestalt: Capistrano, zu dem wohl der Pater Eustachius seines letzten Romans Modell gestanden hat, ist nicht so anziehend, daß man sich 522 Buchseiten mit ihm ohne Ermüdung unterhalten könnte, im Gegenteil: man versteht nicht ganz, wie Scholz ihn zur Hauptgestalt einer so großen Dichtung wählen konnte, wie er die Wunder dieser Teufelsgestalt mit andächtiger, gläubiger Miene erzählt. Der rechte Weg zur Neubelebung des historischen Romans ist das schwerlich.

Den hat Albrecht Schaeffer schon eher in seinem Kaiser Konstantin gefunden, so wenig es mir in den Sinn kommt, einen Dichter gegen einen anderen auszuspielen. Zumal gegen einen Wilhelm von Scholz. Konstantins geschichtliche Gestalt reizte Schaeffer als die Achse einer Zeitwende, und statt die Überlieferung ehrfürchtig nachzuerzählen richtet er seine Untersuchung gerade auf die von der Geschichte nicht beantworteten Rätselfragen. Wie kam es, daß Konstantin, der das Christentum zur Staatsreligion erhob, erst dreizehn Jahre später, auf dem Sterbebett, sich taufen ließ? Zu zweit: der erstaunliche Schachzug des Konzils zu Nicäa. Schaeffer kommt es auf die Beweggründe an, nicht auf das Geschehen. Konstantin kämpft aus Staatsklugheit für das Christentum, ohne selber Christ zu sein. In seinem Gespräch mit Maxentius lehnt er es ab, ein Christ genannt zu werden. Aber die alten Götter seien verbraucht und der Mensch, „an sich ein Affe, braucht einen Gott, um Mensch zu sein". Wenn der Kaiser Christus verehrt, der ihn von Jugend auf beschäftigt hat, so verehrt er in ihm den Erfolg, dieser abergläubige Opportunist und geniale Realpolitiker, aber durchaus nicht seine Lehre, die seiner Weltanschauung entgegengesetzt ist.

Schaeffer hat mit seiner gepflegten Darstellungskunst die Gestalt des Konstantin über die Aufzeichnungen der Geschichte hinaus als einen Mythos aufgerichtet, der doch gerade uns Heutigen verständlich ist in dem Zwielicht einer großen Weltwende.

... Mit Schrecken sehe ich noch einen Bücherberg vor mir, den in diesem Rahmen abzutragen, unmöglich ist. In Kürze: Aus Hermann Stehrs reichem Schaffen hat der Verlag neun kleine Erzählungen in einen Band gefaßt unter dem Titel Mythen und Mären, der ja im Grunde auf das ganze Schaffen des schlesischen Dichters paßte. Kleinodien aus dem Werk eines Vierteljahrhunderts, unseren Lesern größtenteils bekannt. Sie beginnen mit dem köstlichen Märchen „Das letzte Kind" (1903) und enden mit „Das entlaufene Herz", das hier hinlänglich betrachtet wurde. In einer dieser Mythen erzählt Stehr, wie „Der Ewige" auf gewaltigen Flügeln durch das Weltall braust und, an der Erde vorüberstreifend, eine Deckfeder seines Fittichs verliert. Sie schwebt hernieder, bohrt sich mit der Spitze in den Erdboden, wird zum Baum, und von ihm bekommt die bisher stumme Erde ihre Stimme, ihr Rauschen. Die Feder, mit der Stehr diese Dichtungen schrieb, scheint ein Ableger von jener zu sein ...

*

Hans Friedrich Blunck hat seinen zweiten Übersee-Roman geschrieben (nach der Weibsmühle): Im Land der Vulkane. In Mittelamerika, zwischen zwei Weltmeeren, auf bebender Erde kämpfen deutsche Pflanzer einen schweren und zähen Kampf: gefährlicher noch als die vulkanischen Ausbrüche der Natur sind die der rebellischen Menschen. Aber es scheint ein Symbol, eine Zukunftsbejahung kraft des deutschen Lebenswillens und der Kameradschaft mit der Frau. Oft schweigen diese Menschen, aber die Natur spricht, die Landschaft gewinnt ihre eigentümliche Glut und Farbe, von einer Magie umsponnen, die nur ein Dichter hervorzaubern kann.

*

Zwei der wichtigeren Romane, die in Buchform vorliegen, sind unsern Lesern schon aus dem erzählenden Teil der Hefte bekannt: Gewalt über ihnen von Ernst Zahn (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und Viktor von Kohlenegg: Das Paradeis (Stuttgart, Cotta). Beide in schöner und gediegener Ausstattung.

Leider kann ich die folgenden Bücher aus Raummangel nur summarisch empfehlen: Die Geisterstadt von Heinrich Lilienfein (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). — Clara Ratzka: Das Spiel um Jolande (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Walter Bloem: Wir werden ein Volk (Berlin, Paul Franke). — Rudolf Stratz: Das Geheimnis von Fuensanta (Stuttgart, Cotta). — Hans-Caspar von Zobeltitz: Der Vitapalast (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong). Zuletzt, doch nicht zuletzt an Wert: Helene Voigt-Diederichs: Ring um Roderich (Jena, Eugen Diederichs).

Digitized by Google

Die Toten reisen

Novelle von Eduard Szamba

Gegen Mitternacht hielt der Zug in Avignon. Auf dem von feuchten Winden durchfegten Bahnsteig ergingen sich einige Gestalten, die rasch ein wenig Kühle atmeten, bevor sie wieder die geheizten und luftengen Wagen bestiegen. Schemenhafte Lichter schwankten, und ihr Schein kämpfte sich nur mit Mühe durch die neblige Dunkelheit. Waren rollten heran. Am Ende des Bahnsteiges wurde ein schwerer, schwarzer Sarg in den Zug geladen. Fahrgäste verweilten in einiger Entfernung und sahen zu. „Ein unangenehmer Reisegenosse ... wenn wenigstens das Wetter nicht wäre ... aber so ... vielleicht ein schlimmes Vorzeichen!" Jeder dachte es, und man empfand die regnerische Kühle, das trostlose, undurchsichtige Dunkel dieser Novembernacht doppelt schwer und bedrückend.

Wenige Minuten später rollten wieder die Räder, und in den Federungen trommelte die aufreizende Monotonie des dahinsausenden Zuges. Haltlos fühlte man sich dieser Macht preisgegeben. Im Seitengang vernahm man noch deutlicher das pfeifende Getöse der zerschnittenen Luft, und manchmal prasselten Regenschauer wie ein kurzes, hölzernes Gelächter gegen die blinden Scheiben. Hinter uns waren die Lichter der Stadt erloschen; trostlose Finsternis hastete nebenher wie ein lauerndes Gespenst, und nur selten, wenn Rauch und Nebel wie ein schlaffes Tuch über das Dach hinaufschlugen, sah man in der Ferne etwa ein trübes Lämpchen oder ein paar schwarze Riesenschlote, die, entkleideten Bäumen gleich, kahl, einsam und verdrossen in das tief hinziehende Gewölk ragten. Aus den Wagenabteilen drang stoßweise Unterhaltung, die sinnlos anhub und alsbald erstickte und verebbte.

Ich versuchte, in meinem Buche zu lesen. Aber die Worte tanzten, verwirrten und verschlangen sich, halbe Silben reihten sich zueinander und ergaben lächerliche und düstere Zeichen. Oder die Linien glichen dahineilenden Wagenzügen, die sich kraus verwickelten und wunderbarerweise immer wieder vom wüsten Knäuel lösten, und wiederum, wenn es stiller war, glichen die einzelnen Worte kleinen, schwarzen Särgen, von denen jeder einen geheimen Sinn verschloß, ruckweise geschoben und bald wieder verwischt. Dies war eine zu anstrengende und auf die Dauer unerträgliche Zerstreuung. Meine Lektüre wurde indessen durch das Erscheinen einer jungen Dame, welche den einzigen freien Platz mir schräg gegenüber einnahm, unterbrochen. Sie hatte kein Gepäck bei sich, nicht einmal eine Tasche. Unter dem dunklen Mantel schaute ein graues Reisekleid hervor. Obgleich die Hitze in dem Wagen von Zeit zu Zeit unausstehlich wurde, legte sie nichts ab und schien sich überhaupt um äußerliche Dinge nicht zu kümmern.

Ich musterte das junge, etwas müde Gesicht. Sie hatte den Kopf leicht zurückgelehnt und schien mit geschlossenen Augen vor sich hinzusinnen. Ihre Hände lagen bewegungslos im Schoß. Manchmal dünkte mir, als ob sich eine unbestimmte, plötzliche Angst in ihren Zügen malte; dabei zog sie die Schultern wie schützend hoch und blickte verwirrt an sich hinab. Jetzt erst bemerkte ich, daß die junge Frau in gesegneten Umständen war. Dann wiederum saß sie aufrecht still und versank in einem innerlich geschauten Betrachten.

Ich versuchte, meiner Aufmerksamkeit eine andere Richtung zu geben. Das Wiedersehen mit meinem Freunde, den ich seit drei Jahren nicht gesehen und der sich inzwischen mit einer jungen Französin in Lyon verheiratet hatte, bewegte mich. Der geschäftliche Vorwand, dem zuliebe ich diese Stadt aufsuchte, trat hinter den neugierigen und frohen Erwägungen zurück. Er mochte ein anderer geworden sein; ich selber vielleicht auch, ohne mir darüber Rechenschaft geben zu können. Nun eben, wir würden uns wieder aneinander gewöhnen, einander zu verstehen suchen, Erinnerungen neu aufleben lassen ... Was gab es Schöneres?

Mittlerweile hatten es sich die Leute um mich herum bequem gemacht; einige schliefen, und andere taten wenigstens so, in dem Wunsche, die lange Zeit nützlich zu verbringen. Nachdem jemand das grelle Licht ausgelöscht hatte und nur ein blaues Nachtlämpchen einen schwachen Schein verbreitete, schien es, daß sich die Gesichter veränderten. Ganz allmählich lösten sie sich auf, Stück um Stück der täglichen Maske fiel, und zuletzt lagen die Seelen gleichsam entblößt vor aller Augen. Während ich darüber Betrachtungen anstellte, hatte ich das unangenehme Empfinden, daß mich die junge Dame, deren

Digitized by Google

verspätete Ankunft mich über Gebühr beschäftigt hatte, ohne Unterlaß anstarrte. Sie hatte ihr schwachbeschienenes Gesicht mir zugewandt. Zwar verhüllten tiefe, beängstigende Schatten die eindringlichen Blicke, die ich im Dunklen nur erraten konnte. Und doch schien es mir, daß sie mich unaufhörlich musterte. Ich versuchte mit geschlossenen Augen den ersehnten Schlaf herbeizuzwingen. Es mißlang. Immer wieder zwang es mich, zu ihr hinüberzusehen, und eine eigene Unruhe überkam mich. Wenn ich auch mit triftigen Überlegungen meiner Empfindungen Herr zu werden trachtete, die quälende Neugier blieb trotzdem. Unter gesenkten Lidern spähte ich daher nach der Unbekannten, die unbeweglich gegenübersaß und mir ihr Gesicht zeigte. Sie war jung und hübsch, und, wenn auch etwas leidend im Aussehen, dem Anschein nach doch gesund und kräftig. Jetzt aber, unter dem Spiel der Beleuchtung, schien sie erschreckend entfleischt. Die hohlen Augen, die Einbuchtungen in den Wangen, das weißliche Scheinen der Haut gaben dem Kopfe ein wahrhaft totenähnliches Aussehen. Als ich es zuerst gewahrte, beklomm es mich. Dann versuchte ich genauer zu sehen, hob und senkte die Lider, sah und spähte, bis ich zuletzt selber zweifelte, ob ich nicht wirklich einer Toten gegenübersaß.

★

Stunden vergingen. Ich verspürte eine gereizte Müdigkeit in allen Gliedern. Einmal trat ich in den Gang, um mich zu bewegen. Draußen immer dieselbe Dunkelheit, das Rauschen von Wind und Regen, das hastige Poltern der in kurzen Zeiträumen aufstoßenden Räder. Kalter Luftzug drang irgendwo herein. Wieder nahm ich meinen Platz ein, und alsbald begann das alte, verdrießliche Spiel von neuem.

Endlich tauchten ein paar kalte Lichtschimmer auf. Zunächst nur vereinzelt. Dann wurden es beleuchtete Straßenzüge, die sich in der Ferne verloren. Wir näherten uns einer Stadt. Schon drangen die Schlagscheine aus den erleuchteten Hallen des Bahnhofs in unser Abteil. Still war es im schlafenden Zuge. Kaum ein Laut drang durch die geschlossenen Fenster und Türen. Unter leisem, dumpfem Rollen setzten sich die Wagen wieder in Fahrt.

Ich befand mich in einer hoffnungslosen Stimmung. Unmut über mich selber und ein unerklärlich feindliches Gefühl gegen die Unbekannte, die mir keine Ruhe gönnte, stiegen in mir auf. Sollte das nun so weiter gehen, bis Lyon vielleicht? Ein Totenschädel war es, gewiß, wahrhaftig, warum nicht? Die kurze, stumpfe Nase, die abgebröckelt schien, die scharf herausgebogenen Knochenstreifen unter den toten Lichthöhlen der Augen — es war peinlich, das gegenüber zu haben. Ja, mehr als das, es war einfach schauerlich. Manchmal empfand ich Mitleid oder Furcht für die junge Dame, die ich vor irgend etwas hätte warnen mögen. Gab es nicht Hellgesichte, die ein Unheil ankündigen? Hatte nicht schon der schwarze Sarg im Zuge eine unheilvolle Bedeutung? Hatte es mich nicht gleich ergriffen, eine Bestimmtheit des Ungewissen? Aber ich sah es doch deutlich: es war nicht einmal ein Hellgesicht: Sichtbare Wirklichkeit war es. Letzten Endes waren es eben Schatten. Was ging es mich an!

Unversehens belebte sich die von mir so Beobachtete. Sie blickte sich um, beugte sich vor, und ihre Hände bewegten sich ruhelos. Nebenan hörte man Türen schlagen. Eine nach der andern wurde auf- und zugeschlossen. Langsam kam es näher. Auch die Türe zu unserem Abteil wurde aufgerissen, der Schaffner trat ein und sah sich prüfend um. Sein Blick haftete auf der Unbekannten. Nun schien sie völlig ratlos. Mit schwacher Gebärde deutete sie hinter sich.

‚Aha,' dachte ich, ‚sie hat ihr Gepäck im hinteren Teil des Zuges zurückgelassen. Vielleicht gab es dort keinen Platz für sie.'

Der Schaffner hingegen ließ sich nicht beirren; er trommelte mit den Fingern ungeduldig am Türrahmen.

„Ihre Karte, bitte!" sagte er, worauf sie wiederum mit der Hand hinter sich deutete. „Dann wollen Sie sich bitte bemühen," herrschte der Beamte weiter. „Suchen Sie Ihre Karte. Ich kann sie doch nicht etwa suchen gehen. Ich werde nachkommen."

Die Dame erhob sich zögernd, trat in den Laufgang und verschwand. Nun gab es Ruhe. Der Lärm der Eisenteile und das tosende Brausen des Unwetters übertönten die eigenen, benommenen Gefühle. In stumpfer Gehörlosigkeit und nicht endenwollender Erschütterung erlag ich einem unerquicklichen Schlummer.

★

Es mochte lange Zeit seitdem verstrichen sein, als kurz vor der Einfahrt nach Lyon der Schaffner meine Schulter berührte.

„Ist die Dame zurückgekommen? Sie ist nirgends zu finden. Spurlos verschwunden."

Sie war nicht zurückgekommen. Mit einem Schlage schien sich nun das Rätsel zu lösen. Nicht umsonst hatten mich meine vorahnenden Gefühle geplagt. Warnung hatte in der Luft gelegen; es hatte mich ange-

Digitized by Google

zogen, wie immer das Schreckhafte anzieht; unsichtbare Finger hatten auf das Etwas hingewiesen, daß man es nicht übersehen konnte. Erscheinungen gab es, Kometen warfen einen feurigen Schein in den Himmel, wenn die Zeiten von Kriegslust schwanger waren; Gewitter warfen ihre erschreckenden Zeichen voraus, daß Mensch und Tier flüchtend unter Obdach gingen, und die Dinge selber fühlten es und veränderten sich, wenn sich das Jenseits einem Sterblichen auftat. Hierin hatte freilich die Vernunft nichts zu suchen, es sei denn, jene feinere, die kündend und weissagend die Natur erfüllt. So hatten auch hier die Umstände geredet, hatten vielleicht helfen und verhüten wollen. Nur mein Mißtrauen gegen dieses bessere Wissen hatte mich bewogen zu schweigen, die junge Dame nicht zu warnen. Sie war verschwunden. Nun, dann war es doch selbstverständlich: sie mußte aus dem Zuge gefallen sein, vielleicht nicht unbeabsichtigt. Das gab es leider. Doch auch dieser Gedanke verschaffte mir keine Erleichterung; mir schien, daß der Vorfall damit noch nicht beendet war.

Es tagte. Eine trübe Dämmerung wehte um die nassen Wipfel der Bäume. Die Rhone lag wie ein gelbgrauer Lindwurm glanzlos zwischen den Hängen. Als ich in Lyon den Zug verließ, war es völlig Tag. Freudlose Geschäftigkeit herrschte überall. Ziehendes, lichtloses Gewölk bedrückte die Stadt. Meine nächste Sorge galt einer Unterkunft, damit ich mich tüchtig ausruhte.

Erst gegen Abend betrat ich das Haus, in dem mein Freund mit seiner Frau wohnte. Als ich die Treppen des hohen Gebäudes hinaufklomm, faßte mich wieder die Erinnerung an die seltsamen Erfahrungen der vergangenen Nacht. So geschah es, daß ich mich mit Gewalt aus meiner üblen Laune reißen mußte, als mich das öffnende Mädchen in ein Empfangszimmer führte. Allein gelassen, in Erwartung des Hausherrn, ließ ich meine neugierigen Gedanken in dem Raume wandern. Dabei fielen meine halb abwesenden Blicke auf ein Porträt an der Wand. Kannte ich dieses Gesicht? Ich stutzte und erschrak, als ich, näher tretend, erkannte, daß sie es war, die junge Dame, die mit mir gereist und dann auf so unerklärliche Weise verschwunden war, daß ich mich im Glauben an ein Unglück gerechtfertigt fühlte. Gottlob, daß ich mich offenbar getäuscht hatte. Aber sonderbar blieb die Entdeckung doch.

In diesem Augenblicke war mein Freund ins Zimmer getreten. Er sah älter aus, war dunkel gekleidet, schien müde und etwas kummervoll. Doch war seine Begrüßung herzlich, trotz einer nach langem Fremdsein verständlichen Zurückhaltung.

Kaum konnte ich es erwarten, ihm meine merkwürdige Entdeckung mitzuteilen, und, noch immer unter deren Eindruck verwirrt, fragte ich halb scherzend, indem ich auf das Bild zeigte: „Ist das deine Frau?"

„Das war meine Frau," erwiderte er mit stumpfer Trauer.

„Das war ...?"

„Sie ist tot."

Ein beklommenes Schweigen folgte diesen wenigen Worten. Also waren meine Befürchtungen doch kein Traum. Jetzt war ja alles klar. Ich selber kam, den Tod, an dem ich eine Mitschuld hatte, ansagen. Dieser Gedanke erfüllte mich mit tiefem Grauen.

„Heute nacht," sagte ich, „ist sie gestorben."

„Heute nacht?" Mein Freund sah mir überrascht ins Gesicht, fast als ob er meine Unwissenheit belächeln wollte. „Nein, nicht heute nacht. Sie starb vor zwei Tagen bei ihren Eltern in Avignon. — Sie erwartete ein Kind. — Was hast du?"

„Sie erwartete ein Kind," wiederholte ich zaudernd und von böser Ahnung erfüllt. „Und das ängstete sie. Davor fürchtete sie sich, weil sie wußte ... weil sie fühlte ..."

„Was weißt du?" schrie mein Freund, der sich vor Aufregung kaum mehr beherrschen konnte, während ich fortfuhr: „Heute nacht wurde sie in ihrem Sarge hierher geschickt?"

„Du weißt das? Aber woher weißt du es denn?"

„Ich sah sie doch; sie saß mir im Zuge gegenüber."

Jetzt betrachtete mich mein Freund mit einem unverhohlenen Mißtrauen. Vielleicht zweifelte er an meinem Verstande. Und er sagte mit beleidigtem Spott: „Du wirst geträumt haben. Ah, sie kommt nicht mehr zurück."

Mir selber schien es nun, daß er recht haben müsse. Wenn ich sie nur nicht gesehen hätte, nicht diesen feinen, blassen, totenähnlichen Kopf, diese unbeweglichen, schmalen Hände, oder gar ihr hilflos geängstetes Wesen. Seit wann besuchen uns die Toten, wie diese, die ihren Sarg verließ, frierend und des Alleinseins müde, um mich zu sehen, da wir demselben Ziele zustrebten?

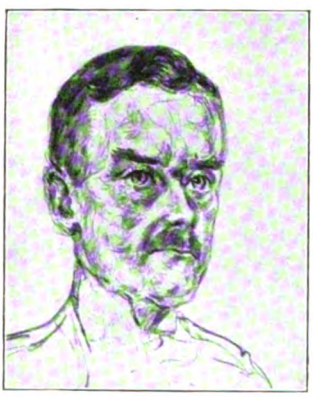
„Ich wollte dich nicht betrüben," begann ich. „Erkläre es mir nur. Ich habe es doch alles gesehen."

Aber er hörte mich schon nicht mehr. Wir blickten beide hinauf zu dem Bilde der rätselhaften Toten, er im Gefühl seines Schmerzes, ich voll Mitleid und verwirrenden Fragen.

Digitized by Google

Drei Dichter in drei neuen Werken

Waldemar Bonsels
Phot. Becker & Maaß



Thomas Mann
Lithographie von Emil Stumpp

Hanns Johst. Phot. Fuld

Im nächsten Heft schließt der große Roman von Paul Oskar Höcker: Die sieben Stufen. In dem darauf folgenden, im Märzheft, beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten Romans von

Waldemar Bonsels: Mario und Gisela.

Der Grübelsinn Gustav Frenssens, die Gegenwärtigkeit Paul Oskar Höckers werden durch die Naturverbundenheit eines schwärmerischen Poeten abgelöst, der durch zarte Verträumtheit, durch sinnige Beseelung von Tier und Pflanze, durch blühende Phantasie als ein später Nachfahr deutscher Romantik eine Kette unvergleichlicher Erfolge errungen hat. Werke wie die „Biene Maja", das „Himmelsvolk", „Indienfahrt", „Mario und die Tiere" sind zu vielen Hunderttausenden verbreitet worden, auch in allen möglichen fremden Sprachen. Wir freuen uns, daß der Dichter sein neuestes Werk zuerst unsern Lesern vorlegen will. Bisher sind alle seine Dichtungen sofort in Buchform erschienen. Mit diesem Roman, einer wundervoll zarten Liebesgeschichte, macht Bonsels den „Monatsheften" zugunsten eine Ausnahme.

Noch während der Roman von Bonsels läuft, bringen die „Monatshefte" eine umfangreiche Novelle von

Thomas Mann: Tragisches Reiseerlebnis.

Mit dem Novellenbande „Der kleine Herr Friedemann" hat Thomas Mann seine außerordentliche Laufbahn beschritten. Novellen wie „Der Tod in Venedig" und „Tonio Kröger" zählen nicht nur zu den Gipfeln seines Schaffens, sondern auch zu den Meisterwerken unsrer Dichtung. Thomas Mann hat ihnen mit dieser Novelle ein neues beigesellt. Wir wissen alle: er ist ein sparsamer Künstler. Er schafft nicht leicht, jedes Wort ist ihm ein Gegenstand reiflichster, oft quälender Überlegung. Seit Jahr und Tag ist der Dichter des „Zauberbergs" besessen von einem großen Stoff, einem Josephroman. Wie ein Wunder wirkt es, daß ihm trotzdem diese Novelle ausgereift ist. Sie ist, wie er selbst gelegentlich von seinen Novellen gesagt hat, von „kühler Strenge" und dennoch erfüllt von „wohnlichem Behagen".

Auf Bonsels und Mann, den jüngsten Träger des Nobel-Preises, folgt als letzter großer Roman des Jahrgangs

Hanns Johst: Die Torheit einer Liebe.

Die Leser wissen, daß Johst, der seit einiger Zeit neben Karl Strecker die neuen Romane und Novellen bespricht, nicht bloß ein temperamentvoller, jugendfrischer und dankbarer Kritiker, sondern auch ein begnadeter Dichter ist. Denn sie werden sich an manche seiner Novellen erinnern, namentlich an die spätherbstliche „Begegnung" (Novemberheft 1928), die von einer schweren Süßigkeit erfüllt war. Jetzt hat Johst einen Roman vollendet und gibt ihn uns zur ersten Veröffentlichung, ein junges Buch voll Übermut und Fröhlichkeit, ein verliebtes Buch, aber weit entfernt, in der Fabel wie in der Darstellung, von all den romanhaften Liebesgeschichten, die der moderne Leser nicht mehr vertragen kann.

Diese drei Werke, diese drei Dichter werden den Heften vom März bis zum August ihr Gepräge geben. Ihnen gesellt sich die kaum übersehbare Fülle von andern Beiträgen aus allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens.

Jedes Heft eine Überraschung, eine Freude!

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Paul Oskar Höckers Gedenktag

Vor einigen Jahren, im Dezember 1925, haben die Monatshefte einen Aufsatz über Paul Oskar Höcker veröffentlicht. Wurde damals, zu seinem 60. Geburtstag, versucht, neben der menschlichen die dichterische Persönlichkeit Höckers zu umreißen, seine Stellung im literarischen Leben der Zeit zu schildern, so legt der 1. Januar 1930 vor allem andern ein freundschaftliches Gedenken im engern Kreise dieser Zeitschrift nahe: an diesem Tage sind 25 Jahre verflossen, seit Paul Oskar Höcker in die Schriftleitung von Velhagen & Klasing eingetreten ist.

Paul Oskar Höcker
Scherenschnitt von Adelina Sacerdoti-Thomin

Ein häusliches Fest, gewiß. Aber wie wir an andrer Stelle dieses Heftes, im Zusammenhang mit dem Preisausschreiben, rühmen dürfen: unsre Leser sind nicht bloß Bezieher, Käufer dieser Hefte. Sie nehmen, oft seit Jahrzehnten, freudig an ihrer Zeitschrift teil, nicht immer blind begeistert, häufig mit scharfer, doch immer liebevoller Kritik, und wir müßten befürchten, ihnen etwas zu unterschlagen, wenn wir sie einen für Velhagen & Klasings Monatshefte so wichtigen Gedenktag nicht mitbegehen ließen. — Selbstverständlich lebt Höcker im Bewußtsein der Mit-, im Gedächtnis der Nachwelt als der große Schilderer der deutschen Gesellschaft, als der unerschöpfliche Fabulierer packender Geschichten, als der meisterhafte Knüpfer und Löser vielverschlungener Handlungen, aber auch als der kundige Deuter des menschlichen Herzens. Grade der in diesem Heft laufende Roman Höckers „Die sieben Stufen" beweist erneut, wie innig dieser Dichter fühlt und daß er in allen Schichten unsers Volkes zu Hause ist, gleichwie seine Kunst in allen Schichten ihre Freunde hat. Aber neben, nicht hinter dem Poeten steht der Zeitschriftenleiter Höcker.

Sein Amt an diesen Heften ist ihm für sein ganzes Leben entscheidend geworden. Als er, bisher freier Künstler und Schriftsteller, den ersten Schritt in die Redaktion tat, hat er sich seine neue Arbeit gewiß nicht so schwer, wahrscheinlich auch nicht so schön gedacht. Schnell erwarb er sich das Vertrauen des Verlages, die Neigung seiner Kollegen und zeichnete nach dem Ausscheiden von Hermann Pantenius mit Hanns von Zobeltitz als Herausgeber dieser Hefte, seit dessen Heimgang (1918) auch verantwortlich.

Man kann Höcker viel nachrühmen, was ihn zum Leiter einer Zeitschrift befähigt. Er hat den klaren Blick für das Heutige, aber auch für das Echte. Er versteht aufs liebenswürdigste mit Menschen umzugehen, mit Schriftstellern und Künstlern, mit Kollegen und Verlegern. Er hat Sinn auch für den Kleinkram, ohne dessen sorgfältige Erledigung jeder, auch ein geistig eingestellter Betrieb verkommt. Höcker, der Dichter, ist ein praktischer Mensch. Wie er ein guter Kompagnieführer war und in Lille auch als Drucker und Verleger wirkte, so hat er sich in 25 Jahren von der täglichen Fron nicht ermüden lassen. Jeden Morgen erscheint er mit frischem Mut und erquickender Neugier am runden Tisch unseres Beratungszimmers, und wenn die Post und die Kollegen nichts Neues haben — er hat es gewiß.

Seit Paul Oskar Höcker seinen 60. Geburtstag gefeiert hat, ist er nicht älter geworden. Er hat sich ein neues, modernes Haus gebaut, nach den Grundsätzen, die unser Preisausschreiben für ein Eigenheim bestimmt haben. Er freut sich über sein Haus und die Welt, schöne Frauen und seltene Blumen und vor allem: über junge Menschen. So ist er der rechte Mann, um auch diese Zeitschrift jung zu erhalten. Mit Leidenschaft legt er sich für junge Künstler und Schriftsteller ins Zeug und läßt sich durch ängstlichen Widerspruch in der Erkenntnis nicht beirren: eine Zeit-Schrift muß mit der Zeit gehen oder sie verliert ihren Reiz und ihr Leben! Wir, Paul Oskar Höckers Kollegen, sind uns mit dem Verlage darin einig, daß wir unserm verantwortlichen Schriftleiter von Herzen danken müssen, und diesem Dank — des sind wir sicher — werden sich viele Leser gern anschließen. Denn wie unendlich viel von dem, was durch 25 Jahre Monat für Monat Hunderttausende erfreut, erbaut, beglückt hat, geht auf Anregungen Höckers zurück, ausgestreut mit leichter, ausgeführt mit fester Hand. So zählen diese Hefte mit zu Höckers Werken und sind darauf stolz!

Itzehoer Kunstgewerbe

Von der kleinen holsteinischen Kreisstadt Itzehoe ist seit dem langen Peter, dem Freund

Digitized by Google

„Das eilende Vöglein"
Klempnerarbeit in Silber und Opal von W. A. Hablik und Liane Haarbrücker-Itzehoe

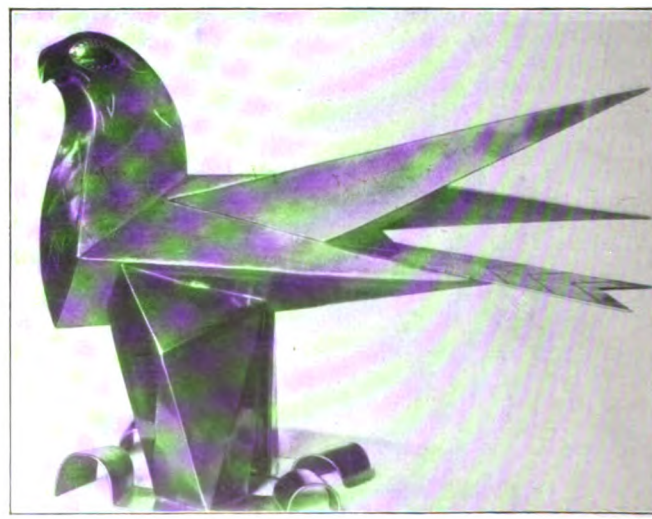
der Gustel von Blasewitz, im weiten deutschen Vaterlande erst wieder die Rede gewesen, als sich hier im verflossenen Jahr der Unwille einer von harten Steuern gedrückten Bauernschaft entlud. Aber wie an vielen Orten, von denen man es nicht vermuten sollte, gibt es auch hier ein reges künstlerisches und geistiges Leben. In Itzehoe betreibt W. A. Hablik mit seiner Frau und seiner Gesellin Liane Haarbrücker eine kunstgewerbliche Werkstatt, aus der neben kostbaren Webereien so merkwürdige Klempnerarbeiten wie die hier wiedergegebenen hervorgehen. Hablik behandelt das Material mit vorbildlicher Treue. Er stilisiert die Natur, ohne ihr fremd zu werden, und entwickelt gelegentlich, z. B. in dem „Eilenden Vöglein", einen sehr erquicklichen Humor.

Die Eboli

Der Aufsatz von Zuchardt über Philipp II. ist bei aller Gründlichkeit im einzelnen mehr als eine historische Darstellung. Was der Verfasser an Tatsachen aus den Büchern der Geschichte herausgehoben hat, ist ihm zu einer Folge von Bildern geworden, die das Wesentliche im Leben und im Wesen des spanischen Königs dichterisch zusammenraffen. Der Beitrag brauchte keiner quellenmäßigen Illustrierung; sie wäre ihm sogar schädlich gewesen. Nur ein Bild sei hier nachgetragen: das Porträt der Eboli, ein Gemälde voll tiefer seelischer Wahrheit. Es stammt von Alonso Sanchez Coello (1513—1590), dem Hofmaler Philipps II. Er hat außer dem König auch die ganze königliche Familie, u. a. auch Don Carlos gemalt. Ignatius von Loyola hat ihm gesessen, und viele spanische Kirchen wurden von Altarblättern seiner Hand geschmückt. Er hat von den Florentinern und Venezianern Form und Farbe gelernt, ist aber auch dem Niederländer Antonio Moro verpflichtet, und es will uns scheinen, als wenn die Beseelung seiner Modelle im Bunde mit der Liebe zu den Einzelheiten der Tracht ein wohlverwaltetes nordisches Erbe des Spaniers sei.

Die Sammlung Eduard Simon

„Alles hat seine Zeit: Steine sammeln und Steine zerstreuen." Aber wenn die Steine liebevoll gehegte Kostbarkeiten sind, bekommt die gelassene Weisheit Salomos einen bitteren Klang. Geschäftliche Schwierigkeiten drohten dem Berliner Kaufmann Eduard Simon seine weltberühmte Sammlung zu entreißen. Er graute sich vor dem Verlust und zog den Freitod einem Leben ohne Schönheit vor. Sicherlich wäre der Erlös aus seinen Kunstwerken groß genug gewesen, um ihm die äußerlichen Sorgen zu verjagen. Aber seine Bilder und Möbel sind diesem großen Sammler aus Leidenschaft nie eine Geldfrage gewesen. Er konnte und wollte sich nicht hineinfinden, daß all das zerstreut würde, was er mit der unwandelbaren Liebe von Jahrzehnten zu einem Kunstwerk gestaltet hatte. Auch Eduard Simon durfte sich des guten Rates Wilhelm von Bodes erfreuen, gleichwie sein Bruder James, wie Richard von Kaufmann, wie Huldschinsky. Alle diese Sammlungen sind



Falke. Klempnerarbeit in Messing und Silber von W. A. Hablik und Liane Haarbrücker-Itzehoe

Digitized by Google

den Nöten der Nachkriegszeit zum Opfer gefallen, als letzte die von Eduard Simon. Sie war in einem Hause untergebracht, das Messel gebaut hatte, und sie verriet viel von dem Geist der Zeit, in der sie entstanden, des Sammlers, der sie geschaffen, mochte sie auch auf den ersten Blick geschichtlich wirken. Sie war die innerlich am besten geschlossene, künstlerisch am sorgsamsten ausgewogene aller Berliner Privatsammlungen. Sie war kein Museum, sondern eine festliche Stätte der Freude, erfüllt von dem Geist Eduard Simons, der ein Humanist im höchsten Sinne des Worts gewesen ist. Schade um die Sammlung, schade, daß Kunst mit Geld gewogen werden kann! Es waren Versteigerungserfolge, wenn ein Wirkteppich aus dem Neuen Palais in Potsdam für 18000 RM. ans Schloßmuseum in Berlin fiel, wenn ein Canaletto 20 000, zwei Belottos (Ansichten von Dresden) 30 000 RM. brachten und chinesische Figuren aus der Wei- und Tangzeit für 5400 oder 4000 RM. Käufer fanden. Aber es war auf der Versteigerung doch manchem zumute, als wenn ein Kunstwerk zerschlagen würde.

Prinzessin von Eboli, Dona Ana de Mendoza y de la Cerda
Gemälde von Alonso Sanchez Coello. Phot. Hauser y Menet
(Zum Aufsatz über Philipp II. von Karl Zuchardt)

Albert Guillaume

(geb. 1873) ist ein echter Pariser. Er begann, noch als Jüngling, mit Karikaturenzeichnen, schuf wirkungsvolle Plakate und zeigt in seinen Gemälden den Zug zur Anekdote, zu derber Wirkung. Er versteht scharf zu beobachten, glänzend zu schildern. Er hat Witz und verrät alle diese Eigenschaften in seinem „Kampf um die Garderobe", der sich auf der ganzen europäischen Welt in den gleichen barbarischen Formen abspielt. Guillaume ist in Frankreich mit Recht sehr volkstümlich geworden. So scharf er sein kann, so höflich huldigt er der schönen Frau. Er tut es auch hier.

Mozart-Silhouetten

In Budapest wurde vor kurzem ein glücklicher Mozart-Fund gemacht. Eine Dame der Gesellschaft bewahrt aus dem Nachlaß des Grafen Széchenyi eine Anzahl Silhouetten auf, die eigenhändige Aufzeichnungen Mozarts tragen, einige wenige sind vielleicht sogar von ihm selbst geschnitten, die meisten stammen von der Gräfin Erdödy und sind während eines Konzerts in Raab entstanden. Wir bringen Mozart selbst und seinen Vater, sowie einen Schattenriß Beethovens, in der Familie Brunswick in Martonvásár hergestellt und nach der Unterschrift Mozart durch Stephanie von Breuning zum Geschenk gemacht. Am meisten wird Beethovens Kopf überraschen, der merkwürdig stark von den bisher bekannten Bildnissen des Meisters abweicht. Freilich hat grade Beethovens Antlitz den Künstlern besonders große Schwierigkeiten gemacht. Die zeitgenössischen Bildnisse sind fast unwahrscheinlich voneinander verschieden, so daß sich die Nachwelt mehr und mehr für die zusammenfassende Neuschöpfung Klingers entschieden hat.

Digitized by Google

Zu unsern Bildern

haben wir diesmal nicht viel zu sagen. Fast alle Maler sind unsern Lesern seit langem bekannt. Und angesichts des Erfolges unsers Preisausschreibens fühlen wir am allerwenigsten die Verpflichtung, uns zu wiederholen. Finettis „Sonja Henie", das Titelbild, ist ein Meisterstück der Bewegung. Was sportlich daran begeistert, ist die fabelhaft exakt ausgewogene Haltung. Das Kunstwerk beglückt aber auch durch die flammenden Farben, die die Erregung des Augenblicks ins Malerische übertragen helfen. — Stübner, Schultz-Matan, Bohrdt, alles alte, z. T. recht alte, aber auch junge Freunde unsrer Hefte. Neu sind die „Schiffszieher" von Leon Broquet, einem jungen Maler (zw. S. 488/489). Das Gemälde ist in Kupfertiefdruck wiedergegeben, einem Verfahren, das den feuchten Nebelschleier, welcher über den Segeln liegt, besonders eindrucksvoll zu bringen vermag. Aus diesem einfachen Gemälde spricht die Mühsal des Alltags, die Trostlosigkeit des Daseins. Es ist kein fröhliches Bild. Aber ein heroisches, sofern man nicht in jenem Aberglauben lebt, dem noch Gottsched huldigte: echte Tragödien spielen sich nur unter hohen Herrschaften und nicht etwa im gemeinen Volk ab. — Überraschend herrlich ist die deutsche Maria Magdalena aus dem Museum Cluny zu Paris. Und überraschend unbekannt. Nicht etwa, weil sie in Paris steht. Sondern weil wir Deutschen uns noch immer seltsam spröde gegen unsre heimische Kunst verhalten. Aber dieses Werk wird, so hoffen wir, abermals Zaudernde und Gleichgültige bezwingen und in dieselbe Begeisterung wie den Kenner versetzen. — Als einen Tiermaler von Rang stellt sich Arthur Wardle (zw. S. 576/577) vor. Er nennt das Bild „In der Mittagsglut", mit Recht, denn den leicht verschleierten brennenden Sonnenglast über der Ebene zu geben, war ihm besonders reizvoll. Wir aber blicken selbstverständlich zuerst auf die Tiere, deren Namen der Künstler tückisch verschweigt, und vielleicht sollten wir aus der Frage eine Preisfrage an unsre Leser machen. Jedoch wir

Renaissanceraum aus dem Hause des Sammlers Eduard Simon, Berlin

Digitized by Google

Kampf um die Garderobe. Gemälde von Albert Guillaume

wollen ihre Güte nicht allzu häufig in Anspruch nehmen und es deshalb sagen: diese Katzen sind Leoparden.

Wie reise ich in Dalmatien?

Mit besonderer Begeisterung hat der Dichter Josef Perkonig den Aufsatz über Dalmatien geschrieben. Wer ihn liest und die Bilder betrachtet, bekommt sicherlich Lust, dieses schöne und wenig bekannte Land zu besuchen. Natürlich gibt es Reisehandbücher genug. Doch ein Werk, das mehr sagt, das Vorschläge für die Reise macht, aber die besuchten Gegenden erdkundlich, geschichtlich und ästhetisch schildert und würdigt und das Schönste in wirkungsvollen Bildern zeigt, hat bisher gefehlt. Steinitzer hat es in den Monographien zur Erdkunde (Verlag von Velhagen & Klasing) geschaffen. Wer nach Dalmatien fährt oder aus Dalmatien kommt, der kaufe und lese dies auch mit farbigen Bildern geschmückte Buch, zur Anregung, zur Erinnerung, zur Freude!

Das Preisausschreiben beendet!

An andrer Stelle dieses Heftes finden die Leser das Ergebnis und unsern Dank. Aber während wir die Korrektur der „Illustrierten Rundschau" lesen, trifft uns hier in Berlin noch einmal die ganze Wucht des Erfolges. Es ist nämlich grade der letzte Tag für die Einlieferung der Lösungen, und der Postbote hat sich einen besonderen Beutel umgetan, um uns alles schnell und ohne Verlust zu überbringen. Und nun werden Tausende von Karten geordnet. Die falschen Nennungen werden ausgeschieden, und die richtigen werden, je nach den gewünschten Bildern, zu sehr großen Packen vereint, und morgen kommt der Notar, und unser jüngstes Redaktionsmitglied muß unter seiner Aufsicht sechsmal das Los ziehen.

Aber bevor der Notar erscheint, haben wir noch unsre liebe Not. Wie viele Karten treffen ein, auf denen steht: „Ich habe mich geirrt! Bitte korrigieren Sie Nr. 6. Es ist nicht Slevogt, sondern Jaeckel!" Ja, wie sollen wir unter den Unmengen grade diese eine Karte heraussuchen? Wir bemühen uns und geben die Losung aus: „Wer eine Karte von Hermann Lange in Jena findet — festhalten!" Doch gestehen wir, daß wir in der Not boshaft werden. Als nämlich die 13. derartige Bitte kam und der Einsender sich für den Kampfschen „Wasserball" folgendermaßen „verbesserte": „Es ist nicht Linde-Walther, sondern doch Max Liebermann!" — es war uns ganz recht so.

Denn im Besuchszimmer, auf der Diele, saßen und standen noch immer Leute und

Digitized by Google

warteten auf die Bände der Monatshefte aus unserm Archiv, um einen letzten Versuch des Findens zu machen. Und wer Pippel oder Jaeckel entdeckte, trug eine gleichgültige Miene zur Schau, denn der Mann, der jetzt nach demselben Jahrgang griff, war gewiß von denselben Zweifeln belastet, und wer wird sich beim Werben ums Glück leichtsinnig Konkurrenten züchten und dadurch seine Aussichten schmälern. Ach, die lieben Leser standen stundenlang und warteten, und wer von uns über den Gang eilte, hätte gut daran getan, sein Antlitz zu verhüllen, denn unter den Harrenden waren sicherlich Bekannte, und wir durften doch nichts verraten, selbst an die besten Freunde nicht. Nicht anders ist es in Leipzig, in Bielefeld und auf allen Bibliotheken gewesen, wo immer alte Jahrgänge der Monatshefte zu vermuten waren. Die Bücherleihstellen im ganzen deutschen

„Mein Conterfeyt von Gräfin Erdödy zu Raab gefertigt und mir gewidmet". Mozart

Sprachgebiet haben sich während der letzten Wochen Tag für Tag wundern müssen, welch brennendes Interesse für Velhagen & Klasings Monatshefte bestand. Und gar daheim! Grade heute erreicht uns noch der Brief eines Lesers, der uns schreibt: „Meine Eltern haben sich die früheren Hefte Ihrer Zeitschrift vorgenommen. Auf diesen Streifzügen machten sie überraschende Entdeckungen. Ein im besten Sinne volkserzieherisches Ziel scheint mir darum von Ihnen durch dieses Preisausschreiben völlig erreicht."

Der Verlag hat die Bilder rahmen lassen. Bald werden sie eingepackt und verschwinden, um sechs unsrer Leser glücklich zu machen, ihnen den schon

„Getreuliches Conterfeyt meines Vaters Leopold Mozart bei einem Concerte zu Raab in Ungarn von Gräfin Erdödy angefertigt". Mozart

„Ludwig von Beethoven. Dieses Bildchen erhielt ich von Stephanie von Breuning zum Geschenk". Mozart

lange gehegten Wunsch nach einem Originalgemälde zu erfüllen. Wem das Glück nicht freundlich gesinnt war, soll diesen Wunsch noch lange nicht begraben. Gewiß sind schlechte Zeiten, und man hat für Luxus kein Geld. Aber wer unsre Hefte liest und liebt, der fühlt, daß Kunst kein Luxus ist. Viele Briefe, die wir grade jetzt erhalten haben, zeigen uns, wie oft eine hohe Gesinnung, guter Geschmack und echte Kunstbegeisterung mit enger Wirtschaft Hand in Hand gehen. Das war immer so, und deshalb findet sich auch, wenn man nur mutig ist, Geld für Bücher, Geld für Bilder. Der Weg zum Buchladen ist leicht, der zum Atelier etwas schwieriger. Wir bieten unsre Vermittlung an und würden uns freuen, wenn wir durch guten Rat unsern Lesern und unsern Künstlern gleicherweise und selbstverständlich ohne eigenen Nutzen dienen könnten, je häufiger um so lieber!

P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Maskerade. Gemälde von Karl Hofer. 1925

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Februar 1930 / 6. Heft

Karl Hofer

Von Prof. Dr. Curt Glaser-Berlin

Menschen, die vor dem Kriege bereits in die ersten Mannesjahre eingetreten waren, hat unsere Zeit ein Erlebnis in die Mitte ihres Weges gestellt, das Vergangenheit und Gegenwart durch einen harten Schnitt voneinander trennte. Nicht viele waren es, denen das Erlebnis fruchtbar wurde, jenes Erlebnis, das nicht Krieg allein hieß, sondern mehr noch eine ungeheure soziale Umwälzung, eine Umwertung alter Werte bedeutete. Nicht viele, die in einer glücklicheren Zeit groß geworden, haben die innere Umstellung zu vollziehen vermocht, die eine härtere Gegenwart zu fordern scheint. Zu diesen wenigen gehört der Maler Karl Hofer, der in strenger Selbstzucht sich dazu erzog, den Formenausdruck einer Zeit zu finden, in die er als Vierzigjähriger hineinwuchs.

Vor mehr als zwanzig Jahren sah man die ersten reifen Schöpfungen des jugendlichen Malers, nackte Gestalten in klassischen Posen, Nachkommen jener Menschen, die Hans von Marées gebildet, und Zeitgenossen der Skulpturen Maillols, die dem gleichen Arkadien entstammen, das der deutsche Maler in Rom, fern dem Lärm und der Hast der Gegenwart träumte, in demselben Rom, das von Cornelius bis zu Feuerbach die Heimat des deutschen Idealismus gewesen war. Fünf Jahre hat Hofer in Rom verbracht; es waren Jahre eines heiteren, sorglosen Daseins, der Wirklichkeit gewordene Traum einer Künstlerjugend, die natürlichen Gaben ein langsames Reifen glücklich zu verstatten vermochte.

Aus der Vergangenheit in die Gegenwart tat der Dreißigjährige den entscheidenden Schritt in der Zeit, als er von Rom nach Paris übersiedelte. Kein Wunder, daß ihn, der solange in einer künstlichen Stille sich verborgen hatte, nun mit Macht das Erlebnis der neuen Kunst überfiel. Von Delacroix bis Cézanne ergriff ihn die französische Malerei. Hingerissen von dem leidenschaftlichen Temperament des einen und tief beeindruckt zugleich durch die Welt einer neuen Farbigkeit, die der andere erschlossen hatte, fand er in einem wahren Rausch des Schaffens den Ausdruck der Farbe und der Bewegung, der seiner Zeit gemäß war. Die stillen Gestalten von einst wurden in heftige Aktion versetzt, der braune Goldton der alten Bilder verwandelte sich in eine lichte Palette vieltöniger Farben.

Indien wurde diesem Maler, der als Jüngling auf dem klassischen Boden Italiens das Arkadien der Kunst in der Vergangenheit der Tradition gesucht hatte, mit seinen noch heut in dem Kulturstadium des europäischen Altertums verharrenden Menschen zu dem großen Erlebnis entscheidender Jahre der Entwicklung. Aber er trug nicht den Kanon seiner römischen Sehnsucht in jene Form einer exotischen Welt wie andere Künstler, die vor ihm und nach ihm Europamüdigkeit hinaus in die Weiten trieb. Er fand dort eine neue Heimat und eine Bestätigung jener romantischen Träume, die ihm der Orient Delacroix' zuerst eingegeben hatte.

Rom, Paris, Indien, endlich die Rückkehr nach Europa und nach Deutschland, so hießen die Vorkriegsetappen dieses wandlungsreichen Künstlerdaseins, das nun in seiner Ganzheit weit in die Vergangenheit entrückt ist, so weit, daß dem Künstler selbst die Erinnerung an jenes

 Nachdruck verboten. Copyright 1930 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

In der Höhle. Gemälde. 1907. Winterthur, Sammlung Oskar Reinhart

frühere Dasein gleichsam erloschen scheint. Als zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages die Berliner Sezession Hofer im vorvergangenen Jahre zu einer Gesamtausstellung seines Werkes lud, da zeigte er nicht etwa, wie er durch eine Reihe von Wandlungen zu jener Form gelangt war, die ihm heute als die allein gemäße gilt. Alles Trachten des Künstlers ist vielmehr darauf gerichtet, die Erinnerung an jenen Weg zu löschen. Die Schöpfungen, die zahlreich in den Jahren des Suchens und Werdens entstanden, sind ihm heute entfremdet, gelten ihm nicht mehr. Es ist, als hätte ein anderer sie geschaffen, ein anderer Hofer jener glücklicheren Vorkriegsjahre, der längst nicht mehr lebt.

Der Historiker, dessen Gedächtnis weiter zurückreicht, erkennt die Fäden, die Vergangenes und Gegenwärtiges verknüpfen, sieht den Nutzen malerischer Versuche, die durch Pariser Einflüsse angeregt wurden, da sie Form und Farbe in dem Stadium vor ihrer neuen Verfestigung auflockerten und bereicherten. Dem Künstler selbst ist jede Erinnerung an ein Dasein jenseits der Wirklichkeit wie es der Schönheitssucher von einst in den Paradiesen der Vergangenheit und der Europaferne finden zu können meinte, erloschen. In der harten Wirklichkeit der Berliner Nachkriegsjahre hat Hofer die Melodie seiner Kunst gefunden, die gegenwärtiges Dasein in die Form dauernder Symbole, alltägliche Häßlichkeit in eine neue Schönheit umzudeuten sich imstande fühlte.

Überdenkt man jene merkwürdig wandlungsreiche Entwicklung des Malers, die endlich ein so eindeutiges Ziel gefunden hat, so gewinnt man den Eindruck, er habe aus der Form des Märchens und der Vergangenheit

Digitized by Google

Inderin. Gemälde. 1921. Winterthur, Sammlung Dr. Th. Reinharts Erben

schrittweise sich der Wirklichkeit und der Gegenwart genähert. Die Wirklichkeit ist nicht mehr in die perlmutterschillernden Farben der Romantik gekleidet, sie ist nicht von weich schmelzenden Formen erfüllt, ihre Menschen leben nicht in seliger Heiterkeit und paradiesischer Unschuld. Diese Gegenwart ist grausam und hart und oftmals häßlich, aus jenen Fernen des Ideals gesehen. Aber es nützt nichts, sie zu fliehen. Der wahre Sucher der Schönheit muß in dem scheinbar Harten, dem grausam Häßlichen selbst den Zauber einer neuen Schönheit zu entdecken, ihn mit Gewalt aus ihr herauszureißen vermögen.

Hofer gehört zu den wenigen Künstlern, die zu dem grellen Mißklang des Lebens der Nachkriegsjahre, welcher das Gesicht der Reichshauptstadt verzerrte, den künstlerisch versöhnenden Ausdruck fanden. In der härtesten, grausamsten Zeit erwuchs ihm die neue Schönheit, die er in den Zaubergärten der Ferne vergebens gesucht hatte. Er verzichtete auf Reize, denen er vordem leicht erlegen war. Sein Strich, der einmal weich und melodisch schwang, wurde

Digitized by Google

Bildnis Frau Dr. Rhonheimer. Gemälde. 1924. Zürich, Sammlung Dr. S. Rhonheimer

kantig und hart. Die Formen, die zart und harmonisch klangen, begegneten sich in scharfen Winkeln, die Farben, die auf lichte Tonarten gestimmt waren, schienen nicht mehr leise zu singen, sondern grell und überlaut zu schmettern. Man erinnert sich an das Bild eines Trommelschlägers, der mit hartem Schall der Melodie der neuen Zeit den Takt schlug, maskenhaft starr das Gesicht, abgehackt eckig die weitausholende Bewegung der Arme, in großen Flächen zusammengehalten die Farben, die ein starkes Rot beherrschte.

Jahre grausamen Schicksals haben in einem Menschen, der nun Umwelt und Gegenwart mit der Sinnlichkeit des Künstlers schöpferisch erlebte, spukhaft geisternde Gestalten und schrille Formen gezeugt, Bilder des Irrsinns und Albdrucke gespenstischer Visionen erstehen lassen. Auch diese Jahre verrannen. Aber die Form des Künstlers war nun geprägt, und sie

Digitized by Google

Karneval. Gemälde. 1928. Mannheim, Städtische Kunsthalle

Digitized by Google

Traubenstilleben. Gemälde. 1928. Winterthur, Sammlung Oskar Reinhart

erwies sich tauglich, das Gefäß wechselnder Stimmungen zu werden. Der Gestalter des Häßlichen erwies sich in Wahrheit als das, was er immer gewesen, als der Sucher neuer Schönheiten, der zuerst nach Rom, nach Paris und an die Malabarküste Indiens gezogen war, um endlich zu entdecken, daß die wahre Schönheit überall da zu finden sei, wo ein empfängliches Auge sie sucht.

Nun findet der Maler die Schönheit dort, wo gegenwärtiges Leben am heißesten pulst, wo der Lärm der Leidenschaften am lautesten tobt. Aber er findet sie auch in jedem ruhendem Sein, in einem Stilleben, einem Blumenstrauß oder einer Mädchengestalt. Er malt Menschen und Landschaften, Bildnisse von scharf vereinfachender Charakterisierung, Akte, die von strengem Kontur umschlossen werden, einsame Häuser und großflächige Hügel, und gelegentlich wurde diese ruhende Welt ihm gleichsam lebendig, wenn sie im Tanze der neuen Rhythmen wie nach dem Takt eines unsichtbaren Uhrwerks sich zu bewegen beginnt, wenn der Karneval heutigen Lebens auf der Bühne dieser Kunst sein spukhaftes Wesen treibt, wenn Menschen zu Masken werden, wenn Glieder wie an künstlichen Scharnieren sich knarrend biegen, wenn in Formen und Farben übertragen die Töne des Jazz erklingen, dessen grelle Stimmen die schmelzenden Melodien von einst scharf übertönen.

Solche Bilder Hofers sind gespannt zu gesammelt gesteigertem Ausdruck. Es ist in ihnen eine innere Festlichkeit. Jede Form soll ihr letztes hergeben. Der Beschauer fühlt sich gleichsam angegriffen, er fühlt sich von einem Gesichte verfolgt, das ihn nicht leicht wieder losläßt, in eine Landschaft eingefangen, von einer Bewegung gebannt. Die Unerbittlichkeit dieser Kunst duldet kein Ungefähr, und sie duldet auch keine andere Kunst neben sich, nicht einmal die Kunst ihrer eigenen Vergangenheit, aus der sie selbst erst erwachsen ist. Ihre Unbedingtheit duldet nicht das Eingeständnis ihrer Bedingtheit durch einen genetischen Prozeß. Man versteht, daß dieser Künstler ein Bild aus früherer Zeit übermalt, um es dem ihm allein gültigen Formenkanon anzugleichen.

Achtunggebietend steht die Gestalt eines Malers, der in ernster Arbeit seine Form von allen Schlacken zu reinigen verstanden hat, in unserer Gegenwart. Achtunggebietend, aber von einer leisen Tragik umdüstert, da ein Künstler von reichen Gaben wie in den Fesseln einer selbstgewählten Beschränkung befangen erscheint. Dieser Maler hat eine Stilform geschaffen, deren Unbedingtheit sich notwendig in der Wirksamkeit über die Grenzen der eige-

Digitized by Google

Liegende Frau am Ufer. Gemälde. 1928

Digitized by Google

Mädchen mit Kürbissen. Gemälde. 1927. Konstanz, Sammlung Bruno Leiner

nen Persönlichkeit hinaus bewähren müßte, die in der Tat auf seine Schule zwingende Wirkung übt, deren Verbindlichkeit aber in einer Zeit schwankender Formbegriffe allgemeine Anerkennung nicht finden kann.

Weil diese Kunst keine andere neben sich zu dulden scheint, verneint sie sogar ihre eigene Vergangenheit. Ausschließlichkeit solcher Art aber bedeutet Einsamkeit, und etwas von dem Schauer der Einsamkeit weht oft um Hofers Gestalten, läßt seine Landschaften mit ihren leeren Häusern tragisch erscheinen, gibt selbst seinen Stilleben zuweilen einen Zug leidvoller Versponnenheit, der mit einer zähen Geste sich zu lösen sucht, wenn der schrille Ton des Jazz die Stille dieser Welt durchschneidet, um mit seinem grellen Mißklang den Maler selbst aus der lyrischen Stimmung zu wecken, die im tiefsten Grunde aller seiner Schöpfungen webt, deren Gefahr aber durch die unerbittliche Selbstzucht eines starken, künstlerischen Verantwortungsgefühles für immer gebannt worden ist.

★

Karl Hofer, am 11. Oktober 1878 zu Karlsruhe in Baden geboren, wurde 1896 in die Karlsruher Akademie aufgenommen, ging 1900 nach Paris, von 1903 bis 1908 nach Rom, unternahm zwei Reisen nach Indien und wirkte dann wieder in Paris. Im Jahre 1913 kam Hofer nach Berlin. Dreieinhalb Jahren Kriegsgefangenschaft folgte ein Aufenthalt in Zürich. Seit 1919 schafft der Künstler wieder in Berlin.

Digitized by Google

Die Geschichte Mariettas

Erzählung von Otto Flake

Als Melter von der Zeitung nach T. geschickt wurde, freute er sich, denn es war sein erster selbständiger Posten, er hatte aber auch ernste Bedenken. Die alten Reichsstadtgassen, die grünen Kastanien am roten Domplatz, die mittelalterlichen Türme am Wasser, der Geruch von Gerberlohe und Schokolade mitten im Gewirr der Fachwerkbauten gefielen ihm besser als die Nüchternheit einer modernen Stadt, der man nichts als den Willen zur Ausdehnung nachsagen kann. Anderseits fürchtete er, daß trotz Universität und Landtag das geistige Leben gar zu behäbig verlief.

So war es eine angenehme Enttäuschung, als er schon in den ersten Tagen in einen Kreis aufgeweckter Studenten geriet. Sie stammten alle aus den Weinorten und Landstädtchen dieser süddeutschen Provinz. Obwohl er ein Berliner war und sie nicht nur an Weltkenntnis, sondern auch an Alter übertraf, ließen sie sich nicht von ihm imponieren. Sie machten das sehr natürlich, nahmen ihn Samstags in ihre Heimatorte mit, wochentags in die Gärten vor der Stadt, abends in die Bürgerfamilien, die alle untereinander verwandt waren, und zogen dann durch die schon erwähnten engen Gassen, um die Freunde aus den Buden herauszupfeifen und, wenn man endlich vollzählig war, irgend etwas anzustellen oder zu diskutieren.

Er traf sie auch in den Theatern. Einige unter ihnen verdienten sich ihre Sporen als Berichterstatter der einheimischen Zeitungen. Merkwürdig, wie sie das in die Hand bekommen hatten — genau so, wie sie sich in der Stadt bewegten, mit dem Gefühl, daß diese alten Häuser und Plätze nun auf ein paar Jahre für sie, die neue Generation, da waren, mit einem legitimen Erbengefühl, das ihn denken ließ, daß an der Bodenständigkeit doch etwas sei, das den Leuten in der Großstadt abgehe.

Die Politiker im Landtag, die Beamten, die Kontore waren für sie keine unpersönlichen Begriffe, sondern Dinge, in denen sie von Kindesbeinen an Bescheid wußten und in die sie später ganz von selbst nachrücken würden. Ein guter Jahrgang war da zusammengekommen, dachte er. Man hielt darauf, daß die Vorlesungen besucht wurden, das Semester nicht verloren ging. Wollte man den Rest mitmachen, nun so kamen junge Leute mit sechs Stunden Schlaf aus, selbst wenn sie im „Vogelsang" die vielen vom Faß getrunkenen Landweine gar zu gründlich durchprobiert hatten.

Aber gewöhnlich traf man sich in dieser Kneipe nur gegen Mittag; es hing mit den Markttagen zusammen. Wenn die Bauern, deren Wagen vor den Scheiben ausgespannt standen, den Inhalt ihrer Körbe losgeworden waren oder spätestens wenn die Elfuhrglocke, die freiwilligen Polizeidienst tat, das Zeichen gab, setzten sie sich Männlein und Weiblein, an die blanken Holztische des „Vogelsangs" und machten den Wirt samt Frau und Töchtern springen. Herren vom Stadtrat, vom Landtag, von den Schulen und sogar Kaplane aus den mancherlei Kirchen mischten sich unter sie.

Erstens herrschte die Demokratie sowieso, zweitens die des guten Tropfens. Man war sicher, daß hier der Wirt nicht, vom Zulauf verblendet, den Rebensaft zu korrigieren begann. Die Bauern wären ihm schön gekommen oder auch die Stadtherren, die ihnen an Kenntnis nichts nachgaben. Man aß Mitgebrachtes und in der Wirtsküche Gesottenes, Nierchen, delikates Hirn, Lyoner Wurst, Rippchen.

Aber wir wollen nicht ins Kulinarische abschweifen, auch nur gerade einmal auf ein Weißbrot drücken, um uns von seiner Knusprigkeit zu überzeugen. Im „Vogelsang" geschah es, daß Berske die ganze Sippe, wie er es ausdrückte, einlud, sich an diesem Abend von einem Einfall, den er gehabt hatte, überraschen zu lassen: punkt acht Uhr, bestimmte er, Rendezvous am Schuldturm.

Er war der einzige Ausländer des Kreises und auch das nur, insofern er eine portugiesische Mutter hatte und in Brasilien aufgewachsen war. Eine spanische Mutter, sagte er selbst, offenbar gefiel ihm das besser, aber zufällig wußte einer der Studenten Bescheid. Das Renommieren lag Berske im Blut, und wieviel konnte jemand renommieren, der aus einem heißen und nicht ungefährlichen Lande kam.

Schlangen hatte er in seinem Bett getötet, Hengste zuschanden geritten, Ochsen in den Pampas ihrer Bestimmung, ein Döschen dunklen, dicken Extrakts zu werden, entgegengejagt. In seinem Zimmer hielt er

Digitized by Google

einen herrlichen weißen Kakadu und einen aufgelesenen schwarzen Raben — Süd und Nord, meinte er. Man sieht daraus, daß er ein harmloser Bursche war.

Eine der Wandflächen wurde durch herabhängende Häute von Riesenschlangen in Felder geteilt. Das eine Feld enthielt Revolver aller Systeme und Länder, das andere Dolche, Klappmesser, spitze Waffen für Gürtel und Stiefelrand, das dritte Schlagringe und Sporen. Die Patronenmagazine lagen als Briefbeschwerer auf den Tischen.

An einer anderen Wand stand ein Regal. Zur einen Hälfte war es mit Kriminalromanen gefüllt, zur anderen mit den schönsten Ausgaben fremder und deutscher Lyriker. Wer zu Besuch kam, hörte ihn schon auf der Treppe deklamieren. Öffnete er die Tür, so erblickte er einen kurzbeinigen, etwas dicklichen jungen Mann, der quer durchs Zimmer ging und die Arme in den Himmel stieß. Vielleicht sagte er den „Cid" auf oder Coppées „Streik der Schmiede". Er konnte Longfellow so gut auswendig wie Verlaine, jeden in seiner Sprache. Auf dem Diwan lag ein Band Stefan George über einem von Karl May.

Er machte selbst Verse. In einer gewissen Zeit seines Lebens hatte er täglich Eisenbahn fahren müssen und sich die Stunden mit Gedichteschreiben vertrieben. Er hatte sich auch mit dem Papier begnügen müssen, das man in Eisenbahnen eben findet; es ist auf Rollen gewickelt und perforiert. Diese Gewohnheit hatte er beibehalten; man improvisiert ein Gedicht und wirft es auf den ersten besten Zettel. Die gelben Blättchen mit dem gezahnten Rand schichteten sich auf dem Schreibtisch, eine Glaskugel und darin eine gekrümmte Eidechse hielten sie zusammen. Wenn man zweimal bei ihm gewesen war, kannte man ihn; er hatte wirklich nichts mehr zu verbergen, ein argloses Gemüt mit südländischem Feuer.

Der Schuldturm stand mit zwei anderen dort, wo der Fluß die Stadt betrat und sich alsbald teilte. Es entstand so eine Insel, die einst die Keimzelle der Stadt gewesen war. Heute lag sie mit Gefängnis, Leihhaus und einer Reiterkaserne im dunkelsten Teil. Die Gasse war so eng, daß kein Auto sie durchfahren konnte. Der Schatten der Türme fiel über die Häuschen von Wäscherinnen, Dienstmännern und Büglereien.

In der Reiterkaserne wurde ein Signal geblasen. Der Wind, der die Gaslaternen flackern machte, trug die melancholischen Töne herüber. Aus dem Dunkel löste sich ein Mexikaner im Radmantel und Schlapphut, Berske, der es nicht übel nahm, wenn man ihn Don Bersqué nannte. Er schloß das Türchen auf, das in einen der Türme gebrochen war, entzündete eine Kerze und wies stumm, den Finger auf dem Mund, zu den Flaschen, die in der Ecke standen. Jeder nahm eine und roch daran. „Wasser," sagte der erste, „Sherry" der zweite, „Kirsch" der dritte, der vierte wieder „Wasser".

Berske ging voran, auf der steilsten aller Hühnertreppen. Die anderen erfaßten die Situation und folgten mit den Bewegungen von Verschwörern. Die Biegungen nahmen kein Ende, als stiege man zur Spitze des Domturmes. Zuletzt öffnete sich eine Tür, und im Regenbogenlicht vielfarbener Lampions lag ein maurisch möblierter Raum da. Auf den Tischen standen Sandwichesschüsseln, Gläser, Kaffeemaschinen. Man sah Stühle, Diwane, Felle, Teppiche, das Fenster war nur eine Schießscharte, die Decke Gebälk. Berske verschwand im Nebenraum, kam ohne Mantel zurück: rote Schärpe, weiße Ärmel, silberfunkelnde Weste, silberklirrende Sporen an den Kniestiefeln, Cowboy von Kopf bis zu den Füßen. Die Tangotöne des Grammophons taten ein übriges, um zu illustrieren, wie er es meinte. Er war selig, ein Mensch, der die Attrappe für die Romantik nahm.

Er hatte den Turm der Armenverwaltung abgemietet und eingerichtet. Es mußte ihn ein schönes Stück Geld gekostet haben. „Für euch," sagte er, „mit einer Ausnahme: die nächsten acht Tage brauche ich ihn für mich. Ich kann euch auch heute nur bis elf bewirten."

Ein verständnisvolles Hallo antwortete ihm. Er hob die Hand: „Nicht das, was ihr denkt. Drei von euch würden mir einen Dienst erweisen, wenn sie um elf blieben." Alle waren dazu bereit, er wählte Melter und zwei andere, nachdem er die Stärke ihrer Armmuskeln geprüft hatte.

Junge Leute gehn nicht sanft miteinander um. Sie wissen genau, was in jedem von ihnen steckt, und behandeln sich danach. „Prost, Tartarin", sagte der Schwabe hinter den scharfen Brillengläsern. Berske prallte zurück, er erstarrte in seinem heißen Gefühl, ein großzügiger Gastgeber zu sein, und zupfte betreten an der Fliege auf dem Kinn. Da der Schwabe ihm lachend sein Glas hinhielt, stieß er schon halb besänftigt an. „Ich nehme es für ein Kompliment," erwiderte er. „Was wißt ihr denn von der Phantasie des Südens?"

Er setzte sich auf einen Schemel, legte einen Fuß übers Knie, ergriff das mit Metallsaiten bespannte Bagno und sagte zu dem Schwaben ein wenig spöttisch: „Du mußt

Digitized by Google

dir ein Lagerfeuer denken und dich als Hirten auf einer Estanzia, wenn du das kannst. Ich bin ein Indianer, der die Gefühle seines Stammes singt."

Es war die beste Antwort, die er auf den Spott geben konnte. Von der drohenden und verhaltenen Großartigkeit der Klage fiel ein Schimmer auf ihn selbst. Stolz gab er, als man ihn fragte, ob das Indianerlaute gewesen waren, Bescheid, er könne in fünfzehn Sprachen zwar nicht reden, aber singen. Er unterhielt die Gesellschaft zwei Stunden, konnte Niggersongs und russische Steppenlieder, hatte einen guten Bariton und ein erstaunliches Mienenspiel. Um auf Tartarin zurückzukommen, meinte er am Schluß, so hätte er in Arles ein süßes Rondell gehört. Der Schwabe, der ein ernsthafter Musiker war, bat ihn Hände schüttelnd um Verzeihung. Berske strahlte, in der Begeisterung küßte er ihn auf beide Wangen.

„Kinder," sagte er, als er mit den drei Ausgewählten allein war, „ihr müßt wissen, neben dem Singen geht mir nichts über Zirkus und Varieté." Während sie in den dummen Cafés säßen, sei er durch die Singhallen an der Stadtmauer gestreift und habe in einer beim Storchentor eine Entdeckung gemacht. „Das rassigste Geschöpf," erklärte er, „sicher eine Keltin."

„Wieso Keltin?" fragte Melter verwundert. Was hieß das? Nun ja, erwiderte er ein wenig verlegen, indem er die Gläser forträumte und die Kerzen erneuerte, sie sei zwar Deutsche, sehe aber wie eine Italienerin von Neapel aus, trete auch als solche auf. Sie sollten nicht erstaunen, wenn sie im Nationalkostüm in die Kutsche steige. „Kein Wort," sagte er mit gespreizten Händen, „ich entführe sie, und ihr übernehmt die Deckung. Ich setze mich neben sie, einer nimmt auf dem Bock Platz und sorgt dafür, daß der Kutscher im Galopp fährt, die beiden andern beobachten den Ausgang der Wirtschaft und geben im Notfall falsche Auskunft. Abgemacht? Basta."

Er verfügte wie ein Napoleon, versah jeden und sich selbst mit Waffen, Proteste nützten nichts. Man gab lachend nach. Um zwölf, nach ihrem Auftritt, schlüpfte Fräulein Marietta statt ins Bühnenzimmer zum Hof hinaus zum Wagen. Melter erhaschte, als er sich neben den Kutscher schwang, einen Blick auf den Mantel, aus dem es grünweißrot schimmerte, dann im Kerzenlicht der Turmstiege auf braune Locken. Mit einiger Neugier und viel Ironie sah er der Enthüllung im Zimmer entgegen.

Berske wollte ihr den Mantel abnehmen, sie zog ihn fester um sich, während sie in einen Sessel sank. Das Handtäschchen fiel zu Boden, Melter hob es auf, sie öffnete es, nahm ein Spiegelchen und eine Puderquaste daraus, brachte ihr Gesicht in Ordnung und sagte, während die beiden Studenten, die dem Wagen gefolgt waren, eintraten: „Das ist alles, was ich mitgebracht habe, meine Herren."

„Es war," fiel Berske sichtlich nervös ein, „es war reizend von euch, daß ihr uns geholfen habt. Wenn es Marietta recht ist, treffen wir uns morgen nachmittag wieder hier." Die jungen Leute ließen es sich gesagt sein und wollten aufbrechen.

„Es sähe nicht gut aus, wenn wir hier allein zurückblieben," erwiderte sie etwas gespreizt, aber nicht ohne natürliche Würde und warf ihre Ninonlocken zurück.

„Nun gut," erklärte Berske, der diesen ersten Gang verloren hatte. Nachdem sie ihn ihrerseits gewonnen hatte, fand sie nichts mehr dabei, sich in dem abgeschmackten neapolitanischen Kostüm sehn zu lassen, und öffnete den Mantel. Nur das weiße Kopftuch und das Tamburin fehlten. Berske stellte es bedauernd fest. Am liebsten hätte er, noch immer als Mexikaner verkleidet, Santa Lucia mit ihr gesungen.

Man verstand, was ihn an ihr angezogen hatte. Auch besaß sie in der Tat einen rassigen Kopf, langes Profil mit einer Nase, die an Dante erinnerte. Aber wie dachte er sich den Verlauf? Schon hatte sie, sicher nicht ohne Absicht, in Gegenwart seiner Freunde darauf hingewiesen, daß das Täschchen mit Spiegel und Puderdose ihr einziges Besitztum war. Und nun stellte sich heraus, daß sie das Kostüm, das sowieso unverwendbar war, dem Direktor zurückschicken mußte, wenn sie nicht eine Klage wegen Diebstahls gewärtigen wollte. Das ergab sich aus der Unterhaltung über die glücklich vollzogene Flucht.

Berske fuchtelte in der Luft herum, nun hatte er etwas zu sagen. Alles, liebes Kind, würde sich regeln, und zu seinen Leidenschaften gehörte außer Bagno, Waffen, Versen, Varieté und Detektivgeschichten auch die echt romantische, wie er funkelnd sagte, eine Frau anzuziehn. In T. gab es keine Rue de la Paix, aber gute Geschäfte, und ihr eigener Direktor würde sie nicht erkennen, versicherte er, wenn er überhaupt in die Lage käme, ihr zu begegnen. Vorsichtshalber sollte sie acht Tage lang im Turm wohnen, höchstens im Auto vor die Stadt fahren und dort Luft schöpfen.

‚Guter Gott,' dachte Melter, ‚er übernimmt die volle Verantwortung für diese an sich gar nicht reizlose Person, aber sie ist zehn Jahre älter als er, dreiunddreißig, darf man

Digitized by Google

so wünschen, daß sie ihn bei allen Phasen ihres Unternehmens zum Vertrauten machte und Zeuge sein ließ, wie sie die Minen legte.

Sie senkte die Augen, als er so überdeutlich das Kind beim Namen nannte. Dann schaute sie auf und sagte: „Offenheit gegen Diskretion, ich für meine Person kann es durchführen." Er seinerseits dachte erleichtert, daß es ihm gelungen war, sich nicht willenlos ins Spiel ziehn zu lassen, als sie beschlossen hatte, mit ihm zu verhandeln. Ihre Taktik war durchsichtig, aber sie war richtig und sie gefiel ihm ja auch soweit.

Er zog sein Taschentuch und wischte den Schweiß von der Stirn. Nie hätte er sich freiwillig einer Frau genähert, die ihre Umgebung in ein Feld von Spannungen verwandelte — heroische Kategorie, wie er es ein wenig spöttisch nannte.

In Konstantinopel wohnte Melter im Hotel. Es gab nur zwei, die für Europäer in Betracht kamen, er versuchte es mit beiden. Marietta stieg in einem kleinen Hause ab, das ein alter Pfälzer mit seiner griechischen Frau führte. Er war schon selbst ein halber Levantiner geworden, und wenn die Jungtürken, die nun an der Macht waren, es verlangt hätten, würde er zu Allah gebetet haben. Er kochte gut, im Speisesaal mit den vergitterten Fenstern und dem ewig brennenden Gas traf man Herren von der Post, Kaufleute, Instruktionsoffiziere, die ihr Gehalt bisweilen in Säcken erhielten, weil gerade kein Gold, sondern nur Scheidemünzen aus Silber und Kupfer da waren, oder Ingenieure von der Bagdadbahn — sie aber nur, wenn sie hinreisten, denn wenn sie auf Urlaub zurückkamen, die Taschen voll Geld, wohnten sie im Perapalace oder Tokatlian.

Alles ganz lustig, sagte Marietta, nur Frauen paßten nicht in dieses Milieu. Tauchten sie auf, so hatte man doch das Gefühl, am Bruchrand der Zivilisation zu leben. In dem billigen Stock, in welchem sie ihr sonnenloses Zimmerchen hatte, hausten Artistinnen vom Varieté, die ersten Tangotänzerinnen, die den neuen Tanz vorführten, nicht die besten, denn die guten waren noch selten und hatten in Paris, London, Berlin vollauf zu tun. Diese Nachbarschaft erinnerte sie zu sehr an die eigenen Varietéjahre. Sie wäre gern umgezogen, aber das Hotel war zu teuer, und nachdem Melter seine Erfahrungen mit griechischen Familien gemacht hatte, warnte er sie, ein Zimmer bei ihnen zu nehmen; daß man dort spielte, war das wenigste.

Sie trafen sich zweimal in der Woche in seinem Hotel, er zeigte sich gern mit ihr. Sie kleidete sich gut, und er sah ein einziges Mal, daß sie unsicher war — als ihr Artischocken auf den Teller gelegt wurden. Es kamen ihm Zweifel an ihrer Herkunft aus einem Gärtnerhaus. Aber es war gleichgültig, Frauen hatten keinen Stand, sie waren die Kohlensäure, die im Wasser dieses Lebens aufstieg.

Ihren Chef würde er nicht kennengelernt haben — wenn Doktor Müller sich auch während der dienstfreien Stunden in seinem Krankenhaus oder Laboratorium verschanzt hätte. Weit davon entfernt, unzugänglich zu sein, war der Arzt überall zu finden, wo die Junggesellen der Kolonie zusammenkamen, und sie bestand fast nur aus ihnen. Diesem Umstand verdankte es Melter, daß er nach sechs Wochen einen genaueren Überblick über die gesellschaftlichen Zustände erhalten hatte, als ihm in irgendeiner europäischen Stadt möglich gewesen wäre. Schon am dritten Abend saß er Müller beim Bac gegenüber.

Der Doktor galt als vorzüglicher Chirurg, aber man munkelte allerlei. Nicht nur über seine Willigkeit, auch nicht nur über seinen Zynismus. Er war noch nicht lange auf Grund glänzender Zeugnisse beim Ausschreiben der Stelle engagiert worden, aber bereits hatte er sich die ihm untergeordneten Kollegen und die paar Patronatsdamen zu Feinden gemacht.

Er schaltete in seinem Krankenhaus, als wenn es ein Augiasstall gewesen wäre. Die Hälfte des Personals flog, und er verlangte, daß der Ersatz aus Deutschland geholt würde. Das Budget erlaube es nicht, erklärte man ihm. „Das Budget wird es erlauben, wenn ich ein Jahr lang das Messer geführt habe," erwiderte er. In der Tat, schon verdunkelten seine Erfolge den Ruhm des österreichischen Krankenhauses. Eine gute Klinik hatte sozusagen ein ungeheures Hinterland, den ganzen vorderen Orient bis Teheran und Jerusalem, damit rechnete er. Am meisten nahmen ihm gewisse Kreise übel, daß er junge Gesichter um sich sehn wollte — besonders bei den weiblichen Angestellten, setzten sie hinzu.

„Kinder," sagte der alte Renfig, ein Kollege Melters, der seit dreißig Jahren sein Blatt an diesem Ort vertrat und alles gesehen hatte, den Wechsel der Regierungsformen, der Botschafter, der Bündnisse, der Sitten, „Kinder, der Mann muß eine blitzblanke Vergangenheit haben, daß er sich eine solche Rücksichtslosigkeit erlaubt."

„Was meinen Sie damit?" fragte Melter verwundert.

„Man sieht, daß Sie ein Novize des Orients sind," wurde er belehrt, „erfahren Sie, daß, die Festbesoldeten ausgenommen,

Digitized by Google

keiner hierher kommt, um sich aus eigener Kraft heraufzuarbeiten, ohne Vergangenheit zu haben. Ein Chirurg wie Müller wird Universitätsprofessor, er geht nicht nach Stambul."

Rensig war weise wie ein alter Papagei. Seine einwärts gebogene Nase, sein auswärts gebogenes Kinn hatten ihm den Spitznamen Halbmond eingebracht.

Er wiegte den Kopf auf dem nicht dünnen Stengel des Halses, wenn er von seinen Erfahrungen sprach. Gemetzel, Aufstände, Cholera hatte er überstanden, dank geistiger und leiblicher Vorsicht. Er war trotz seiner fünfzig Jahre von so hellem Blond, daß man sich angesichts der weißen Wimpern an den rot gegerbten Lidern nahezu ärgerlich über soviel Unverstand fragte, wie es nur möglich war, bei der Wahl von Fransen so wenig auf die passende Farbe zu achten.

Marietta fand ihn scheußlich. Er hatte das sofort gefühlt. „Sie werden noch zu mir kommen," prophezeite er und schaute mit seinen blassen Augen über sie hinweg, „und Sie sollen mir immer willkommen sein," fügte er hinzu, indem er sie auf die Hand tätschelte, bevor sie die Finger wegziehn konnte. Melter war erstaunt, daß er sie überhaupt mit diesen kurzsichtigen Augen sah, aber sie wußte besser, daß der alte Schleicher, wie sie ihn nannte, alles sah. Sie war überzeugt, daß er sich nur deshalb acht Tage ins Krankenhaus gegeben hatte, um Müller, sie selbst, die Leute auszuforschen, zu schnüffeln, seine Neugierde zu befriedigen. „Ich habe von ihm geträumt," gestand sie Melter und schüttelte sich, „er schlürfte mir nach und hatte einen Rüssel." Melter horchte auf, es war klar, daß sich da etwas anbahnte. „Nicht von meiner Seite," erwiderte sie schroff, „dann lieber Müller."

Sie hielt ihren Pakt getreulich und hatte kein Geheimnis vor Melter. Der Arzt war ein Draufgänger. Er liebte es, nach einer Operation oder auch sonst nach der Anstrengung des Tages ein halbes Fläschchen Champagner zu öffnen und zu sagen: „Es sind gerade zwei Glas, Sie haben auch eines verdient." Sie hatte das erstemal abgelehnt, dann, weil er sich ärgerte, das zweitemal nachgegeben.

Die Folge war gewesen, daß er sie in das Haus des verschwiegenen Händlers Dimitrino mitnehmen wollte, wo man gute Küche und Gelegenheit zu einem Spiel fand. Eben war das Telefon in der Stadt gelegt worden — wozu gab es diese Erfindungen, sagte er, die Hand auf dem Hörer, wozu gab es Champagner, Karten, freie Stunden, wenn man sie nicht benutzte? Was hatte sie davon, wenn sie ihre Abende bei dem Pfälzer verfaß? Aber wie sie wollte. Damit war die Sache für ihn erledigt.

Er belästigte sie nie, fragte nur manchmal, wenn er Hut und Stock nahm: „Nun, Sie armes Hascherl?" Als Chef war er die Verwirklichung eines Ideals, hielt zu ihr, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie tüchtig war, machte sie zu seiner Vertrauensperson, fuhr sie gelegentlich an, wie er alle anfuhr, besänftigte sie lachend und erwies sich großzügig wie ein Pascha, die es in diesem Lande nicht mehr gab.

Als der entthronte Sultan ihn nach Beglerbeg kommen ließ, nahm er sie mit und benutzte ihren Titel gewissenlos dazu, sie als Ärztin einzuführen. Sie durfte den Harem sehn; er lachte sich halbtot, als sie ihm berichtete, daß sie von jungen und alten Weibern konsultiert worden war. An Ostern lud er sie nach Therapia ein. Sie suchte vergeblich nach einer Frau, an die sie sich anschließen konnte, und fuhr abends zurück.

Melter fand, daß sie nicht mutig genug war. Er mochte ihr nicht sagen, daß eine Frau in ihrer Lage und mit ihren Absichten mit einer anderen, temperamentvolleren, unbekümmerteren Taktik weiter kam, aber er deutete es immerhin an. Wenn man nichts zu verlieren hatte, war es vielleicht das beste, sich in den Strom zu werfen. Als er sie in dem märchenhaften Frühlingsabend von den Hotels an den Landungssteg von Therapia brachte, tat sie ihm leid. Aber er trug das seine bei, um ihr das Herz noch schwerer zu machen. Unvermutet fragte er sie nach ihrem Kind.

Sie zuckte die Achsel, doch in ihren Augen war eine flehende Angst, als sie erwiderte: „Es wird bei den Verwandten herumgestoßen." — ‚Mein Gott,' dachte er, ‚was kann man mit belasteten Frauen anfangen? Nichts, wenn sie obendrein Bedingungen stellten.' Er konnte sich nicht denken, wie sich das alles noch entwickeln sollte. Aber an Pfingsten geriet es in Fluß.

*

Die Gegner Müllers hatten ihre Nachforschungen in Deutschland beendet und ein Material zusammengetragen, das ihre Erwartungen übertraf. Nachdem er wegen Unterschlagung seines Titels verlustig gegangen und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war, hatte er den Posten in Konstantinopel durch gefälschte Zeugnisse erlangt. Mochte er auch Rensig eine Darstellung geben, aus der hervorging, daß ihn eher Leichtsinn als betrügerische Absicht ins Verderben gestürzt hatte und daß er imstande

Digitized by Google

gewesen wäre, die anvertrauten Gelder abzuliefern, wenn man ihm nur acht Tage Zeit gelassen hätte, so war Tatbestand doch eben Tatbestand.

Verstehen konnte man alles, gab Rensig zu, z. B. auch daß er, aus dem Gefängnis entlassen, sich dagegen aufgelehnt hatte, zeitlebens gezeichnet zu sein und seine glänzenden chirurgischen Fähigkeiten ungenutzt zu lassen. Gewiß, meinte er feixend, es war sogar ehrenwert, daß Müller, statt ein Verbrecher zu werden, sich auf einen kleinen Betrug beschränkt hatte, der ihn im Fall des Gelingens wieder zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft gemacht haben würde — aber der Versuch war nicht gelungen, und er konnte froh sein, daß er so glimpflich davonkam.

Das bezog sich darauf, daß man aus politischen Gründen — Deutschland spielte damals die erste Rolle am Goldenen Horn — einen Skandal vermeiden wollte und sich mit der Entlassung Müllers zufrieden gab. Man hielt es für selbstverständlich, daß er die Türkei verließ. Als er es nicht tat, sondern in der Grand' Rue eine Praxis als Spezialität auftat, ließ man ihn gewähren. Marietta sah sich ebenfalls entlassen. Müller war bereit, sie als seine erste Gehilfin zu engagieren.

Aber sie hatte genug Einblick in levantinische Zustände, um zu wissen, welcher Art diese Praxis sein werde. Sie lehnte ab und stand auf der Straße. Melter befand sich in Adalia, auf einer Studienfahrt mit der Bagdadbahn begriffen. Sie ging zu Rensig, der es ihr vorausgesagt hatte.

Als Melter, von der Schreckenstat in Serajewo aufgescheucht, zurückkehrte, vernahm er ihr Lob aus dem Mund des Journalisten, der sie zögernd zu seiner Sekretärin gemacht hatte. Fabelhaft, wie diese Frau sich eingearbeitet hatte, wie rasch sie das Wesentliche seines Handwerks erfaßte, ganz davon abgesehen, daß sie in wenigen Wochen eine gute Maschinenschreiberin und Stenographin geworden war. Das Geld, das sie kostete, kam doppelt herein: um sie zu beschäftigen, hatte er manchen Artikel geschrieben, der sonst liegen geblieben wäre, und auf diese Weise gemerkt, was für ein fauler Bursche er geworden war. Er konnte geradezu von einer Regeneration seiner Arbeitslust sprechen.

Melter stellte fest, daß der ältere Mann seine dritte Jugend lebte, und dieser Gedankengang machte ihn auf den Bericht neugierig, den Marietta ihrerseits geben würde. Er wußte noch nichts von ihrer zweiten Stellung, die in die Nachtstunden fiel. Er hatte nur von Rensig nicht wenig verwundert erfahren, daß er sie am Abend im Klub treffen werde.

Das Wort Klub war eine bloße Bezeichnung. Einige jüngere Herren der deutschen Kolonie bewohnten inmitten des türkischen Viertels ein Haus, das auf der Straßenseite einem vorgewölbten Backofen glich, hinten aber, mit Galerien aus dunklem Holz, Spiegelscheiben und geschnitzten Fenstereinsätzen, auf Gärten ging, in denen zur Zeit, als der Besitz noch einem Würdenträger gehörte, die Frauen vor Beobachtern sicher gewesen waren.

Die Zeiten hatten sich geändert; jetzt hausten statt der verschleierten Frauen drei ungläubige, aber lebenslustige Europäer hier, die sich eine Köchin, einen Gärtner und einen Boy hielten und drei- oder viermal in der Woche gern Gäste bei sich sahen. Die Gäste waren unverheiratete junge Leute aus den deutschsprechenden Ländern, auch einige holländische, skandinavische oder ungarische Herren. Die Engländer, die früher öfter gekommen waren, begannen sich zurückzuziehen, die politischen Ereignisse warfen ihren Schatten voraus.

Wenn man auch darauf achtete, nur Gentlemen einzuladen, so ergab es sich doch, daß zu hoch gespielt, vielleicht auch zu stark getrunken wurde. Kurzum, eines Tages wünschte man, sich selber einen ungezwungenen Zwang aufzuerlegen, und beschloß, da an eine Vielzahl von Damen nicht zu denken war, wenigstens eine um ihre ständige Anwesenheit zu bitten. Sie sollte das übernehmen, was man die Honneurs nannte. Frau Doktor Berske unterzog sich dieser Aufgabe bestens. Sie beaufsichtigte die Dienerschaft und die Vorbereitungen, ließ sich die Gäste zuführen, hielt auf ihrem Sofa Cercle, verschwand auf eine Viertelstunde, kam wieder und erreichte, daß jeder der Herren es für seine Pflicht hielt, sich eine Weile bei einer Tasse Tee mit ihr zu unterhalten. Auch gab sie nicht zu spät das Zeichen, aufzubrechen, ein Auto brachte sie nach Hause. Der Ton besserte sich sichtlich, man kam im Abendanzug, und sie selbst konnte sich mit dem Nadelgeld, das für diesen Zweck ausgesetzt war, gut kleiden.

Melter erkannte sie im ersten Augenblick nicht. Kleider machen Leute, ja, und eine Abendtoilette eine Frau zur Dame. Aber die Dame ist zugleich etwas geworden, das außerhalb aller gesellschaftlichen Kategorien liegt, ein kunstvoll gefaßtes Stück Natur. Man weiß nichts von einer Frau, wenn man sie nicht in großer Toilette gesehen hat. Was sie ihm von dem Wunsch aller Frauen,

Digitized by Google

Verzauberte Straße (in der Ramsau bei Berchtesgaden)
Aufnahme H. Gutjahr

Digitized by Google

Digitized by Google

verwöhnt zu werden, gesagt hatte, nahm einen tieferen Sinn an, Rose, Orchidee, was immer, blüht ins Licht gestellt auf. Sie erinnerte ihn im übrigen weniger an eine Blume, als an einen dunklen Stein, sie sprühte ein geheimes Feuer aus.

Er beobachtete einen jungen Mann, der sichtlich ihr zuliebe seine Leidenschaft für den Spieltisch zügelte. „Wer ist das?" fragte er.

„Atzwang, ein wegen Verschwendung entmündigter österreichischer Freiherr, der beim Kriegsminister seine Anstellung betreibt, aber die offiziellen Ratgeber gegen sich hat."

Melter liebte Leute mit Monokel nicht, mußte aber zugeben, daß es in dem leichtsinnig kühnen Knabengesicht sich nicht schlecht ausnahm. Die Manieren dieses Wieners, oder was er sonst sein mochte, waren scharmant, und zudem ordnete er sich so anbetend unter, daß es des Pfiffes durch die Zähne nicht bedurft hätte, mit dem Rensig ihn auf die beiden aufmerksam machte.

Der alte Zyniker meinte: „Sie ist zehn Jahre älter als er, aber er würde Sie fordern, wenn Sie es ihm sagten. Wetten, daß er ihr noch diese Woche vorschlägt, sie zu entführen?"

„Was würden Sie tun, wenn man Ihnen die tüchtige Sekretärin nähme?"

„Ich mache mir nicht die geringsten Sorgen. Mit jemand, der unter Kuratel steht, geht eine Frau, die Verstand hat, nicht durch. Entweder Sie oder ich müßten ihr das Reisegeld für ihn pumpen."

Melter brachte Marietta nach Hause. Selbst im Auto war es ein langer Weg durch die Grand' Rue von Pera. Er sprach von Rensig und suchte zu erfahren, wie sie mit ihm stand. Resigniert wandte sie sich ihm zu: „Melter, werden Sie nie auf den Pakt im Orientexpreß verzichten?"

„Ich bitte Sie, als Pakt zwischen Mephisto und der armen Menschenseele habe ich es nie aufgefaßt. Ich entbinde Sie feierlich von jeder Verpflichtung. Wenn Sie um der Freundschaft willen mit mir über diese Dinge plaudern wollen, ist es etwas anderes."

„Ich bin müde," sagte sie, „alles ist schwer."

Am nächsten Nachmittag besuchte ihn Marietta. Er hatte aus Kleinasien einige Hefte voll Notizen mitgebracht, die es in Artikeln zu verwandeln galt. Rensig lieh ihm die Sekretärin aus. Sie arbeiteten, bis die Dämmerung, ein Flamingo mit rosaroten Flügeln, über die Stadt am Meer strich. Aus dem Schacht der Straße stiegen die Rufe des Verkehrs, im Geist sah man frohe Farben, weiß, gelb und lila. Melter schlug vor, zur Brücke von Galata zu gehen. Alle Rassen der Erde strömten über sie, russische Pilger, Nubier, Tataren. Sie schloß den Kriegshafen, in dem Hämmer auf schimmernden Kolossen klopften, und wenn einer ausfuhr, stauten sich vor dem aufgezogenen Mittelstück Kamele und Autos.

„Es wäre finster, bevor wir ankämen," sagte Marietta. „Wenn das Meer dunkel wird, fröstelt mich." Sie lehnte sich im Sofa zurück, auf dem sie saß. Melter begann zu rauchen. Die Frau im Zimmer störte ihn nicht, er vergaß sie. Der Abend hatte es ihm angetan, jeder einzelne Abend während der Reise war so gewesen, hatte mit sanftem Gleichmut die Menschenwelt ausgelöscht.

Er sah die flachen Dächer des braunen Famagusta auf Cypern, als Marietta aus der Dunkelheit sagte: „Wäre es nicht möglich, daß ich ganz für Sie arbeite?" und mußte sich erst zum europäischen Interesse am Einzelschicksal zurücktasten, bevor er fragte, ob Rensig ihr zunahegetreten sei.

„Nicht mehr als andere," erwiderte sie. Seine Ferien standen vor der Tür, er wollte nach Griechenland fahren und sie mitnehmen.

Viele Herren nahmen ihre Sekretärinnen mit, erklärte Melter, er sah nichts Anstößiges daran. Sie schwieg.

Da er ihre Frage nicht beantwortete, stand sie auf. „Marietta," sagte er, „würden Sie Rensig heiraten, wenn er es Ihnen anböte?"

„Ich würde jeden heiraten, der die einzige Bedingung erfüllte, die ich stelle."

Wollte sie ihm diese Bedingung nennen? Daß sie ihr Kind zu sich nehmen konnte. Er seufzte. Er war nicht dafür, daß eine Frau in ihrer Lage Bedingungen stellte, aber diese mußte man respektieren. Und Rensig? erkundigte er sich; denn, wenn er offen sein durfte, war es ja nicht unmöglich, daß die Reise sie einander näher brachte.

Rensig haßte Kinder. Hatte er es ihr gesagt? Das und daß er ein eingefleischter Junggeselle sei, der nie heiraten werde.

Wie kam er dazu, so deutlich zu sein? Weil sein Benehmen an Deutlichkeit nichts zu wünschen ließ. — Hieß das —

Ja, das hieß es, bestätigte sie. Alle Männer, mit denen sie zusammenkam, waren ungemein deutlich. Er brauchte sie nicht für törichter zu halten, als sie war. Sie wußte, daß man nicht zuviel erwarten durfte. Ob eine unter den zahllosen Frauen geheiratet wurde oder sich damit begnügen mußte, die Freundin irgendeines Rensig oder Atzwang zu sein, war gleichgültig. Gleichgültig war nur das Kind nicht. Wenn sie sich als Freundin durch Leben schlug, konnte sie nie daran

Digitized by Google

denken, das Kind zu sich zu nehmen, das Kind zu erziehen.

Melter sah sie nicht, er hörte nur die Stimme, die Stimme war irgendwo im Dunkel über ihm, da er saß. Die Stimme brach in eine leidenschaftliche Klage aus: sie wisse nichts von dem Kind, nicht, ob es noch unverdorben sei, ob es noch auf sie warte, ob es sich noch erziehen lasse. Ahne er, was es heiße, sich vor Erregungen zu hüten, damit die Züge nicht alt würden, und solche Angst in sich zu tragen?

Er stand auf, sie tat ihm leid — das war nicht das Wort, er hätte ihr helfen mögen, sofort, durchgreifend. Der Gedanke kam ihm, sie zu heiraten, alle ihre Schwierigkeiten wären mit einem einzigen Entschluß aus dem Weg geräumt worden. Er sah sie in der Toilette vom Abend vorher, sah das heimliche Feuer eines dunklen Rubins. Würde sie ihm sagen, fragte er, wer der Vater des Kindes war?

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie. Die Antwort klang stolz, aber sie ernüchterte ihn.

„Wir wollen Licht machen," sagte er.

Als er auf die Tür zuging, wurde sie geöffnet. Marietta wandte sich in dem erleuchteten Rahmen um. „Begleiten Sie mich nicht, ich bitte darum." Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte.

Sie sagte das nächste Mal ab, er sah sie noch hier und da im sogenannten Klub, dann überstürzten sich die Ereignisse, der Krieg brach aus. Er erhielt sofort seine Beorderung und fuhr bis Wien mit Atzwang zusammen.

*

Im vierten Jahre des Krieges hielt sich Melter als Rekonvaleszent in einem Aachener Lazarett auf. Er langweilte sich als geistiger Mensch so maßlos, daß er den Tag herbeiwünschte, an dem er wieder zur Front gehen konnte, obwohl er in derselben Eigenschaft, auf Grund seiner politischen Einsichten, nicht mehr an den Sieg glaubte.

Er saß auf einer Bank der Anlagen in der Sonne und wartete auf Marietta, die tags zuvor aus Berlin gekommen war und heute mit Rensig hatte getraut werden sollen. Aber Rensig war in Brüssel festgehalten worden, er wollte nun morgen eintreffen. Vier Jahre Krieg hatten den alternden Journalisten mürbe gemacht. In den ersten Jahren fand er Brüssel, wo man ihm ein schönes Gehalt zahlte, herrlich; er lebte in diesem zweiten Paris wie ein Junggeselle der Vorkriegszeit. Melter war zuerst, als es noch genug Männer gab, dort sein Kollege gewesen, dann, eingezogen und an der Westfront verwandt, einige Male in die eroberte, aber von den Feinden wohlverpflegte Stadt gekommen. Rensig fühlte das Alter nahen, das Restaurantessen schmeckte ihm nicht mehr, er sah, daß andere Zivilisten es sich mit ihren Frauen in den beschlagnahmten Häusern der Avenue Louise behaglich machten, und hätte auch eines haben können. Zuletzt war ein Brief an Marietta gegangen, und sie hatte angenommen, des Hungerns und der ewigen Büroarbeit müde. Die Zeremonie vor dem Standesamt mußte auf deutschem Boden stattfinden; man hatte Aachen gewählt. Die vorgeschriebene Frist war abgelaufen, nur Rensig fehlte.

Melter hatte den Auftrag, Marietta in Empfang zu nehmen, und sollte als Trauzeuge dienen. Sie hatte aus ihrer Gesinnung kein Hehl gemacht. Mit ihren neununddreißig Jahren kam sie sich jung vor gegenüber seinen neunundfünfzig, aber das gab nicht den Ausschlag. Sie durchschaute ihn und verachtete ihn. Ihre Tochter war nun sechzehn, und es bestand bis zur Beendigung des Krieges so wenig Aussicht, sie zu sich zu nehmen wie bisher. Melter fand nicht, daß Gesicht oder Figur verloren hatten, wohl aber stieß er auf die Starre derer, die nicht mehr erleben.

Die Bank lag gegenüber dem Portal des Hotels, in dem Marietta wohnte. Er schaute gerade in die Halle und, da alle Türen offen standen, bis in den Innengarten hinein, um den Holzgalerien mit roten Geranien liefen. Endlich sah er Marietta durch das Vestibül kommen und erhob sich. Im Eingang stieß sie mit einem Offizier zusammen. Melter beobachtete, daß ein Erkennen stattfand, Marietta legte mit einer erschrockenen oder schützenden Geste die Hand aufs Herz. Nach einer Weile machten beide kehrt, er sah sie in den Garten gehen.

Eine halbe Stunde verstrich, eine ganze, Melter überließ sich wieder der Augustsonne. Schließlich ging er hinüber, man konnte ihm nicht übelnehmen, wenn er sich nach Frau Berske erkundigte. Das Hotel erhielt den Dienst mit Boys aufrecht. Einer von ihnen ging in den Garten und kam mit der Nachricht zurück, daß er erwartet werde. Der Offizier, ein Artilleriehauptmann, erhob sich Sein Gesicht kam Melter bekannt vor. Er mußte es gesehen haben, freilich nicht so abgezehrt, die Augen nicht so flackernd. Dann erblickte er das Einglas am Band und glaubte jenen österreichischen Baron zu erkennen, der Marietta in Konstantinopel mit der Hingabe eines Knaben umworben hatte. Aber er trug deutsche Uniform.

„Erinnern Sie sich meiner noch?"

Digitized by Google

„Ja, aber beim Namen müssen Sie mir nachhelfen," antwortete Melter.

„Atzwang, anno 14 entmündigt, dann rehabilitiert, bis zur Beschießung von Antwerpen mit österreichischen Mörsern in k. k. Diensten, seither in preußischen auf Grund einer schlesischen Klitsche, vor drei Monaten mit vergasten Lungen eingeliefert, jetzt wieder leidlich hergestellt und im Begriff, Frau Marietta von einer Torheit abzuhalten, koste es, was es wolle."

Sie legte bittend die Hand auf seinen Arm, ihre Farbe war nahezu weiß.

„Er ist durchaus nicht wieder hergestellt," sagte sie, „wie könnte er sonst so überstürzt reden?"

„Mag sein, daß die Nerven noch mit mir durchgehen, die Gedanken tun es nicht. Ich weiß, was ich will — Marietta, ich bitte Sie, lassen Sie mich mit Herrn Melter reden."

Sie zog sich zurück, die Herren suchten eine andere Bank, auf der noch die Sonne lag.

„Finden Sie nicht," sagte Atzwang, „daß dieses geschlossene Gärtchen mit den Galerien an das türkische Haus erinnert, in dem der Klub tagte? Ich war damals verrückt auf Marietta und wollte mit ihr fliehen. Heute will ich sie heiraten, das ist der ganze Unterschied. Ich will es aus denselben Gründen wie Rensig, weil alles gleich ist, weil man nicht weiß, was kommt, weil man sich etwas Persönliches für den Zusammenbruch, der ja unvermeidlich ist, sichern möchte. Aber warum soll ich mich schlechter machen, als ich bin? Ich will Marietta um Mariettas willen. Sie hing vier Wochen lang neben Rensig im Kasten, sie kann auch neben mir hängen. Ist das verrückt? Man telegrafiert ihm ab, er stirbt nicht daran, oder glauben Sie?"

„Nein, sicher nicht," mußte Melter zugeben.

„Wir sind gerade so schön zusammen," fuhr Atzwang fort, „vier Wochen muß ich hier noch herumliegen, in dieser Zeit heiraten wir. Dienstfähig bin ich nicht mehr, bis dahin wird auch das Ende da sein, die Tanks und die Amerikaner sorgen dafür. Wir ziehen uns aufs Land zurück, nehmen Mariettas Tochter zu uns und sehen zu, was alles über die Besiegten hereinbricht. Schön wird es nicht sein, aber die Menschennähe wird man brauchen. Unter uns, ich glaube nicht, daß ich noch viele Jahre zu leben habe — sagen Sie es Marietta nicht, sie fühlt das schon."

Diese so verwickelte Sache war im Grunde höchst einfach. Sogar der Standesbeamte konnte es nicht leugnen. Es stellte sich heraus, daß er persönlich den Wechsel der Pläne mißbilligte. Dann nahm er einen neuen Zettel, füllte ihn aus und hängte ihn in den Kasten. Was sonst noch nötig war, Erlaubnisse und Nachweise, erledigte sich von selbst. Mitte September war Marietta Baronin Atzwang und eine veränderte Frau, die sich zum erstenmal dem Glück hingab, einem etwas mütterlichen Glück angesichts des Altersunterschieds. Aber Glück braucht nicht immer Gleichklang zu sein, es kann auch auf dem Ausgleich von Spannungen beruhen.

Melter kehrte an die Front zurück. Er versprach, das Paar auf seiner schlesischen Klitsche zu besuchen, wenn er den letzten Kugeln entging, die so gefährlich wie die ersten waren. Der Zusammenbruch erlaubte ihm nicht, seine Absicht auszuführen; er mußte froh sein, in Berlin bei seiner Redaktion ein Unterkommen zu finden. Scheußliche Jahre; im Zeitungsviertel gab es einen Nachkrieg, dann verlor das Geld seinen Wert. Er war entsetzt, als er eines Tages Marietta in der Untergrund traf und erfuhr, daß sie nach dem Tode ihres Mannes, der während dieser ganzen fünf Jahre leidend gewesen war, den Besitz in Schlesien verkauft hatte.

Wie konnte sie nur — in einer Zeit, wo jeder den einen Gedanken hatte, Bargeld in dauernde Werte zu verwandeln? Man hatte ihr versichert, die Mark könne nicht mehr tiefer fallen. Wer hatte es versichert? fragte er ironisch. Der Mann, an den sie verkauft hatte? ‚Arme Frau,' dachte er, während er ihr bewundernd ins Gesicht schaute. Von Natur aus südlich getönt, hatte die Haut wie die eines reifenden Pfirsichs Schmelz aus Sonne und Luft gezogen. Er rechnete nach, sie mußte nun dreiundvierzig sein und war eine der neuen Frauen ohne Alter, von denen man jetzt soviel sprach. Er mit seinen nunmehr einundvierzig fühlte sich als den älteren — war es glaubhaft, daß sie auf ihn wie die junge Frau auf den reiferen Mann wirkte?

Sie setzte ihm auseinander, warum sie nach Berlin gekommen war. Agathe zählte einundzwanzig Jahre. Durfte man ein junges Mädchen in der hintersten Provinz, wo es niemand sah, verkümmern lassen? Melter, ein Mann der Wirklichkeit, erkundigte sich, da er zugleich ein alter Freund war, nach den Vermögensverhältnissen. Hatte die Frau Atzwangs nichts mehr aus Österreich zu erwarten? — Nichts, dort war alles liquidiert worden und in der Inflation untergegangen. Sie bezog eine Witwenpension, der Erlös aus dem Verkauf lag auf der Bank. — Wo wohnte sie, in einer Pension? Er beschwor sie, sich wenigstens eigene Möbel

Digitized by Google

anzuschaffen, nur kein Geld bei der Bank lassen.

„Wo eine Wohnung finden?“ fragte sie. Für Geld war in Berlin alles zu haben, erwiderte er, und es gelang ihm auch, ihr in einer der großen Wohnungen des Westens einige Zimmer zu verschaffen. Er machte Kontrakt für sie, zahlte die Miete auf ein Jahr voraus, dann hetzte er sie in die Geschäfte der Möbel-, Altertümer-, Teppichhändler und gab keine Ruhe, bis sie den Rest angelegt hatte. Marietta glaubte es nicht verantworten zu können, aber er fand eine Bundesgenossin in Fräulein Agathe.

Die Sicherheit war ihr gleichgültig, sie verstand nichts davon. Sie liebte die Luxusdinge, in denen sie nun wohnen sollte, um des Luxus willen.

Melter erschrak, als er sie sah, und nicht nur vor ihrer Schönheit! Sie war eine junge Marietta mit blauschwarzem Harr. Er hatte sich ein weltfremdes, blondes Mädchen vom Land vorgestellt und erblickte eine Frau, die er sofort für die vorbestimmte ganz große Abenteuerin hielt. Der geheime Stolz der Mutter war hier zur bewußten Herausforderung gesteigert. Mit einer gewissen Erschütterung beobachtete er, daß Marietta dieser Tochter, deren Augen alsbald mit ihm wie mit jedem, der sie anstarrte, Verbindung suchten, liebevoll in der Hand zu haben glaubte.

Als nach dem Einmarsch der Franzosen in das Ruhrgebiet die Währung doch noch jenen tiefsten Fall tat, an den Marietta nicht geglaubt hatte, erwies sich die Vorauszahlung der Miete als ein Glück; die Frauen, die nun immer kümmerlicher von ihrer Pension lebten, besaßen wenigstens ein Dach über dem Kopf. Aber dieser Umstand führte sie in Verhältnisse, unter denen Marietta stöhnen sollte.

Die Frau, mit der sie Kontrakt gemacht hatte, teilte ihr eines Tages mit, daß der größere Rest der Wohnung bis auf die von ihr selbst bewohnte Küche an einen Ausländer vermietet sei. Dieser Ausländer bot Marietta ein hohes Abstandsgeld an, wenn sie ihre Zimmer aufgab. Sie lernte den Grund bald kennen: der Tscheche richtete einen Mitternachtsklub ein. Es ging verstohlen zu, Marietta konnte sich nicht einmal über gestörte Ruhe beklagen. Aber es war unerträglich, daß sie oder Agathe, wenn sie spät nach Hause kamen, an der Tür ihrer eigenen Wohnung die Kontrolle argwöhnischer Hüter über sich ergehen lassen mußten und daß bei einem Überfall durch die Polizei ihre Zimmer untersucht werden würden.

Auf diesen Umstand gründete der Inhaber seinen Vorschlag, Marietta möge während der Spielstunden anwesend sein und durch ihre Gegenwart dafür sorgen, daß der gute Ton nicht litt. Marietta war nun bereit, das Abstandsgeld anzunehmen, aber Agathe widersprach. Sie erklärte, daß sie die ihrer Mutter zugedachte Rolle übernehmen werde. „Niemals,“ erwiderte Marietta und unterzog sich einer Aufgabe, die sie Pflicht nannte. Die Konstantinopeler Zeit war zurückgekehrt, ließ sie Melter nicht ohne Bitterkeit wissen. Mit ähnlichen Empfindungen wohnte er einem dieser Abende in den verhängten Räumen bei.

„So sieht sich alles wieder,“ sagte eine Stimme — das Wort ‚alles‘ war betont, von einem Blick auf Marietta begleitet. Rensig stand neben ihm. „Die Freiherrlichkeit hat nicht lange gedauert, Valuta ist besser,“ fügte der Journalist hinzu. Der frühere, salopp angezogene Rensig war nicht wiederzuerkennen; er hatte sich in einen alten, eleganten Geck verwandelt.

Melter wußte nur, daß er von Brüssel nach Holland gegangen war, und erfuhr jetzt, daß Rensig seine in Belgien gemachten Ersparnisse rechtzeitig in Gulden angelegt hatte. Kein schöneres Wort als Gulden, wie? meinte Rensig, fast klinge es noch besser als Dollars. Er küßte Marietta die Hand, dann gesellte er sich wieder zu Melter und fragte ihn nach ihren Verhältnissen aus.

„Eigentlich,“ sagte er, „müßte ich ihr dankbar sein, daß sie mich damals vor der Ehe bewahrt hat.“

„Und uneigentlich?“ entgegnete Melter.

Der Blick, den er erhielt, genauer den er auffing, denn der Blick schien eher für Marietta bestimmt zu sein, gab ihm zu denken.

„Kehren wir die Bezeichnungen um, das Uneigentliche ist das Eigentliche,“ erwiderte Rensig geheimnisvoll. In diesem Augenblick packte er Melter am Arm. Agathe war eingetreten. Es hätte sich auf die Dauer nicht vermeiden lassen, daß sie aus Neugierde herüberkam. Rensig erkannte sie sofort als die Tochter; es bedurfte nicht erst des erschreckten Gesichtes der Mutter. Marietta suchte Agathe zurückzuschicken. Alsbald erhob sich ein so lauter Widerspruch, daß Schweigen geboten werden mußte.

Rensig war es, der Agathe zuerst seine Brieftasche zur Verfügung stellte, damit sie sich im Spiel beteiligen konnte. Marietta starrte ihn mit einem Blick an, in dem Furcht und Erkenntnis sich mischten. An diesem Abend sah sie ihre Tochter zum erstenmal als das, was sie längst war: ein Stück Leben, das sich ihrem Einfluß entzogen hatte. Sie sah alle Augen auf das Mädchen gerichtet,

Digitized by Google

und das Mädchen lenkte sie wie einen Kreis von lauernden Tieren — er fand keinen anderen Ausdruck für dieses Bild.

*

Am nächsten Abend suchte Melter den Klub wieder auf. Marietta fehlte, Agathe war an ihre Stelle getreten. Die Gäste blieben länger, die Einsätze erhöhten sich, der Tscheche strahlte, wenn man das Funkeln der kleinen Augen in dem blatternarbigen Gesicht so nennen wollte. Nie hatte Marietta eine Karte angerührt; Agathe spielte. Rensig saß neben ihr. Sie machte gemeinsame Kasse mit ihm.

„Wo ist Ihre Mutter?" fragte Melter.

„In ihrem Zimmer," erwiderte Agathe. Er klopfte umsonst an die Türen, alles war finster.

Einige Tage später bat ihn Marietta am Telefon, zu ihr zu kommen. Er erfuhr, daß der Unternehmer Agathe für einen hohen Preis engagieren wollte, wenn Marietta ihr den Posten überließ.

„Ich habe Agathe falsch erzogen," sagte sie, „man muß streng zu seinem Kind sein." Die Strenge, von der sie sprach, ordnete ihr Dantegesicht und gab ihm hinreißendes Leben: sie war Schmerz. Melter fühlte eine Erregung. Jahre, über ein Jahrzehnt hatte er gebraucht, um dieser Frau nahezukommen, spätes Gefühl ist stark und gereinigt. ‚Laß deine Tochter ihre Wege gehen,' hätte er am liebsten gesagt, ‚sie gehört wie heutzutage so viele Frauen zum Dirnentypus, du bist wertvoller.' Es trieb ihn zu ihr, er beugte sich über ihre Hand. Er sagte irgend etwas Törichtes wie: ‚Seien Sie stark, Marietta,' und legte den Arm um ihre Schulter. Sie machte sich sanft frei und bat ihn, zu Agathe hinüberzugehen.

Agathe stand in Nerz, hellen Strümpfen und Pelzschuhen im Zimmer, bereit, auszugehen und die Welt zu verführen. „Predigen Sie nicht Moral," sagte sie, als er ihr den Entschluß der Mutter, abzureisen, mitteilen wollte, „fahren Sie mich lieber zum Tee ins Adlon. Tanzen Sie? Ich habe noch nicht mit Ihnen getanzt."

Sie war schlank und hungrig. Früher hätte man vielleicht durstig gesagt. Durst ist eine Sehnsucht, und wer sie nicht stillen kann, schmachtet. Diese neuen Frauen hatten Hunger wie junge Wölfinnen.

Sie ging sofort zum Angriff über. „Sie haben Mas Partei ergriffen?"

„Gab es noch eine andere?" fragte er zurück.

Ja, ihre eigene. Ma, hatte er gesagt, wollte abreisen? Wohin? Geradeswegs in das Nichts, denn wovon sollten sie leben? Indem sie den Inhalt ihrer Koffer und zuletzt die Koffer verkauften? Abgesehen davon, sie, Agathe, wollte nicht von Berlin weg. Es sei denn, daß sie im Schlafwagen nach Paris fahren konnte.

Melter versuchte die Opfer anzudeuten, die ihre Mutter für sie gebracht hatte, wußte aber nicht, wieweit er ohne Erlaubnis Mariettas gehen durfte. Er erfuhr, daß Agathe Bescheid wußte, Marietta hatte ihr am Vormittag ihr Leben erzählt.

„Sehen Sie," belehrte ihn Agathe, „dort ist Rensig, ich habe ihn hierher bestellt. Das Interessanteste an Mas Erzählung war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hat. Seitdem verstehe ich, warum er nicht von mir weicht und sein Guldenvermögen ins Licht rückt."

„Er will Sie heiraten?" sagte Melter ungläubig.

Sie lächelte. „Er will sich rächen," erwiderte sie, „er will an Ma Rache nehmen, indem er mich entführt."

„Er ist wahnsinnig."

„Und sehr methodisch."

„Und Sie? Warum bestellen Sie ihn, warum erlauben Sie ihm, um Sie zu sein?"

„Ich werde es Ihnen in acht Tagen sagen. Jetzt möchte ich, daß Sie mich beurlauben — man soll das Alter nicht zu lange warten lassen."

Melter streckte vor soviel Überlegenheit die Waffen. Er berichtete Marietta telefonisch und konnte ihr nicht einmal einen Rat geben. Jeder war der Gefangene des Börsenkurses und anderer düsterer Gottheiten. Er fand diese Zeit von großartiger Unheimlichkeit und war nie so gesellig gewesen. Schon wenn man auf die Straße trat, vergaß man sich selbst, schwand das Gefühl, die geringste Bedeutung angesichts des allgemeinen Schicksals zu haben. Die Straße raunte aus allen Torbogen, feilschte, lockte, rottete sich panisch zusammen, stob auseinander, brach sich an Postenketten, wurde von Autos mit Schupoleuten durchrast. Betrat man das Café, so war es gleich, an welchen Tisch man sich setzte; jeder war Börse, Markt, Gerichtssaal und Zeitung.

Wenn er Marietta besuchte, fand er sie ruhig. Irgendeine Veränderung vollzog sich in ihr. Er wußte nicht, was da am Werk war und eine gefaßte Kraft ausstrahlte. Fast schien es ihm, als warte sie, schon gewappnet, auf ein schlimmes Ereignis. Als er, den Abschiedsbrief Agathes in der Hand, einige Abende später bei ihr eintrat, erwies sich das, was er für das Schwerste gehalten hatte, die Mitteilung der Flucht, als leicht.

Digitized by Google

„Mit wem?“ fragte sie. Er reichte ihr den Brief, in dem Agathe ihn bat, ihre Mutter zu verständigen, daß sie ihre Mündigkeit abgewartet habe, um mit Rensig nach Holland zu gehen — nicht weil sie vor Verfolgung sicher sein wollte, dazu war Ma zu vernünftig, sondern weil sie Rensig heiraten konnte, wenn es ihr zweckmäßig erschien, das zu tun. Sie wisse es noch nicht, Ma jedenfalls könne gewiß sein, daß nicht er triumphiere.

Marietta las, schloß die Augen und las nochmals. „Ein Kind kann, vom Leben verwirrt, fliehen,“ sagte sie, „und bleibt doch das Kind. Agathe ist nicht geflohen, sie ist von mir gegangen. Ich habe eine Selbständigkeitserklärung empfangen.“

Nichts schien ihm die innere Abfindung so zu verdeutlichen wie die Bewegung, mit der sie ihm den Brief zurückgab. Man stellt so ein Schriftstück seinem Eigentümer zu. Es klopfte, der Tscheche trat ein. Die Gäste warteten. Wo war Fräulein Agathe?

„Verreist, Herr Marek, auf längere Zeit.“

Er brauste auf. Deshalb hatte sie sich auszahlen lassen, gut auszahlen, man durfte sagen, daß sie sich auf ihren Vorteil verstand. „Sie müssen einspringen, Baronin,“ sagte er.

„Von Müssen kann keine Rede sein,“ erwiderte sie.

„Nun denn, von einer Bitte. Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht im Stich.“

Wenn sie ihm aushelfen konnte, war sie bereit. Die Männer gingen hinüber, sie folgte nach einer Weile. Zu ihrer Verwunderung sahen die Habitués, daß sie an diesem Abend sich an den Spieltisch setzte. Sie tat es mit ruhiger Würde. Sie war zugänglicher für Unterhaltung, nahm von einem jungen Schweden, der ein stürmischer, weicher Riese war, ein Glas Sekt. Melter, der sie beobachtete, fühlte Eifersucht. Wieder einmal ein junger Mensch, empfand er mit um so größerer Unlust, als der Altersunterschied nun zwei Jahrzehnte betrug. Er lauerte darauf, einem Film beizuwohnen, aber die Gebärden, Mienen und Worte der todwunden Frau blieben aus. Sie führte eine Haltung durch, doch sie spielte keine Rolle. Ohne Zweifel wohnte er einem Schauspiel bei. Es war ihm, als schlage sie ohne Hast, aber mit sich selbst im reinen, kleine Brücken zu einem veränderten Leben. Dann kam es über ihn, er begehrte der zu sein, der mit ihr zum neuen Ufer stürmte.

Am nächsten Tag hatte er eine Verabredung bei Adlon und sah sie mit dem Schweden lunchen. Er blieb länger, als er verantworten konnte, um beim Kaffee an ihren Tisch zu gehen und sie zu begrüßen. Die Finger des Schweden waren ein Schraubstock. So drückte man die Hand, wenn man das Leben herrlich fand. Er mußte zugeben, daß der junge Mann ein scharmanter Bursche war, Marietta aber prachtvoll. Ohne daß ein plumpes Wort gesagt worden wäre, gab sie ihm zu verstehen, daß sie seine, des alten Freundes, Werbung bemerkte und er sich gedulden müsse.

Der junge Mann war nicht maßlos reich, aber seine guten Kronen reichten hin, um ein Auto zu halten, in die Hotels und Theater zu gehen. Der junge Mann war Musiker; wenn ein anderer Bar, Jazz, Varieté, Tanz, Revue Ausdruck der Zeit nannte, war es Feuilleton, bei ihm doch mehr. Er schrieb einen modernen Totentanz, den Reigen aller Stände, angeführt von zwei blühenden Boten des Würgers, Gold und Gier. Der Würger war nicht grausam, gewährte Freude, bevor er die Sense schwang, das Sandglas stülpte.

Die Gestalten nahm Almvik aus dem Großstadttag, noch fehlte die große. Nichts Ausgefallenes wollte er haben, keine Filmkönigin, die den Schmerz nur mimt. „Ich habe an Agathe gedacht,“ sagte er freimütig, „aber Agathe ist nur Verführerin, erfüllt sich nicht selbst.“ Es blitzte in seinen Augen auf, dann wurde er schweigsam. „Gib mir acht Tage Urlaub,“ bat er Marietta, steuerte seinen Wagen in ein Frühlingsdorf an der See und schrieb nach einer Woche, daß er mit einer Partitur zurückkehre, in der sie alle Musik geworden seien, Agathe, Marietta, er selber.

Marietta zeigte Melter diesen Brief unter den blühenden Kirschen von Werder. Er hatte von Almvik gelernt, daß, wer um eine Frau wirbt, eine Auto halten muß, um sie in die Landschaft zu entführen. Bewegung gab der Seele Flügel. Beschwinge einen Menschen, und er ist schon halb auf dem Weg zu dir.

Als Almvik vorlas und vorspielte, was er geschrieben hatte, zeigte sich, daß er entwaffnend indiskret gewesen war, nichts geändert, nur die Wirkungen herausgehoben hatte. Eine Frau, die ihre Tochter an das mit allen Orchesterstimmen lockende Leben abgab, sank in die Knie: zerbrich oder werde frei. Wenn sie frei wurde, brachen die Dämme von Jahrzehnten. Dieselbe Arie, die Agathe ihr beim Abschied zusang, stieg aus ihrer Brust, mächtiger, polyphoner.

Der gute Almvik hatte eine Puccinifigur aus ihr gemacht, es mußte wohl so sein, wenn man dramatisierte. Melter zog die wirkliche Marietta dieser inbrünstigen Heroine vor. Die wirkliche Marietta setzte nicht auseinander, daß endlich auch für sie

Digitized by Google

die Stunde gekommen war, vom Leben Erfüllung zu verlangen. Schon wollte er sagen, Almvik sei zu unerfahren, um in den Herbst einer mehr als Vierzigjährigen die zarten Frühlingsfarben zu mischen, da kam die Szene, in der der Musiker doch triumphierte, kraft seiner Jugend sichtbar machte, was Melter nur leise empfunden hatte. Der junge Schwede trat auf, die reife Frau neigte sich ihm entgegen, die Alter rankten ineinander, an der ersten Jugend entzündete sich die zweite. Wo ist der Unterschied? Im Wissen um die Kürze — ein heißes Wissen und, wenn man Kraft hatte, ein edles, straffes. Melter, der sich nicht mehr verlieren konnte, sah, daß sie Almvik Leidenschaft gewährt hatte, nichts darin von der späten Mädchenhaftigkeit, die ihn selbst an ihr entzückte.

Er fürchtete, daß sie zu Almvik zurückkehrte. Sie tat es nicht, Almvik raste, aber als er in seiner Eifersucht sich an Melter vergreifen wollte, mußten sie es hinnehmen, daß sie nicht mehr Nebenbuhler waren. Sie lernten eine neue Marietta kennen, die das charaktervolle Profil ein wenig höher hob und mit einem einzigen kleinen Schritt zurücktrat. „Von einer Herzogin in Gnaden entlassen," sagte Melter spöttisch und schon bewundernd zu Almvik, der noch nicht so weit war, einen Tag auf dem Bett lag, dann am Klavier von seinem Elend genas, als er sich die Frage stellte, wie seine Heldin fortzuführen sei, und erkannte, daß sie schon den Weg gewiesen hatte: wer wandert, trennt sich. Als diese Vorstellung endgültig geworden war, enttäuschte es ihn, sie noch in Berlin zu sehen; er wünschte ihr nicht mehr zu begegnen. Melter, der kein Künstler war, begriff das nicht, fand sein Verhältnis zu Marietta menschlicher: wer sich erinnert, ist dankbar.

Er erfuhr, daß ein Amerikaner sie heiraten wollte, und versuchte, wie einst, ihr Vertrauen zu erlangen. Sie sprach nie über diese Dinge. Dann kam mit dem Ende der Inflation der Abend, an dem der Spielklub ausgehoben wurde. Melter ließ sich von seinem Blatt als Berichterstatter zu der Verhandlung schicken. Marietta war beschuldigt, die Bank gehalten zu haben. Der Richter stand im Ruf, streng und reaktionär zu sein. Es fiel auf, daß er Mariettas Verteidigung gelten ließ. Er behandelte sie als Dame in Bedrängnis. Sie kam mit einer bedingten Verurteilung davon und verschwand.

*

Die schlimmen Jahre wurden Vergangenheit, die Ordnung kehrte wieder, in den Hauseingängen flüsterte es nicht mehr, die Häuschen der Wechsler verkauften Blumen. Bürgerliches Leben und Verbrechertum lenkten in normierte Bahnen zurück; das Auto eroberte die Städte, und die Zeitungen schickten ihre Vertreter in die fremden Hauptstädte. Melter ging nach Angora, nach Irland, China. Die Welt war nach dem großen Krieg so bewegt von Kriegen und Erdbeben wie vorher; neu waren nur die vielen Konferenzen, zu denen er sich gelegentlich abordnen ließ. Er führte das Leben des Halbdiplomaten, wurde älter und rheumatisch.

Gegen Ende des Jahrzehnts unterbrach er einen Aufenthalt in Genf, um in Brunnen die Kur zu nehmen. Zur Nachkur besuchte er Baden-Baden. Eines Tages erhielt er ein Briefchen. „Ich habe Ihren Namen in der Kurliste gelesen, wollen Sie mich besuchen? Wir nehmen den Tee um halb fünf. Marietta." Sie hatte keinen Namen angegeben, nur Straße und Haus. Er hätte im Adreßbuch nachsehen können und unterließ es. Er war nicht mehr neugierig, in diesem Fall wollte er überrascht werden. Von fern dachte er an Agathe, aber es erschien ihm unwahrscheinlich, wenn er den Charakter Mariettas bedachte.

Sein Wunsch, überrascht zu werden, war so groß, daß er es vermied, den Namen auf dem Schild zu lesen. Das Haus lag hinter einem Garten auf dem Hügel. Er fragte nach der gnädigen Frau. Man führte ihn in ein Zimmer, das in den Garten ging. Von zwei Mammutbäumen zum Strahl gefiltert fiel das Licht schräg vom Himmel auf den Blumenaufbau hinter der Glaswand, ein Kakadu, grau und rosa, schaukelte sich darin. Der Geruch von gemähtem Gras und besonnten Tannen strich herein. Hund und Katze blinzelten sich auf der Stufe zu.

Die Tür ging auf, es gab ihm einen Stich, als er eine weißhaarige Marietta erblickte. Dann sah er, wie schön dieses volle Haar zu den dunklen Augen stand. Sie war kleiner, als er sie in der Erinnerung gehabt hatte. Er sah jetzt, daß sie nur größer erschien, weil sie den Kopf so hoch trug. Sie erinnerte ihn an eine der etwas kurzbeinigen, aber sehr vornehmen römischen Marchesas. Er sagte es ihr, als sie ihn fragte, ob er sie verändert fand.

„Das ist ein Kompliment," erwiderte sie, „das Gnade vor meinem Mann fände. Er treibt Politik und ist unverbesserlicher Italienfreund."

„Es ist ja komisch, daß ich so frage," erklärte er, „aber wer ist Ihr Mann? Kenne ich ihn?"

„Sie kennen ihn. Da ist er."

Digitized by Google

Er sah den Richter eintreten, der sie damals, seinem schroffen Ruf zum Trotz, so menschlich behandelt hatte. Straffe Züge, eisengraues Haar, er mußte vorzeitig seinen Abschied genommen haben — ‚um ihretwegen?' dachte Melter. Aber da er aus Genf kam und das Gespräch ins Politische geriet, erfuhr er bald, daß der Richter, als ihm dieses Haus zugefallen war, kurz entschlossen den Rock der Republik ausgezogen hatte, weil er ihm nicht gefiel — durfte man das vor einem Mitglied der Berliner Presse sagen?

Aber selbstverständlich, da es eine ehrliche Haltung war, erwiderte Melter, wenn er seinerseits offen sein durfte, so schrumpften für jemand, der vom Ausland her die Politik verfolgte, die Parteiunterschiede zu inneren Angelegenheiten ein; draußen, wo Deutschland einen so schweren Stand hatte, empfand man nur national.

Diese Antwort gefiel dem alten Herrn, der noch nicht so alt war. Er lud Melter ein, sich mit Marietta die Zeit zu vertreiben, bis er selbst von der Redaktion zurückkehrte, und zu Tisch zu bleiben. Melter erfuhr so, daß der Richter ein seinem Herzen nahestehendes Blatt politisch betreuen half.

Man stand auf, Marietta bat den Gast, ihr zwei Minuten für die Köchin zu bewilligen. Er warb vergeblich um die Beachtung des Kakadus, dann ging er in die Halle, um sein Taschentuch aus dem Mantel zu holen. Auf diese Weise wurde er Zeuge einer kleinen Szene in der Halle. Der Richter verabschiedete sich von Marietta. Sie führte seine Hand an ihr Gesicht und küßte sie. Der Richter ward rot, als er Melter sah, Marietta drängte ihn lachend zur Tür hinaus. „Es ist die beste Hand von allen," sagte sie, „und es steht nirgends geschrieben, daß nur die Männer dieses Recht haben."

„Sie sind glücklich, Marietta?" fragte Melter, „Sie wissen nicht, wie froh ich darüber bin."

Sie zeigte ihm die Zimmer. Soviel verstand er, der ein Junggeselle war, auch: solche Ruhe und Gepflegtheit gab es nur in einem Haus ohne Kinder. Er wagte nach Agathe zu fragen. Sie lag in ihrer fünften Scheidung, drüben in den Staaten. Sooft es soweit war, schickte sie Zeitungen, das letzte Mal hieß die Unterschrift unter dem Bild: „Wird sie den Rekord brechen?" erwiderte Marietta mit einem merkwürdig ruhigen Spott.

Später, als sie mit ihm zur Allee hinunterging, traten einige Küchenmädchen aus einem Gartentor und hoben aus der Straßenbahn, die von der Stadt kam, schwere Zinnkessel, der Schaffner half ihnen, die geschlossenen Gefäße auf die Erde zu stellen. Melter fragte, was sie enthalten mochten; für Milch waren sie zu groß.

„Sie enthalten Essen aus der Volksküche," antwortete sie, „und haben in meinem Leben einmal eine Rolle gespielt. Sie sehen die Villa. Die Stadt hat sie gekauft und ein Altersheim für Frauen daraus gemacht, die genug besitzen, um sich einzukaufen. Sie wohnen in einem Park und speisen von Porzellan, aber das Essen kommt aus der Suppenküche. Ich beobachtete das zum erstenmal, als ich nach jenem Prozeß hierher fuhr. Sie erinnern sich, die Milliarden waren zu Pfennigen geworden. Ich lebte im vornehmsten Hotel auf Kredit, als erster Gast einer neuen Zeit mit ungläubiger Ehrfurcht begrüßt, aber im Restaurant hätte ich das Menü nicht bezahlen können. Ich hatte das Altersheim rühmen hören und, um die Wahrheit zu sagen, ich war seinetwegen gekommen. Aber beim Anblick der Gefäße graute mir — ein überflüssiges Gefühl, da ich nicht einmal das Eintrittsgeld hatte. Im Hotel gab man mir die Rechnung; ich hielt sie noch in der Hand, als ein Herr grüßend an mir vorüberging. Ich erkannte den Richter und in einer Sekunde erlebte ich den niedrigsten und erfolgreichsten Augenblick meines Lebens: entweder der Waldsee hinter der Gasanstalt oder dieser Retter. Ich streckte ihm die Hand hin, schützte eine Verwechslung vor, ließ mich berichten und hatte nichts dagegen, daß am Abend unsere Gedecke auf denselben Tisch gelegt wurden. Er zeigte mir das Haus, das er noch nicht kannte, und ich fühlte den nächsten Satz kommen: ‚Was soll ich darin ohne Frau, Baronin?' Am nächsten Morgen ging ich zum Coiffeur, trat schwarzhaarig ein, kam mit meinem natürlichen weißen Haar heraus — in meiner Familie war das Vererbung, Sie wissen, daß man das immer sagt. Es war eine gefährliche Probe, er küßte mir gerührt die Hand, und darauf geht es zurück, daß ich manchmal die seine küsse. Lieber Melter, einst habe ich einen Pakt mit Ihnen gemacht und ihn nicht immer gehalten. Heute sind wir quitt, ich habe Ihnen alles erzählt — fast alles," setzte sie lächelnd hinzu, als er an dieser Geschichte nur eines seltsam fand: daß sie damals gerade nach Baden-Baden gegangen war. „Sie sollen auch das hören," sagte sie, „nachher, an Ort und Stelle."

Sie waren inzwischen auf die Lichtentaler Allee gelangt. Alle Welt grüßte Marietta. „Die Stunde der Einheimischen," sagte sie und ließ sich auf einer Bank nieder. Gegenüber, jenseits des Baches, in dem die

Digitized by Google

Mädchenbildnis. Gemälde von Siegfried Czerny-Heidelberg

Digitized by Google

Digitized by Google

schwarzen Forellen gegen die Strömung standen, zweigte sich eine junge Buche rund zu einem Schirm über Korbsesseln aus.

„Baden-Baden gibt unendlich viel," fuhr sie fort, „sehen Sie, wie diese Menschen durch ihren Park gehen?" Der Frühling war das gelähmte Kind eines barbarischen Winters, er blühte nicht auf, er tastete sich unendlich zaghaft durchs Tal — es ergriff, ihn dieses Jahr so ohne Jubel, so still zu sehen. Anfang Mai hatte sich die Baumblüte noch nicht entfaltet. Die Trompetenbäume wagten die Lilakerzen nicht aufzustecken, die Rhododendren an den sonnigen Stellen waren erfroren, die an den schattigen kämpften sich durch. Die Stacheln der Araukaria waren gelb, der Kirschlorbeer hatte bis auf den Stumpf abgehauen werden müssen, und der Efeu hing verdorrt über die Böschung. Die hängenden Buchen hielten hundert Hände über sich, die Geste der Verschleierung war da, das grüne Gewebe fehlte. Grün war nur der Rasen vor den Hotels und gelb darin die Stiefmütterchenbeete, auf die Marietta verzichtete. Der Gärtner wollte zeigen, daß er etwas gelernt hatte, und drängte sich ungebührlich vor. Sie hatte sehr ausgesprochene Meinungen, äußerte sich nach einem Blick auf die Dinge, nickte kurz, wenn ihr der Grüßende nicht gefiel, folgte Kindern mit hungrigen Augen, richtete sich auf, eine Frau, die voll Leben reagierte.

„Die Frage ist nur," setzte er seine Gedanken fort, „ob Sie nicht zu jung sind, um das Badener Rentnerleben zu führen."

„Eine echte Männerfrage. Ich bin kein Mann," erwiderte sie ein wenig hochmütig. Kein Mann wagte, den Abend des Lebens vor acht oder neun Uhr zu beginnen, wenn es schon spät war — die schönsten Stunden schenkte der Nachmittag. Wann wollte man Garten, Wald, Sonne, Rebland genießen — wenn es dunkel war? Sie hatte einen Menschen, für den sie sorgen konnte, die Stunden waren ausgefüllt, sie las viel, jeden Tag steuerte sie ihren Wagen in die Umgebung und jede Woche nach dem Elsaß, der Schweiz.

Sie waren hinter dem Kurhaus aufgestiegen. In geschützten Gärten reihten sich die Tropfen von Rosenknospen, bereit ein Meer zu werden. Zwischen Parkmauern führten Staffeln zur Höhe des Hügels, drüben die beiden Staufen waren blauendes Gebirge. Ein Schloß aus Quadersteinen krönte sich mit einem Turm; der zersetzte Rest einer Fahne hing daran, die Altane und Fenster waren geschlossen. Sie umgingen das Gitter, ‚Eingang sieben', las Melter. „Wem gehört das?" fragte Melter. — „Erben, die es nicht verkaufen können," antwortete Marietta und blieb am Portierhaus stehen: „Hier bin ich zwar nicht geboren, aber bis zu meinem zehnten Jahr aufgewachsen, der Portier war mein Vater. Erinnern Sie sich, wie ich ihn einst zum Gärtner erhöhte? Sie verstehen nun, weshalb ich in der Not hierher ging, meine letzte Anverwandte wohnte im Altersheim. Und mein Mann weiß von alledem nichts," schloß sie, „für ihn war ich die Freifrau, ich glaube nicht, daß er mich als Anna Hoffmann geheiratet hätte. Der Name stand auf dem Aufgebot hinter zwei, die besser klangen, und doch hatte er den Vorteil, daß kein Mensch hier in ihm das Portierkind vermutete. Wenn er siebzig sein wird, erzähle ich ihm auch dieses letzte Geheimnis — und habe nun eines mit Ihnen. Erinnern Sie sich, wie ich Sie einst um Ihre Diskretion bat?"

Sie standen schon im Haus Mariettas, es war das neben dem Schloß. Sie streckte ihm die Hand hin, er beugte sich und küßte sie.

Schneeloser Winteracker. Von Karl von Berlepsch

Ich bin umhüllt von feinem Silberqualm,
Der aus den Tälern rings emporgequollen,
Ich strauchle über hartgefrorne Schollen.
Nur hier und dort ein frosterstarrter Halm.

In keinem Dinge ist ein Puls, ein Laut.
Sie sind wohl unbeschützt dem Tod verfallen.
Es schmerzt der Wind, mit tausend Reifkristallen
Verwundend meiner Wange warme Haut.

Das Auge, das zu suchen sich bemüht,
In graue Fernen muß es qualvoll schweifen,
Es sieht nur Tod und kann es nicht begreifen,
Daß all dies jemals wieder lebt und blüht. —

Digitized by Google

Die Amerikaner beim Wintersport

Von St. M. Zentzytzki

Man kann den deutschen Winter dem amerikanischen nicht einfach gleichsetzen, dazu sind die Witterungsverhältnisse und sonstigen Bedingungen zu verschieden. Während in weiten Teilen Amerikas jahrein, jahraus „ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht", gibt es in nördlichen Landstrichen schwere Schneestürme, die sich manchmal bis zu einem jener Blizzards steigern, welche in Viertelstunden ganze Gebiete in Eiswüsten verwandeln. Amerika ist nun einmal das Land der Gegensätze und Widersprüche, und das bleibt es auch auf dem Gebiet des Wintersports.

Kommt ein Wintersportmann aus Europa nach drüben, so fällt ihm auf der Suche nach Vergleichen bald das Ergebnis der Olympischen Winterspiele ein. Die Amerikaner waren 1928 in Sankt Moritz sehr erfolgreich: im Skispringen hatten sie ihre Leute an sechster, vierzehnter und achtzehnter Stelle, im Eisschnellaufen siegte ein Amerikaner gegen einen Norweger über 10 000 Meter (wenn das Rennen später auch wegen schlechter Eisbeschaffenheit nicht zählte), zwei Amerikanerinnen wurden Dritte und Vierte im Kunstlauf, ein amerikanisches Paar besetzte den vierten Platz im Paarlaufen, und sowohl in den Skeleton- wie in den Bobrennen waren Amerikaner auf den ersten Plätzen. Man ist etwas verblüfft, wenn man drüben erfährt, daß man in Ame-

Mit dem Grönland-Hund auf Camping-Fahrt

Digitized by Google

„Coasting" mit D-Zug-Geschwindigkeit. Aufnahme Lake Placid-Club

rika weder Bob- noch Skeletonsport kennt. Tatsächlich gibt es im Lande nicht eine einzige Bob- oder Skeletonbahn. Die erste Bahn dieser Art wird zur Zeit für die 3. Olympischen Winterspiele im Jahre 1932 in Lake Placid nördlich von Neuyork gebaut. Amerika ist eben wirklich das Land der Widersprüche!

Die größte Verbreitung hat wie in Deutschland der Skilauf gefunden. 1904 wurde die National Ski Association of America gegründet, die wie der Deutsche Skiver-

Digitized by Google

Am Ziel der Schnitzeljagd: Der eingeholte Fuchs muß seine Schliche büßen
Aufnahme Herbert

band zahlreiche Unterverbände zusammenschließt und alljährlich durch einen von ihnen ein Ski-Tournament abhalten läßt. Bei dem letztjährigen dieser Wettkämpfe waren in Red Wing ungefähr 200 Skispringer anwesend, deren Leistungen von einer hundertfachen Zahl von Zuschauern angestaunt wurden. Im Gegensatz zu Deutschland war aber von diesen 20 000 Zuschauern nur ein kleiner Teil ausübend am Sport beteiligt. Betrachtete man nun noch den Autopark, der diese Menschenmassen in das Gebirge hinaufgebracht hatte, so sah man wieder einmal ein, daß das Vergleichen eine mißliche Sache ist, denn wo in Deutschland vielleicht zehn oder fünfzehn Wagen stehen würden, standen hier Tausende.

In letzter Zeit ist auch in Amerika die „Winterreise zum Wintersport" stark aufgekommen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Sitte durch die Olympischen Winterspiele noch belebt wird. Zur Zeit ist die Lage äußerlich derjenigen in Deutschland vor zwanzig Jahren sehr ähnlich: wer im Winter ins Gebirge oder gar zum Wintersport reist, wird als ein etwas eigentümlicher Kauz betrachtet, dem es ganz recht ist, wenn ihm die Nase abfriert. Das kann ihm auch sehr leicht geschehen, denn in den meisten Wintersportplätzen werden nur die Anlagen der großen Klubs im Winter offen gehalten, während die Hotels fast durchweg schließen, weil die Wintersaison sich für sie nicht lohnt. Die sportlichen Erfolge werden auf einzelnen

Digitized by Google

Ein vergnügtes Trio in Schnee und Wintersonne. Aufnahme Rabineau

Gebieten von den Besten aus einer vorläufig noch recht kleinen Gruppe von Vorkämpfern errungen, in der eingewanderte Nordländer eine große Rolle spielen; auf manchen Gebieten ist aber auch ein starker nationaler Sport vorhanden. Es stehen z. B. die amerikanischen Eishockey-Mannschaften denjenigen Kanadas nicht viel nach, und deren Spielstärke hat allmählich Weltruf erlangt. Weitverbreitet ist das Coasting, das man in Europa allerdings wohl eher als Belustigung denn als Sport auffassen würde, wenn auch die erzielten Geschwindigkeiten sehr hoch sind. Es handelt sich dabei um ein Herunterrutschen auf vorn rund aufgebogenem Brett in einer schmalen, von einem Hügel oder einem künstlich errichteten Ablaufgerüst herabführenden vereisten Rinne, von denen

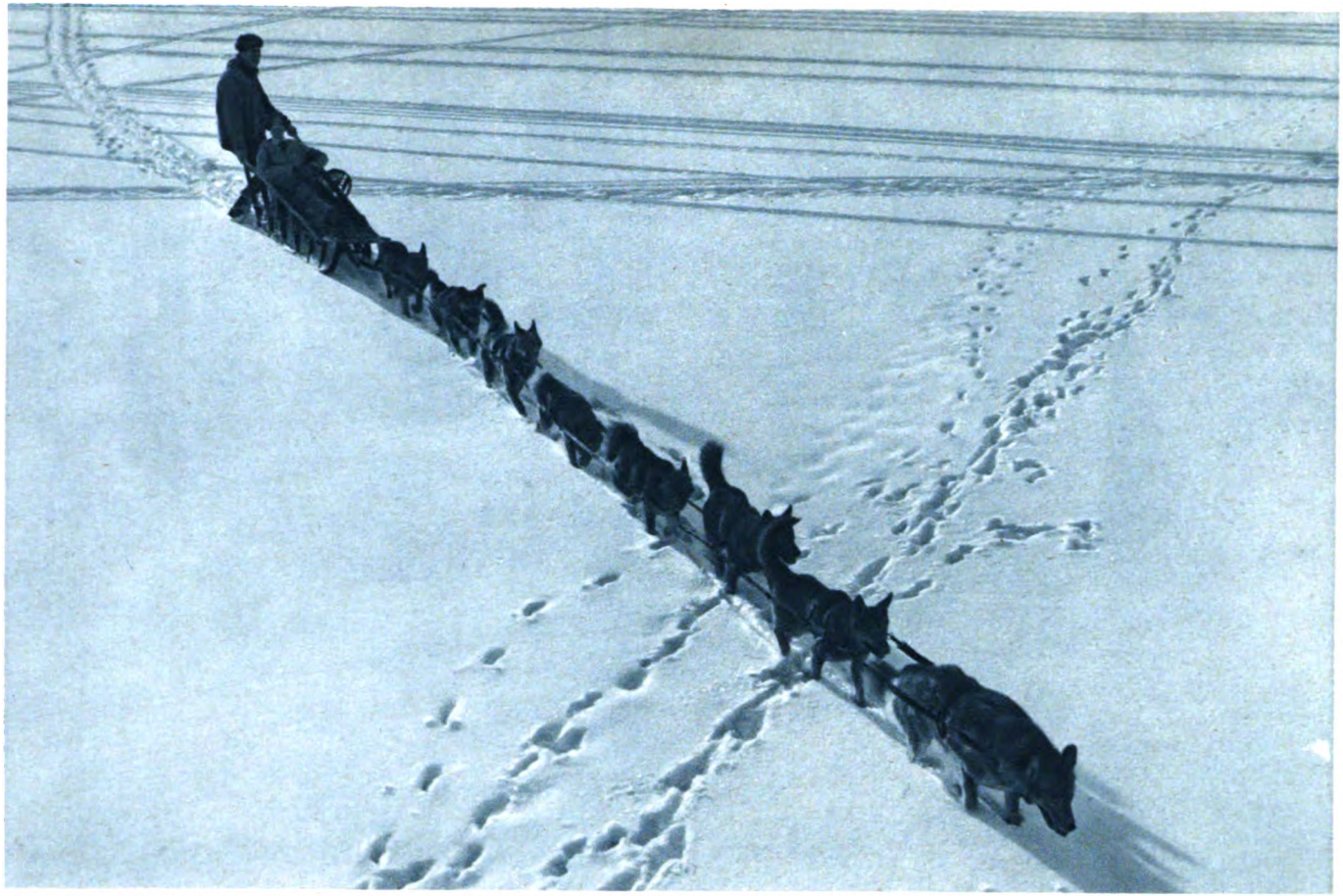
Digitized by Google

manchmal mehrere nebeneinander liegen, so daß Rennen gleichzeitig abgelassener Schlitten möglich sind. Neuerdings werden diese Bahnen auch am Ende mit Kurven versehen, aber ein wirkliches Steuern der Fahrzeuge ist doch nicht möglich, sondern wird durch die Bauart der Kurven erreicht. Hauptzweck ist möglichst große Geschwindigkeit, die in einzelnen Fällen gegen 120 Stundenkilometer erreichen soll. Das Ausschalten der persönlichen Einwirkung auf den Schlitten nimmt dem Coasting nach deutschem Empfinden den Sportcharakter.

Persönliches Einsetzen ist in ganz starkem Maße nötig bei den Schlittenrennen mit Polarhunden, die oft weit über Land führen und dann nicht nur eine beachtliche sportliche Leistung darstellen, sondern auch alle sportlichen Tugenden in stärkstem Maße fördern. Tourenmäßig einer hinter dem andern oder rennmäßig zu zweien nebeneinander jagen die wundervollen wolfähnlichen Tiere hinter dem Führerhund her, bis die Nacht hereinbricht und der Ruf ihres Herrn sie anhalten läßt, wo zwischen Tannen oder im Windschutz eines Hügels das Lager errichtet werden kann. Dann sitzen sie geduldig im Schnee

Im Sommer Golf, im Winter Tauziehen auf der Anlage des Lake Placid-Clubs in den Adirondacks. Aufnahme Pierson

Digitized by Google



Miß Hayes mit ihrem Gespann von Grönland-Huskies. Aufnahme Herbert

Digitized by Google

Auch beim Wintersport ist der Motor Trumpf. P. & A. Photo

herum und warten ab, bis die Abendsuppe für Herrchen fertig ist und bald darauf Pfeifenrauch ihnen anzeigt, daß es nun auch für sie etwas gibt. Winter-Camping dieser Art auf Überlandfahrten mit „Huskies" (so heißen die Hunde) oder auf Skifahrten ist verhältnismäßig weit verbreitet, weil auch das Sommer-Camping im Auto so sehr beliebt ist: auch von dieser Seite aus wird die Verbreitung des Wintersportes in Amerika manche Anregung erfahren.

Nicht zuletzt erweist sich aber auch der Sinn für Humor als starker Förderer bei der Werbearbeit für den Wintersport. Die wie Sekt anregende prickelnde Winterluft, die vom seidig-blauen Himmel strahlende Sonne und der glitzernde Schnee erzeugen dieselbe Stimmung ausgelassenen Übermuts, ob es sich nun um einen Sportplatz im Harz, im Riesengebirge oder in den Adirondacks handelt. Eisspiele werden mit ganz demselben Aufwand von drolliger Ernsthaftigkeit und nicht endendem Gelächter durchgeführt wie bei uns. Dem Tauziehen einer gemischten Mannschaft leihen die Brettl einen ganz besonderen Reiz: wenn die eine Mannschaft geschickt im richtigen Augenblick losläßt, dann gibt es ein Durcheinander von Ski und Gliedmaßen, das selbst den ärgsten Griesgram zum Lachen bringen würde. Wer mehr die Sensation liebt, kommt auch auf seine Kosten, denn eifrige Automobilisten haben mit Hilfe eines Flugzeugmotors, eines alten Autochassis und einiger Kufen einen Motorschlitten gebaut, der den weiten Lake Placid noch erheblich schneller überquert als im Sommer die mächtigen Motor-Schnellboote.

Zur Zeit ist das ganze Interesse der wintersportlichen Kreise in Amerika auf die Olympischen Winterspiele gerichtet, deren Vorbereitung mit größtem Nachdruck betrieben wird, weil man nicht nur „guten Sport", sondern auch eine nachhaltige Förderung des Wintersportbetriebes davon erhofft.

Amerika ist eben nicht nur das Land der Widersprüche, sondern auch das Land, wo man rasch und genau arbeitet: das kann man an dem Beispiel der Bobbahn erkennen, die man von dem Augenblick der Entscheidung für Lake Placid so rasch gefördert hat, daß die erste amerikanische Bobbahn bereits zu Weihnachten in Betrieb genommen werden konnte; schon dies allein eine tüchtige „sportliche" Leistung. Also: Auf Wiedersehen 1932!

Digitized by Google

Studienrätin Dr. Weigand

Novelle von Karl Fuß

Er sah sie schon vom Bahnsteig aus. Sie trug ein dunkles Jackenkleid, helle Bluse und modischen Strohhut. Jetzt hatte sie ihn auch erkannt und winkte. Er lüftete den Hut. Sie begrüßten sich.

„Sie haben sich nicht viel verändert in den Jahren, Irene Weigand."

„Sie sind ein bißchen stärker geworden in der Ehe, aber es steht Ihnen gut!" Sie lachte.

Als sie die Bahnhofstraße entlangschritten, waren sie schon mitten im Plaudern von den gemeinsamen Studienjahren. Überraschend schnell war die Befangenheit des Wiedersehens nach so langer Zeit gewichen.

„Und nun sind Sie also Studienrätin! Ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Mit Pensionsberechtigung."

„Spotten Sie nur, Lutz Köberlin! Ich bin zufrieden." Sie betonte die letzten Worte. —

Sie war immer noch jung und elegant. Hatte noch den federnden Schritt von einst, als sie miteinander durch die engen Gassen der alten süddeutschen Universitätsstadt gegangen.

„Und Sie, Lutz? Na, Ihnen muß es natürlich gut gehen! Wenn man verheiratet ist, wird man doch eo ipso ein — wie sagten Sie? — ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Die Ehe soll ja eine eminent soziale Einrichtung sein."

Ja: der Kontakt war wieder da. Immer hatten sie sich im Spott gefunden. Gute Kameraden waren sie eigentlich damals immer gewesen. Hatten sich die Kollegshefte ausgeliehen, hatten bisweilen Abendbrot miteinander gegessen, in der Inflationszeit, als Margarine und Streichleberwurst Leckerbissen waren. Hatten mal einen Ausflug in die Berge gemacht oder abends auf dem gründunklen Fluß gegondelt. Sie kam wohl auch gelegentlich auf seine Bude. Alles in Ehren.

Lutz lächelte vor sich hin. Als man damals aus dem Krieg nach Hause kam, war man kein dummer Junge mehr, wenn man auch nochmals die Hörsaalbänke drücken mußte. Man machte keine schmalzigen Gedichte, wenn man ein Mädel gern hatte, man seufzte nicht romantisch, wenn man eine Frau begehrte. Er hatte sie begehrt, die Irene Weigand, wenn sie auf seiner Bude in der Sofaecke kauerte und über die zweite Lautverschiebung oder Goethes Farbenlehre mit ihm sprach. Er hatte sie begehrt, wenn er im germanischen Seminar hinter ihr saß und ihren blonden Schopf beguckte. Er hatte sie begehrt, wenn sie miteinander auf einer Bergwiese lagen und mit den Beinen baumelten. Sie hatte entzückende Beine, sie war überhaupt immer ein appetitlicher Kerl. Aber kühl. Sehr kühl. Fabelhaft, wie sie Abstand schuf. Man traute sich einfach nicht recht an sie heran. Eine leise Berührung der Hand schien sie nicht zu bemerken. Wenn er sie mit den Augen ansah, die ein begehrender Mann auf die Frau seiner Wahl richtet, begegnete er in den ihren höchstens einer fidelen Ironie. Sie hatte sich eigentlich vollkommen in der Hand. Zum Teufel, man war nie recht klug aus ihr geworden. Eine 22jährige Studentin, ein schönes, frisches Menschenkind ist doch kein Fisch. Man hat ein anderes Gesicht, wenn man nichts weiß oder nichts wissen will von den sanften Erregungen der Liebe. Aber einfach zupacken — nein, das ging hier nicht.

Ja, so also war die Sache mit Irene Weigand gewesen. Man hatte ein paar Semester in guter Kameradschaft gelebt. Dann war, sehr schnell, der Studienabschluß gekommen. Man hatte noch ziemlich gleichzeitig seinen Doktor gebaut, sie über provençalische Minnedichtung, er über Kleists Frühzeit. Und dann war man auseinandergekommen. Wie's einen halt so verschlägt im Leben. Er hatte keine Neigung zu einer amtlichen Laufbahn, war nach Norddeutschland gegangen, hatte sich in mehreren Berufen versucht und schließlich seiner Feder gelebt. Sie war „unten" geblieben, war Studienreferendarin, dann Studienassessorin, Studienrätin geworden. Zwei-, dreimal hatte man sich noch geschrieben, dann hatte man sich aus den Augen verloren. Vollends, seit er vor drei Jahren geheiratet. Ein gemessener Glückwunsch auf eine offizielle Anzeige hin war Irene Weigands letztes Lebenszeichen gewesen. —

★

Digitized by Google

Und nun ging er also neben ihr auf der Straße. Nach sechs Jahren. Eine gleichgültige Sache hatte Lutz Köberlin in die alte Heimat geführt, und auf einmal war's ihm eingefallen, sich nach Irene Weigand umzusehen. Auf gut Glück schlug er das Adreßbuch der Hauptstadt auf. Jawohl, sie wohnte noch hier. Paulinenstraße Nr. 91, 2. Stock. Telefon im Hause. Er hatte angerufen, er hatte sie gesprochen, sie hatten ein Zusammentreffen vereinbart.

Mit dem und dem Zuge werde er also morgen kommen.

Gut, sie werde ihn abholen.

Er freue sich sehr, sie mal wiederzusehen.

Er werde enttäuscht sein, sie sei eine angejahrte Studienrätin, Schluß! —

Nein, er war gar nicht enttäuscht. Sie war frisch wie einst. Eine Frau, die man begehrt. —

Solche Gedanken gingen Dr. Lutz Köberlin im Kopf herum, als er neben der Studienrätin Dr. Irene Weigand schritt. In das lebhafte Geplauder hinein wisperten ihm jene Stimmen aus der Vergangenheit, die nun gut sechs Jahre zurücklag.

„Ist's Ihnen recht, wenn wir auf meiner Bude eine Tasse Kaffee trinken?" fragte Irene.

Er sah sie voll an; in ihren Pupillen flimmerte jener Stäubchenglanz, den er von früher her kannte — Lockung und spöttische Abwehr zugleich.

„Natürlich ist's mir recht," erwiderte er. Eigentlich wunderte er sich, daß sie ihn auf die Bude lud. Wahrhaftig, es war so gar nichts Lehrerinnenhaftes an ihr. Unbefangen-kameradschaftlich gab sie sich immer noch. Oder war sie raffiniert? Man lädt doch, zum Teufel, einen Herrn nicht auf die Bude, wenn man über Theater, Volksbildung und Lyzeumspädagogik plaudern will — wenn man eine schöne, junge Frau ist. —

Nun, eine Studentenbude war das freilich nicht. Das war eine hübsche Wohnung. Schöne Möbel, bequeme Polstersessel, Radierungen an den Wänden, Keramiken und Bücher zerstreut. Die Penaten einer Junggesellin aus Gehaltsgruppe zehn, die etwas für äußere Kultur anlegen konnte. Unbefangen zeigte sie das danebenliegende Schlafzimmer; es roch appetitlich nach guter Seife. Lutz Köberlin bekam etwas Herzklopfen.

Dann steckte sie die Kaffeemaschine an. Der Kaffee geriet entsetzlich stark.

„Ihre Frau würde mich wahrscheinlich schön auslachen!"

War das Vorgeplänkel? Lutz Köberlin sah Irene durch das Zimmer hin und wieder gehen, und alte Wünsche wurden in ihm wach. Er war immerhin um sechs Jahre älter geworden, reifer, wissender in den Dingen der Liebe. Er spürte in den paar scherzhaft hingeworfenen Worten Hintergründe. „Ihre Frau würde mich wahrscheinlich schön auslachen" — das war Angriff, war spielerischer Ernst. War eine der zierlichen Finten, deren sich das Weib im Kampf der Geschlechter bedient. Und er wollte heute diesen Kampf aufnehmen — das war eine ebenbürtige Gegnerin. Diese Frau war hinreißend eben in ihrer Selbstsicherheit. Aber wo ist die Frau, der man die graziösen Waffen nicht aus der Hand schlagen kann, wenn man es nur richtig angreift?

Er mußte Irene heute erobern. Er fühlte eine warme Welle durch seinen Körper jagen, flatternde Vorboten der Lust. Wie schön war diese Kameradin aus alten Zeiten, die mädchenhaft frisch und fraulich reif vor ihm saß und gelassen an ihrer Zigarette zog.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Frau!"

„Das kann Sie doch nicht interessieren."

„Ist sie groß, klein, blond, schwarz?"

„Mittelgroß und braun."

Sie lachten beide. Dann sagte er: „Wir wollen heute nicht von meiner Frau sprechen."

„Aber ich möchte gerade etwas über sie hören. Sie sind glücklich? Ich sehe es Ihnen an."

„Ich liebe meine Frau."

„Ich gratuliere." Spottete sie?

„Sprechen wir lieber von Irene Weigand."

„Gott — die ist auch nicht unglücklich!"

„Das ist eine matte Bejahung. Lieben Sie überhaupt Ihren Beruf?"

„Es gibt nette Kollegen." Sie verbarg ihren Spott nicht mehr. Sie wollte sich also nicht gerne ausfragen lassen. Nun, er wollte auftrumpfen.

„Warum heiraten Sie keinen?"

Entzückend, wie sie die Beine übereinanderschlug und eine Wolke paffte. „Lutz, stellen Sie sich mich mit dem Kochlöffel vor!"

„Eine Ehe ist denn doch mehr als Kochen und Waschen. Eine Ehe ist —"

„Halt, schwärmen Sie mir nichts vor. Ich habe van de Velde auch gelesen."

„Sie sind einfach neidisch!"

Sie fuhr auf. Aha, sie kam aus dem Hinterhalt ihrer Bewußtheit hervor. „Reden Sie keinen Unsinn, Lutz. Glauben Sie denn, ich — Bedenken Sie, ich habe meinen Beruf — es ist schön, in junge Seelen —"

„Halt, jetzt schwärmen Sie, Fräulein Studienrat!" Er deutete auf einen Stoß Hefte. „Haben Sie sie schon korrigiert?" Sie warf einen wütenden Blick auf den Schreibtisch. „Wir wollen uns nichts vormachen,

Digitized by Google

Irene. Sie ſind anders, als Sie ſich geben, Sie —"

„Sie ſind heute unausſtehlich, Lutz; früher waren Sie netter."

Lutz errötete und ſchwieg. Mit allen Sinnen witterte er, daß magiſche Wellen der Zuneigung, der Hingebung auf ihn zufluteten. Und er wußte genau, daß nun der entſcheidende Augenblick da war, wollte er die ſchickſalhafte Stunde nicht ſträflich verſäumen. Er müßte jetzt ihre Hände nehmen und ſtreicheln, denn er wußte, daß dieſe Hände oft ſehnlich ins Leere griffen. Er müßte jetzt dieſen ranken, ſtraffen Leib an ſich ziehen, der ein göttliches Inſtrument der Liebe war.

Eine Minute verſickerte im Schweigen. Lutz Köberlin unterlag einer beklemmenden Scheu, die er als dumm empfand. Aber ſie hielt ihn zurück, dem Drange ſeines Blutes zu folgen. Der alte Zauber, der Abſtand ſchuf, war um Irene. Ein Etwas wehrte ab — ſeinen Worten, die ihr Liebes ſagen, ſeinen Armen, die ſie umfangen wollten.

Mit einer gleichgültigen Frage tötete Irene das lebendige Schweigen, und im Nu war die Unterhaltung wieder angeſponnen, ins Allgemein-Verbindliche gewendet. Sie unterhielten ſich prächtig, wie eben zwei alte Kameraden, die nach langer Zeit zuſammenkommen und ſich viel zu erzählen haben. Nur hie und da zuckte es noch flüchtig in Lutz auf, daß er Irene heute hatte erobern wollen. Aber er mußte eben ihre Art reſpektieren: das war ein nobler Menſch, der ſich Erregungen fernhielt, weil er ihre Gefahren kannte. Dieſe Frau verſchmähte das flüchtige Abenteuer, ſie war ſich zu gut dazu. Sie zog es vor zu leiden. Solcher Verzicht war Seelengröße. —

Als er die Uhr zog, war es höchſte Zeit für ſeinen Zug.

„Wann ſeh' ich Sie mal wieder, Lutz?" Ein hauchfeines Beben war in ihrer Stimme.

„Es wird wohl wieder lange dauern, Irene. Und wer weiß — — —"

„Grüßen Sie Ihre Frau recht ſchön." Sie hatte ſich einfach völlig in der Hand.

★

Als er zum Abſchied unter der offenen Flurtür ſtand, überflutete ihn plötzlich, ſtürmiſch wie nie zuvor in den gemeinſamen Jahren, die Liebe zu dieſem feinen Menſchen, und ein ſcharfer Schmerz durchſtach ihn. Er beugte ſich über die kühle Hand, die in der ſeinen lag, und küßte ſie heftig. Sie entzog ſie ihm ruhig. Aber als er eben nochmals den Blick erhob, da begegnete er in ihren Augen flammender Liebe und Hingabe. ‚Ich liebe dich, ich liebe dich!' ſchrie dieſer Blick. Er ſtürzte erſchüttert auf Irene zu, aber ſchon war die Tür geſchloſſen, und hinter ihr ſchnappte noch das Schloß einer andern.

Vorbei. Ein Narr war er. Ein erbärmlicher Anfänger. Sie hatte gewartet, gehofft, daß er ſie als Mann umſchlöſſe. Er hatte gezweifelt, geſchwankt, „ihre Art reſpektiert". Er hatte ſie verſchmäht. Das verzeiht keine Frau. Hätte ſie ihm um den Hals fallen ſollen?

Er tappte die Treppe hinunter. Er ſtarrte von der Straße zu ihrem Fenſter empor. Es rührte ſich nichts. Er lachte bitter. War ſie denn ein romantiſches Fräulein, das Winkewinke machte? Auf ihrem Bett lag ſie wohl und weinte in Haß und Liebe. Oder ſie korrigierte die franzöſiſchen Schulhefte alberner Backfiſche. J'aime, tu aimes, il aime ...

★

Erſt nach Wochen vermochte ſich Lutz Köberlin aufzuraffen, ihr einen Brief zu ſchreiben. In ſeinen Worten ſchwang verhalten die aufgewühlte Stimmung jener Abſchiedsſtunde. Er denke oft an ſie.

Nach einigen Tagen ſchon traf die Antwort ein. Die Schriftſteller ſeien doch merkwürdige Leute. Aber immerhin: Phantaſie ſei eine Gottesgabe. Und er ſolle halt eine Novelle draus zimmern. Und ſeine Frau ſolle er recht ſchön grüßen.

Bauern am Herde

Draußen dämmert's. Auf dem Herde
Ziſcht und knallt der Buchenkloben.
Hundertfingrig greift die Flamme
In das Zinn, im Borte droben.
Um den Rauchfang, ſchwarz vom Dampfe
Sitzen ſie, des Blick im Brande,
Binden an Vergangenheiten
Träumend-traulich Band und Bande.

Friſchen Wind noch in den Haaren,
Winterkälte auf den Händen,
Erdgeruch in Werkelkleidern,
Kraft und Kern in Herz und Lenden.
Aber ſtumm ſind ihre Lippen.
Nur mit horchendem Gebaren
Hören ſie die Flammen flüſtern
Alte Mär von tauſend Jahren.

Erich Dieſtelkamp

Digitized by Google

Wie lerne ich reden?

Bilder aus der Tätigkeit eines Sprechlehrers

Von Dr. Gustav Manz

Vor vielen Jahren trug sich — so erzählt man — in meinem Badner Heimatlande folgende Geschichte zu:

Der alte Großherzog Friedrich war in einem Dorf des Oberlandes zu Besuch, und der Ortsbürgermeister, ein einfacher Bauersmann, hatte die Aufgabe, den Landesherrn feierlich zu begrüßen. Nun wird gewiß kein Mensch behaupten können, daß Großherzog Friedrich je eine einschüchternde Wirkung ausgeübt habe, die einem die Stimme benommen hätte. Aber diesmal war es doch so. Trotz aller Vorbereitung kam der unglückselige Festredner nicht über die vertrackte Anrede „Königliche Hoheit" hinaus. Dann trat eine Pause der Beklemmung ein, der Schweiß rieselte über ein bekümmertes Männerantlitz. Als nun der freundliche Landesherr, um die peinliche Szene zu enden, auf den stumm gewordenen Dorfgewaltigen zutrat und ihm mit ein paar freundlichen Worten die Hand reichte, brach dieser in seiner heimischen Mundart, die linke Hand aufs Herz drückend, in die klassischen Worte aus: „Königliche Hoheit, do steckt's, aber 's will net raus!"

Kann man sie besser bezeichnen, die klägliche Tatsache des Versagens, die unübersteigliche Schranke des verhinderten Redners?

Ich pflege mit dieser Anekdote meistens schon in der ersten Stunde eines neuen Lehrganges meinen Hörern anzudeuten, daß man zwar viel wissen und vielleicht unendlich viel empfinden könne, ohne dies Wissen und Empfinden aus Hirn und Herz über die Lippen zu bringen, — daß man einen geleckten Stil schreiben oder gewaltige Perioden auf dem Papier bauen könne, ohne imstande zu sein, auch nur ein paar Worte im Zusammenhang zu reden. Denn was der wortgewaltige Schwabe F. Th. Vischer einmal gesagt hat, stimmt hundertmal und tausendmal: „Eine Rede ist keine Schreibe!"

Wir alle, die wir uns mit diesen Dingen praktisch beschäftigen, wir wissen es, und wir lassen es andere wissen, daß man das Reden ebensowenig aus Büchern lernen kann, wie das Schwimmen im Zimmer oder das Tanzen nach einem Leitfaden. Und wenn wir dennoch so ziemlich alle, wir Lektoren der Sprechkunst und Redelehrer, wir bescheidenen Nachfahren der einstigen Professoren der Eloquenz, auch dünne oder dicke Bücher schreiben, so sind wir uns dessen eben bewußt, daß wir nur Anregungen und Winke geben können, daß unser Druckwerk nur theoretischer Boden ist, auf welchem, unter ständiger persönlicher Hege und Pflege, erst die Früchte der Praxis reifen sollen. Unsere Tätigkeit vollzieht sich in Übungen und Arbeitsgemeinschaften, in denen der Charakter des „Kollegs" ins Umgekehrte gewandelt ist: die Schüler reden, der Lehrer hört zu. In einem weiteren Entwicklungsstadium verwandelt sich der Hörsaal geradezu in die öffentliche Versammlung: einer redet, die anderen bauen in lebhafter Aussprache das Thema zu Ende, der Lehrer übernimmt die Rolle des Geistes, der über den Wassern schwebt, des besonnenen Versammlungsleiters, der etwaige Wildstrudel der Diskussion in ihre Ufer zurückverweist.

*

Aber beileibe nicht glaube man, daß bei wirklich ernsthaftem Betrieb eine rednerische Schnellpresse möglich sei. So etwas gibt es freilich auch, wie überall in der Welt sich neben der Werkechtheit die Nachahmung breit macht. Die kühnen Unternehmer solcher Eilkurse gehen von der Meinung aus, daß das Reden ein Beruf sei, den man sich anlernen könne. Und sie gehen noch weiter! Sie versprechen ihren Jüngern allerlei goldene Berge. Sie sind Zauberkünstler, die sich zutrauen, gegen mehr oder weniger Geld dem zaghaften Neuling auch die Sicherheit des persönlichen Auftretens und des gesellschaftlichen Erfolges beizubringen. Freilich sind das Lockungen, denen es meistens deutlich genug anzumerken ist, daß sie auf die Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit der Zeitgenossen ihre Glückskarte setzen. Denn so drollig es erscheinen mag, es gibt unter den Zuläufern dieser Schnellköche auch manchen, der auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der betörenden Rede nicht nur Parteilorbeeren zu ernten, sondern mit dem Honigseim seines Mundes gar auch noch — eine Frau zu bekommen hofft!

Eine so freundliche Aussicht kann ich frei-

Digitized by Google

lich — und mit mir alle, die ihre Aufgabe von Grund aus erfassen — meinen Hörern nicht als der Mühe Preis vorgaukeln! Im Gegenteil, man muß seine eigene Hoffnung auf merkbaren Erfolg immer wieder zügeln durch die aus Vernunft und Erfahrung geschöpfte Bemerkung: viele seien berufen, aber wenige auserwählt Ich persönlich finde es bedenklich, daß neuerdings sich Bestrebungen geltend machen, die dem (an sich dankenswerten!) Wettbewerbswesen auch auf diesem Gebiet einen gar zu sportlichen Charakter verleihen. Man sollte sich ja doch davor hüten, in einer Mißleitung jugendlichen Ehrgeizes etwas heranzuzüchten, was sich dann als „Provinzialredemeister" oder gar als „Redemeister von Deutschland" fühlt.

Es geschieht hier nach jahrzehntelanger Verkümmerung plötzlich etwas viel, und das Gute dabei ist nicht immer neu, das Neue nicht immer gut. Richtig freilich ist der Gedanke, — und welcher akademische Lehrer sollte ihn nicht mit Freuden begrüßen! —, daß das frei gesprochene Wort auf unseren sämtlichen Schulen von Anfang an in ganz anderer Weise gepflegt werden müsse, als es bisher trotz allen guten Vorsätzen geschehen ist. Denn nur eine zweckmäßig vorgebildete Schuljugend wird später dem akademischen Sprechlehrer (der drolligerweise „Lektor" heißt!) die Arbeit erleichtern und ihn nicht zu dem heute noch gültigen Urteil kommen lassen, daß wir Deutschen in der Kunst der Rede hinter verschiedenen anderen Nationen zurückstehen.

★

Ausnahmen hat es ja immer schon gegeben, und ich persönlich erblicke zum Beispiel in einer frühen Tatsache meines eigenen Schullebens den ersten Anstoß zu der Tätigkeit, der ich mich später mit Lust und Liebe widmete. Irgendein wohlwollender Zeitgenosse hatte zum Gedächtnis des großen Redners an die Nation, Johann Gottlieb Fichtes, für unser heimisches Gymnasium einen Preis gestiftet, der jedes Jahr denjenigen Primanern zufiel, die bei einem feierlichen „Redeakt" am besten bestanden Der erste Preisträger erhielt eine große, goldene, die anderen je eine silberne Denkmünze. Nebenbei bemerkt, war der mir heute nicht mehr erinnerliche Stifter ein besonders lieber Menschenfreund, denn laut Satzung durfte man die goldene Denkmünze gegen eine silbervergoldete in der Münzstätte unserer Vaterstadt umtauschen. Das freundliche Schicksal gab auch mir die Gelegenheit, diese willkommene Umwertung einmal vorzunehmen und nebst der Ersatzmünze das für mich damals märchenhafte Vermögen von 176 Reichsmark nach Hause zu tragen.

Damals habe ich — das Thema durfte man sich selbst wählen — über die Freundschaft zwischen Karl August und Goethe gesprochen. Ja, habe ich wirklich gesprochen? Verdiente ich es wirklich, als „Redemeister" von den Klassengenossen gepriesen zu werden? Es war ja gar keine Rede, was wir da zustande brachten! Es war der gut auswendig gelernte Vortrag einer in Aufsatzform erdachten und bis in die feinsten uns möglichen Einzelheiten gefeilten schriftlichen Arbeit. Ich war kein Sprecher, sondern, um wieder ein Vischersches Wort zu gebrauchen, Ableser von der „inneren Tafel" meines Gedächtnisses.

Alle Praktiker unserer Tage, die das Menschenmögliche mit ihren Schülern zu erreichen hoffen, verbinden in ihren Übungen die beiden Forderungen der eignen Wahl und des vollkommen freien Vortrags in dem Sinne, daß der Redner über das Was und Wie seiner Rede, über Stofform und Gliederung zwar vollkommen im klaren sei, daß er jedoch die letzte Wortgestaltung seiner Gedanken der befruchtenden Wirkung einer aufmerksam lauschenden Hörerschaft überlasse. Verwegenere Gemüter nennen das die „Gunst des Augenblicks". Die seelenkundliche Forschung aber hat längst schon erkannt, daß es sich hier nicht um wahllose Gunst oder Laune handelt, sondern um ein Gesetz geistiger Wirkung und Gegenwirkung, um den geheimnisvollen Kräftestrom, der dem Redner aus dem einheitlich zusammengeschlossenen Individuum Hörerschaft dauernd zufließt. Ein feiner Seelenkünder, Heinrich von Kleist, hat das schon mit einigen schlagenden Beispielen belegt, in seinem vielberufenen Aufsatz: „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden."

★

Man kann schon merkwürdige Dinge erleben, wenn man gleich in der ersten Stunde eines neuen Lehrganges mit diesen beiden „idealen Forderungen" unvermittelt herausplatzt! Der — stumm geöffnete Mund und das staunende Auge der Zuhörer scheinen anzudeuten, daß man Unmögliches verlange. Oft genug bekam ich den Einwand zu hören, daß es natürlich „geborene Redner" geben möge, die keine Anleitung brauchten, im übrigen aber sei doch eigentlich bei den meisten Menschen Hopfen und Malz verloren, wenn man ihnen das Reden beibringen wolle. Worauf ich zu erwidern hatte, ich wollte niemand etwas beibringen, sondern umgekehrt, ich wollte nur hervorlocken, d. h. entwickeln, was im Keime vorhanden sei, was bei dem einen rascher, beim anderen langsamer, bei einem formschöner und sieghafter, beim andern nüchterner und be-

Digitized by Google

scheidener sich zu einem eigenen organischen Gebilde entfalten werde.

Hier gleich zu Anfang setzt die entscheidende Tätigkeit des Lehrers ein. Er muß es verstehen, überzeugend nachzuweisen, daß er nichts Ungeheuerliches fordere, daß er keine Wunder erwarte, daß er keine geheimnisvolle Kunst lehre, sondern ganz treuherzig und handwerksmäßig eine Fähigkeit zu beleben versuche. Und dann wird er als A und O seiner Aufgabe stündlich seinen Zuhörern zurufen müssen: Üben, wieder üben und immer wieder üben!

Man hört in unseren Tagen da und dort das neue Schlagwort „Denksport". Ich finde es nicht besonders hübsch, aber immerhin, etwas hat die rednerische Ausbildung gemeinsam mit den Vorbedingungen des sportlichen Erfolgs. Reiterlust, Entschlossenheit, Freude am seelischen Abenteuer gehören dazu, um die bösen Schranken zu überspringen, die zwischen Hirn und Lippe sich aufbauen. Man muß Mut zu sich selber haben, man muß auch eine gewisse unangebrachte Scham verlieren, um als einzelner der Masse gegenüberzutreten. Man darf sich nicht verwirren lassen durch die Bleichgesichter, die sich dem unerfahrenen Redner manchmal wie Gespensterköpfe aus einer Nebelmasse entgegenstrecken, wenn ihn das Lampenfieber gepackt hat.

In den ersten Übungsstunden habe ich immer geistige Schwerarbeit zu leisten, um den Verschluß der Lippen zu öffnen und selbst aus erwachsenen Menschen, die doch sonst den Mund aufzutun wissen, die erwünschten Redetöne hervorzulocken. Es herrscht da manchmal eine Genierlichkeit, eine ins Männliche übertragene Altjüngferlichkeit, die sich gleichsam davor scheut, vor einem anderen Nebenmenschen sich in seelischer Nacktheit zu zeigen.

★

Aber wie drollig ist es doch eingerichtet, daß ich, wenigstens nach meinen Erfahrungen, diese Altjüngferlichkeit fast nie beim weiblichen Geschlechte selbst getroffen habe! Im Gegenteil, meine Hörerinnen waren immer die Rettung, wenn einmal die Hörer versagten. Es ist ja eigentlich unvorsichtig, wenn ich der Öffentlichkeit diesen „Trick" verrate, dieses Gegeneinander-Ausspielen der beiden Geschlechter! Aber ich glaube, seitdem wir das Frauenstudium haben, ist diese Erfahrung schon so häufig gemacht worden, daß man heute kein Geheimnis mehr verrät. Ich wenigstens bin glücklich, wenn in meine meist männliche Hörerschaft auch einige Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts eingesprengt sind; sie sind für mich in der Tat Sprengmittel der allgemeinen Stummheit, und wenn sie, mutig wie die Jungfrau von Orleans, einmal das Panier der Redekunst entfaltet haben, dann erwacht zwangsläufig der männliche Ehrgeiz, der sich doch nicht überflügeln lassen möchte.

★

Wenn ich die Hunderte und aber Hunderte von Übungsvorträgen mir ins Gedächtnis rufe, die ich im Laufe der Jahre mir angehört habe, so kann ich, wie jeder Erzieher, nur mit Dankbarkeit davon sprechen: was mich meine Schüler gelehrt haben!

Zunächst einmal möge man bedenken, wie verschiedenartig die Lerngruppen sind, die sich einem in der Großstadt anvertrauen! Volksschullehrer, junge Akademiker, Beamte und Kaufleute sind ebenso vertreten wie Handwerksmeister, Lehrlinge und Arbeiter. Ich hatte Hörerschaften mir gegenüber, bei denen ich fast nichts, und dann wieder solche, bei denen ich sehr viel an allgemeinem Wissen voraussetzen durfte. Ich entdeckte geborene Redner unter Männern der unteren Volksschicht und ungeschickte Wortstümper unter Angehörigen der Bildungskreise. Aber es war oft auch umgekehrt! Manchmal erklang in unserem Schulzimmer oder Hörsaal der urwüchsige Straßenton eines Mannes, der mit den Pferden seines Handelsfuhrwerkes besser umzugehen wußte, als mit den Regeln der deutschen Satzlehre. Da konnte man berlinern oder sächseln hören, daß es nur so eine Art hatte. Und wiederum habe ich feststellen können, daß Wissen und Bildung kein Hindernis zu sein brauchen für frisch bleibende Natürlichkeit des mündlichen Ausdrucks.

So habe ich im Werdezustand kennengelernt künftige Volksredner der massiven Form, künftige Parteibeamte mit Schlagwortbereitschaft, künftige Bürgermeister, die ein Programm klar und anschaulich zu entwickeln vermochten. Einmal haben wir unsere Arbeitsgemeinschaft als Stadtverordnetenversammlung angesehen, in der z. B. ein Fraktionsvorsitzender für die Kanalisation der Vaterstadt eintritt. Ein andermal waren wir Magistrat und Stadtverordnete in eins, wenn der Kandidat eines ausgeschriebenen Bürgermeisterpostens seine Absichten darlegte. Dann wieder waren wir Arbeiter- und Betriebsrat, dem ein leitender Ingenieur den Nutzen des Taylorsystems klarzumachen suchte, während sein Redegegner den Arbeiterstandpunkt vertrat, der die klugen Worte des Ingenieurs als Fliegenleim bezeichnete. Und einmal waren wir Volksversammlung, in der ein im wahrsten Sinne feuriger Fürsprecher die Einäscherung gegenüber der Erdbestattung anpries, während seine Gegner aus gesundheitlichen,

Digitized by Google

juristischen oder religiösen Gründen der Erdbestattung das Wort redeten. Oder kann man sich vorstellen, wie lebhaft namentlich jugendliche Gemüter sich entzünden, wenn gar Flaggenstreit, Wehrpflicht oder Milizsystem, Frauenstimmrecht, Paneuropa und ähnliche brennende Fragen auflodern? Hier erwächst dem Lehrer die diplomatische Doppelaufgabe, gleichzeitig Kritik an der rednerischen Darbietung als solcher zu üben und etwa aufschießende Stichflammen eines parteipolitisch überheizten Temperaments mit kaltem Strahl zu bedenken.

Nicht immer ist es leicht, den Ton zu finden, der notwendig ist, um in allen Beteiligten die Vorstellung einer unbedingten, sachlichen Gerechtigkeit des Dozenten zu erwecken und zu bewahren. Begreiflich, daß dies überall leichter durchzuführen ist, wo gute Kinderstube, Schulzucht oder bündische Erziehung vorgearbeitet haben! Aber die Nötigung, auch mit dem einfachen Mann aus dem Volke zu arbeiten, ist für den Lehrer selbst eine ausgezeichnete Schule. Er muß herabsteigen vom hohen Roß der Gelehrsamkeit, er muß jenen Ton finden, durch den er mit seinen Hörern auf mittlerer Ebene zusammentrifft, darf unter Umständen auch nicht mit gesellschaftlichen Voraussetzungen rechnen, die ihm sonst geläufig sind.

Ein Sondervergnügen ist für mich immer der Kampf gegen das unnötige Fremdwort. Aus der Leitartikelsprache sowie aus dem Redestil unserer Volksvertretungen und Volksversammlungen ist den gebildeten und noch mehr den halbgebildeten Zöglingen der Redekunst so viel Fremdwortdeutsch angeflogen, daß es eine schwere Arbeit ist, diesen Firnis wieder abzukratzen. Oft bleibt mir nichts anderes übrig, als mich dumm zu stellen und namentlich bei falsch angewendeten Fremdwörtern mich ganz bescheiden nach der Bedeutung des Wortes zu erkundigen. So kann man es vielleicht dem Ungläubigen klarmachen, welche Gedankenschärfung dazu gehört, entschlossen deutsche Sprachmünze zu prägen, statt mit fremdem Papiergeld zu zahlen, das so hübsch raschelt, aber meistens so sehr abgegriffen ist. Immerhin eine leichte Besserung ist stets zu erzielen, weil ich mich selbst von jeder Verranntheit frei weiß und immer auch für meinen Teil nur den Standpunkt des „Deutschen Sprachvereins" einnehme: man solle kein Fremdwort gebrauchen für das, was man deutsch gut ausdrücken könne.

*

Wenn ich meinen Schülern immer wieder sage, sie sollten ihre Vortragsstoffe nicht aus den nebligen Fernen der Abstraktion herbeizerren, sondern auf dem fruchtbaren Boden ihrer eigenen Lebenswirklichkeit pflücken, so entspreche ich damit einem allgemein gültigen Erziehungsgrundsatz. Gleichzeitig aber ergibt sich mir gerade daraus eine Fülle bunten Lebens, die bald unklar und ungeschickt, bald blutvoll und lebendig an mir vorüberzieht.

So mache ich mit meinen Schülern im Nachgenuß des Erlebnisses Bergbesteigungen, Sport- und Wanderfahrten; ich besichtige in Gedanken mit ihnen Druckereien und Fabriken allerart; ich erfahre, wie dem Werkstudenten zumute ist, der als Ingenieurgehilfe in Untergründen eines Riesendampfers, auf dem Stand der Lokomotive oder in den Gängen des Bergwerks arbeitet. Ich höre von einem, wie er im Flugzeug sich aus dem revolutionären Afghanistan davonmacht, von einem andern, wie man in Polnisch-Oberschlesien mit der deutschen Minderheit umspringt. Man erzählt mir — immer aus eigener Anschauung — von Studienaufenthalten in Paris oder Rom, vom Londoner Verkehrstrubel, von brasilianischen Kaffeepflanzungen. Man entwickelt alle möglichen sozialen, wirtschaftspolitischen und verwaltungstechnischen Fragen; man behandelt das Rassenproblem in den Vereinigten Staaten, den Tonfilm, das Berliner Verkehrswesen, die Hochhäuser und die Flachdächer. Und endlich, für mich nicht am wenigsten lehrreich, berichten mir, dem Unzünftigen, die Männer aus dem Handwerkerstande von ihren Nöten und Hoffnungen, vom Kampf der Maschine gegen die Handarbeit, von Lehrlingsfürsorge und Gesellenwanderschaft, — ja, ich lerne auch noch, wie der Schneider gute und schlechte Stoffe unterscheidet, wie man Ziegel brennt und Öfen baut, wie man Segeljachten zimmert, wie man Siedlungshäuser errichtet und Kleingärten anlegt...

Aus jedem versuche ich das herauszuholen, was infolge Lebenserfahrung und Berufskenntnis in ihm steckt. Auch das Kleinformat der Gelegenheitsrede und des Trinkspruchs scheint mir nicht zu gering, um in dem bunten Reigen aufzutauchen. Heißt es doch gerade hier, ohne jede Schreibvorbereitung, dem Augenblick den Ausdruck verleihen, alles auf die einzige Karte des gesprochenen Wortes setzen, das unmittelbar zünden soll.

Alles Wissen aus Erleben ist mir willkommen, Halbwissen aus zweiter Hand verpönt. Allmählich gelingt es auch dem Unbeholfenen, in seinem bescheidenen Grade das zu erzielen, worauf die ganze Tätigkeit des Redelehrers hinausläuft: Stoff zu formen, gedanklichen Gehalt und klangliche Gestalt zu vermählen, rednerische Wertarbeit zu leisten als Ausdruck einer eigengeprägten Persönlichkeit.

Digitized by Google

Das neue kulinarische Berlin

Von Alfred Richard Meyer

Wenn wir echten oder meist ja bloß zugewanderten Berliner Besuch aus der „Provinz" erhalten, der sich hinsichtlich seiner Ansichten und Ansprüche durchschnittlich nicht als „provinziell" erweist, tritt gar bald die keineswegs schüchtern vorgebrachte Frage an uns heran: „Wo ißt man im Augenblick in Berlin gut?" Aber — eben sprachen wir doch noch von Ernst und Schwere der Zeit? Wir sind etwas verlegen, gewiß nicht aus irgendeiner Pose; wir müssen uns erst ein weniges besinnen, weil wir wahrhaftig nicht jeden Abend „ausgehen". Jedoch, da sich die Frage nun einmal an einen angeblich in der Hauptsache gastrosophischen Schriftsteller wendet, haben wir uns bewußt zu sein: das bißchen „Ruhm", der zur guten Hälfte Legende ist, steht auf dem Spiel; wir dürfen einfach nicht versagen; und also beginnen wir mit einem kleinen kulinarischen Kolleg, dem der Besuch alsdann, je nachdem er materiell gestellt ist, das praktische Seminar mit gastronomischen Übungen in den mannigfaltigsten und internationalsten Spielarten folgen lassen kann.

Der Mensch ist, was er ißt," will ein Materialist wissen; ich meine vielmehr: der Mensch ißt, was er ist! Es ist allmählich wieder schönstes Bewußtsein geworden: daß Essen nicht nur Befriedigung des Hungers, also nicht allein Lebensfunktion ist, sondern Steigerung der Lebensfreude bedeutet, wenigstens bedeuten sollte. Sehnsucht und Kulturgewissen begehren auf, vielleicht sogar die Erinnerung: daß Deutschland eine gastrosophische Vergangenheit im 19. Jahrhundert hatte, die sich getrost mit der Frankreichs messen konnte und die durch die Namen: Carl Friedrich von Rumohr, Gustav Blumröder (Antonius Anthus), Eugen Baron Vaerst, Ernst von Malortie bestens belegt ist.

Neben allem Schweren und Bösen, das uns die Inflationszeit brachte, darf ein Umstand nicht übersehen werden, der sich zunächst im bescheidenen Sinne nationalökonomisch, dann aber auch kulturell auswirkte: der Besuchsstrom der valutastarken Fremden aller Länder und ihr Verlangen, bei uns gut zu essen. (Daß wir inzwischen darbten oder doch nur gelegentlich eingeladenerweise an diesen Genüssen teilnehmen durften, ist nebensächlich.) Die Hoteliers und Gastwirte hatten den Anforderungen des Tages zu entsprechen, in der Erkenntnis, daß Liebe (und auch Freundschaft zwischen den Völkern) durch den Magen geht, wie ein altes Sprichwort sagt, und sie — entsprachen, zuerst bombastisch vielleicht, dann aber in bewußter Umkehr zu einer gastronomischen Tradition, die, wie so vieles andere in unserem armen Vaterlande, neu aufzubauen war — im Sinne des Wortes von Georg Forster, dem siebzehnjährigen Mit-Weltreisenden Cooks und späteren Professor der Naturwissenschaften: „Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt." Also geschah, mitten in unseren schlimmen Inflationsjahren, nicht ganz freiwillig, sondern aus Bedingungen des Fremdenverkehrs gegeben, diese kulinarische Zusammensetzung, und zwar einerseits hinsichtlich der Nehmenden, anderseits der Gebenden in Essen und Trinken. Nur so hat man das Problem des neuen gastronomischen Berlins anzusehen, und nicht aus der böswilligen Atmosphäre übertriebener Vorwürfe, im angeblich so armen Deutschland prasse und schlemme man am tollsten. Der Luxus einzelner Menschen bedeutet eben noch immer für viele andere Arbeits- und Verdienstmöglichkeit und hat daher, neben sittenwidrigen Ausschreitungen von wenigen, für andere einen durchaus moralischen Untergrund — der Leben erhält.

Gute alte Berliner Gaststätten waren inzwischen aus der allzu flüchtigen Flucht der Erscheinungen verschwunden oder doch zu einem Scheindasein verurteilt, von dem sie sich bis heute noch nicht wieder ganz erholen konnten. Namen erübrigen sich hier, wo es um die Darstellung des „Neuen" geht. Das möge denjenigen nicht hindern, die Stätten früherer Gastlichkeit, die ihm freundschaftlich vertraut aus alter Zeit sind, aufzusuchen und in Resignation solches Erlebnis zu erneuern.

An erster Stelle muß, was gastronomischen und gastrosophischen Höhepunkt des neuen Berlins anlangt, das Restaurant von Gustav Horcher und Sohn genannt werden —, aber auch an erster Stelle, was den wohlbestellten Geldbeutel betrifft. (Ich werde die Preisskala ungefähr in meiner individuellen, hier gewiß nicht vollständig sein könnenden Aufzählung langsam, aber leider nicht ganz

Digitized by Google

Im Haus Gurmenia („Traube"). Pastell von Ernst Klausz

folgemäßig nach unten berücksichtigen.) Man vertiefe sich nur einmal in die vielseitigen Gästebücher dieses intimen Weinlokals, um schon hier eines Jahrzehnts Kulturgeschichte zu erahnen; die berühmtesten Namen der Politik, Industrie, Kunst, Wissenschaft und des bunten Lebens, das vielleicht nur an einem besonders festlichen Abend hier „mondain" und gastronomische Feier sein wollte und dies durch handschriftliche Signatur mit Vers und Prosa belegte — in Dankbarkeit Vater und Sohn Horcher gegenüber, die hier der Gastronomie persönlichste Herd- und Tischdiener sind. Das muß betont werden; denn fast überall ist man vom jähen Wechsel eines Küchenchefs abhängig — was man freundlichst auch bei meinen Ausführungen bedenken möge. Hier die großen Spezialitäten des Hauses: Tartelette von Kalbsfilet, Languste Charlott, Schnepfen in Burgunder, die Tournedos und Medaillons Horcher und dann vor allem „Canard rouennais à la presse"! Die Bedeutung dieser „Presse", die neben dem liebevoll gedeckten und bedienten Tisch auffährt, sodann des „réchaud", der, als zierlicher Spirituskocher, aus der unsichtbaren Küche ein Stück gastronomischen Laboratoriums mystisch zu uns rückt, wird einem erst offenbar, wo man beides in aller Praxis, Ruhe, abgetan von allen angeblichen Sorgen, in stillem Genießen wirklich einmal erlebt hat. Hier wird nicht nur dem Geschmack, sondern der festlichen Bereitschaft aller Sinnen-Einheit entsprochen — längst international anerkannt und wie ein Märchen weitererzählt, auch darüber, daß es hier Nationalgerichte, in- wie ausländische, in Reinheit und vorbildlicher Vollendung gibt. Die Weine paradieren vom einfachen Trinkling bis zu den gottgesegnetsten Jahrgängen der Original-Kreszenzen von Rhein, Mosel, Nahe, Bordeaux und Burgund, bis zu der raffiniertesten Champagner-Orgel der Jahre 1893 bis 1915; vierzigjährig oder gar aus der Zeit Napoleons I. können die Grande Champagne oder die Grande Fine Champagne herbefohlen werden, dem erlesenen Diner oder Souper feurigsten Abschluß zu geben.

Durchaus in gleicher Linie, vielleicht etwas mehr aber in bürgerlichem Sinne, sei auf Peltzer-Grill von Hermann Peltzer und Sohn lobend hingewiesen. Hier findet sich mehr bestes Stammpublikum zusammen; und Abende gibt es, da jeder Tisch vorausbestellt ist, da kein Stuhl unbesetzt bleibt.

Digitized by Google

Tanzabend. Ölstudie von Walter Miehe

Diplomatie, Börse, alte Militärs lassen sich durch gepflegte Gastronomie friedlich vereinigen, wie wenn sie nur denselben Daseinsinteressen lebten. Hier sind die Haus-Spezialitäten: Montag: Pot au feu; Mittwoch: Borsch; Donnerstag: Boeuf Miroton; Freitag: die berühmte Peltzer-Bouillabaisse, derentwegen man getrost auf die weite Reise nach Marseille verzichten kann, um diese Matrosensuppe in ihren Fischzusammenstellungen, die ein Geheimnis sind, kennenzulernen und sich in sie zu verlieben. Wenn Peltzer schon früh in- und ausländische Nationalgerichte lecker zu servieren wußte, so erfüllte er damit jene Forderung des fremdländischen Besuchs, daß man in Deutschland gern auf die international verflachte Küche verzichte, daß man gerade die derbere, typische Kost der unterschiedlichen deutschen Stämme wünsche — wie das auch auf der Internationalen Kochkunst-Ausstellung zu Frankfurt am Main, Oktober 1929, auf der „Ika", in reichster Auswahl und mit ungeteiltem Beifall dargeboten wurde. Eine Speisekarte vom Peltzer-Grill, von A. M. Cay gezeichnet, hebt man sich gern auf und liest darin später noch wieder wie in einem lebendigen Buch, das einem Erlebnis war. Daneben die Weinkarte des Hauses: Wenn Wolfgang Menzel behauptet, August der Starke von Sachsen habe 358 Kinder hinterlassen, so finden wir just ebenso viele Flaschen ältester Tokaierweine aus der Königl. Sächsischen Hofkellerei — von vor 1763 abgezogen einen Corowski und einen Türmer, beide herb, als teuersten Wein freilich einen 1806er Tokaier Neubert süß, von dem man sich erzählt, daß eine Flasche einmal zwei der größten politischen Feinde in einer halben Stunde ausgesöhnt habe, wodurch sich der Preis von 100 Mark neben anderen Gründen rechtfertigte. Vom Rheingau brillieren zwei Weine aus dem Wiener K. K. Hofkeller, die Freude des alten Kaisers Franz Joseph: 1904er Erbacher Siegelsberg Cabinet vom Schloß Reinhartshausen und 1900er Rüdesheimer Schloßberg Cabinet Trockenbeerenauslese der Preußischen Domäne, bestes Faß — önologische Raritäten, die kaum ihresgleichen haben.

Seit knapp einem Jahre trat auch der alte „Austernmeyer" wieder auf den gastronomischen Plan. Unter den Gästen befand sich auch einst Bismarck, welchem zu Ehren der Austernmeyer, Wilhelm mit Vornamen, die in der ganzen Welt berühmt gewordenen „Bismarck-Heringe" er-

Digitized by Google

fand. Der kleinste elektrische Herd liefert mittags ein sorgsam zusammengestelltes Gedeck für 2.50 Mark. Mit rund 700 Marken tritt die Weinkarte an uns heran. Der Ökonom Alfred Jensen aus dänischer Schule ehelichte Meyers Enkelin; etwas dänischen Stil atmet demgemäß Raum und gedeckter Tisch. Man kann sich hier „wie zu Hause" fühlen...

Ein anderer altvertrauter kulinarischer Begriff: „Traube" feierte seine Wiederauferstehung im Haus „Gurmenia", einer hypermodernen Schöpfung des Berliner Architekten Leo Nachtlicht, sozusagen ganz in Glas, mit lichtgleißenden Pylonen über das zweite Stockwerk hinaus, bis zum Dachgarten, der, wie im nahen Eden-Hotel, an sommerlichen Abenden über Berlin Erholung ist. Gastronomie hinsichtlich sämtlicher Delikatessen der Saison — mit „Aufmachung" spricht hier für einen bestimmten Publikumsgeschmack, der nichts davon wissen will, daß letzte Gastrosophie Ruhe, Einsamkeit, Versenkung verlangt: krächzende Papageien in den Naturpalmen, Rasen und Blumenbeete, auf die alle Stunden ein künstlicher Regen herabrauscht. Dieselbe Treibhausluft, aus der Frühgemüse und Obst-Primeurs kommen. Neue Sachlichkeit? Vielleicht schon bald als erneuter „Jugendstil" empfunden — aber als Zeitsymptom immerhin festzustellen.

Noch greller betont wäre das vom „Haus Vaterland" am Potsdamer Platz zu sagen, organisatorisch von M. Kempinski und Co. schlechthin bewundernswert aufgezogen — eine kulinarische Welt in einem Haus, in dem man von 75 Pf. an zu Mittag ißt, wo

In der Küche des „Atelier". Aquarell von Josef Bato

Beim Austernmeyer
Ölstudie von Walter Miehe

Digitized by Google

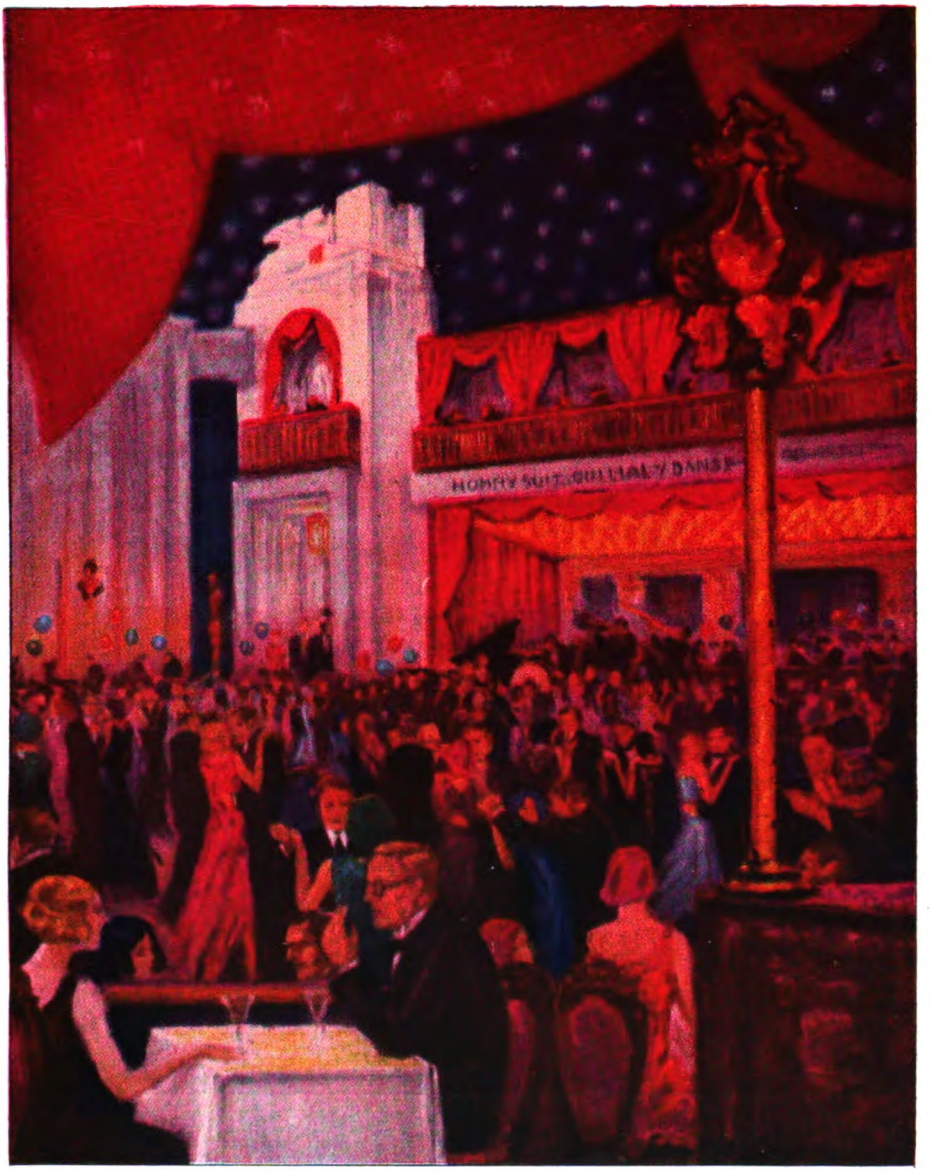
Im Eden-Pavillon. Aquarell von Josef Bato

man nachmittags tanzt, Kaffee trinkt, wo die Kinder zum Kasperle-Theater Schokolade und Kuchen „prampfen", wo man Bridge spielt, wo man abends auf der Weinterrasse, im Grinzing, im Löwenbräu, in der Osteria, Bodega, im türkischen Café oder im Palmensaal speist und hier eine ganz richtig „ausgewachsene" Revue gratis zum Souper bekommt! Aufmachung im Quadrat, daß Auge und Ohr eigentlich mehr als Geschmack, Geruch, Gefühl zuerst mit Beschlag belegt werden und man meinen möchte, hier käme die Gastronomie zu kurz. Aber da steige man einmal zur Zentralküche empor, allwo eine Gaskochfrontlänge von 112 Metern dampft, 8000 Menschen auf einmal zu bedienen sind seitens 80 Köchen und 120 Hilfskräften! Doppel- und einwandig schmurgeln hier die Reinnickel-Kochkessel je 200 Liter. Wärmelifts schwirren ununterbrochen zwischen den laufenden Bändern nach unten, nach oben, den automatischen Geschirrspülmaschinen fast lautlos immer wieder Arbeit zu geben. Die Hyperaufmachung — Musik, Gesang, Tanz, Gewitter, Sonne, Eisenbahnen — kann nur aus großzügigster Technik entstehen. Aus den verwischten Grenzen der Länder und Erdteile schwirrt das Tempo der Welt jede Geographie durcheinander. — Ähnlich, in verkleinertem Maßstab, sprechen für die Zeit: die Betriebe „Europa-Pavillon" und der „Delphi-Palast", wo man der Parkettrevue das gleiche Recht wie der Gastronomie einräumt. „Broadway", das Tanzrestaurant mit Grill und Bar, unter der künstlerischen Leitung des „Ich küsse Ihre Hand, Madame"-Schlagerkomponisten Ralph Erwin, intimisiert diese Art, gut essen zu wollen. Aber mit diesen Unternehmungen verlassen wir eigentlich schon den eng, mit Absicht eng gesteckten Raum dieser Betrachtung.

Markieren wir doch lieber die Grenzen der Erdteile und Länder. Bescheiden wir uns in mehr als nur einer Beziehung! Da wir doch zuerst und zuletzt kulinarische Genießer sein möchten.

Da ist im Romanischen Haus an der Gedächtniskirche das „Atelier", wo man angeblich nicht nur pariserischer als in der französischen Hauptstadt essen und trinken kann, sondern auch nach französischer Art an langen, schmalen Tischen hübsch nebeneinander sitzen muß. Ein entzückender Raum, vom Architekten Michael Rachlis, mit einer unbändig lustigen gastronomischen Landkarte

Digitized by Google



Im Delphi-Palast. Pastell von Ernst Klausz

vom Maler George G. Kobbe und — einer ständig wechselnden Bilderausstellung bester moderner Maler, die hier vom Gast erwarten, daß er zu dem Herrn Ober sagt: „Na, schreiben Sie zu der Gesamtrechnung den kleinen netten Bato hinzu!" Im übrigen: wirklich gute Pariser Küche mit der entsprechend reichhaltigen Weinkarte.

Aus dem guten Dutzend russischer Restaurants muß das „Neva"-Restaurant und Grill hervorgehoben werden — wenngleich die große russische, kulinarische Welle etwas im Abflauen ist. Prima Kaviar heißt hier die Spezialität. Stücke Fleisch prutzeln in dem mitten ins Lokal gebauten Kamingrill. Das Publikum: beste Emigranten und viel Diplomatie. Im silbernen Becher schäumt Fürstenbergbräu.

Kulinarische Weide der Österreicher sind Mutzbauer, der Ungarn „Hungaria". Bei Zigeunermusik kann man hier die Weine aus der königlich ungarischen Staatskellerei genießen.

Digitized by Google

Im ungarischen Restaurant „Hungaria". Pastell von Ernst Klausz

Italienisch ißt man original und gut bei Francesco Andreoli („Il Sorrento"). Ein spanisches, indisches, japanisches Lokal ist bereits wieder verschwunden. Das Tientsin-Restaurant ist die Heimat der chinesischen Studenten in Berlin. Hier ißt man mit Stäbchen; den Europäern werden Messer und Gabel vorgelegt. Was bestellt man? Das chinesische Hühnerragout: Chicken Chop Suey, fein in Streichhölzerform geschnitten, mit viel Soja beträufelt, Reis ad libitum reichlich dazu. Ob man danach Lou zi din oder Go han ju sich servieren läßt — die europäische Zunge ist enttäuscht, weiß sich kaum einen Unterschied; und dazu schlecht gepflegtes helles Berliner Bier trinken zu sollen enttäuscht vollends. Unter Reiswein wollte man es hier doch nicht tun. Die Chinesen trinken meist Tee zum Essen; eine Flasche Kognak erscheint höchstens auf dem Tisch, wenn der Geburtstag eines Kameraden mit sehr viel Reden gefeiert wird. Das an sich ziemlich nüchterne Lokal läßt schwer die Stimmung eines Gedichtes von Li tai pe aufkommen oder — die Zunge müßte sich schon erheblich auf Ostasien umgestellt haben. Amerika schließlich tritt etwas pseudo-charakterlich bei Roberts zutage und noch imitierter im Schnell- und

Digitized by Google

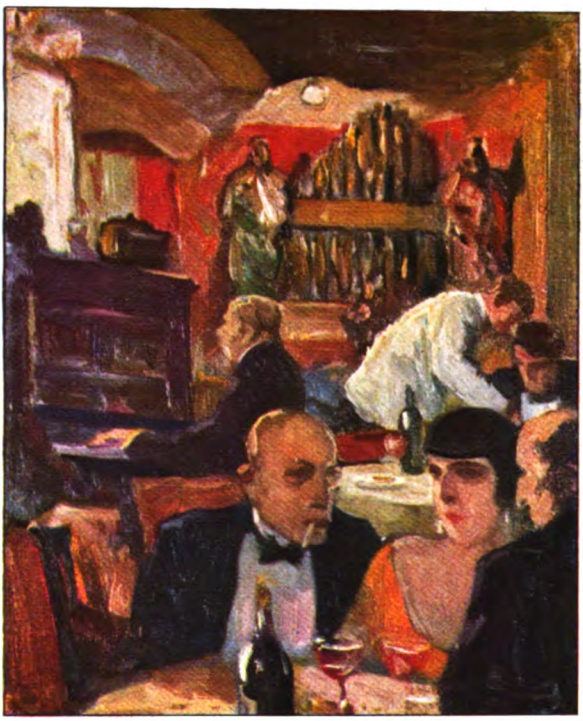
„Roberts", Restaurant mit Bar nach amerikanischer Art. Ölstudie von Walter Miehe

Automaten-Restaurant „Quick". Spricht bereits ein „Mealticket", das bei jedem Gang von der Kellnerin geknipst wird, oder die unleidliche, jeden individuellen Geschmack beim Club-Sandwich tötende Universal-Mayonnaise für etwas absonderlich Typisches? Oder die Soda Fountain und der Windsorstuhl an der Bar, die hier gar nicht „trocken" ist, sondern mit den buntesten heißen wie kalten Mixed drinks floriert? Eine gastronomische Maske besticht — aber keineswegs durch billige Preise, wie sie einem solchen Schnell-Eßbetrieb überm großen Wasser angemessen sind. Vielleicht besticht auch, daß die Speisekarte uns sagt: ein Fresh Vegetable Dinner with poached Egg hat 200 Kalorien-Einheiten, Welsh rarebits dagegen 400 und frischer Schweineschinken mit Rotkohl und Pommes Purée gar 485. Ich kann mich nicht entschließen, so kalorien-fetischistisch zu sein und zu glauben, daß dieses Schlankheitsbüfett zum Sanatorium der Berlinerin geworden ist. Amerikanismus ist ein Trumpf der Mode. Die Amerikaner selbst ziehen es vor, bei Horcher oder Peltzer zu essen; sie wissen, daß die amerikanische Küche eine Schnellküche ist und nicht den besten Ruf in der Welt genießt. Berlin möchte ihn ein wenig pseudoamerikanisch veredeln — sei es selbst auf dem Umwege des Automatenrestaurants, dem schon in den neunziger Jahren ein kurzes Dasein bei uns beschieden war und das man heute mit vervollkommneter Technik propagiert. Zu bedauern sind die Menschen, die aus zeitlichen Gründen schnell essen müssen.

Nun habe ich zum Schluß nur noch die Frage zu beantworten, die bestimmt von einem Leser an mich gestellt wird: Und wo essen die Künstler?

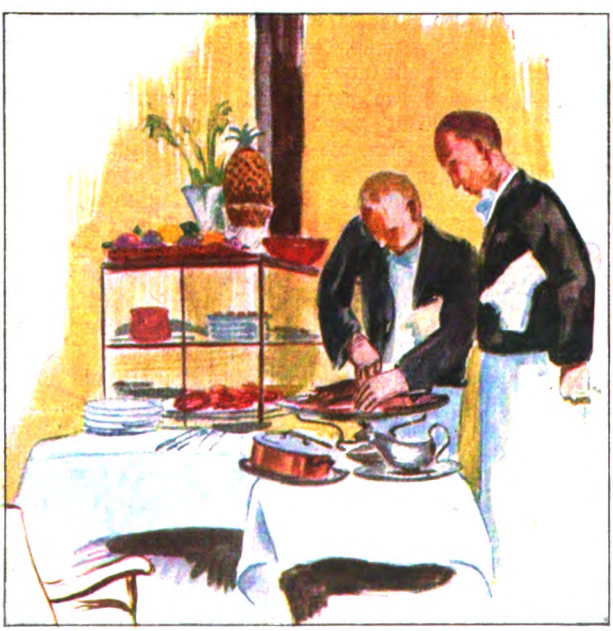
Vor ein paar Jahren war das einfacher gesagt: bei Mutter Anne Maenz oder bei Schlichter, wo die literarischen Extreme durch ein gutes, kaltes Büfett und durch echt schwäbische Beköstigung ausgeglichen wurden. Heutigentags haben sich allein drei große Gemeinschaften: der Künstlerstammtisch „Käthe", der „Neue Künstlertisch", die „Operette" in das Restaurant Kottler zurückgezogen, der sich selbst den Künstlerwirt nennt und das durch gepflegte und sehr preiswerte Gastronomie belegt. Nach großen Premièren stürmt das hier herein: Tauber, Vera Schwarz, die Hesterberg, Mor-

Digitized by Google



Nachts im Künstlereck. Ölstudie von Walter Miehe

gan, Hansen u. a. prominente Namen. Hoffentlich bleibt dieser Ort noch recht lange von dem allzu großen Schwarm der „Sehleute" aus Berlin und weiterer Umgegend verschont, die schon so manchem Künstlerlokal bald die ursprüngliche Originalität nahmen. Im Vorwärtsschreiten der Nacht wird dann der Ruf laut: „Auf zu Schwanneke!", der nicht nur Schauspieler, sondern auch Weinstubenbesitzer ist. Freilich muß man hier nach drei Uhr nachts Klubmitglied sein, um in illustrer Gesellschaft fröhlich sein zu können — was ebenso, wenn die Nacht mal gar kein Ende nehmen will, auch von Frau Alice Usbecks „Eck der Berliner Künstler" gilt, wo zur trefflichen, wie von Mutter gekochten Hühner- oder Erbsensuppe ein Glas Pilsener den angeblich einzig kunstgerechten Abschluß bildet.



Anrichte im „Atelier". Aquarell von Josef Bato

Wir haben unsere kulinarische Wanderung beendet und finden uns in Georg Forsters Wort zusammen: daß es sicherlich kein geringerer Fortschritt im Denken von der Sorge für den Magen zu der Sorge für **den Gaumen war.**

Digitized by Google

Die sieben Stufen

Roman von Paul Oskar Höcker

(Schluß)

In dem Vermittlungsbüro, in dem nur „Angehörige der gehobenen Klassen" Stellung suchen, herrscht ein bedeutend rücksichtsvollerer Verkehrston als im Büro nebenan, in der „Abteilung für Hauspersonal". Nebenan sitzen die Mädchen, während die Hausfrauen stehen — hier stehen die Erzieherinnen, Sekretärinnen und Reisebegleiterinnen, während die Hausfrauen sitzen. Nebenan examinieren zunächst die Mädchen die Hausfrauen: Wieviel Gehalt, wieviel Ausgänge Sonntags und Wochentags, wieviel Personen im Haushalt, wieviel Treppen, wieviel Kinder, wieviel Öfen? Hier haben die Hausfrauen das erste Fragerecht: Können Sie fertig Englisch, Französisch, Italienisch, Schreibmaschine, welche Examina haben Sie gemacht, so, Doktor noch nicht, schade, können Sie einer Achtzehnjährigen beim Abitur helfen, die Schulaufgaben von zwei Sekundanern und einer Vorschülerin überwachen, wie steht's mit Gymnastik, verstehen Sie die feinen Handarbeiten, haben Sie sich freigeschwommen, können Sie die Kerze? Und je mehr verlangt wird, desto geringer ist das Gehalt. Dafür gibt es aber Familienanschluß.

Nach ihren Erfahrungen mit dem Berliner Familienglück neigt Dolores doch mehr einer Ausländerin zu, die sie auf Herz und Nieren prüft und ihr ein sehr hohes Gehaltsangebot macht, aber den Begriff Familienanschluß überhaupt nicht zu kennen scheint. Sie ist im Vermittlungsbüro eingetragen als Mrs. Brought, Prager Platz 16. Ihr Mann hat als Oberst in der englischen Armee gestanden. Sie war mit ihm lange Zeit, bis zu seinem Tod, in Ägypten. Trocken und kurz angebunden, fast rauh, gibt Mrs. Brought der jungen Bewerberin diese paar persönlichen Auskünfte in immerhin verständlichem Deutsch, setzt die Verhandlung dann aber sogleich auf englisch, schließlich auf französisch fort. Ihr Französisch klingt noch liebloser als ihr Deutsch. Der Dienst lasse sich nicht so genau umreißen: Gesellschafterin — kaum. Auch nicht Jungfer. Für fast jede Leistung gebe es Spezialkräfte, die ins Haus geholt würden. Gut also: Stellvertreterin von Mrs. Brought.

„Ich bin auch nur Angestellte, Miß Scholz. Warum fragen die deutschen Damen immer zuerst, ob sie Anschluß an die Familie haben werden? Ich bin doch froh, wenn ich mit der fremden Familie nichts zu tun habe. Ist mein Dienst beendigt, dann gehe ich auf mein Zimmer und lese und erhole mich. Man will doch einmal am Tage endlich das Gesicht machen, das einem paßt. Besuch haben wir selten, Gesellschaft nie. Die Wohnung ist möbliert gemietet, aber ganz neu eingerichtet worden. Zwei große Zimmer eigens als Badezimmer für die Damen. Fürchterlich teuer und fürchterliche Scherei. Aber sie sind das so aus Ägypten gewöhnt, Mutter und Tochter. Das Badezimmer der Mietswohnung ist ein Loch, immerhin gut genug für mich und auch für Sie. Ich habe es natürlich frisch streichen lassen. Köchin ist nicht da. Das Essen wird vom Traiteur gebracht. Morgen- und Nachmittagstee und den arabischen Kaffee bereite ich. Manchmal tut es auch die Prinzessin, wenn gerade Holzkohle aufzutreiben ist. Richtig, ich vergaß Ihnen zu sagen: unsere Herrin ist die Prinzessin Heddje. Sie ist mit ihrer Tochter nach Europa gekommen, um die Scheidung von ihrem Mann durchzusetzen. Das Töchterchen ist knapp fünfzehn Jahre. Die Prinzessin hat schon mit vierzehn geheiratet. Wir haben eine Dienerin aus Ägypten mitgebracht, aber die kann nichts, nichts, nichts. Richtige Sklavin. Versuchen Sie ihr etwas beizubringen. Aber es lohnt kaum. Wir bleiben nur noch ein paar Wochen hier. Sobald die Geschäfte der Prinzessin es zulassen, siedeln wir nach Paris über. Dort wohnen wir dann im Hotel. Greifen Sie zu, Miß Scholz, es ist eine gute Stelle. Und ich denke, wir zwei werden bald all right sein."

Auf solche Weise möglichst bald aus Berlin wegzukommen, in Frankreich die Sprachkenntnisse vervollkommnen, den Gesichtskreis erweitern zu können, das lockt sehr. Das Gehalt noch mehr. Dolores willigt ein.

Mrs. Brought greift in die ziemlich umfangreiche Krokodilledertasche und holt zwischen allen möglichen Zetteln, englischen Zeitungen, Briefen, Rechnungen und lose liegenden Geldscheinen einen zerknitterten

Digitized by Google

Hunderter heraus, den sie Dolores in die Hand stopft. Als Dolores bescheiden darauf aufmerksam macht, daß in Berlin die Gehälter postnumerando zahlbar sind, sie also noch nichts zu beanspruchen habe, lacht Mrs. Brought kurz auf. „Richtig, Miß Scholz, Sie waren ja noch nicht im Orient. In der Levante macht man Geschäfte niemals anders ab. Wenn Sie der Prinzessin gefallen, schenkt Sie Ihnen das Papier. Sie hat drei Wollernten gehabt im letzten Jahr. Ich werde sie nächsten Freitag fragen, ob die Anzahlung angerechnet werden soll. Freitags ist sie meist in Gebelaune, weil das ihr Feiertag ist. Also kommen Sie morgen vormittag. Nicht vor elf. Manchmal stehn die Damen erst nach zwölf auf."

Dolores hat ganz verlernt, einen Abend zu verbummeln. Es ist sechs Uhr, als sie das Vermittlungsbüro verläßt. Was soll sie mit ihrer Freizeit anfangen? Oh, natürlich wüßte sie's schon. Am liebsten ginge sie ins Poststadion am Lehrter Bahnhof. Vielleicht hört sie dort etwas von Theo. Vielleicht sogar sieht sie ihn auf der Aschenbahn trainieren. Der Zufall könnte es ja so mit sich bringen. Aber wenn er sie unter den Zuschauern entdeckt, bildet er sich am Ende gar ein: sie läuft ihm nach. Nein, nein, sie wird den freien Abend lieber wahrnehmen, um sich nach Tilde umzusehn. Sie hat sich solange nicht mehr um die gute Seele gekümmert.

Aber eine halbe Stunde später tritt sie dann doch ins Stadion ein. Die Garderobenfrau in der Damenabteilung kennt sie noch von Angesicht, obwohl inzwischen unendlich viele neue Gestalten in diesen Räumen aufgetaucht sind. Unter den trainierenden Damen trifft Dolores auch nicht eine einzige ihrer früheren Kommilitoninnen.

Auf der Bahn herrscht wenig Betrieb. Dolores kommt mit einer Gruppe junger Leute ins Gespräch, die in ihren Bademänteln frierend von einem Fuß auf den andern hüpfen. Sie warten auf Herrn Kneschke, ihren Trainer, der noch draußen im Grunewald zu tun zu haben scheint.

„Er soll doch den Bennewitz hochkriegen," meint der eine, „aber auf den ist kein Verlaß mehr, es ist pure Verschwendung!"

Über Bennewitz unterhalten sie sich hier wohl öfters, denn vom Poststadion ist ja sein Ruhm auf der Aschenbahn ausgegangen.

„Kneschke sagt: Bennewitz hat noch mehr Sprungfeder im Gelenk als Nurmi. Ein Jammer, daß er so rasch aus der Form gekommen ist."

„Grund?" wirft Dolores fragend ein, nur eben sachlich, ohne die Stimme irgendwie zu erheben.

Einer aus der Gruppe erwidert in ziemlich verbittertem Ton: „Gar keiner. Ist eben ein armer Teufel. Junger Arzt ohne Praxis. Wovon soll er leben? Die Sportbehörde hat ihn sogar aus dem Sekretariat hinausgeworfen. Damit er nur ja recht schnell auf den Hund kommt. Und der könnte eine Kanone werden, der könnte!"

„Es müßte sich bloß einer finden, der ihn mal sechs Wochen 'rausfuttert."

„Geh hin und lad' ihn ein, Fritze."

„Die Engländer und die Amerikaner behandeln ihre Hoffnungen besser. Jetzt auch schon die Tschechoslowaken und die Italiener. Sie schicken sie in die Sportschulen, wo sie sachgemäß und dabei ohne Sorgen leben können. Gebt acht, die olympischen Kämpfe werden beginnen, und wir haben noch keinen einzigen rechten Champion."

Dolores hat genug gehört. Also Theo ist wirklich seinem Entschluß treu geblieben — er hat mit seiner reichen Gönnerin gebrochen! Soll sie sich nun freuen über seine Charakterstärke? Oder soll sie sein Schicksal bedauern? Er muß tatsächlich auf die ehrenvolle Siegeslaufbahn eines Meisterläufers verzichten, trotz bester Veranlagung, trotz zähester Ausdauer, bloß weil ihm die paar hundert Mark fehlen, um sich körperlich pflegen zu können?

Nachdenklich verläßt sie das Stadion, in einem leise sie beunruhigenden Schuldgefühl.

*

Tilde ist noch immer bei ihrer alten Herrschaft. Ihre Freude ist groß, als Dolores in der Küche auftaucht.

„Minna — ja, das ist aber einmal eine Überraschung!"

Zunächst muß Tilde ihr eine Stunde lang erzählen, erzählen. Also Fritz will sich mit Karl Döring zusammentun. Sie werden das Installationsgeschäft von Weber in der Aschaffenburger Straße übernehmen. Karl Döring sei von dem Augenblick an, als er die Aussicht vor sich hatte, selbständig zu werden, ein ganz anderer geworden. „Jetzt brauchtest du dich auch nicht mehr über seine Politik zu ärgern, Minna. Er hat das Webersche Geschäft einstweilen in Pachtung. Fritz wird es aufkaufen, wenn er seine Auszahlung bekommt. Sie wollen sich so einigen, daß Karl, weil er die ältere Praxis hat, ein Drittel von den Bareinnahmen bekommt, Fritz zwei Drittel. Ich denke, wir werden uns jetzt alle viel besser vertragen. Hauptsache wäre nur, daß Karl eine nette Frau kriegt. Ja, ja, Minning!"

„Und wann werdet ihr heiraten?" fragt Dolores rasch, um auf die versteckte Frage der alten Freundin nicht eingehn zu müssen.

Digitized by Google

Tilde hat sich in ihrem kleinen Dienstbotenzimmer mit Dolores zusammen auf ihr eisernes Bett gesetzt. Sie hält die Hand von Dolores auf ihrem Knie und streicht darüber hin, fast zärtlich, zugleich ein bißchen verlegen. „Standesamtlich werden wir schon bald heiraten. Aber der Fritz bleibt dann noch in Kottbus, bis er ausgedient hat. Und vorher können wir ja auch nicht zusammenziehn, weil ich doch noch für die Aussteuer verdienen muß."

Dolores versteht das nicht so recht.

„Ach, Minning, siehst du, er quält sich doch so. Und mich — mich quält es schließlich doch auch. Ja, du kennst das noch nicht, weil du keinen Mann so lieb hast. Aber manchmal, wenn man so einen Sonntag zusammen war und er bringt einen nur bis in den Hausflur und dann muß man auseinander, manchmal möcht' man doch fast schreien. Und soll es so kommen wie bei der Margot? Die war zu dem ihrigen auch immer so streng, aus lauter Angst vor dem Kind, und da ist er doch einmal mit so einem schrecklichen Frauenzimmer mitgegangen und krank geworden. Da ging dann alles auseinander. Jetzt sind's für uns noch elf Monate bis hin. Ach, Minning, dann! Ich freu' mich ja so auf Kinder. Zwei wollen wir mindestens haben."

Dolores drückt sie ein wenig an sich. „Das werden schon Prachtrangen sein, die ihr bekommt, Tilde. Ein Bub und ein Mädel, gelt?"

„Ich werd' sie alle gleich lieb haben." Tilde sieht die Freundin glückstrahlend an. „Ja, und du, Minning? Erzähl' doch von dir!"

„Ich soll jetzt zu einer ägyptischen Prinzessin. Du, also das Haus muß eine Sehenswürdigkeit sein." Und sie berichtet von ihren Abmachungen mit Mrs. Brought. Auch von den hundert Mark Vorschuß.

„Wenn es bloß keine Mädchenhändler sind. Wenn ich schon so was höre wie Ägypten. Da herrscht doch noch Sklaverei, nicht?"

Dolores schüttelt lachend den Kopf. „Nein, keine Sorge, Tilde. Übrigens hast du mir's ja beigebracht, wie man sich im äußersten Notfall verteidigen kann."

Sie trennen sich in alter Freundschaft.

*

Die handfeste, gedrungene, kurzbeinige, mit starken Knochen, besonders mit einem mächtigen Unterkiefer ausgerüstete Mrs. Brought kennt Deutschland von der Inflationszeit her. Damals hat in Berlin eine englische Pfundnote eine Riesenwirkung auf Portiersleute ausgeübt, ja selbst auf n o c h höher gestellte Zeitgenossen. Mrs. Brought ist also in der Erwartung nach Berlin gekommen, daß sie hier auch jetzt noch für ihre ägyptische Hoheit ein Heer von Dienstwilligen werde chartern können, die all ihre Wünsche für eine Handvoll Guineen im Nu verwirklichen würden.

Das hatte sich nun alles durchgreifend verändert. Die Handwerker rissen sich nicht mehr um ihre Kundschaft, sondern erledigten alle Aufträge in der Reihenfolge des Eingangs, und die Portiersfrau war durch keinen Bakschisch oder Schilling dafür zu gewinnen, daß die Materialien für den Einbau der Badezimmer über die Vordertreppe heraufgebracht werden durften. Mrs. Brought verging fast vor ohnmächtiger Wut, wenn sie sah, wie der Inhalt jeder Karre von der Straße durch den Nebeneingang und den Hof zur Hintertreppe, dort drei Treppen hoch und dann den ganzen langen Korridor wieder zurück bis zur Straßenfront geschleppt wurde, um hier erst zur Verarbeitung zu gelangen. „Berlin is rotten! Germany is rotten! There all is rotten!" pflegte sie öfters festzustellen.

Im Gegensatz zu ihrem ungeduldigen Tätigkeitsdrang, der am liebsten mit der Nilpferdpeitsche dreinschlagen möchte, sind die Prinzessin Heddje und ihr Töchterchen Fadme, aber auch die „Sklavin" Rosa, von einer geradezu entwaffnenden Gemütsruhe. Dolores staunt darüber, mit wie wenig Gedankenarbeit, mit wie wenig körperlicher Tätigkeit, mit wie wenig aktiver Anteilnahme überhaupt diese levantinischen Herrschaften auskommen. Den Hauptinhalt des Tages bilden das Bad und die Massage. Die nächste Stellung nimmt die Haarpflege ein. Auch das Anprobieren von neuen Pariser Kleidern hilft die Zeit ausfüllen. Der Rest ist Schweigen. Die Damen liegen, von seidenen Kissen umgeben, auf der Chaiselongue und blättern in Pariser Journalen. Dabei werden große Mengen von Süßigkeiten genascht. Auch das Rauchen haben sich die Damen angewöhnt — aber erst in Berlin, wie Mrs. Brought berichtet. Dolores muß alle paar Tage neue Grammophonplatten aussuchen, die von der verschlafenen Rosa aufgelegt werden. (Rosa vergißt meist, den Hebel abzustellen, wenn die Platte zu Ende ist; daß die Nadel dann weiterkratzt, kümmert sie nicht; aber auch die Damen belästigt es nicht allzusehr; befindet sich Miß Scholz mit einer Liste von Besorgungen in der Stadt, dann kommt Mrs. Brought, sich absichtlich sehr laut räuspernd, in den Salon der Damen hereingefegt und stellt den Schaden mit nicht allzu zarter Hand ab, wobei Rosa, die

Digitized by Google

„Sklavin", sie schalkhaft mit ihren träumerischen Kalbsaugen beobachtet.)

Einmal oder zweimal in der Woche kommt Monsieur zu Besuch. Das ist das große Ereignis. Dann werden die Vorderzimmer nur noch von Rosa betreten, die Essen und Tee hineinbringt, sowie die zahlreichen Pakete, Kartons, Kistchen und Kästchen, die aus den Geschäften abgegeben werden. Selbst Fadme, das Töchterchen der Prinzessin, bleibt dann in das halbdunkle „Berliner Zimmer" verbannt, wo Dolores sich abquält, mit ihr Konversation zu treiben. Fadme ist ein liebenswürdiges Geschöpf, in geistigen Dingen freilich von einer wirklich überraschenden Anspruchslosigkeit.

„Womit beschäftigt sich Fadme nur wohl in Gedanken?" fragt Dolores gelegentlich die immer knurrige Engländerin.

„Sie denkt an den Mann, den man ihr einmal geben wird," antwortet Mrs. Brought.

Dolores versucht, Fadmes Ehrgeiz anzuspornen, indem sie ihr vorstellt, man werde nach Paris reisen, dort solle sie in einem mondänen Hotel wohnen, sie werde in die Große Oper fahren, in andere Theater, in Museen, zu den Rennen, und da müsse sie dann doch einen Begriff haben von all dem, was sie zu sehen bekommen werde! — Aber Fadme schmiegt sich weich wie ein Kätzchen in ihre seidenen Kissen und erwidert: nein, sie werde das Hotel nie verlassen; wenn sie nicht in ihrem Hotelzimmer bleiben könne, dann wolle sie nirgendwo anders als in der Hotelhalle sitzen. Im Hotel in Genua, auf der Durchreise, hat sie die Vorzüge einer Hotelhalle kennen und schätzen gelernt. Man sitzt da in einem schönen, bequemen Sessel und sieht dem Leben zu. Da ist immer etwas zu sehen. Toiletten, Pelze, Herren und Damen. Aufwärter bringen Eis, wenn man es bestellt. Autos fahren vor und fahren ab. Gepäck wird vorbeigetragen. Ein großes Kaminfeuer brennt. Man kann die Bilder in den Journalen durchblättern. Manchmal kommt auch ein Herr ganz nahe vorbei und sieht einem in die Augen; aber dann muß man rasch wegschauen. Und nachmittags spielt die Musik nebenan im Teesalon. „Ich könnte mein ganzes Leben in der Hotelhalle zubringen!" sagt Fadme und schlägt ihre großen Märchenaugen auf, die voller Rätsel und Geheimnisse scheinen.

Dolores hat sich in das seltsame Milieu eingewöhnt. Mrs. Brought hat ihr den anstrengendsten Teil des Dienstes abgetreten: die Begleitung der Damen auf den Autofahrten. Die Toilette für dieses Ereignis dauert stundenlang. Die Prinzessin, die schon ein bißchen passée ist, drangsaliert die Friseuse bis aufs Blut. Endlich ist sie fertig. Schön wie ein Parfümplakat. Der Mercedes fährt vor. Man steigt zu dritt in den geschlossenen Wagen ein und bleibt zwei, drei Stunden unterwegs. Ab und zu darf ein Fensterspalt geöffnet werden. Ob draußen Straßen und Plätze, Brücken und Viadukte, ob Grunewald oder Havelseen vorbeiflitzen, das ist den beiden Damen gleichgültig. Macht Dolores die melancholisch durchs Fenster starrende Prinzessin auf dies oder das aufmerksam, so erwidert sie verbindlich auf französisch oder englisch: Oh, das sei wahrhaft interessant. Aber dann döfen die Damen weiter. Mrs. Brought gibt der neuen Stellvertreterin den Wink, die Prinzessin unterwegs nicht so sehr anzustrengen; sie habe sich schon beklagt.

„Wer ist nun eigentlich Monsieur?" fragt Dolores die Engländerin.

Der Oberstenfrau sträuben sich die Schnurrbarthaare. Sie blickt die Fragerin ganz entsetzt an. „Das wissen wir nicht. Sie nicht. Ich nicht. Rosa nicht. Auch Fadme nicht."

„Natürlich ist es der künftige Gatte der Prinzessin, demzuliebe sie sich von dem bisherigen scheiden läßt!" sagt sich Dolores.

Einmal trifft sie Monsieur zufällig am Fahrstuhl. Es ist ein Herr von etwa dreißig Jahren, mit einem kurzen Stutzbart, wie er in Berlin nur noch auf den Porträts von Renoir auftaucht. Er ist sehr elegant, zieht eine leise Duftbahn hinter sich her, über dem Arm hängt ihm ein Spazierstock mit goldener Krücke. Zufällig bemerkt Dolores, als er eben den Handschuh abstreift, daß er an den langen, schmalen Fingernägeln Trauerrand trägt.

Die Fahrten zu größeren Einkäufen läßt sich Mrs. Brought nicht von Miß Scholz nehmen. Mrs. Brought nimmt auch stets die Rechnungen für die zahlreichen Lieferungen entgegen und bezahlt sie selbst. Die Kassenboten müssen an die Tür ihres kleinen Zimmers neben der Entreetür kommen, wo sie brummend mit ihnen abrechnet. Innen sieht es nicht wie in dem Schlafzimmer einer Offizierswitwe, sondern eher wie in dem Lagerraum eines levantinischen Oberstewards aus. Ein heilloses Durcheinander herrscht hier. Die Reinmachefrau, die jeden Tag drei bis vier Stunden in der Wohnung aushilft, darf das Allerheiligste nicht betreten. Mrs. Brought bewahrt neben Waren allerart, die die Prinzessin gekauft hat, aber nicht benötigt, neben Koffern jeder Größe, Flaschen mit Inhalt allerart, Delikatessen, Tee, Zigaretten und Konserven, Journalen und dicken Stapeln von Rechnungen und Quit-

Digitized by Google

tungen und Bankabrechnungen auch die Stahlkassette mit dem Bargeld und dem kostbarsten Schmuck der Prinzessin in diesem Raume auf. Wenn sie ihn verläßt, schließt sie ihn jedesmal doppelt hinter sich zu. Da sie in ihrer Abwesenheit nicht lüftet, wohl aus Furcht, es könne ein Dieb durchs offene Fenster einsteigen, so hat der Raum den Mischgeruch eines Kolonialwarenladens angenommen. Mrs. Brought scheint dies nicht zu stören. Als Dolores sich schließlich selbst einmal anbietet, drinnen Ordnung zu machen, lehnt Mrs. Brought ganz entschieden ab, indem sie ihr einen fast mißtrauischen Blick zuwirft.

Mißtrauen ist die hauptsächlichste Charaktereigenschaft von Mrs. Brought. „Ich traue allen Menschen das Schlechteste zu," rühmt sie sich gelegentlich.

Bei einer scharfen Auseinandersetzung mit der Portiersfrau, die sie geradezu haßt, muß sich Mrs. Brought einmal anhören: viele andere Leute trauten auch ihr das Schlechteste zu. Da sich Miß Scholz in ihrer Begleitung befindet, bricht Mrs. Brought die Verhandlung mit ihrem üblichen Geknurr, diese Frau sei ‚rotten', kurz ab. Aber die Portiersfrau keift hinter ihr drein: „Ihnen kennt man schon in die janze Jegend! So wat von Schmu dat jeht ja uff keene Kuhhaut! Erst abhandeln wie en Halsabschneider und denn sich den janzen Profit alleene in die Tasche stoppen! Wenn ik bloß mal Ihnen Ihre Madam zu sprechen kriege, da können Se sich Ihr Konterfei denn aber hintern Spiegel stecken, Sie olle Rosinenbrezel!"

„Rotten! All is rotten!" knurrt Mrs. Brought weiter vor sich hin und wirft den Kaugummi energisch von der rechten Backentasche in die linke.

Aber Dolores weiß nun doch Bescheid. Und sie paßt ein wenig auf.

Unsummen gehen durch die Hände der Engländerin. Sie läßt sich nie auf Abhandeln ein, wenn die betreffenden Geschäfte ihr gutwillig Vermittlungsgebühren zahlen und diese stillschweigend in den Preis mit einkalkulieren, den sie auf die Rechnung setzen. Sie hat das in Ägypten so gelernt. Der ägyptische Notar, der die Rechnungen prüft, macht es ebenso. Mrs. Brought wirkt in den Augen derjenigen Geschäftsleute, die sich auf ihre levantinischen Geschäftssitten einlassen, durchaus großzügig. Aber sie kann auch von einem an Grausamkeit grenzenden Geiz sein. Dolores ist manchmal fast beschämt von der Kleinlichkeit ihrer Beanstandungen. Stets handelt es sich dann um Handwerker oder Lieferanten, die sich gegen ihre Forderung gemeinsamen „Gutmachens" anständigerweise gesträubt haben.

Im dritten Monat ihrer Anstellung erhält Dolores von der Prinzessin eine Konfektschachtel, unter deren Deckel sich ein Päckchen Pfundnoten befindet. Dolores wechselt das Geld ein und rechnet sich aus: wenn sie auf Hut und Paletot verzichtet und dann noch das Gehalt von zwei Monaten zu ihren Ersparnissen hinzuzählt, so wird sie damit ohne weitere Störung ihre Doktordissertation beenden können. Sie braucht ihr Engagement als Stütze von Mrs. Brought also nicht über die Herbstferien auszudehnen!

An diesem für sie glücklichen Tage wird sie nun Zeugin einer sehr peinlichen Verhandlung zwischen Mrs. Brought und einem Manne, der mit einer Quittung in der Tür neben dem Entree steht und sich aufgebracht gegen die Angriffe und Vorwürfe der Engländerin zu verteidigen sucht. Es handelt sich um die Schlußabrechnung für den Einbau der Badeeinrichtungen. Die Monteur- und Gehilfenstunden und Kosten für Vorhaltung der Materialien seien aufs genaueste und sparsamste berechnet; von Prozenten könne gar keine Rede sein. Dolores hat den Auftrag, wieder Grammophonplatten und französische Journale zu besorgen. Sie ist zum Ausgehn angezogen und will sich bei Mrs. Brought abmelden. Die Stimme des Mannes, der mit Mrs. Brought in so erregtem Wortwechsel begriffen ist, kommt Dolores bekannt vor. Sie stutzt, bleibt stehen und erkennt: es ist Karl Döring.

Mrs. Brought ist auf dem Gipfel ihrer Entrüstung über die Berliner Handwerker, die alle „rotten" seien, angelangt. Sie hat die Quittung zusammengeknüllt und wirft sie dem Vertreter des Installationsgeschäftes vor die Füße. Donnernd fällt darauf die Tür ins Schloß.

Als Dolores über den Flur kommt, hebt Karl Döring die Quittung auf, streicht sie zurecht und ruft der Engländerin durch die Tür zu: „Es gibt noch Gesetze hier in Deutschland! Wir brauchen uns noch lange nicht ..." Da stockt auch er. „Fräulein — Minna?!"

Sie gibt ihm sofort die Hand und zieht ihn mit sich durch die Entreetür. Draußen, im Treppenhaus, erkundigt sie sich freundlich, fast herzlich, nach seinem Ergehen, berichtet ihm auch gleich, daß sie von Tilde über seinen Plan eines Kompagniegeschäfts mit Tildes Verlobtem gehört habe. „Das Geschäft wird schon etwas abwerfen," sagt Karl Döring, „freilich darf man nicht an so eine schmutzige Gesellschaft geraten wie an diese hier. Um jede Mark muß ich kämpfen. Heute ist Lohntag, ich brauche das Geld.

Digitized by Google

Hat es dieser ausländische Drachen nicht, dann braucht sie mich doch nicht einen Betrüger zu nennen —!"

„Keine Aufregung, Herr Döring. Geld ist hier reichlich vorhanden. Warten Sie ein Augenblickchen — ich werde mich der Sache annehmen, bin ja hier im Dienst. Miß Brought ist schon sehr wunderlich. Inzwischen wird sie sich ausgebrummt haben. Geben Sie mir die Quittung, ich garantiere Ihnen, in ein paar Minuten ist alles in Ordnung."

Aber Mrs. Brought hat durchaus noch nicht ausgekollert; sie wirft in ihrem Zimmer mit Büchsen und Paketen und läßt sich von Miß Scholz nicht sprechen, weil sie annimmt, daß der dickköpfige Berliner noch immer draußen stünde. Es sind 572 Mark zu bezahlen. Dolores geht in ihr Zimmer und holt ihr eigenes Geld. Heute abend wird sie dann Mrs. Brought alles auseinandersetzen . . .

„Kommen Sie, Herr Döring," sagt sie zu ihm, nachdem sie mit ihm abgerechnet hat, „Sie müssen mich noch ein Stück begleiten und mir von Ihrem Geschäft erzählen. Ich kann auch durch die Aschaffenburger Straße gehn, dann zeigen Sie mir gleich Ihren Laden."

„Wenn Sie jetzt nicht zu fein geworden sind für mich, Fräulein Minna."

„Wir bleiben als Menschen doch immer dieselben, meine ich, Herr Döring."

Es wird ein ganz denkwürdiges Stündchen. Dolores tritt in seinen kleinen Laden ein und sieht sich die anstoßende Werkstatt an. Karl Döring erklärt ihr, was für Veränderungen er noch plant. Wenn erst Fritz das Kapital hereinbringt, können sie sich trotz den schlechten Geschäftsverhältnissen durchsetzen.

Aus der Werkstatt, die an den Hof grenzt, sind die beiden Arbeiter und der Lehrling abgezogen. Es wird Feierabend gemacht. Dolores will sich verabschieden. Sie hat Karls Hand genommen und hält sie ein paar Augenblicke fest.

„Sie haben mir gewiß noch lange gegrollt, Herr Döring. Ist es nicht so? Ich möchte Ihnen dann heute doch endlich eine Erklärung geben."

Er sieht sie ruhig an. „Daß Sie für mich nicht die rechte Frau waren, das hätte ich mir damals schon selbst sagen müssen. Aber — nun ja — ich habe mich von Ihnen genasführt geglaubt, und so war ein großer Zorn in mir entstanden."

„Und der steckt noch immer in Ihnen? Hab' ich ihn wirklich verdient?"

Er hält ihre Hand fest, dreht und knetet ein wenig daran herum, weil er die rechten Worte nicht finden kann. „Nein, Fräulein Minna, den Zorn hab' ich längst überwunden. Ich habe mir sogar gewünscht, daß ich Sie noch einmal treffe. Ja, ich habe oft nachgedacht über allerlei, was Sie mir damals auseinandergesetzt haben. Auch was ich so von Ihnen gelernt habe, das hab' ich nicht wieder vergessen. Und — ich bin Ihnen für alles dankbar. Ja, das hab' ich Ihnen nun also gesagt."

Ihr ist es ganz weich ums Herz geworden. Noch einmal und wieder einmal schüttelt sie seine Hand. „Also haben Sie mich richtig verstanden. Ich bin sehr glücklich darüber."

„Und Sie haben immer noch keinen? Keinen andern, meine ich, den Sie heiraten wollen, Fräulein Minna?"

„Ich hab' mir ihn vielleicht noch nicht verdient. Und er mich noch nicht. Vielleicht ist es nicht nur das Geld, das fehlt. Ich hab' jedenfalls noch viel mehr Kämpfe vor mir als Sie, Herr Döring. Denn Sie stehn doch jetzt dicht vor dem Ziel."

Dolores erledigt ihre Besorgungen, beglückt in dem Gefühl, daß sie an diesem Manne kein Unrecht begangen hat. Was er auszudrücken suchte — und wofür er die rechten Worte nicht fand —, das hat sie jedenfalls richtig verstanden. Er fühlt die sittliche und geistige Hebung, die sie ihm fürs Leben hat mitgeben wollen, und er ist dadurch aus seinem dumpfen Proletarierhaß erlöst.

In solcher Stimmung kommt sie heim. Die Auseinandersetzung mit Mrs. Brought fällt ihr erst wieder ein, als sie sich in ihrem Zimmer befindet. Sie will den vorderen Korridor nun aber nicht mehr betreten, denn Fadme, die schon im Bett liegt, hat ihr flüsternd anvertraut: Monsieur sei da.

Es gibt in dieser Nacht dann eine Katastrophe, die dem geheimnisvollen Haremsdasein der levantinischen Damen ein jähes Ende bereitet.

*

Gegen halb ein Uhr wird Dolores aus dem Schlafe aufgeschreckt. Es sind Schüsse gefallen. Gellende Schreie dringen aus der vorderen Wohnung herüber. Weinend läuft Fadme durch den Küchenkorridor und rüttelt an Rosas Zimmertür. Sie sprechen türkisch miteinander. Auch Rosa beginnt zu weinen, dann zu wimmern.

Hastig kleidet sich Dolores an.

Inzwischen ist an die rückwärtige Wohnungstür geklopft worden. Hausbewohner haben die Schüsse gehört und wünschen Aufklärung.

Dolores eilt durchs Berliner Zimmer und

Digitized by Google

reißt die Tür zum Entree auf. Am Boden liegt Monsieur stöhnend. Die Prinzessin kniet bei ihm und ringt die Hände. Sie ist am Oberarm oder an der Schulter verwundet, auf ihr seidenes Schlafgewand sickert es rot. Monsieur scheint schwerer verletzt. Auf dem Fußboden hat sich eine kleine Blutlache gebildet.

„Was ist geschehen? Soll ich einen Arzt —?"

Aus dem kleinen Zimmer von Mrs. Brought, in dem gepackt und gepoltert wird, tritt ein großer, breiter Mann mit einem Browning in der Hand. Er erhebt die Waffe sofort gegen Dolores. Aber die Prinzessin springt auf und wirft sich schützend vor sie. „Sie ist unschuldig — sie weiß von nichts!" ruft sie auf französisch.

Der unheimliche Fremde ist der Gatte von Madame Heddje. Alle Zusammenhänge werden Dolores erst späterhin klar. Er ist hierhergekommen, um ein furchtbares Strafgericht abzuhalten.

Dolores soll auf der Stelle Fadme holen. Das Kind soll mitsamt der Mutter mitkommen, sofort, so wie sie beide sind — Mäntel können sie sich überwerfen — unten steht das Auto, in dem er sie wegführen wird ...

Der Browning hält alle im Schach, auch den Monsieur, der sich mühsam aufzurichten versucht und einen Einwand erheben möchte.

Die Prinzessin, Fadme und die „Sklavin" verschwinden wimmernd in ihren Zimmern und werfen sich in Überkleider, ungeschickt und wahllos, da sie ja stets und in allem auf fremde Hilfe angewiesen sind.

Inzwischen stellt der revolverbewaffnete Eindringling ein Verhör mit Dolores an. Er spricht ein schlechtes Französisch. Sein Atem umweht Dolores mit Knoblauchduft.

Wer sie sei? Wie lange hier? Von wem engagiert? Ob sie diesen Monsieur da kenne? Seit wann der ins Haus komme? Wie oft? Wie lang er dann immer geblieben sei?

Dolores hat ihre Fassung schnell wiedergefunden. Sie beantwortet die kurzen Fragen ebenso kurz. Dann deutet sie aber auf den Verwundeten, der sich inzwischen aufgerichtet und leise stöhnend auf eine Truhe gesetzt hat. „Der Herr wird eines Arztes bedürfen. Lassen Sie mich ans Telefon."

„Sobald das Wichtigere erledigt ist," erwidert der Fremde mit einem verächtlichen Blick auf Monsieur.

Noch immer wimmernd rücken die Frauen in ihren seltsamen Hüllen an. Heddje und Fadme werden von dem Eindringling, der endlich den Browning wegsteckt, links und rechts an den Händen mitgezogen. Ein weher, kleiner Aufschrei der Prinzessin, als sie an Monsieur vorbeikommt, der die Hand nach ihr ausstreckt.

Plötzlich öffnet sich das kleine Zimmer von Mrs. Brought abermals. Nun treten zwei Männer heraus, in guter Straßenkleidung, Melonenhüte auf dem Kopf, aber mit einem fremdländischen Einschlag in Gesicht und Gehabe. Sie schleppen sich mit verschiedenen Gegenständen, die Dolores in der Eile und im Halbdunkel nicht erkennen kann. Sobald sie im Treppenhaus verschwunden sind, wirft Dolores die Entreetür zu und hängt die Kette vor. Dann eilt sie ins offengebliebene Zimmer der Obersten-frau. „Mrs. Brought —!"

Die Engländerin sitzt auf ihrem Bett. Mit dem Kopf und den Schultern lehnt sie an der Wand, ihre kurzen Beine mit den mächtigen Quadratfüßen ragen über den Bettrand. Sie murmelt unausgesetzt vor sich hin, wie kauend, und hält dabei die Augen geschlossen. Dolores bemerkt, daß sie einen großen, dunklen Fleck auf der Stirn hat, der auch zum Teil die Schläfe bedeckt. Offenbar ist sie mit einem schweren Gegenstand geschlagen worden und noch fast bewußtlos.

Mit ein paar hastigen Schritten ist Dolores am Telefon und alarmiert: „Überfall!" Sie ist im Augenblick mit der Polizei und dem Kommando verbunden und berichtet in kurzen Sätzen, vergißt auch nicht hinzuzufügen: „Zwei Verwundete hier, ärztliche Hilfe erforderlich!"

Monsieur scheint Neigung zu verspüren, das Schlachtfeld vor Ankunft der Ambulanz zu verlassen. Auch liegt ihm wohl daran, seinen Anzug zu vervollständigen. Aber der Blutverlust hat ihn doch zu sehr geschwächt; er setzt sich wieder stöhnend auf die Truhe.

Dolores hat die Balkontür geöffnet und ist hinausgetreten. Unten stehen zwei Autos. Es sind keine Taxi, sondern große, geschlossene Privatwagen. Einigen Passanten, die gerade durch die stille Straße kommen, ruft Dolores mit heller Stimme zu: „Bitte die Autos da unten nicht abfahren lassen. Verbrechen ist geschehen. Polizei ist alarmiert!"

Die Passanten bleiben verblüfft stehen und fragen zurück.

Dolores wiederholt noch lauter.

In dieser Sekunde setzt sich aber der eine der beiden Wagen schon in Bewegung.

„Polizei! Polizei!" schreit einer der Passanten hinter ihm her.

Das zweite Auto wird darauf an der Abfahrt gehindert.

Digitized by Google

Ein paar Motorräder sausen heran, bremsen scharf vor dem Hause. Das Überfallkommando. „Arzt bitte hier herauf!“ ruft Dolores auf die Straße hinunter. „Drei Treppen!“

Zusammen mit einigen Beamten vom Überfallkommando kommt dann die Portiersfrau in Unterrock und Nachtkittel die Treppe herauf. Die Beleuchtung ist im ganzen Treppenhaus eingeschaltet, am Haustor ein Posten aufgestellt.

„Also ik denke doch, mir laust der Affe... Ik hatte doch det Jeschieße janz deutlich jehört. Ik sage, Willem, sag ik zu mein Ollen und rüttel ihm an die Schulter... Aber bis mein Willem sich aus sein Jeschnarche wieder zurechtfind't... Und da jeht's ooch schon tapp, tapp, die Treppe 'runter, und immer det Miaue dazwischen, wie von kleene Katzen... Nanu, sag ik, wie ik ans Juckfenster trete, nu brat mir eener 'n Storch, aber 'n milchernen, det is doch die Türkise aus 'n dritten Stock und se sieht aus, als wollt' se uffn Maskenball... Und die andern beeden Damens ooch so. Und zwee Männer und en Herr. Draußen rasseln zwee Autos... Ik sage zu Willem, Jottedoch, Willem, sag ik, nu kucke doch bloß, die blut't ja. Ik hatte vom Juckfenster aus Licht im Flur jemacht und da sah' ik, der janze Marmor vom Treppenabsatz bis an die Haustür is blutig. Na ja, mit die Ausländer. Und ibahaupt die Ollsche, die englische Bulldogge, wissense...“

Längst hört niemand mehr auf das sich aufgeregt betätigende Mundwerk der Portiersfrau. Die Beamten sind in die Wohnung eingetreten. Hausbewohner, die aus verschiedenen Etagen herbeigeeilt sind, werden zurückgehalten. Der Arzt bemüht sich um Monsieur und um Mrs. Brought. Beide scheinen zunächst noch nicht vernehmungsfähig.

Der Leiter des Kommandos bekommt Nachricht von der Straße. In dem an der Abfahrt verhinderten Auto befindet sich ein Herr mit drei weiblichen Personen; der Wagen ist französisch, der Chauffeur spricht deutsch. „Zwei Beamte aufsitzen, Präsidium.“

Dolores macht auf das entkommene erste Auto aufmerksam. Einer der Passanten, so wird gemeldet, habe Buchstaben und Nummer noch erkennen können und sofort aufgeschrieben.

„Sie sind hier Hausdame?“ wendet sich der Leiter des Kommandos an Dolores.

„Hausdame ist Mrs. Brought, die Dame nebenan, die wohl im Schlaf überfallen worden ist. Ich bin deren Stellvertreterin. War außerdem als Reisebegleiterin und Sprachlehrerin für die Tochter des Hauses engagiert.“

„Sie müssen schon so freundlich sein, hernach zum Polizeipräsidium mitzukommen.“

Vor dem Hause hat sich ein Volksauflauf gebildet. Man glaubt an den dort aufgebauten Motorrädern und deren Wachtposten die Mordkommission zu erkennen. Rasch hintereinander treffen noch mehrere Autos des Polizeipräsidiums ein. Die Portiersfrau, die vor der Haustür Interviews erteilt — „also ik denke doch, mir laust der Affe“ —, wird von einem der Beamten mit sanfter Gewalt in den Hausflur hereingeholt.

Gegen zwei Uhr in der Früh wird Monsieur, der sich auf den Arm eines Sanitätsbeamten stützt, in eines der Autos geleitet. Mrs. Brought will ohne Stütze gehen, sie lehnt auch die Hilfe von Dolores unwirsch ab. „There all is rotten!“ sagt sie knurrend und kauend.

In der Wohnung ist eine Wache zurückgeblieben. Die Blutspuren zeigen deutlich den Verlauf der Schlacht: die Ertappten haben sich ins erste, von da ins zweite Badezimmer flüchten wollen; die beiden Schüsse sind im Schlafzimmer gefallen. Wüst sieht es in dem kleinen Zimmer von Mrs. Brought aus: die Begleiter des gekränkten Ehemannes haben die Engländerin aufgefordert, die Papiere und den Schmuck von Frau Heddje auszuliefern, und sie, als sie sich schreiend weigerte, durch den Schlag mit einem Gummiknüppel betäubt. Die Stahlkassette fehlt.

Dolores hat stundenlange Vernehmungen über sich ergehen zu lassen. Als sie morgens um fünf Uhr entlassen werden soll, gibt sie noch einmal zu bedenken, daß sie ihre gesamten Ersparnisse im Betrag von 572 Reichsmark für Mrs. Brought verauslagt hat und nicht imstande ist, sich sofort ein anderes Quartier, eine neue Stellung zu verschaffen. „Wenn auch die Wohnung in der Aschaffenburger Straße verschlossen gehalten werden soll — es muß mir doch wenigstens Gelegenheit gegeben werden, mein persönliches Eigentum wiederzubekommen.“ Der Beamte zuckt bedauernd die Achseln. „Ein paar Tage werden Sie sich schon gedulden müssen, Fräulein Scholz. — Sie sind Studentin? Da müssen Sie doch irgend jemand haben, der für Sie sorgt?“ — Dolores verneint. „Ich habe mir als Werkstudentin selbst geholfen. Bin deswegen schon als Hausmädchen in Stellung gegangen.“ — „Und Sie haben gar keinen Verwandten,

Digitized by Google

Berliner Häuſer. Gemälde von Franz Lenk

Digitized by Google

Digitized by Google

an den Sie sich jetzt wenden könnten?" — „Niemanden." — „Sehr bedauerlich, Fräulein Scholz. Aber Mrs. Brought hat ja doch ausdrücklich jede Haftung für die von Ihnen verauslagte Zahlung abgelehnt; das wird alles erst aufgeklärt werden müssen."

*

Sobald das Hospiz geöffnet wird, läßt sich Dolores bei der Oberschwester melden. Wenigstens kann sie hier ein Bad und ein Frühstück und ein Bett auf Kredit bekommen. Zu Beginn der Bürostunden ruft sie bei dem Rechtsanwalt an, dessen Namen sie früher hat mehrmals mit besonderem Respekt nennen hören. Sie will ihn bitten, möglichst rasch die erforderlichen Schritte zu tun, damit sie in den Besitz ihres beschlagnahmten Gepäcks gelangt, vor allem aber in den ihrer Ersparnisse.

Der Rechtsanwalt ist im Begriff, zum Amtsgericht zu fahren. Aber als er von dem abenteuerlichen Vorfall hört, erklärt er sich bereit, sie in einer Sitzungspause in Moabit zu empfangen. „Scholz heißen Sie, gnädiges Fräulein? Dolores Scholz? Stud. rer. pol. Scholz? Da sind Sie am Ende die Tochter von... Ja, sagen Sie, ist es denn wahr, der alte Herr ist... Das war also tatsächlich Ihr Herr Vater...?!"

Dolores bekommt so fast en passant die Nachricht, daß ihr Vater vor wenigen Tagen auf einem Geschäftsgang oder Spazierweg über die Tauentzienstraße plötzlich ohnmächtig zusammengebrochen und, anscheinend an einem Herzschlag, verschieden ist, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

*

Später erst, als sie die Erschütterungen dieser schweren Tage schon einigermaßen überstanden hat, bekommt Dolores eine einwandfreie Darstellung des Hergangs.

Fred, der frühere Pikkolo bei Mitscher, inzwischen Kellner bei Traube geworden, hat auf seinem freien Ausgang nachmittags mit einer Freundin ein Kino am Kurfürstendamm besucht und befand sich auf dem Heimweg über die Tauentzienstraße. Er erzählt:

„Ich ging also mit Fräulein Bertha von der Kirche aufs Kaufhaus zu. Aus der Mampe-Stube kam da einer heraus, ziemlich reduziert, im abgetragenen kurzen Sportpelz, die Absätze krumm. ‚Herrje,' sag' ich zu Fräulein Bertha, ‚das ist doch Ramses!' Ramses — so nannten die Herren am Stammtisch den alten Oberleutnant Scholz. Er hat nie selber gezahlt. ‚Injeladen oder ufffjefordert?' fragte er immer gleich. Aber in der letzten Zeit wollte keiner mehr so recht etwas von ihm wissen. Wie er so die Tauentzienstraße lang geht, da fällt mir auf, daß er ein bißchen schwankt. Na, dent' ich so bei mir, der hat mal wieder gut gefrühstückt. Und da seh' ich zufällig Herrn Hullrich, den großen, starken Herrn, der sich immer den Beaujolais so stark anwärmen läßt, und bemerke: Herr Hullrich hat ihn auch erkannt, den Ramses, macht aber sogleich einen Bogen und tut, als sähe er ihn nicht. In dieser Sekunde kippt der alte Scholz um. Wie gefällt. Und rührt sich nicht mehr. Ein Kriminalschutzmann ist gleich da; auch einer vom Revier. Natürlich im Nu ein dichter Kreis drumherum. ‚Schlaganfall; der ist tot!' sagt einer. Ich auf Herrn Hullrich zu: ‚Ah, guten Abend, Herr Hullrich, da drüben ist eben Herr Scholz umgefallen, wissen Sie, der Herr Oberleutnant, der Ramses, und sie sagen, er sei tot!' Herr Hullrich tut, als kenne er weder mich, noch Ramses, und will weiter. Ich sage aber zu dem Kriminalschutzmann: ‚Der dicke, große Herr da drüben, der Herr Hullrich, der kann den Toten ebenso gut rekognoszieren wie ich. Vielleicht noch besser, denn ich kenne nur seinen Namen; aber an den Stammtisch von Herrn Hullrich ist der alte Ramses doch jahrelang gekommen.' Na, das wütende Gesicht von Herrn Hullrich, als der Kriminalbeamte ihn anspricht. ‚Was denn, was denn!' Ordentlich grob ist er geworden. Aber dann standen sie alle um uns herum, und da mußte er schon zugeben, daß er ihn rekognoszieren kann. Zwei Droschkenautos wurden herangeholt und es ging nach der Unfallstation am Zoo. Aber da konnten sie nur den Tod feststellen. Herr Hullrich sah mich an, als ob er mich fressen wolle. Er habe mit dem Toten nichts zu tun, nicht das geringste, flüchtige Bekanntschaft aus der Weinstube, aber wo und wie er gelebt und gewohnt habe, das könne er nicht sagen. Und mich nannte er einen dummen Kerl aus dem Mustopp. Na, da haben sie den alten Ramses denn also nach dem Schauhaus kutschiert. — Aber ich interessierte mich noch für die Sache und hernach hörte ich von einem Kollegen: am Stammtisch sei zwei Tage lang von nichts anderem die Rede gewesen. Und schließlich haben sie eine Sammlung gemacht, so daß doch noch eine richtige Bestattung zustande kommen konnte. Feuerbestattung in der Gerichtsstraße. — Ich bin persönlich hingegangen. Na, so ein schmalziger Herr hat da zuerst gesprochen, der vorsichtig darum herumgetappt hat, daß er nur ja nichts von Gott oder Heiland sagt, weil er in der Eile sich nicht genug orientiert

Digitized by Google

hatte und niemanden verletzen wollte, vielleicht hat er auch nur die Zettel verwechselt, denn von dem, was er über den Verstorbenen sagte, da hat kein Wort auf den alten Ramses gepaßt. Hernach ist dann noch wahrhaftig der dicke Herr Hullrich an den Sarg getreten und hat im Namen der alten Stammtischfreunde gesprochen. Er hat ja eine Bärenstimme, und das ganze Gewölbe hat gehallt. Alle haben sich erschrocken. Er selber auch. Bloß noch ein paar Herren aus dem Leistbräu waren gekommen, sonst niemand. Sie sind dann gleich alle zusammen zum Dämmerschoppen nach der Stadt zurückgefahren."

*

Natürlich hat Ramses Schulden hinterlassen. Für diese will der Stammtisch nicht aufkommen. Empörend genug sei's, daß die leibliche Tochter des alten Scholz sich um ihren alten Vater in keiner Weise gekümmert habe. „Aber das ist unsere heutige Jugend!" grollt Herr Hullrich und tut einen tiefen Zug aus seinem Burgunderglase.

Der Rechtsanwalt bringt dann an den Stammtisch die Nachricht, daß er mit Fräulein Scholz ausführlich gesprochen habe. Danach könne man ihr denn doch nicht ohne weiteres einen Vorwurf daraus machen, daß die Beziehungen zwischen ihr und ihrem Vater nur noch so lose waren. Er sei leider durch sein Amt und auf ausdrückliche Bitte von Fräulein Scholz zur strengsten Diskretion verpflichtet, sonst könnte er den Herren ein erschütterndes Bild geben... Aber Herr Hullrich erfährt es dann doch. Und damit wissen es bald alle... Wie viel die Tochter des alten Scholz, die sich als Dienstmädchen hat durchschlagen müssen, für ihren Vater getan hat. Und sie wird nun auch die von Ramses hinterlassenen Schulden aus ihren kleinen Ersparnissen abtragen, sobald sie diese aus ihrer letzten Dienststelle wiedererlangt hat!

Das scheint sich aber ziemlich schwierig zu gestalten. Der Fall K. ist sehr verwickelt. Man hat ja darüber in der Zeitung gelesen:

„Der in Kairo lebende Kaufmann und Baumwollplantagenbesitzer K. ist nach Berlin gekommen und nachts mit zwei Begleitern in die in der Aschaffenburger Straße gelegene Wohnung seiner ihm mit der minderjährigen Tochter durchgegangenen Gattin eingedrungen. Er hat die Frau und den Liebhaber angeschossen und die Person, die seiner Frau zur Flucht verholfen hat, eine Engländerin, schwer mißhandelt. Die Begleiter des K., die sich über die örtlichen Verhältnisse genau orientiert hatten, auch im Besitz von Nachschlüsseln waren, haben die Kassette mit Brillanten und Banknoten aufgepackt und sind vorläufig entkommen. Die drei verwundeten Personen befinden sich außer Lebensgefahr. Der Kaufmann K. sitzt in Untersuchungshaft. Die Familie, die großen Luxus getrieben hat, ist augenblicklich mittellos."

In der Vermittlungsstelle im Hospiz findet sich diesmal keine geeignete Verwendung für Dolores. Sie muß sich also wieder in der Köthener Straße melden.

Hinter dem Potsdamer Platz, an dem neuen, großen Verwaltungsgebäude von Stritt-Kohle, kommt, ein wenig humpelnd, ein junger Herr quer über den Bürgersteig. Er benutzt keinen Stock, scheint sich zu zwingen, trotz der Verkürzung seines Fußes einen gleichmäßigen Gang zu erzielen, was ihm aber nicht gelingt.

Dolores will noch gerade erschrocken ausweichen — aber Herbert Stritt hat sie schon erkannt und spricht sie an.

Erst vor wenigen Tagen sei er aus Buenos Aires zurückgekehrt. Er habe mit seiner Mutter über sie gesprochen und sei fest entschlossen gewesen, Recherchen nach ihr anzustellen. Warum sie nichts mehr von sich habe hören lassen? Auch vor seiner Mutter nicht?

„Ach, Herr Dr. Stritt, was ich an Scham und Verzweiflung durchgemacht habe, als mein Vater... Nun, er ist jetzt erlöst. Und ich — bin es mit. Es ist sehr traurig, so etwas sagen zu müssen. Aber wenn ich Ihnen wirklich erklären soll..."

„Aber Sie studieren doch wieder?" fragt er mit einem etwas verlegenen, hastig prüfenden Blick über ihr ärmliches Äußere.

„Ich bin gerade wieder im Begriff, auf den ‚Sklavenmarkt' zu gehn," erwidert sie.

„Wir bilden hier ein Verkehrshindernis. Kommen Sie, Fräulein Scholz, treten wir in die Halle ein. — Oder fahren wir gleich hinauf ins Besuchszimmer." Er gibt dem Liftboy einen Auftrag. „Sagen Sie Herrn Doktor Findeysen, er möchte sich noch ein Viertelstündchen gedulden, ich lasse ihn benachrichtigen, sobald ich zur Verfügung stehe."

Dolores entsinnt sich ihrer zahlreichen Versuche, die Burg des Gewaltigen, des Sagenhaften, der über das Schicksal von Tausenden gebietet, zu betreten. Und nun gelangt sie an des jungen Dr. Stritt Seite am ersten, am zweiten und am dritten wachehaltenden Cerberus vorbei, ohne daß ihr

Digitized by Google

das Donnerwort „Ausgeschlossen!“ entgegenschallt.

Ein Besuchs- und Konferenzzimmer öffnet sich. Ein großer, grüner Tisch mit Klubsesseln steht in der Mitte. Die Türen zu den Nachbarzimmern sind gepolstert. Rauchzeug und Aschenbecher, Schreibzeug und Blocks gibt es reichlich. Sonst ist der Raum nur feierlich.

„Das ist also nun das Allerheiligste!“ sagt Dolores, sich ehrfürchtig umblickend, nachdem sie Ebbas Verlobten über ihre Erlebnisse seit seiner Abfahrt unterrichtet hat.

Sie hat wie stets ohne alle Sentimentalität gesprochen. Herbert ist weicher gestimmt: so viel, was ihn in tiefer Seele bewegt hat, ist in ihm aufgerüttelt worden beim Wiederauftauchen von Dolores. Aber als sie ihm ihren ersterbenden Respekt schildert, mit dem sie das Haus seines Onkels, des großen Herrn Stritt-Kohle, immer angesehn hat, muß er lächeln.

„Das ist hier auch bloß so eine Art Sklavenmarkt, liebes Fräulein Scholz. Nur ist hier Sklave der Besitzer, wenn das Wort angewendet werden soll; Herr dagegen ist die Allgemeinheit.“ Erstaunt ist er, daß sie schon als Studentin einmal versucht hat, vergebens freilich, irgendwie hier Anstellung oder auch nur Beschäftigung zu bekommen, und daß sie ihm früher kein Wort davon gesagt hat. „Es hätte doch viel eher für Sie gepaßt als —“ Er wehrt lächelnd ab. „Nun, Sie haben Ihre Prüfung ja auch als Minna bestanden, und ich bin froh darüber, denn der Umstand hat unserer armen Ebba für ihre letzte Lebenszeit eine gute Freundin an die Seite gestellt.“ Er schlägt die schwarze Ledermappe auf, die er unter dem Arm mitgebracht hat. „Aber hier bringe ich meinem Onkel einen Entwurf, Fräulein Scholz, der Sie vielleicht doch veranlassen wird, es mit dem Hause Stritt-Kohle noch einmal zu versuchen. Ich soll darüber zunächst mit Findeysen verhandeln. Sie können gleich dableiben.“

Er will nach dem Knopf auf dem Tisch greifen, um zu klingeln, aber Dolores hält seine Hand fest. „Bitte, beschämen Sie mich vor Herrn Doktor Findeysen nicht.“

„Kennen Sie ihn denn? Sie sagten doch vorhin —“

„Ich kenne ihn nicht. Aber er kennt mich. Genau, so ist mir versichert worden. Er hat eingehende Recherchen über mich angestellt. Und die haben ihn damals veranlaßt, mir eine glatte Absage zu schicken.“

„Ist ja undenkbar!“

Die Polstertür rechts tut sich auf. Zwei Herren treten ein. Herbert will sich erheben. Aber der blasse, schmächtige Mann, der den Vortritt hat, ein Fünfziger höchstens, mit kahlem Schädel, markanten Schläfen, spitzer, hoher Stirn und ernsten, prüfenden Augen, klopft ihm sofort auf die Schulter. „Tag, Herbert. Bleib sitzen. Du bringst Besuch mit? Lieber Findeysen, sorgen Sie dafür, daß nicht wieder unausgesetzt das Telefon geht. Ich habe knapp zwanzig Minuten Zeit, Sie wissen.“

Herbert stellt Dolores seinem Onkel vor, darauf ihr den Dr. jur. Findeysen.

„Seine rechte Hand!“ fügt Stritt-Kohle hinzu, für eine Sekunde liebenswürdig gestimmt.

„Jawohl, eine seiner zehn rechten Hände!“ ergänzt Doktor Findeysen.

„Fräulein Scholz baut ihren Dr. rer. pol. erst in ein paar Monaten, lieber Onkel, aber ich möchte doch, daß sie schon jetzt für die Mitverwaltung der Stiftung in Aussicht genommen wird. Nicht nur, weil sie Ebbas gute und treue Freundin war und weil Mama sehr viel von ihr hält, sondern auch, weil sie eine ganz besonders umfangreiche praktische Erfahrung für einen solchen Posten mitbringt.“

Stritt-Kohle ist etwas ungeduldig. Es paßt ihm nie, wenn er geschäftlich vor fremden Zuhörern entscheiden soll. Hier dreht sich's freilich nicht um große Handelsobjekte, sondern um einen Akt der Pietät.

„Praktische Erfahrung,“ sagt Stritt-Kohle rasch, „wiegt in meinen Augen noch immer mehr als der Doktorhut. Also —?“

„Ja, also, lieber Onkel: Fräulein Scholz ist nur leider in diesem Hause so schlecht angeschrieben, daß wir zuerst ihre Rehabilitierung durchsetzen müssen.“

„Was haben Sie verbrochen, Fräulein?“

„Das weiß nur Freund Findeysen, lieber Onkel.“

„Herbert, hör' mal,“ läßt sich die ‚Rechte Hand' vernehmen, „du hast da aus Südamerika Sitten mitgebracht... Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich bin mir nicht im geringsten bewußt...“

Noch immer läßt Herbert Dolores nicht zu Wort kommen. „Du hast seinerzeit Recherchen über Fräulein Scholz anstellen lassen, lieber Findeysen. — Wann das war? — Schreiben Sie rasch mal auf, Fräulein Scholz. Alles. Datum. Fach. Und so weiter. — Und nun, mein lieber Freund, werden wir beide dir — und Onkel mit — beweisen, daß du deine glänzenden Fähigkeiten, deine Zeit und hundert andere kostbare Güter viel besser und freier verwerten könntest, wenn du endlich auf den letzten Rest von veraltetem Bürokratismus verzichten wolltest, mit

Digitized by Google

dem ihr euch hier belastet: das Personalarchiv!"

„Das gibt euern alten Prinzipienstreit?" fragt Stritt-Kohle und sieht nach der in die Wandtäfelung eingelassenen Uhr.

Findeysen ist etwas gereizt, läßt aber die fremde junge Dame seinen Unmut nicht entgelten. Liebenswürdig bittet er Dolores noch um ein paar kurze Auskünfte. Dann spricht er ins Telefon.

„Können wir inzwischen einmal über die Sache —?" Stritt-Kohle winkt Dolores rasch zu, als sie sich zurückziehen will. „Bitte, bleiben Sie. Setzen wir uns aber. Du hast alles mit, Herbert? Fräulein Scholz ist eingeweiht?"

„Ich — weiß — noch gar nichts!" sagt sie nun fast hilflos.

Stritt-Kohle schiebt die Zigarettendose auf dem grünen Tisch herum. Auch Dolores muß sich versorgen. „Na ja — südamerikanische Überraschungen! Rauchen wir einstweilen die Friedenspfeife. Jetzt schieße aber endlich los, Herbert."

„Also Mama wünscht als Namen für die Stiftung keine andere Bezeichnung als: Ebba Sörensen-Stiftung. Dahinein fließt als Stamm ihr Erbteil von Tante Melanie, sowie der Erlös aus dem Verkauf der Fischerei Lotz, mit zusammen rund 240 000 RM., zinstragend ab 1. Januar dieses Jahres. Dauernde Speisung soll, bis zu Mamas Lebensende, die Stiftung erhalten durch die Zinsen aus dem Vermächtnis Berthold Wagner. Vater ist mit allem einverstanden, trägt zum Stamm bar als Stiftung der Firma Stritt-Bank denselben Betrag bei, wünscht nur, daß die Verwaltung nicht ihm aufgehalst wird. Du weißt, Onkel, wie er ist. Er führt auch, wohl mit Recht an, daß in deinem großen Büro sich viel eher Leute finden lassen werden, die für diese Sportdinge starkes, persönliches Interesse haben. Bei uns drüben ist so vieles schon überaltert, du weißt. Kein Kassierer, kein Buchhalter, der nicht sein fünfzig- oder vierzig- oder wenigstens fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hätte."

Stoßweise bläst Stritt-Kohle den Zigarettendampf zur Decke empor. „Einverstanden. Ich habe wohl auch schon ausrechnen lassen, mit wieviel ich selbst in die Stiftung eintrete, Findeysen, — waren es sechzig- oder hunderttsechzigtausend?"

Doktor Findeysen hat die ihm aus der Personalabteilung durch einen Schnellboten überbrachten Blätter überflogen und offen Herbert weitergereicht, der sie zusammen mit Dolores liest. „Pardon! — Es waren hunderttsechzigtausend, Herr Geheimrat."

„Wenn er Geheimrat sagt, wird er amtlich," scherzt Stritt-Kohle. „Nun, und wie verhält sich das also mit dem Todesurteil gegen Fräulein Scholz?"

„Natürlich — ich gebe zu — auch das gewissenhafteste Recherchenbüro wird Fehler machen," sagt Doktor Findeysen und nimmt wieder Platz. „Aber was kann man schließlich über ein blutjunges Menschenkind viel anderes in Erfahrung bringen als: Bildungsgang und Eltern?"

Dolores hat nun endlich das Blatt in Händen gehabt, das zwar nicht ihr Todesurteil enthielt, sie aber doch auf Jahre hinaus von jeder Mitarbeit in diesem Hause ausschloß. „. . . sympathisch, ehrgeizig, arbeitsam, mittellos, ungefähr 1.65 groß, gesund, lebt mit einer anderen Studentin in Keller-Notquartier, Liebesabenteuer nicht nachzuweisen . . . Vater berüchtigter Nassauer, Winkelagent, Pumpgenie . . ." Die niederschmetternde Auskunft über den alten Scholz, die durch mehrere charakteristische Einzelheiten belegt ist, stammt, wie der Recherchenzettel zeigt, von dem Archivrat Bennewitz, auf den sich die Bewerberin bezogen hatte; er betont, daß die Stammtischgesellschaft dem früheren Mitglied zu wiederholten Malen nahegelegt habe, weitere Besuche einzustellen. „Gleichlautende Auskunft von Stadtrat Voigt, Oberst v. Oppeln, Justizrat Doktor Hallerbaum, Druckereibesitzer Hullrich erhalten," besagt ein Nachsatz.

„Das stimmt hier alles," sagt Dolores ruhig und eiskalt, mit der allerdings etwas zitternden Hand auf die Aktenbogen weisend. „Und doch sagt es über mich nicht das geringste. Herr Doktor Findeysen, es ist falsch, Kinder nach ihren Eltern zu beurteilen, denn es gibt keine größeren Gegensätze als die zwischen Eltern und Kindern."

Stritt-Kohle fühlt sich am wohlsten, wenn debattiert und gestritten wird. Er kann — im Gegensatz zu seinem älteren Bruder — eine andauernde Harmonie nicht recht vertragen. Deshalb liebt er auch die klassische Musik nicht, der sein Bruder ergeben ist. Ihm ist der Lärm der Maschinen sympathischer. Die Auseinandersetzung beginnt ihn zu erwärmen. Findeysen hält natürlich an seinen Prinzipien fest. Aber die junge Doktorandin geht ganz energisch ins Zeug.

„Wenn ich die unglückliche Veranlagung meines Vaters gehabt hätte," sagt sie schließlich, „so würde ich ja überhaupt nicht als Werkstudentin mein Leben zu fristen versucht haben, sondern ich wäre leichtere Wege gegangen, — um dann freilich einmal zu enden so wie er. Aber mich hat ja auch der Hinauswurf, den ich damals hier erlebt habe —

Digitized by Google

fünfmal, sechsmal bin ich wiedergekommen, vergeblich um Arbeit bittend — nicht zu Boden gerissen. O nein, ich bin Ihnen und Ihrem System, Herr Doktor Findeysen, darum auch gar nicht gram. Ihr System mag verfehlt sein — mir hat es geholfen."

„Wie hat es Ihnen geholfen, inwiefern, Fräulein Scholz?" wirft Stritt-Kohle lebhaft ein. „Reden Sie einmal frei von der Leber weg. Sie waren also völlig mittellos damals?"

„Völlig. Ich bin Dienstmädchen geworden, um ein Dach über dem Kopf zu haben. Ja, irgendwo im Berliner Vogtland."

„Darauf waren Sie die Perle Minna im Hause Stritt-Bank, nicht zu vergessen!" sagt Herbert, der sich über das Interesse seines Onkels freut und dem etwas verstimmten Findeysen beschwichtigende Zeichen macht.

„Ich war danach in einem Frisierladen, in einem Schönheitssalon, war bei kleinen Spießbürgern und war bei einer Millionärin. Ich hab's vom Stubenmädchen allmählich zur Jungfer, dann zur Pflegeschwester und sogar zur Gesellschafterin gebracht. Zuletzt war ich als Reisebegleiterin für das Töchterchen der ägyptischen Prinzessin Heddje engagiert —"

„Deren Mann dann das Eifersuchtsattentat begangen hat, weißt du, du hast wohl in der Zeitung darüber gelesen," schaltet Herbert ein.

„Also das praktische Leben hat die junge Dame immerhin besser kennengelernt als der Durchschnitt der begüterten Studenten," sagt Stritt-Kohle zu Findeysen. — „Und haben Sie irgendeine Beziehung zum Sport?"

„Über das einzige Positive in meiner Studentenlaufbahn hat der Rechercheur leider nichts in Erfahrung gebracht: ich war fünf Semester hindurch im Leichtathletenklub des Akademischen Sportverbands. Im Langstreckenlauf hatte ich mehrere Siege."

„Konnten Sie auch während Ihrer Stellungen Sport treiben?"

„Fast gar nicht. Dazu mangelten Zeit und Gelegenheit."

„Wie haben Sie Ihre Freistunden verbracht?"

„Mit anderen Dienstboten. In den Versammlungen des Zentralverbands. Im Tanzlokal. Mit einem Reichswehrsoldaten, einem Monteur, einem Dekorationsgehilfen, mit Friseuren, Artisten. Ich habe mich in dieser Zeit in vielen Berliner Häusern in den ‚Katakomben' umsehn können."

„Und haben Sie bemerkt, daß es auch in diesen Kreisen stark kriselt?"

„Ja, auch in diesen Kreisen."

„Trotz allen Bemühungen, besonders der Hausfrau, das familiäre Verhältnis von früher wiederherzustellen?"

„Patriarchalität ist Selbstverblendung."

„Ist nach Ihrer Meinung Erkenntnis für die Wohltat sozialer Fürsorge vorhanden?"

„Soziale Fürsorge wird nicht als Wohltat anerkannt, sondern als das Muß des Arbeitgebers gefordert."

„Selbstbeteiligung an den Kosten unerwünscht?"

„Durchaus."

Findeysen kommt über seinen Ärger nicht hinweg. „Wenn man so schwarz sieht, dann hätte es ja schließlich gar keinen Zweck, sich an irgendwelchen humanitären Schöpfungen zu beteiligen."

„Dank von den Lebenden darf man jedenfalls nicht erwarten," sagt Dolores.

„Also von den Toten?" spöttelt Findeysen.

„Man muß nur an die denken, die erst noch geboren werden sollen. Heute ist es gleichgültig, welche Klasse es sein wird, die in den nächsten Generationen die Arbeit zu leisten hat, und ob es späterhin überhaupt noch diese verschiedenen Klassen von heute geben wird, — aber Gesundheit können wir allen späteren Geschlechtern sichern."

„Dann streichen Sie also zunächst wohl drei bis vier Arbeitsstunden ab, Fräulein Scholz?"

„Nein, aber ich lege drei bis vier Stunden richtigen Sport in die Freizeit ein."

„Durch Zwang?"

„Bewahre. Durch Verführung. Spaß muß er den Menschen machen."

Stritt-Kohle hat sich eine neue Zigarette angezündet und lehnt sich für ein paar Augenblicke zurück. „Du hast recht, Herbert, diese Kraft müssen wir uns für die Ebba-Sörensen-Stiftung sichern. — Lieber Findeysen, Sie sind überstimmt."

„Aber bitte, Herr Geheimrat, ich wehre mich ja gar nicht . . . Im Gegenteil, ich werde froh sein, wenn ich bei Gelegenheit meiner Amerikareise die Personalabteilung endgültig auf jüngere Schultern abwälzen kann . . . Wenigstens so weit es sich um Posten ohne Verantwortung handelt."

„Gibt es die überhaupt in unserem Hause, lieber Findeysen?" Stritt-Kohle wendet sich wieder an Dolores. „Und nach welchen Gesichtspunkten würden Sie die Leutchen, die sich bei Ihnen zum Dienst melden, beurteilen?"

In Dolores regt sich ein bißchen Schalk. „Falls die Personalakten ausreichen, würde ich vielleicht einen Querschnitt durch die Charakteranlagen der vier Großeltern oder der acht Urgroßeltern ziehen."

Herberts Onkel lacht hellauf. Es ist eine Seltenheit, daß sein Neffe ihn lachen hört.

„Und wenn Ihnen Findeysens Registratur soweit nicht vorgearbeitet hat?"

Digitized by Google

„Selbstverständlich seh' ich mir den Menschen selber an. Ich spreche mit ihm. Beobachte, wie er die Augen auf- und niederschlägt. Ob er langsam oder schnell begreift. Ob er einen Witz versteht. Ob er übelnehmerisch ist, mißtrauisch. Ob man Vertrauen zu ihm haben kann. Und als einzige sachliche Prüfung, die seine Zeugnisse ergänzen müßten, ließe ich mir stets eine Schriftprobe von ihm geben."

„Hören Sie, das interessiert mich!" ruft Stritt-Kohle und steht auf. „Das ist mir nämlich schon mehrmals im Leben begegnet: der Wunsch, die Handschrift eines Menschen, mit dem ich in wichtigere Geschäftsbeziehungen eintreten will, genauer studieren zu können. Aber die Menschen schreiben heute fast alle mit der Maschine. — Du bist ja selbst so ein bißchen Graphologe, Herbert . . . Sag' mal, du hattest mit der jungen Dame wohl schon darüber gesprochen?"

„Keine Silbe."

„Gut. Also. Das wird hier im Hause eingeführt. Schriftprobe. — Nun aber mit Dampf vorwärts. Die Satzungen der Stiftung klangen mir neulich noch etwas schwülstig. Deine gute Mama meint es ja vortrefflich, aber so etwas kann nicht einfach und klar genug ausgedrückt werden. Ohne jedes Sentiment. Die Mittel werden anfordernden sportlichen Verbänden zu treuen Händen auf stets ein Jahr überwiesen. Nachweise sind für Neuforderungen zu erbringen. Nur solche Verbände haben Anspruch, die jeder politischen Bewegung fernstehen. Die Mittel können für Ausbau von Hallen und Plätzen, für Ausbildung, Aufsicht und Gesundheitspflege, für Anschaffung von Sportkleidung und Sportmaterial jeder Art verwendet werden. — Doktor Findeysen und Fräulein Scholz können die Satzungen gemeinsam mit dir durchredigieren. Die Herrschaften haben sich ausgesöhnt? Gut. Freut mich. — Wenn ich wieder nach Berlin komme, hoffe ich Sie hier schon in Tätigkeit anzutreffen, Fräulein Scholz. — Grüße deine Mama, Herbert; auch Papa; sag' ihm, er gliche seinem Herrn Vater ebensowenig wie ich; denn der hat nie in seinem Leben eine milde Stiftung gemacht. — Liebster Findeysen, nun helfen Sie mir noch rasch die Kommission der U-Leute abwimmeln, Sie sind jetzt gerade in der rechten Stimmung dafür, Doktor Taussig macht das nicht halb so energisch wie Sie —"

Die Polstertür schließt sich hinter Stritt-Kohle und seiner „rechten Hand" Findeysen.

Dolores ist noch kaum zur Besinnung gelangt.

Aber Herbert freut sich. „Fräulein Scholz, Sie haben Onkel Stritt mit Ihrer Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit und Ihrem Draufgängermut imponiert. Wo er steht und geht, stößt er ja sonst nur auf Leute, die vor ihm katzbuckeln."

„Bloß mit Herrn Doktor Findeysen hab' ich mir's verschüttet. Es war wohl doch recht undiplomatisch von mir."

„Könnten Sie wahrhaftig und ehrlich und ein mutiger Draufgänger sein, wenn Sie Diplomat wären?" Er gibt ihr die Hand. „Ich gratuliere Ihnen jedenfalls zum Eintritt bei Stritt-Kohle."

*

Der Aufstieg der Perle Minna hat über sechs Stufen emporgeführt. Nun steht sie auf der siebenten Stufe und ist wieder in ihr früheres Fach zurückgekehrt. Sie hat hier im Hause Stritt-Kohle keine Zimmer aufzuräumen, keine Bubiköpfe zu ondulieren, keine Jungferndienste zu tun. Das Amt, das sie zu verwalten hat, kann jede Wohlfahrtspflegerin, aber auch jede junge Nationalökonomin lebhaft fesseln. Diese siebente Stufe, auf der sie eine Unmenge neuer praktischer Erfahrungen sammeln wird, soll einmal das Sprungbrett abgeben zu einem noch verantwortungsvolleren Posten, auf dem sie dann vor noch weiterem Kreise ihre Kenntnisse und ihre Fähigkeiten erweisen kann!

Die Satzungen der Ebba-Sörensen-Stiftung sind noch nicht veröffentlicht worden, aber schon liegen Hunderte von Bewerbungen vor. Dolores hat im Berliner Büro Stritt-Kohle ein eigenes Zimmer eingeräumt bekommen. Hier bearbeitet sie in Gemeinschaft mit Findeysen und Herbert Stritt, die sich öfters bei ihr blicken lassen, das umfangreiche Material. Da sie an keine festen Bürostunden gebunden sein soll, nimmt sie auch jede Gelegenheit wahr, die einzelnen Verbände aufzusuchen und sich durch eigenen Augenschein von der Notwendigkeit oder Berechtigung einer größeren Unterstützung zu überzeugen. Meistens bespricht sie ihre Eindrücke sogleich nach ihrer Rückkehr.

Die größte Summe bewilligt die Stiftung auf ihre Veranlassung für die Einsetzung mehrerer Sportärzte. Jungen Medizinern, die sich dem neuen Spezialfach widmen wollen, wird dadurch Gelegenheit gegeben, sich auf dem Gebiet der Sporthygiene, der Messungen, der Beobachtung des Trainings, auf den Sportplätzen selbst praktisch auszubilden. Für die Oberaufsicht und den theoretischen Unterricht ist ein bekannter Universitätsprofessor gewonnen worden. In diesen kleinen Kreis nun wählt die Stiftung auch den jungen praktischen Arzt Doktor Theo Bennewitz, von dem das Gerücht sagt, daß man einmal gehofft habe, er werde der deutsche Nurmi werden.

Auch Findeysen und Stritt haben den Namen früher schon durch einen Golfklubbekannten öfters nennen hören.

Digitized by Google

Der Antrag an Doktor Bennewitz wird abgesandt. Für den Fall der Annahme steht ihm ein Monatsgehalt zur Verfügung, das ihn jeder äußeren Sorge enthebt.

„Ich freue mich, daß Sie gerade Bennewitz mit ausgewählt haben," sagt Herbert zu ihr, „es soll ihm sehr schlecht gegangen sein, meinte jemand drüben im Büro. Wie sind Sie auf ihn gekommen? War er einmal hier? Haben Sie ihn gesprochen?"

„Er hat sich gar nicht gemeldet."

„Ich denke, Sie haben zum mindesten sein Bewerbungsschreiben graphologisch prüfen lassen?"

„Bewerbungsschreiben hat er auch nicht geschickt. Aber ich kenne seine Eigenschaften trotzdem ganz genau."

„Woher, Fräulein Scholz?"

„Wenn ich es Ihnen sage, verlieren Sie den Rest Ihres Glaubens an meine diplomatische Begabung. Theo Bennewitz ist meine erste und einzige Jugendliebe."

Sie hat es mit noch immer lächelndem Mund gesagt, aber über ihre blauen Augen huscht ein Schatten.

Ein Weilchen blickt Herbert Stritt sie sinnend an. „Die hatten Sie mir bisher verschwiegen, Fräulein Dolores."

„Wir werden einander wohl kaum mehr wiedersehn, Theo und ich. Er soll und darf auch nie erfahren, daß ich so in aller Heimlichkeit hinter den Kulissen seine Schicksalsfäden mit dirigiere. Denn sonst würde er Amt und Stellung und Geld mir sofort vor die Füße werfen. Aber ich weiß, daß seine Berufung durchaus im Sinn der Stiftung Ihrer Mutter ist. Und darum kann ich sie mit gutem Gewissen verantworten."

Sie sprechen dann nicht mehr darüber. Von Doktor Bennewitz kommt eine Annahme-Erklärung mit kurzem Dank. Und es ist das erstemal, daß im Sportteil der Zeitungen von der Ebba-Sörensen-Stiftung die Rede ist, als rühmend anerkannt wird, daß durch die Berufung des jungen Läufers in eine solche Stellung dem deutschen Sport eine sonst verlorene, dabei vielversprechende Kraft gesichert worden sei.

Eines Tages ruft Doktor Herbert Stritt von der Grunewaldvilla aus im Berliner Büro an. Dolores sitzt noch bei der Arbeit.

„Ich soll Ihnen einen Gruß meiner Mutter bestellen, Fräulein Scholz. Sie lädt Sie ein, am Dienstag abend mit uns im Familienkreis zu essen. Wollen Sie?"

Dolores ist wirklich beglückt, die feine alte Dame, die so lange Zeit schwer leidend war, wiedersehn zu dürfen.

„Es geht ihr wieder leidlich," berichtet der junge Stritt auf ihre Frage. „Ihr Schmerz um Ebba ist freilich noch immer groß. Sie wird es nie verwinden, daß sie sich damals alle der Verbindung so starr entgegengesetzt haben."

„Sie müßten ihr eine neue große Freude bereiten, Herr Doktor Stritt, die sie endlich darüber hinwegbringt."

„Möchte ich gern, Fräulein Scholz. So viele sagen es mir ja. Und ich weiß auch, es wäre das Rechte. Ich müßte ihr eine neue Braut, eine neue Frau zuführen."

„Tun Sie's doch, Herr Stritt. Sie verkehren hier freundschaftlich in so vielen Häusern, treffen also gewiß auch einmal mit einer jungen Dame zusammen, die es verdienen würde, Ebbas Nachfolgerin zu werden."

„Oh, Fräulein Scholz, die weiß ich schon. Es ist mir nur noch nicht klar . . . Aber das Telefon ist doch nicht das richtige Sprachrohr für so tiefe und schöne Dinge . . . Ich muß über Sonntag mit Papa zum Kammermusikfest nach Donaueschingen. Am Dienstag abend sprechen wir uns dann. Bis dahin auf Wiedersehn, Fräulein Dolores."

„Auf Wiedersehn, Herr Doktor Stritt."

Zögernd läßt sie den Hörer auf den Apparat sinken. Sie glaubt gar nicht recht verstanden zu haben.

‚Ist dies eine Werbung?' fragt sie sich — unschlüssig — voller Bewegung und voller Zweifel.

★

An diesem Abend hat Dolores keine Ruhe zur stillen Arbeit mehr. Sie verläßt das Büro. In die Pension, in der sie sich eingemietet hat, will sie aber noch nicht. So führt sie denn den längst beabsichtigten Besuch bei Tilde aus.

Tilde ist standesamtlich getraut. Sie befindet sich aber noch in Stellung, um Geld zu verdienen. Das Kind, das sie erwartet, wird sie indes schon in der eigenen Wohnung zur Welt bringen können: in zwei Monaten ist die Dienstzeit von Fritz um! „Fritz wird am Sonntag auf Urlaub hier sein. Wir wollen alle zusammen in die ‚Zelten'. Da ist Versammlung. Denke dir, die dicke Anna ist Vorsitzende geworden. Erste Sprecherin wird die Hede sein. Die hast du doch auch noch miterlebt. Weißt du, die damals gerade aus dem Gefängnis gekommen ist, wo du bei Frau von Holleyn aufgezogen bist. Ach Minning, ich möchte nur, ein einziges Mal spräche in der Versammlung ein Mädel wie du. Da hörte man doch anderes als das ewige dumme Gehetze. Und wer kennt so wie du alles, was uns nottut. — Willst du nicht? Dir macht es doch keine Mühe zu sprechen. Du kannst ja sogar schreiben. Ich melde es dann gleich an, Minning."

Digitized by Google

„Und wie heißt das Thema, Tilde?"

Tilde holt den gedruckten Aufruf und reicht ihn der Freundin.

„Die Erziehung der Herrschaft durch das Dienstpersonal." Dolores lacht. „Das ist ja vielversprechend. Gut, ich komme. Melde mich schon immer an. Aber du mußt den richtigen Vornamen sagen: Dolores. Denn in der Liste verlangt die Polizei die Personalien."

*

Die Litfaßsäulen im Nordwesten Berlins, auch in Moabit und einem Teil von Charlottenburg zeigen das rote Plakat mit der Aufforderung an alle Hausangestellten, die Versammlung des Verbandes am Sonntag um 8 Uhr hinter den Zelten 7, Großer Spreesaal, zahlreich zu besuchen. Das Thema schreit mit männerkopfgroßen Buchstaben die Vorübergehenden an. Auch die Namen der Hausangestellten, Portiers und Fahrstuhlführer, die zuerst zum Thema sprechen werden, sind großgedruckt.

Und so liest Doktor Theo Bennewitz, als er am Sonntag in aller Frühe sein hübsches kleines Junggesellenquartier am Bahnhof Tiergarten verläßt, den Namen der ehemaligen Hausangestellten Dolores Scholz. Und die alte Unruhe, die alte Bitterkeit regt sich in ihm wieder.

Nein, er will sich mit den quälenden Gedanken an sie nicht belasten. Heute schon gar nicht. Um 2 Uhr beginnt der Start im Kurzstreckenlauf auf der Aschenbahn des Stadions. Er wird mitstarten. Es sind „große Kanonen" am Start zu erwarten. Sein Training in den letzten Wochen hat der ganzen Umgebung, die auf ihn achtet, wieder starke Hoffnung gegeben. Er fühlt sich selbst wieder in Form. Die Anstellung, die ihn zum ständigen Gast des Sportplatzes gemacht hat, erfordert viel Arbeit. Listen für die Statistik sind zu führen, unendlich viele Untersuchungen und Messungen vorzunehmen. Neuerdings ist auf seinen Antrag von der Verwaltung der Ebba-Sörensen-Stiftung auch der graphische Herzmesser angeschafft worden, dessen automatische Aufzeichnungen bereits in einer Kartothek für weitere Forschungen bereitgestellt worden sind. Daneben hat Theo endlich wieder sein eigenes Training aufnehmen können. Er lebt gesund, die geistige und die sportliche Arbeit ergänzen einander aufs beste. Aus seiner Gedanken- und Empfindungswelt hat er auch all das ausgestoßen, was ihn so lange belastet hat: er hat sich gezwungen, an Dolores nicht mehr zu denken.

Aber das rote Plakat mit dem Aufruf und dem Namen, den seine Lippen unwillkürlich wieder formen, verläßt ihn auf der ganzen Fahrt nicht. Er steht im zugeknöpften Paletot, die Sportmütze auf dem Kopf, die Hände in den Taschen, auf der Plattform der Straßenbahn, die zum Stadion führt. Es ist frisch. Der junge Herbsttag verspricht schön zu werden. Für die Sportkämpfe gerade das rechte Wetter. Mitfahrende, die sportliche Erfahrung besitzen, stoßen sich geheimnisvoll an und deuten auf den jungen Arzt: der habe heute nichts zu lachen, es werde scharf auf scharf gehen da draußen! Man mustert seine Gestalt. Der und jener weiß zu berichten, daß seine Gelenke wie mit Sprungfedern versehen seien. Die Frauen und Mädchen, die auf ihn aufmerksam gemacht worden sind, finden seinen Kopf wirklich edel. Er habe schon so etwas vom ‚Läufer von Marathon', meint eine ältere Dame, ihn durch den Kneifer betrachtend. — „Ach, im Paletot!" wehrt ihre junge Begleiterin ab. „Du müßtest ihn erst mal so sehn!" — „Aber Lenchen!" ruft die Ältere erschrocken und nimmt errötend den Kneifer ab. — Nur liegt in den großen grauen Augen nicht die helle Siegeszuversicht, die man dem ‚Läufer von Marathon' heute wünschen möchte. Das macht wohl: an jeder Straßenkreuzung auf der endlosen Strecke bis zur Heerstraße trifft sein Blick auf das bewußte Plakat.

„Nicht daran denken — nicht daran denken!" wiederholt er sich auf der Fahrt und dann während seiner ganzen Vormittagsarbeit auf dem Sportplatz immer wieder.

*

Er wiederholt es sich auch noch nachmittags um halb zwei Uhr, als er im Läuferanzug, den Paletot lose über die Schultern geworfen, zusammen mit den vierzehn besten Läufern Deutschlands auf die Aschenbahn einzieht. Er muß es sich wiederholen, denn die Vorstellung, daß auch Dolores von der an ihn ergangenen Einladung des „Verbandes der Verbände" gehört haben könnte und daß sie sich hier irgendwo auf dem Riesenplatz befände, läßt ihn nicht los. Vielleicht ist es ihr eine Genugtuung, wenn er eine Niederlage erlebt? Monatelang haben ja alle Sportkameraden an ihm gezweifelt. Erst in den letzten drei Wochen hat der Trainer wieder Hoffnung geschöpft — und damit seinen Ehrgeiz neu beflügelt.

„Nicht daran denken — nicht daran denken!"

Starker Beifall empfängt den kleinen Trupp: die schlanken jungen Gestalten im weißen Sportdreß mit den großen Nummern. In Sonnenlicht gebadet liegt der weite Platz da. Leicht herbstlich ist schon das Laub der Kastanien, die den oberen Abschluß des Amphitheaters bilden und sich hell gegen das Grünblau des Grunewalds abheben. Nach vielen

Digitized by Google

Kämpfende Wiſente. Bildwerk von Emil Manz

Digitized by Google

Digitized by Google

Tausenden zählt die Zuschauermenge. Die Gesichter sind nicht einzeln erkennbar, sie verbinden sich zu langen, fleischrosafarbenen Bändern in vielen, vielen Reihen übereinander.

Theo hat seine eigene Technik. Viele haben sie ihm früher schon nachahmen wollen. Aber es gehört wohl doch die ganz besondere Veranlagung der Sprunggelenke dazu, die er besitzt, um mit dieser Technik zu Erfolg zu kommen.

Niedergeduckt kauert er da, den Kopf gesenkt.

Er sieht verkehrt die Nummer 3, die auf sein Brusttrikot mit Stichen aufgenäht ist. Wird er siegen? Es kommt auf den Bruchteil einer Sekunde an. Im Ankleideraum, noch vor einer halben Stunde, hat einer die Radio-Nachricht gebracht, Nurmi habe bei einem Match am heutigen Morgen in Helsingfors die unglaublich niedrige Ziffer erreicht von ... ‚Da drüben ist Dol!' unterbricht er sich plötzlich und wirft einen fast schreckerfüllten Blick auf das Gesicht einer jungen Dame in der Nähe vom Richtertisch ... „Nicht daran denken — nicht daran denken!" wehrt er sich.

Da fällt der Startschuß. Theo federt empor und schnellt vorwärts.

Lautlos ist es geworden auf der ganzen, weiten Bahn. Nur das Keuchen der Gruppe hört er. Aber es bleibt sogleich hinter ihm zurück.

Die fleischrosafarbenen Bänder gelangen in flatternde Unruhe. Dort ist ein Flugzeug in der Ferne am weißen Himmel. Unter den sandalenbedeckten Füßen schwindet die Aschenbahn. Es ist wie ein rollender Boden, der unter ihm weggezogen wird.

Nun schwillt das Gemurmel an. Ein paar Nummern. Ein paar Namen. Der seinige. Wieder und wieder. Das Rufen wird zum Geschrei. Das Geschrei zum Getöse.

„Bennewitz! Bennewitz!"

Sein ernstes Gesicht verändert sich nicht. Aber in seine grauen Augen kommt ein fanatischer Ausdruck. „Nicht — daran — denken — nicht — daran — denken!" Wie ein Rhythmus beschwingt es die federnden Bewegungen seiner Glieder.

Jubel! Jubel! Händeklatschen! Jubel!

Er stößt mit der leicht vorgebeugten Brust als Erster gegen das weiße Band.

Noch zehn, fünfzehn Meter weiter trägt ihn der eigene Schwung. Dann wendet er sich den Richtern zu.

„Welche Zeit?"

Es ist auf den Bruchteil der Sekunde dieselbe Zeit, die Nurmi heute früh in Helsingfors gelaufen sein soll.

Nun wird er umringt. Die Photographen und Filmoperateure, die soeben das Finish aufgenommen haben, bilden eine ganze Burg um ihn. Endlich bewegen sie ihn durch ihre aufmunternden Zurufe zu einem Lächeln. Und da lacht nun alles mit.

Man beglückwünscht ihn. Herren, Damen, Sportleute, Konkurrenten, Neugierige drängen sich durch den Kranz der Kodak- und Kurbelmänner, um ihm die Hand zu drücken.

Der Trainer legt ihm den Paletot um die Schultern und redet fachmännisch auf ihn ein. Auf fünfzig Meter Distanz habe er, ein einziges Mal, die rechte Schulter zu stark bewegt, sein alter Fehler ... „Ohnedem, Doktor, hätten Sie Nurmi heute schon geschlagen! Aber nach dem Erfolg heute weiß ich: wir bringen's noch dahin! Na, Doktor, was hab' ich Ihnen prophezeit?"

Umjubelt wird er von einem halben Tausend zum Sporthaus begleitet. Kaum können ihm die Aufseher den Weg freihalten.

Er wird von seinem eigenen freiwilligen Assistenten sofort gemessen: Pulsschlag, Blutdruck, alles genau so, wie er's hier eingeführt hat. Dann gibt es Massage, ein lauwarmes Brausebad, kalte Abreibung, Nachreiben mit Vaseline.

Eine Stunde später sitzen sie in der kleinen Kantine, alle Kampfteilnehmer, bei einem kleinen Frühstück. Es werden Begrüßungen ausgesprochen. Für den weiteren Teil der großen sportlichen Veranstaltung haben die Läufer heute keine Empfänglichkeit mehr. Ihr Werk ist getan und sie wollen vom Platze aus sofort zur Stadt zurück.

Aber Theo Bennewitz kann durch die große Zuschauermenge, die auf ihn gewartet hat, kaum durchkommen. Schließlich wird er bis zu dem Auto, das die Sportbehörde ihm bereitstellt, von zwei Enthusiasten auf den Schultern getragen.

„Bennewitz! Bennewitz!" klingt es weithin. Und er muß mit der Mütze seinen Dank winken.

Die da draußen den Namen zum erstenmal hören, fragen interessiert. Es wird erklärt, gerufen, gezeigt, gewinkt. Und wiederum photographiert.

„Nun ist er ein berühmter Mann geworden!" sagt der Trainer, der sich stolz strahlenden Auges von ihm verabschiedet hat. Das Auto fährt unter dem Jubel der dichten Menschenmenge ab.

„Berühmt?!" Theo muß lachen, während er all die Grüße von Unbekannten erwidert. Was hat er weiter geleistet? Nun ja, mit seinem Pfund gewuchert, das hat er schon. Seine Anlagen hat er erkannt und hat ehrlich und unverdrossen auf ein Ziel hingearbeitet. Das war alles. Schließlich muß es ihm genügen, daß Dolores, die sich ihm gewissermaßen als

Digitized by Google

Muster hinstellen wollte, auch nicht mehr erreicht hat als er. Dolores, das Liebchen von Bengt Larsen . . . „Nicht daran denken — nicht daran denken!“ peitscht er sich wieder an.

Aber nachdem er eine Stunde geschlafen, unruhig freilich, weil ihm der Lärm auf dem Sportplatz noch immer im Kopf und in den Ohren dröhnt, entschließt er sich, die Versammlung Hinter den Zelten 7 im Großen Spreesaal zu besuchen.

Er will Dolores sprechen hören. Will sie sehen. Will feststellen: wer und was sie nun eigentlich ist.

*

Der Saal ist überfüllt. Theo hat die Sportmütze bis zu den Ohren über den Kopf gezogen, weil er fürchtet, irgendeiner aus der Menge könne ihn erkennen. Aber es kümmert sich niemand um ihn. Das ist hier wohl auch ein ganz anderer Kreis als jener, der heute mittag im Stadion dem Leichtathleten zugejubelt hat. Hier ist alles schwer, düster, grau. Die Männer, die durchweg die Mützen, Kappen oder Hüte aufbehalten haben, zeigen verdrossene Mienen. Viele sind dürftig gekleidet. Unter den weiblichen Versammlungsmitgliedern ist da und dort ein hellerer Aufputz zu gewahren. Ein paar farbige, allzu farbige Kleider von ganz jungen Dingern stechen grell aus dem Ensemble. Die Mehrzahl der Frauen bilden wohl nicht Köchinnen und Stubenmädchen, sondern, dem Lebensalter nach, Portiersfrauen, Wasch- und Reinemachefrauen. Die männlichen Anwesenden können Hausgehilfen, Hausmeister, Wach- und Schließangestellte, Pförtner und Wächter sein.

Werbetische sind aufgestellt, an denen neue Mitglieder angemeldet werden sollen.

Eine dicke Vorsitzende, die in echtem Berlinisch loslegt, eröffnet die Sitzung und kündigt einen Vorspruch an. Ein junges Mädchen in weißem Kleid mit roter Schärpe spricht ihn in näselndem Kommunalschulton herunter. Es sind starke Schlager in den Strophen, aber die Rezitatorin hat sie kaum selbst verstanden. „Setzt das letzte ein!“ — „Wir wollen eine Welt befrei'n!“ — Als der Vorspruch beendet ist, wird geklatscht. Aber nun kommt die Hauptsache: die Vorsitzende verliest eine ganze Reihe von Urteilen der Arbeitsgerichte. Unerhörte Vorgänge kommen da zur Sprache. Die „Gnädigen“, die „Herrschaften“ sind zum Glück von den betreffenden Kammern durchweg abgewiesen bzw. zu ganz erheblichen Nachzahlungen verurteilt worden. Jedes einzelne Erkenntnis wird mit lautem „Bravo!“ aufgenommen.

‚Wie steht Dolores zu diesen Fragen?‘ Theo sieht sich verstohlen um. Er will nicht aufstehen, kann von seinem Platz hinter der Säule aus aber den Saal nicht überblicken. Sollte Dolores an dieser blinden Verhetzung sich beteiligen? Aus Haß gegen die Gesellschaft, die sie zum Dienen in untergeordneter Stellung gezwungen hat?

Die Art und Weise, wie dieses Fräulein Hede, als erste Rednerin, das Thema der Tagesordnung behandelt, weckt in Theo geradezu die Wut. Sie kennt nur Schwarz und Weiß. Schwarz sind alle Kapitalisten, in ihren Augen also alle Menschen, die sich eine Hausgehilfin halten können, weiß sind die Hausangestellten, deren Partei sie vertritt.

Bei allzu krassen Übertreibungen wird da und dort geräuspert, auch mit dem Stuhl gerückt. „Det sin Jnädige, die Unzufriedenen!“ meint ein älteres Weiblein in Theos Nähe und kichert vor sich hin.

Fräulein Hede ist kirschrot geworden. Sie schlägt auf das Pult. „Ich kenne das Leben, ich hab' schon im Jefängnis jesessen, ich weiß, wie man uns kleinkriegen will. Wir haben kein Geld, weil wir die Enterbten sind. Aber wir sollen auch keine Bildung nicht kriegen. Raffke paßt das nicht, wenn wir zu viel wissen. Raffke will uns in unserer Dummheit erhalten.“ Sie zieht das Manuskript hervor, da sie das Auswendiggelernte von hier ab nicht behalten hat, und liest ab: „Alle Menschen gleich geboren sind ein adelig Geschlecht! Wieviel Raffkes stehen tief unter uns, weil sie durch ihre Behandlung der Hausgehilfin zeigen, wie asozial sie sind! Wir müssen die Raffkes aber erziehen! Denn wahre Herzensbildung haben wir, nicht sie, die Raffkes!“

Manches Kraftwort hat eine Beifallssalve ausgelöst. Die Gemüter sind aufgewühlt.

Theo erkennt nun Dolores. Sie hat den Hut abgenommen. Man sieht ihr rötlichblondes Haar. Sie hat noch immer die frischen Farben. Die blauen Augen mit den dunkeln Wimpern geben dem jungen Gesicht das Charakteristische. Ihre Knabenfigur wirkt neben der dicken Vorsitzenden, mit der sie soeben spricht, fast dürftig.

In Theos Nähe sitzt ein Reichswehrsoldat. „Du, Tilde, da ist sie, jetzt kommt sie an die Reihe!“ sagt er zu seiner Begleiterin.

„Ja, richtig, Minna!“ erwidert diese und lacht. „Für mich bleibt sie immer Minna, auch wenn sie da auf dem Zettel Dolores heißt.“

Eine ruhige, klare, aber leise Stimme spricht in den Saal. Wohl noch etwas befangen ist die Rednerin. Man ruft ihr zu: „Lauter!“ Sie räuspert sich und erhebt den Ton etwas mehr. Mit Humor rückt sie einigen der stärksten Übertreibungen der Vorrednerin zu Leibe und fährt fort: „Das ist nicht die richtige Kampfart, um einen sozialen Sieg zu erringen. Denn unser Sieg soll doch Friede heißen.“

Digitized by Google

„Nein, unserer nicht!“ ruft ein Mann von der Galerie. „Kampf bis aufs Messer!“

„Ich halte mich an das Thema der Tagesordnung. Hier wird nicht Vernichtung der Dienstherrschaft gefordert, sondern ihre Erziehung.“

„Sie sind wohl selbst 'ne junge Inädige, wat?' wirft eine aufgeregte Frau ein.

„Ich war fast zwei Jahre lang Hausangestellte,“ erwidert Dolores ruhig. „Ich kann mich nicht wie meine Vorrednerin rühmen, daß ich im Gefängnis gesessen habe, aber vielleicht erwerbe ich mir die Sympathie der beiden Zwischenrufer, wenn ich ihnen anvertraue, daß ich in diesen zwei Jahren sechsmal fristlos entlassen worden bin, und zwar n i c h t jedesmal durch meine eigene Schuld!“

„Bravo! Bravo!“

Nun hört man gespannter zu.

Dolores spricht klug. Und sie spricht warm und herzlich. Ihre Stellung zu dem Thema macht sie an einer Reihe von Beispielen aus ihren eigenen Diensterfahrungen klar. Gerade solche Kleinigkeiten wollen die Anwesenden hören. Es sind Beobachtungen darunter, die Frau Petrigkeit und Frau Täschner, Frau von Holleyn und Mrs. Brought aufs tiefste erschrecken müßten, weil sie bisher wohl kaum eine Ahnung davon besaßen, daß es einen Menschen gibt, der sie in ihren menschlichen Schwächen so unbarmherzig klar durchschaut hat . . . Doch ebenso rücksichtslos hält die Rednerin einer Anzahl von Dienstgenossinnen den Spiegel vor. Auch hier nennt sie keine Namen. Aber die dicke Anna sitzt mit mahlenden K i e f e r n da und weiß: das geht auf sie. Und das B i l d von Hede wird mit scharfen Strichen umrissen. „Wir alle wollen einmal Frauen und Mütter werden. Und wir werden uns freuen, wenn unser Erwerb ausreicht, um eine Gehilfin ins Haus zu nehmen, die unsere Arbeit teilt. Wir werden uns alle, wie wir hier versammelt sind, dann noch lange nicht als ‚Blutsaugerinnen' vorkommen wollen, nicht wahr? Nach meinen persönlichen Erfahrungen ist es gewiß nur eine außerordentliche Seltenheit, wenn zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern im Haushalt eine Art wirklichen Gottesfriedens zustandekommt . . .“

„Nie! Niemals!“ schreien ein paar aus der Versammlung dazwischen.

„Ich betone: ich h a b e es erlebt. Hier in Berlin. In einem Hause, in dem jeder auf seiner Seite immer noch ein bißchen mehr getan hat, als die Pflicht es vorschrieb. Die Herrschaft auch.“

„Lüge! Runter mit der Person!“

Dolores läßt sich nicht beirren. „Aber ich bestreite, daß Feindschaft zwischen den beiden Parteien herrschen m u ß !“

„Jawohl! Feindschaft bis aufs Blut!“

„Und mit dieser Forderung wollt ihr erziehen? Wer erziehen will, muß selbst erzogen sein.“ Sie macht eine unwillige Handbewegung. „Damit meine ich nicht die Erziehung auf der Schule. Nicht einmal die von der Mutter. Ich weiß eine liebe Berufskollegin, die von ihrem vierzehnten Jahre an als Dienstmädchen tätig sein mußte und die allein durch Selbsterziehung — eine Selbsterziehung, die zu allererst auf Selbstachtung fußt — sich Stufe um Stufe emporgearbeitet hat.“

„Nu hat se woll 'ne Villa am Wannsee, wat?“ höhnt der von der Galerie.

„Ich schließe: Auch der Ärmste und Letzte auf der sozialen Arbeits- oder Erwerbsstufe kann durch Selbsterziehung sich erheben und dadurch auch fähig sein, sozial Übergeordneten durch Würde zu imponieren. So fasse i c h das Thema auf.“

Ein Teil der Versammlung spendet starken Beifall. Aber eine beträchtliche Gruppe Räsonierender hat sich um Hede geschart. Ein wenig anheimelnder Bursche geht auf die Rednerin zu, als sie zu ihrem Platz zurückkehren will, und faucht sie an: sie habe ihn und Hede mit ihren Reden gemeint . . . Die Vorsitzende will sich dazwischen werfen. Hede stößt sie zurück. Sofort bekommt die von der Gloriole der Gefängnishaft Umstrahlte einen kräftigen Rippenstoß von einer resoluten Portiersfrau.

Und damit ist die Schlägerei auch schon im Gange.

Der Saalschutz erscheint. Es wird gepfiffen.

Dolores ist von Hede, Koßmann und deren Helfern gegen eine der Säulen gedrängt worden. Aber schon steht Fritz, der Reichswehrmann, neben ihr und ruft: „Laßt ihr mal Fräulein Scholz in Ruhe, das rate ich euch!“

„Was willst du überhaupt hier, du Blutsaugerknecht, du!“ schreit ihn Koßmann an und holt zum Schlage aus.

Inzwischen hat sich Theo durchgedrängt, um Dolores beizustehn. „Hände hoch!“

Ein paar Minuten wird geschrien, gepfiffen, gelärmt, mit Stühlen gepoltert, die im Handgemenge umgestoßen worden sind. Die Vorsitzende schwingt die Glocke. Vergebens.

Mit einem Male aber schreit eine helle Stimme den Namen „Bennewitz!“ in die tobende Versammlung.

„Bennewitz ist da! Da ist Bennewitz!“ wird der Ruf aufgenommen. — „Wo? Wo?“

In dem Gewühl ist Theo die Sportmütze vom Kopf gerissen worden. Sein markanter Kopf wird sichtbar. Viele kennen und erkennen ihn. Ein paar der Rufer umringen Theo. Sie haben heute mittag seinen Sieg gesehen. Es sind Freunde von Hausgehilfinnen, wohl selber Leichtathleten. Ihre Begeisterung für den

Digitized by Google

Sieger im Kurzstreckenlauf ist durchaus noch nicht abgeflaut.

Und die Begeisterung steckt an.

„Bennewitz! Der deutsche Nurmi! Hoch!"

Der Zank ist unterbrochen, die Schlacht bleibt unentschieden.

Inzwischen ist auch Polizei im Saal erschienen, der rasch geräumt wird.

So wird Dolores zwischen Fritz, dem Reichswehrsoldaten, und Theo, dem Kurzstreckenläufer, die sich beide zu ihrem Schutz vereinigt haben, aus dem Saal geleitet, ohne daß ihr etwas geschieht.

Ein Kellner läßt die Gruppe durch eine Nebentür in den Gang eintreten, der zu dem vorderen Gartenlokal führt. So sind sie im Nu vor weiterer Berührung mit Koßmann, Hede und deren Anhängern gesichert.

„Bennewitz! Bennewitz!" Der Jubel, als der Sieger auch hier in der Wirtschaft von den Enthusiasten, die Zeugen seines Triumphs waren, angekündigt wird, ist noch erheblich stärker als drüben im Versammlungssaal.

„Was für eine Zaubermacht hat dein Name, Theo!" sagt Dolores ganz betroffen von dem Erlebnis.

„Minning!" ruft Tilde begeistert. „Fein hast du gesprochen! Ich bin stolz auf dich! Du hast es denen mal gründlich gegeben!"

Dolores meint wehmütig: „Wenn es nur die eine oder die andere ein bißchen zum Nachdenken gebracht hat!"

In dem Gewühl am Platz vor den Zelten werden die beiden Paare getrennt.

Dolores hat den Arm von Theo nehmen müssen. Sie biegen hinter den parkenden Autos im Bogen aus und gewinnen den Weg zum Tiergartenrand, ohne daß ihnen jemand folgt.

*

Hier ist es dunkel. Links rauscht der Tiergarten. Rechts fließt die Spree. Nächtliche Spaziergänger, meist Liebespaare, beleben noch immer die beiden Seiten der Uferstraße. Die Fabriken von Moabit, die mächtigen Lagerhäuser liegen lichtlos da drüben, jenseits des Wassers.

Dolores dankt Theo für sein Dazwischentreten. „Der Glanz deines Namens hat da ein großes Unheil verhütet. Ich wußte ja nicht, daß du in solchem Grade schon ein ‚Liebling des Volkes' geworden bist."

Er wehrt ab. „Spotten sollst du nicht, Dol. Der Sieg heute hat mich natürlich gefreut. Aber ich muß dir deine Gratulation ja sogleich zurückgeben, Dol. Denn du hast viel Bitteres überwinden müssen, um heute so abgeklärt über deine Kämpfe sprechen zu können."

„Sich selbst überwinden ist der größte Sieg."

Sie gehen nun nebeneinander schweigend weiter. Endlich berührt Theo ihren Arm wieder. „Dol, wir haben über das Wichtigste noch nicht gesprochen."

„Ich weiß — zufällig — über dein Leben Bescheid, Theo."

„Ich über das deine auch. Nicht zufällig, Dol. Ich habe dir nachgespürt und weiß Bescheid über etwas, das mich monatelang entsetzlich gequält hat. Ich will dir es jetzt sagen. Wie du da oben gestanden hast und so ein tiefer, sittlicher Ernst aus allem sprach, was du sagtest, da entschloß ich mich, dir es vorzuhalten. Dol, ich habe Herrn Bengt Larsen getroffen. Im letzten Winter. Gleichgültig wie und wo. Ich habe ihn auch gesprochen. Und er hat gar kein Hehl daraus gemacht, daß du sein Sommerliebchen gewesen bist. Auf einer Pfingstfahrt hat er dich im Paddelboot mitgehabt. Und du hast mit ihm im Zelt geschlafen, hast ihm gehört. Ach, Dol, ich habe das nicht begriffen. Siehst du, ich — wie soll ich dir das sagen? — ich habe mich für dich aufheben wollen. Vielleicht ist es lächerlich, wenn ein Mann so etwas sagt. Aber ich wäre ja auch nicht so der Gegenstand des Spotts für Conny geworden, damals in der dummen Affäre mit Lu, wenn dieses Eine mich nicht gehalten hätte. Und da war ich nun doch tief enttäuscht. Meine stolze Dolores. Sag' doch mal, Dol, wie war das möglich?"

Sein Ton ist der des alten Kameraden, der nur schwer aus sich herausgeht. Ein innerlich sauberer Mensch war Theo immer. Dolores muß an die guten und die schlechten Zeiten denken, die sie zu dritt auf ihren Studentenbuden verlebt haben.

„Wenn ich dir jetzt sage, Theo, daß ich unberührt bin, so ist es die Wahrheit. Die äußere Wahrheit. Aber die innere ist es nicht. Denn daß ich damals an der Römerschanze in dem kleinen Bootszelt das Liebchen von Bengt Larsen n i c h t geworden bin, das ist nicht mein Verdienst. Das ist lediglich dem Zufall zuzuschreiben, daß er in Ferch am Schwielowsee seine goldene Uhr vergessen hatte. Ich lag in seinem Arm, Theo, und er hätte mich nehmen können, wenn er gewollt hätte."

„Lügt er nun also? Wie soll ich das verstehn, Dol?"

„In seinem Liebesleben spielt wohl ein Mädel mehr oder weniger keine Rolle. Für mich ist's nur um so schlimmer, als du gesehen hast: ich habe so lächerlich wenig für ihn bedeutet, daß er sich meiner Person und unseres Erlebnisses nur so ungenau entsinnt. — Ich bin deswegen nicht tugendsamer. — Vergiß aber nicht, daß ich meinen armen Stolz damals durch dich gedemütigt sah: denn ich glaubte dich doch ganz im Liebesnest von Frau von Holleyn."

Digitized by Google

Sie sind stehen geblieben, halten einander an den Händen.

„Wir müssen beide — in all unserem Zorn — doch viel voneinander gehalten haben, Dol," sagt er schluckend.

Sie legt ihren Kopf gegen seine Schulter und weint.

*

Am Dienstag abend ist in der Villa Stritt im Grunewald kleiner Empfang. In der ganzen Hierarchie des Dienstpersonals, von Frau Marie an, der allgewaltigen Köchin, bis zum zweiten Diener und zweiten Hausmädchen, herrscht gespannte Erwartung. Ist es wirklich wahr, daß Minna heute als Gast am Familienessen teilnehmen wird? Noch dazu bei einem so seltenen Ereignis wie der Anwesenheit von Herrn Geheimrat Stritt-Kohle? Wer es gehört hat, wo, von wem, darüber spricht man nicht. Es ist eben durchgesickert. Aber man kann sich's noch kaum vorstellen.

Pünktlich um acht Uhr erscheint sie. Sie trägt noch Trauer um den Vater, hat aber einen schönen seidenen Spitzenschal um, der gut zu ihren frischen Farben steht. Franz öffnet heute selbst. Und Minna — gibt ihm die Hand.

„Erkennen Sie mich noch? — Ja, ich bin's: Minna. — Ich freue mich so herzlich, mal wieder in dieses Haus zu kommen. Ich will nur zuerst die Gnädige Frau begrüßen, dann bitte ich sie, euch allen einmal in der Küche einen Besuch machen zu dürfen. Wir waren doch gute Kameraden damals, nicht wahr?"

Die Hausdame kommt hinzu. Fräulein von Lessemer ist natürlich in alles eingeweiht und findet es „famos", wie Fräulein Scholz den Leuten und sich selber eine Brücke schlägt.

„Ich habe mich ja so gefreut, liebes Fräulein Scholz, als ich hörte, Sie sollen beim Herrn Geheimrat einen großen Teil der Arbeit von Herrn Doktor Findeysen erhalten, wenn der seine Amerikafahrt antritt. Und Ihren Doktor machen Sie schon in diesem Winter? Nein, denken Sie, was für ein Amt bekommen Sie mit der Personalabteilung anvertraut. Tausende von Schicksalen haben Sie da zu leiten. Das ist eine Kommandeurstelle, liebes Fräulein Scholz, um die Sie mancher beneiden wird. Aber ich weiß, Sie werden sie famos ausfüllen."

„Man kann viel, wenn man gehorchen gelernt hat. Ein bißchen haben auch Sie mir dazu verholfen, Fräulein von Lessemer. Stimmt's?"

Lachend verfügen sich die beiden Frauen in den Salon. Die Hausdame geht dann, die Hausfrau benachrichtigen: im Salon steht schon Herbert. Er nimmt vom Flügel eine zartgolden getönte Rose, die er für Dolores aus dem Wintergarten geholt hat.

Sie steht ihm ein paar Sekunden in tiefer Bewegung gegenüber, als sie den fragenden Blick der schönen, jungen, ernsten Augen auf sich gerichtet sieht. Seine schlanken, feinen, kühlen Finger umfassen ihre feste Hand.

„Ich danke Ihnen für die Rose, Herr Stritt. Sie weiht mein Lebensfest ein. Niemand weiß es bisher. Ihnen möcht' ich es als dem ersten anvertrauen. Denn Sie sind doch mein liebster, treuester und hilfreichster Freund geworden. — Ich habe mich mit Doktor Bennewitz verlobt, — meiner Jugendliebe, wenn ich Theo so bezeichnen soll."

Er hält ihre Hand fest und nickt. Eine Weile wieder tiefes Schweigen. Dann: „Das ist lieb und gut von Ihnen, Fräulein Scholz, daß Sie mir es zuerst anvertrauen. Ich wünsche Ihnen aus ehrlichem Herzen das große Glück, auf das Sie Anspruch haben." Er wendet sich ab, tut humpelnd ein paar Schritte, lehnt sich gegen den Flügel, wohl weil er eine gewisse Mattigkeit fühlt. „Dann werden Sie gar nicht mehr so lang bei Stritt-Kohle bleiben wollen, wie Onkel hofft?"

„Noch so lang — nun, bis Kinder mich andere Pflichten lehren. Denn ich bin ja so glücklich, daß Sie alle mich auf dieser Siebenten Stufe meines Aufstiegs dulden und haben wollen. Es ist der Gipfel für mich in meinem Berufsleben. Und es ist schön, von da aus noch ein Weilchen in voller Tätigkeit Ausschau halten zu dürfen und das Glück zu genießen."

Frau Stritt kommt in den Salon, in guter Haltung, aber doch sehr gealtert. Dolores will ihr die Hand küssen, Frau Stritt richtet sie indes rasch auf und küßt sie auf die Stirn.

„Willkommen, Fräulein Scholz. Ich möchte Sie gern bei Ihrem Vornamen nennen, wenn Sie's erlauben. Darf ich? Es tut mir so wohl, mal ein Töchterchen hier im Hause zu haben, Minna!"

„Aber Mama," wirft Herbert ein, „Fräulein Scholz heißt ja Dolores."

„Eine solche Perle wie unsere Minna," sagt die alte Dame lächelnd, „die wird man doch nicht umtaufen."

Nun erscheinen die Herren, begrüßen den Gast, und es geht zu Tisch.

Es ist alles reich und gediegen, ein bißchen ernst und feierlich. Im Geiste sieht Dolores das viel bescheidenere Heim, das sie mit Theo teilen wird. Sie blickt zu Herbert hinüber, dessen Stimme ein wenig umflort klingt, obwohl er sich zur Heiterkeit zwingt. Sie ist ihm gut — und er tut ihr leid. Aber ihr volles Glück könnte sie an seiner Seite doch nicht finden. Sie braucht Aufbau und Kampf — ebenso wie Theo.

Digitized by Google

Über den Kreuzberg. Von Hans Kloepfer

In meiner Heimat die Hügel entlang geht ein alter Weg,
rinderkarrengefurcht zwischen knorrigem Rebengeheg;
Male vergeßnen Geschehens erzählen von alter Not,
von verschollener Untat und jähem Wandrertod.
Jüngsthin ging ich ihn wieder, wie einst an der Mutter Hand,
hoch war der Himmel und weit, und Ostern über dem Land.
Siehe, da hängt noch wie einst, mit dem Lanzenstich in der Seite,
unter herbstmüden Kränzen der Heiland und schaut in die Weite
still vom Eichenstrunk mit bekümmertem Bauerngesicht;
über die Hügel verrollende Böller — er hört sie nicht,
hört nicht vom Tale das schwingende Glockengeläut,
kein Allelujah zum Dank der heiligen Osterzeit.
Der ihm die Marterglieder gestreckt mit ehrfürchtiger Bauernhand,
hat auch die Not seiner Zeiten ins einfache Bildwerk gebannt,
daß er ein Anwalt bleibe hinfür ihrer Mühen und Plagen
unter schwer lastender Fron und geduldig verschwiegener Klagen.
Über dem Leid der Geringen wurden die Augen ihm blind,
fielen die Dornen vom Reif unter Wetter und Wind.
Aber im trauernden Haupt, in den segnend gebreiteten Armen
lebt noch die Seele im Holz wie in heißem Erbarmen,
lebt noch die Seele im Holz und predigt trotz Marter und Schergen
zu geduldendem Trost seinem Kindervolk in den Bergen,
wie über aller Wirrsal der Welt die Einfalt der Liebe stünde,
sicher der rufenden Stunde nach verhetzendem Hasse und Sünde;
Einfalt, als weises Gesetz an einfältige Herzen und Hirne
wider ihr Wissen geschenkt wie Sonne, Wind und Gestirne.
Daß sie vom Pfluge auf nach dem Dulder am Kreuze schauen
und in die Furchen säen ihr gläubiges Gottvertrauen.

Ihm zu Füßen aus letzten Schneewasserquellen
stahlen sich Himmelschlüssel ans Licht und weichlodene Küchenschellen,
wissen von Ostern nichts und dem uralten Heiland am Kreuz,
freuen sich arglos der Sonne und ihres bescheidenen Kleids,
nicken im Frühlingswinde, der über die Hügel geht,
der aus Schöpfungsfernen wie ein Atem der Güte weht,
dienen der Auferstehung und schließen den ewigen Ring. —
Also, daß ich getrost den Kreuzberg hinab und wieder ins Leben ging.

Digitized by Google

Das Verbrechen und seine Bekämpfung

Von Oberlandes-Gerichtsrat Dr. jur. und phil. Rudolf Bovensiepen

Das Verbrechen bedroht die schutzwürdigen Interessen der menschlichen Gesellschaft und bedeutet stets einen Einbruch in ihre Lebensgüter, wie insbesondere Vermögen, Ehre, Freiheit und körperliche Unversehrtheit. Unendlich mannigfaltig wie die Lebensgüter der bürgerlichen Gesellschaft sind auch die Arten ihrer Verletzung, d. h. der einzelnen Verbrechen und Vergehen. Nach vielen Hunderten zählen sie, und mit zunehmender Verfeinerung der menschlichen Kultur wachsen Möglichkeit und Wirklichkeit ihrer Verletzung durch strafwürdige Eingriffe. Jedes Verbrechen ist das Ergebnis aus Anlage und gesellschaftlicher Umwelt. Das ist, in einem Satz zusammengedrängt, die Grundanschauung der heute herrschenden „kriminal-soziologischen Schule", wie sie insbesondere von dem genialen Erneuerer der deutschen Strafrechtswissenschaft, dem 1919 verstorbenen Berliner Professor Franz v. Liszt in seinem berühmten Lehrbuch des Deutschen Strafrechts begründet worden ist.

Zurückgewiesen wird durch diese Vereinigung von individuellen und sozialen Mächten zunächst die ganz außerordentliche Einseitigkeit der von dem Italiener Lombroso in seinem bekannten 1871 erschienenen Werke „Uomo delinquente" ins Leben gerufenen „kriminal-anthropologischen" oder „kriminal-biologischen Schule". Deren Lehre geht dahin, daß es geborene Verbrechernaturen gibt und daß diese an äußerlich wahrnehmbaren, ganz bestimmten körperlichen und seelischen Merkmalen erkennbar seien. Durch anatomische Messungen von zahlreichen Verbrecherschädeln sucht Lombroso nachzuweisen, daß sich die zahlreichen, einzelnen Verbrechertypen durch anatomische Eigentümlichkeiten scharf voneinander scheiden und daß es eine große Anzahl von Menschen gibt, die schon zufolge ihrer ganzen körperlichen und seelischen Veranlagung zum Verbrecher bestimmt, also als „geborene Verbrecher" auf die Welt kommen. Nach Lombroso schafft die Natur die Verbrecher, die Zusammensetzung ihrer Erbmasse entscheidet über ihre Lebensbahn, die Gesellschaft gewährt ihm nur die Bedingungen und die äußere Gelegenheit, Verbrechen zu begehen. Durch Lombroso beeinflußt, setzt der Oberarzt der Brieger Provinzialirrenanstalt Dr. H. Kurella in seiner „Naturgeschichte des Verbrechers", 1893, die sehr große Spielart der rückfälligen Verbrecher dem „uomo delinquente" seines wissenschaftlichen Lehrers gleich.

Einig ist man sich heute, daß es einen besonderen anthropologischen Typus des Verbrechers nicht gibt. In seiner sehr lesenswerten Schrift „Das Verbrechen als Krankheit" erklärt Dr. G. Bonne: „Mir sind als Anstaltsarzt viele Hunderte von Mördern und Räubern durch die Hände gegangen, deren Körperbau so verschieden und deren Konstitution so mannigfaltig war, daß es mir beim besten Willen unmöglich gewesen wäre, nach diesen Faktoren irgendein Schema zu konstruieren. Wohl aber fand ich bei allen, mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen, als charakterverschlechternde Elemente die drei Faktoren: Alkohol, Tabak und Syphilis." Wir können daher Liszt nur beipflichten, wenn er in seinem Lehrbuch des deutschen Strafrechts und zahlreichen Aufsätzen schreibt: „Der Traum von dem Verbrechertypus ist ausgeträumt. Jede rein biologische Auffassung des Verbrechens, d. h. seine ausschließliche Ableitung aus der körperlichen und geistigen Eigenart des Verbrechers, ist verfehlt. Es gibt keinen homo delinquens, d. h. der Verbrecher bildet keinen einheitlichen anthropologischen Typus. Die Handlungen, die wir als Verbrechen unter Strafe stellen, weichen in ihrer Erscheinung, wie ganz besonders in den Triebfedern, auf denen sie beruhen, so unendlich weit voneinander ab, daß es von vornherein gänzlich verkehrt erscheinen müßte, sie auf dieselben organischen Bedingungen zurückführen zu wollen. Es gibt also auch keine Verbrechergehirne und Mörderschädel."

★

Die Wurzeln des Verbrechens liegen in der Hauptsache in den äußeren Verhältnissen, im „sozialen Milieu". Die Abhängigkeit der Kriminalität von der wirtschaftlichen Lage ist eine längst bekannte und unbestreitbare Tatsache. Es ist eine Binsenwahrheit, daß anhaltende, schlechte wirtschaftliche Lage eines Volkes oder auch nur der größten Volksschicht, nämlich der arbeitenden Klassen, eine Zunahme der Verbrechen überhaupt, der Vermögensdelikte insbesondere, und zwar in erster Linie der Diebstähle, im Gefolge hat. Sogar die geographische Verteilung der Kriminalität in jedem Lande beruht mit auf der wirtschaftlichen Lage der einzelnen Landesteile.

Einen soziologischen Experimentalbeweis gewaltigen Formats für die Richtigkeit des Grund- und Eckpfeilers ihrer gesamten Lehre: überwiegender (nicht etwa alleiniger) Einfluß der sozialen Umwelt auf die Verbrechensgestaltung, hat der Weltkrieg erbracht. Nach den sich auf die ausgezeichnete amtliche Reichskriminalstatistik stützenden Ausführungen Exners in seiner Schrift „Krieg und Kriminalität" bewirkt in der ersten Zeit des

Digitized by Google

Krieges die allgemeine vaterländische Begeisterung, die treue Pflichterfüllung durch alle Volksschichten eine ganz außerordentliche Abnahme der allgemeinen Kriminalität. Die Zahl der wegen Verbrechens und Vergehens gegen deutsche Reichsgesetze Bestraften sank von 555 527 im Jahre 1913 auf fast die Hälfte, nämlich auf 287 500 im Jahre 1916 herab, um zufolge des militärisch-politischen Zusammenbruchs und der in seinem Gefolge einsetzenden wirtschaftlichen Katastrophe im Jahre 1921 auf 651 148 anzuschwellen. Der völlige Verfall der Währung, die gänzliche Zerrüttung der Wirtschafts- und aller Lebensverhältnisse und die dadurch hervorgerufene allgemeine wirtschaftliche Not lassen die Kurve der Kriminalität dann im Jahre 1923 auf den höchsten, bisher jemals in Deutschland erreichten Stand von 823 902 Verurteilten anschwellen. Unmittelbar vor der Markstabilisierung bricht eine geradezu turmhohe Verbrechenswelle über das deutsche Volk herein. Und es sind — sehr bezeichnenderweise — nicht etwa die Gewalttätigkeits- und Sittlichkeitsverbrechen, sondern die Kriegswirtschafts- und Vermögensdelikte, die diesen riesenhaften Verbrechensaufschwung herbeiführen. Während im Jahre 1913 die Zahl der Verurteilungen wegen Körperverletzung und Diebstahls ungefähr gleich ist, weist die amtliche Statistik von 1923 etwa zehnmal soviel Verurteilungen wegen Diebstahls als wegen Körperverletzungen auf. Unter der fortschreitenden Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse seit dem „Wunder der Rentenmark", insbesondere aber zufolge der verhältnismäßig günstigen Entwicklung der Löhne, der Gesundung des Arbeitsmarktes haben wir einen ganz gewaltigen und höchst erfreulichen Rückgang der Kriminalität bei uns zu verzeichnen. Von 823 902 im Schreckensjahr der neuesten deutschen Geschichte, 1923, Verurteilten sank deren Zahl um mehr als 22 Prozent, nämlich auf 575 745 im Jahre 1925, betrug also nur ganz wenig mehr, rund 20 000, als im letzten Friedensjahre 1913.

*

Die moderne „kriminal-soziologische Strafrechtsschule" verneint mithin die Lehre der „menschlichen Willensfreiheit". Aber ganz und gar irrig ist die heute noch häufig nicht nur von Laien ausgesprochene Meinung, hierdurch werde dem Strafrecht völlig der Boden unter den Füßen entzogen, jede tiefere Berechtigung des Staates zu strafen, entfalle bei einer Verneinung der menschlichen Willensfreiheit, mit der Schuld im ethischen Sinne entfalle Verantwortlichkeit und ihre Sühne, d. h. die kriminelle Strafe. Zur Verantwortung zu ziehen ist jeder Zurechnungsfähige. „Zurechnungsfähig aber ist jeder geistig reife und geistig gesunde Mensch im Zustande ungetrübten Bewußtseins, nur mangelnde Reife, Geisteskrankheit, Bewußtseinsstörungen schließen die Zurechnungsfähigkeit aus." (v. Liszt.) Das Wesen der Zurechnungsfähigkeit bedeutet weiter nichts als normale Bestimmbarkeit durch Motive, „also durch Vorstellungen überhaupt, durch die unser ganzes Verhalten regelnden allgemeinen Vorstellungen der Religion wie des Rechts, der Sittlichkeit wie der Klugheit insbesondere." (v. Liszt.) Gerade die auf ihre „ethische Fundierung" besonders stolze, sogenannte „klassische Schule" des Strafrechts untergräbt letzten Endes die Fundamente des Strafrechts, wenn sie seine Berechtigung abhängig macht von der uralten, seit Jahrtausenden heiß umstrittenen Menschheitsfrage des Determinismus oder Indeterminismus. Der Determinist — Leugner der menschlichen Willensfreiheit und Anhänger der „kriminal-soziologischen Schule" — bestraft den normalen, zurechnungsfähigen Täter nicht wegen seiner ethischen Schuld, sondern wegen seiner Verletzung der schutzwürdigen Güter der menschlichen Gesellschaft. Der nicht normal-determinierbare, d. h. nicht auf die gewöhnlichen Reize reagierende, also geisteskranke Verbrecher gehört zum Schutze der menschlichen Gesellschaft, vorübergehend bis zu seiner Heilung oder, wenn unheilbar, dauernd in eine Irrenanstalt. Dem Deterministen entfällt mit dem Begriff der Schuld auch der Begriff der Vergeltung, die Strafe ist ihm nicht Vergeltungsstrafe, sondern Zweckstrafe, d. h. ihre Art und insbesondere ihr Umfang richtet sich nach der Beschaffenheit des abzuurteilenden Verbrechers. Seine seelische Eigenart entscheidet darüber, welchem Zweck die zu verhängende Strafe im Einzelfall dienen soll, ob der Besserung, der Abschreckung oder der dauernden Unschädlichmachung.

In den Vordergrund ihrer gesamten Betrachtungen und Forderungen aber stellt die moderne „kriminal-soziologische Schule" den Gedanken, daß die Aufgaben der „Kriminalpolitik", d. h. der Bekämpfung der Verbrechen und der Verbrecher, verhältnismäßig gering und ihre Erfolge nur durchaus bescheiden sein können. Denn wenn das Verbrechen seine Wurzeln vorzugsweise in den äußeren Verhältnissen, im „sozialen Milieu" des Rechtsbrechers findet, so gilt es vornehmlich, diese zu bessern. Vorbeugung bedeutet unendlich mehr und ist besser als Heilung, Verbrechensverhütung ist die Losung. Eine gute Sozialpolitik ist stets die beste Kriminalpolitik. Eine planmäßige Hebung der Gesamtlage der arbeitenden Klassen Deutschlands, nicht nur in finanziell-wirtschaftlicher Beziehung durch Erhöhung ihrer Löhne, Beschränkung einer Steigerung ihrer Mieten, sondern auch in geistiger, körperlicher, sittlicher und politischer Beziehung, wie sie in den letzten Jahren zu verzeichnen ist, hat fraglos zu der oben betonten Abnahme der deutschen Kriminalität in den allerletzten Jahren hervorragend beigetragen. Einen Hauptgrund der auch heute noch bedauerlich starken Kriminalität bildet neben den Verheerungen des Alkohols die Wohnungsnot. Wohnungsverhältnisse, die nicht nur die Gesundheit der Familienmitglieder, sondern durch das Unwesen der Schlafburschen und Schlafmädchen und durch das enge

Digitized by Google

Schneeschipper. Gemälde von Julius Adler

Digitized by Google

Digitized by Google

Zusammenleben der heranwachsenden Kinder untereinander und mit den Eltern die Sittlichkeit untergraben, führen nur zu leicht zu einer Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen — von 1 983 im Jahre 1913 auf 26 543 im Jahre 1925 — und zu einem Anschwellen der Kriminalität überhaupt.

*

Eine Hauptaufgabe, richtiger sogar die Hauptaufgabe, der Kriminalpolitik muß es sein, die jeweils zu verhängende Strafe anzupassen der Eigenart des Täters. Um das Verbrechen wirksam zu bestrafen, müssen wir die Persönlichkeit des Verbrechers genau kennen, nicht so sehr das Verbrechen als solches, sondern den jeweils vor dem Strafrichter stehenden Verbrecher haben wir zu bestrafen. Unendlich mannigfaltig aber und in sich verschieden ist die Verbrecherwelt. Schier unübersehbar sind die Motive des Verbrechens, von den gemeinsten und niedrigsten wie Eigennutz, Genußsucht, Gewinnsucht, Habsucht, Geldgier, Geiz, Eitelkeit und Neid, geschlechtlicher Sinnlichkeit, Rachsucht steigt die Stufenleiter zu Verbrechen, die aus Überzeugungstreue, fanatischem Eigensinn begangen werden. Man hat hier neuestens die besondere Kategorie der sogenannten „Überzeugungsverbrecher" gebildet und verlangt für diese von sehr beachtenswerter Seite — so insbesondere der frühere Reichsjustizminister und Heidelberger Universitätsprofessor Dr. Gustav Radbruch — stets nur eine ehrenvolle Einschließung (custodia honesta), niemals Gefängnis oder gar die entehrende Zuchthausstrafe. Diese „Überzeugungsverbrecher" sind oft besonders hartnäckige, grundsätzliche Gegner der bestehenden Rechtsordnung, sie verwerfen sie entweder ganz (Anarchisten) oder doch teilweise. Ihre Überzeugung, aus der heraus sie straffällig werden, kann sein eine rechtliche (Michael Kohlhaas), sittliche (Zweikampf, Verweigerung des Eides), eine religiöse, politische, nationale, soziale, wissenschaftliche (Impfgegner). Von besonderer grundlegender Bedeutung aber, da sie unsere Einsicht in die Hauptarten des Verbrechertums auf das tiefste fördert, ist die grundsätzliche Scheidung des Gelegenheits- vom Gewohnheitsverbrecher oder, wie v. Liszt sie nennt, des Augenblicks- vom Zustandsverbrecher. Der bloße, meistens harmlose Gelegenheitsverbrecher wird durch überwiegende, äußere Einflüsse zu seiner Tat hingerissen, dem Kern seines Wesens bleibt das Verbrechen fremd, es bildet eine vereinzelt bleibende, bitter bereute Episode seines Lebens. Ganz anders der Gewohnheitsverbrecher. Bei nur geringfügigem äußerem Anlaß quillt das Verbrechen hervor aus der dauernden Eigenart, der tiefgewurzelten Anlage des Verbrechers, sein ureigenstes Wesen enthüllt es uns. Eine besonders gefährliche Abart des Gewohnheitsverbrechers bildet seit je der gewerbsmäßige Verbrecher oder Berufsverbrecher. Kennzeichnend ist für ihn die Erwerbsabsicht. Er gründet seine Existenz ganz oder vorwiegend auf wiederholte Begehung strafbarer Handlungen, von ihnen lebt er. Hauptformen dieses Berufsverbrechens sind Diebstahl und Betrug. Die Technik ist hier geradezu berufsmäßig ausgebildet, wir finden die planmäßige Verwertung der modernsten Entdeckungen und Erfindungen, bei Bankeinbrüchen finden Stichflamme und Sauerstoffgebläse sachgemäße Anwendung, in modernen teueren Kraftwagen wird die Beute entführt. Ausbildung eines wahren Spezialistentums und internationaler Betrieb des Verbrecherberufs sind kennzeichnend.

Oberste Forderung muß sein: grundsätzliche Scheidung in der Behandlung des Gelegenheitsverbrechers und des Gewohnheitsverbrechers. Dem Gelegenheitsverbrecher hat der Gesetzgeber goldene Brücken zu bauen, um ihm die Rückkehr zu einem geordneten Leben in der bürgerlichen Gesellschaft zu ermöglichen. Er soll ihm überhaupt, wenigstens grundsätzlich, die Schande der Abbüßung einer an sich für sein strafbares Tun verwirkten Gefängnisstrafe unter gewissen Voraussetzungen völlig ersparen. Meistens werden die an sich von solchen Gelegenheitsverbrechern verwirkten Gefängnisstrafen nur gering sein und drei oder höchstens sechs Monate nicht übersteigen. Man ist sich seit Jahrzehnten bereits darüber völlig einig, daß kurze Gefängnisstrafen bis zu etwa drei Monaten Dauer überhaupt nichts nutzen, sondern viel schaden, sie können eben wegen ihrer Kürze weder bessern noch abschrecken und noch viel weniger unschädlich machen. Sie sind zudem kostspielig in jeder Hinsicht. Mit vollem Rechte hat man die kleinen Gerichtsgefängnisse, in denen diese kurzen Freiheitsstrafen verbüßt zu werden pflegten, seit jeher als „Pepinièren des Lasters", als „Rekrutenschulen des Verbrechertums" bezeichnet. In Anlehnung an ein belgisches Gesetz — die sogenannte „loi Bérenger" vom Jahre 1888 — und unter Fortbildung der in Preußen seit dem Jahre 1896 gehandhabten Justizverwaltungspraxis schlägt daher der Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs vom 14. Mai 1927 vor, daß bei einer jeden Verurteilung zu Geldstrafe oder zu Gefängnis oder Einschließung bis zu sechs Monaten das Gericht (also nicht mehr wie bisher die Justizverwaltung im Gnadenwege) die Aussetzung der Strafvollstreckung anordnen kann — sogenannter „bedingter Straferlaß" — wenn sich der Verurteilte während einer mindestens auf zwei und höchstens auf fünf Jahre zu bemessenden Probezeit gut führt. Da nach dem Gesetz vom 21. Dezember 1921 über die Erweiterung der Geldstrafen in allen Fällen der Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe von weniger als drei Monaten an deren Stelle auf eine Geldstrafe erkannt werden *muß*, wenn der Strafzweck durch eine solche erreicht werden kann, so wird in Zukunft die Verhängung und Verbüßung einer *kurzen* Freiheitsstrafe nur außerordentlich selten sein.

*

Digitized by Google

Völlig unbefriedigend im heutigen Strafrecht ist die Behandlung des wirklich gefährlichen Verbrechers, d. h. des rückfälligen und des Gewohnheitsverbrechers. Unser geltendes Strafrecht läßt höchst bedauerlicherweise nicht einmal den Rückfall des Verbrechers allgemein als strafschärfenden Umstand gelten, es kennt ihn nur bei einzelnen wenigen Verbrechen, nämlich Diebstahl, Hehlerei, Raub, Betrug, als höchst systemwidrig nicht einmal bei Unterschlagung. Auch auf dieses Versagen der bisherigen, durchaus ungenügenden strafrechtlichen Schutzbestimmungen ist es zurückzuführen, daß die Zahl der Rückfälligen immer mehr und mehr zugenommen hat. Unverbesserliche müssen auf die Dauer — wenn es sein muß lebenslänglich — im Zuchthaus unschädlich gemacht werden. Neue und Erfolg verheißende Wege der Kriminalpolitik will daher der Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs einschlagen. Danach kann ein Verbrecher, der schon zweimal wegen eines Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens zum Tode oder zu einer mindestens sechsmonatigen Freiheitsstrafe verurteilt ist, wegen Begehung irgendeines neuen Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens, ohne weiteres mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren und bei Verbrechen sogar bis zu fünfzehn Jahren bestraft werden, wenn aus dieser seiner neuen Tat „in Verbindung mit den früheren Taten hervorgeht, daß er ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher ist". Jedoch kommt eine frühere Verurteilung nicht in Betracht, wenn zwischen ihr und der folgenden Tat mehr als fünf Jahre vergangen sind (sogenannte „Rückfallsverjährung"). Daneben und darüber hinaus räumt aber auch der Entwurf den Strafgerichten die äußerst bedeutsame Befugnis ein, gegen solche antisoziale Gewohnheitsverbrecher dann auf Sicherungsverwahrung zu erkennen, wenn nur eine der früher gegen ihn verhängten Strafen eine Zuchthausstrafe ist. Die Sicherheitspolizei hat in einem solchen Falle den Verurteilten nach der Verbüßung seiner Freiheitsstrafe so lange in einer Anstalt unterzubringen, als es der Zweck der Unterbringung erfordert. Zum mindesten aber dauert diese sogenannte „Sicherungsverwahrung" drei Jahre. Alsdann hat das Strafgericht, das den Verbrecher verurteilt hatte, nachzuprüfen, ob die Verwahrung zum Schutz der Gesellschaft gegen etwaige weitere Rechtsverletzungen noch geboten ist oder ob der Verbrecher sich gebessert hat und nicht mehr als gemeingefährliches, antisoziales Element angesehen werden muß. Es wird also in Zukunft endlich möglich sein, diese gefährlichsten Klassen des Verbrechertums, die heute eine dauernde Bedrohung der Rechtsordnung und der menschlichen Gesellschaft darstellen, lebenslänglich unschädlich zu machen, während heute der bösartigste Verbrecher nach Verbüßung seiner mehrjährigen Zuchthausstrafe — Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus ist nur zulässig bei den allerschwersten Fällen des Landesverrats und kommt daher praktisch nur äußerst selten, nämlich bei den zu ihm begnadigten an sich zum Tode verurteilten Mördern vor — wieder auf die Menschheit losgelassen werden muß.

Auf genau demselben Gedanken: Sicherung der menschlichen Gesellschaft, beruhen die weiteren Vorschläge des Entwurfs, daß der wegen seiner Unzurechnungsfähigkeit freigesprochene Geisteskranke oder wegen geminderter Zurechnungsfähigkeit milder Bestrafte — auch gegen seinen Willen — in einer Heil- oder Pflegeanstalt untergebracht werden kann, wenn das Gericht dies im Interesse der öffentlichen Sicherheit für erforderlich erklärt. Über die Dauer der Unterbringung gilt das soeben bei der Sicherheitsverwahrung Gesagte, also vor allem mindestens dreijährige Dauer.

★

Nur kleine Ausschnitte aus der Nachtseite der menschlichen Gesellschaft und der dunklen Welt voll Schrecken konnten wir angesichts der ungeheuren Fülle von Problemen, die das Verbrechen und seine Bekämpfung aufwirft, hier darbieten. Das eine sei noch zum Schluß betont: von der größten Bedeutung für die Verbrechensbekämpfung ist eine planmäßige, großzügig organisierte Entlassenenfürsorge, sie ist, wie der Hamburger verdienstvolle langjährige Gefängnispastor Dr. Heinrich Seyfahrt in seinem prächtigen, unlängst erschienenen gemütstiefen Werk „Probleme des Strafwesens" mit Recht betont, „der Urteilsbildung und dem Strafvollzug mindestens gleichwertig, und unter allen Mitteln zur Verhütung des Rückfalls das wichtigste und unentbehrlichste".

So ist mir bang... Von Leo Schmidl

Ich habe keine Tränen mehr,
Sie um dich zu weinen,
Meine Schmerzen versteinen
Und mein Blut wird schwer.

In manchen Augenblicken
Meiner brennendsten Not
Ist mir wie vor dem Tod,
Könnt' in mir selbst ersticken.

Ach, erwacht nur ein Klang
Aus jenen glücklichen Zeiten,
Möcht' ich fliehn in schwindelnde Weiten,
So ist mir bang.

Digitized by Google

Der Schrei der Bajadere

Novelle von Peter Schröder

Klang des Motors noch im Ohr, Schreie der Angst, Schmerzenslaute — so trat Dr. Hinrichs, Chefarzt des Krankenhauses, der Gastgeberin entgegen. Der Raum war verdunkelt, Zigaretten glommen, Gläser klirrten leise. Man flüsterte in wohligem Genießen der schönen Abendstunden.

„Wieder einmal verspätet und wieder einmal ernst und abgehetzt?" fragte ihn die Baronin.

Er lächelte. „Schwere Operation," sagte er entschuldigend über die Hand der Baronin gebeugt. Die Greisin hob die Hand zum Munde, zog ihn zur Fensternische, enthob ihn des Begrüßungsrundgangs, reichte schweigend Sandwiches und Wein. Stumm dankte er.

„Zwanzig Uhr fünfzehn." rief plötzlich einer der Herren und schaltete den Lautsprecher ein. Die Gespräche verstummten.

„Verse von Goethe," verkündete der Ansager, „gesprochen von Christiane Neumann."

Der Chirurg saß in sich versunken. Noch tauchten Bilder auf, eilig einander verwischend: die große Halle des Krankenhauses, vier Opfer eines Autounglücks, davon drei Leichtverletzte, schon verbunden; dann der schwere Fall, ein etwa Vierzigjähriger mit klaffender Stirnwunde, linksseitiger Quetschung des Brustkorbes, Anspießung der Lunge; fast hoffnungslos. Zwei Rippen mußten entfernt werden. Die alte, immer wiederkehrende Begebenheit: Niemand hatte offenbar schuld. Ein Auto, das ein anderes überholen wollte, war ins Gleiten gekommen, hatte sich quer über den Weg gestellt, und das nachfolgende war in voller Fahrt aufgelaufen. Das Unglück hätte schlimmer enden können. So schwebte nur einer in Lebensgefahr.

Erst jetzt vernahm er die Stimme der Vortragenden. Sein Kunstsinn, ohnehin nicht gering und geschärft durch die Überreizung der Nerven, fand hohen Genuß. Die Sprecherin, deren Namen er vorhin nur mit halbem Ohr gehört und bereits wieder vergessen hatte, bot Überraschungen, die beglückten. Die Natur dieser Stimme war vielleicht eher spröde als lieblich, aber Kunst und Gefühl hatten sie solchergestalt auf das vollendete Maß technischer Meisterschaft und menschlichen Adels gebracht, daß die Legende vom „Gott und der Bajadere" hier in jedem Worte wie nie vernommen erklang und nur mit dem Schauer seelischen Angerührtseins von ihm aufgenommen werden konnte.

Seine Freude war groß. Hier endlich einmal wieder stellte sich die Wohltat reinen Genusses ein. Durch samtene Tönung veranschaulichte die Stimme den richtenden Gott, der zur Erde herabsteigt aus der Einsamkeit des Unendlichen, um im Gewühle der Städte Mensch unter Menschen zu sein! Gleichmütig klang sein Gruß beim Anblick des Mädchens, das am Ende der Stadt aus einem der Fenster schaute. „Grüß' dich, Jungfrau!" Gleichmut verratend, wohlige Müdigkeit des abendlich noch Wandernden.

Nun aber, da es galt, in wenigen Worten die Wesensart jener Verworfenen zu schildern, packte den Hörer die Kunst der Gestaltung. Der Gegengruß „Dank der Ehre" ward leichthin von einem kurzen, wissenden Lachen eingeleitet, das in behaglicher Selbstverspottung den ungewollten Scherz beleuchtete, der dem Unachtsamen entfahren war. Diese überraschende Färbung dünkte ihn neu und schien einzig richtig die kommende Tragik vorzubereiten.

Eilfertig lockend, freimütig und ohne Umschweife folgte dann die Belehrung: „Dies ist der Liebe Haus!" Und nun voller Grazie schwingend und singend, schmiegend, biegend, girrend, klirrend das Sichtbarwerden des Tanzes, mit dem die Bajadere den Fremden ins Haus schmeichelt! Verführerisch in der Heiterkeit der Unschuld, aber gewiß auch alles andere als unschuldig. Geraume Zeit verstrich nach der schnellen Schilderung der Verführungsszene, ehe die ätherische Versunkenheit des Götterlächelns sich ergab. Und ebenfalls erst nach einer Pause verriet sich der Grund dieses Lächelns: „Er siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz."

Hinrichs wußte nicht, was er bisher an der Goetheschen Legende geliebt hatte. Erst heute, meinte er, ginge ihm die Gewalt ihres dichterischen Inhalts ungeschmälert und erschütternd auf infolge dieser Durchdringung, dieser Belebung durch — ja, durch wen?

Wer war diese Frau? Er nahm sich vor, nach ihrem Namen zu fragen. Voll gespanntester Aufmerksamkeit wollte er sich weiter dem Klang der Stimme hingeben, als er ein leises Räuspern neben sich hörte. Es war der Diener, der ihn zum Fernsprecher rief. Sein Assistent wünsche ihn zu sprechen.

Im ersten Augenblick durchfuhr Hinrichs der Wunsch, bis zum Ende des Vortrags auszuharren. Allzusehr war er begierig, den dra-

Digitized by Google

matischen Höhepunkt der Legende zu hören. Aber das Gefühl der Pflicht siegte. Draußen am Apparat gab er, völlig bei der Sache, dem jungen Kollegen die Weisungen, um die jener ihn bat. Es stünde schlecht um den Operierten, ward ihm berichtet; noch immer sei der Herzschlag äußerst schwach, der Blutdruck niedrig, die Narkose beängstigend tief, der Blutverlust groß.

Dem erfahrenen Anstaltsleiter blieb nicht verborgen, daß den gewissenhaften und sehr tüchtigen Menschen die Last der Verantwortung drückte, und daß er, angesichts der Schwere dieses Falles, in der Behandlung des Patienten nicht für den geringfügigsten und natürlichsten Vorgang einstehen, sondern lieber die ausdrückliche Anordnung des Chefarztes einholen wollte. Hier war aber das einzige, was zu tun blieb, Geduld zu üben und alles Weitere der Natur zu überlassen.

Als Hinrichs wieder zu der Gesellschaft trat, war der Lautsprecher verstummt. Die Kronleuchter brannten. Man unterhielt sich lebhaft, begrüßte ihn, und ein paar jüngere Herren baten ihn dringlich, von einer soeben gebrauten Bowle den Probeschluck zu tun. Trotz der inneren Beschäftigung mit dem telefonischen Anruf tat er ihnen freundlich Bescheid und wandte sich dann einer Gruppe zu, die um die Baronin saß und ein Gespräch über Tagesereignisse führte, in das er bald hineingezogen wurde.

Erst, als der Lautsprecher wieder eingeschaltet wurde und eine Tanzweise ertönte, die nicht nur das junge Volk, sondern auch die alten Herrschaften lockte, fiel ihm wieder ein, daß er nach dem Namen der Vortragskünstlerin fragen wollte. Aber selbst die Baronin hatte sich unter die Tanzenden begeben. Und so blieb's dabei.

*

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als, recht seltsam für die Gewohnheiten dieses Hauses, noch Gäste kamen. Die Baronin erhob sich und sprach heiter von einer Überraschung, die alle erfreuen werde. Man möge schon jetzt, noch bevor die Tür vor den Ankommenden sich öffne, die Hände fleißig rühren, „denn," führte sie, immer schelmischer lächelnd aus, „fast niemals sonst hat man Gelegenheit, denen Zuneigung zu äußern, denen man schon soviel verdankt und die in wenigen Augenblicken unter uns sein werden. Armen und Reichen, Jungen und Alten, Blinden und Lahmen, Klugen und Dummen bereiten sie in anstrengender Tätigkeit Freude und Sammlung, Erbauung und Belehrung in der bescheidensten Weise, nämlich völlig unsichtbar und fern allem lauten Erfolge."

Man war elektrisiert. Ein allgemeines Händeklatschen begann, man bestürmte die Baronin, ihr so spannend angekündigtes Geheimnis preiszugeben, bis sie nachgab und meldete, ihr alter, gefeierter Freund, der Intendant des Rundfunks und seine große Entdeckung, die begnadete Frau, von der man soeben Goethes Legende vom „Gott und der Bajadere" gehört habe, würden den Rest des Abends in ihrem Hause verbringen.

Der Reiz dieser Ankündigung tat seine Wirkung. Man bewillkommnete die neuen Gäste insbesondere herzlich, versuchte der Künstlerin etwas Angenehmes zu sagen. Nur Hinrichs hielt sich fern.

Zu schlicht, seiner Begeisterung einen Ausdruck zu leihen, der doch nur aller Worte Ohnmacht erwiesen hätte, verharrte er in seiner einsamen Nische, blickte lächelnd auf den Schwarm der Schwärmenden. Nicht verwunderlich, daß bald der Wunsch laut wurde, die Rezitation noch einmal hören zu dürfen, just dieselbe und sogleich. Man bedrängte die Künstlerin immer heftiger. Als Worte offensichtlich nichts ausrichteten, verlegte man sich auf ein Händeklatschen, das stärker wurde, je länger sie zögerte.

Hinrichs sah belustigt auf die bewegte Gruppe und begegnete dem Blick der Bedrängten, der deutlich die ganze Verlegenheit einer Seele verriet, welche sich im Zwiespalt mit den Mächten angeborenen künstlerischen Geschmacks und denen der guten Erziehung befindet.

Plötzlich war sie bei ihm. Instinktiv mochte sie gefühlt haben, daß von seiner Seite Verständnis und Hilfe kommen würden.

„Was soll man tun?" fragte sie lächelnd und achselzuckend. „Ich bin so viele Menschen nicht gewöhnt — und selbst wenn ich's wäre, so wollte ich gerne hundert andere Strophen von Goethe hersagen, nur diese Ballade nicht. Hieße das nicht, die längst verloschene Asche des Scheiterhaufens noch einmal entzünden?" scherzte sie. „Was Asche ist, gibt keine Flammen mehr. — Nicht wahr, Sie helfen mir? Sie verstehen, daß ich mich nicht etwa nötigen lasse, weil dieser Erfolg mir Spaß macht! Haben Sie nicht auch Mitleid mit unserer Bajadere? Soll sie wirklich an einem Tage zweimal sterben?"

Ohne daß sie oder Hinrichs seiner gewahr wurden, trat der Intendant zu ihnen. Und bevor der Arzt antworten konnte, beugte jener sich zu der Geflohenen nieder und sagte in liebenswürdiger Derbheit: „Machen Sie eine Tugend daraus, daß Sie Anfängerin sind? Haben Sie nicht während des Auswendiglernens oft genug festgestellt, daß die zehnte Wiederholung meistens besser glückt, als die achte und neunte?"

„Gewiß! Aber die armen Leute!" wandte

Digitized by Google

sie munter ein. „Sie sollten doch wohl vom erstenmal genug haben."

„Vielleicht haben sie sich vorgenommen, das zweitemal besser zuzuhören!"

Sie war geschlagen. „Ich will's versuchen," versprach sie, „obgleich mir nicht wohl dabei ist. Auch bin ich abergläubisch. Denn Vorschußlorbeeren wie diese haben mich immer gestört." Sie wies auf die entzückten Gäste, die nun, nachdem ihre Bereitwilligkeit vom Intendanten verkündet war, erst recht in die Hände klatschten und sich zu gruppieren begannen.

Der Intendant beschwichtigte sie: „Fragen Sie unseren Arzt, der, wie alle guten Ärzte, auch ein erfahrener Psychologe ist. Er wird Ihnen sagen, wie raffiniert Ihre Flucht in die Bescheidenheit ist."

Sie schloß für einen Augenblick die Augen, um sich für den Vortrag zu sammeln. Im Saale war plötzlich die Stille der Erwartung. Aber bevor sie begann, flüsterte sie noch einmal, nach rückwärts gewandt und nicht den Intendanten, sondern Hinrichs mit sonderbarem Blick suchend: „Es wird furchtbar! Ich weiß es!"

Ihre Worte, mehr noch ihr Blick beunruhigten Hinrichs in der seltensten Weise. Auch er fühlte, daß dieser Vortrag besser nicht heraufbeschworen wäre. Hatte er nicht ihre Abneigung gegen die Wiederholung geteilt? Hatte er nicht sogar für sie eintreten und die Fordernden ersuchen wollen, nicht weiter in sie zu dringen? Aber bald wich diese Unruhe einer beklommenen Verwunderung. Die Künstlerin hatte begonnen — ihre Stimme war verschleiert — verändert — sie stockte bei jedem Wort. Und doch war alles voll lodernder Besessenheit, als würde ihr vom Augenblick eine neue Auffassung des Gedichtes diktiert — die Pausen schwankend — die Betonungen in bestürzender, gewagter Härte; Glut, wo man Sanftheit erwartete; wunde Zartheit, wo Gleichmut sinnfällig gewesen wäre. Die Begegnung des Gottes mit der Bajadere malte sie nur flüsternd, die Worte des Mädchens kamen schnell, tonlos, zitternd vor innerer Spannung.

‚Was geht hier vor?' dachte Hinrichs. ‚Diese Frau ist ein Rätsel, man möchte glauben, sie sei krank, zum mindesten überreizt! Aber nein, dies ist zu sehr gekonnt. Und doch ist sie alles andere als eine Artistin, die mit kaltem Verstand Überraschungen bieten will.'

Er fuhr zusammen. Wieder war der Diener zu ihm getreten. Wieder ein Anruf? Das konnte nichts Gutes bedeuten. Sofort erhob er sich. Während des eiligen Durchschreitens des Saales — er mußte dicht an der Vortragenden vorbei — fiel jegliche Gespanntheit von ihm ab, ja er konnte nur ein wenig verächtlich denken, wie nichtssagend, frevelhaft und schal alle Kunst gegenüber der grauen Wirklichkeit des Lebens sei.

Am Apparat meldete er sich, kühl und sachlich seinen Namen nennend. Er wußte genau, daß der Anruf von der Anstalt kam und daß klare Überlegung, sicheres Urteil und schnelle Entscheidung von ihm erwartet wurden.

Dennoch erlitt seine Selbstbeherrschung eine harte Probe, als der Assistent ihm in höchster Aufregung zurief: „Kommen Sie sofort, so schnell wie möglich, bringen Sie..." — Er verstand nicht mehr. Eine Störung in der Leitung! Er fragte hastig, was er bringen solle, was geschehen sei. Die Antwort blieb aus. Was sollte er mitbringen? Nach wenigen Versuchen, das Amt anzurufen, zeigte sich, daß der Apparat beschädigt war. Er fragte den Bedienten, ob noch ein Anschluß im Hause sei. Jener zuckte die Achseln. „Nur im Saale," meinte er bedauernd, „ein Tischapparat."

„Führen Sie mich," befahl Hinrichs und drängte den Zögernden zur Saaltür. Er empfand kaum das geringste Bedauern, den Vortrag nochmals zu stören, ja, diesmal gänzlich zu unterbrechen. Er mußte wissen, was um alles in der Welt er dem Assistenten mitbringen sollte. Noch einmal versuchte der Diener durch eine hilflose Geste — die Hand bereits am Türgriff — ihm zu bedeuten, daß es im höchsten Grade unschicklich sei, den Vortrag so brüsk zu stören. Aber eine herrische Bewegung zwang ihn zum Gehorsam, er öffnete die Tür, just in dem Augenblick, als der Schrei der Bajadere die Nerven der Zuhörenden peitschte.

„Tot der vielgeliebte Gast!"

Sie hielt inne, sah den eilenden Diener, den Arzt, der ihm folgte, blieb noch einen Augenblick mit erhobenen Armen stehen, dann griff sie sich — noch in der Erregung der Rolle und schwer mit den Sinnen zum Saal zurückkehrend und zu dem, was darin vorging — an den Hals, als wollte sie den Schrei des Entsetzens, den sie soeben ausgestoßen, ungültig machen. Sie sah, wie alles sich nach dem Arzt herumdrehte, und spürte mehr als daß sie sah, wie sehr man diese offenbar notwendige Störung ihretwegen bedauerte, dann — hörte sie — ohne zu begreifen...

„Wer ist Neumann?" fragte der Arzt. Sein Kopf fuhr plötzlich vom Apparat hoch, die Augen suchten unter den Anwesenden, seine Wangen erbleichten. „Neumann?" fragte er noch einmal. Dann: „Das ist nicht möglich — ich glaube wenigstens nicht, — warten Sie einen Augenblick."

Alles war plötzlich aufgesprungen, umdrängte sie, redete auf sie ein. Bevor der Arzt

Digitized by Google

begriff, war sie schon bei ihm. Es wurde grabesstill im Saale. Mit beiden Händen umspannte sie seine Arme. Es gab keine Möglichkeit, ihrem Blicke auszuweichen.

„Tot?“ fragte sie.

Er überlegte blitzschnell die Antwort. Der Assistent hatte ihm mitgeteilt, daß der Schwerkranke im Sterben liege und in einem wachen Augenblick nach seiner Gattin verlangt habe. Sie müsse, nach einer Auskunft des Rundfunks, unter den Gästen der Baronin sein, er möchte unverweilt kommen und sie mitbringen.

Die Sekunden seines Zögerns steigerten ihre Seelenkraft. Mit schnellem Griff entwand sie ihm den Hörer, bevor er Widerstand leisten konnte. Gestärkt durch den Mut, den ein stolzer Vorsatz gibt, bat sie ihn, einen Wagen zu besorgen. Dann führte sie das Gespräch weiter, als ob sie den Auftrag dazu hätte, indem sie angab, der Herr Professor werde sofort kommen, er bemühe sich bereits um Frau Neumann, wünsche aber, daß man die Angaben noch einmal und etwas ausführlicher wiederhole. Es solle ihm alles berichtet werden.

Aller Augen blickten auf den Arzt. War es nicht seine Pflicht, dieses Gespräch zu unterbrechen, das ein Betrug war, wenn auch ein stolzer? Aber er rührte sich nicht. Mit dem Instinkt dessen, der gewohnt ist, die Kräfte des Körpers und der Seele in Gedankenschnelle abzuschätzen, ließ er sie gewähren. Er wußte, daß gewöhnliche Vernunft, gegen solche Naturen angewandt, eher schadet als nützt. Mit dem Gefühl starken Vertrauens in die Kraft dieser Frau, vermochte er ruhig anzuhören, was alle anderen Zeugen dieses Gesprächs aufs heftigste ängstigte und einige Damen sogar vor Schwäche umsinken ließ. Dennoch fühlte er sein Herz einen Schlag aussetzen, als sie sich dem Assistenten zu erkennen gab.

„Ja,“ sagte sie, „ich wollte die volle Wahrheit. In wenigen Augenblicken bin ich dort. Sagen Sie ihm, ich sei auf alles gefaßt. Und — bitte, hören Sie genau zu und wiederholen Sie es ihm, Wort für Wort, sobald er zur Besinnung kommt: Ohne ihn will ich nicht leben! Keine Stunde länger! Sie haben verstanden? — Ich komme!“

Einen Augenblick schwankte sie, der Hörer entfiel ihrer Hand. Dann raffte sie sich auf. Und gemeinsam mit dem Arzt verließ sie das Haus.

★

Als sie im Wagen saßen, umklammerte sie seine Hände. „Ich habe alles, was ich kann, ihm zu danken. Er war mein Lehrmeister. Aber er verachtet den Erfolg und verbot mir, darum bemüht zu sein. Den Vortrag habe ich ohne sein Wissen verabredet. Erst heute morgen — am Fernsprecher — gestand ich ihm, daß ich mich — ein einziges Mal — öffentlich hören lassen wollte. — Wir wohnen weit von hier. In seiner Gutmütigkeit bat er mich, nicht noch zu guter Letzt abzusagen. Ich fühlte, daß er diesen Wunsch nur äußerte, um meine Freude nicht zu zerstören. Dann redete ich mir ein, ich täte es der anderen wegen, es sei eine heilige Pflicht des Künstlers, seine Kunst zu zeigen. Ja, ich verdächtigte ihn der Eifersucht. Als ob er daran Genuß haben könnte, als einziger mein Zuhörer zu sein! Phrasen über Phrasen! Im Grunde war ich besessen, besessen von dem Gefühl, allein in einem kleinen Zimmer zu sprechen und von Tausenden gehört zu werden. Einmal nur, dieses einzige Mal! Es gab kein Halten mehr. — Inzwischen ist er auf den Gedanken gekommen, mich abzuholen. Er wußte, daß die Reue wegen des Verrats mich überkommen würde. Deshalb fuhr er hierher, um mich zu trösten. Ich allein bin die Schuldige an diesem grausigen Unglück!“

„Die anderen sind nur leicht verletzt, gänzlich ungefährlich,“ sagte Hinrichs. Sie sah ihn an. Für eine Weile schwiegen sie beide.

Der Wagen hielt. Sie stürmten die Treppen hinauf. Vor der Tür des Krankenzimmers hielt sie einen Augenblick an, die Augen geschlossen.

Er wollte die Klinke niederdrücken, aber sie hob die Hand zurück und zog ihn auf den Gang hinaus. Er mußte sie stützen, so schwankte sie.

„Ich schwöre Ihnen,“ sagte sie tonlos, den Mund dicht an seinem Ohr, „daß ich seinen Tod keine volle Stunde überleben werde. Dies ist mein fester Wille.“ Der Ton ihrer Stimme nahm eine leichtere, gleichmütigere Färbung an. „Ich verspreche Ihnen, daß es nicht hier geschieht, daß man mich nicht so bald finden wird.“ Sie trat einen Schritt zurück und sah ihm gerade in die Augen. Er meinte zu sehen, daß die Mundwinkel sich zu einem Lächeln hoben. „Sie werden mich nicht hindern! Sterben ist Privatsache!“ schloß sie und ließ seine Hand sinken.

Er führte sie ins Zimmer. Der Kranke schlief. Sein Verband ließ nur Augen und Mund frei.

Sie trat leise ans Bett, stand aufrecht, wartete. Der Assistent beantwortete den fragenden Blick des Chefarztes mit einem Achselzucken, das wenig Hoffnung verriet.

Hinrichs winkte ihn hinaus und gab eine genaue Schilderung seines Erlebnisses und seiner Eindrücke, verschwieg auch ihren furchtbaren Vorsatz nicht. „Glauben Sie,“ meinte er, „daß man diese Frau wird hindern können?“

„Ich glaube, nein. Denn nach Ihrer Schilderung gehört sie zu den Menschen, die einen

Digitized by Google

fanatischen Begriff von Treue haben und den Tod trotz allen Hindernissen, die man ihnen in den Weg stellt, zu finden wissen."

Sogleich entwarf er einen lückenlosen Plan zur Beaufsichtigung der Verzweifelten. Man werde, im Falle des Ablebens ihres Gatten, auf jeden Fall verhindern, daß sie auch nur einen Augenblick allein sei.

Als der Assistent fortgeeilt war, um alles schnell zu veranlassen, begab Hinrichs sich ins Krankenzimmer zurück. Sie stand noch auf demselben Platze, ohne sich zu rühren. Der Patient war bisher nicht wieder erwacht. Hinrichs untersuchte das Herz. Er konnte die trübe Ahnung des Assistenten nur teilen. Es schien dem Ende zuzugehen. Hier versagte alle Kunst. Mit keiner Miene verriet er das Ergebnis der Untersuchung. Aber Feingefühl durchschaut jede Verstellung. Als er sich wortlos aufrichtete, fragte sie von ihrem Platze her mit klarer Stimme: „Wird er die Augen noch einmal öffnen?"

„Es ist nicht unmöglich," gab er leise zurück.

„Mit Bewußtsein?"

Er wandte den Blick von ihr ab. „Möglich," sagte er noch leiser.

Unauffällig stellte er sich hinter das Bett, den Weg zum Fenster versperrend. Er maß forschend die hoch aufgerichtete Gestalt. Sie erschütterte ihn in ihrer gespannten und fast magischen Ruhe.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte er flüsternd. Er fragte ein zweites Mal, aber sie antwortete nicht.

Sie sah in dieser geisterhaften Haltung einen, der leiser spricht als Menschenstimme, dessen Güte erbarmungsvoller ist als menschliche Fürsorge. Und sie sah, daß dieser dunkle, lautlose, unbegreifliche Gast die Arme ausstreckte nach dem, der für sie das Leben und die Segnung des Daseins war.

Sie bewegte sich. Schwankte sie?

Hinrichs war wie gelähmt.

Ihre Schultern hoben sich, der Kopf senkte sich zum Lager des Sterbenden hin, aber die Füße rührten sich nicht. Beschwörend hob sie die Hände. Dann geschah das Ungeheuerliche, das ganz und gar Unglaubwürdige und Übernatürliche: sie verharrte in dieser Stellung und stieß einen Schrei aus, der nicht mehr menschlich war, den kein Atem trug und der kein Ende fand! Sie rief das Leben zurück von der Schwelle des Todes!

Der Sterbende öffnete die Augen!

Sein Ohr vernahm diesen gellenden Ruf, das Herz tat den einen entscheidenden schnelleren Schlag! Sein Geist, der schon fern war, jenseits der Ufer, kehrte um. Der Tod zögerte. Noch zögerte er! Doch die Gewalt des Rufes verscheuchte ihn endlich. Das Bewußtsein kehrte zurück: der Gatte erkannte die Gattin!

Jetzt erst erlosch dieser furchtbare, markerschütternde Schrei!

Hinrichs sah, wie sie zum Bette eilte. Dann wandte er sich ab.

*

Als der Patient Neumann nach einem halben Jahr als geheilt aus der Klinik entlassen wurde, bat Hinrichs das Ehepaar noch um eine Unterredung.

„Unsere Wissenschaft ist auf exakte Darstellung der Tatsachen angewiesen," sagte er ernst, „und die augenblickliche Richtung neigt, zweifellos ein wenig einseitig, zur sogenannten Naturwissenschaft. Sie wissen, Herr Neumann, daß wir Ärzte Sie aufgegeben hatten. Bitte, sagen Sie mir, wenn Sie können, welcher Umstand Sie dem Leben zurückerobert hat."

„Sie hatten recht, mich aufzugeben," antwortete Neumann, „ich war völlig zufrieden damit, daß nun alles vorbei sein sollte. Das eigentümliche Gefühl, eine kleine Welle in einem langsam gleitenden Strom zu sein, erfüllte mich geradezu mit Wohlbehagen. Plötzlich stockte aus irgendeiner Ursache dieser Strom. Mir war, als müßte ich mich an etwas erinnern. Dann hörte ich meine Frau den Schrei ausstoßen. Das war's! Dem verdanke ich, daß ich wieder lebe."

„Aber ist es nicht seltsam, daß Sie in diesem unartikulierten, ich möchte sagen, unmenschlichen Schrei die Stimme Ihrer Gattin erkannten?"

Die beiden sahen sich lächelnd an. Dann erklärte sie: „Aber diesen Schrei habe ich doch bei ihm gelernt! Es war der Schrei der Bajadere. Er hat mir viel zu schaffen gemacht, bis ich ihn beherrschte, vor allem, was die Atemtechnik angeht."

Neumann hob abwehrend die Hand und berichtigte in heiterem Ernst: „Du darfst diesen Schrei nicht allzu naturwissenschaftlich erklären, Kind! Je wacher ich wurde, desto mehr begriff ich, daß ich nicht sterben durfte. Ich war plötzlich sehr bewußt und sagte mir: Wenn du jetzt nicht augenblicklich die Augen öffnest, wird sie tot umfallen. Nicht wahr, Doktor, das ist es, was Sie wissen wollten?"

Hinrichs nickte und streckte beiden die Hände entgegen.

Digitized by Google

Heimweh. Von Josef Friedrich Perkonig

Es ist Abend, lieber Vater, und ich liege hier wund,
Immer höre ich eine Hand an der Klinke.
Manchmal geben sie mir ein Glas an den Mund,
Daß ich das kühlende Wasser trinke.

Dann hör' ich die Quellen der Heimat, höre den Bach
An unserem Hofe vorüberlaufen.
Ich kann nicht schlafen, ich liege wach
Und höre den Regen draußen in den Traufen.

Du kommst vom Acker, deine Hand ist müd.
An den Fingern klebt noch die braune Erde.
Die Knechte sind stumm. Eine Magd singt ein Lied.
Zwischen den Zäunen läutet die satte Herde.

Ich denke mir, daß die Mutter am Feuer steht.
Es dampft die Milch und es rußen die Flammen.
Der blinde Ahne kaut ein stumpfes Gebet.
Schwestern und Brüder sind friedlich beisammen.

Über unseren Äckern wölbt sich die Nacht.
Der Hofhund bellt in die fremde Ferne.
Es ist die Stunde, wo auch der Kranke wacht.
Oh, ich sehe die guten, alten Sterne.

Niemals wieder leuchten sie mir ins Gesicht,
Niemals mehr wird mir die Bauernsonne scheinen.
Aber sag' es der lieben Mutter nicht,
Sie hat viel Not und Müh — sie soll nicht weinen.

Dir, lieber Vater, sag' ich es, Mann zu Mann:
Ich werde nie mehr, nie mehr wiederkehren.
Das Totenlinnen, das meine Schwester spann,
Wird einem anderen Bruder gehören.

Grüß' mir die Felder und Wiesen, den Wald, den Fluß,
Rühr' noch für mich an Pflug, Spindel und Schafe,
Sage, daß ich immer an sie denken muß,
Mit heißem Kopf, ehe ich ewig schlafe.

Das Sterben, lieber Vater, ist ja nicht so schwer.
Der Mensch muß sich fügen, in Gottes Namen.
Wenn nur das große, bittere Heimweh nicht wär'. —
Heimat, leb' wohl! Jetzt will ich ruhen. Amen.

Digitized by Google

Bunte Papageien

Von Dr. Oskar Heinroth-Berlin

Mit elf Gemälden von W. Schmidt-Hild

Kein Mensch wird je irgendeine Papageienart, mag sie von der Größe eines Fasans oder Kolkraben oder von der Kleinheit einer Meise sein, mit irgendeiner anderen Vogelgruppe verwechseln. Der eigenartig gekrümmte und ganz anders als der der Raubvögel gebaute Nage- und Beißschnabel, in Verbindung mit den sehr kurzen Läufen, an denen zwei sehr enggestellte Zehen nach vorn und zwei etwas weiter gespreizte nach hinten sitzen, geben den Papageien etwas ungemein Bezeichnendes. Dazu kommt die meist bunte Färbung, die häufig in leuchtendem Grün, Blau, Rot oder Gelb erstrahlt.

Es sind recht eigentliche Tropenbewohner, die nur in ganz wenigen Formen in die Subtropen und in den gemäßigten Gürtel nach Norden und namentlich nach Süden gehen. Dafür kommen sie aber in den warmen Gebieten der ganzen Erde vor, sind also nicht, wie so viele Tiergruppen, entweder nur auf die Alte oder die Neue Welt oder auf Australien oder Ozeanien beschränkt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß alle Gattungen oder gar Arten überall beheimatet sind, sondern jedes tiergeographische Gebiet enthält besondere Vertreter, die zum Teil verschiedene Namen tragen, aber deshalb doch echte Papageien sind. So gibt es Kakadus, und zwar weiße und schwarze, nur in Australien in weitestem Sinne, den kurz- und rotschwänzigen Graupapagei oder Jako nur in Afrika und die Aras oder wohl besser Araras, eine vergrößerte Ausgabe der Keilschwanzsittiche, ausschließlich im tropischen Amerika. Bezeichnend für Südostasien, die Sundainseln, die Molukken, Neu-Guinea und überhaupt Papuasien, einen großen Teil Australiens und Ozeaniens bis nach Neuseeland hin ist das zum Teil sehr bunte Heer der mehr oder weniger pinselzüngigen Loris, die ihren wissenschaftlichen Namen Trichoglossus, d. h. Haarzunge, mit Recht tragen.

Woher kommen nun die Namen Papagei, Sittich und Kakadu? Papagei wohl sicher aus dem arabischen babaghâ, Sittich aus dem griechisch-lateinischen Psittacus, das

Grünflügel- oder dunkelroter Ara (Ara chloroptera)

Digitized by Google

Ararauna (Ara ararauna)

noch heute der ganzen Gruppe die wissenschaftliche Benennung Psittacidae gegeben hat; der Gattungsname Psittacus ist auf dem Graupapagei sitzen geblieben. Im Deutschen wird Sittich gewöhnlich für die langschwänzigen Formen, wie z. B. Wellensittich, Alexandersittich verwandt, wobei man gewöhnlich an kleinere Arten denkt. Kakatua heißt im Malaiischen die Kneifzange und wohl in Anlehnung daran der Kakadu; natürlich kann die Ableitung auch umgekehrt sein. Die Vorstellung, daß das Wort Kakadu ein diesen Vögeln angeborener Naturlaut sei, ist falsch; es wird ihnen vielmehr von den Malaien beigebracht, und die australischen Arten sagen es nicht. Ara oder wohl besser Ararà ist indianisch. Woher Lori kommt, vermag ich nicht zu sagen. Es bezeichnet merkwürdigerweise auch eine südasiatische Nachtaffengattung.

Die alten Griechen und Römer kannten wohl, ursprünglich durch Vermittlung des Indieneroberers Alexander des Großen, nur den nach ihm benannten Alexandersittich, von dem es eine große und eine kleine Art gibt. Die kleine, unscheinbarere, ist auch über Ostafrika verbreitet. Im Mittelalter wurden Sittiche von Edeldamen in Käfigen ge-

Digitized by Google

halten, und Abbildungen erscheinen als Verzierungen auf Kleidern und Stoffen. Selbst als Wappentiere kommen sie vor, wohl weil sich hie und da Ritter aus den Kreuzzügen einen solchen bunten Vogel mitgebracht hatten. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade der tonangebende Vogelschützer Dr. h. c. Hans Freiherr von Berlepsch fünf Sittiche im Wappen führt; sie sollen seinen Vorfahren von Barbarossa in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verliehen worden sein.

Mehr als wegen ihres bunten Gefieders und ihres häufig sehr zutraulichen Wesens werden viele Papageienarten um ihrer Sprachbegabung willen in Gefangenschaft gehalten. Am häufigsten sieht man in den Käfigen der Liebhaber als Sprechvögel den afrikanischen kurz- und rotschwänzigen Graupapagei, ganz besonders aber die brasilianischen grünen Amazonen, die je nach ihren blauen, roten oder gelben Abzeichen als verschiedene Arten geführt werden. Den Namen tragen sie natürlich nach dem Amazonenstrom, dessen Benennung wohl sicherlich auch nicht mit dem sagenhaften kriegerischen Weibsvolk in Verbindung steht, sondern einen ganz anderen Ursprung hat. Diese Amazonenpapageien sind so recht „der Papagei" und heißen gewöhnlich Lora, wahrscheinlich deshalb, weil sie in ihrer Stimme meist etwas Schnarrendes haben, das dem R-Laute entspricht. Namentlich die Blaustirnamazone wird in ihrer Heimat massenhaft jung dem Nest entnommen, von Indianern und Halbindianern aufgefüttert und zu Hunderten und Tausenden in den Handel gebracht. Auch viele andere Papageienarten lernen sprechen oder wenigstens pfeifen und fremde Töne nachahmen. Der hübsche, kleine, in der Wildform grüne Wellensittich leistet darin, einzeln jung aufgezogen, Erstaunliches, was ihm die meisten Leute nicht zutrauen.

Der Liebhaber, namentlich

Hyazinthara (Ara hyacinthina)

Arakakadu (Microglossus aterrimus)

Digitized by Google

Glanzsittich (Pyrrhulopsis splendens)

wenn er ein Tiernarr ist, neigt dazu, bei diesem Nachahmen der menschlichen Stimme an bewußtes Sprechen zu glauben; der fernerstehende, von der Überlegenheit des Menschengeistes überzeugte Laie schwört darauf, daß es sich nur um ein sinnloses Nachplappern von Worten handelt. Friedrich von Lucanus und andere haben darüber genaue Untersuchungen angestellt und auch veröffentlicht und, wie zu erwarten, gefunden, daß die Wahrheit so ziemlich in der Mitte liegt. Wenn der Pfleger nur halbwegs erzieherische Begabung hat, also nicht immerzu alles mögliche auf den Vogel einredet, so

Digitized by Google

Saphir-Lori
(Coriphilus taitianus)

merkt der Papagei bald, welche Worte und Sätze bestimmten Erinnerungsbildern entsprechen. Er sagt also „Herein!“ nur wenn es klopft, nur früh „Guten Morgen!“ und nur dann „Bitte!“, wenn er etwas haben will. Dabei ist es nun die Frage, inwieweit sich das Tier darüber klar wird, ob der Draußenstehende durch das „Herein!“ aufgefordert werden soll, näherzutreten, ob „Guten Morgen!“ einen Gruß darstellt und ob man durch „Bitte!“ etwas erreichen kann. Für den Uneingeweihten wirken solche Worte aus dem Vogelschnabel überraschend klug. Sie zeugen zum mindesten von guter Beobachtung und erstaunlichem Erinnerungsvermögen; ja manche Papageien bringen es fertig, noch bei einem Ereignis, das sich erst nach Jahren wiederholt, den richtigen Satz wieder anzuwenden. Wer aber sehr genau beobachtet, der findet doch, daß die geistigen Vorgänge im Papageienhirne recht einfach sind. So hatte ich einen Graupapagei, der wie viele andere verblüffend schön auf Klopfen „Herein!“ sagte, aber anderseits, wenn er der Tür sich von außen nähernde Schritte hörte, sofort das quietschende Geräusch der ungeschmierten Türklinke täuschend nachahmte. Er wußte also die Reihenfolge und brachte, wenn er ein Geräusch hörte, das diesem für gewöhnlich folgende. Mein Ruf „Herein!“ als Entgegnung für das Anklopfen war ihm also dasselbe wie das Klinkenquietschen beim Näherkommen des Besuchs. Wie genau diese Vögel ihre Umgebung beobachten, zeigt folgendes Beispiel: Lucanus hatte seinem Graupapagei jedesmal „Adieu!“ zugerufen, wenn er wegging. Nun sagte der Vogel

Molukkenkakadu (Cacatua moluccensis)

Digitized by Google

Strichel-Lori (Eos reticulatus)

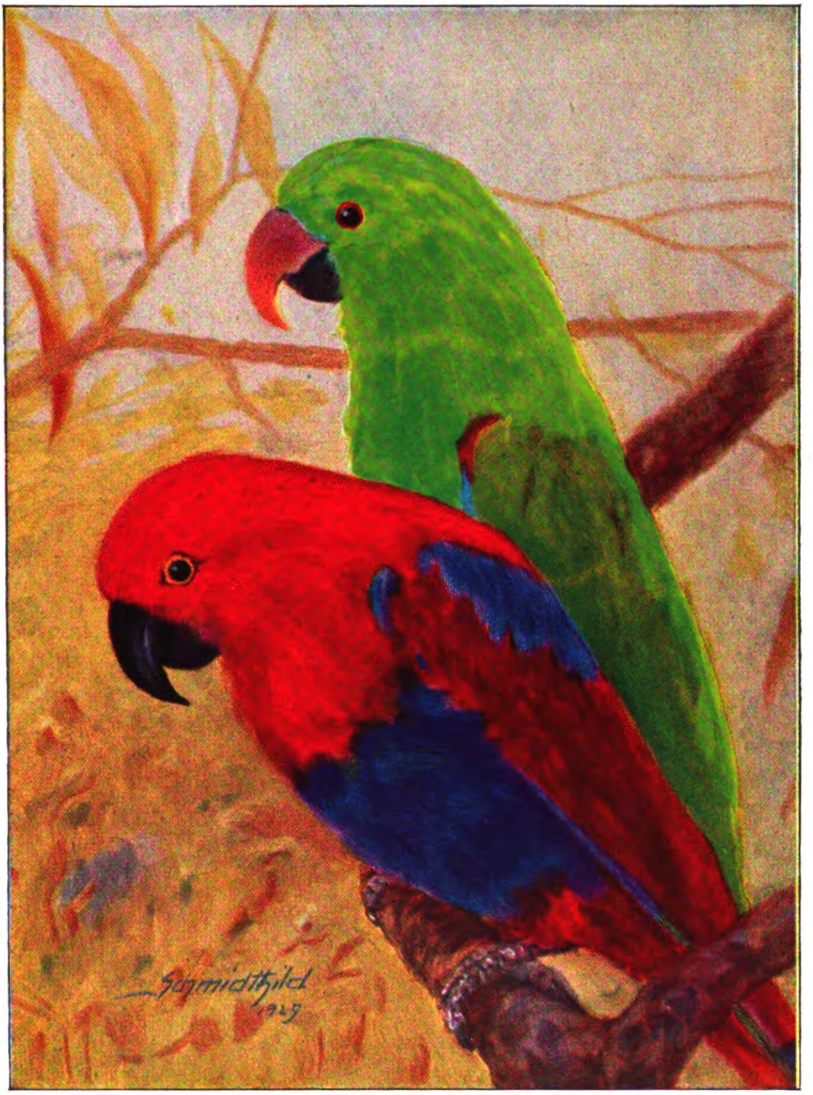
diesen Abschiedsgruß schließlich schon dann, wenn sein Herr seiner Ansicht nach noch gar keine Anstalten machte, das Zimmer zu verlassen, sondern nur erst ans Fortgehen dachte. Endlich stellte es sich heraus, daß sich Lucanus regelmäßig durch einen bestimmten Griff vom Verschlossensein einer Schreibtischschublade überzeugte, wenn er einen Ausgang vorhatte. Der Vogel hatte diese Handbewegung als erste Vorbereitung für das Weggehen betrachten gelernt, so daß man fernerhin sein „Adieu!" durch den Griff an die Schreibtischschublade auslösen konnte.

Da erregungsbetonte Vorgänge von Mensch und Tier natürlich viel besser und länger gemerkt werden als gleichgültige, so lernen viele Papageien für sie wichtige Redensarten sehr rasch, auch wenn sie sie nur selten hören, versagen aber, wenn man ihnen schulmeisterlich dauernd etwas vorspricht.

Nun zu den Bildern. Als erster prangt ein prächtiger, mächtiger, sog. Grünflügelara in herrlichem Rot; die Schwingen und der sehr lange Keilschwanz sind zum Teil schön blau. Es gibt aber nicht nur rote, sondern auch grüne und, wie das Kopfbild auf S. 665 und das Gesamtbild auf S. 666 zeigen, ganz blaue sowie blau und tiefgelb gefärbte Aras. Der Hyazinthara auf S. 667 ist der größte unter ihnen und wiegt gut eineinviertel Kilogramm. Nicht nur die nackten Teile sind so schön dunkel, sondern auch die Haut unter den Federn. Dieser stattliche, eindrucksvolle Geselle kam früher sehr selten in den Handel, jetzt aber trifft man ihn öfter, so daß sein Preis von ursprünglich 500 Mark jetzt manchmal auf die Hälfte herabgesunken ist:

Rubin-Lori (Vini ruhli)

Digitized by Google



Edelpapageien-Paar. Sie rot und blau, er grün. (Eclectus pectoralis)

eine seltene Erscheinung im Tierhandel. Zu den australisch-ozeanischen Plattschweifsittichen, und zwar zu den größten und starkschnäbligsten, gehört der auf S. 668 dargestellte Fidschiinsulaner, der Glanzsittich.

Von den Kakadus haben wir auf S. 669 den großen weißen, rosa überflogenen, rot- und hängehaubigen Molukkenkakadu dargestellt, der sich trotz seines gewaltigen Schnabels meist durch sehr sanftes Wesen auszeichnet und für Liebkosungen sehr empfänglich ist. Nur schade, daß er wie viele Gattungsgenossen über eine entsetzlich laut kreischende Stimme verfügt, die ihn unausstehlich machen kann. Ein Gegenstück zu ihm ist der einfarbig mattschwarz befiederte Arakakadu von Neuguinea, ein Riese unter diesen Krummschnäbeln (S. 667). Er fällt mit seinem Trauerkleide sehr aus der farbenfrohen Gruppe der Papageien heraus. Nur ein wie weiß bepudert aussehender, roter Wangenfleck hebt sich leuchtend ab. Während die weißen Kakadus gern auf dürren Ästen über den Laubkronen der Urwaldriesen ihr übermütiges Wesen treiben, hält sich der Arakakadu mehr im Halbdunkel zwischen den Stämmen auf.

Von den meist malaiisch-australisch-ozeanischen Loris gibt es etwa taubengroße und dann meist stumpf- und kurzschwänzige, sowie

Digitized by Google

Blaukrönchen (Loriculus galgulus) in Ruhestellung

auch sehr kleine und dann häufig langschwänzige Formen. Es kommen so ziemlich alle Farben bei diesen lebhaften Vögeln vor, die weniger als die meisten anderen Papageien mit dem Schnabel und den Füßen im Gezweige klettern und größere Brocken nicht, wie sonst vielfach üblich, in einem Fuße festhalten. Sie hüpfen geschickt von Zweig zu Zweig, spielen gern miteinander und halten sich viel in den Baumkronen auf, wo sie vor allen Dingen dem Blütenhonig nachgehen. Wegen der etwas schwierigen Ernährung kommen durchaus nicht alle Arten lebend zu uns. So fehlen z. B. der hier dargestellte Saphir-Lori (S. 669) von den Gesellschaftsinseln und der so eigenartig gefärbte Rubin-Lori (S. 670), der auf die Fanning-Insel beschränkt zu sein scheint, vollständig. Der in Wirklichkeit recht langschwänzige Strichel-Lori kommt von den Tenimber- und Kei-Inseln nördlich von Australien häufiger nach Europa (S. 670).

Die sog. Edelpapageien von der Größe einer mittleren Haustaube gibt es nur auf den östlichen Molukken und in und bei Neuguinea (S. 671). Bei all den unter sich sehr ähnlichen Arten sind die Männchen grün mit etwas rot und sehr hellem Oberschnabel, die Weibchen aber schwarzschnäbelig mit vorwiegend rotem Gefieder, das blaue Abzeichen aufweist. Schon die Jungen im Neste tragen diese Farbunterschiede, eine in der Vogelwelt sehr auffallende Erscheinung.

Das Schlußbild (S. 672) bringt die winzigen, etwa haussperlinggroßen Blaukrönchen, die zur Gruppe der Fledermaus-Papageien gehören, so genannt, weil sie sich beim Schlafen mit dem Kopf nach unten aufhängen. Sie sind über einen Teil des malaiischen Gebietes verbreitet, kommen in Singapore massenhaft in den Handel, sterben aber bei den malaiischen und chinesischen Liebhabern recht bald, weil sie dann nur mit gekochtem Reis gefüttert werden. Setzt man diesem Futter eiweißreichere Nahrung in Gestalt von geriebenem Schiffszwieback oder irgendeinem Kükenfutter zu, so kann man sie leicht am Leben erhalten, wie ich das selbst getan habe.

Man ist immer wieder erstaunt, wenn man so bunte Vögel wie Papageien sieht, und fragt sich unwillkürlich nach der Entstehung dieser oft so leuchtenden Farben. Schwarz, braun, rot und gelb sind wirkliche Farbstoffe, die entweder in tiefern Schichten oder auf der Oberfläche der Federn abgelagert sind. Blau wird dagegen so erzeugt, daß auf einer schwärzlichen Unterlage farblose, lichtbrechende, sog. Kästchenzellen stehen, die das darunter liegende Schwarz als blau erscheinen lassen. Liegt auf diesen Kästchenzellen noch eine gelbe Schicht, so entsteht dadurch, daß man das Blau durch gelb sieht, grün. Eine grüne und eine blaue Feder sehen im durchscheinenden Lichte schwärzlich aus. Ein durchnäßter grüner Papagei ist braun und wird erst wieder grün, wenn er trocken ist.

Wenn von Papageien die Rede ist, wird fast immer gefragt, wie alt sie werden können, und stillschweigend vorausgesetzt, daß man dann von mehreren hundert Jahren spricht. Papageienalter aus der Freiheit sind meines Wissens unbekannt, von gefangenen kann man nur sagen, daß von den allerhaltbarsten Arten einzelne Stücke etwa 100 Jahre geworden sind.

Digitized by Google

Carl Benz

Von Dr. Fritz Kaufmann

Töff, töff, töff! Ein neuer Gruß einer neuen Zeit. Die Welt horcht auf! Die Menschen bleiben auf der Straße stehen, staunen und schauen. Wie, geht's mit rechten Dingen zu? Ein Wagen ohne Pferde, rennend und rollend? Wie ein Wunder pufft der Wagen die Straßen entlang. Stolz wie ein König steuert der Lenker. Stolz wie ein König grüßt er vom Sitz herunter zu den staunenden Menschen."

Mit diesen Worten schildert Benz die erste Ausfahrt des Automobils. Und wir selbst können es heute kaum fassen, daß der Triumphzug dieser Erfindung nicht länger gewährt haben soll als die Spanne von Jahren, die zwischen der Manneskraft ihres Schöpfers und seinem Lebensabend verronnen ist.

Es ist ein seltenes Glück, das Carl Benz diesen Weltsieg seines Werkes erleben ließ, aber doch kein restloses: denn es mag für einen Menschen, dessen Lebensinhalt sich in einer einzigen Großtat zusammenballte, nicht ohne Bitternis sein, den Tag der schöpferischen Tat und damit die Erfüllung seiner Lebensaufgabe um ein halbes Jahrhundert zu überleben. Es ist eine zweischneidige Angelegenheit, sich ein halbes Jahrhundert lang nur als Held einer bereits längst vollbrachten Leistung feiern lassen zu müssen, um schließlich aus dem Gedächtnis der raschlebigen Mitwelt durch diejenigen verdrängt zu werden, die das fertige Geistesprodukt übernommen haben und es, mit dem Erzeugungsstempel ihrer eigenen Firma versehen in eine ansprechende moderne Verpackung montiert, als Handelsware mit ungeheurem Nutzen weiter verschleißen. Henry Ford — um nur einen Namen zu nennen — ist durch die fabrikmäßige Erzeugung und Vertreibung des Automobils einer der fünf reichsten Männer der Welt geworden. Wenn man sein berühmt gewordenes Buch „Mein Leben und Werk" durchblättert, so muß man als unbefangener Leser den Eindruck gewinnen, die Erfindung dieses Automobils sei seine — Henry Fords — höchstpersönliche Tat und Leistung. Und doch liefen an dem Tage, an dem er in seiner Werkstätte in Detroit sein erstes selbstgebautes Fahrzeug fertigstellte, die Benzschen Automobile bereits seit 8 Jahren, hatten in Stadt und Land Hunderte von Kilometern zurückgelegt und wiesen bis ins kleinste dieselben Bestandteile auf, die noch heute bei aller Durchbildung und Verfeinerung der Herstellungstechnik wesentlich geblieben sind. Der Motor des ersten Benz-Automobils ist im Prinzip der gleiche, wie ihn der moderne Automobilbau verwendet. Ein Zwerg an Gewicht, aber ein Titan an Kraft, war für ihn damals so wie heute die Parole. Magnetelektrische Zündung, Vergaser, Wasserkühler, Differentialgetriebe — es sind Unterprobleme, die der Erfinder Carl Benz zu bewältigen hatte. Man würdigt seine Leistung zu wenig, wenn man sagt: er erfand das Automobil. Man müßte sagen: er erfand die Verwendung des Benzinmotors für Fortbewegungszwecke, die magnet-elektrische Zündung, die Kühlung, das Differentialgetriebe und schuf dadurch das Automobil. Und diese Schöpfung liegt bald 50 Jahre zurück.

Wenn Benz heute auf diese Schöpfungsperiode zurücksieht und von dort aus überschaut, was inzwischen andere, die dafür mehr Ruhm und Geld geerntet haben, aus dieser genialen Leistung gemacht haben, während sein eigenes Leben selbst seither so arm an weiteren Taten blieb, dann muß ihn wohl etwas von dem Gefühl des alternden Künstlers überkommen, dessen Tragik Leben und Literatur so oft vor uns aufgerollt haben. Vor langen Jahren ist ihm ein Meisterwerk gelungen, das heute noch die Bühne beherrscht, ohne daß seither ein zweites folgen konnte. Nun sieht er, wie Schauspieler und Schauspielerinnen als Träger der Rollen, die er vor Jahrzehnten ersann, jubelnd gefeiert werden und wie die berufene und unberufene Kritik immer und immer wieder nur die Darstellung hervorhebt, ohne des Autors noch mit einem einzigen Worte zu gedenken. Nur bei besonderen Anlässen, beim sechzigsten oder siebzigsten Geburtstag etwa, erscheint er auf einer Festvorstellung wieder auf den Brettern, die 30 oder 40 Jahre vorher seinen Ruhm begründeten, und manch einer der Zuschauer ertappt sich bei der verwunderten Frage: „Mein Gott, der lebt noch?" Und von schlechtem Gewissen gepackt, applaudiert die Menge dem Schöpfer einer Leistung, die längst der Geschichte angehört.

Das ist ein wenig das Schicksal von Carl Benz, dem Erfinder des Automobils, und darum mag es kein restloses Glück für ihn sein, den Siegeszug seines Werkes tatlos miterleben zu müssen. Wohl selten mag es dabei einen Menschen gegeben haben, dessen gesamtes Leben tatsächlich so sehr wie bei Benz an einem Tage seinen Gipfelpunkt erreichte. Am 29. Januar 1886 wurde ihm auf Grund einer Patentschrift, die mit den Worten beginnt: „Vorliegende Konstruktion bezweckt den Betrieb hauptsächlich leichter Fuhrwerke und kleiner Schiffe, wie solche zur Beförderung von 1 bis 4 Personen benutzt werden", das deutsche Reichspatent Nr. 37 435 für ein „Fahrzeug mit Gasmotorenbetrieb" erteilt. Das war Benz' größter Ehrentag, der Geburtstag des Automobils, und dieses erste Patent auf einen fertiggestellten, praktisch brauchbaren und in Fahrt erprobten Motorwagen zur Beförderung mehrerer Personen sein amtlicher Geburtsschein.

Was diesem Tage im Leben von Benz nachfolgte, blieb im wesentlichen der nicht immer völlig geglückte Versuch der technischen und kommerziellen Auswertung seines Ergebnisses. Nicht völlig geglückt: denn es kamen Zeiten,

Digitized by Google

in denen Frankreich, das sich zuerst und viel früher als Deutschland für die umwälzende Erfindung interessiert hätte, sowohl in der Erzeugung und technischen Fortbildung, als in der Popularisierung des Automobils Benzens Werk so weit in den Schatten stellte, daß man ganz allgemein die Kraftfahrzeuge als französische Erfindung betrachtete und daß selbst in Deutschland in jenem verhältnismäßig späten Augenblick, in dem die breitere Öffentlichkeit darauf aufmerksam wurde, fast ausschließlich französische Wagen gekauft und eingeführt wurden. Der Pariser Salon blieb durch Jahrzehnte die von der ganzen Welt anerkannte hohe Schule der Automobil-Fabrikation, deren Examen mit Erfolg bestanden zu haben Vorausbedingung für jeden geschäftlichen Erfolg war. Der Grand Prix blieb während der gleichen Zeit die vornehmste Zuchtprüfung für jeden neuen Wagen, und immer seltener waren es die Erzeugnisse des Erfinders und seines Unternehmens, die dort die Palme errangen. Die Eleganz und die Geschwindigkeit der französischen, die Billigkeit der amerikanischen Konkurrenztypen vermochten den deutschen Wagen, bei dessen Konstruktion das Hauptgewicht auf Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit gelegt wurde, in der Gunst des Publikums für lange Zeit in den Hintergrund zu drängen. Erst spät, nach jahrzehntelangen Kämpfen, auf völlig geänderter Basis und noch immer schwer umstritten, vermag das Erzeugnis der ältesten Automobilfabrik der Welt wieder seinen Spitzenplatz unter den führenden Marken zurückzuerobern.

Wäre Benz ein ebenso genialer Kaufmann gewesen wie Erfinder, wie anders hätte sich die Entwicklung der neuen Industrie im In- und Auslande gestaltet! Wer weiß, ob dann der europäische Markt heute von den amerikanischen Erzeugnissen aller Preislagen so überschwemmt würde. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Benz den kaufmännisch genialen Einfall Fords, aus dem Auto ein Volksbeförderungsmittel zu machen, rechtzeitig gehabt, wenn er vielleicht gar in Erkenntnis der ungeheuren Möglichkeiten Amerikas dort, noch ehe der Aufschwung der nationalen Autoindustrie begann, auf Grund seiner Patente selbst eine Fabrik errichtet und so einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung von 10 Jahren für sich hätte buchen können. Wenn er, wie etwa sein genialer Zeitgenosse Alfred Nobel, die Auswertung seiner Erfindung in allen Ländern für die Patentdauer selbst in der Hand behalten hätte, wenn, kurz gesagt, der Name Benz auf der ganzen Welt nicht nur mit jener Achtung ausgesprochen würde, die man dem Erfinder und Altmeister des Automobils entgegenbringt, sondern wenn sich daran die Vorstellung eines internationalen machtgebietenden Konzerns, mit Fabriken in Paris und London, in Mailand und Warschau, in Buenos Aires und Stockholm knüpfte, deren geistige und finanzielle Leitung in Mannheim im Häuserblock T 6 zusammenliefe, wo an Stelle der bescheidenen Werkstatt des Erfinders ein vielstöckiges Verwaltungsgebäude zum Himmel ragte. Aber es ist müßig, über Kombinationen zu grübeln, die nach Lage der Dinge niemals verwirklicht werden konnten. Denn Benz ist eben weder Ford noch Nobel noch Edison, Naturen, deren gewaltiges Lebenswerk sich nicht wie das seine in drei Worten zusammenfassen läßt: Erfinder des Automobils.

Erfinder des Automobils! Verlangen wir von einem einzigen Menschen nicht allzuviel. Denn welch ungeheure Tat liegt doch in diesen drei Worten eingebettet, groß genug, um ein Leben von 80 und mehr Jahren zu erhellen. Die dankbare Menschheit findet darum die Frage nach dem Nachher überflüssig; sie wendet sich mit Anteilnahme dem Vorher zu, begierig zu erfahren, wie es dazu kam, wie Carl Benz es fertigbrachte, als erster und einziger ein Problem zu lösen, dem Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch hervorragende Geister ergebnislos nachgespürt hatten.

*

Ping, pong, ping, pong hämmert sich wie Motorentakt eine gleichförmige Melodie als erster Eindruck der Außenwelt in des Kindes aufnahmewilliges Ohr. Es ist das Lied, das der Hammer singt, der, von des Schmiedes Arm geschwungen, auf den eisernen Amboß niedersauft. Und der ihn schwingt und die Melodie ertönen läßt, heißt Michael Benz, des kleinen Carl Großvater, Dorfschmied und Schulze in Pfaffenrot, dem kleinen Schwarzwaldnest. Er steht Tag um Tag, seit des Kaisers Napoleon fernen Zeiten, an der Esse der kleinen Schmiede, so wie schon sein Vater und Großvater und vor ihm wieder dessen Vater und Vatersvater dort gestanden sind, seit vielen, vielen Generationen, Schmiede und Schulzen in Pfaffenrot in langer Reihe, die sich irgendwo, Jahrhunderte früher, im Dunkel verliert. Ping, pong, ping, pong, das alte Lied gleichmäßig wirkender Kraft tönt als Erbgut einer nie unterbrochenen Ahnenkette in des Knaben Herzen wider. Er hört's von neuem, wenn er auf Sommerferien in sein abgelegenes Dörflein zurückkehrt, in dem als Schmied und Bürgermeister nun, nach seines Großvaters Tode, sein Onkel Anton, seines Vaters jüngerer Bruder, den Hammer schwingt.

Er hört es nicht mehr von seinem Vater, Hans Georg Benz, der gleich allen andern männlichen Mitgliedern der Familie das Schmiedehandwerk erlernt hatte. Denn der ist längst gestorben und keine Erinnerung des Knaben reicht zu ihm zurück. Er weiß jedoch — die Mutter hat es ihm erzählt —, daß sein Vater als junger Bursche sein Felleisen geschnürt hatte und aus dem Heimatdorf hoch oben im Schwarzwald herunter in die Hauptstadt gezogen war, nach Karlsruhe, wo er eine Anstellung als Lokomotivführer bei der ersten Eisenbahnlinie des Badener Landes, von Karlsruhe nach Heidelberg, gefunden hatte. Hier war er schon zwei Jahre später, 1846, als Carl eben zu gehen und zu sprechen begann, als

Digitized by Google

Opfer seines Berufes an einer Lungenentzündung gestorben, die er sich bei der anstrengenden Hilfeleistung anläßlich eines Eisenbahnunfalles zugezogen hatte.

Seltsames Spiel des Zufalls: als Pionier des eine neue Epoche zeugenden Verkehrsmittels des 19. Jahrhunderts wirkte und starb der Vater; der Sohn wird der Erfinder des die Welt nicht weniger revolutionierenden Verkehrsmittels des 20. Jahrhunderts.

Die Eisenbahn wird des Knaben erste Leidenschaft. Eine rauchende Lokomotive ist das immer wiederkehrende Thema aller Zeichnungen und Malereien. Aneinandergereihte Stühle, ein Spazierstock als Pleuelstange, bedeuten einen fahrenden Zug bei seinen kindlichen Spielen. Fauchend wie eine Maschine springt er abends ins Bett, fauchend erwacht er des Morgens.

Im Gymnasium sind Mathematik und vor allem Physik seine Lieblingsgegenstände. In den Mußestunden und während der Ferien arbeitet er in seinem technischen Versuchsstübchen, dessen Einrichtung ihm die Mutter mit seltenem Weitblick, unter Geldopfern, die für sie sehr beträchtlich waren, ermöglicht hat. Als Ergebnis seiner praktischen Studien vermag er schon als Fünfzehnjähriger jede Taschenuhr zu reparieren, die man ihm zu diesem Zwecke anvertraut.

Mit erstaunlicher Geradlinigkeit entwickelt sich sein weiteres Leben. Mit 17 Jahren geht's auf die Technische Hochschule, Maschinenbau zu studieren. Das selbstfahrende Straßenfahrzeug ist das Problem, das den jungen stud. ing. schon fast ausschließlich beschäftigt.

Die erste Stellung des neugebackenen Ingenieurs ist die eines gewöhnlichen Arbeiters an der Drehbank. Will er doch auch in bezug auf praktisches Können in allen Sätteln gerecht sein. Aber ob Zufall, Bestimmung oder planvolle Absicht — es ist eine Lokomotivenfabrik, die Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, in die er eintritt! Und während er tagsüber bohrend und feilend im Fabriksaal mechanische Arbeit verrichtet, arbeitet sein Hirn an der Lieblingsidee weiter und wirft in einer Feierstunde eine Zeichnung aufs Papier: den ersten Entwurf der „schienenlosen Lokomotive".

Auf die Werkstattpraxis in Karlsruhe folgen zwei Stellungen als Ingenieur im Konstruktionsbüro: die erste bei Johann Schweizer sen. in Mannheim, wo es Krane, Wagen und Zentrifugen herzustellen gibt, dann bei Gebrüder Benckiser in Pforzheim, wo sich Benz zwei Jahre hindurch dem Studium des Brückenbaues widmet. Immerhin — die beiden Stellungen lagen ein wenig abseits von dem geraden Wege, der ihn zum Automobil führen sollte, und die Zeit, die er darin zubrachte, müßte vielleicht als verloren gelten. Doch nein, sie ist es nicht, denn zwei Ereignisse ganz verschiedener Art, beide jedoch von höchster Bedeutung für seine künftige Entwicklung, fallen in diese Mannheimer und Pforzheimer Tage.

Das eine Ereignis war Benzens Begegnung mit dem ersten pferdelosen Fahrzeug, das eine Landstraße befuhr: mit dem Zweirad. Das Zweirad war ja seiner Idee nach damals schon ein halbes Jahrhundert alt, denn bereits am 12. Januar 1818 hatte sich ein engerer Landsmann Benzens, der badische Forstmeister Karl von Drais, seine „zweirädrige Laufmaschine" patentieren lassen. (Merkwürdig, wie in diesem südwestlichen Winkel Deutschlands der Boden fruchtbar zu sein scheint für alle Ideen, die in der Fortbewegungstechnik bahnbrechend sein sollten, denn auch Benzens großer Konkurrent, der Erfinder des Motorrades, Gottlieb Daimler, stammte aus dem benachbarten Schwaben.) Aber die Draissche Laufmaschine war längst verlacht, verhöhnt und vergessen, und erst jetzt, fast zwei Menschenalter später, wurde das Fahrrad als „Bicycle" aus dem Ausland eingeführt, bestaunt, anerkannt und bald allgemein verbreitet. Benz erwarb durch Vermittlung eines Freundes ein solches Rad, das im Volksmund den bezeichnenden Namen „Knochenschüttler" führte. Mit dem heutigen Fahrrad hatte dieses Fahrzeug nichts mehr gemein, als daß es eben zwei Räder besaß. Diese waren aus Holz und mit Eisen bereift, das Ganze ein zentnerschweres Ungetüm, und als er damit als erster Radler durch Mannheims Straßen pedalierte, erging es ihm nicht viel anders als seinerzeit Drais mit seiner Laufmaschine: er fuhr durch ein „Spalier von Lachern und Spöttern".

Aber das Fahrrad bedeutete doch für ihn einen großen Schritt vorwärts: es zeigte ihm klar, wie sein selbstlaufendes Fahrzeug, an dessen Konstruktion er nach wie vor Tag und Nacht dachte, nicht beschaffen sein dürfte. Es wurde ihm offenbar, daß sein Ideal kein zweirädriges Fuhrwerk sein durfte, wenn es den Wettbewerb mit der eleganten Kutsche aufnehmen sollte, und daß unter allen Umständen die Menschenkraft, die das Fahrrad vorwärtstreibt, durch Maschinenkraft ersetzt werden mußte.

Das zweite Ereignis, das Erlebnis der Pforzheimer Tage, war zunächst eines, das ausschließlich den Menschen Carl Benz anging; erst später zeigte es sich, wie bedeutungsvoll es auch für sein Werk sein sollte.

Berta Ringer war ein temperamentvolles, kluges und dabei hingebungsvolles Geschöpf. Sie war es, die Benz in den nächsten Jahren als Braut und als Gattin immer wieder Mut einflößte, wenn er an den Schwierigkeiten des selbstgestellten Problemes zu scheitern drohte. Sie war es, die ersetzte, was ihm selbst an kaufmännischer Begabung und vor allem an der Kunst, für sich und sein Werk Reklame zu machen, abging. Sie war später auch der erste Mensch, der jemals in einem Automobil eine Überlandfahrt ausführte, und selbstverständlich die erste Frau, die jemals ein Auto lenkte. Jetzt ward sie der treibende Geist, der Benz bewog, seine Stellung aufzugeben und sich in Mannheim selbständig zu machen. Eine kleine „mechanische Werkstätte", die er dort 1871 errichtete, wurde der Ausgangspunkt

Digitized by Google

einer industriellen und kulturellen Fortentwicklung von ungeahntem Ausmaß.

Das selbstbewegliche Fahrzeug blieb nach der einförmigen und mechanischen Arbeit während der Tagesstunden zunächst das ewige Gesprächsthema am abendlichen Familientisch und ein immer wiederkehrender Traum unruhiger Nächte. Allein, noch fehlte zur Verwirklichung dieser Träume die Kenntnis einer geeigneten Kraftmaschine.

Da kam langsam neben der Dampfmaschine als leistungsfähiger Konkurrent der Gasmotor auf. Und plötzlich erwachte in Benz die Überzeugung, daß dieser Gasmotor berufen sei, für den Antrieb von Arbeitsmaschinen und Fahrzeugen die größte Rolle zu spielen.

So galt es zunächst, einen gebrauchsfähigen Gasmotor selbst zu konstruieren. Denn was in Frankreich und Deutschland bisher erzeugt worden war, konnte den Anforderungen, die dem Motor bei Ausführung seiner Pläne gestellt werden mußten, keineswegs genügen.

Aber Monat um Monat verrinnt in fruchtlosen Experimenten. Alle Ersparnisse waren bei den nutzlosen Versuchen aufgebraucht worden, und die Sorge stand vor der Tür. In der Werkstatt das Motorenmodell wollte und wollte nicht gehen, so oft es auch angekurbelt wurde.

So kam ein Silvesterabend. Es ist die richtige Stimmung, um das Glück nochmals zu versuchen. Nach dem Abendessen geht Carl Benz mit seiner Frau hinüber in die Werkstatt und steht im Halbdunkel vor dem düsteren, widerspenstigen Ungetüm. Er ergreift die Kurbel und dreht an. Ping-pong, ping-pong ertönt aus dem Motor der Zweitakt des uralten Schmiedeliedes. Gleichmäßig heben und senken sich die Kolben. Gleichmäßig lösen sich die Takte der Zukunftsmusik ab. Unermüdlich lauschen die beiden Menschen dem einförmigen Gesang, stundenlang, bis die Silvesterglocken ein neues Jahr, nein, eine neue Zeit einzuläuten beginnen...

★

Aber in die Freuden des Erfinders mischen sich bald die Enttäuschungen, die ihm seine mangelnde Geschicklichkeit bei der kommerziellen Verwertung bereiten. Zwar findet er bald einen Geldgeber, der sich für seine Produktionsidee — den Gasmotor — interessiert. Das Geschäft blüht auf, und den zunächst gebauten einpferdigen Motoren folgen bald zwei- und vierpferdige, die als ortfeste Kraftquelle zu den verschiedensten Zwecken Verwendung finden. Aus den ursprünglichen sechs Arbeitern sind inzwischen 40 geworden. Allein Benzens Anteil an dem Unternehmen wird immer schmaler und schmaler. Zu dem ursprünglichen Kapitalisten sind neue hinzugetreten, die alle an seinen Ideen und seiner Arbeit verdienen wollen. Das Unternehmen wird unter dem Namen „Mannheimer Gasmotoren-Fabrik" in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Der Aufsichtsrat kürzt Benz nicht nur die wohlberechtigten materiellen Ansprüche, sondern hindert ihn auch an der Durchführung und Verwirklichung seines Ideals, am Bau des Motorwagens, in dem er im Gegensatz zu den in bare Münze umsetzbaren Motoren nur kostspielige Experimente sieht. So fühlt sich Benz veranlaßt, alles bisher Erreichte stehen zu lassen und aus der Mannheimer Gasmotoren-Fabrik auszutreten, die seine Kompagnons nun weiterführen. Zum ersten Male ist ihm das Schicksal widerfahren, daß andere mühelos dort fortsetzen und ernten können, wo er begonnen und aufgebaut hat.

Es bleibt sein Schicksal. Auch bei dem neuen Unternehmen Benz & Co., Rheinische Gasmotorenfabrik Mannheim, das wenige Tage nach dem Austritt aus dem ersten Unternehmen mit Hilfe eines alten langjährigen Bekannten, des Kaufmanns M. Rose, gegründet wird. Trotz allen Erfolgen der Motoren, die bereits auf Ausstellungen prämiiert und in Vorlesungen von Professoren gerühmt werden, vergeht auch in dem neuen Unternehmen noch geraume Zeit, ehe man dem Erfinder „gestattet", an den schon von allem Anfang in das Erzeugungsprogramm aufgenommenen Bau von Motorwagen praktisch heranzutreten. Technisch war diese Wartezeit von Vorteil gewesen. Als endlich an die Anfertigung der Holzmodelle geschritten wurde, war das motorgetriebene Fahrzeug auf dem Papier, in der Konstruktionsmappe fix und fertig. In 20jährigen Berechnungen und Konstruktionen war jedes Zahnrad, jede Schraube, jedes Teilchen bis zum letzten Griff und Knopf vorausgesehen worden, so daß an dem Frühlingstage 1885, an dem das jüngste Kind der Technik auf den Fabrikhof hinausgeführt wurde, es auch schon seine ersten erfolgreichen Gehversuche machen konnte. Aber unendlich kostbare Zeit war durch dieses Zögern und Zagen verloren gegangen.

Und dieses Schicksal des Beiseite-stehen-müssens, anderen die Verfügung und Führung des eigenen Werkes überlassen zu müssen, hat sich für Benz auch seit dem Tage nicht so recht wandeln wollen, an dem ihm die Erfinderehren von der Öffentlichkeit in aller Form erwiesen wurden. Noch als 82jähriger mußte er es erleben, daß sich das von ihm mitbegründete Unternehmen, die Benz-Werke, schwer ringend, um sich gegen die nachgeborene Konkurrenz des in- und ausländischen Automobilbaues zu behaupten, dazu verstehen mußte, im Wege einer Fusion von seiner ältesten deutschen Konkurrenz, den Daimler-Werken, übernommen zu werden, daß die historische Mannheimer Fabrik, die Stätte, an der zuerst auf der Welt ein Automobil erzeugt worden war, für den Automobilbau geschlossen und der Bau der Benz-Wagen in die Daimler-Fabrik nach Untertürkheim verlegt wurde. Und der Mann, der heute an der Spitze eines weltumfassenden Automobil-Konzernes stehen könnte, muß sich mit einem simplen Aufsichtsratsposten der Daimler-Benz-Aktiengesellschaft begnügen, die selbst in die Machtsphäre der Großbanken einbezogen wurde und an deren Spitze als Verwalter der Benzschen Ideen ein Direktor der Deutschen Bank zu finden ist.

Digitized by Google

Meister der Zeichnung: Studienkopf
Von Prof. Reinhold Max Eichler

Digitized by Google

Kitty in der Verbannung

Erzählung von Dora-Eleonore Behrend

Es gibt bei uns nicht nur grüne Gärten, sondern auch graue, grau mit grauen Häusern drin und grauen Menschen. In der Kindheit kannte man bei sich zu Haus graue Ecken oben auf dem Boden. Da stand etwa ein Puppenbett, grau verstaubt, und darin lag eine verblichene Wachspuppe ohne Haar und vielleicht mit leeren Augenhöhlen, daneben die Menagerie mit abgestoßenen Farben und lauter hinkende Tiere ferner Zonen. Über all dem hing dann ein Spinnwebnetz, kunstvoll hergestellt, feinste Arbeit, zierlichste Fäden; gerade von oben herab kam es, knüpfte sich um den Bettpfosten oder um das Horn der dreibeinigen Antilope. Über all diesem lag das graue Gespinst, so daß da keine Farbe, keine Heiterkeit mehr war und nichts an Kinderfröhlichkeit erinnern konnte.

Ja, so was gibt es auch im großen und hier in unserm ernsten Norden erst recht. Da hängt zuweilen ein graues Gewebe über stillen Gärten, über stillen Häusern, ja über ganzen Familien. Nichts von Kinderfröhlichkeit, die eine Zukunft will, nichts von Farbe und Heiterkeit.

Von solch einem grauen Haus soll hier die Rede sein, und wie da einmal an dem Spinngewebe gezupft wurde, ganz frech und ohne jede Scheu, wie es dann aber auch dabei blieb, denn über Nacht waren die Spinnen wieder an der Arbeit gewesen, das Netz war hergestellt, und die frechen Finger gaben ein für allemal das Zupfen auf. Unter jenem grauen Schleier ging alles wieder zur Ruhe.

Leuben hieß das graue Gut und lag tief in der Provinz, da, wo litauische Pferde auf weiten Koppeln stehen, wo früher königliche mit Privatforsten ein Tausende von Morgen weites Holz bildeten, wo der Rehbock im Morgennebel austritt und der Krumme vor einem im Sandweg Haken schlägt. Ein wundervoller Park war da in Leuben, Laubholz und Edeltannen. Rechts und links vom Haus, grau mit schwarzem Schieferdach, standen zwei Normandianas, und rechts und links der Treppe Kübel mit Agaven und im Sommer blühende Hortensien. Eine Hecke von geschorenen Tannen lief um den Park und bot kleine Ausblicke auf die weiten Koppeln mit ihren weidenden edlen Stuten und auf die fernen Wälder, die dunkel standen.

In diesem grauen Hause wohnten vier Leute, vier graue Leute. Da war erstens der alte Baron Toll, der Onkel, dann der junge Baron Toll, der Neffe, und dessen Schwester, die Baronesse Erminia, ebenso Tante Kathinka. Diese sowie den Onkel gab es eigentlich nur so nebenher; der Hausherr war der junge Baron und die Hausfrau seine Zwillingsschwester Erminia.

Der alte Baron war nicht ganz lebenstüchtig und schließlich so an allerhand gescheitert. Nicht etwa ein Tunichtgut, der jeute oder trank — Gott bewahre! Nur war da allerlei, was er nicht fertiggebracht hatte. So zum Beispiel die Examina, die hatte er nicht geschafft. Nerven, weiß Gott was, denn dumm war er nicht, das konnte kein Mensch behaupten. Seine Unterhaltung ging zuweilen in Tiefen und Höhen und verlor sich oft im Subtilsten. Und bei seinem Neffen war es ähnlich. So war er denn hier in jungen Zeiten vor Anker gegangen, ebenso wie die Kusine Kathinka. Nun waren die jungen Tolls auch bereits Mitte vierzig und damit die ganze Herrlichkeit aus. Jüngere Tolls gab es nirgends mehr, und merkwürdigerweise fühlten weder Erhard noch Erminia in dieser Beziehung irgendeine Verpflichtung der Zukunft gegenüber.

*

Sie saßen zu viert am Frühstückstisch an jenem Morgen, als der Brief kam, alle vier auf eichengeschnitzten Stühlen um den runden Tisch, auf dem die Kaffeekanne und Selbstgebackenes stand. Die Post lag neben dem Baron Erhard. Dieser sah die Briefe durch, kurzsichtig, durch die Hornbrille. Sein Gesicht war hell und glatt rasiert, dazu hatte er graue, kurz geschorene Haare.

Also Erminia bekam einen Brief herübergereicht, sie setzte die gemusterte Kaffeekanne hin, und ihre ebenfalls etwas kurzsichtigen Augen, die nicht ungut, aber auch wieder nicht gut blickten, nahmen einen erstaunten Ausdruck an.

„Für mich?“ fragte sie. Briefe, wenigstens private, kamen selten ins Haus, man hatte nicht viel Beziehungen. Der Baron Erhard vielleicht politisch und geschäftlich, aber sonst —? Auch Onkel Emmich und Tante Kathinka — mein Gott, wenn man in den Siebzigen ist, fehlt die Generation, die früher noch ab und zu schrieb, und besonders in diesem Fall — nun —!

Erminia also fragte überrascht: „Für mich?“ und öffnete dann den dicken Umschlag, in dem ein vier Seiten lang mit steiler Schrift be-

Digitized by Google

schriebener Büttenbogen sich befand. Sie sah nach der Unterschrift. „Anita Schlemmer?“ sagte sie halblaut und erstaunt. „Gott, wie ewig lang, damals im Stift. Jetzt heißt sie Witte, richtig.“

Darauf begann sie zu lesen, sagte noch einmal: „Gott im Himmel!“ und legte den Brief beiseite, ergriff wieder die Kaffeekanne.

Auch Erhard war mit seiner Post fertig. „Also, was schreibt deine Anita,“ fragte er, „die geborene Schlemmer? Wie, sagtest du, heißt sie jetzt?“

„Witte.“

„Was ist der Mann?“

Erminia zuckte die Achseln. „Unbekannt,“ antwortete sie gleichgültig. „Adresse ‚Villa Witte‘ im Grunewald. Alles dick gepreßt mit Telefonnummer, schwarz auf Bütten.“

„Wohlhabend also,“ sagte Onkel Emmich, „so was haben wir hier nicht, aber in Berlin, warum nicht? Auch bei den Preußen hatte man ähnliches, ich führte violett mit dem Tollschen Wappen, auch ganz dickes Papier. Im Grunewald werden keine rechten Wappen sein,“ setzte er bedenklich hinzu.

Erhard lachte. „Die Schlemmers und die Wittes, was willst du, Onkel Emmich, mindestens seit dem ollen Fritz. Aber einerlei, was will deine Anita denn eigentlich?“

Erminia zog die feingezeichneten, blonden Brauen hoch. „Ja, ich bin überrascht, weiß eigentlich wirklich nicht, wie sie gerade auf mich verfiel. Unsere Freundschaft ist doch eigentlich mehr oder weniger im Sande versickert, seit sie heiratete. An zwanzig Jahre muß es her sein. Sie zeigte mir gelegentlich die Geburt von Kindern an, und jetzt mit einem Male —“ Erminia hielt inne, und ihr blondes Gesicht sah mißvergnügt aus. Ein kleines, rundes, schon etwas verfälteltes Gesicht mit rötlichen, von Grau untermischten Ponnyfransen, die in die niedrige Stirn hingen.

„Also, was denn?“ fragte Tante Kathinka. „Du hüllst dich in Schweigen, gefällst dir in Andeutungen. Wir sind auch noch da, bitte.“

„Hm,“ machte Onkel Emmich, und Erhard nahm die Brille von den grauen, kurzsichtigen Augen, die tief von hellen Wimpern umgeben unter der kurzen Stirn saßen, und sagte: „Also keine Scheu, sprich dich aus.“

„Sie hat eine Tochter...“

„Du deutetest ähnliches vorhin an . . .“

„Ich?“

„Nun, du erwähntest Geburten, wobei Tante Kathinka die Nase krauste.“

„Erhard!“ sagte diese streng.

„Also, da konnte es leicht sein, daß unter diesen Geburten — verzeih, Tante Kathinka — eine weibliche gewesen wäre. Aber weshalb dir — uns — damit ins Frühstück fallen.“

Erminia blieb ernst, belastet und fast verkümmert.

„Eben,“ meinte sie, „ganz und gar unverständlich, wo es Schlemmers in Massen gibt, von den Wittes gar nicht zu reden. Und da denkt sie ausgerechnet an mich.“

„Also, Erminia...“ Erhard stand auf und griff nach der Zigarrentasche, „gib das Sibyllenartige auf. Warum soll sie nicht an dich denken, trotz Schlemmers und Wittes?“

„Sie will mir die Tochter schicken,“ sagte Erminia und wurde plötzlich rot, ganz ohne Grund, wie überhaupt in ihrer feinen, durchlässigen Haut sich leicht schnell aufsteigendes Blut zeigte.

Es gab eine Stille, und Erhard blieb bei seiner Wanderung um den Tisch stehen, sah aufmerksam, die Zigarre im Mund, herüber.

„Diese Tochter soll einem unerwünschten Freier entzogen werden, scheint elterlichem Einfluß nicht zugänglich, selbstherrlich, unberechenbar, scheinbar ganz und gar unmöglich. Und da denkt sie ausgerechnet an mich.“

Erminia versank in verstimmtes Schweigen.

„Unerhört,“ sprach Tante Kathinka, „ja, diese Berliner...“

„Hm,“ machte der ältere Toll und erhob sich nun auch, ging langsam der Tür, die in den Flur führte, zu, denn dies interessierte ihn nicht, kam ihm überdies unbehaglich vor. Sein feines Gefüge ahnte Meinungsverschiedenheiten, nichts für ihn, hatte Examenartiges. Zu seinem größten Erstaunen hörte er aber seinen Neffen munter und ganz unbeschwert sagen: „Na also, warum nicht? Laß sie kommen, Platz ist im Haus. Und wenn es hier Entführung gibt und Liebesdrama, denke ich mir das abwechslungsreich.“

*

Und so kam Kitty Witte.

Erminia holte sie im Jagdwagen, dachte gleich das Gepäck mitzunehmen. Jawohl, da stand ein Rohrplattenkoffer, ein Rohrplattenhutkoffer, ein Rohrplattenschuhkoffer und gelbe Ledertaschen, ebenso längliche Etuis, aus denen merkwürdig geformte Haken und Schaufelchen stachen.

„Golf,“ erklärte Kitty Witte, „man kann nie wissen. Auf dem Norddeutschen Lloyd findet man Tennisplätze, warum nicht hier in der Wildnis Golflinks?“

Erminia schüttelte verständnislos den Kopf. „Das Gepäck lassen wir dann am Nachmittag holen, Fräulein von Witte.“

„Meinetwegen,“ erwiderte Kitty nachlässig, „nur die Handtasche... Aber bitte, nennen Sie mich Kit, Fräulein Sowieso ist bei uns nicht üblich, ziemlich vermoderter Ton.“

Digitized by Google

„Bitte," sagte Erminia steif, „steigen Sie ein."

Man fuhr schweigsam. Erminia versuchte sich in wohlerzogener Konversation, Kitty aber schwieg, antwortete knapp und kaum höflich.

Ein hübsches Ding, lang, schlank, ja mehr als das, gertendünn, das braune, glänzende Haar im Herrenschnitt unter der tief in die Stirn gedrückten braunen Glocke, im hellen Complet. Große, böse, kornblumenblaue Augen zwischen dicken, fast krausen Wimpern, eine feine, freche Nase und die entzückendsten Zähne, eine gleichmäßig elfenbeinerne Reihe zwischen den etwas eigensinnigen, weiten Lippen.

Erminia sah nicht viel von dem allen, zu anders wie die Mädchen ihrer Jugend, wie sie selbst, die hellblond, mit zierlicher Taille und rundem Mündchen als reizende Erscheinung gegolten hatte.

In der Halle aber stand der Baron Erhard Toll und riß die Augen auf. Nett, allerliebst, so was sah man in der Illustrierten, etwa beim Grand Concours und dem letzten Tennisturnier in Monte Carlo. Er streckte Kitty die Hand hin und sah sie mit den grauen, kurzsichtigen Augen wohlgefällig an.

„In der Verbannung!" sagte er. „Lassen Sie es sich gefallen."

Kitty wurde rot, und die dunklen Augen waren noch dunkler.

„Haben sie im Grunewald schon wieder gequatscht?" fragte sie mißlaunig. „Was heißt Verbannung? Ich geh' dahin, wo ich will."

Erminia zuckte unmerklich die Achseln, aber Erhard rief erheitert: „Mein gnädigstes Fräulein, wie schmeichelhaft! Und daß es nun gerade auf Leuben fiel!"

Da kam Tante Kathinka, groß und hager, im Haubenaufbau auf dem grauen Scheitel und einem Strickbeutel am Arm. „Willkommen," sprach sie und faßte Kittys Hand, drückte sie ein wenig herunter, um anzudeuten, daß ein Handkuß erlassen sei. Kitty aber dachte weniger an diesen, schüttelte flüchtig die kühle, vertrocknete Hand und sagte: „Tag!" Nichts weiter. Die Augenbrauen von Tante Kathinka gingen hoch.

„Also," wandte sich Kitty ihrem Wirt zu, „das mit der Schmeichelei ist Mumpitz. Faule Redensarten sind nicht mein Fall. Ich kenn' Ihr Leuben gar nicht und Sie alle ebensowenig. Wie soll ich da auf so 'ne ultraausgefallene Idee kommen, mich gerade hierher zu sehnen?"

„Sie deuteten ähnliches an," erwiderte Erhard, der sich himmlisch amüsierte.

„Schief gewickelt," entgegnete Kitty, „also wenn meine Erzeuger oder die alte Dame gequatscht haben, dann will ich lieber gleich Farbe bekennen."

Man war unterdessen in den Salon herübergegangen.

„Ich hab' nämlich da zu Haus," fuhr Kitty düster fort, „einen Freund. Mein Gott, so was hat man doch meistens, dafür kann man überhaupt gar nicht. Na, und der machte sich mausig, saß den ganzen Tag bei uns 'rum."

„Unangenehm," warf Erhard ein.

Kitty nickte. „Na, nicht zu knapp, besonders wenn die verflossene Generation kein Geschöpf in Hosen ansehen kann, ohne zu denken: Schwiegersohn oder Korb. Hat sich was, für so was bin ich noch lange nicht reif. Aber es hieß also, wir reisen. Ultimatum meinerseits: Ich reise, ohne Familienanhang, ohne die ganze Golfblase hinter mir her. Ich sagte schon," wandte sie sich Erminia zu, die ihr gegenüber im Sofa saß, „ich war ganz doll auf Golf, dieser neue Klub — sagenhaft. Na, bei mir dauert allerdings so was nicht lang, aber wenn, sitz' ich drin bis über die Ohren. Und das Klubgelichter hängt sich da so an einen. Also ich hatte die ganze Geschichte schon erheblich bis hier..." sie fuhr sich mit dem Zeigefinger unterm Kinn entlang. „Meine ollen Herrschaften immer im Schwindel: wo und was geschieht? Dazu den Ritsch dauernd auf den Hacken. Na, was wollen Sie? Das hätte auch hier von Ihnen keiner ausgehalten."

„Nein," sagte Tante Kathinka stark und Erhard meinte ernsthaft: „Unmöglich!"

„Ja, also da band ich mir mal eines Tages meine alte Dame vor. ‚Anita', sagte ich zu ihr, ja —" auf fragend erstaunte Blicke, „das ist bei uns so Stil, Mütter haben es gern, wollen mehr das Gleichaltrige betonen. Anita läuft egal in meinen Sachen 'rum. Also, ich sagte ihr" — sie blickte flüchtig zu Erhard herüber, der in der entferntesten Ecke des Salons stand und sich die Nase schnob, seine Brillengläser waren feucht beschlagen. „Ich sagte also: ‚Anita, weißt du nicht 'nen Ort, wo ein lebensüberdrüssiger Mensch seine Form wiederfindet, wo ihm nicht beständig auf die Zehe getreten wird, und wo es nichts Heiratsfähiges gibt?' Da schlug Anita Elmau vor, ausgerechnet!"

Kitty lachte, und zum erstenmal wurden die dunklen Augen wirklich blau, kinderhaft blau, und die Reihen der unerhörten Zähnchen blitzten. Ein süßes Ding! „Elmau! — na also, das wär' was! Jeden Tag 'nen andern Kavalier bei Tisch, und am Sonntag zum Dessert wird man dann zusammengepredigt. ‚Ne, Anita,' sagte ich, ‚auf so 'ne Gedankenwelt kommst auch nur du. Fahr' bloß selber hin, dir schad't das nichts, denn du hast dich bereits versorgt. Ich aber will für mich sein, ich hab' den Krempel satt und bin auch nur 'n Mensch von Fleisch und Blut, der mal nach seinem Gusto leben will. Also 'ne andere Kiste. Na,

Digitized by Google

Schloß in Rapallo. Ölstudie von Prof. Eugen Bracht

Digitized by Google

Digitized by Google

und da tauchte Anita in ihr tiefstes Seelenleben runter und brauste mit ‚Leuben' herauf, Wälder, Einsamkeit, eine liebe Jugendfreundin — so was wuchs damals —" ein merkwürdig blauer Blick traf Erminia, wurde aber nicht erwidert, kritisch und ein wenig verlegen sah diese halb an den blauen Augen vorbei — „und vor allen Dingen keine Bengels, die einem nachlaufen. Elmau ohne Männer —" sie lachte, „nichts für Anita, aber mir liegt das nun mal momentan."

Erhard trat herzu. „Verlangen Sie, mein gnädigstes Fräulein, daß wir beide, nämlich mein Onkel, den wir da eben herbeikommen sehen und den ich Ihnen präsentieren möchte — Baron Emmich Toll — Fräulein von Witte — ja, also wünschen Sie, daß wir beide nun auf der Stelle fluchtartig das Feld räumen, oder gestatten Sie wenigstens noch so etwa das Abendessen und eine Nachtruhe?"

Kitty lachte hell auf. „Ach Gott, Sie sind ja zum Rollen!" rief sie. „Wie Sie so was vorbringen, so gesetzt und dabei — na, einfach zum Heulen. Also mit Männern habe ich Sie doch nicht gemeint."

„Danke," sagte Erhard lächelnd, aber es fuhr ein Rot über seine Stirn.

Das war Kittys Debut.

„Unerträglich," meinte Tante Kathinka, als sie am Abend ihrer Nichte in deren Schlafzimmer noch einen kurzen Besuch abstattete.

Erminia saß auf dem Bettrand im langen Schirtinghemd und flocht müde den dünnen, graublonden Zopf. Sie sah bedenklich drein. Ein Element im Haus, das nicht paßt, aus dem Rahmen fällt, nicht schlecht erzogen, schlechter Geschmack, nein, ein Kind von heute, das manchem unerträglich ist und vielleicht einem andern auch wieder nicht, jedenfalls Löcher riß, Umsturz vornahm und die Welt an ihrem kleinen Finger baumeln hatte. Was sollte die hier? Was — ja, eine Angst befiel sie und eine noch größere Hilflosigkeit.

„Gott, unerträglich," antwortete sie, aber nur gedehnt, und flocht langsam am Zopfende weiter, „nicht sehr gut erzogen, aber es ist wohl moderner Berliner Ton, man macht sich da schon aus Romanen ein Bild."

„Sie wird sehr inkommodieren," meinte Tante Kathinka, „ich denke dabei nicht an dich und mich, du hast den Haushalt, und ich kann mich zurückziehen. Ebenfalls Onkel Emmich. Ich denke an Erhard, der so liebenswürdig als Wirt und Hausherr ist, der sich verpflichtet fühlen wird, da zu sein, zu arrangieren, zu unterhalten. Unsern Erhard wird sie recht sehr inkommodieren."

„Ich glaube nicht," antwortete Erminia und kroch ins Bett.

★

Selbst in grauen Gärten gibt es grasgrüne Junimorgen, an denen alles blänkert und blitzt wie helles, grünes Glas, an denen Fliedertrauben schwerbetaut im grünen Gebüsch hängen, während Goldregen und Maiblumen an den Wegen stehen, an denen auf neblig-grünen Koppeln die edlen Stuten mit ihren Fohlen vorüberziehen und in der Ferne der blaue Wald steht, dessen sanfter Ton von lichtem Birkengrün unterbrochen wird.

An einem solchen Morgen saß Kitty Witte im Park von Leuben unter einer alten Kastanie, die ihre Weihnachtskerzchen aufgesteckt hatte. Es standen da eine Bank und ein runder Tisch. Man sah nichts vom Haus, ringsherum nur diese grasgrüne Wildnis. Im Rasen nickten Sternblümchen und zitterten weiße Anemonen.

Kitty hatte ein weißes Kleid an, weiße Strümpfe und Schuhe und saß da wie der junge Morgen selbst. Auf dem braunen Kopf spielten helle Lichter. Sie hatte ihn an den Stamm der alten Kastanie gelehnt und döste so vor sich hin. Die düstern Augen hatten wieder jenen Kinderausdruck, ein zärtliches Kornblumenblau, das nun allmählich immer mehr die Oberhand bekam, denn diesem innigen Frieden des Frühlings war die Dunkelheit der Stimmung eines solchen Kindskopfs nicht gewachsen. Ihre unzusammenhängende und unpassende Erklärung jenes Abends vor vierzehn Tagen im Flur des Leuber Hauses hatte nur ein Stückchen der Wahrheit enthüllt. Ja, sie hatte allein sein wollen, zurechtkommen ohne Anita und ohne die Golfblase, denn da war allerdings der eine gewesen, der sich mausig machte und den die Eltern nicht billigten. Aber die Eltern kannten nur alles, was an der Oberfläche lag. Daß da aber ein anderer war, den sie vielleicht auch nicht billigen würden, ein Reichswehrmann, der aber zufällig der Kitty gefiel, bis zum gewissen Grade, der sich stramm dienstlich benahm, nicht Mitglied im Golfklub war, Eintrittsgeld viertausend Mark, und der Kitty imponiert hatte. Turnierreiter, Rennpreise, einen Rennwagen, mit dem er auf der Avus ungezählte Punkte bekam: ja, dieser Reichswehrmann war der Kitty gefährlich geworden und hatte sich plötzlich anderweitig verlobt. Pech! Kitty trug es mit der Gleichgültigkeit des modernen Mädchens, sagte: „Schnuppe, Wurscht, alberner Affe" und so weiter. Aber ihr, dem Kind des Luxus, dem sich noch nie ein Wunsch versagt hatte, war das im Grunde doch nicht angenehm. Und so hatte sie eben beschlossen, neue Gefilde aufzusuchen, der ganzen Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen. Nun war sie hier, und siehe da, es war sehr gut so. Weder ärgerte sie sich über die Braut, deren

Digitized by Google

Namen sie nicht einmal kannte, noch dachte sie überhaupt viel an den Reichswehrmann. Eigentlich fiel er ihr nur noch selten ein, vielleicht so mal vorm Zubettgehen, und dann dachte sie einfach: „Affe!“

Nein, dieser grasgrüne Frühling hatte es ihr angetan, der leuchtende Garten und die grünen Koppeln mit den edlen Stuten. Sie ritt mit Erhard durch die Felder, er kutschierte sie auf Vorwerke und in die Schonungen. Es gab da eine neue Welt, also Natur war nicht nur Landschaft mit Fernrohr und Sonnenschirm, nein, eine Welt für sich, ein Kreislauf von grünendem Werden. Das Heute knüpfte sich an das Morgen, und so wurde das Jahr des Landmannes.

Erhard, der wohl gedanklich all diesem zugänglich, konnte kaum begreifen, wie in vierzehn Tagen sich so ein heißes, junges Ding einfühlen konnte, wie es fast mitzuwachsen und mitzublühen schien. Er selbst stand dem Betrieb pflichttreu, aber lau und gefühlsarm gegenüber. Natürlich war es fatal, wenn die Bilanz Fehlbeträge aufwies und anderseits erfreulich, die Stuten zu höchstem Preis verkauft zu haben. Aber jede Passion fehlte. Und wenn Kitty vor Ungeduld zappelte, um zu erfahren, ob die Stute Elida vom Hektor aus der Lindenblüte ein Hengst- oder ein Stutfohlen gebracht oder sechsmal am Vormittag das Barometer klopfte, weil ihr versprochen worden war, in die kleinen Pflanzgärten der Forst zu fahren, so stand er vor etwas Unverständlichem.

„Liebes, gnädiges Fräulein“ — Kitty hatte ihm die Duzbrüderschaft noch nicht angeboten — „morgen ist auch noch 'n Tag. Und wenn die Elida diesmal ein Stutfohlen hat, dann ist es sicher im nächsten Jahre ein Hengst.“

Nein, dies wilde, heiße Kind, das ihn anzog und wieder fast belastete und inkommodierte — ja, darin hatte Tante Kathinka wirklich recht gehabt, — diese Kitty also saß unter der großen Kastanie, goldgrüne Sonnenflecken auf Kleid und Haar und in den Augen jenes Blau-Kinderhafte. Sie hatte ihr Zigarettenetui und ein paar aufgerissene und halb gelesene Briefe vor sich, aber die Zigarette war ausgegangen, und die Briefe lagen zerknüllt auf dem Tisch.

Kitty döste so vor sich hin.

‚Komische Kiste,‘ dachte sie. ‚Da sitzt man nu so, hat nicht die Spur von Ankratz, auch nicht den schleierhaftesten Auftrieb von Amüsement, und ist doch ganz eins mit sich. Vielleicht bin ich so was wie 'ne tiefere Natur, Droste-Hülshoff oder ähnlich, Höhlenmensch, weiß Gott, was aus einem noch alles werden kann. Den Ritsch habe ich mir abgewöhnt auf geradezu asketische Weise. Das heißt, ne, eigentlich ist er so von selbst abgerutscht Die Fohlen sind mir direkt lieber. Und überhaupt, man kann durchaus ohne Männer... aber schlankweg.‘

Hier brach sie in ihrem gedanklichen Monolog ab, denn der jüngere Toll kam den Weg entlang, spazierte im braunen Sportanzug, den Panama ins Gesicht gedrückt, herbei. Es kam ihm da wieder dies Inkommodierende, aber doch zog eine Wärme durch sein Inneres.

Da saß das Mädel nun so, weiß und jung, mit den lieben blauen Augen und dem eigensinnigen zu großen Mund. Gleich würden die Augen noch blauer werden, er kannte das, denn das geschah nun häufig, wenn sie ihn ansah, und die entzückende Zähnchenreihe lachen. Das also mußte sogleich erreicht werden. Er riß, drollig wie er sein konnte, den Hut vom Kopf und machte einen Bückling.

„Ihr Diener, meine Allergnädigste!“

Wirklich kam alles so, wie er wünschte. Die länglichen rosa Lippen ließen die Zähnchen lachen, und ein tiefes Blau sah ihn zwischen den krausen, braunen Wimpern an.

„Morj'n, Opapa,“ antwortete sie. Das schätzte er nicht sehr, sie wußte es.

„Haben Allerhöchstdieselbe allerliebstens zu ruhen geruht?“ Erhard setzte sich zu ihr, beugte sich vor und pustete die offenen Briefe halb über den Tisch.

„Sie dürfen meine Diskretion nicht zu sehr auf die Probe stellen. Am Ende hat sich da wieder der Mausige in Erinnerung gebracht oder jemand, der kein Mausiger ist. Ja, man ist doch auch 'n Mensch.“

„Also,“ sagte Kitty jetzt, „wenn Sie mal 'nen Augenblick die Quasselstrippe abhängen wollten, wäre ich sehr verbunden.“

„Zu Befehl!“

„Na ja, nun nehmen Sie noch den Hut ab und lassen Sie sich mal dies sogenannte Mailüftchen übern Kopf ziehen. Das ist doch was, nicht? Und wenn man dazu noch fünf Minuten lang mit angespanntem Bizeps den Mund hält, dann ist es noch mehr. Kinder, ihr ahnt ja gar nicht, was ihr hier herum so habt!“

„Also es gefällt Ihnen?“ fragte Erhard.

„Gefallen? Gefallen ist gar kein Wort. Gefallen tut mir der Eiffelturm und die Pyramide von Cheops oder wie das Ding heißt, besonders wenn Anita durchaus per Kamel hin will und denn oben so 'ne Heidenangst kriegt, daß sie mitten in der Wüste wieder abgeseilt werden muß. So was gefällt einem. Aber hier —“ sie sah in die grüngoldne Kastanie über sich und dann nach den fernen, blauen Wäldern — „ja, was soll da 'n Mensch sagen! Hier ist man eben zu Hause.“

Digitized by Google

Erhards feinfingrige Hand schloß sich fester um den Stockgriff, und er räusperte sich. „Das sagen Sie so, gnädiges Fräulein," antwortete er gemessen, „aber erleben Sie mal die ganze Herrlichkeit im Oktoberdreck, oder wenn einem winters Nase und Ohren glaciert abfallen, dann denken Sie: ‚danke schön'."

„Quatsch!" rief Kitty heftig. „Für was halten Sie mich? Bin ich so'n Männchen aus 'nem Wetterhaus: scheint die Sonne, wups raus, regnet es, wups rin. Ne, lieber Er... Herr, — fast hätte ich mich versprochen und Sie beim Vornamen genannt. Das ist nämlich bei uns Stil, und keiner hält sich mit Titulatur und ähnlichem auf, aber da Sie immer ‚gnädiges Fräulein' mit granitner Stirn sagen, muß es eben ‚lieber Herr' heißen."

Plötzlich schlug ihr ein Rot ins Gesicht, denn Erhard sah sie an mit den kurzsichtigen grauen Augen. Es stand da ein kleines Licht drin. „Soll ich Kitty sagen?" fragte er, und etwas klang in seiner Stimme mit, etwas Wunderschönes und ihm selbst Fremdes.

„Warum nicht?" stieß Kitty hervor, und ihr Gesicht wurde immer heißer, „das ist bei uns — nein —" sie brach ab.

Himmel, achtzehn Jahre, und trotz dem Mausigen, trotz dem Reichswehrmann ein blauäugiges Kind von gestern. „Nein, bitte nicht, lieber nicht." Sie stand auf, raffte die Briefe zusammen. „Ich muß hinein. Ihre Schwester — ich versprach ihr..."

„Und ich sage doch Kitty von jetzt ab — hier die Tasche."

Erhard reichte ihr das Zigarettenetui und legte es in ihre Hand, so daß er sie zugleich einen Augenblick umschloß, ganz zart und ganz wenig nur.

„Auf Wiedersehen, Kitty!"

Da lief sie fort, aufgestört, ganz außer Konzept.

*

Es hätte ja nun alles sehr schön werden können. Ein kleines Loch war ins graue Netz gerissen, aber über Nacht, da kamen die Spinnen, eifrige, fleißige Spinnen, die flickten, besserten aus, nein, die ließen da nichts herein, was Licht in ihren grauen Winkel bringen könnte.

Es war aber rein wie zufällig, daß am Tage, der diesem aufgestörten Maienmorgen folgte, der Postbote mal erst zwei dicke Briefe an Kitty brachte und daß zu gleicher Zeit, als diese gelesen wurden, Erminia Toll aus dem Hühnerhof kam, dem ihre besondere Sorgfalt galt, und dabei Fräulein von Toll, die Tante, traf. Beide Damen verloren sich im Park, wanderten die Wege entlang.

Es war ein trüber Tag, und der Junker Bülow schrie aus den Weiden.

„Du hast recht, Tante Kathinka," sagte Erminia, „man ist mehr unter sich. Logierbesuch ist sicher hübsch, aber zu lang —?"

Tante Kathinka räusperte sich. „Es kommt auf den Logierbesuch an. Zu meiner Eltern Zeiten gab es alte Freunde, die blieben gleich ein halbes oder ein ganzes Jahr. Da war nichts dabei. Aber heute — nun, man hat da vielleicht die Wahl: kurz oder für immer."

Erminias Gesicht rötete sich heftig und dunkel. „Du meinst?" fragte sie hart. Fräulein von Toll zuckte die Achseln. „Was ich meine, weiß ich. Und wenn du es nicht weißt, ist es nicht an mir, Aufklärung zu geben."

Erminia schwieg. Ihr Gesicht sah nun verdrückt aus, kummervoll und besorgt.

„Dich trifft's am schwersten," sagte Tante Kathinka.

„Ich denke nicht an mich," antwortete Erminia hochmütig. „Ich wäre die letzte, im Gegenteil. Aber paßt es wohl? Wäre es ein Glück für ihn? Sage selbst!"

„Hm," machte Tante Kathinka, „bekanntlich ist das jedermanns eigene Sache. Aber ich meinerseits will offen sagen: mir wäre es fatal. Wir sind unter uns zufrieden und gemütlich. Die Tolls sind merkwürdige Menschen, man muß sie lassen, da paßt so recht keiner hin, und am wenigsten — na, wir brauchen uns darüber nicht auszusprechen. Übrigens sehe ich dort Erhard kommen, vielleicht will er mit dir reden. Ich lasse euch allein."

Und Tante Kathinka setzte sich auf die Bank unter dem Kastanienbaum, während Erminia langsam mit festem Mund und unguten Augen ihrem Bruder entgegenging.

Droben im Fremdenzimmer saß Kitty, eine ganz und gar außer Fassung geratene Kitty. Denn da lagen zwei Briefe, die an sich schon genug waren, und außerdem gingen die Gedanken auch immer wieder an den Morgen unterm Kastanienbaum zurück, an die grauen, kurzsichtigen Augen. Und dann die zarte Hand, alles Kitty so neu und schon so lieb. Ja, aber, wo war denn alles geblieben? Der Nachmittag brachte einen abwesenden Hausherrn und der heutige Morgen hatte ihn auch noch nicht zutage gefördert. War das so hier oben, wo alles nach alter Sitte ging? Mußte das so sein, langsam, heimlich und bedenklich? Kitty kannte sich da nicht aus. Nur daß allmählich eine Traurigkeit über sie kam, etwas ganz Verlorenes. Und dazu diese beiden Briefe — ja, das war denn doch — —

Erstens schrieb da ihre Freundin Trix, ein freches, unbedenkliches Ding aus dem Golfklub, sie wäre genötigt, zu beichten, hätte die Kitty damals aufsitzen lassen, denn das mit

Digitized by Google

dem Reichswehrmann wäre Mumpitz gewesen, der hinge noch nach wie vor fest, dächte nicht an Verloben, bloß so 'n fader Aff', — na, sie hätte ihn eben der Kitty mies machen wollen, und daher der Quatsch mit Verloben und so weiter. Aber es wäre 'rumgekommen, weiß Gott, wie, die Menschheit bestünde heutzutage nur noch aus Maulwerk, und der Reichswehrmann hätte sie moralisch übergelegt. Na, über das Kapitel spräche sie nicht gern. Im übrigen: darum keine Feindschaft nicht. Und wenn sie, die Kitty, so 'nen Quadratsimpel wolle, ihr, der Trix, wär's schnupper als schnuppe.

Das war schon toll. Aber das Tollste war der andere Brief. Darin schrieb der Reichswehrmann selbst, was er da alles gehört hätte und wie er nun mal gefälligst Klarheit haben wolle. Denn auch ihm hätte der Mausige nicht gefallen und so bäte er um prompten und deutlichen Bescheid. Falls derselbe zufriedenstellend ausfiele, würde er sich am Donnerstag punkt zehn Uhr vormittags dort mit seinem Rennwagen vorstellen und seine Kit — ja, so schrieb der Frechling — abholen, denn da Villa Witte verwaist — die Herrschaften seien in Baden-Baden —, hielt er es fürs Gegebenste, die Kit gleich unter Dach und Fach zu bringen, nämlich zu seinen Eltern, die da in der Gegend 'rum, nämlich mehr nach dem Masurischen zu, auch auf so 'ner Klitsche säßen. Also bäte er höflichst um entsprechende Drahtantwort.

Schöne Geschichte!

Kitty saß da, blaß und verstört. Die reine Affenkomödie! es war schon richtig: sobald Männer auftauchten, nichts wie Malheur! das heißt bis auf den einen mit den zarten Händen und den kurzsichtigen grauen Augen. Ach nein, bei dem war alles ruhig und heimatlich.

Kitty schob ihre Briefe in die Nachttischschublade, bürstete den braunen Kopf und spazierte nach unten. Irgend etwas würde sich nun wohl ereignen. Ihr Herz schlug ein bißchen, als sie draußen an der geschlossenen Glasveranda Erhard Tolls Stimme hörte. Da war auch Erminia. Ja, nun sprach diese halblaut und eindringlich, und Erhard antwortete; deutlich konnte Kitty seine Stimme und den ihr fremden, gleichgültigen Ton darin hören: „Jawohl," sagte er, „du hast recht. Wir gehören zusammen, sind eins. Also nichts von Änderung, wie könnte ich dich missen? Niemals. Ich fahre heute abend."

Da trat Kitty heraus, blaß, etwas atemlos. Ihr war's, als sei dort ein Würfel gefallen, ein Entschluß gefaßt, der über sie entschied und nicht über sie allein. Das Netz war ausgeflickt, die Spinnen hatten eifrig gesponnen. Nun war alles wie immer grau in grau. Kitty aber wollte nicht, daß da so über sie entschieden wurde, wollte kein Herzweh erleiden und nicht dulden, daß diese zarte, feine Hand ihr Böses antat. So trat sie herzu, aufgereckt, schlank, mit Augen, die wieder jenen dunklen Schein hatten, und sagte hell und laut: „Kann mir irgend so 'n August von draußen ein Telegramm besorgen? Ich hab' da nämlich 'ne saugroße Dummheit fertiggebracht, bin komplett reingetapert," und auf erstaunte Blicke fügte sie lahm hinzu: „Ich hab' mich nun richtig mit meinem Reichswehrfritzen verlobt."

Die Stimme knickte zum Schluß etwas zusammen, und Kitty ging schnell davon, blaß und keck aufgerichtet.

*

Vor der Tür des Leuber Hauses hielt in leisem Regen ein grüner, riesenhafter Rennwagen, und der Diener verstaute Kittys Gepäck. Sie selbst würde neben ihrem Verlobten beim Steuer sitzen.

Beide traten heraus, beide in Leder, so daß man kaum die Nasenspitzen sehen konnte, schlanke, drahtige Kinder einer neuen Zeit. Die fidelen Augen des Leutnants zeigten nichts von Bräutigamsseligkeit, nur eine ungeheuer fröhliche Sicherheit, daß es nun immer so weiter gehen würde. Glück muß 'n junger Mensch haben! Und was man von Kitty zu sehen bekam, erschien selbstbeherrscht, kühl und ebenfalls im Einklang mit sich und der Welt. Ihre Augen waren dunkel und ein bißchen fremd, als sie sich nun von dem alten Baron Toll und den Damen verabschiedete — Erhard war von seiner Geschäftsreise noch nicht zurück, und so erwähnte sie ihn nicht extra, sondern bedankte sich bei Erminia und Tante Kathinka in möglichst hergehörigen Worten für die genossene Gastfreundschaft.

Der Leutnant kurbelte an, und langsam fuhr der grüne Wagen durch den Garten davon zur Landstraße hinaus.

Kitty sah sich um. Im leisen, grauen Regenschleier versank hinter tropfenden Büschen und den schweren Ästen der Normandianas das alte, graue Haus der Tolls.

Digitized by Google

Meisterwerke der Lichtbildkunst: Vier schöne Frauen

Die Modelle der hier zu einer losen Folge vereinigten Aufnahmen stammen aus Rußland und Indien, aus der Türkei und aus England. Die Photographen haben es verstanden, in ihre Bilder etwas von der Heimat dieser Frauen und Mädchen zu zaubern. So haben sie nicht nur technisch gute Porträts, sondern Seelendokumente geschaffen, und wo man mit Hilfe der Technik in diese Bezirke dringt, da wird das Handwerk eine Kunst, und das Objektiv ist in der Hand des Künstlers nichts anderes, als ein brauchbarer Pinsel oder

Russische Bäuerinnen. Aufnahme K. A. Berg

Digitized by Google

Die Inderin Dewika Rani
Aufnahme Yva

Digitized by Google

Frau Eloni Bey
Aufnahme Man Ray

Digitized by Google

Englisches Bildnis. Aufnahme Rolf Mahrenholz

Meißel. Wir ahnen in den schelmischen Bäuerinnen etwas von der fröhlichen Buntheit, der gesunden Lebenslust, der glücklichen Sinnenfreude Altrußlands. Uns tritt in der schönen Dewika Rani, jenes Indien entgegen, das nicht bloß wie in diesem Falle beim Film den Anschluß an das Abendland vollzieht, aber trotzdem im wesentlichen besonders, fremd, geheimnisvoll und verschlossen bleibt. Die von den Satzungen des Propheten befreite türkische Frau gibt sich ohne diese Hemmung der westlichen Zivilisation hin, und die Engländerin beharrt in dem zeitlosen Konservatismus wohlgeprägter, vorbildlicher Form.

Digitized by Google

Afrika – Seefahrten

Von Prof. Otto Baschin

Obgleich Afrika uns räumlich näher liegt als alle anderen Kontinente, mutet es den Europäer doch fremdartiger an als die übrigen Erdteile. Die gedrungene Gestalt, der Mangel an Gliederung seiner Küsten und die dadurch bedingte Unzugänglichkeit des Inneren, die Eigenart des Klimas, welches die im wesentlichen auf Tropen und Subtropen beschränkte Lage mit sich bringt, verleihen ihm starke innere Geschlossenheit. Das gilt wie für die Lebewelt der Pflanzen und Tiere, so auch für den Menschen, der als Produkt seiner Umwelt gerade in Afrika bodenständiger ist als in den meisten anderen Gebieten unserer Erde.

Es ist daher verständlich, daß die Afrika-Literatur von jeher besonders beliebt war, weil sie uns in eine fremde Welt führt, deren Absonderlichkeit in immer neuen Formen zutage tritt und deren Verständnis sich dem Europäer mit jedem neuen Buche tiefer erschließt.

Wilhelm Kuhnert, der bekannte Meister der Tiermalerei, schildert in dem Werk „Im Lande meiner Modelle" (Klinkhardt & Biermann Verlag, Leipzig. Brehm-Verlag, Berlin. 16. bis 25. Tausend. Durchgesehen von Dr. Arthur Berger) das afrikanische Tierparadies in seiner unbeschreiblichen Großartigkeit. Mit Malkasten, Skizzenbuch und Büchse durchstreifte er Steppen und Urwälder und erzählt nun in frischer, lebendiger Weise von seinen Erlebnissen. Mit scharfer Beobachtungsgabe lauscht er den einzelnen Arten ihre Eigentümlichkeiten ab und zeigt uns die Tiere so, daß wir sie förmlich vor uns zu sehen glauben.

Der große Zoologe Alfred Brehm hat einmal gesagt, daß nicht die Professoren der Zoologie und Direktoren der zoologischen Museen als Autoritäten der Tierkunde zu gelten hätten. Die wirklichen Tierkenner seien vielmehr Jäger und Forstleute. Gleich ihnen hat der Maler auf seinen mehrfachen ostafrikanischen Expeditionen die Kreatur im Freien beobachtet. Sein mit 68 Textskizzen geschmücktes Buch ist eine Fundgrube fesselnder Einzelheiten über Aussehen und Gebaren, Bewegung und Gewohnheiten, Verhalten gegenüber dem Menschen, Familienleben usw. zahlreicher Tiere, besonders der Löwen, Leoparden, Schakale, Hyänen, Paviane, Zebras, Elefanten, Antilopen, Giraffen, Büffel, Nashörner, Flußpferde und Krokodile. Von dem ungeheuren Reichtum an Wild erhält man eine Vorstellung, wenn man liest, daß mitunter Milliarden von Wildspuren in der heißen Steppe zu sehen sind, daß Zebraherden von 700—800 Stück beobachtet werden konnten, und wie im Gebirge nach einem Schuß der ganze Hochwald plötzlich lebendig zu werden scheint und die Elefanten schwadronenweise durch das Dickicht stürmen.

Das enge Zusammenleben mit den Eingeborenen auf den Jagdzügen gestattete dem Künstler mitunter auch tiefe Einblicke in die geistigen Fähigkeiten der Neger.

Noch tiefer in das Seelenleben und die Anschauungsweise des Negers dringen natürlich die Missionare ein, die jahrelang mit den Eingeborenen in deren Dörfern leben und sie bei ihren täglichen Verrichtungen beobachten können. Darüber unterrichten uns die Erzählungen von Schülern und Unterrichtsproben von Lehrern, welche Paul Rother unter dem Titel „Afrika lernt" (mit 13 Bildern, Leipzig, Verlag der evangelisch-lutherischen Mission) veröffentlicht. Als die deutschen Missionare nach dem Weltkrieg wieder in ihr altes Arbeitsgebiet zurückkehrten, wurden sie in einer von 1200 Männern besuchten Begrüßungsversammlung mit großer Freude bewillkommnet. Die Macht des Evangeliums hatte die Jünglinge aus den verschiedensten Volksstämmen zusammengeführt, welche einander sonst haßten, verachteten und bis aufs Blut bekämpften. Der Schulgesang übt eine starke Anziehungskraft aus, und der Beruf des Lehrers erscheint besonders begehrenswert. Namentlich sind es schlichte und elementare Gedankengänge, die sich für die innerliche Verarbeitung in der Seele des Negers eignen. So haben die Erzählung vom reichen Mann und dem armen Lazarus und Sprüche wie „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden" einen lebhaften Drang nach weiterer Aufklärung entfesselt. Die Missionare verstehen es, durch ihren Unterricht in diesen Menschen eine Sehnsucht zu erwecken nach etwas Geistigem, dem sie keinen Namen geben können, von dem sie nur wissen, daß sie es als schön und befreiend empfinden.

An zahlreichen Beispielen wird gezeigt, wie der primitive Mensch von Natur gut ist. Das Bergvolk der Wadschagga z. B. hat einen solchen Reichtum an Grußformen, in denen es seinen Respekt vor den verschiedenen Persönlichkeiten ausdrückt, daß den dort lebenden Europäern unsere Armut an solchen Formen geradezu demütigend zum Bewußtsein kommt. Altersgenossen müssen anders gegrüßt werden als ältere Personen usw. Der Name des Vaters ist so heilig, daß das Kind ihn nicht auszusprechen wagt, und das Gefühl der Ehrfurcht für die Eltern geht weit über das hinaus, was wir beim euro-

Digitized by Google

päischen Kinde finden. Die Formen sind hier ein feiner Ausdruck für die innere Zucht, in welche das Volk seine einzelnen Glieder genommen hat. Leider führten die Weißen vielfach fremde Gesetze ein, welche nicht zur Natur des Volkes passen, ihr vielmehr oft Gewalt antun. Sie haben sich meist gar nicht Mühe gegeben, die Eigentümlichkeiten und das gesunde Gefüge des Volkstums zu studieren, welches nun durch die eingedrungenen Fremdkörper zerrissen wird. Manche Erzählungen zeigen, daß die Heldenverehrung auch unter den Negern gang und gäbe ist. Tapfere Krieger, arbeitsame Häuptlinge, kluge Ratgeber, Sklavenbefreier, große Redner, Erfinder neuer Ernährungsmethoden, Wohltäter der Witwen und Waisen usw. werden in der Überlieferung verherrlicht. Einige Schüleraufsätze über die Themen: „Was ich sah, als ich zum Markt ging", „Was der Mond gesehen hat", „Wenn ich ein Geschenk von 10 000 Schilling bekäme" und andere muten an, als ob europäische Schüler sie geschrieben hätten.

Wissenschaftlichen Zwecken diente die Expedition der Brüder Fritz und Willem Jaspert, welche der letztere unter dem Titel „Afrikanisches Abenteuer. Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe" (Berlin—Minden i. W.—Leipzig, Verlag von Wilhelm Köhler) beschreibt. Es handelt sich um die Erforschung der primitiven Gesellschaftsorganisationen Zentralafrikas, insbesondere um das Studium von Lebensweise, Sprache, Kunstgestaltung und soziale Gliederung der Eingeborenenstämme, welche die portugiesische Kolonie Angola in Westafrika bewohnen. Um die Kosten der Expedition zu decken und den Ankauf von Sammlungsgegenständen zu ermöglichen, arbeiteten die Brüder als Landarbeiter, Gärtner, Ochsentreiber, Sklavenführer, Dolmetscher, Zugführer, Chauffeure, Lokomotivführer oder Ingenieure, wie es gerade der Zufall mit sich brachte. Die Einzelheiten dieser Erlebnisse werden in dem Werke anschaulich mit Frische und Humor beschrieben, während die wissenschaftlichen Ergebnisse der Veröffentlichung in den Schriften des Frankfurter Völkerkundemuseums vorbehalten bleiben. Das Forschungsgebiet quert Angola etwa in der Mitte vom Atlantischen Ozean bis zur Grenze des Kongostaates und schließt sich eng an die Trasse der Benguella-Bahn an, die damals noch im Bau war, inzwischen vollendet ist und im Juni 1929 feierlich eröffnet wurde. Da über diese Gegend in Deutschland nicht viel bekannt ist, so bieten die Berichte des Verfassers manches Neue. Im Gegensatz zu der weitverbreiteten Ansicht von der Schmutzigkeit des Negers erfahren wir, daß die kunstfertigen Kaluena, welche 1200 Kilometer von der Küste entfernt wohnen, sich einer peinlichen Sauberkeit befleißigen. Sie lachen die Europäer aus und halten sie für Schmutzfinken, weil sie ihr Taschentuch nach dem Gebrauch wieder einstecken, anstatt es zu säubern. Zu bedauern ist, daß die Kartenskizze, welche den Reiseweg des Verfassers enthält, völlig unzureichend ist.

Dasselbe gilt von der Karte eines anderen Reisewerkes des gleichen Verlages von Waldemar Grühl: „Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens" (mit 45 Abbildungen, 1929). Der Verfasser begleitete seinen Vater auf dessen Reise und schildert vom Standpunkt eines Vierzehnjährigen die Erlebnisse und Beobachtungen auf den Wegen nach und in Abessinien. Dieses etwas kühne Unterfangen erhält eine gewisse Berechtigung dadurch, daß es sich um ein zum Teil noch unbekanntes Gebiet handelt, aus dem die Mitteilung jeder Einzelheit willkommen ist, zumal sie von guten Photographien der Bevölkerung begleitet wird. Im allgemeinen jedoch überwiegen Banalitäten und Belanglosigkeiten, die aber immerhin zeigen, welche Empfindungen eine derartige ungewöhnliche Reise im Kopfe eines aufgeweckten Schülers auszulösen vermag.

In ein ganz anderes Gebiet, nämlich auf den offenen Ozean, führen uns die Tagebuchblätter einer Kapitänsfrau aus jener großen Zeit der Segelschiffahrt, die heute fast schon der Vergangenheit angehört: „Auf großer Fahrt" von Eugenie Rosenberger (4. Auflage. Derselbe Verlag. 1929). Die jetzige Generation lernt das Meer und die Küstenstädte meist nur vom Standpunkt des Dampfer-Passagiers kennen. Hier erleben wir die Romantik der Segelschiffsreise, die uns viel inniger mit dem Meer und seinen Erscheinungen verkettet und viel tiefere Einblicke in die Belange der Handelsschiffahrt gestattet, als es auf einer Dampferfahrt möglich ist. Das Leben an Bord mit seinen Freuden und Leiden, die fremden, tropischen Länder, ihre Eingeborenen und deren Gewohnheiten werden mit besonderem Verständnis in interessanter und ansprechender Weise geschildert. Wenn ich selbst mich in Erinnerungen an frühere, viele Wochen lange Segelschiffsfahrten versenken will, so weiß ich keine bessere Möglichkeit dafür als die Lektüre dieses Buches.

Digitized by Google

Kairo

Ein Bilderbogen von Berta Heinburg

Mit Zeichnungen von Professor F. Kienmayer

Basar

In tausend Gassen, Gängen, Nischen, Ecken
Des Orients süße Schätze sich verstecken.
Im Lärm, Gestank, Gewühle der Basare
Sind Stunden so erlebnisreich wie Jahre.
Ein Rausch von Farben! Alladins Gestalten
Des Sesams Schlüssel dir entgegenhalten.

Hier dämmern Straßen voll von alter Seide,
Dort häuft sich Gold und Perlen und Geschmeide,
Gelb, rot und blau, soweit man sehen kann,
Pantöffelchen aus weichem Saffian.
Und wo der Atem süß von Duft benommen,
Bist du ins Honigkuchenland gekommen.

Den Pfriemen hält der Schuster mit den Zehen!
Der Schneider strafft den Faden so beim Nähen,
Da hockt der Sattler, formt der Töpfer Schalen,
Da wird gekocht, gebacken und gemahlen,
Da wird geraucht, gespielt, geschwätzt, gelacht,
Da wird gefeilscht, gebetet, Streit entfacht.

Ein sinnbetörend Schieben, Schreien, Drängen.
Kamele schwanken in den schmalen Gängen.
Vermummte Frauen huschen, und die Teller
Der Wasserträger klappern immer schneller. — —
Der Alte aber mit gekreuzten Waden
Blickt ruhvoll auf der Wasserpfeife Schwaden.

Die Fremden

Und dicht daneben hebt die Polizei
Gedrillt die Hand zum Hebel: Durchfahrt frei!
Auf Avenuen sausen Motorwagen,
Die schöne Frauen in die Oper tragen,
Sind Bogenlampen, Hupen, Straßenschilder,
Europas Technik und Europas Bilder.

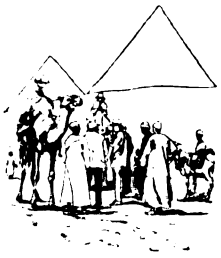
Digitized by Google

Mit Bad und Bar und wohlgewählten Speisen,
Mit Jazz und Golf pflegt man auch hier zu reisen.
In Knickerbocker und in Pelz gehüllt
Wird Fernensehnsucht denkbar leicht erfüllt.
Man sitzt beim Wein auf den Hotelterrassen,
Kann sich von Gauklern unterhalten lassen.

Man sieht die Sphinx sich an im Vollmondschein.
Man kauft sich furchtbar viele Photos ein.
Man ruft: „How lovely!“ „Max, sieh bloß an,
Ob man heut auch noch so was machen kann?!“
Und wenn der Luxusdampfer heimgeschwommen,
Hat weder Geld noch Weisheit zugenommen.

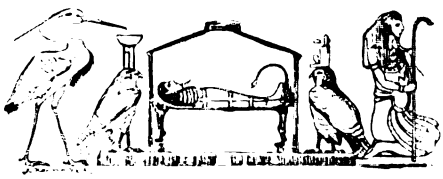
Gizeh

Auch hier sucht Fremdenindustrie sich Beute,
Von fern schon lärmt und heult die wilde Meute
Bei Tag und Nacht. — Nur in des Morgens Grauen
Kannst du allein die Pyramiden schauen. —
Noch ruht im Schatten rings das öde Tal,
Da grüßt die Spitzen Horus' erster Strahl.



Dies Volk, das täglich neben grünen Fluren
In Sand und Wüste sah des Todes Spuren:
Dies Volk hat so wie keines spätrer Zeit
Das ganze Leben schon dem Tod geweiht.
Und seine Fürsten, die wie Götter prangen,
Nur nach dem größten, schönsten Grab verlangen!

Die ließen Sklaven bauen, schleppen, schmachten,
Die ließen brunnentiefe Gänge schachten,
Und Ring um Ring, solang des Lebens Dauer,
Wuchs hoch und höher die gewalt'ge Mauer. —
Des Königs Mumie ward beraubt — verloren,
Die Berge stehn, die Menschenfron geboren.



Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Hanns Johst

Hans Sochaczewer: Menschen nach dem Kriege (Paul Zsolnay Verlag, Wien) — Manfred Hausmann: Salut gen Himmel (S. Fischer Verlag, Berlin) — Max Mohr: Die Heidin (Georg Müller Verlag, München) — Josef Ponten: Seine Hochzeitsreise (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). — Fritz Reck-Malleczewen: Jean Paul Marat (Drei Masken Verlag, Berlin)

„Menschen nach dem Kriege" — so nennt Hans Sochaczewer seinen Roman; er meint Kriegskameraden und schildert, wie sie sich hineinfinden müssen in die Zeit, in der die Front wieder ohne den Befehlsort von Stäben durch jedes einzelne Menschenherz läuft.

Da ist Nock, der zärtliche Feldwebel a. D., der Filmregisseur und das Muttersöhnchen. Aus der lyrischen Provinz wächst seine Haltung, und sein Weg aus dem Krieg führt über die lieblichen Stationen: Fia, Konstanze zu der geliebten Heimat: Jetica. Er ist ein gepflegter Mensch. Seine Mutter und deren Magd betreuen ihn, betreuen ihn derartig, daß alles, was von ihm ausgeht an Gesicht und Meinung, ein wenig weich bleibt und ohne Not.

Aber da ist Brand! (Wer dächte nicht an Ibsen und an die radikale Forderung: ‚Alles oder nichts!'?) Brand hat das Ende des Krieges noch nicht hinter sich. Alles bekriegt sich in ihm. Er hat eine Frau, und zwei Knaben nennt er sein Eigen. „Laßt sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind!" Dieser Brand ist von seinem Dichter mit aller Liebe umworben, überwittert von der Reinheit seiner Gesinnung, von der Verzweiflung seiner Einsamkeit. Herrlich gestaltet, wie sich seine Zunge löst, wie er langsam Sprache gewinnt und vorsichtig Fühlung nimmt mit seinem Weib! Wie der kriegerische Mann friedfertig wird und den Befehl zu seiner Pflicht, zögernd zunächst, von seiner Frau entgegennimmt, von der Liebe! . . .

Er, Brand, der Brennende, der sich gewöhnt hatte, nur im Mann Kraft, Würde und Welt zu sehen, er sinkt in die Knie, tapfer und Held. Er kämpft um das göttliche, tägliche Brot seiner Lieben, ohne Achselstücke, ohne Vorgesetzten, gehorsam nur seinem Herzen, seinem zärtlichen Herzen . . .

Und Deutschland . . .? Die Gemeinschaft . . .? Diese große Frage findet ihre Antwort in dieser Treue und in diesem Dienst.

Der Roman Hans Sochaczewers gehört zu den reinsten Gedichten, die der Unruhe unserer Gegenwart geschenkt wurden. Unparteiisch wächst es aus dem Blut und der Sehnsucht, der Rechtschaffenheit und der Nachdenklichkeit seiner Menschen. Das glücklichste Element in seiner organischen Welt sind seine Frauen . . . Mütter . . . Geliebten. Endlich einmal wieder deutsches Gemüt! (Dieses Wort stellt den tapferen Sammelbegriff dar von allem Mut, vom Übermut über Anmut bis zur Demut.) Und endlich wieder einmal Reinheit!

Alle Handlung und Haltung dieser Dichtung kommt aus lyrischem Quell, aus dichterischer Befangenheit und alles verklärender Unbefangenheit. Dieses Buch ist schön und lauter von seiner ersten bis zu seiner letzten Zeile. Es beginnt mit der Sorge des Wortes: „Möchte der Himmel sich doch klären . . ." Und es entläßt die Gebilde seiner Menschen und uns, seine beglückten Mit-Menschen, mit der Fürbitte: „Möchte der Himmel sich doch klären!" In der Umklammerung dieses Gebetes atmen alle, die dieses Buch offenbart.

Seine tiefste Sauberkeit zeigt dieser Roman an einer scheinbar vom Thema entlegenen Stelle, nämlich dann, als Fia, die Geliebte Nocks, ihren Vater verliert, einen sechzigjährigen Kleinbürger. Endlich, endlich in der Literatur wieder einmal Liebe statt Verzeichnung! Wir wußten von den Literaten her nur noch häßliche Attribute für ein namenloses Dasein, für die Maße der kleinen Existenzen, die in guten Stuben ihr höchstes Sonntagsglück erreichen. Der Arbeiter war ein Held, die schwielige Faust und dergleichen, aber der kleine Bürger, mit seiner engen Emsigkeit und der Bedingtheit seiner ängstlichen Grenzen, der war Abladeplatz für billigen Witz und wohlfeilen Spott.

Hier also waltet zarte Nachsicht.

Der Vater der klugen Fia stirbt, ein Vater stirbt . . . Als ob das nicht genug wäre, um den Schlaf der Welt zu schrecken!

Hans Sochaczewer packt diese klägliche, zerbrechliche Sterbestunde und macht einen unvergeßlichen Abgesang daraus.

*

Ein Mensch nach dem Kriege ist auch Lampioon, der Held eines Romanes, den Manfred Hausmann erscheinen läßt und der

Digitized by Google

ein wenig willkürlich „Salut gen Himmel" heißt.

Dieses Buch ist herrlich! Wundervoll hinerzählt . . . im Gehen scheint es gesagt . . . in den Wind gesprochen . . . Seine Sprache ist nicht ängstlich, ob auch alle Worte Ohren erreichen. Es genügt ihnen, dageweſen zu sein, aufgeklungen zu haben, sich aneinandergereiht zu wissen wie Feldfrüchte, wie Chausseebäume, wie Träume, wie Töne . . Ach, Unsinn, sich mit tausenderlei Wies zu quälen. Wie Worte, Menschenworte, lebendige, gesegnete, fruchtbare Menschenworte.

Man liest hundert Bücher. Es gehört zum Handwerk, sich umzusehen im zeitgenössischen Schrifttum. Es ist nicht immer ein Vergnügen. Aber da liest man die ersten Seiten dieses Buches und atmet auf. Ein Dichter! Ein richtiger Dichter, einer aus dem Geschlecht der Eichendorff und der Hamsuns fabuliert! Herrlich, herrlich, dieses Gefühl einer edlen Begegnung!

Lampioon pendelt etwa in Heidelberg über die Brücke. Dann fängt er ein Mädel ab, die sich in den Neckar werfen will, weil sie schwanger ist und weil sie — jedes Kind weiß, daß ein junges Mädel kein Kind kriegen darf, wenn der Vater der jungen Dame Professor und der Vater des Kindes eigentlich unbekannt ist.

Aber da solltet ihr Lampioon sehen und hören! Sehen und Hören vergeht euch, wie er auf das Mädel einredet! Nicht gedreht und gedrechselt, nicht gemessen und gezirkelt, aber so überzeugend, aus der Seele heraus, redet er auf sie ein, daß sie mit ihm auf das Wiesenfest geht, daß sie einen Luftballon kauft, daß sie Karussell fährt, ja, daß sie zu guter Letzt auf der Achterbahn mit ihrem neuen Kameraden . . .

Zu guter Letzt . . .? Achterbahn . . .?

Zuletzt bestimmt!

Gerade, wie sie wieder prall voll Lebensfreude ist, gerade, wie sie voll inniger Jugendbegeisterung aufstehen will, in voller Fahrt, um zu jauchzen, um die Welt an sich zu reißen, um Lampioon zu küssen und in ihm ihr Geschick, ihre Geburt und alles . . . einfach alles . . . Herrgott, wie man halt in solchem überwältigenden Augenblick aufspringen muß, da saust ihr in voller Fahrt ein sinnloser Querbalken gegen den Schädel, und Lampioon, er, der sie rief, der sie so fröhlich werden ließ, er hält einen zerstümmelten Leichnam bei den Füßen . . .

Wie gut ist es, daß Wege wie Bäche fließen, Straßen wie Flüsse strömen . . .

Was ist ein Mensch anders, als ein geringes Etwas, das auf dem Rücken der Woge fortgerissen wird . . .? Fort . . . fort . . . hinein in immer neue Horizonte . . .

Da erzählt ein andermal ein ganz Gedrückter seine Geschichte: In Holland lernt er sein Mädel kennen und lieben und dann muß er wieder weg, nach einem kurzen Glück am Meer. Und von zu Hause muß er wieder zurück zu seiner Geliebten. Und als er zu ihr kommt, ist sie am gleichen Tag wie er aufgebrochen, von der Sehnsucht getrieben, ist in entgegengesetzter Richtung, in der Richtung zu ihm. Er folgt ihr . . . Sie ihm . . .? Sie bleibt verschluckt . . .

Wie? Ja, Sie haben mich recht verstanden, diese Geliebte ist fort, weg, aus der Welt . . .

Die Polizei? Keine Spur! Der Gedrückte sitzt da und starrt in das Nichts, und das Nichts hat die Züge seiner Geliebten, und im Nichts schweben die Glieder der Geliebten . . . im Nichts . . .? Nein, nein . . . nicht wahr, die Geliebte kann leben . . .? Wer weiß wo? Sie kann auch tot sein, natürlich, das wäre ein Trost, nicht wahr?

Aber gewiß ist es nicht. Sie kann, verschleppt, irgendwo leben, Sehnsucht haben oder auch alles längst vergessen haben . . . Es ist trostlos. Aber die Wege sind Bäche und die Straßen Ströme. Das ist gewiß und das ist ein gewisser Trost.

Das schönste Kapitel ist die Föhre. Inhaltsangabe? Ach ja! Natürlich, jetzt muß ich etwas zerstören, etwas unerhört kunstvoll Ganzes zerbrechen, um einen geringsten Teil Glanz, Glück und Vollendung dieses Kapitels erahnen zu lassen. Wahrlich nicht leicht, das!

Verzeihen Sie, Manfred Hausmann, meinen Versuch!

Also, Lampioon ist auf der Wanderung.

Es will Winter werden, und der Tag hat sich geneigt. Der Wind braust über die Heide. Da sind ein paar Föhren. Aber eine, die wird am rohesten vom Sturm gepackt, und weil sie am gefährdetsten ist, liebt sie Lampioon. Eine unglückliche Liebe, das! Das muß ich sagen.

Der Sturm hat kein Herz, und Lampioon hat ein Herz und stemmt es gegen den Sturm. Geringe Hilfe für die Föhre . . . Der Sturm holt Atem. Lampioon atmet auf! Er klaut irgendwo Draht. Er verankert den Wipfel der geliebten Föhre mit seinem Drahtseil. Hoho! Bitte Herr Sturm! Meine Föhre ist gerettet!

Der Sturm kommt. Packt zu. Hohnlacht. Ein singender Ton. Der Draht reißt wie eine Geigensaite. Die Föhre stürzt.

Das Buch schließt: „Weiter! . . . Jetzt brauche ich den Weg nicht mehr. Norden da. Westen da. Das Pünktchen wandert langsam über die verschneite Heide, nach Westen."

Dieses Pünktchen, das da wandert, hat etwas von der Kraft und Größe jenes Punktes in sich, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben kann.

Es gibt einen einzigen untrüglichen Maß-

Digitized by Google

stab für die Wertung: Dichter oder Schriftsteller — das ist sein Verhältnis zur Sprache, ob es magisch ist oder geistig, das heißt gemeistert oder begnadet. Manfred Hausmann führt einmal das Wort ‚Erinnerung' auf seinen Quell zurück: er — innern!

Halt! Nicht weiter lesen!

Hand aufs Herz! Wie oft hast du das Wort benutzt und hast es noch nicht ein einziges Mal erlebt, dieses Geheimnis des Wortes, die Geburtsstunde, die überirdische Stunde dieses Wortes?

Er — innern!

Wie in ihm alles nach innen drängt und ganz aus der Tiefe gewandelt, vom Zauber einer magischen Innerlichkeit, neues Wesen gewinnt.

★

Max Mohrs an Improvisationen reiches Erzählen nimmt sich eines Weibes an, um zu zeigen, daß die Zeit der Männer, der Helden, der Kerle endgültig vorüber ist, daß nur noch Raum für Mann-Weiber ist, für „Die Heidin".

Man darf anderer Ansicht bleiben, ohne ein Dummkopf zu sein. Aber wie Max Mohr seine Geschichte nun einmal angekurbelt hat, gibt es für ihn bestimmt keine Alternative.

Sein mythologisch-modernes Weib heißt Lea Herse und ist bei mir, in nächster Nähe, zu Hause, in den Bergen. Sie ist eine tolle Nummer. Eine Mischung von Hedda Gabler und Lulu plus Rautendelein!

Spaß beiseite! Das Mädel guckt sich Berlin an und Berlin sich das Mädel. Amüsant, wie sich beide in den Augen liegen.

Sie verzichtet auf das Sündenbabel und das Sündenbabel auf ihre Jungfernschaft. Ein Fahrender packt sie schließlich in den Bergen. Es geht ihr wie ihrer Mama schon: sie bekommt ein uneheliches Kind.

Nein! . . . Daß ich bei der dichterischen Wahrheit bleibe: sie vermählt sich post festum dem Anvertrauten auch standesamtlich an!

Aber dieser fragwürdige Held donnert sich eine Kugel hinter die Ohren, weil es beim modernen Mann eben nicht mehr zum Lebensganzen langt.

Als Satire gesehen ist dieser Roman famos. Er hat Tempo, Leidenschaftlichkeit. Er ist rechthaberisch, verbissen, engstirnig. Er schreit allen Widerspruch zu Boden.

Die Heidin ist die Heldin! Basta! Die Heldin ist absolut, unfehlbar. Basta!

Wer an sie nicht glaubt, zahlt einen Taler.

Da man heute mit dem Taler knausert . . . glaubt man!

Max Mohr hat gewonnenes Spiel, nicht wahr?

★

In das Jahr 1852 greift Josef Ponten zurück in der meisterlichen Novelle „Seine Hochzeitsreise". Er behandelt das Ende Alfred Rethels.

Diese Novelle, man könnte sie auch einen kleinen Roman heißen, so stark ist weitere Umwelt in den strengen Ablauf dieser tragischen Fahrt eingewebt, diese Novelle ist das schwesterliche Ereignis zu Mörikes unsterblicher Erzählung: Mozarts Reise nach Prag. Hier wie dort, der zärtliche Duft eines beglückten Unterwegs; hier wie dort, die Landschaft einbezogen in das innere Spielwerk der Herzen; hier wie dort, die Schwermut eines Abschlusses. Nur was bei Mörike lyrische Andeutung, süßeste Melancholie und romantische Ahndung bleibt, wird hier robustes, dramatisches Ereignis.

Alfred Rethel fährt mit seiner jungen, eben angetrauten Frau nach Rom. In wundervoller Klarheit ersteht ein Kreis um Overbeck, entsteht ein Eindruck von dem formalistischen Klassizismus, der die Gemüter dieses Kreises befriedigte. Eine einzige Seele bindet sich an Alfred Rethels jungen Ruhm, der Bildhauer Lotsch.

Kaum ist diese Freundschaft da, wird sie erprobt. Rethel verfällt dem ersten Leid seiner Krankheit, beginnt dem Wahnsinn zu erliegen.

Eine grandiose Szene: Alfred Rethel korrigiert immer sinnloser, immer herzloser in seinen letzten großen, fanatischen Kartons herum. Da nimmt der Freund eigene Arbeiten, rettet das Werk Alfred Rethels und läßt sein eigenes Lebenswerk von einem Irrsinnigen zerzeichnen . . . zerstören . . .

Zu Endenich bei Bonn endet diese Reise, die voll Liebesglück begann, im Irrenhaus, neben Schumann, dem jene unausgesetzten, schrillen Geigentöne eines zweiten Gehörs alle Melodien seiner Seele überdröhnten.

Diese Erzählung Pontens ist hinreißend gekonnt. Jedes Wort hat sein sprachliches Eigengewicht, und jeder Satz ist im Gefüge des Ganzen baumeisterlich überlegt. Jeder Augenblick ist aus dem Historischen gehoben und restlos eingeläutert in gegenwärtiges Empfinden.

Eine Kleinigkeit, eine Äußerlichkeit gebe ich zu bedenken: Josef Ponten benutzt als stilistisches Mittel des Impressionismus die Klammer. Hier ein Beispiel: „Auch seine Mutter, die Witwe, macht ihm Sorgen, die nicht viel zu brechen und zu beißen hat und vom Sohne fast ganz unterhalten wird, die unverheiratete Schwester und der Bruder Otto (er malt auch, aber mein Gott!)." Dieser Nachsatz in der Klammer will recht betulich sein, will aus dem Rahmen fallen. Er weiß sich in seiner Klammer vor jedem Angriff gesichert. Aber er ist unkünstlerisch. Er ist ein Mittel des Jour-

Digitized by Google

nalismus, und wer nicht für den Tag schreibt, darf sich alltäglicher Mittel nicht bedienen.

Der Journalist muß jedes Mittel an sich reißen. Er weiß sich überlesen, er weiß sich, von der Rotationsmaschine verfolgt, nicht imstande, jeden Einfall auszuarbeiten, er feuert irgendeinen Reiz in Klammern.

Der Künstler darf diese Platzangst nicht haben, für ihn gibt es keine Zeitmaße, die seine Arbeit bestimmen könnten. Er trägt die Verantwortung für den reinen Erhalt einer ausgereiften Sprache und wenn auch er die Klammern übernimmt, wird es nicht lange dauern, und der Journalist muß wieder stärker drücken und bringt die eckige Klammer auch noch in Gebrauch, bis zuletzt alle mathematischen Zeichen und Vorzeichen bei künstlerischen Anlässen in Benutzung stehen . . .

★

Fritz Reck-Malleczewen porträtiert „Jean Paul Marat". Er vermag es, jene Epoche zu der unseren zu machen. Revolution!

Marat beginnt als serviler, kleiner Tierdoktor. Er beginnt als Angestellter, als Unterdrückter. Marat schreibt Artikel. Marat wird ein Held für die Weiber des Fischmarktes, für die Damen der Gesellschaft. Er wird Held für die Royalisten, für die Girondisten und für die Sanskulotten. Marat hat einen Buckel, darin hat er sein Ressentiment. Alle Helden haben einen Buckel, eine Stelle, an der sie sterblich sind. Marat hat keinen einzigen Gegenspieler. Er ist der lautere Haß.

Sein Lebenselement ist der Haß. Haß gegen allen Besitz, auch gegen den Besitz glatter, gesunder Glieder. So wird er die Schneide, die Schärfe der Guillotine. Marat hat doch einen Gegenspieler, einen einzigen, das ist Charlotte Corday d'Armont, die Urenkelin des Tragödiendichters Corneille.

Sie sieht in ihm das unbestechliche Richtschwert der Fügung.

Er sieht an ihr die runden Beine und die pralle Brust.

Der Kampf beginnt. Neid . . . Eifersucht . . . Ehrgeiz . . . Die Corday sticht Marat in das Herz und küßt die Stirn ihres Mordes. Marat stirbt selig. Marats Guillotine küßt die Corday. Sie lächelt auf dem Schinderkarren. Ihr Haupt, an den Haaren über das Volk gehalten, lächelt . . . lächelt . . . Beide sind Schächer. Zur Rechten . . .? Zur Linken . . .? Sie leiden und sie werden gerichtet.

Der Vordergrund dieses Kampfes birgt im Rücken: die Girondisten, die Nutznießer der Zeit, die auf den Boden der Tatsachen Treter, die Nachtreter, die Nachbeter, die Revolutionsgewinnler, die Advokaten, die Deputierten, die Schönwetterpatrioten, die neuen Herren: die Girondisten!

Sie kratzen die Wappen aus den Equipagen des Adels und setzen sich selbst hinein und kutschieren die neue Zeit.

Jean Paul Marat ist ein historischer Roman?

Er ist ein politischer Roman!

Seine Requisiten, seine Dialoge, seine Handlung, seine Sprache, alles ist Gegenwart.

Im Märzheft

beginnt der neue Roman

Mario und Gisela

von

Waldemar Bonsels

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Fasching — Bunte Leinen — Konzert — Hochhaus vor 5000 Jahren — Wandschmuck im Kinderzimmer — Das modernste Steinkohlenbergwerk — Grock und Shaw — Zu unsern Bildern

Der Fasching eröffnet das Heft mit dem närrischen und doch melancholischen Gemälde von Karl Hofer. Auch in dieser Rundschau sei dem festlichen Treiben dieser Wochen der erste Platz gewährt. Des Brüsseler Malers Massonet „Fröhliche Gesellschaft“ hat nichts von dem Ernst des Deutschen, der selbst im lärmenden Jubel der Tanzkapelle schwermütige Klänge zu vernehmen glaubt und auch in der bunten Jacke die Frage nicht vergißt: „Was soll all der Schmerz und Lust?“ Diese Gesellschaft wird von der Stunde des Übermuts

Fröhliche Gesellschaft. Gemälde von Massonet

Digitized by Google

Karierter Leinenstoff. Entwurf von Anny May
(Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk, Düsseldorf.) Aufnahme Hans Finsler, Halle a. d. S.

beherrscht, und wenn uns die Form der Darstellung eckig verzerrt erscheint, so ist das nichts anderes als die Jazzmusik, die mit ihren jähen Rhythmen diesen Menschen aufspielt.

★

Noch bis vor kurzem hätte es sich nicht gelohnt, Gewebe in einfarbiger Wiedergabe zu zeigen. Der Mut, den die neue Lichtbildkunst auf allen Gebieten beweist, hat das Unwahrscheinliche möglich gemacht: die uns von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in Düsseldorf eingesandte Aufnahme von Hans Finsler in Halle beweist das. Sie zeigt, nach einem Entwurf von Anny May, einen bunten Leinenstoff und vermittelt einen klaren Begriff nicht nur vom Muster, sondern auch von der Art des Gewebes. Solche und ähnliche Stoffe bringen die Vereinigten Werkstätten neuerdings vielfältig heraus, in den Farben z. T. genau auf Tapeten abge-

Digitized by Google

Fürs Frühjahr: Aufgeschlagener Phantasiestrohhut vom Atelier Blanche. Aufnahme C. Patek

stimmt. An den Entwürfen haben sich u. a. auch so namhafte und geschmackvolle Künstler, wie Prof. Breuhaus und Paul Laszlo beteiligt. Wer solche Stoffe verwendet, sichert seiner Wohnung einen heiteren Klang, einen Schmuck, der — wie entscheidend ist das in neuen Häusern — keinen Platz wegnimmt.

★

Gerade zur rechten Zeit, nämlich überraschend früh, schickt uns unsere Wiener Mitarbeiterin Claire Patek Bilder von der Frühjahrsmode. Sie zeigt für die Reise an die Riviera ein langes, schwarzes Abendkleid mit den neu aufgenommenen Taffetrosetten und, was einen größeren Kreis von Leserinnen angeht, einen Strohhut mit aufgeschlagener Krempe. Dieser Hut wird Gesetz werden. Im übrigen bevorzugt die Mode wieder einmal Schwarz, was nicht verhindert, daß man z. B. zu unserem Strohhut ein Prinzeßkleid in rotem Crepe Mongol mit weiter Smokingjacke trägt. Sehr beliebt sind kleine Kostüme mit Bolerojäckchen und Fransenabschluß, dazu eine eingenähte weiße Bluse.

★

Der Berliner Otto Marquardsen ist armer Leute Kind, und als einmal ein freundlicher Gönner zu ihm sagte: „Sie haben sich von unten heraufgearbeitet," erwiderte er: „Immerhin bin ich erst im Zwischenstock." Diese Antwort aus dem Munde eines Vierzigers wirft ein helles Licht auf das sich nie genugtuende Streben eines echten Künstlers. Als uns Marquardsen sein neues Bild „Das Konzert" überließ, sagte er: „Mit großem Fleiß muß man alle Energie aufwenden, um sich durchzusetzen. Malen lernt man nur durch Malen." Man sieht es seinen Bildern, die gegenständlich das Berliner Leben bevorzugen, sofort an, daß viel Fleiß darauf verwendet worden ist. Marquardsen arbeitet jede einzelne

Für den Frühling an der Riviera: Langes, schwarzes Abendkleid mit großen Taffetrosetten Aufnahme C. Patek

Digitized by Google

Konzert. Gemälde von Otto Marquardsen

Figur mit unnachsichtlicher Sorgfalt durch, selbst auf die Gefahr einer gewissen Trockenheit hin. Denn er erobert sich dadurch etwas Kostbares, das Entscheidende: Wirkung. Es wird manchen geben, dem seine Art nicht gefällt, aber im Gedächtnis behalten wird er sie, und zwar als eine Kunst, die mit altmeisterlicher Treue der Wirklichkeit nachzugehen sich bemüht. Altmeisterlich! Das ist das Wort. Marquardsen glaubt in Bescheidenheit, die Alten seien nicht zu übertreffen. Aber er will sie wenigstens erreichen. Und er hat auch zwei Zauberworte dafür: labore et constantia, d. h. durch zähe Arbeit. Glückauf!

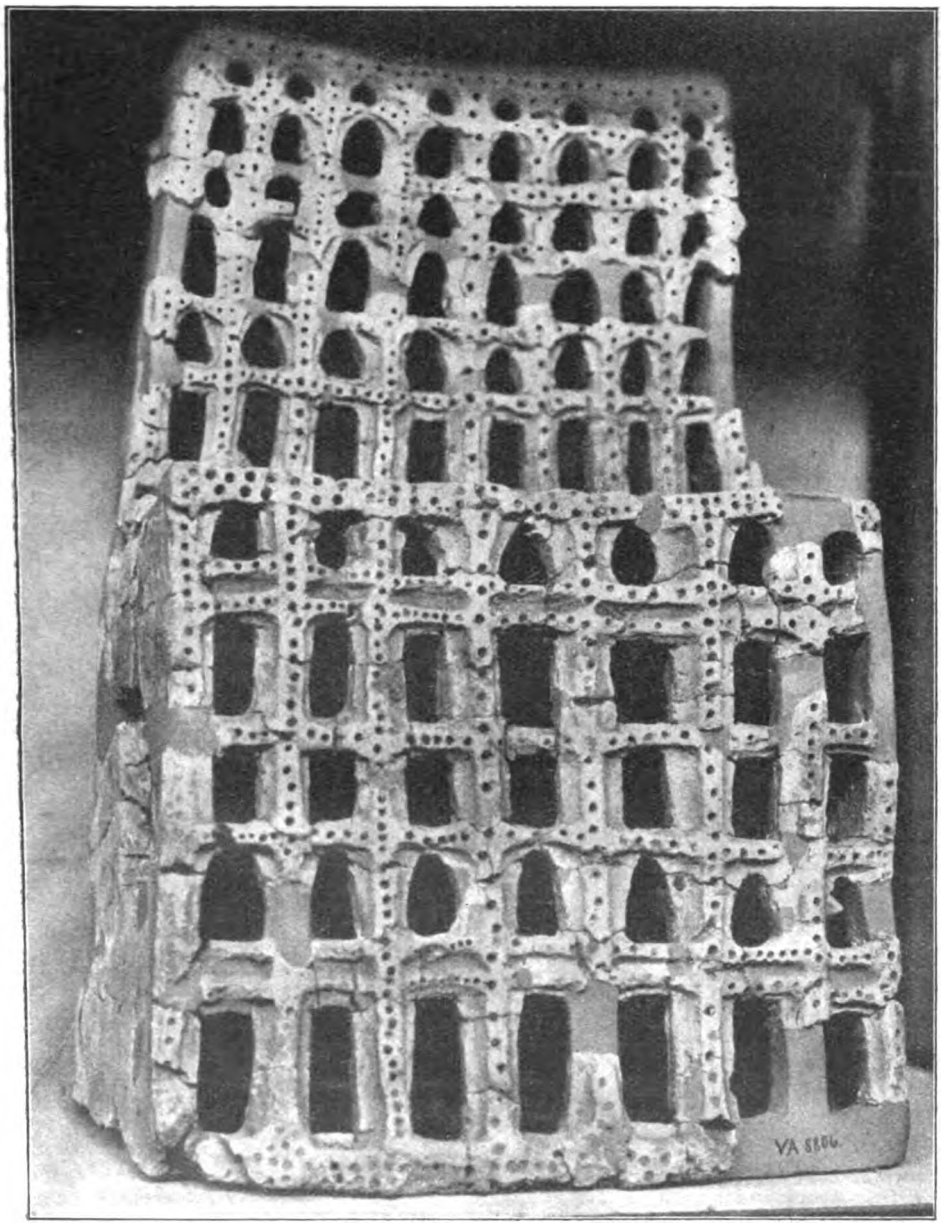
★

Hochhaus vor 5000 Jahren? Das ist kein Bluff. Aber so ganz sicher ist die Sache nicht. Das hier abgebildete Hochhaus in Assur steht natürlich nicht mehr, so wenig wie der babylonische Turm. Doch es ist auch nicht etwa eine gelehrte und strittige Rekonstruktion, sondern ein Modell, wie sie Professor Ernst Walter Andrae von den Berliner Museen bei den deutschen Ausgrabungen in Assur gefunden hat. Diese Häuser geben allerlei Rätsel auf. Wie waren sie in einem holzarmen Lande, das keine Rohskelette kannte, konstruiert? Geben sie durchaus Wirklichkeit wieder? Oder sind es bloß Architektenträume, deren Gestaltung man als Hausaltärchen benutzt hat? Man weiß es nicht und erfährt es vielleicht niemals. Nur soviel steht fest: Die Großstadtzivilisation Assyriens hat wie auf andern Gebieten so auch auf dem der Architektur zu ähnlichen Erscheinungen wie in unserer Zeit geführt. Der Gedanke des Hochhauses ist gefaßt worden, und wenn er aus Mangel an technischen Hilfsmitteln Entwurf geblieben ist, hat das wenig zu sagen. Denn der Gedanke ist das Entscheidende.

★

Aus dem Landesgewerbe-Museum in Stuttgart, das seine Blüte unserm verehrten Mitarbeiter Prof. Dr. Gustav Pazaurek verdankt, geht ständig ein reicher Strom von Anregungen aus, die alle erdenklichen Gebiete des Kunstgewerbes befruchten. Wie oft haben wir an dieser Stelle Veranstaltungen des Museums erwähnt! Auch den reizenden Wandbehang für ein Kinderzimmer haben wir in einer Ausstellung des Museums entdeckt. Er stammt aus einer heiteren Folge,

Digitized by Google



Hochhaus vor 5000 Jahren

die der schwäbische Künstler Richard Doelcker geschaffen hat, mit viel Sinn für Kinderaugen, mit Gefühl für Kinderherzen und mit dem sicheren Wissen um dekorative Wirkung.

★

Der Photograph Hans Pusen in Hannover-Döhren verfolgt mit besonderer Aufmerksamkeit neue industrielle Anlagen, soweit sie sachlich oder künstlerisch Fachleuten und Laien etwas Bemerkenswertes zu sagen haben. Er zeigt hier das modernste Steinkohlenbergwerk Europas, die neuen Pattbergschächte von „Rheinpreußen" zu Repelen am Niederrhein. Die Aufnahme zeigt: Förderturm, Mischturm, Kohleturm und Kokerei, sämtlich durch Gummitransportbänder fließend miteinander verbunden.

★

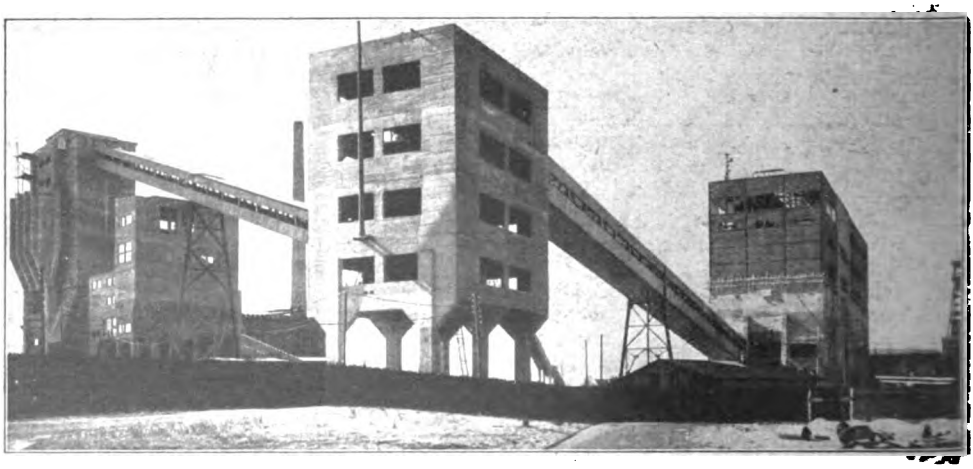
Digitized by Google

Wandbehang für ein Kinderzimmer. Entwurf von Richard Doelcker, Vitri sul mare

Den höheren Blödsinn oder sagen wir feierlicher: den philosophischen Humor des weltberühmten Clowns Grock haben die Skizzen von Marei Wetzel-Schubert mit heiterer Leichtigkeit eingefangen. Die meisten unserer Leser werden ihn kennen, und wer ihn noch nicht gesehen hat, nehme die nächste Gelegenheit wahr, denn ihm steht ein großer Genuß bevor. Dieser weise Narr betreibt auf eine stille Art seine herrlichen Späße. Er kommt mit seinem Riesenkoffer auf die Bühne und entnimmt ihm die zärtlich geliebte kleine Geige. Er kämpft wie ein Mann mit der Tücke des Objekts, die ihm aus Klavieren und Stühlen tückisch entgegenfaucht, und manchmal will uns scheinen, als wäre der graue Mann in der unglaublichen Hose und mit dem mehr gütig als grotesk lächelnden Antlitz ein Zauberkünstler, der nicht nur uns die Dinge, sondern auch sich selber zu wandeln die Kraft hat, vielleicht Prospero, der das tiefe Wort spricht: „Wir sind von solchem Stoff, aus dem die Träume werden." — Fast noch schärfer als die Künstlerin Grock, freilich auch nicht ganz so liebevoll, hat Hans Füsser Bernard Shaw gesehen. Ganz natürlich! Denn dieser respektlose Spötter, der es als alter Sozialist fertig bekommen hat, im „Kaiser von Amerika" die Demokratie zu peitschen, ist nicht so umgänglich wie der melancholische Clown. — Als drittes graphisches Blatt bringen wir die Radierung „Schichtwechsel" von Albert Burkart, einem jungen Künstler, der den Fluch der Industrialisierung tief gefühlt hat und packend gestaltet.

★

Zu unseren Bildern! Die Rundschau schließt mit einem Bilde des siegreichen Herrenreiters Hans Koerfer-Köln, dessen Name, zusammen mit denen seiner drei Genossen, vor kurzem durch alle Blätter lief. Gemalt hat ihn der junge Max Poebing-Mylot, der uns eine große Anzahl vortrefflicher Bildnisse, namentlich auch Kinderporträts, gezeigt hat. Für den, wie wir glauben, höchst fesselnden Aufsatz von Alfred Richard Meyer, auch Munkepunke genannt, über Berliner Gaststätten haben wir drei Künstler gewonnen: Miehe, Bato, Ernst Klausz. Die Maler haben Studien an Ort und Stelle gemacht, und aus den vielen Blät-



Das moderne Steinkohlenbergwerk
Die neuen Pattbergschächte von „Rheinpreußen" zu Repelen am Niederrhein

Digitized by Google

Clown Grock. Skizze von Marei Wetzel-Schubert

tern, die ihnen die vielfältigen Eindrücke einer ganzen Reihe von Abenden schenkten, zeigen wir die schönsten. Die drei Künstler sind, was unsere Absicht war, nach ihrer Art sehr verschieden verfahren. Miehe schuf eine Reihe entzückender Ölbilder und Ölskizzen; Bato malte in strengerem illustrativem Sinn zeichnerisch blendende Aquarelle; Klausz griff zum Pastellstift und nahm, was er sah, als blendende Dekoration. — W. Schmidt-Hild, dem die farbenglühenden Papageienblätter zu danken sind, ist unsern Lesern bereits von seinem Kolibri-Aufsatz her bekannt. Er ist einer der wenigen Maler und Graphiker, die bei

Clown Grock. Skizze von Marei Wetzel-Schubert

der Darstellung von Vögeln beiden genugtun: dem anspruchsvollen Naturfreund wie dem Kunstliebhaber. Einfachheit und Klarheit der Idee verbinden sich bei ihm mit höchster technischer Vollendung.

Unter den Einschaltbildern befindet sich ein photographisches Kunstblatt: die verzauberte Ramsaustraße von H. Gutjahr (zw. S. 600/601). — Auch farbig höchst wirksam ist das Mädchenbildnis des Heidelberger Malers Siegfried Czerny (zw. S. 608/609). Er will von den Alten namentlich technisch lernen und trägt deshalb die Farbschichten in ganz besonderer, wie er selbst schreibt: logischer Weise, auf. Er erreicht damit die starke Leuchtkraft und, wie sich später herausstellen wird, unbegrenzte Haltbarkeit seiner Farben. Auch in der Zeichnung schließt er sich an die Genauigkeit der alten Meister an. — Scharf gegensätzlich die Berliner Hinterhäuser (zw. S. 640/641). Dieser trostlose Verfall ist so ausgezeichnet gemalt, daß man ihn ohne Qual betrachten kann. Die Kunst ist eben stärker als ihr Gegenstand, vorausgesetzt, daß sie so echt ist wie die von Franz Lenk, einem jungen Maler, der in starkem Aufstieg, auch was seine Schätzung angeht, begriffen ist. Lenk ist 1898 in Langenbernsdorf im Vogtland geboren und war anfangs Litho-

Bernard Shaw. Karikatur von Hans Füsser

Digitized by Google

Schichtwechsel. Radierung von Albert Burkart. (Linden-Verlag)

graph. 1916 bezog er die Dresdner Akademie, wo ihn Richard Müller, der glänzende Zeichner, nachhaltig beeinflußt hat. Seit 1926 wohnt er in Berlin. — Der Münchner Bildhauer Emil Manz sagt, daß er mit all seinen Modellen, seien es Löwen oder Nilpferde, Hühner oder Gänse, auf freundschaftlichem Fuße stehe. Sie sind ihm eben nicht bloß „Modell"; er strebt sie genau kennenzulernen, und diese genaue Kenntnis merkt man auch seinen „Kämpfenden Wisenten" an (zw. S. 648/649). Manz ist 49 Jahre alt und stammt aus Regensburg. Er war glücklich, als er das Gymnasium mit einer Schnitzereischule vertauschen durfte und endlich die Kunstgewerbeschule in Stuttgart, die Akademie in München besuchte. Aber bald packte ihn Abenteuerlust. Er ging nach Amerika, wo er künstlerisch nicht viel fand, doch etwas sehr Wichtiges lernte: nämlich tüchtig arbeiten. Mit dieser Ausstattung kehrte er nach München zurück und arbeitete sechs Jahre lang bei Professor Hahn, von Anbeginn besonders auf Tierplastik eingestellt. — J. Adler (geb. 1865) ist durch Darstellung von Hüttenarbeitern, Fischern und Bauern bekannt geworden. Sein neues Bild, „Die Schneeschipper", gehört in diese Reihe lebendiger und kraftvoller Schilderungen (zw. S. 656/657). — Einen neuen Klassiker bringen wir zum Schluß: Eugen Bracht mit seinem dramatischen Gemälde aus Rapallo (zw. S. 680/681). **P. W.**

Hans Koerfer-Köln, der siegreiche Herrenreiter
Gemälde von Max Poebing-Mylot

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 26450

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAY 12 1966 97
JUN 7 '66 31 RCD

LD 21A–60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

Digitized by Google